LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1880'

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

APR -5 1966

JUN 10 1966

L161— O-1096

Ges
4

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS
Breslau

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1880.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Jahrgang 1880.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1880.

3612,
1880

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1880.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. — Paul Lindau als Dramatiker. Von Rudolf von Gottschall. — Bilder aus der Tropenwelt. Von Alfred Kirchhoff. — Aus den Memoiren Louis Schneider's. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Unsere Zeitschrift wird ihre ernste kritische Arbeit von jetzt ab bisweilen durch Gespräche mit dem Publikum unterbrechen, in denen sie sich mit ihm über manches, was in der Literatur oder in der Theater- und Kunstwelt vorgeht, in ungezwungener Weise unterhält.

Die leichte Causerie ist ja schon durch die Tendenz dieses Blattes und seinen Titel nicht ausgeschlossen. Seitdem Kotzebue im Jahre 1818 dieses Blatt als „Literarisches Wochenblatt" begründete, hat es mancherlei Entwickelungen durchgemacht, aber für die Unterhaltung des Publikums zu sorgen, indem es in die kritischen Besprechungen anziehende Mittheilungen aus den besprochenen Werken einfügte, hat es sich stets zur Aufgabe gestellt. Stets suchten unsere Blätter ein Bild der ganzen Bewegung unserer Literatur zu geben, den Extract neuer Memoiren, Reisewerke und Geschichtswerke mitzutheilen, die Bilanz philosophischer Schriften in verständlicher Weise zu ziehen und, ohne sich in ein dichterisches Album oder eine Anthologie zu verwandeln, doch durch Mittheilung besserer Gedichte und gelegentliche, erheiternde Proben des Mislungenen, durch einzelne aus Dramen herausgehobene Scenen, durch Schilderungen, welche Romanen und Novellen entlehnt wurden, ein lebendiges Bild der Dichter und ihrer Werke zu geben, die hervorragenden Schriftsteller dadurch der Theilnahme des Publikums näher zu bringen und die Missethäter in effigie an den literarischen Galgen zu hängen. Le style c'est l'homme — nicht blos durch die Brille des Kritikers sollten die Leser sehen, sondern auch mit eigenen Augen, sodaß sie selbst in den Stand gesetzt wurden, für die Kritik eine Revisionsinstanz zu bilden: statt der abstracten kritischen Formel und neben derselben die selbst zu Wort kommende Dichtung. Das ist das geeignetste Princip einer „literarischen Unterhaltung", die aus der Kritik der Bücher selbst hervorgeht.

Doch auch eine selbständige Causerie hat in unsern Blättern ein gutes Recht. Als seine Vorgänger und Muster citirte schon Kotzebue die „Feuilles littéraires" des Barons von Grimm, und das waren Plaudereien, wie sie in den Bureaux d'esprit des geistreichen Frankreich üblich waren, nicht blos kritische Berichte, sondern freie Gespräche, anknüpfend an dies oder jenes Buch, an diese oder jene Stelle in einzelnen Schriften. Selbst die Gelehrten der Renaissancezeit liebten es, neben ihren ernsten Werken Flores und Amoenitates ihrer Nebenstunden zu veröffentlichen, und ein Humorist wie Jean Paul war unerschöpflich, für die Plaudereien, mit denen er seine Erzählungen unterbrach, immer neue Namen zu finden: Extrablätter, Musttheile, Frucht- und Blumenstücke, Enclaven u. s. w.

Der literarische Salon ist in Deutschland ausgestorben, es gibt keine gesellschaftlichen Mittelpunkte mehr, von denen ein tonangebender Einfluß auf die Literatur ausstrahlt: und doch war auch in Deutschland die literarische Causerie einmal an der Tagesordnung. Die Leseabende bei Ludwig Tieck haben mehr noch als seine Schriften die eigentliche Aera des Shakspeare-Cultus in Deutschland inaugurirt; der Hofrath mit den phantasievollen Augen hatte eine Gemeinde um sich versammelt, die auf seine Orakel lauschte, denn es gab dort nur Orakel und nicht Debatten. Dann kam die nachromantische Periode in Berlin und Dresden; da

1161667

gab es belletristische Abende bei Thee und Butterbrötchen; alles dünn und dürftig, der materielle wie der geistige Genuß; Gedichtchen für die „Abendzeitung" wurden vorgelesen und Novelletten kritisirt. Besonders in Elb-Athen herrschte der Blaustrumpf: hat doch noch vor einigen Jahrzehnten der berühmteste Phrenolog die Köpfe von mehr als vierzig Schriftstellerinnen dort untersucht! Gleichviel: es war eine genügsame und flache Aesthetik, doch der Salon hatte wenigstens einen ästhetischen Anflug. Später in Berlin verjüngte er sich wieder unter dem frischen Hauch einer erregtern Zeit: er fand eine glänzende Repräsentation durch Varnhagen von Ense, einen so feinen und empfänglichen Kopf; der wärmste Goethe-Cultus vereinigte sich hier mit freudiger Anerkennung der jüngern Talente; die Zusammenhänge mit der Politik des Tages, mit all den Charakterköpfen, welche Varnhagen mit feiner Silhouettenschere ausschnitt oder Freiherr von Sternberg mit rascher Auffassung und glücklicher Wiedergabe aufs Papier warf, blieben immerfort lebendig und schützten den „Salon" vor belletristischer Einseitigkeit. Gleichwol gingen von hier literarische Anregungen aus, die vielfach maßgebend wurden, und auch das Theater merkte die Ausstrahlungen von diesem Foens geistiger Bildung.

Das ist jetzt alles anders geworden: kein Varnhagen, keine Gräfin von Ahlefeld, keine Bureaux d'esprit mehr in Berlin; große Gesellschaften auch in der Literaturwelt, ein Pêle-mêle von Interessen, die Börse tonangebend im Salon und Theater, wenn auch kein „Giftbaum", doch gewiß kein Baum, welcher der Dichtung Schatten gibt; Kalauer schwirren wie Maikäfer durch die geistige Luft dieser Kreise, welche den Erfolg feiern, den sie selber geschaffen haben; überdies ein Wirrwarr von Meinungen, der politische und militärische Ruhm drückt auf den literarischen: es fehlt jeder Zusammenhang. Wohin soll da das intime Gespräch über Dichter und Dichtung sich flüchten? Dichter werden überhaupt gering geschätzt in der Bühnenwelt und im Buchhandel: oder vielmehr, man hat für die Größe der Dichter einen neuen Maßstab gefunden, den einzig gültigen, den Kassenerfolg. Geschickte Arrangeurs und Appreteurs, Umfärber und Nachmodellirer ohne einen Funken Inspiration gelten jetzt für Poeten, ein Miethpferd, das nie aus der Hippokrene getrunken und durch Stallfütterung ernährt wird, für einen Pegasus: alles spricht mit, alles gibt den Ton an; man plaudert nicht mehr, man schreit auch in der Literatur, gibt sich Stöße und Püffe, bricht sich mit den Ellbogen Bahn. Die Poesie bedarf eines stillen Cultus: in den Kreisen der Eingeweihten empfing früher das Talent die Taufe, und von hier aus verbreitete sich sein Ruf; jetzt werden die sogenannten Talente huckepack unter Hurrah über den Markt getragen und dann gelegentlich wieder auf das Pflaster geworfen.

So mag die literarische Causerie, die aus den Salons verbannt ist, eine Freistatt in diesen Blättern finden. Wir machen keinen Anspruch darauf, ein Bureau d'esprit zu sein: uns wird die Sache immer mehr gelten als die geistreiche Form, als die Schaum- und Seifenblasen, mit denen die Anhänger des Esprit à tout prix ihre Gaukelkünste treiben; den Ruhm des Saphir redivivus, der neuen „Klatschrosen", „Blauen Blätter" und „Dummen Briefe" überlassen wir einem Publikum, das ja stets neue derartige Edelsteine in seine geistige Krone steckt und neben irgendeiner Diva der Bühne einen Divus der Literatur verherrlichen muß, wenn er auch zu den Diis minimarum gentium gehört. Wir selbst und gleichgesinnte Autoren werden in diesen fliegenden Blättern, die wir bisweilen der regelmäßigen Buchkritik vorausschicken wollen, literarische Tagesfragen und ästhetische Grundfragen herausgreifen, zu denen uns ein Ereigniß der Literatur, der Bühnenwelt, eine interessante Stelle eines neuen Werks Anregung gibt; aber wir werden in diesen Homilien, wenn auch ihre Form keine Predigtform, sondern diejenige einer leichten und beweglichen Unterhaltung ist, die ernsten Ziele stets im Auge behalten, die uns bei der Redaction dieser Blätter immer als erstrebenswerth für unsere neue Literatur vorgeschwebt haben.

Unsere Frontstellung ist zum Theil eine veränderte. Wir sind stets für das Moderne eingetreten, für alles, was eine Ader der Gegenwart berührt, wir haben uns stets energisch gegen die poetische Galvanisirung des unwiederbringlich Todten, gegen die akademische Studienpoesie gewendet, die mit allen erdenklichen Formen kokettirt; aber wir haben für dies Moderne die dichterische Form verlangt und die ideale Haltung. Die jüngste Zeit hat nun dem Modernen allerdings den Sieg verschafft, wobei selbst unsere Gegner vielfach die Waffen aus unserm Arsenal genommen, ja selbst mit großer Unverfrorenheit Plagiate aus diesen Blättern und sonstigen Werken als geistigen Schmuck zur Schau getragen haben, nicht aber wie der Homerische Held die Spolien des Gegners, wie die Rothhaut die Scalpe der erlegten Feinde, nicht einmal wie der Bewohner von Neuguinea sich mit den Kakadufedern schmückt, von denen jede beweist, daß er einen Feind besiegt, sondern der Schmuck war einem unbesiegten Gegner aus der Lade geraubt. Doch diese Apostel des Modernen aus zweiter Hand verkehrten alsbald unser Princip, indem sie die von uns verlangte ideale Haltung verleugneten und den nackten Realismus aufs Schild erhoben. Alles, was dichterischen Geist athmete, was in der Form nach künstlerischer Vollendung strebte, wurde als abgethan in die Rumpelkammer geworfen, namentlich für die Bühne eine Epoche des Verfalls eingeleitet, indem Intendanten, Directoren, Kritiker und Publikum Arm in Arm eine Kette bildeten und das Auto de Fé umtanzten, bei welchem die dichterischen Schöpfungen in Flammen aufgehen und alles Ideale in Schutt und Asche verfällt.

Gegen diese Entstellung und Verzerrung des Modernen, gegen diese falsche Einseitigkeit, mit welcher ein berechtigtes Lebensprincip unserer Literatur, wir möchten sagen abgeledert wird, um die Blößen untergeordneter

Talente zu bedecken, werden wir energisch in den Kampf gehen; denn ein falsches Princip ist weniger gefährlich als die Verdrehung des richtigen. Wir werden dabei gelegentlich auch auf wichtige Fragen der Poetik, auf Detailfragen des dichterischen Schaffens zu sprechen kommen; denn wie bei allem organischen Leben ist auch in der Dichtkunst das Kleine von gleichem Gewicht mit dem Großen, und das kleinste verkümmerte Glied kann den Organismus in Mitleidenschaft ziehen.

So wollen wir den kritischen Besprechungen diese „Literarischen Unterhaltungen" vorangehen lassen, in der Hoffnung, damit auch auf kurze Zeit den flüchtigern Leser zu fesseln und manche Principien der Kritik, die sich in längern Beurtheilungen verstecken, hier in selbständiger Fassung aus Licht hervorzuheben. Polemisch gegen falsche Richtungen, anerkennend gegenüber dem einzelnen Talent, unerbittlich gegen die Schlechtigkeit der Gesinnung, mit Männerstolz gegenüber den kritischen und theatralischen Machthabern, in der Dichtung den Adel künstlerischer Form und die ideale Richtung vertretend zugleich mit dem modernen, aus dem Geist der Zeit herausgeborenen Inhalt: so sollen diese literarischen Flugcorps, die dem Gros vorausziehen, mit ihm dieselbe Fahne tragen, unter welcher diese Blätter wie die „Poetik" und „Nationalliteratur" des Herausgebers stets gekämpft haben, jene tricolore Fahne, welche auf ihren drei Farbenstreifen die Inschriften trägt: moderner Inhalt, ideale Form und Richtung, und unerschrockene Gesinnung!

Die Redaction.

Paul Lindau als Dramatiker.

Theater von Paul Lindau. Zweite Auflage. Drei Bände. Berlin, Freund u. Jeckel. 1879. Gr. 8. Jeder Band 4 M. 50 Pf.

Die vorliegende Gesammtausgabe der Lindau'schen Dramen gibt uns ein vollkommenes Bild des Dramatikers; zur Ergänzung desselben müssen wir aber den Kritiker Lindau ebenfalls ins Auge fassen; denn die kritische Thätigkeit dieses Autors ist nicht nur seine vorwiegende, sie geht neben seiner schöpferischen einher, um dieser den Weg zu bahnen, und was sie dabei aus dem Wege räumen will, mag uns besonders über die Intentionen des Dichters aufklären.

Paul Lindau verlangt für die Bühne das sociale Drama, Conflicte aus der Gegenwart; er macht als Kritiker aus seiner Abneigung gegen die Schiller'sche Tragödie kein Hehl und spricht es offen aus, daß die Schiller'sche Richtung ein Verderb für die deutschen Bühnen sei; er setzt das Trauerspiel in Versen auf den Aussterbeetat. Was er gegen die Jünger der Schiller'schen Dramatik sagt, das trifft ebenso den Meister selbst. Mehr oder weniger würde dies auch die Dichter treffen, die in Shakspeare'schem Sinne und Stil dichten: das ist alles altes Eisen und gehört in die Rumpelkammer der Literatur. Der poetische Stil auf der Bühne ist gerichtet; dort soll nur die volle Lebenswahrheit herrschen, und was über den Ausdruck derselben hinausgeht, erscheint als unberechtigt. Dichten ist bekanntlich ein Uebermuth und für die Bühne ein Ueberfluß; lyrischer Ausdruck der Empfindungen ein vollkommenes Hors d'œuvre, mit dem besonders eine realistisch geschulte Schauspielkunst nichts mehr anzufangen weiß, ebenso wenig ein realistisch geschultes Publikum. Der Sieg dieser Richtung ist in der Gegenwart ziemlich durchgreifend: es besteht nur noch die grenzenlose Anomalie, die in der Pflege des classischen Repertoirs liegt; denn jedes dieser classischen Stücke ist ein fortwährender lebendiger Protest auf der Bühne gegen die Einseitigkeit der hereinbrechenden Neuerung. Immer von neuem bewährt sich die erhebende Kraft der dichterischen Weihe, welche die von der tragischen Muse geschaffenen Gestalten umschwebt; neben dem dramatischen Schnitzwerk der Realisten stehen sie in plastischer Größe da.

Die Gegner haben Paul Lindau mit Kotzebue verglichen: bei unbefangener Würdigung der Verdienste des letztern ist dieser Vergleich gar nicht in solchem Maße herabsetzend, wie sie es glauben. Doch ist er in Einer Beziehung hinkend: Kotzebue war kein Gegner, sondern ein Jünger Schiller's, den er ja auch in Weimar auf Unkosten Goethe's feiern wollte; Kotzebue hat viele Schau- und Trauerspiele in Versen geschrieben, die durchaus nicht so unpoetisch sind, wie man vielleicht glauben möchte, und das Gepräge der Nachahmung Schiller's deutlich an der Stirn tragen; er war also keineswegs ein Realist de pur sang, ein Principienreiter des gesunden Menschenverstandes und der nackten Lebenswahrheit auf der Bühne; er war ein vielseitiger Autor und der idealen Tragödie keineswegs entfremdet und abgeneigt. Uebrigens gilt von der Lyrik im Drama derselbe Spruch, den ein alter Dichter von der Natur sagt: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

Paul Lindau, der enragirte Gegner des lyrischen Elementes im Drama, kann dasselbe doch in seinen eigenen Stücken nicht entbehren. Da er selbst die Lyra nicht meistern will und meistern kann, so bringt er die Lyrik in der Form unorganischer Einschiebsel an; die Declamation von Gedichten berühmter Dichter, zur Erzielung stimmungsvoller Actschlüsse oder als Motiv für psychologische Entwickelung verwendet, gehört zu den stehenden dramatischen Hülfsmitteln dieses Autors; in seinen meisten Stücken, „Maria und Magdalena", „Ein Erfolg" und „Johannistrieb", findet sie sich; Goethe, Eichendorff und Chamisso müssen der Reihe nach mitreden; statt der Lyrik des Autors haben wir die Lyrik anderer Dichter, und wenn die Lyrik aus

erster Hand aus dem Drama verwiesen ist, schiebt sich diejenige aus zweiter Hand, die Anthologie, in dasselbe ein.

Daß die Schiller'sche und die in die Fußstapfen dieses Dichters tretende Dramatik einer lebenswahren Charakteristik entbehre, ist ebenfalls eine Ansicht, die aus vielen Lindau'schen Kritiken transspirirt. Mag er im einzelnen Fall die Schwächlichkeit der Nachahmer dafür verantwortlich machen: der Vorwurf ricochetirt auf den großen Dichter selbst, wenigstens auf die in Versen geschriebenen Dramen desselben; denn die Jugendwerke Schiller's läßt Paul Lindau gelten, ebenso wie dies seinerzeit Tieck gethan. Doch gerade jener Vorwurf muß zurückgewiesen werden: Schiller hat alle seine Charaktere mit wahrer und großer Intuition erfaßt; für ein echtes dramatisches Genie ist dies unerlaßlich. Mögen die scharfen Züge der Charakteristik auch unter dem gleichmäßigen tragischen Faltenwurf des höhern dramatischen Stils verborgen sein: sie sind vorhanden, und es ist Sache der darstellenden Kunst, sie hervorzuheben. Diese Butler und Octavio, diese Leicester und Mortimer, ja selbst der kosmopolitische Intrignant Posa sind keineswegs bloße Idealfiguren, Schablonengestalten einer auf den Kothurn heraufgepeitschten Phantasie; es sind scharfgezeichnete Charakterköpfe, bei denen sogar die Schatten überwiegen. Daß der gehobene Ton der dichterischen Sprache sie auf einmal in das Schattenreich herabziehe, ist die durchaus einseitige Auffassung eines Realismus, der die Lebenswahrheit des Dramas in der Anlehnung an die Sprache des gewöhnlichen Lebens sucht.

Doch auch mit voller Beherrschung des Conversationstons, dem jede dichterische Verirrung fern liegt, kann man Charaktere ohne Rückgrat, ohne innere Wahrheit schaffen. Ein Beweis hierfür ist der Commerzienrath Waren in Lindau's „Maria und Magdalena". Hier ließ den Autor die dramatische Intuition gänzlich im Stich. In der Vorgeschichte des Stücks benimmt sich dieser Commerzienrath gegen seine Tochter als ein unerbittlicher Brutus; das ist mehr als ein strenger Vater, das grenzt schon an den Rabenvater; und wie sieht diese Verkörperung des kategorischen Imperativs, des unbeugsamen Pflichtgefühls im Drama selbst aus? Ein alter Geck, eine komische Figur, welcher die Vorgeschichte wie ein unpassendes Novellenkapitel angeklebt ist. Mit einigen Redensarten von Ehre, auf welche der Herr Commerzienrath hält, lassen wir uns nicht abfinden; diese Zugeständnisse an den Vater der Vorgeschichte sind zu schwächlicher Art; man ändert nicht das Gesicht, wenn man einem Charakter solche Zettel auf den Rücken klebt. Und wie diesem Commerzienrath, so fehlt auch der Diana unsers Autors, die zuletzt einen Gecken heirathet, die echte Intuition. Diese Gestalten erinnern an die Figuren der Spielwaarenhandlungen, denen man die verschiedensten Köpfe aufsetzen kann. Si parva licet componere magnis... man vergleiche damit die Schiller'schen Charaktere, auch wenn sie in Versen sprechen. Kein unbefangenes Urtheil wird in Zweifel sein, welchen von beiden das dramatische Rückgrat fehlt?

Die Lyrik ist das Auge der Dichtung; sie ist auch das Auge der dramatischen Dichtung. Man nehme sie fort aus den Meisterwerken eines Schiller, Goethe und Shakspeare, eines Sophokles und Euripides — und man würde damit den Genius blenden, mindestens die geistigen Riesen in einäugige Cyklopen verwandeln. Es handelt sich nicht um heute und gestern; es handelt sich um Unwandelbares, auf welchem die Größe der Dichter beruhte zu der Zeit der Panathenäen wie zu derjenigen der Schiller-Feste, am Cephissus wie am Avon, an der Themse, an der Ilm. Das unvergängliche dichterische Wort allein verleiht dem dramatischen Werke Dauer und Zukunft. Eine Zeit, wo dies verkannt wird, bedeutet fraglos den Verfall der Bühne; geschickte Bühnenschriftsteller treten an die Stelle der Dichter; doch die Cassationsinstanz einer spätern Zeit macht sich früh genug, oft schon nach einigen Lustren, geltend. Es ist also nichts mit diesem Ansturm gegen den höhern Stil im Drama; man vermag einige Zeit lang vielleicht das Publikum und die Schleppenträger desselben, die Directoren, dafür zu gewinnen: die großen Dichter sollen sie uns lassen stehn und nicht in die Rumpelkammer werfen, und neue Talente der Zukunft werden in ihren Bahnen wandeln.

Doch es hieße sich gleicher Einseitigkeit schuldig machen, wenn man der Richtung, welche Paul Lindau vertritt, ihre Berechtigung für die Bühne der Gegenwart absprechen wollte. Zwar in den Jubel, als sei nun das Ei des Columbus entdeckt worden, vermögen wir nicht einzustimmen. Dies sogenannte sociale Drama ist im Grunde eine alte Geschichte, und Kotzebue's „Menschenhaß und Reue", eins der erfolgreichsten Dramen der deutschen Literatur, ist die würdige Ahnfrau der ganzen neufranzösischen Ehebruchsdramatik. So sind sociale Conflicte fortwährend in der deutschen Dramatik behandelt worden, von Iffland auf dem Hintergrunde des Familienlebens, von den Stürmern und Drängern oft mit keckem Hervorheben geschlechtlicher Probleme, wie später von Hebbel; von den jungdeutschen Autoren, wie Gutzkow, im Stil des Rührstücks, und in der Salondramatik von Bauernfeld bereits zum Theil mit directer Anlehnung an französische Muster. Eine Richtung, die einen so langen Stammbaum hat, muß auch in der Gunst des Publikums ein nationales Recht besitzen, und es wäre thöricht, gegen ihre Pflege zu protestiren, sobald nicht die Dichter, die ihr huldigen, sich in kritische Apostel verwandeln und für sie eine Ausschließlichkeit in Anspruch nehmen, durch welche gleichberechtigte und ästhetisch höherstehende Richtungen aus dem Wege geräumt werden sollen. Und wenn diese Autoren den meteorisch aufleuchtenden Glanz einer neuen Aera für sich in Anspruch nehmen, so muß man sie darauf hinweisen, daß ihr Verdienst gerade darin besteht, eine tiefeingewurzelte Richtung unserer Literatur fortzupflanzen.

Paul Lindau hat als Dramatiker außer diesem Ver-

dienst noch ein zweites: er hat in einer Zeit, in welcher das Lustspiel schwankartig sich zur Posse herabsenkte, den feinern und elegantern Lustspielton aufrecht zu halten gesucht und so für das Conversationsstück das angemessene geistige Niveau bewahrt. Nach dieser Seite hin haben die französischen Muster günstig auf ihn gewirkt, und er ist hierin in die Fußstapfen Bauernfeld's getreten. Der Dichter ist ein Bewunderer der neufranzösischen Dramatik: daraus macht er kein Hehl weder in seinen Kritiken noch in seinen Stücken. In „Maria und Magdalena" vertheidigt der Schurke des Stücks die deutschnationale Dichtung; er wird dafür ad absurdum geführt und mag diesen Frevel zu den andern hinzuzählen, um derentwillen er zur Thür hinausgeworfen wird. In seinen Kritiken hat Lindau mit Vorliebe und zum Theil mit Ehrfurcht die Werke der neuen Helden des pariser Parnasses analysirt, ja er hat auch selbst Dramen von Alexander Dumas und Augier der deutschen Bühne angeeignet.

Man würde sich indeß irren, wenn man daraus schlösse, daß die Lindau'schen Dramen auch den Inhalt der französischen Dramatik, gewagte sociale Probleme und Ehebruchsscenen, mit herübergenommen hätten. Dazu ist der Autor zu praktisch und viel zu sehr auf den Erfolg bedacht; er weiß, daß sich solchen Stücken in Deutschland die ersten Bühnen verschließen würden; er hat auch nicht die Ader des socialen Reformators wie Hebbel, auch nicht die Prätensionen eines solchen. Abgesehen von seiner „Marion", einer Nachstudie französischer Dramatik, einem ersten Versuch mit dem Crayon des Dramatikers, bewegen sich seine andern Dramen sämmtlich in gänzlich unbedenklichen Verhältnissen; ihre Antecedentien sind nicht der Sittenpolizei verfallen; ja in diesem Streben, alles Anstößige zu vermeiden, was den Kassenerfolg beeinträchtigen könnte, ging Lindau in einzelnen Stücken, besonders in „Maria und Magdalena", so weit, daß die Motive, auf denen die ganze Handlung sich aufbaut, die Motive der Vorgeschichte, von einer Kindlichkeit sind, die weit über das hinausgeht, was Benedix den Hörern zu bieten pflegt, eine Spielerei, die ein sehr wackeliges Gerüste für den dramatischen Aufbau bietet, denn „kleine Ursachen, große Wirkungen" gilt im Drama nur bei ironischer Beleuchtung.

Was Lindau seinen Mustern jenseit des Rheins abgesehen hat, ist also nicht der problematische Inhalt, sondern die theatralische Technik, der feinere gesellschaftliche Dialog und gewisse stehende Figuren. Was die erstere betrifft, so versteht Lindau meistens die Handlung gegen die Actschlüsse zu steigern, und wo ihm dies nicht gelingt, da läßt er ein Bonmot als Knallerbse vor dem Fallen des Vorhangs explodiren. Es gibt pathetische und epigrammatische Actschlüsse. Die erstern sind im neufranzösischen Drama und bei Lindau selten; nur der dritte Act der „Diana" hat einen solchen Abschluß mit vollen rhetorischen Segeln! Sonst enden die großen Scenen bei ihm oft mit epigrammatischer Wendung: so im dritten Act von „Maria und Magdalena". Schon in seinem Drama „Marion" zeigte er sich eingeweiht in die Geheimnisse der theatralischen Technik: der Schluß des zweiten Acts ist hier effectvoll grell, aber scenisch aufs wirksamste arrangirt.

Was die stehenden Figuren dieser Dramen betrifft, die von Paris herübergekommen sind, so gehört dazu die ingénue. Keine Komödie der Boulevards ohne eine solche; fast kein Lindau'sches Stück ohne die naive Unschuld, die ihm am besten in seinem schwächsten Stück, in „Diana", gerathen ist. Hier heißt sie Elsa, in „Marion" Angeline, in „Ein Erfolg" Eva, in „Tante Therese" Helene, in „Johannistrieb" Grete ... immer dieselbe, mit ein paar zarten Nuancen, die bei genauerm Hinsehen sich vielleicht bemerkbar machen; doch im ganzen kann man eine für die andere setzen. Diese Ingénue ist so stereotyp wie der Clown in den altenglischen Stücken. Nun behaupten wir aber, daß das eine französische Figur ist. Die Ingénues sind keine deutsche Mädchen; mindestens sind sie hier nicht so en masse vorhanden, daß man sie in jedem deutschen Stück mitspielen lassen kann. In Frankreich, wo die jungen Mädchen in Pensionen und Klöstern erzogen werden, wo man alles von ihnen fern hält, was den Blütenstaub von den Schwingen ihrer Psyche verwischen könnte: da ist die Ingénue typisch, das normale Mädchen der Gesellschaft, wie es in der kurzen Zeit zwischen Pension und Ehe umherflattert in den Salons, als weißes Blatt, das erst nachher in der Ehe mit allerlei Hahnenfüßen vollgekritzelt wird. In Deutschland gibt es solche Ingénues nur als Ausnahmen in dem Winkel irgendeiner Idylle oder als aparte Naturwunder. Die deutschen Mädchen sind viel zu reflectirend; ihre Erziehung ist nicht derartig, daß die hundert Eindrücke des Lebens, der Gesellschaft, die verschiedenartigsten Bildungselemente von ihnen fern gehalten werden. Ein Dramatiker mag gelegentlich eine Gurli zeichnen; aber wenn dieselbe in allen seinen Stücken wiederkehrt, so ist das nicht nur schablonenhaft, sondern die Schablone ist überdies falsch, dem Ausland entlehnt.

Auch nach einer andern Seite hin wiegt die Schablone bei Lindau vor: in jedem seiner Stücke stolpert man über eine Staffelei, keines seiner Dramen ohne ein Atelier: nicht entfernt spielen die bildenden Künstler in unserer Gesellschaft eine solche Rolle wie in den Lindau'schen Stücken; und damit hängt auch das fortwährende Ateliergespräch in denselben zusammen. Diese ästhetischen Perspectiven mögen geistreicher sein als die triviale geistige Kost der bürgerlichen Komödie. In „Maria und Magdalena" heißt der Maler Laurentius, malt Ochsen und Orden, ist dabei eine liebenswürdige Künstlernatur und wird gelegentlich zum Anwalt, der die Sache des Autors führt. In „Diana" treten die Bildhauer an die Stelle der Maler, ja das ganze Stück hat eigentlich eine statuarische Pointe. Der junge Held selbst knetet und meißelt, und Laurentius, etwas älter und bizarrer geworden, heißt hier Baldamus und hat den Pinsel mit dem Meißel vertauscht. „Ein Erfolg" freilich gehört ausnahmsweise den

Dichtern; aber in „Tante Therese" haben wir schon wieder einen Maler und eine Staffelei, und im „Johannistrieb" ebenfalls einen Maler und dazu ein großartig arrangirtes Atelier, auf welchem die Hauptwirkungen des zweiten Acts beruhen. Wie lange tönen Wilbrandt's „Maler" in den Lindau'schen Stücken nach! Man sollte meinen, sie wären Gelegenheitsstücke für Kunstakademien.

So ist die Welt der Lindau'schen Dramen nicht sehr reich; die Porträts seines dramatischen Albums lassen sich nach ihrer Familienähnlichkeit in mehrere Gruppen sortiren; doch innerhalb dieses Kreises bewegt sich die Muse des Autors mit vertraulicher Keckheit; es geht ein frischer Zug durch diese Dichtungen; er schiebt seine paar Figuren mit großer Routine hin und her; er ist geschickt, gewandt, hat Esprit, bringt das Feuilleton auf die Bühne, weiß gelegentlich auch seiner Theatersprache anmuthende Wärme zu geben, und wenn man sich auch niemals für die Charaktere interessirt, so weiß er doch die Situationen oft interessant zu machen. Daher erklärt sich der große Beifall, mit dem seine Stücke aufgenommen worden sind.

Das erste Drama Paul Lindau's, „Marion", welches unter der Laube'schen Direction in Leipzig zur Aufführung kam, ist ganz nach der Schablone der französischen Boulevardsdramen gedichtet und hat ungefähr denselben Inhalt wie ein Gesangsschauspiel von Hugo Müller, welches den Titel führt „Von Stufe zu Stufe". Es herrscht ein Realismus in diesem Stück, der oft peinlich berührt. Die Heldin heirathet ohne Liebe, was man begreift, liebt ohne zu heirathen, was man weniger begreift, ergibt sich dem Taumel eines wilden Lebens, trinkt, spielt, beginnt die Aera der freien Liebe mit einem vollkommenen Einfaltspinsel und stirbt dann an der galopirenden Schwindsucht im Spital. Dieses eine Stück ist gleichsam der Extract aus einer Menge von französischen Comédies; schon nach dem zweiten Act ist eine Tragödie oder vielmehr eine Comédie im Sinne der Franzosen zu Ende; wir werden an viele ähnliche Katastrophen erinnert. Die zwei letzten Acte sind frei bearbeitete Camelliendramen. Das Ganze ist ein Lebensbild, das wenigstens die Lebenswahrheit für sich hat; es sind glaubwürdige Motive und Conflicte, so wenig ästhetisch berechtigt sie sein mögen, so sehr uns auf der Bühne die Darstellung des französischen Lorettenthums anwidert, besonders im Stadium der schwindsüchtigen Liederlichkeit. Der Dialog ist indessen bei den schwierigen und herausfordernden Situationen durchweg taktvoll, dramatisch lebendig, und die Führung der Handlung mit Geschick auf den theatralischen Effect zugespitzt.

„Marion" hatte von den Lindau'schen Dramen den geringsten Bühnenerfolg, den größten das folgende Stück: „Maria und Magdalena", welches, am berliner Hoftheater zuerst gegeben, dort eine lange Reihe von Aufführungen erlebte und dann, nach einer ebenso erfolgreichen Aufführung am wiener Stadttheater, die Runde über alle deutschen Bühnen machte. Das Stück konnte solchen Erfolg nur dadurch gewinnen, daß der Dichter auf die problematischen Stoffe der französischen Bühne verzichtete, wenn er auch seine aus dem Studium derselben gewonnene Bühnentechnik hier erfolgreich verwerthete. An die Stelle des crassen Realismus der „Marion", der aber dramatisch vollwichtig war, trat hier, wie bereits erwähnt, eine allzu große Kindlichkeit der Motivirung. Die ganze Vorgeschichte ist wenig glaublich: ein Theil der Charaktere kann so, wie er in die Vorgeschichte eingreift, nicht gedacht werden, da der Widerspruch gegen die Art, wie sie sich im Stücke selbst geben, ein zu auffallender wäre. Ueber diese Unglaublichkeiten täuscht indeß die Führung der Handlung hinweg, da die im Stücke selbst zur Anschauung kommenden Situationen mit großem theatralischen Geschick und mit einem lebendigen, oft pikanten Dialog ausgearbeitet sind. Freilich sind dabei die bequemsten Mittel der Wirkung ausgiebig benutzt: das Laster erbricht sich zwar nicht, aber es wird zweimal mit Geräusch zur Thür hinausgeworfen, und es ist bekannt, daß seit Kotzebue's und Iffland's Zeiten nichts einen wohlthuendern Eindruck auf das Publikum macht und mehr zum Applaus herausfordert als diese dramatische Lynchjustiz, dies Theeren und Federn der dramatischen Bösewichter. Das Stück ist ganz nach dem Muster der Sardou'schen Dramen „gemacht"; aus einzelnen Salonplaudereien und Salongenrebildern, in denen die komischen Lazzi des Brutus-Commerzienraths eine Hauptrolle spielen, wächst das Stück zur großen Scene des dritten Acts zwischen den beiden Heldinnen heraus, die wol die wirksamste in Lindau's Dramen ist. Warum gerade dies Stück der Haupttreffer war? Es hat das intensivste dramatische Colorit, wenn es gleich in seinen Voraussetzungen das haltloseste von allen ist.

„Diana" hatte geringern Erfolg; hier sind die Voraussetzungen nicht störend, nur der Abschluß. Er wirft auf den Charakter der Heldin ein zweifelhaftes Licht, das gerade von ihr fern gehalten werden mußte, da ihr Erscheinen zu solcher Misdeutung Anlaß geben konnte. Indem sie am Schluß dem allerdings gemüthlichen Gecken des Stücks, der aus den Kapiteln eines Paul de Kock'schen Romans stammt, dem Freund aller berühmten Männer, Kuck, ihre Hand reicht, sinkt sie unter jedes dramatisch meßbare Niveau herab. Eine heirathslustige Witwe ist keine Heldin eines ernstgemeinten Schauspiels. Diese „Diana auf der Jagd", wie sie der junge Kurt von Dahlen gemeißelt hat, will anfangs einen Siebzehnender erlegen, den jungen Baron Kurt, und ist zuletzt zufrieden, wenn sie einen Hasen in der Jagdtasche nach Hause bringt. Sie will anfangs den Sohn heirathen, dann will der Vater sie heirathen, wozu sie auch eine Zeit lang, wenigstens bei dem dritten Actschluß, nicht übel Lust hat; zuletzt heirathet sie nicht den heiligen, sondern den komischen Geist des Stücks. Das ist ein offenbarer Misgriff. Das Drama ließ wol eine andere Lösung zu. Und es ist dieser Misgriff um so bedauerlicher, als einzelne Scenen des Schauspiels das dramatische Talent des Autors von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen. Wir meinen damit nicht die

Scenen zwischen Vater und Sohn, die entfernt an die „Beiden Klingsberge“ und den „Père prodigue“ erinnern und zum Theil etwas Verletzendes haben; wir meinen die Liebesscenen zwischen Kurt und Else, Scenen von ausnehmender Frische der Empfindung, und die häuslichen Scenen des adelichen Bildhauers Langmann und seiner kleinbürgerlichen Gattin. Diese Charaktere haben weit mehr innere Wahrheit als diejenigen in „Maria und Magdalena“.

Der zweite Band der vorliegenden Sammlung enthält außer „Diana“ noch das Lustspiel „Ein Erfolg“, ein Lustspiel ohne irgendwelche komische Verwickelungen, aber ein pikantes Feuilleton auf der Bühne, in Ton und Haltung leicht und flott. Fritz Marlow ist ein Renommist aus der Schule des Freytag'schen Boltz, der aber in Herzenssachen seine kleine Taschenuhr doch nie so herausfordernd repetiren ließ. Wie weit wir die romantische Schule hinter uns haben, das beweist gerade dieser Marlow, wenn wir ihn mit dem Holtei'schen Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab“ vergleichen. Wie ohne jeden Anflug von Schwärmerei, wie praktisch werden diese neuen Dramatiker dargestellt! Die Geschichte eines Lustspiels, der Abend im Foyer bei der ersten Aufführung, die Kritik des Publikums, die wandelbaren Meinungen der Regie: das wird alles mit frischer Lebendigkeit vorgeführt, und die Scene, in welcher das begeisterte Mädchen den Lorberkranz für den Dichter hervorholt, wird stets freundlich anmuthen. Episodische komische Figuren, wie Hermine Drossen, der immer falsch citirende Blaustrumpf, und Dr. Klaus, der Lustspieldichter, der keinen letzten Act zu seinem Stücke finden kann, erheitern im Verlaufe des Lustspiels, dessen letzter Act allerdings etwas mager ausgefallen ist. Lindau hat eine Widmung des Stücks an Sonnenthal eingefügt, in welchem er besonders sich gegen zwei Anklagen vertheidigt, einmal daß er seinen Fritz Marlow das Liebesrecept bei Eva in Anwendung bringen lasse, dann daß Eva im Foyer allein bleibe; das letztere bedarf nach unserer Ansicht keiner Rechtfertigung. Was das erste betrifft, so meint Lindau, Marlow liebe Eva noch nicht, als er das Recept bei ihr in Anwendung bringt: er tritt ihr aber doch mit Heirathsabsichten gegenüber, er will doch ihre Liebe sich gewinnen, und das genügt, um diesen „zweifelhaften Scherz“ sehr wenig annehmbar erscheinen zu lassen.

Der dritte Band des Lindau'schen „Theaters“ bringt „Tante Therese“ und den „Johannistrieb“. Es sind dies Stücke, die eine Wendung des Autors kennzeichnen, eine Wendung von seiner burschikosen Sturm- und Drangperiode zur Iffflandiade neuern Stils. Alles Problematische und Herausfordernde fehlt in diesen Stücken; die Luft, die wir athmen, ist diejenige von Iffland's „Hagestolzen“; es ruht eine spätsommerliche Beleuchtung, die der Dichter im „Johannistrieb“ auch theatralisch verwerthet, auf allen diesen Scenen. Die Stücke sind zusammengehörige Dioskuren, das eine ist der Pendant des andern: Tante Therese ist die reife Jungfrau, Philipp Harold der Junggeselle, der sich durch die Liebe zu einem Mädchen verjüngt, die eine unvergeßliche Reminiscenz seines Lebens in ihm wach ruft. Während Therese nur eine Anweisung auf die Zukunft am Schluß des Stücks erhält, wird Philipp Harold der Gatte des Mädchens, das sein Herz gewonnen hat.

Wenn wir diese Stücke Iffflandiaden nannten, so meinen wir damit nicht, daß sie einen altfränkischen Zug haben; die Salon- und Kunstgespräche modernsten Stils wiegen in denselben vor; aber die Grundstimmung ist diejenige der dramatischen Idylle, und der burschikose und pikante Ton tritt zurück gegen die vibrirenden Saiten des Gefühls. Es ist freilich nicht mehr die alte Frische, wenn auch mehr Wahrheit in den Charakteren ist. Der Gegensatz zwischen der weiblich edeln Therese und der lebenslustigen Gabriele, der intriguanten und koketten Weltdame, ist ein weit tieferer als der zwischen Maria und Magdalena: aber die große Scene, in welcher jene zusammentreffen, reicht in ihrer Wirkung nicht entfernt an die große Scene in dem letztern Stück; der Anlaß ist ein zu unbedeutender, die Durchführung nicht stark und ergreifend genug. Mit der maßvollen Beschränkung der frühern Keckheit ist die Farbengebung zu wenig intensiv geworden. Das gilt im ganzen auch vom „Johannistrieb“, obschon dies Stück uns als das liebenswürdigste und stimmungsvollste der Lindau'schen Dramen erscheint; doch es überwiegen eben die Stimmungen; wir fürchten, es wird auf den Repertoiren bald verblassen, es ist ein angenehmes, doch kein starkes Stück.

Ueber die Einacter, den Schwank „Zankapfel“ und das Lustspiel „In diplomatischer Sendung“, kann die Kritik zur Tagesordnung übergehen; sie enthalten nichts, was für die Physiognomie des Dichters charakteristisch wäre.

So tritt das literarische Gesammtbild eines Autors vor uns hin, der auf der Bühne der Gegenwart wie wenige heimisch ist: gewandt in der Beherrschung der Technik, geschickt in der Erfindung und Anlage, elegant und espritvoll im Dialog, doch nur in einer mittlern Gattung des Dramas wirkungsvoll, ohne den Reichthum des Humors und einer in komischen Verwickelungen unerschöpflichen Lustspielweise, ohne die dichterische Kraft, welche sich in großen ernsten tragischen Schöpfungen auslebt, eine ins Ernste und Heitere opalisirende Muse, ein Feuilletongeist mit scharfem Blick für alle durch Arrangement erreichbaren Bühnenwirkungen. Lindau's Einseitigkeit gegenüber andern in höherm Maße berechtigten Richtungen, die bei seinem kritischen Einfluß der deutschen Bühne verhängnißvoll geworden ist, beweist nur die Wahrheit des alten Spruchs von den sauern Trauben: und die Schranken ihres Talents gelten ja vielen auch für die Schranken der Kunst.

Rudolf von Gottschall.

Bilder aus der Tropenwelt.

1. Die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Von Alfred R. Wallace. Autorisirte deutsche Uebersetzung von David Brauns. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. Gr. 8. 7 M.

Der berühmte englische Zoologe, der gleichzeitig mit Darwin, unabhängig von ihm, wiewol auf dem nämlichen Wege eindringender Beobachtung und Vergleichung des organischen Lebens sehr verschiedenartiger Länder, den epochemachenden Gedanken einer steten, wenn auch nur ganz leisen Umwandlung der Pflanzen- und Thiergeschlechter durch natürliche Zuchtwahl erfaßte, der große Kenner des Amazonenstromgebietes, der Bahnbrecher auf dem Felde thiergeographischer Forschung im Bereich des Malaiischen Archipels, legt uns hier eine glänzende Reihe von Schilderungen und streng wissenschaftlichen Erörterungen von solcher innerer Bedeutung und so kunstreich einfacher Form, in so klarer, gemeinverständlicher Sprache vor, daß man dem deutschen Verleger und Uebersetzer dieses Werks aufrichtig dankbar sein muß, so Köstliches einem jeden von uns zugänglich gemacht zu haben.

Wie der Titel andeutet, beziehen sich die Darstellungen des Verfassers überwiegend auf die Tropenwelt, gerade also auf den Theil der Erde, welchen er in Südamerika und Südostasien vorzüglich durchforscht hat. Mehr noch als in seinem schönen zweibändigen Werke über die malaiische Inselwelt verräth er uns in den vorliegenden Skizzen und Ausführungen die weit über den ihm nächsten Kreis zoologischer Studien hinausgehende Vielseitigkeit seines Geistes, seines Beobachtungstalentes, die Feinheit und Schärfe in jederlei Naturauffassung, die ihm eigen sind, und ebenso die Krystallreinheit seiner getreuen, durch Naturwahrheit ausgezeichneten Wiedergabe des Erschauten.

Wallace bezieht seine Charakteristik des Erdgürtels zwischen den beiden Kreisen der Sonnenwende namentlich auf dessen breiten Mittelstreif, die Aequatorialzone, welche er vom zwölften nördlichen bis zum zwölften südlichen Parallelkreis rechnet. Gründlich verweilt er zunächst bei den klimatischen Bedingungen des äquatorialen Naturlebens; er flicht gleich in die Besprechung der naturgemäßen Dämmerungskürze am Aequator ein anschauliches Bild des täglichen Erwachens der Tropennatur ein:

Früh um 5¼ Uhr ist die Dunkelheit noch vollkommen; dann aber unterbricht hie und da ein Vogelruf die Stille der Nacht, wol ein Zeichen, daß Spuren von Dämmerlicht am östlichen Horizont sich merkbar machen. Etwas später hört man den melancholischen Laut der Ziegenmelker, Froschquaken, Klagetöne der Bergdrosseln und fremdartiges Geschrei von allerhand Vögeln und Säugethieren, wie sie gerade der Gegend eigen. Etwa um ½6 Uhr bemerkt man den ersten Lichtschimmer; erst nimmt er langsam, dann so rasch zu, daß es um 5¾ Uhr fast taghell ist. Nun tritt die nächste Viertelstunde hindurch keine bedeutende Veränderung ein; dann aber taucht plötzlich der Rand der Sonne auf und bedeckt die von Thau strotzenden Blätter mit goldglänzenden Perlen, schickt goldene Lichtstrahlen weithin in den Wald und weckt die Natur zu Leben und emsigem Treiben. Vögel zwitschern und flattern, Papagaien kreischen, Affen schwatzen, Bienen summen zwischen den Blumen, und prachtvolle Schmetterlinge wiegen sich langsam in den Lüften oder sitzen mit ausgebreiteten Flügeln im belebenden Lichte. Die erste Morgenstunde ist in den Tropen mit einem zauberischen Reize ausgestattet, den man nie vergessen kann. Alles ist erfrischt, gekräftigt durch den kühlen Thau der Nacht; junge Schößlinge sind oft mehrere Zoll lang seit dem Abend gewachsen. Die Luft ist so erquickend wie möglich; die Kühle des ersten Frühlichts, die an sich sehr angenehm war, weicht einer belebenden Wärme, und der helle Sonnenschein beleuchtet die herrliche Pflanzenwelt der Tropen und stattet sie mit jedem Reize aus, den des Malers Zauberkunst oder des Dichters begeistertes Wort als Ideal der Erdenschöne hingestellt hat.

Selbst neben Humboldt's mustergültigen Schilderungen des tropischen Pflanzen- und Thierlebens behaupten diese Wallace'schen ihren eigenartigen Werth; denn sie suchen zu erklären, wo unser großer deutscher Forscher es oft beim Beschreiben mußte bewenden lassen. Humboldt's Todesjahr war ja zugleich das Geburtsjahr von Darwin's „Entstehung der Arten".

Der heißfeuchte Erdgürtel ist auf allen Festlanden und Inseln der Raum des üppigsten Waldwuchses, noch bis zu erstaunlichen Höhen hinauf. Woher nun die sprichwörtlich gewordene tropische Mannichfaltigkeit in diesen von der Linie geschnittenen Hyläen, während bei uns die schlichte Einförmigkeit von Eichen- oder Buchen-, Fichten- oder Kieferwald herrscht?

Den härtesten Kampf ums Dasein haben die Pflanzen gegen das Klima zu führen. Nähern wir uns der kalten Zone oder der Dürre der Wüsten, so mindert sich regelmäßig die Mannichfaltigkeit der Pflanzengruppen und Arten; eine immer größere Zahl der letztern ist den Bedingungen des Klimas nicht mehr gewachsen, und zuletzt bleiben nur einige wenige, günstig organisirte Formen übrig, welche fortzuleben vermögen. Im hohen Norden sind dies die Kiefern und Birken, in der Wüste einige wenige Palmen, dornige Sträucher und aromatische Stauden. In dem gleichartigen Aequatorialklima gibt es keinen solchen Kampf gegen klimatische Unbilden. Jede Pflanzenform hat sich der gedeihlichen Hitze, der hinreichenden Feuchtigkeit angepaßt, und selbst im Laufe der geologischen Epochen hat sich dieser Zustand vermuthlich sehr wenig geändert. So ist das Resultat des ununterbrochenen Kampfes ums Dasein ein schönes Gleichgewicht der organischen Kräfte geworden, das hier der einen, dort der andern Art Raum gewährt und keine ausschließliche Herrschaft irgendeines Pflanzentypus zuläßt. Die nämlichen Ursachen haben jeden beliebigen Punkt mit irgendeiner Form ausgestattet, die gerade für ihn sich besonders gut eignete. So wachsen die kleinern Bäume im Schatten der größern. So hegt jeder Baum zahlreiche andere Pflanzenarten, und mancher ist so mit aufsitzenden Pflanzen ausgestattet, daß die Gabelungen seiner Aeste und seine horizontalen Zweige zu förmlichen Gärten werden. Kletternde Farne und Arum-Arten ziehen sich an den glattesten Stämmen empor; unzählige Arten von Schlinggewächsen hängen in buntem Gewirr von den Aesten oder winden sich bis über die höchsten Wipfel empor.

Dabei kämpft Wallace, wie in seinem obengenannten Werk, so auch hier gegen einen verbreiteten Irrthum an, der

das in unzähligen Formen sich bietende, aber wesentlich grüne Wälderkleid der Tropen mit dem glänzenden Blütenschmelz in den Farben aller Edelsteine verziert meint:

Man glaubt gar oft, daß in der heißen Zone die Fülle und Pracht der Blüten nicht blos absolut, sondern auch relativ viel größer sei als in andern Zonen. Zwölfjährige Beobachtungen der Vegetation der Tropen in der West- und Ostendhälfte hat mich indessen überzeugt, daß dem durchaus nicht so ist, und daß im Verhältniß zu der Anzahl sämmtlicher Pflanzenarten diejenigen, welche hell- und schönfarbige Blüten haben, in der gemäßigten Zone häufiger sind als in der heißen. Die Fülle prachtvoller Blüten unserer Rhododendren, Azaleen, Camellien, Pelargonien, Calceolarien und Cinerarien, sämmtlich durchaus der gemäßigten Zone eigen, wird gewiß nicht von den Tropengewächsen überboten, ja kaum erreicht.

In der Erklärung dieses Umstandes bezieht sich unser scharfsinniger Forscher auf das von Darwin und dem ausgezeichneten Hermann Müller in Lippstadt am gründlichsten festgestellte Gesetz, daß die Blütenpracht gerade unserer kältern Zonen auf Anlockung der Insekten sozusagen berechnet, d. h. als dazu nützlich durch Naturauslese allmählich entwickelt ist. Unsere schönen Blumen sind nämlich mit dem drohenden Unsegen der Selbstbefruchtung behaftet, da sie kreisförmig um den Stempel gescharte Staubgefäße führen, und diese Selbstbefruchtung erzeugt, wie Darwin nachwies, unkräftige Keime für die neue Generation. Sehr mit Unrecht nannten also die Botaniker bisher die schönen „Blumenkronen“ unwesentliche Blütenorgane: sie sollen Bienen und Schmetterlinge leuchtend und duftend herbeiziehen, welche den Blütenstaub von dem einen auf das andere Exemplar derselben Pflanzenart unabsichtlich übertragen, also die Blüten vor Selbstbefruchtung bewahren, indem sie nur an ihnen naschen wollen. Weiden und Pappeln wie fast alle andern Bäume unserer Heimat bedürfen darum keines Blütenschmucks; ihre Blüten sind nicht zwittrig und der Wind sorgt schon für die Befruchtung. Wallace's Ansicht geht nun dahin, daß die Hauptvermittler der pflanzlichen Befruchtung, die Bienen und Schmetterlinge, in dem Gewimmel des tropischen Thierlebens so massenhaft von Feinden verfolgt und getödtet werden, daß sie, so zahlreich im ganzen ihre Artenzahl sich herausstellt, die Milliarden von Blüten nicht mit jenem Hülfsdienst zu versehen vermögen; einige tropische Blumen mögen ebendeshalb recht übergroß und farbenprächtig geworden sein, wie man ja auf das ganz analoge Verhältniß das Gnomenhafte der großen hochalpinen Blütensterne auf so niedrigem Stengel zurückführt; die meisten Tropengewächse aber mußten Verzicht leisten auf Insektenhaschen, sich der Windbefruchtung anvertrauen oder Selbstbefruchtung üben, folglich durften ihre Blüten unansehnlich bleiben.

Der Raum gestattet nicht, die geistvollen Gedanken unseres Autors namentlich über das tropische Thierleben auch nur andeutungsweise und in einer Auswahl der bedeutsamsten hier vorzuführen. Freunde der Natur- und Länderkunde werden ohnehin das schmucke kleine Buch selbst zur Hand nehmen, um sich an der Seite des weitaus verlaßlichsten Führers auf diesem Gebiete umzuschauen. Denn gerade hier erfreut das glückliche Streben des Verfassers mit reichem Erfolg: erklärend zu schildern.

Nur weniges sei noch berührt. Die überreiche Mannichfaltigkeit auch des thierischen Lebens in jenem bevorzugten Gürtel erläutert Wallace, ebenso wie die des pflanzlichen, aus dem dort nicht wie in den höhern Breiten gegen die furchtbaren Feindesmächte im Gefolge der Winterkälte, zuletzt der anhaltenden Winternacht, gerichteten unseligen Kampf der Geschöpfe, der vielmehr wesentlich als ein Wettstreit mit den übrigen Geschöpfen erscheint, aber als ein nie unterbrochener, äonenalter Wettkampf, in welchem sich die wunderbarsten Formen und Kräfte entfalten und vererben mußten, nie vernichtet durch den Einbruch einer „Eiszeit“, die so große Theile der gemäßigten Zone wiederholentlich als furchtbarster Würgengel heimsuchte.

Verhältnißmäßig thierarm und daher schweigsam erscheint zwar dem Neuling das Dickicht des Tropenwaldes bei flüchtigem Durchstreifen; doch das schärfere Auge des Forschers entdeckt bald überall Gethier, und schon dem Laien imponiren auch bei kürzerm Aufenthalt die herrlichen Tagfalter, die nirgends so häufig als zwischen den Tropen sind:

Wenige Monate fleißigen Sammelns schaffen auf jeder beliebigen Sunda-Insel 150—200 Arten (also weit mehr als ganz Deutschland birgt!); 30—40 kann man an jedem Tage bei gutem Wetter an geeigneten Stellen fangen. Am Amazonenstrom ist ein viel günstigeres Resultat zu erzielen. Ein günstiger Tag gibt hier 60—70 Arten, ein Jahr in der Nähe von Para 600. Die Umgebung dieser Stadt hat thatsächlich über 700 Arten aufzuweisen und ist somit der Punkt, der die reichste Ausbeute an Tagschmetterlingen auf der ganzen Erde liefert.

Den Kolibris, diesen „Juwelen der Lüfte“, widmet Wallace ein ganzes Kapitel, betont aber gleichwol, daß trotz des Gefunkels und Geschwirrs dieser ausschließlich amerikanischen Zwergvöglein, trotz des gerade der heißen vor allen andern Zonen eigenthümlichen Ueberwiegens der Papagaien, Tauben und Spechte — neben der Klasse der Reptilien, besonders der Eidechsengruppe, das Insektenleben vorzugsweise die Artenfülle der Tropenfauna bedingt. Daran reiht er noch interessante Betrachtungen:

Die Charakterzüge der Insektenwelt der Tropen, die dem Reisenden überhaupt zumeist auffallen, ist die große Zahl, die Größe und die Farbenpracht vieler derselben. Sieht man jedoch näher zu, so ist die Größe durchschnittlich nicht eben bedeutender als in der gemäßigten Zone; denn der Procentsatz der sehr großen Arten wird reichlich durch die große Zahl von sehr kleinen Arten aufgewogen. Die riesige Größe mancher tropischen Insekten rührt ohne Frage daher, daß die Nahrung für die Bedürfnisse der Larven stets im Uebermaße vorhanden ist und daß kein Hinderniß des Wachsthums durch die Winterkälte veranlaßt wird. So sind die Arten im Stande, die Größe zu erreichen, welche für sie am vortheilhaftesten ist, ohne daß eine Rücksicht auf die jährlich wiederkehrende Zeit des Darbens stattzufinden hätte, welche in minder günstigem Klima die Existenz der großen Arten leicht gefährden kann. Die Farben sind im Durchschnitt glänzender als in der gemäßigten Zone; besonders prachtvolle

Färbung finden wir aber bei solchen Insektensippen daselbst, welche den insektenfressenden Thieren nicht zusagen.

Der letztere Satz führt uns noch für einen Augenblick auf eine höchst geistreiche Deutung der Thier- und Pflanzenfärbung, mit welcher sich mehrere Abschnitte des Werks ausführlich beschäftigen. Bekannt, aber auch erst durch Darwin'schen Gedankengang richtig gewürdigt als ein infolge natürlicher Auslese erworbener Artschutz, ist die Mimicry, d. h. die Nachahmung der Umgebungsfarbe der Thiere (namentlich oft der Raupen) und auch mancher Gewächse. Zu diesen „Schutzfärbungen" lernen wir aber nun „Warnfärbungen" kennen (denn dies möchte die treffendere Uebersetzung von warning colours des Originals sein als das hier gewählte „Trutzfarben"):

Für Thiere mit Warnfarben ist es eben zweckmäßig, gesehen und erkannt zu werden, und zwar deshalb, weil sie mit Waffen versehen sind, vor denen sich ihre Feinde fürchten, und die, wenn das Thier kenntlich, den Angriff dieser Feinde verhüten, während sie doch bei einem wirklich eintretenden Angriffe nicht im Stande wären, das Leben des Thieres zu retten. Die besten Beispiele sind die beiden großen Schmetterlingsfamilien der Danaïden und Aeräiden, welche in allen Theilen der heißen Zone weit verbreitet sind. Diese Insekten sind meist groß, leicht kenntlich und weithin sichtbar, oft prachtvoll gefärbt und mit allen möglichen Farben und Flecken versehen. Sie fliegen langsam und suchen sich nie zu verstecken, aber kein Vogel, keine Spinne oder Eidechse, kein Affe rührt sie an, obwol alle diese Thiere sonst gern sich von Schmetterlingen nähren. Der Grund davon ist, daß jene — eben nicht eßbar sind; ihr Saft hat einen sehr starken Geruch und Geschmack und ist allen Thieren ekelhaft. Hieraus ergibt sich der Grund, weshalb sie so auffallend gefärbt sind und so langsam fliegen.

Das Allerseltsamste aber ist dies, daß überall, wo größere Gruppen von Thieren auf solche Weise (durch Warnfärbung) geschützt sind, andere Thiere sich ihnen täuschend im Aussehen angeähnelt haben und nunmehr durch solche Maskerade vor Verfolgung gesichert sind, als wenn sie wirklich so unappetitlich oder sonstwie bedenklich für den Genuß wären als jene. So äffen manche ungiftige Schlangen giftigen nach, wehrlose Kukuke räuberischen Spechten u. s. w. In welchen Abgrund von Spitzfindigkeit oder Andichtung raffinirter Schlauheit müßte man sich verwirren, löste nicht die rettende Idee der natural selection alle diese Räthsel aufs einfachste!

Wir verlassen hier Wallace, der seine Untersuchungen thiergeographischer und urgeschichtlicher Art am Schluß weit über den Tropenraum hinausspinnt, und schlagen ein anderes Buch auf, welches von dem redet, wovon der englische Meister schwieg: vom tropischen Menschen.

2. Studien unter den Tropen Amerikas. Von Franz Engel. Jena, Manke. 1878. Gr. 8. 6 M.

Ein mecklenburger Landsmann, der in Venezuela heimisch wurde, führt uns hier in seine neue Heimat ein, in das Naturleben und, worauf es uns diesmal hauptsächlich ankommt, in das Menschenleben des äquatornahen Südamerika. Tiefe Blicke hat er gethan in die Seele der aus drei Rassen und deren Mischlingen bestehenden Bevölkerung jenes fernen Landes, an dessen Küste Columbus zum ersten mal das Festland der Neuen Welt betrat; und mit dichterischem Schwung versteht er uns das Leben und Sinnen der dortigen Menschen so nahe zu bringen wie die imponirende Größe der Natur, in deren Armen sie ihre Tage lieber träumend als schaffend verbringen:

Da, unter der Sonnenwende, geht über der Menschenstirn auf und nieder Tag und Nacht immer gleich heiter das eine wie das andere mal. Tiefer Friede, lauschende gedehnte Stille, idyllische Ruhe und Freundlichkeit athmen aus der Tropennacht, und das Gemisch von Majestät und Anmuth, welches sich um ihre Erscheinung breitet, ergreift alles bewußte und empfängliche Wesen. Vielleicht daß der Gießbach melodisch durch Palmen und schwebende Baumgraswiesen rauscht, und ein fernes, von den Sinnen kaum wahrnehmbares Tönen geht wie ein geisterhaftes Wehen durch den Wald; oder der weiche feuchte Nachthauch streicht über die grünen Matten, die in dem Dunste der nächtlichen Erdstrahlung und dem weißen, leuchtenden Lichte der Sterne unter der tiefen Bläne des Himmels daliegen wie ein wallend Silbermeer. Alle Farbenpracht, die je ein Märchen träumen mag, prangt an dem Morgenfirmamente, und von jedem Blatte, aus jeder Blume funkelt und strahlt sein Glanz zurück. Allgewaltig zieht die Majestät des Schönen den Menschengeist in ihre Sphäre hinein; hier, unter solchem Himmel ist Leben, was im blassen Norden Traum; hier Glanz, was dort Schimmer; hier Schauen und Empfangen, was dort Ahnen ist. Der Mensch wohnt hier nicht nur auf der Erde, er lebt, er haftet mit allen Sinnen, mit seinem ganzen Wesen in ihr, wie das Kind am Mutterherzen.

Deutlich erkennt der Verfasser den großen Unterschied des Einflusses der üppig bewachsenen und der wüstenkahlen Tropenlandschaft auf den Menschen. Er thut den bedeutsamen Ausspruch: „Da, wo die Fülle das Auge überschüttet, die Sinne gefangen nimmt, geht der Mensch aus sich heraus; da, wo der Blick in die Leere schweift, kehrt er aus der Leere zurück in sich hinein; dort schwimmt die Seele auf den Sinnen, hier spinnt sie sich in ihre Betrachtungen, ihre Visionen und Träume ein." Stammen doch die erhabensten Religionen alle aus der Wüste! — Gegenstand der Betrachtung ist hier nun eben jener sinnlich angeregte Tropenbewohner:

Da, wo die Sinne von Gegenstand zu Gegenstand schweifen, von Wahrnehmungen und Eindrücken überschüttet, zerstreut und in Anspruch genommen werden, da fallen Licht und Glanz und Glut der Tropenlüfte nicht in einen einzigen Brennpunkt, sondern prismatisch zerlegen und lösen sich ihre Strahlen in alle Farben auf; da absorbirt die Natur den Menschen und macht ihn sich zum Abbilde; nicht sie zieht den Geist zu sich empor, er wird zu ihr hinabgezogen. Statt Verinnerlichung — Versinnlichung; statt Betrachtung — Hymnus, Verflüchtigung und Verflachung, Augenblicksleben und Sinnengenuß; statt Schöpfung aus der eigenen Tiefe des Wesens — Uebertragung, Aneignung, Anerlernung von außen.

Nur für die tägliche Nahrung kennt der echte Tropenmensch Arbeit; denn nicht überall hängen ihm wie auf manchen der glücklichen Südsee-Eilande die Brotfrüchte in den Mund, daß er fürs Paradies nur noch eine Erhöhung der irdischen Glückseligkeit zu ersinnen vermag, nämlich die, daß der Brotfruchtbaum im Jenseits — gleich gebackene Früchte trage. Zumal wo es gilt, als Jäger den

Urwald zu durchstreifen, muß der Mann Anstrengungen und Entbehrungen mancher Art auf sich laden; um so gründlicher verträumt der südamerikanische Jagdindianer z. B. dann nach ergiebiger Jagdbeute die langen Tage wie Nächte in der Hängematte, läßt das Weib für sich und die Kinder scharwerken:

An der Feuerstelle, die nie erkaltet, schaltet und waltet das Weib; da stampft sie den Mais und den Reis, röstet sie die Arépa und das Bananenbrot, legt sie den Säugling an die Brust und summt ihn in den Schlaf; da schafft und sorgt sie für den Gebieter, den sie als Magd fürchtet und doch liebt als Weib, der volle Gewalt über sie hat und diese ausübt mit herrischem Eigenwillen und der Launenhaftigkeit eines Halbwilden, und zu welchem sie doch aufblickt mit heißem Sehnen und weiter nichts weiß und begehrt als seine Gunst und Zärtlichkeit. Und wenn er sie zu sich in die Höhe zieht und mit sich nimmt zu Spiel und Tanz, dann schnellt sie elastisch auf aus Ruß und Asche, und durch jede Faser zuckt nach schwüler träumerischer Ruhe ungestüm die Sinnenlust. Hinunter eilt sie zu der rauschenden Wasserschlucht, und wie ein eingesponnener Schmetterling, welcher seine Fittige ausbreitet im Sonnenstrahl, entsteigt sie dem lauen Bade unter den duftigen Myrten- und Lorberlauben, geschmückt und gesalbt, eingehüllt in leicht flatternde oder aufgebauschte, rauschende Gewänder, umhangen von blitzendem und klirrendem Flitter, vom Scheitel bis zur Zehe Lust, Begierde und Genuß. Die Magd, die Frau, die Mutter — alles ist vergessen, und nur das Weib lebt, wenn Lust und Freude durch alle Wipfel rauscht. Und wie einst das begehrliche, im heitern Sinnenrausche aufknospende Mädchen die Funken der Freude gehascht, im blinkenden Putz und Flitter, mit feurigen Blumen im Haar, duftend in Salben und Oelen, mit heißathmenden Lippen, begehrenden und Begierden entzündenden Blicken, quellenden Reizen wissentlich und unwissentlich die Bursche nach sich gezogen, — dann die welken Blumen aus dem Haar geworfen, das zerknitterte Flügelkleid an die Dornen gehängt, das Magdgewand aufgenommen, — so flattert und schwirrt das vollreife Weib, die Frau, die Mutter, wie ein vom Wind aufgewirbelt Blatt aus dem Staube wieder zurück an jene Funken und Strahlen, macht berauscht und schlürft den Rausch, nimmt und gibt, sinnt und fühlt mit den unvergänglichen Empfindungen der Jugend, ob der Lenz auch längst von den Zügen gestreift und die Mittagssonne über den Scheitel gegangen.

Einen besondern Werth verleiht diesem Buche die psychologische Schilderung der obengedachten Rassenvermengung im südamerikanischen Norden. Denn es hat dort der Neger nicht wie auf den nahen Inseln Westindiens den Indianer völlig verdrängt; letzterer macht vielmehr die Hauptmasse der Bevölkerung noch heute aus, und der Weiße lebt nicht nur neben den Rothbraunen und Schwarzen, sondern er hat mit jenen die Mestizen, mit diesen die körperlich kräftigern Mulatten erzeugt, wie der Kreuzung von Negern und Indianern der noch mehr athletische, aber geistig stumpfe, fast thierisch sinnliche Zambo (Sambo) entsprossen ist. Der Verfasser malt sie alle höchst anschaulich im Rahmen eines der unzähligen Festtage, zu denen der Ritus der katholischen Kirche zumeist den willkommenen Anlaß bietet:

In dem Festgedränge mischen sich die hellen und dunkeln Tinten des Menschenangesichts durcheinander wie Tag und Dämmerung. Da zeigt sich in der Ferne, aus vornehmer Zurückgezogenheit, das lichtfarbene Enkelkind aus Castiliens Burgen und Sevillas Gärten, über dessen schneeige Büste der heiße Athem der Tropensonne einen leicht gebräunten oder durchsichtig-wächsernen, blaßgelben Alabasterschimmer gehaucht; — da brüstet sich der schmächtige Mestize dünkelhaft mit seiner angemaßten Abstammung aus edelm Castilianerblute und seiner eingebildeten weißen Hautfarbe: denn weiß sein heißt schön sein, ausgezeichnet und gefürstet durch die Geburt, ein Günstling des Himmels und Gebieter auf Erden. Der farbige Paria nimmt diese Erkenntniß und dieses Bekenntniß schweigend auf, aber grollt der Natur, welche ihn niedriger geschaffen und aus dem mütterlichen Boden gestoßen hat. Da sinnt der düster-trotzige, von Laune und Leidenschaft zügellos beherrschte Zambo, diese verwahrloste, verkommene, von Vater und Mutter verwünschte und verstoßene Menschsprossung aus Neger- und Indianerblut auf eine verwegene That; — da höhnt ihn geringschätzig der beweglichere, tückisch-verschmitzte Mulatte, denn er ist geadelt durch das Blut des weißen Mannes, das zur Hälfte mit dem afrikanischen Blute in seinen Adern rollt; — da harrt in sich verschlossen der still beobachtende bronzefarbene Sohn der Wälder und Berge, der Indianer, der Dinge, die sich vorbereiten, und läßt seinen matt verschleierten, lauernden Blick anscheinend theilnahmlos über seine Umgebung fallen; — aber, wie der Staub von der Straße aufwirbelt und sich über alle Gegenstände ablagert, so drängt sich der vom Feuer der Sinnlichkeit durchwühlte wollhaarige Sproß Afrikas, der Neger, zudringlich, albern und immer maßlos ausschreitend in den Vordergrund. — Sie alle aber, wie sie da bunt zusammengewürfelt, sind von den leichten flatternden Sinnen getragen, wie die Flamme beweglich im leichten Hauch der Lüfte flackert, wie das seichte Gewässer ruhelos über den unbewegten Grund hinfließt.

Alfred Kirchhoff.

Aus den Memoiren Louis Schneider's.

Sehr bald wird ein Jahr verflossen sein, seitdem die deutsche Reichshauptstadt, seitdem Berlin binnen wenigen Wochen zwei Localhistoriker fast unersetzlicher Art durch den Tod verloren hat: Georg Hiltl und Louis Schneider. Wie seltsam, daß sie, die so viel Verwandtes in Wesen und Beruf hatten und so hervorragend auf vielen gleichen Gebieten waren, sich so rasch hintereinander auf dem Wege, von wannen keiner zurückkehrt, folgen mußten.

In freundlicherer Weise hat selten die Parze ihr dunkles Werk verrichtet als bei Louis Schneider's Dahintritte. Schmerzlos schied er von uns — es war am Ende nur Einschlafen. Und so wohl vorbereitet traf der Tod den milden, den lächelnden Greis, der auf ein Leben, das in jeder Hinsicht gelang, zurückblickte! Man denkt an das Gedicht Eduard Bauernfeld's von der Matrone:

Sie lebt so still und ruhig im ewigen Gleichmuth.
Nah' ist die Kirche, selbst das Grab ist bestellt!

Seit Jahrzehnten wird das Haar, das auf dem Haupte nicht länger bleiben will, angesammelt, damit es für dieses Haupt noch ein Kissen im Sarge hergebe; nicht ohne Selbstbespiegelung, die man dem frühern Bühnenkünstler nachsehen muß, wird sogar die Grabschrift im voraus bestimmt und das Todtengewand. Die Brust soll der Orden, die Hand soll der Ring seines Kaisers schmücken, der ihn mit seinem Vertrauen, seiner Freundschaft beglückt hat. Der Freund Kaiser Wilhelm's, und Louis Schneider hätte sich nicht schon vor seinem Tode glücklich preisen sollen?

Ein Sohn Fortuna's in der That, den der Dichter geschildert hat: „Wie leicht ward er dahingetragen; was war dem Glücklichen zu schwer?"

Glücklich auch dadurch, daß er sein Glück verdient hat und daß ihm nach seinem Tode der Nachruf von Tausenden winkte: „Ja, sie haben einen guten Mann begraben — für uns war er mehr!"

Louis Schneider war hoch zu Jahren gelangt. Im Jahre 1854 ernannte den frühern Hofschauspieler, Regisseur und Bühnenautor — der zugleich seit 1833 den von ihm begründeten „Soldatenfreund" redigirte — Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Vorleser und gab ihm den Titel eines Hofraths. Seitdem war er stets auch auf Reisen in Begleitung des Königs. Als dann der jetzige Kaiser an die Spitze der Regierung kam, blieb Schneider in seinem Amte, ja er erhielt die Oberaufsicht der königlichen Privatbibliothek, die Redaction des Allerhöchsten Tagebuchs — ein Vertrauensposten doch sicher, dem in dieser Art kein anderer gleicht — und im Jahre 1865 den Titel Geheimer Hofrath. Im Jahre 1866, und ebenso 1870, nahm Schneider als Berichterstatter für den „Staats-", resp. „Reichs-Anzeiger" im Großen Hauptquartier an den Feldzügen in Oesterreich und Frankreich theil.

Was die Hauptsache ist: Niemand konnte sagen, daß des Verstorbenen joviales, heiteres, von Grund aus im Lichte des Wohlwollens, der Herzensgüte erstrahlendes Wesen auch nur um eine Schattirung kühler geworden wäre, da er so hoch emporgeklommen auf der Stufenleiter menschlichen Geschickes, der Vertraute zweier Könige zu werden! Sein stets hülfsbereites Herz hätte länger schlagen müssen. Wer zählt die Thränen, die Schneider im Auftrage seines erhabenen Herrn auch nur in den letzten Jahren noch getrocknet hat! Denn das war seine speeielle Aufgabe, seine Mission, der Spender, der Ver- und Uebermittler der anonymen Wohlthaten von Allerhöchster Stelle zu sein. Wie oft sagte er scherzend, wenn man ihn bat, diesen oder jenen edeln Zug, diese oder jene schöne Bestimmung Kaiser Wilhelm's doch veröffentlichen zu lassen: „Gott bewahre! Ich bin ja vom Kaiser zum Geheimen Hofrath gemacht worden, damit alle derlei Dinge von Amts wegen geheim bleiben."

„Selbst das Grab ist bestellt." Da war natürlich auch, wie man zu sagen pflegt, „das Haus" Schneider's schon lange, lange wohl „bestellt" von ihm und seine Hinterlassenschaft, auch die schriftliche, bestens geordnet. Es fehlte nicht — man wußte das bereits zu seinen Lebzeiten — an Memoiren, die nach dem Tode erscheinen sollten. Druckfertig hat man dieselben vorgefunden, den größten Theil gleich unter dem frischen Eindruck des Erlebten so niedergeschrieben, daß nachträglich nichts mehr daran zu ändern war, weder von Schneider selbst, noch etwa von anderer Hand. Indem jetzt damit begonnen worden ist, sie zu veröffentlichen — der kurze Titel lautet:

Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. Erster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 6 M.

— brauchte das aus wenigen Zeilen bestehende Vorwort nichts zu enthalten als die bündige Versicherung: „Keine überarbeitende Hand, weder des Verfassers noch eines Herausgebers, hat den Charakter der Anschaulichkeit und Offenherzigkeit verwischt; die Aufzeichnungen erscheinen unberührt."

Schneider war berliner Kind; er wurde am 29. April 1805 in dem Hause Charlotten- und Taubenstraßenecke Nr. 56 geboren. Sein Vater, Georg Abraham Schneider, bei einem zünftigen Stadtmusikanten in Darmstadt als Lehrling ausgebildet, später in der Kapelle des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg, war nach dem Tode dieses Prinzen als Waldhornist in die königliche Kapelle zu Berlin aufgenommen worden und hatte, zusammen mit seinem Collegen Böttticher, in der musikalischen Welt durch seine Behandlung des bis dahin für undankbar, namentlich nicht für concertfähig gehaltenen Instrumentes Aufsehen erregt. Er bezog als königlicher Kammermusiker bei der Italienischen Oper zwar nur 300 Thaler Gehalt, es lag ihm aber auch nur sechs Wochen im Jahre, während des Carnevals, dienstliche Beschäftigung ob. So konnte er denn die meiste Zeit auf Stundengeben verwenden. Die Mutter war eine Tochter des berühmten Musikgelehrten Portmann in Darmstadt und zur Bühnen- wie Concertsängerin ausgebildet. Bald nach der verlorenen Schlacht bei Jena und nach der Abreise der königlichen Familie nach Preußen wurde die Italienische Oper aufgelöst, da keinerlei Mittel, die Gehalte auszuzahlen, vorhanden waren. Baron von der Reck, damals Director derselben, erklärte, er müsse jedem Angestellten überlassen, sich die Umstände nach seinem persönlichen Interesse zurechtzulegen, verlange keinen Dienst und keine Verpflichtung, könne aber auch keine Hülfe gewähren.

Da war denn guter Rath theuer, um so mehr, da auch fast aller Musikunterricht aufhörte. So halfen sich denn die Aeltern, so gut oder so schlecht es eben gehen wollte, damit durch, daß sie im Saale eines Gartenhauses Friedrichsstraße 140 (wo jetzt das medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelm-Institut, die „Pepinière" steht) Abonnementsconcerte — damals etwas Neues — veranstalteten. Im Jahre 1813 nahm die ganze Familie: Vater, Mutter, der ältere Bruder Franz („der Buffo"), die ältere Schwester Johanna (Sängerin, wie die Mutter; die jüngere,

Maschinka, später vermählt mit dem königlichen Concertmeister Schubert in Dresden und durch diese Ehe Mutter der renommirten Coloratursängerin Georgine Schubert, die bei ihres Oheims, unsers Louis Schneider's Begräbniß in Potsdam sich erkältete und wenige Tage darauf dem Nervenfieber erlag, war damals noch nicht geboren), nahm die ganze Familie, sagen wir, Engagement am Theater zu Reval, wo August von Kotzebue Director war, und nach einer abenteuerreichen Reise in den Kriegsläuften, welche die Memoiren des Verstorbenen in oft höchst humoristischer Weise schildern, erfolgte die Ankunft daselbst gerade am 18. October, dem Tage der Schlacht bei Leipzig, was, als die Nachricht von dieser entscheidenden Niederlage Napoleon's eintraf, für ein gutes Omen für unsere Familie angesehen wurde.

Da die letztere, wie Schneider sich ausdrückt, „gewissermaßen in Bausch und Bogen engagirt war", so fanden sich für den achtjährigen Louis bald Kinderrollen. Sein überhaupt erstes Debut — aber welcher Art! — fand in Paer's Oper „Camilla" statt; hören wir, was er uns davon zu berichten hat:

Für diese Oper bedurfte es eines Kindes, welches im zweiten Act auf einem Strohlager im Kerker seiner Mutter liegt, und dazu wurde ich bestimmt. Sehr begreiflich für eine Oper singt Camilla (meine Schwester Johanna) ihrem schlafenden Kinde eine sehr lange Arie vor, nach deren glücklicher Beendigung das Kind seine Arme nach ihr auszustrecken hat und dadurch Veranlassung zu den zärtlichsten Ausbrüchen der Mutterliebe in Form einer sofort beginnenden zweiten Arie gibt. War es nun, daß ich jene wirklich sehr lange Arie beim Einstudiren zu Hause schon zu oft gehört und sie daher keinen besondern Reiz mehr für mich besaß, oder hatte ich mich aus Freude über mein Debut zu angelegentlich mit Spielen und Umherjagen beschäftigt — kurz, ich muß wol sehr ermüdet gewesen sein, denn ich schlief auf jenem Strohlager in conspectu omnium wirklich ein, und statt der soeben lebhaft applaudirten Schwester vorschriftsmäßig die Arme entgegenzustrecken, ließ ich ein Schnarchen vernehmen, „viel zu laut für eine Episode". Verschiedene Zurufe aus den Coulissen gingen vollkommen wirkungslos an mir vorüber, und erst ein sehr empfindliches Rütteln meiner schwesterlichen Mutter vermochte mich zu erwecken; worauf denn das erwähnte Ausstrecken der Arme erfolgte und die zweite, auch nicht zu kurze Arie beginnen konnte. Nach dem Tagebuch meines Bruders fand diese Vorstellung am 22. Februar 1814 statt, ich konnte also am 22. Februar 1864 mein funfzigjähriges „Künstlerjubiläum" feiern. Meine Erinnerung von noch fernern Kinderrollen aus jener Zeit sind höchst gering. Von den Aeltern hörte ich, daß ich noch viele gespielt, und unter dem 18. April 1815 findet sich bei der Vorstellung von „Deutsche Treue" und „Der Dorfbarbier" im Tagebuch des Bruders angemerkt: „Auch der Louis wurde applaudirt." Mir selbst ist jeder Gedanke daran entschwunden.

Der Wunsch der Aeltern, jetzt, nachdem Ruhe und Frieden zurückgekehrt, selbst auch mit den Ihren nach Deutschland, nach Berlin zurückzukehren, wurde immer lebendiger und endlich zum Entschlusse. Im November 1815 verließ die Familie Reval; unterwegs wurden Gastrollen, resp. Concerte, in Petersburg und Riga gegeben; in Königsberg überstanden die Kinder die Masern, endlich im Juni 1816 traf man in der preußischen Hauptstadt wieder ein. Hier war es jedoch zunächst nichts mit der gehofften Neuanstellung des Vaters im königlichen Dienst, und so sollte denn eine Kunstreise durch Deutschland unternommen werden, auf der Louis, als ganz unnütz, nur hinderlich gewesen wäre. So mußte er in Berlin zurückbleiben, vorzüglich auch, um den bis dahin entsetzlich vernachlässigten Schulunterricht wieder einzubringen. Er kam in Pension bei dem langjährigen Collegen des Vaters, Kammermusikus Böttticher, und in die Schule von Hartung in der Brüderstraße. Vom Theater sah und hörte er damals nichts mehr, wurde aber doch zweimal daran erinnert, als er bei dem großen Examen dieser Schule, das stets in der Loge zu den drei Weltkugeln stattfand, einige Gedichte declamiren mußte, z. B. das bekannte „Thier und Menschen schliefen feste", wobei er durch die naturgetreuen Laute in der Stelle: „Zischen, heulen, sprudeln, kratzen", in Erstaunen setzte. Ludwig Devrient, der wol Knaben seiner Verwandtschaft in der Schule hatte, war bei dem Examen anwesend, suchte Louis im Garten auf, klopfte ihm freundlich die Backen und sagte: „Mein Sohn, du wirst einmal ein großer Schauspieler werden; aber sei recht fleißig, daß du es nicht zu werden brauchst!"

Während die Mutter mit den Töchtern ihre „Tournée" (wie man heute sagen würde) fortsetzte, kam der Vater mit Franz Schneider plötzlich zurück. Es hatte bei letzterm sich eine rasch zum Schlimmsten sich entwickelnde Schwindsucht eingestellt, welcher der früher so kräftige und hübsche junge Mann am 2. November 1817 erlag. Schneider sagt über diesen Todesfall:

Mit dem Tode meines Bruders endeten meine Kinderjahre. Zum ersten mal trat der ganze Ernst des Lebens an den dreizehnjährigen Knaben heran. Ich faßte an seinem Grabe viele gute Vorsätze und habe sie sämmtlich nicht gehalten; denn nun begannen meine Flegeljahre, und wäre das Wort nicht schon längst und so lange wie die Sache selbst vorhanden gewesen, für mich und meine Thaten hätte es ganz besonders erfunden werden müssen.

Der Vater wurde wieder Kammermusikus, die Mutter gab endlich das fortdauernde Reisen auf, ließ Johanna Schneider in Elberfeld allein ein Engagement annehmen, und seitdem trennten sich die Aeltern nicht mehr. Es begann nun eine langsame, aber stetige Entwickelung zu einer behaglichen Stellung, wie sie die Begabung, der Fleiß und die Thätigkeit des Vaters längst verdienten. Unser Louis besuchte nach der Hartung'schen Schule das Werdersche Gymnasium — aber, um zu studiren? O nein! Bereits war der Theaterteufel wieder gründlich in ihm geweckt, und es war von den Seinigen eingesehen worden, wie es wol das Beste sein werde, ihn mit Haut und Haar demselben zu überlassen. Er hatte eine wohltönende Altstimme, die auch dem Singlehrer des Gymnasiums aufgefallen war, und diese gab Veranlassung zu seinem ersten Auftreten als „Elamir, ein weissagender Knabe" in der Oper „Axur" am 4. Mai 1820. Louis war eben 15 Jahre alt; sein Name stand nach damaliger Sitte mit „Monsieur Louis

Schneider" groß und breit zu seinem nicht geringen Stolze auf dem Theaterzettel, in königlichem Dienst. Mit unglaublicher Zuversicht und Sorglosigkeit sang er sowol das Gebet wie das Recitativ, und siehe da — er wurde rauschend applaudirt, sogar in den Zeitungen gelobt, und stand nun in den Augen der Aeltern wie in seinen eigenen unfehlbar am Anfang einer glänzenden Carrière. Das ging indeß selbstverständlich nicht so rasch und glatt wie er es wünschte. Auch mußte erst noch der Militärpflicht Genüge geleistet werden, und da ist es wol interessant, die ipsissima verba des spätern „Soldatenfreundes" zu hören:

Im Jahre 1822 trat ich, 17 Jahre alt, zur Erfüllung meiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger in das damals noch aus geworbenen französischen Schweizern bestehende Gardeschützen-Bataillon ein und war vom ersten Augenblicke an ein eifriger und lernbegieriger Soldat. Mich erfreute die Ordnung, Pünktlichkeit, unumstößliche Regel des Standes. Für alles mir Neue suchte ich Belehrung und gewann mir dadurch das Wohlwollen der Offiziere. Mir war der einjährige Dienst keine Last, sondern ein Stolz und eine Freude, und die Anhänglichkeit, die ich dem Stande durch mein ganzes Leben bewahrt, die ununterbrochene Arbeit, die ich ihm gewidmet, beweist wohl, daß ich schon damals, trotz meiner Jugend, ein eifriger Soldat war und es gewiß geblieben wäre, wenn die Aeltern, die nur vom Theater Heil für mich erwarteten, nicht dringend abgerathen hätten. So trat ich mit einem glänzenden Zeugniß meines Compagniechefs, von Mitzlaff, im April 1823 zur Landwehr über.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Robert Prölß erscheint eine „Geschichte des neuern Dramas" (Leipzig, Schlicke). Da das große Werk von J. L. Klein ein Torso geblieben ist und trotz des seltensten Sammlerfleißes und der geistreichsten Reflexionen und dramaturgischen Randglossen bei dem Mangel an innerer Gliederung und der Barockheit der oft geschmacklosen Darstellungsweise wegen doch zu den wenig lesbaren Werken gehört, so ist eine Geschichte des neuern Dramas jedenfalls eine willkommene Ergänzung. An den Klein'schen Torso schließt es sich nicht genau an, hat auch nicht die Absicht, ihn zu vervollständigen. Klein's Werk endete mit dem ersten Bande seiner Geschichte des englischen Dramas und der eifrigste Bewunderer Shakspeare's mußte die Feder aus der Hand legen, gerade als er mit dithyrambischen Evoëgeschrei den großen Dichter begrüßte, dem er ein monumentum aere perennius mit der ihm eigenen Ueberschwenglichkeit zu setzen gedachte. Robert Prölß will das Drama der fünf Hauptculturvölker der neuern Zeit, der Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutschen, und zwar in drei Bänden besprechen. Dem Drama der Spanier hatte Klein allein vier umfassende Bände gewidmet und dabei nicht einmal die Literatur der letzten Jahrhunderte besprochen. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes von Robert Prölß enthält einen Rückblick auf die Entwickelung des mittelalterlichen Dramas und eine Darstellung des neuern Dramas der Spanier bis zur Gegenwart. Wir wünschen dem strebsamen Autor vor allem, daß er sich nicht durch den Reichthum des Stoffs hinreißen läßt, den einmal festgesetzten Umfang zu überschreiten. Daran scheiterte Klein, der anfangs auch die ganze Geschichte des Dramas auf vier bis fünf Bände zusammendrängen wollte, dann aber den maßlosen Expansionsgelüsten, den Verführungen, welche der überreiche Stoff und die Neigung zu barock-humoristischen Exeursen ihm in den Weg legte, allzu sehr nachgab. Wünschenswerth wäre auch eine Verknüpfung der Geschichte des Theaters in ihren Hauptzügen mit derjenigen des Dramas.

— Im Gosohorsky'schen Verlage in Breslau erscheinen „Gesammelte Werke von Georg Freiherrn von Dyherrn", von denen die erste Lieferung vorliegt, welche die Gedichte „Auf hoher Flut" enthält. Das erste Heft bringt eine Biographie des vor kurzem verstorbenen Dichters, der im Jahre 1847 in Glogau geboren war. Leider wurden die letzten Jahre seines Lebens durch Krankheit schwer getrübt. Wir werden zurückkommen auf den Gesammteindruck, den die Sammlung der Werke des Freiherrn von Dyherrn macht: in vieler Hinsicht, auch in seiner Neigung zum Katholicismus, gehört er der nachromantischen Schule an.

Theater und Musik.

Die Wiederaufführung von Franz Grillparzer's Lustspiel „Wehe dem, der lügt" am wiener Burgtheater wird als eine dramaturgische Ehrenrettung gefeiert. Bekanntlich war das Stück am 6. Mai 1838 an diesem Theater gegeben worden, hatte das Publikum nicht angesprochen und der Dichter war durch diesen Miserfolg in eine so gereizte Stimmung versetzt worden, daß er seitdem kein Stück mehr den Bühnen vermachte. Gewiß, dramaturgische Ehrenrettungen sind sehr wünschenswerth; bei werthvollen Stücken, wie denen von Heinrich von Kleist, macht die Zukunft unausbleiblich gut, was die Zeitgenossen an dem Dichter gesündigt haben. Indeß haben auch Dichter ersten Ranges schwache Produetionen verfaßt, wie selbst Goethe, und es ist uns stets als ein verfehlter Act der Pietät erschienen, derartiges auf die Bühne zu bringen. Um wie viel mehr ist dies bei Dichtern zweiten Ranges der Fall, zu denen wir Grillparzer trotz seines schönen Talents rechnen müssen. Laube, der Herausgeber der Grillparzer'schen Werke, rechtfertigt sich in dem Nachworte zu dem Stücke gegen den Vorwurf, daß er nicht das Stück wie alle übrigen Grillparzer'schen Stücke auf dem Burgtheater in Scene gesetzt habe: „Ich nahm das Stück nicht auf, weil ich es wol für eine geistvolle literarische Arbeit, nicht aber für ein wirksames Theaterstück halte." Weiterhin erklärt er indeß, das Stück könne doch wol auf der Bühne bestehen und im Repertoire eine Stelle finden, die Stelle eines eigenartig anregenden und mäßig spannenden Schauspiels von geistvollem Inhalt. Doch müsse es nicht Lustspiel, sondern Schauspiel genannt werden, um nicht mehr überspannten Erwartungen anheimzufallen. Nun, der Versuch ist jetzt von Laube's Nachfolger gemacht worden und der Pietätserfolg ist nicht ausgeblieben: wir zweifeln indeß, daß das Stück an einer andern Bühne, wo die Pietät nicht die Kosten des Erfolgs deckt, Beifall finden wird. Die Handlung ist mehr episch als dramatisch, der Humor witzlos und von großer Trockenheit, die Ironie des feinkomischen Grundgedankens nicht klar genug in der Handlung selbst ausgeprägt. Es ist eben das schwache Werk eines begabten Dichters.

— Von neuen Opern macht „Der Rattenfänger von Hameln" die Runde über die deutschen Bühnen. Der Mitredaeteur der „Gartenlaube", Friedrich Hoffmann, hat mit glücklichen Griff aus der ansprechenden Wolff'schen Dichtung herausgenommen, was sich für seenische Bearbeitung verwerthen läßt und für die musikalische Ausführung willkommene Gelegenheit bietet. Der Musikdirector Neßler in Leipzig hat, den Intentionen des Dichters entsprechend, eine meist gefällige, an glücklichen

Motiven reiche Musik componirt, und so ist die Oper in Leipzig, Gotha, Hamburg mit Erfolg aufgeführt worden und wird demnächst am Hoftheater in Berlin in Scene gehen. Sie gehört jenem Genre an, welches von Lortzing, Flotow, Nicolai mit Erfolg gepflegt worden ist. In Bezug auf das Repertoire der Opéra comique kann die deutsche Bühne mit dem Théâtre des Platzes Favart mit Erfolg wetteifern.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die jetzt erscheinende neue Auflage der „Encyclopedia Britannica" enthält unter anderm zwei Artikel „Germany" und „Goethe", ersterer soweit er die deutsche Literatur behandelt aus der Feder des Lessing-Biographen Sime und letzterer von O. Browning. Die „Saturday Review", Nr. 1257, äußert sich darüber wie folgt: „Sime's Kritik ist fein und verständnißvoll, und er scheint es vermieden zu haben, sowol zu viel als auch zu wenig Details zu geben. Wir wollen seine Bemerkungen über Jean Paul, theils weil die Werke dieses Schriftstellers verhältnißmäßig in England wenig bekannt sind, theils wegen der von Sime anerkannten und besiegten Schwierigkeit des Gegenstandes anführen: «Es ist schwierig, Jean Paul Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn er begeht fast jeden Fehler, dessen sich ein Romandichter schuldig machen kann; er ist bald pedantisch, bald überschwenglich, bald sentimental und langweilig. Er hat sich keine Grenzen gesteckt; alles, was ihm während des Schreibens einfiel, schrieb er genau so nieder, wie es sich ihm aufdrängte. Doch genügt selbst ein einziger Blick in irgendeines seiner unzähligen Werke, um sofort seinen Genius zu erkennen. Dasjenige, welches die Nation am mächtigsten ergriffen hat, ist vielleicht seine reizende Prosa-Idylle ‚Die Flegeljahre'; doch auch sein großer Roman ‚Titan' und der minder hochstrebende ‚Siebenkäs' oder ‚Blumen-, Frucht- und Dornenstücke' haben sich als Werke von dauernder Vortrefflichkeit erhalten. Die bewundernswertheste Eigenschaft Richter's ist sein Humor. Kein deutscher Schriftsteller spielt ergötzlicher mit seinem Thema, und er ist am wirksamsten, wenn er die einfachsten, anspruchslosesten Verhältnisse des Lebens behandelt. Wenn er lächelt, ist er gewöhnlich den Quellen des Pathos sehr nahe und dieses ist bei ihm, wo er die Höhe desselben erreicht, voller Kraft und erweckt durch seine einleuchtende Aufrichtigkeit das tiefste Mitgefühl. Zuweilen, wie in dem berühmten ‚Traume', in welchem er eine Welt ohne Religion schildert, ist es mit erhabener Phantasie verbunden. Sein Gefühl für die periodischen Wechsel der Jahreszeiten in der Natur ist das eines Dichters im höchsten Sinne; seine Schilderungen des Frühlings sind vielleicht unübertroffen in ihrer glühenden, doch zarten Schönheit. Seinen andern Vortrefflichkeiten müssen wir den männlichen Geist hinzufügen, der ihn veranlaßte, gelegentlich sogar etwas maßlos, jede Art Gemeinheit und Schein zu verspotten, und der dabei zugleich sein Mitgefühl für seine Nebenmenschen und seine Leidenschaft für ihre Aufklärung und ihren Fortschritt in seiner ursprünglichen Frische erhielt.»"

Sime's Darstellung des Kampfes in Deutschland zwischen der Romantischen und Classischen Schule ist, wie alle Leser seines „Lessing" im voraus wissen werden, ausgezeichnet, und unser einziger Zweifel in Bezug auf das Detail ist, ob er Hoffmann oder Chamisso gerecht geworden sei. In einem solchen Ueberblicke jeden Leser in jeder Einzelheit zu befriedigen, würde freilich eine unmögliche Leistung sein; trotzdem können wir nicht umhin, zu denken, Sime hätte mehr über Hoffmann sagen können, als daß „seine Behandlung gespensterhafter und gräßlicher Stoffe oft sehr grotesk" sei, er habe aber „Blitze lebhafter Erregung, die eine tiefe Empfindung für einige der geheimnißvollern Seiten der menschlichen Natur andeuten". Einige seiner Worte über Heine indessen scheinen uns besonders zutreffend: „Fast jedes Thema, wie heilig es auch sei, gibt Heine Gelegenheit zum Spotte; doch inmitten seines grausamen Gelächters überkommt ihn eine rührende Erinnerung, die er mit unübertroffener Zartheit ausdrückt. Diese Vereinigung von Pathos, Witz und Humor gibt ihm eine Stelle für sich in der Literatur seines Vaterlandes."

Aus einem besondern Grunde wollen wir hier noch anführen, was Sime über den zweiten Theil des „Faust" von Goethe sagt: „Der zweite Theil, in welchem das Problem der Dichtung gelöst ist, kann kaum als Kunstwerk betrachtet werden; er ist oder scheint confus und dunkel zu sein." Dies ist Sime's und vieler anderer Meinung. Nicht jedoch die Browning's, dem der Goethe besonders gewidmete Artikel übertragen war. Er sagt, man habe den zweiten Theil lange Zeit als ganz unverständlich angesehen, es nicht der Mühe werth gehalten, ihn zu verstehen, ihn als das Erzeugniß eines großen Künstlers betrachtet, dessen Gaben das Alter geschwächt habe. Durch sorgfältige Arbeit ist er uns allmählich verständlich geworden und es nimmt die Ueberzeugung zu, es sei das tiefste und bedeutendste Werk des Dichters. „Wenn Encyklopädisten", fährt die „Saturday Review" fort, „so auseinandergehen, und noch dazu in einem und demselben Bande, was sollen da die Laien thun?" Auch was Browning aus Rosenkranz über die Aehnlichkeit zwischen dem ersten und zweiten Theile des „Faust" citirt, wird von dem Recensenten mit Kopfschütteln aufgenommen; er neigt sich, scheint es, viel mehr der Ansicht Sime's als der von Browning und Rosenkranz zu.

Der Unterzeichnete erklärt hiermit wiederholt, gegenüber den überaus zahlreichen Beweisen des Vertrauens, die ihm durch Uebersendung von Manuscripten zur Beurtheilung, zur Empfehlung bei Verlegern und zu ähnlichen Zwecken eingeschickt werden, daß es seine Zeit ihm durchaus nicht erlaubt, andere Manuscripte zu berücksichtigen als diejenigen, welche für die von ihm redigirten Zeitschriften bestimmt sind, und daß er auch nicht für die pünktliche Rücksendung der eingereichten handschriftlichen Proben oder Werke einstehen kann.

Leipzig, im December 1879.

Rudolf von Gottschall.

Bibliographie.

Brückner, A., Der Zarewitsch Alexei. (1690 – 1718.) Mit einem Porträt Alexei's nach Dinglinger. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 7 M.

Cornelius, C. S., Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle, Nebert. Gr. 8. 2 M.

Druffel, A. v., Ignatius von Loyola an der römischen Curie. Festrede. München, Franz. 1879. Gr. 4. 1 M. 30 Pf.

Engelbach, G., Saronsblumen und Heckenrosen. Gedichte. Forst i. L., Hoene. 8. 3 M.

Franz, E., Sixtus IV. und die Republik Florenz. Regensburg, Manz. Gr. 8. 8 M.

Gallwitz, Valeska v., Dem Tode abgerungen. Roman. 2 Bde. Breslau, Gosohorsky's Verlag. 8. 4 M.

Heigel, K., Der Karneval von Venedig. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M.

Jürs, H., Spaßige Rimels. Plattdeutsche humoristische Dichtungen. 2ter Thl. Hamburg, Kramer. 8. 2 M.

Kruse, H., Der Verbannte. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1879. 8. 2 M.

Sacher-Masoch, Silhouetten. Novellen und Skizzen. 2 Bde. Leipzig, Schulze u. Comp. 1879. 8. 5 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1246: Judas Ischarioth. Ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von Elise Schmidt. — Nr. 1250: Lebensmärchen. 3 Novellen von A. Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1879. 16. à 20 Pf.

Anzeigen.

Einladung zum Abonnement.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

In Monatsheften von 10 Bogen. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Diese angesehene und weitverbreitete Zeitschrift ist wesentlich umgestaltet und erweitert worden, indem sie außer zeitgeschichtlichen Aufsätzen künftig auch Novellen, Erzählungen, Reiseskizzen, politische und literarische Essays bringen wird.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Es enthält: Ewe. Eine litauische Dorfgeschichte von Ernst Wichert. — Ovid. Von Rudolf von Gottschall. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. Von Wilhelm Wundt. — Zur Charakteristik der Parteien im Deutschen Reichstage. Von H. B. Oppenheim. — Stand und Aufgaben der heutigen Paläontologie. Von Carl Vogt. — Hans Makart. Von Friedrich Pecht. — Petersburger Reflexe des Deutsch-Französischen Krieges. Eine Reminiscenz von Friedrich Meyer von Waldeck. — Das neue deutsche Lustspiel. Ein literarischer Essay von Rudolf von Gottschall. — Literarische Revue. — Politische Revue.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Aus dem Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a. S.**

Arnoldt, Dr. Rich., Die chorische Technik des Euripides. Brosch. 8 M.

Muff, Dr. Chr., Die chorische Technik des Sophokles. Brosch. 7 M. 60 Pf.

— — **Ueber den Vortrag der chorischen Partien bei Aristophanes.**

— — **Antik und Modern.** Brosch. 1 M.

Krohn, Dr. A., Sokrates und Xenophon. Brosch. 4 M. 50 Pf.

— — **Studien zur Sokratisch-Platonischen Literatur. I. Der Platonische Staat.** Brosch. 9 M.

— — **Zur Platonischen Frage.** Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. E. Zeller. Brosch. 3 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Vierte Auflage.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Gebunden in 9 Bände 27 M.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten Vertretern der poetischen Uebersetzungskunst herausgegebenen Uebertragung von Shakespeare's dramatischen Werken finden immer allgemeinere Anerkennung, wie das Erscheinen der vorliegenden vierten Auflage bezeugt. Jedes Drama ist von einer literargeschichtlichen Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, und die Schlußlieferung enthält einen „Rückblick auf Shakespeare's Leben und Schaffen" vom Herausgeber. Ein **Prospect** über die Ausgabe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das berühmte Werk des französischen Gelehrten und Akademikers Renan hat auch in Deutschland neben Strauß, „Leben Jesu" vielfache Beachtung und Verbreitung gefunden und wird stets als ein wichtiger Beitrag zur Auffassung des Christenthums für Theologen wie Nichttheologen hervorragendes Interesse bewahren. In die vorliegende vierte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen worden.

In demselben Verlage erschien:

Renan, Ernest. Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Russland vor und nach dem Kriege.

Auch „Aus der Petersburger Gesellschaft".

Zweite Auflage. 8. Geh. 7 M. 50 Pf.

Dieses vom Verfasser der bekannten Schriften „Aus der Petersburger Gesellschaft" und „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft" veröffentlichte neue Werk, von dem bereits nach wenigen Wochen eine zweite Auflage nöthig wurde, hat durch die jüngsten politischen Ereignisse, den Besuch des Grossfürsten-Thronfolgers in Wien und Berlin sowie das Attentat auf den Kaiser von Russland, erhöhtes Interesse erlangt. In Russland selbst ist der Debit des Buchs verboten.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 8. Januar 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Ein neues Reisewerk von Fanny Lewald. — Ein neuer Roman von Georg Ebers. Von Rudolf von Gottschall. — Aus den Memoiren Louis Schneider's. (Beschluß.) — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Rien ne réussit que le succès — dies gilt überall, auch in der Literatur. Der Erfolg trägt den Erfolg im Schose — der Autor wird Mode: dann erfreut er sich einer blattlausartigen Vervielfältigung seiner Werke durch den Buchhandel. Ein Autor, der Mode ist, kann sich schon etwas erlauben, auch im Schlechten. Wer einmal mit dem Pinsel Ming's geschrieben hat, der mag nachher schreiben wie er will — er ist und bleibt Mode.

Viele Leser werden nicht wissen, was es für eine Bewandtniß hat mit dem Pinsel Ming's. Dieser Ming ist ein chinesischer Geist, freilich kein echter Geist aus dem Lande der Zöpfe und der Theestauden, keiner jener Geister, wie sie in den Feenmärchen der Hundertdramensammlung der Mongolendynastie ihr Wesen treiben; es ist ein Geist, den Adolf Ellissen erfunden hat. Er erzählt uns in seiner Ballade, wie ein schlechter chinesischer Dichter, Schun-Gung, der alle Welt mit seinen Gedichten zur Verzweiflung bringt, sich in eine Höhle flüchtet und sich selber seine Werke vorliest. In der Höhle aber haust ein Unthier; Schun-Gung erregt demselben durch seine Gedichte solche Langeweile, daß es gähnend den Rachen öffnet. Dadurch aber wird ein Geist erlöst, der als geflügelter Schmetterling in diesen Rachen gerathen war. Dieser Geist, Ming, borgt dem unglücklichen Dichter seinen Pinsel, dem unsterbliche Verse entströmen:

> Ihn ehrt die Kritik mit Posaunenschall,
> Ihn ehren die großen Pinsel all
> Vom Pinselwalde des Reiches.

Nach zehn Jahren muß der Dichter den Pinsel wieder zurückgeben; er ist verzweifelt; doch der Geist tröstet ihn. Hans Hopfen, der die Ballade Ellissen's zu einem kleinen komischen Epos erweitert hat, läßt ihn sagen:

> Der Pinsel Ming's — unsinniges Begehr!
> Was soll er dir? Du brauchst ihn ja nicht mehr.
> Schreib' mit dem nächsten besten Besen frei
> Nur deine Lieder, Märchen oder Dramen;
> Schreib' sie so dumm du willst, 's ist einerlei,
> Denn, liebes Kind — jetzt hast du einen Namen;
> Mag auch das Flügelroß der Poesie
> Dir unterwegs zum Karrengaul erlahmen,
> Du bleibst im Bett, im Wirthshaus und Pagode,
> Du, der du bist: der Classiker der Mode!

Wir haben freilich auch „Classiker der Mode", die nie den Pinsel besessen, sondern zeitlebens mit dem Besen geschrieben haben!

Der Erfolg ist zu allen Zeiten den Dichtern wünschenswerth erschienen; die geistige Kraft erlahmt, wenn sie kein Echo findet; etwas anderes ist es, wenn ein Zeitalter geneigt ist, den äußern Erfolg zum ausschließlichen Maßstab des innern Werthes zu machen, wenn mit aller Dampfkraft der Verbreitungsmittel, welche das Jahrhundert hervorgerufen, nur auf diesen äußern Erfolg hingearbeitet wird. Mit Recht wird in der Schrift: „Das Judenthum und die Tagespresse" der Cultus des Erfolgs die bedenklichste und verwerflichste aller Modekrankheiten genannt. „Mit der Enthüllung dieses Banners wurde thatsächlich ein verlogenes Zeitalter inaugurirt. Nicht das Verdienst, das in seinem stillen Streben oft und leicht von der Mitwelt übersehen wird, sollte gefeiert werden, nein, der nackte Erfolg, mochte er auch aus noch so unverdienstlichen Handlungen entspringen, der Erfolg um jeden Preis."

Mit dem Erfolg ist es überdies eine eigene Sache. Auf dem Gebiete des Buchhandels ist er allerdings nachweisbar wie eine exacte Größe: die Zahl der abgesetzten Exemplare ist ein unwiderleglicher Beweis. Seitens des Publikums läuft indeß dabei doch mancher Rechnungsfehler mit unter; die neuen Auflagen sind nicht immer beweiskräftig. Einmal sind sie nicht alle echt, und dann kommt es auf die Zahl der Exemplare an, die eine Auflage bilden;

es gibt Auflagen von 200 und solche von 10000 Exemplaren, das Etikette allein thut's also nicht, wenn der Einblick in die Hauptbücher der Verleger nicht gestattet ist.

Für die Dramatiker ist aber der Erfolg des ersten Abends, von dem in den Zeitungen berichtet wird, ein sehr problematisches Ding. Es gibt beim Theater keine Thatsachen; ob es überhaupt noch Thatsachen in einem verlogenen Zeitalter gibt, ist eine offene Frage. Die Kritik kann bis in die Extreme hin getheilt sein; einige Kritiker können ein Stück für ein Meisterwerk, andere für die Arbeit eines Stümpers halten. Das spricht zwar nicht sehr für einheitliche Geschmacksgrundlagen der nationalen Bildung; aber es läßt sich begreifen. Hierin ist bei der Zerfahrenheit der ästhetischen Anschauungen in Deutschland das Unglaublichste möglich. Weniger begreiflich ist es, wie man über Thatsachen so verschiedenartig berichten kann: wenn ein Dichter nach jedem Act seines Stücks mehrfach, oft sogar stürmisch hervorgerufen worden ist, besonders am Schluß, so liest man doch in irgendeinem Blatt, das Stück habe gar keinen oder nur geringen Erfolg gehabt. Einem Gegner des Autors kommt es auf diese gedruckte Lüge weiter nicht an; andere Zeitungen drucken sie mit Behagen ab. Hier und dort steht das Gegentheil, das gilt dann für Reclame. Reclame! Gibt es noch ein fait accompli beim Theater?

Und der Erfolg selbst . . . gibt es keine chevaliers du lustre in Deutschland? Es ist in neuer Zeit sogar öfters vorgekommen, daß Autoren sie angeworben und bezahlt haben. Ein Geschäft, eine Speculation . . . was weiter? Sie opfern die Tantième eines Abends, in der sichern Voraussicht, daß ein glänzender Erfolg, der eine Reihe von Aufführungen zur Folge hat, sie dafür reichlich schadlos hält. Hundert bezahlte Hände . . . das sind die sogenannten durchschlagenden Erfolge, von denen die Zeitungen zu berichten wissen. Ein Autor, der sich auf die freiwilligen Beifallsäußerungen des Publikums beschränkt, wird in der Regel mit einem succès d'estime abgefunden. Ein Achtungserfolg . . . wie verächtlich! Man zuckt die Achseln! Die Kritik berichtet in der lauen Stimmung, die eine solche Aufnahme zur Folge hat. Das Stück wird geachtet zugleich und geächtet . . . und verschwindet, auf einige Zeit; doch die guten Stücke kommen wieder. Ist aber ein solcher Achtungserfolg nicht mehr werth als ein Erfolg ohne Achtung, einer jener glänzenden Erfolge, welche bezahlte Fäuste und ein bezahltes Halloh, ein enthusiastisches Brausen, das durch die obern Räume geht, glücklich zu Wege bringen?

Im Rausche des Erfolgs ließen sich sogar einige Dramatiker dazu bestimmen, die Einnahmen der ersten Abende und die erhaltenen Tantièmen zu veröffentlichen, um dem Publikum daraus einen Rückschluß auf den Werth eines Stücks möglich zu machen, das solchen Zuspruch gefunden. Die literarische Werthschätzung nach dem Verhältniß im Angebot und Nachfrage, diese jahrmarktsmäßige Würdigung erweist sich aber als vollkommen nichtig gegenüber dem innern Werth der Dichtwerke, wie ihn später die Anerkennung der Literaturgeschichte feststellt.

Ein schlagendes Beispiel hierfür ist Goethe auf dem Höhepunkte seines Schaffens. Im Jahre 1786 und den folgenden Jahren gab er eine achtbändige Sammlung seiner Werke bei Göschen in Leipzig heraus: diese Sammlung enthielt seine Meisterwerke: „Iphigenie", „Tasso", „Egmont", „Faust", soweit er damals vollendet war, seine lyrischen Gedichte. Da würde doch jeder halbwegs gebildete Jünger der heutigen Erfolgsweisheit meinen, daß diese Auflage in so vielen tausend Exemplaren hätte verbreitet sein müssen wie die heutigen Moderomane. O nein, diese Werke, mit denen unsere Jugend aufwächst, die unsere Nation jetzt als Heiligthümer betrachtet, lagen wie Blei in den Buchläden. Goethe selbst schreibt darüber: „Die Auflage meiner gesammelten Schriften fiel in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte noch wissen wollte, und ich glaubte zu bemerken, mein Verleger fände den Absatz nicht ganz nach seinen Wünschen." Koberstein sagt in seinem „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" über die Aufnahme dieser Werke: „Von äußerst wenigen in ihrem geistigen und sittlichen Gehalt verstanden, nach ihrem Kunstwerth geschätzt, in ihren Schönheiten gemessen, waren diese Werke für die allermeisten so gut wie gar nicht da; denn durch die zum großen Theil bald rohen und wilden, bald schwächlichen und platten Romane und Schauspiele der letzten anderthalb Jahrzehnte hatte sich der Geschmack des Publikums zu sehr vergröbert und an das Mittelmäßige oder auch ganz Schlechte in der Literatur zu sehr gewöhnt, und durch das Festhalten und Wiederkäuen alter verlegener Theorien war das Urtheil des großen Haufens der wortführenden Kunstrichter zu befangen und zu seicht geblieben, als daß jenes für die Schönheiten echter poetischer Kunst empfänglich gewesen wäre, diese deren günstige Aufnahme bei ihm durch eine verständige und einsichtige Kritik hätten vermitteln können." Ein buchhändlerischer Miserfolg also mit Goethe's Meisterwerken . . . und von Bühnenerfolgen konnte keine Rede sein, da diese Dramen ja damals nicht gegeben wurden. Schon im Jahre 1780 schrieb der geistreiche Lichtenberg: „Die Seichtigkeit der Schauspiel- und Romandichter unter uns ist zu einer Größe gediehen, bei der sie sich mit dem Credit, den sie findet, nur bei einem Publikum erhalten kann, das sich jetzt über gewisse Prachtphrases, Modebilder und Modeempfindungen verglichen und dahin vereint zu haben scheint, den Werth oder Unwerth einer Schrift blos nach dem Grade der Näherung an jenes Conventionssystem zu bestimmen. Vox populi heißt auch hier vox Dei und Buchhändlerabsatz der Maßstab für innern Werth!" Und ein Beurtheiler der Kotzebue'schen Schauspiele in der „Neuen Bibliothek der Schönen Wissenschaften" schrieb 1791: „Ich sehe die Meisterstücke der Kunst vernachlässigt und die mittelmäßigsten Producte zum Himmel erhoben. Der große und ungebildete Haufe entscheidet über den Werth der Schauspiele, und der Dichter,

welcher das Publikum zu sich emporziehen sollte, läßt sich zu ihm herab, weil es klatscht und bezahlt."

Schon damals also genug der Mahnungen, die Goethe's Miserfolg erläutern konnten. Jetzt hat der Cultus des Erfolgs einen noch größern Aufschwung genommen: schade nur, daß der Erfolg von heute kein Erfolg von morgen ist, daß der einfache Verlauf der Zeit die nöthige Correctur bringt. Goethe's Werke, die damals schwerverkäuflich blieben, sind jetzt in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet; damals hatte sein außerehelicher Schwager Vulpius mit dem „Rinaldo Rinaldini" viel größere Erfolge. Wir meinen nicht, daß jeder Dichter, dessen Werke keinen Absatz finden, deshalb ein Goethe ist; doch gegenüber dem nackten und widerlichen Cultus des Erfolgs à tout prix führen wir das Goethe'sche Wort ins Feuer:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Rudolf von Gottschall.

Ein neues Reisewerk von Fanny Lewald.

Die Wahlverwandtschaft der Geister, welche das Ehebündniß Adolf Stahr's mit Fanny Lewald zu einem auch nach der rein idealen Seite hin so innigen und sozusagen naturnothwendigen machte, hat sich, wie jeder Literaturfreund längst weiß, am herrlichsten auf dem Gebiete der Reiseschilderung offenbart und bethätigt — und zwar ganz speciell auf dem Gebiete der italienischen Reiseschilderung. Stahr und Fanny Lewald bieten sich dem kritischen Auge hier durch dieselben Eigenschaften und Vorzüge: feine, geistreiche Beobachtungs- und treffende charakteristische Darstellungsgabe, Schärfe und Reife des Urtheils, Vornehmheit des Geschmacks und künstlerische Bildung, als eine ganz gleichartige und gleichbedeutsame Doppelerscheinung dar, sodaß nicht nur Fanny Lewald's „Italienisches Bilderbuch" geradezu als eine Ergänzung von Stahr's „Ein Jahr in Italien" zu gelten hat, sondern auch das Werk „Ein Winter in Rom" ein vollständig gemeinsames Opus des Ehe- und Schriftstellerpaares war. Gewiß aber wird allen, denen die Lektüre jener Bücher, die ja bekanntlich eine bleibende Zierde unserer modernen Reiseliteratur bilden, zu einem ästhetischen Genuß und zu geistiger Erhebung gedient hat, nunmehr die Mittheilung höchst erwünscht sein, daß aus der Feder der Frau Stahr ein neues, den vorangegangenen sich nicht tendenziös, doch mittelbar und stofflich anschließendes Werk erschienen ist:

Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878) von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1880. 8. 7 M.

Gewidmet ist das Buch der Frau Helene Roß, geborene Abendroth, in Kiel, der Witwe des verstorbenen berühmten Archäologen Charles Roß; über das Motiv zu dieser Widmung spricht sich das Vorwort der Verfasserin näher aus:

Sie, meine liebe Freundin, und manch andere unter meinen Bekannten, haben das mir erfreuliche Verlangen gehegt, diese während meiner letzten anderthalbjährigen Reisezeit geschriebenen Briefe in einem Bändchen zusammengestellt zu sehen. Wol die Hälfte derselben entstammt den sieben Monaten, während deren Sie und ich im Hotel Molaro in Rom Hausgenossen gewesen sind und die Erlebnisse des Tages am Abend bei mir durchzusprechen pflegten. Heute nun, da ich in Kiel bei Ihnen weile, bringt mir die Post gerade an Ihrem Geburtstage den letzten meiner Reisebriefe zur Correctur in Ihr friedliches, von Ihnen selber und Ihrem verstorbenen Gatten so kunstgeschmücktes kleines Haus. Lassen Sie denn das Buch zunächst Ihr eigen sein, und werde es Ihnen zugleich eine Erinnerung an Rom und mich.

Man ist es nun schon gewohnt von der geistvollen Verfasserin, welche innerlich nie unbeschäftigt ist und von überall her aus der Außenwelt erwünschten Stoff zu Reflexionen, Vergleichen und Klarstellungen hernimmt, daß sie den Begriff eines Reisebriefs nicht einseitig und striete faßt als eines Briefs, der die betreffende Reise schildert, sondern in weiterm und allgemeinen Sinn als eines Briefs von der Reise, der die verschiedensten, mit letzterer auch gar nicht ideell zusammenhängenden, sondern nur zufällig der Schreiberin da oder dort (und in anderm Fall ebenso gut in der Heimat) nahe gelegt gewesenen Themata erörtert. Und so ist es auch hier wieder. Gleich der dritte Brief, aus dem Weißen Hirsch bei Dresden gerichtet an einen Kritiker der „Kölnischen Zeitung" nach dessen theilnehmender und lobender Anzeige ihrer „Neuen Novellen", wird von Frau Lewald benutzt, sich einmal öffentlich darüber auszusprechen, „wie das Urtheil der besondern Richter, der Kritiker vom Fach, und auch das der Leser im allgemeinen, dem Dichter oftmals, soll man sagen zu viel Ehre oder Unrecht thut, wenn es in seinen Arbeiten durchaus eine bestimmte Tendenz oder gar in den Aeußerungen und Thaten der Personen, welche sich im Rahmen der Dichtung bewegen, die persönliche Meinung des Dichters herausfühlen will". Gewiß zutreffend, und ebenso scharfsinnig als mit instinctiv richtigem Empfinden raisonnirt und urtheilt die Verfasserin:

Als ich jung war, pflegte ich über Frau Paalzow zu lachen, wenn sie ihre Romane als ein „ihr von Gott Gegebenes" bezeichnete und sie damit in gewisser Weise auf den Standpunkt der Offenbarungen stellte. Ihr Ausspruch lief aber bei ihren religiösen Vorstellungen im Grunde auf Goethe's Erklärung hinaus: „es ist etwas Anonymes dabei!", wenngleich dieser Hellseher in der eigenen Seele sicherlich in den meisten Fällen es genau genug gewußt haben wird, wo er die ersten Anregungen für seine Dichtungen zu suchen, wo er sie gefunden hatte. Und wenn es wol keinem von uns in den Sinn kommen wird, einen Vergleich zwischen sich und Goethe machen zu wollen, so wird doch fast jeder von uns mit ihm sagen dürfen, wie auch er die

Erfahrung gemacht habe, daß in dem „Erschaffen" neben allem bewußten Wollen ein anonymes Müssen vorhanden sei. Sind die Gestalten einmal da, so haben sie auch neben unserm Willen ihren eigenen Willen, oder besser ihr vollständiges Müssen. Sie haben ja nach den Verhältnissen, in denen sie erwachsen sind und in denen sie sich zu bewegen haben, ihre daraus entstandenen nothwendigen Ansichten, Meinungen und Vorurtheile, und — um auf meine letzten Novellen zu kommen — die Heldin der Erzählung „Ein Freund in der Noth", die sich nach dem Tode ihres Mannes mit dem Geliebten ihrer Jugend verheirathet, thut dies ebenso nach ihrem innern Müssen, als „Martina" aus ihrer Ueberzeugung dem Geliebten ihrer Jugend sich versagt. Wollte ich scherzen, so könnte ich sagen, das Eine und das Andere gehe mich gar nichts an. Der „Freund in der Noth" ist vor zehn Jahren am Genfersee geschrieben und verdankt seine Entstehung ebenso einer zufälligen Anregung als „Martina", die ich im vorigen Jahre rasch und in einer Art von heftiger Erregung aufs Papier warf, nachdem ich eine meisterhaft geschriebene Novelle gelesen, die mich aber peinlich berührt hatte, weil die Hingebung einer Frau an die Liebe eines Mannes, für mein persönliches Gefühl, in derselben leichtfertig behandelt war. Ich preise oder tadle weder die Handlungsweise von Irene noch die von Martina. Ich habe nur getrachtet, beide zu verstehen, und, nachdem mir dies gelungen, auch den Lesern, soweit es mir eben möglich war, klar zu machen versucht, wie beide aus voller innerer Berechtigung gehandelt, ohne im entferntesten ein Gegenbild aus ihnen machen oder einen Vergleich zwischen ihnen ziehen zu wollen, und auch ohne die mindeste Absicht, eine Erklärung für den bürgerlichen Protestantismus oder für das Sakrament der Ehe in der katholischen Kirche zu geben. Ich glaube, man vergißt es zu leicht, daß des erzählenden Dichters Beruf und Müssen zunächst nur das Goethe'sche „Fabuliren" ist.

Um zu zeigen, wie sehr verschieden die Art sei, in welcher eine Dichtung im Dichtenden angeregt wird, fügt Frau Lewald hier eine interessante „Entstehungsgeschichte" ihrer Erzählungen hinzu. Sie berichtet z. B., in der Gegend von Stettin sei sie in ein ganz verfallenes Landhaus gekommen, in dem von der frühern Behaglichkeit desselben nichts als eine alte Rococospieluhr und ein Treibhaus ohne Dach und Fenster mehr da war, was beides neben der ärmlichen Bauernwirthschaft sich sehr befremdlich ausnahm. Aus dem brütenden Nachsinnen, wie dieses Haus verfallen und wie die Uhr darin zurückgeblieben sein könne, entstand die Erzählung „Der Seehof", die man immer auf bestimmte Memoiren zurückführen wollte. Frau Lewald war in Westpreußen auf großen Gütern zum Besuch. Die Hausfrau klagte über schlechte Dienstboten und erwähnte, das einzige ehrbare Mädchen, das sie im Hause gehabt, sei von den Knechten für eine Hexe gehalten worden, weil es von den Männern nichts habe wissen wollen. Das gab unserer Autorin die erste Anregung zu dem „Mädchen von Hela". Bei einem Aufenthalt in Neu-Ruppin sah sie in einem alten Ziethen'schen Schlosse das Bild einer Frau in Rococo, mit einem höchst geistreichen, aber böswilligen Gesicht, von der niemand zu sagen wußte, wer sie gewesen — und sie wurde die Hauptgestalt im „Graf Joachim". Dann wieder war einmal, noch im Anfang der vierziger Jahre, in Rom davon gesprochen worden, wie ungerecht es sei, den Menschen, der im Laufe des Lebens aus wirklicher Ueberzeugung seine Ansichten verändere, ja eigentlich, wenn er entwickelungsfähig sei, naturgemäß verändern müsse, deshalb des Abfalls von sich und seiner Ueberzeugung zu beschuldigen: und der Gedanke, die „Wandlungen" zu schreiben, war dadurch rege in der Dichterin Seele gemacht. In ähnlicher Weise hat eine Unterhaltung mit alten Edelleuten über die guten Eigenschaften und die Fehler, welche das Zurückblicken auf eine lange Reihe von Vorfahren im Charakter des Menschen auszubilden pflege, den ersten Anlaß zu dem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" gegeben. Ein Sommeraufenthalt in Engelberg, bei dem sie allabendlich die Klosterschüler der Benedictinerabtei an den lebenslustigen Curgästen mit pflichtmäßig gesenkten Blicken vorüberziehen sah, erschuf den „Benedict"; und die in vertrautem Kreise von einer zärtlichen Mutter lebhaft ausgesprochene Behauptung, sie würde, wenn man ihr Kind ihr genommen hätte, es mit dem nicht irrenden Gefühl der Mutterliebe unter allen Verhältnissen herausgefunden haben — ein Glaube, welchem von ebenso zärtlichen Müttern ebenso lebhaft widersprochen wurde, brachte unsere Verfasserin dahin, dies Thema zu durchdenken, aus dem dann „Die Stimme des Blutes" hervorging.

Der folgende Brief, aus Hof Ragaz, und mit dem Goethe'schen Motto versehen: „Was bringt zu Ehren? Sich wehren!" rettet die „Ehre" der deutschen Hausfrau in durchaus sittlich schöner, von innerer Würde durchdrungenen Weise durch die „Abwehr" der arroganten und abgeschmackten Urtheile, welche die anonyme Verfasserin eines englischen Buchs: „German home life", in die Welt zu schicken dreist genug war. Hören wir in dieser Hinsicht nur eine Stelle, ein Selbstbekenntniß, und in der That das „Bekenntniß einer schönen Seele":

Es ist gewiß zu tadeln, wenn Frauen, denen Muße für ihre Bildung bleibt, diese nicht für ihre Fortentwickelung verwenden, wenn sie sich plan- und zwecklos in Hausarbeit verlieren, für welche ihre Männer ihnen Dienstboten unterhalten, die, vernünftig angeleitet, den Hausfrauen die Mühe ersparen und selber dadurch für das Gemeinwohl nützlicher gemacht werden würden. Derlei Irrthum und Verkehrtheit findet sich bei uns und ist vom Uebel. Aber daß Mädchen der gebildetsten Stände, die eine gute Erziehung genossen haben, denen der Sinn für das Höchste nach keiner Seite fehlt, sich frohen Herzens an den häuslichen Herd eines geliebten unbemittelten Mannes begeben, um als treue Dienerin des Mannes und des Hauses alles und jedes zu leisten, was des Lebens Nothdurft für Mann und Kinder von ihnen fordert, das ist mir immer als etwas ebenso Natürliches wie Schönes erschienen. Das habe ich, trotz meiner in früherer Zeit auch für den Erwerb mir nothwendigen Thätigkeit, durch lange Jahre mit Glücksempfindung unausgesetzt gethan. Drei Treppen hoch, in einem von acht Familien bewohnten Hause, in einer halben Etage von vier Stuben wohnend, mit einer Dienstmagd arbeitend, bin ich mir und meinen Freunden deshalb nicht weniger ladylike erschienen als irgendeine reiche und müßige Frau; und das freundliche Dankeswort, das mein verstorbener Gatte, Adolf Stahr, unter den Jahresabschluß unsers damals sehr bescheidenen Budgets zu schreiben pflegte, wenn ich ihm denselben am 31. December vorlegte, hat mir durch die

gesegneten zweiundzwanzig Jahre unserer Ehe wohler gethan, mich mehr erhoben als irgendeine der literarischen Anerkennungen, an denen es mir nicht gefehlt hat. Und gottlob! ich bin nicht die einzige Frau, die in Deutschland so empfindet. Die Mehrzahl fühlt wie ich. Auch war es einer unserer feinsten, gemüthvollsten Lyriker, es war Justinus Kerner, der in spätem Alter noch die verarbeiteten Hände seiner Frau besang, die Hände des guten, alten, schwäbischen „Nikeles", das, selber schon hinfällig und schwach, noch seine Stütze und sein Stab war, als seiner Augen Licht erlosch.

Aber kommen wir jetzt auf die speciell italienischen Schilderungen, auf die Briefe aus Italien über italienische Persönlichkeiten und Verhältnisse — der Gegenwart wie der Vergangenheit, und gerade die letztern Betrachtungen, wie sie z. B. in dem Kapitel „Historisches Erinnern" enthalten sind, dürften von besonderm bleibenden Werthe sein. Hier stieß uns unter anderm ein Vergleich auf, welcher zuerst etwas sehr Ueberraschendes, ja Befremdendes hat, mit seiner Originalität aber gewiß auch viel innere Wahrheit verbindet: der Vergleich zwischen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und — Pio nono. Es geht nämlich die Verfasserin dabei von der gewiß zutreffenden Annahme aus, daß auch Pius IX. mit idealistischen Gedanken auf den Thron des Heiligen Vaters gestiegen sei, daß ihm etwas wie die Rolle eines neuschaffenden Weltbeglückers vorgeschwebt habe, als er sich die dreifache Krone auf sein Haupt setzte. Eine äußere Aehnlichkeit soll zudem zwischen beiden Herrschern von je bestanden haben und noch größer geworden sein, da Frau Lewald den Papst als Greis wiedersah. Es war, ihren Worten nach, dieselbe Feinheit der ursprünglichen Gesichtsformen, die weiche, fast weibliche Fülle der Wangen und des Kinns, die frischen Farben, das geistreiche und spöttische Lächeln, und der bei aller Freundlichkeit unverkennbare stolze Ausdruck beiden Männern gemein; wie sich die Erkenntniß von den Ansprüchen des 19. Jahrhunderts in beiden mit einer ganz orthodoxen Glaubensrichtung zusammenfand, welche, im Mittelalter wurzelnd, in einem wie dem andern die Ueberzeugung weckte, daß sie an ihre ihnen direct von Gott zugewiesene Machtvollkommenheit nicht rühren lassen dürften, daß sie bestimmt seien, das Ideal königlicher und päpstlicher Würde darzustellen, nach dem Bilde, welches sie selber von diesem Ideale in sich trugen. Die Verfasserin fährt dann wörtlich fort:

> Sie traten beide mit einem durchaus persönlichen Acte ihrem Volke entgegen. Beide viel versprechend, große Hoffnungen durch ihre ersten Aeußerungen erregend, beide begierig nach jener Liebe des Volks, welche persönliche Einwirkung auf die Massen und persönliche Berührung mit dem Einzelnen verleihen; und beide sofort erschreckend, als die von ihnen beherrschten Völker sich geneigt zeigten, sie beim Worte zu nehmen und die Umsetzung der unbestimmten Zusagen in Zugeständnisse zu verlangen. . . . Selbst die Neigung, den Männern in Person zu begegnen, welche sich zu den Organen der den Regenten nicht mehr erwünschten Freiheitsforderungen machten, fand sich bei Pius wie bei Friedrich Wilhelm, und wenn ich auch weit entfernt bin, den als Märtyrer untergegangenen Hugo Bassi mit dem Dichter der „Lieder eines Lebendigen" zu vergleichen, so war die Idee, in welcher der König den damals gefeierten Poeten vor sich kommen ließ, dem Gedankengange sicher ähnlich, der den Papst bestimmte, Bassi zu sich zu bescheiden. „Wir wollen ehrliche Feinde sein!" hatte der König gesagt, als er Herwegh nach längerm Zwiegespräch entließ. „Welch ein edles Herz ist Pater Bassi!" rief der Papst aus, nachdem er den jungen Barnabitermönch unter Thränen der Rührung umarmt hatte. Aber weder die Freiheitsidee des Dichters noch die erhabenen Ziele des Mönchs waren nach dem Sinne der beiden Selbstherrscher, und beide scheiterten, wie Stahr es von Friedrich Wilhelm IV. in seiner „Geschichte der preußischen Revolution" genannt hat, an dem unlösbaren Problem: zu geben, ohne aufzugeben! Beide wurden durch das, was sie den Undank des Volks nannten, jedem, auch dem gerechtesten Verlangen des Volks feindlich; und während sie selber dazu beigetragen hatten, die Bewegung in den von ihnen regierten Völkern zu erzeugen, kamen sie dahin, diese Bewegung plötzlich hemmen und stauen zu wollen und die Revolution heraufzubeschwören durch den in das Leben getretenen Gegensatz der Volksideen und ihrer eigenen Ideen von Volksbeglückung durch des Fürsten Gnade.

König Ferdinand II. von Neapel, seine zweite Gemahlin Theresia, die Schwester Erzherzog Albrecht's von Oesterreich, sowie seine Mutter, die Königin-Witwe und Schwester der Herzogin von Berry; ferner Victor Emanuel, Cavour, Garibaldi, Manin, kurz eine Galerie solcher, an die ein reiches „historisches Erinnern" sich knüpft, werden uns von Frau Lewald aus der Erinnerung in diesen Briefen wieder vorgeführt, während die letztern sich jedoch keineswegs ausschließlich nur mit geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern ebenso auch mit den allgemeinen Typen des Volks, mit dessen gegenwärtigen Zuständen und Verhältnissen beschäftigen. Ein besonderes moralisches Gewicht besitzt hier der hohe Ernst, mit welchem die Verfasserin für die Pflege eines religiösen Sinnes und Bewußtseins der Massen eintritt. So spricht Frau Lewald z. B. davon, daß in der italienischen Presse selbst die Italiener theils eine von Herzen katholische Nation genannt werden, theils die Behauptung dort auftritt, das Volk sei völlig glaubenslos und hänge nur an den Gebräuchen der Kirche, die ihm liebe Gewohnheiten und bequem seien, vor allem die Frauen des Volks, deren einziges Vergnügen der Kirchenbesuch ausmache. Unsere Verfasserin nimmt hier Anlaß, von einer jungen Römerin zu erzählen, die sie seit ihrem siebzehnten Jahre kennt, und die jetzt seit Jahren Hausfrau und Mutter ist. Eines Tags sagte dieselbe zu ihr: „Sehen Sie, mein Mann (er gehört als Marmorar dem Kunsthandwerk an) ist sehr gut und brav, aber er glaubt an gar nichts; und Sie wissen, Signora, an all die Wunder, welche die Statuen verrichten, und an solche dumme Dinge haben wir auch in meines Vaters Hause nicht geglaubt. Aber daß mein verstorbener Vater nichts mehr von uns wissen soll, und daß der Herrgott uns nicht straft und lohnt für unsere Thaten, das glaube ich nicht — denn das wäre ja gottlos! Für die Männer mag das gehen, die haben andere Köpfe. Ich muß aber beten, wenn ich meine Kinder abends niederlege, ich bin dann sicher und ruhig. In die Kirche gehe ich nicht mehr so oft als vordem, aber ich nehme die Kinder immer mit. Es ist

doch gut, wenn der Mensch weiß, was er zu glauben hat. Ich kann mir darüber auch nicht den Kopf zerbrechen wie mein Mann. Glauben Sie, daß ich damit unrecht habe?" Wozu Frau Lewald die Frage fügt: wer hätte das zu thun vermocht? Wer hätte es verantworten dürfen, falls er es gethan hätte? Zusammenzuhalten ist hiermit eine Stelle aus einem der vorangegangenen Briefe, der die Eisenbahnfahrt von Chambery nach Florenz schildert. Wir lesen da:

Von einer Höhe, auf welcher eine kleine Kirche lag, stieg ein Priester hinab, das Abendmahl zu einem Kranken, einem Sterbenden, zu tragen. Er war ein bejahrter Mann. Sein langes weißes Haar flatterte im Winde. Der Weg war steil, den er zu gehen hatte. Das Kreuz, das man ihm vorantrug, leuchtete im gelblichen Scheine der unter Wolken niedergehenden Sonne. Es war ein rührendes Bild! In solcher Einsamkeit, vor solchen Hütten, in denen man sich nicht mit dem philosophischen Wissen eines David Strauß, nicht wie dieser mit Goethe und Beethoven das verzagende Herz zu erheben vermag, da muß man das Kreuz vor dem trostbringenden Priester einhertragen sehen, um sich ernstlich zu Gemüthe zu führen, daß es nicht wohlgethan ist, ein positives, noch für Millionen von Menschen wirksames und erhebendes geistiges Element vorzeitig anzutasten, solange man nicht ein für die Gesammtheit ebenso wirksames Mittel der halt- und hoffnunggebenden Tröstung an die Stelle zu setzen vermag. In Zeiten, in welchen wir darauf mit geforderter Wachsamkeit halten, daß niemand zu glauben genöthigt werde, was er nicht glauben kann und will, muß man, wie mich dünkt, doppelt vorsichtig sein, jemand zum Nichtglauben zu veranlassen, der im Glauben noch die geringste Befriedigung zu empfinden im Stande. Und wie ich hier an dem trüben Abende in dem sturmdurchströmten Gebirge den Priester gelassen seines Wegs wandeln sah, fiel mir das Wort Du Bois-Reymond's ein: „Trösten Sie einmal in einem Krankenhause einen Saal voll krebskranker Frauen mit Beethoven und mit Goethe!" Aus dem Munde eines solchen Mannes aber hatte der warnende Ausruf ein doppeltes Gewicht.

Vor allem bleibt es immer doch Rom, welches in Italien die ganze, die größte Liebe und Zuneigung von Frau Lewald bekommt und behalten hat seit dem Menschenalter, daß sie die „ewige Stadt" von Angesicht zu Angesicht ein erstes mal erschaute. Und wie der Stadt, so gehört auch ihrer Bevölkerung die ganze Liebe der deutschen Frau, die darum nicht blind wird gegen deren Fehler und Schwächen, wenn sie auch stets ein offenes Auge hat für deren Vorzüge und guten Eigenschaften, selbst wenn sie nur in den kleinsten, unbedeutendsten Zügen sich ihr gegenüber äußern. So ruft sie wol gelegentlich aus: „Ach, es ist etwas Schönes und Großes für den Menschen, unter einem sonnigen Himmel, in einer schönen Natur, in einem milden Klima, in einem alten Culturlande geboren zu werden und als ein Angestammtes in das Leben mit hinein zu bringen, was wir andern uns erst mühsam aneignen müssen! Tüchtig, kräftig, beharrlich macht diese Anstrengung uns freilich, und ich bin gewiß die letzte, die ihres Vaterlandes und ihres Volks Eigenschaften unterschätzt; aber schön ist die Anmuth im Wesen der Südländer, der Romanen, dieser Italiener, die man mit wenigem befriedigt, und deren freundliche, formvoll höfliche Weise im täglichen Verkehr für uns, die wir sie nicht gewohnt sind, ebenso wohlthuend als bestechend ist!" Frau Lewald erzählt sodann eine von den dortigen Erfahrungen, die sie in Bezug darauf gemacht:

Ich war neulich einmal genöthigt, einer Arbeiterin eine eigens für mich bestellte Arbeit zurückzugeben. Ich that es mit einer Entschuldigung, denn sie hatte sie ganz neu zu machen, und ich hatte mich darauf gefaßt gehalten, sie höher, wenn nicht doppelt bezahlen zu müssen. Am andern Tage brachte sie mir die neue Arbeit. Als ich sie um den Preis befragte, nannte sie einfach die 5 Lire, die sie von Anfang gefordert. „Aber Sie haben die Arbeit zweimal machen müssen und können die erste schwerlich verwerthen." — „Es war meine Schuld, daß ich sie verpaßte." Ich dankte dem Mädchen. „O, Sie haben nicht zu danken; doch es macht mir Vergnügen, Sie jetzt zufrieden gestellt zu haben!" gab sie mir zur Antwort und war voll freundlichen Dankes, als ich ihr unaufgefordert eine Kleinigkeit vergütete. Und ich bin durchaus nicht die Einzige, die mit römischen Arbeitern und Arbeiterinnen so angenehme Erfahrungen gemacht hat. Alle meine Bekannten waren ihres Lobes voll. Es ist ein gutes, ein liebenswürdiges Volk, mit dem man es hier zu thun hat.

Das Buch voll Reisebriefe müßte aber nicht von der Lebensgefährtin von der Mitstrebenden und Geistesverwandten Adolf Stahr's herrühren, wenn es sich nicht in hervorragender Weise auch mit der italienischen, respective römischen Künstlerwelt sowie überhaupt mit künstlerischen Fragen und mit Kunst in kritischem wie theoretisch-ästhetischem Sinne beschäftigte. Die feinen und schönen Bemerkungen, zu denen ihr die Antiken-Galerie des Fürsten Torlonia oder auch die Farnesina in ihrer Wiederherstellung erwünschten Anlaß gibt, sind — das merkt jeder Kenner der Schriften Adolf Stahr's — Reflexionen einer Genossin, die lernbegierig und gläubig zu dieses hochverdienten Kunstforschers und Beurtheilers Füßen gesessen hat. Wir erinnern z. B. an das, was die Verfasserin von der „maßvollen Bescheidenheit der Mittel" sagt, die ein Meister wie Rafael anwandte, und von der „maßvoll geläuterten Wiedergabe der Wirklichkeit", die das Charakteristische für ihn war und worin für alle Zeiten die eigentliche Aufgabe der Kunst zu erblicken sein wird.

Doch über den Werken der längst Dahingegangenen vergaß Frau Lewald nicht die Modernen, die Lebenden, und sie hat verschiedenen Tagesberühmtheiten der internationalen römischen Künstlerwelt ihre Besuche abzustatten nicht verabsäumt, So erzählt sie von und aus dem Atelier des Polen Siemiradzki (sie schreibt abweichend: Siemieratzky) Folgendes:

Es liegt in der Via Margutta, einer der Straßen, die wie Via und Vicolo di San-Nicolo di Tolentino im Erdgeschoß Haus bei Haus eine Bildhauerwerkstatt, und in den übrigen Stockwerken ebenso Haus bei Haus Malerateliers enthalten. Da wird geklopft, gesägt und gemeißelt; da riecht es nach Oelfarbe und Firnis; da liegen Marmorblöcke, Gips- und Thonklumpen, stehen Kisten in jeder Form und Größe; da merkt man es, daß man sich in der Stadt befindet, die eine der großen, wenn nicht die größte Kunstwerkstatt der Erde ist. Zu Siemiradzki's Atelier steigt man durch einen der wunderlichen, vielgetreppten, mit kleinen Bäumen bepflanzten terrassirten Winkel hinauf, denen

man außerhalb Italiens selten einmal begegnet. Ich öffnete die Thür, und in einem sehr reich mit persischen Teppichen behängten, mit Divans, Sesseln und vielen Brie-à-Brae-Herrlichkeiten versehenen Raume stand im Mittelpunkt desselben das große Bild vor mir, das — selber eine Bric-à-Brac-Sammlung aus der antiken römischen Zeit — unter dem Titel des „Antiken Kunstfreundes" damals (1878) in der römischen Gesellschaft einen der Gegenstände des Tagesgesprächs bildete . . . (es ist das seitdem in Paris und München vielbewunderte, unter anderm Namen erschienene: „Das Weib oder die Vase?"). . . . Vorläufig noch dem Auge der Besucher fern gerückt, sah hoch oben von der Seitenwand herab ein untermaltes Christusbild, während unten rund umher eine elegante Gesellschaft vornehmer Männer, schön geputzter Frauen, Offiziere und Geistliche, mit und ohne Ordenszeichen, mit und ohne Augengläser, in aller Länder und Völker Sprachen das Lob des Meisters verkündete. Ein Buch war neben einem Schreibzeug auf einem mit persischer Decke behängten, reich mit schönen Geräthschaften und frischen Blumen bestellten Schreibtisch aufgelegt. Eine kostbare Schale daneben war für die Visitenkarten bestimmt. Man schrieb seinen Namen ein oder gab seine Karte ab. Der Meister hatte „Empfang" nach neuer römischer Künstlersitte, ohne, wie es sonst wol geschieht, in Person zu empfangen.

Gerade nach einem Jahre war Frau Lewald's dritter, ihr „einsamer" Römerzug beendet und saß sie wieder in dem friedlichen Hause, den sonnigen Stuben zu Hof Ragaz, von wo sie — man vergleiche das oben Mitgetheilte — die deutschen Frauen gegen die ungerechten Angriffe und Anschuldigungen einer Engländerin zu vertreten unternahm. „Die deutsche Frau" beschäftigt sie dort nun aufs neue und sie schreibt weitere vier Briefe, allgemein an ihre Mitschwestern, an die Erwachsenen ihres Geschlechts gerichtet, um ihnen mancherlei an das Herz zu legen, das der Beherzigung von seiten aller gewiß in hohem Grade werth ist. Es sind z. B. goldene Worte, da wo sie von dem „religiösen und idealistischen Anhalt" spricht, welchen wir der uns anvertrauten Jugend zu bieten verpflichtet seien, zu welcher Jugend sie nicht nur die Kinder des Hauses, sondern, sofern sie in unsern Häusern leben, auch die jungen Männer und Frauenzimmer, die wir als Dienende neben uns haben, gerechnet sehen will. Diese neuen Briefe an deutsche Frauen von Frau Lewald schließen sich aufs engste und würdigste an ihre früher erschienenen „Osterbriefe für die Frauen" an; doch muß es an dieser Stelle uns genügen, darauf die Leserinnen der letztern hinzuweisen und sie einzuladen, auch die gehaltreiche und fruchtbringende Lektüre der erstern sich nun angelegen sein zu lassen.

Auch als die alte, wohlbekannte, liebenswürdige Erzählerin gibt sich dann Frau Lewald noch in diesem ihrem jüngsten Buche, indem sie eine „Geschichte für die Enkel", betitelt: „Der neugierige Robby", nach einem ihr in Haus Kaldenhof (Westfalen) zugänglich gemachten Stoffe, aufs Papier wirft. Endlich aber ist sie wieder „in ihren vier Wänden" in Berlin und wird in diesen Räumen, an die ein mehr als zwanzigjähriges Erinnern sich für sie knüpft, von neuem inne, „wie man ein Dauerndes im Wechsel nöthig hat, wie es dazu gehört, uns eine Art von historischem Boden im eigenen Hause zu schaffen, und welchen Reiz und Werth eine solche allmählich gewordene Umgebung vor jenen Einrichtungen voraus hat, die mit der Macht des Geldes, wie durch Zauber, in wenig Tagen und Wochen auf Befehl entstehen". Dies bringt in natürlichem, naheliegendem Gedankengange sie schließlich auf eine Reflexion über Berlin, welche dieser langsam, aber sicher sich entwickelnden Stadt unserer Meinung nach gerade gerecht wird und die deshalb zum Schluß hier angeführt sein möge:

Von Berlin hört man oftmals, und gleichsam als einen Tadel, sagen, daß es jeden historischen Charakters entbehre. Das ist nicht richtig und hat mich nebenher so komisch angemuthet, als mache man es der rüstigen Jugend, dem Blondkopf, der mit frischen rothen Backen zu seinem Tagewerk an uns vorüberzieht, zum Vorwurfe, daß er nicht nebenher etwelches graues Haar und einige würdige Stirnen- und Wangenrunzeln aufzuweisen habe, während er sich seiner bisherigen Arbeit und des in seinen jungen Jahren Geleisteten wohl rühmen darf. Laßt Berlin nur Zeit! Wenn es euch auch nicht mit tausendjährigen Erinnerungen, mit gothischen Domen und mittelalterlichen Gebäuden aufzuwarten, euch keine Ruinen vorzuführen hat; sein Stück Historie hat es in den noch nicht vollen 700 Jahren seines Bestehens als Stadt doch bereits geliefert und gemacht. Mich dünkt, selbst in den zweihundert Jahren, die von der Schlacht bei Fehrbellin bis zum Siege von Sedan verflossen sind, haben Berlin und seine Beherrscher und Bewohner an Kriegs- und Friedensthaten bedeutender historischer Erinnerungen genug zu verzeichnen gehabt. Freilich sind diese Ereignisse nicht in Denkmalen und Bauwerken überraschend ausgeprägt; man hat sie auch dem Volke leider noch nicht so schön in chronologischer Reihe vorgeführt, wie man es z. B. in Dresden in dem Sgraffitbilde auf einer öden leeren Wand, der Mauer eines königlichen Stallgebäudes, die sich längs einer belebten Straße häßlich hinzog, mit der Geschichte Sachsens gethan hat. Indeß das Schloß, das Zeughaus, das Brandenburger Thor, die Statuen des Großen Kurfürsten, des alten Fritz, Friedrich Wilhelm's III., Stein's und aller der Feldherren stehen doch da, die Vorgänge in der preußischen Geschichte zu bezeichnen, welche Preußen befähigten, der Mittelpunkt des neuen Deutschen Reichs zu werden. Die grelle Siegessäule steht doch da und gibt in ihren ehernen, schönen und verständlichen Reliefs von den Kämpfen und Siegen Kunde, von der Geschichte der Jahrzehnte, welche der Errichtung des Deutschen Reichs vorangegangen sind.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Die Schwestern. Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 6 M.

Georg Ebers gehört gegenwärtig zu den Lieblingen des Lesepublikums. Sein erster Roman „Eine ägyptische Königstochter" erinnerte allerdings in vieler Hinsicht an Barthélemy's „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland". Wie dieser Autor in anmuthiger Einkleidung seine Studien über das alte Griechenland, die Fülle seiner archäologischen Kenntnisse verwerthen und dem Publikum erschließen wollte, so war es auch Georg Ebers in erster Linie darum zu thun, die Leser durch geschmackvolle Schilderung in das alte Aegypten einzuführen, seine merkwürdigen Sitten, die Wunderwelt seiner Bauten, seine landschaftliche Eigenart, seine historischen Ueberlieferungen mit poetischen Streiflichtern zu erhellen. Nur zu diesem Zwecke war eine Handlung frei erfunden worden, deren Faden sich durch die Kapitel des Werks hindurchzog, nur damit die aus einem reichen Wissen hervorgegangenen Schilderungen sich an denselben anreihen konnten.

Diese belletristisch gefärbte Aegyptologie fand lebhaften Beifall: waren doch auch die ägyptischen Museen längst Mode geworden; diese Mumien und Sphinxe, diese ganze Welt der Hieroglyphen übte einen eigenartigen Zauber aus. Es war ein uraltes romantisches Land ... und zum Ritt in dasselbe hatte ein gelehrter Kenner seinen Pegasus gesattelt. Doch der Autor wurde es bald müde, nur als verkleideter Cicerone aufzutreten; der Dichter regte sich in ihm und machte selbständige Ansprüche geltend. In der „Uarda", seinem zweiten größern Werke, hielten sich der Aegyptologe und der Dichter, welcher letztere in der „Aegyptischen Königstochter" dem erstern nur gleichsam mit der Fackel vorangeleuchtet hatte, ungefähr das Gleichgewicht. In den beiden neuesten einbändigen Romanen ist das Bestreben unverkennbar, den Archäologen zu dienender Hülfsarbeit zu verurtheilen: aus der Chrysalide des Aegyptologen dringt zu freiem Fluge mit gelösten Falterschwingen die Psyche des Poeten hervor. Der Dichter Ebers sagt am Schlusse seines Vorwortes:

> Auch in dieser Erzählung war ich bestrebt, die ihre Eigenart bedingenden und bezeichnenden Züge einer großen Culturepoche in einem engbegrenzten Bilde zusammenzufassen und ihm Farbe und Bewegung zu verleihen, indem ich die Lebensschicksale von einzelnen Kindern der darzustellenden Zeit sich vor den Augen meiner Leser verflechten und zur Lösung gelangen ließ. Alle in dieser Erzählung handelnden Personen sind mir aus der Betrachtung der Tage, in denen sie lebten, in die Vorstellung getreten; aber als sie einmal in den Umrissen mein waren, zeigten sie sich bald als Traumbilder in verklärter Gestalt vor meiner Seele, und von dichterischer Schaffensfreude durchglüht, fühlte ich, indem ich sie darstellte, daß ihr Blut sich erwärmte, daß ihr Herz zu schlagen und ihres Geistes Schwingen sich angemessen ihrem Wesen zu regen begannen. Ich ließ der Geschichte ihr Recht, aber der Mensch als historische Person trat hinter dem Menschen als solcher zurück und aus den Repräsentanten einer Epoche wurden die Träger einer für alle Zeiten gültigen menschlichen Idee; und so darf ich es wohl wagen, dieses Zeitbild auch eine Dichtung zu nennen.

Der neue Roman spielt im Zeitalter der Ptolemäer, und ohne Frage kommt dies der Dichtung sehr zu statten. Das altersgraue Aegypten hatte etwas hermetisch Verschlossenes und es ließen sich nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit allgemein menschliche Probleme in der Welt dieses sehr specifisch gestalteten Menschenthums lösen. Die philosophischen Gespräche des Arztes Nabsecht in der „Uarda" z. B. machten einen wenig glaubwürdigen Eindruck. In der Zeit der Ptolemäer regierte ein griechisches Herrschergeschlecht im Nillande, das allen Nationen, auch den Juden erschlossen war, welche dort eine große Rolle spielten, gerade zur Zeit, in die der Dichter die Handlung des Romans verlegt hatte. Die ganze Welt griechischer Bildung stand ihm offen zu ungezwungener Benutzung, und bei dem Rendezvous, das sich die Völker am Nil gaben, brauchten auch die Römer nicht zu fehlen, die schon damals ihre Hand nach der Weltherrschaft ausstreckten und deren siegreichem Eindringen später die Herrschaft der Ptolemäer erliegen sollte. Das altägyptische Wesen kann also nicht mehr in diesem Romane zur Herrschaft gelangen; es gibt mehr das Colorit und die Staffage.

Doch so günstig dies geistig belebte Zeitalter auch für den Dichter ist, welcher den Dialog seines Romans zum Theil in philosophische und ästhetische Gespräche umsetzen will, welcher für seine Handlung größere Weltperspectiven sucht: so sind auch die Schattenseiten nicht gering, welche gerade die Epoche der Ptolemäer dichterischer Behandlung entgegenstellt. Es war eine der verworfensten Zeiten; Familien- und Verwandtenmord war an der Tagesordnung; der brutalste dynastische Egoismus machte sich geltend, Schwächlinge und Verbrecher lösten sich ab; die Haupt- und Staatsactionen dieser Zeit haben etwas Widerwärtiges; es ist ausnehmend schwer, Sympathie zu erwecken für die Thäter solcher Thaten. Dann aber weist die Geschichte dieses Herrschergeschlechts eine in den Jahrbüchern der Historie seltene Thatsache auf: den legalen Incest auf dem Throne, die Geschwisterehe.

Offenbar liegt hier ein Problem vor, das eine Lösung durch den Dichter verlangt; hier treten wir in das Heiligthum psychologischer Mysterien. Die Chronik gibt die Thatsache an, die Dichtung muß ihre Folgerungen ziehen. Das aber ist immerhin ein heikles Thema, und ein Autor, der seine Werke auf dem Familien- und Weihnachtstische sehen will, darf nicht viel daran rühren. Georg Ebers ordnet daher hier die Dichtung der Chronik unter: er acceptirt die Thatsache der Geschwisterehe, im schärfsten Gegensatze zu irgendeinem französischen Romandichter, der dies Problem zu den pikantesten Kapiteln ausgebeutet haben würde, wie etwa Belot, der ja einen ganzen Roman, „Madame Giraud, ma femme", der Darstellung der lesbischen Liebe gewidmet hat. Dies würde mit Recht deutschem Geschmacke zuwider

sein, aber es ist auf der andern Seite auch mislich, ganz aparte Thatsachen in einen Roman aufzunehmen, ohne sie psychologisch zu erläutern. Das ist die ästhetische Schwierigkeit, die mit einer editio castigata des ptolemäischen Zeitalters, mit einer Herrichtung desselben in usum Delphini verbunden ist. Kleopatra, die Königin, die ihren Bruder Philometor geheirathet hat und nach der geschichtlichen Ueberlieferung später ihren andern Bruder Energetes heirathete, ist zwar eine Art von femme incomprise, von gelehrter Aspasia mit dem Sphinxgesicht; sie verliebt sich leidenschaftlich in den Römer Publius Scipio, während der stierköpfige Energetes aus dem Geschmacke, den er an dieser Vorgängerin der Kleopatra des Antonius findet, kein Hehl macht; die Ehe zwischen Bruder und Schwester wirkt aber immerhin befremdend, um so mehr, als die Thatsache vom Dichter ohne weiteres acceptirt und in gar keine poetische Beleuchtung gerückt ist.

Die Haupt- und Staatsaction bewegt sich in den Kreisen der Doppelherrschaft; es handelt sich um eine jener Thronrevolutionen, die in der Geschichte des Orients später alltäglich geworden sind. Energetes, der eine Regent Aegyptens, strebt nach der Alleinherrschaft und will seinen Bruder, den andern Regenten, beseitigen. Bei einem Besuche im Palaste desselben in Memphis wagt er mit Erfolg die kühne Schilderhebung, nimmt die Königin gefangen, während der König Philometor im Kampfe überwältigt wird; aber der Einspruch Roms durch den Gesandten Scipio zwingt Energetes, beiden die Freiheit wiederzugeben. Nach der Geschichte wurde dieser später nach Cypern verbannt, kehrte aber zurück, mordete seine Neffen, heirathete seine Schwester und herrschte allein über Aegypten; zur Zugabe hatte er auch noch seine Nichte Kleopatra geheirathet und lebte einige Zeit mit beiden Frauen zugleich. Die historische Handlung des Romans, die keinen prägnanten Abschluß findet, spielt im Jahre 164 v. Chr.

Den historischen „Brüdern" auf dem Throne treten die unhistorischen Schwestern, die Krugträgerinnen im Serapistempel, gegenüber. Ihre Geschichte ist freie Erfindung des Autors, und gerade hier, wo er auf seine poetische Begabung angewiesen ist, erfreuen wir uns der anmuthenden Idyllik und der romantischen Verkettung der Begebenheiten. Der Serapistempel mit seinen Tempeldienerinnen und Klausnern, die Sphinxstraße, die zu den Apisgräbern führt, und diese selbst bilden die Stätte, wo die wechselnden Geschicke sich abspielen. Glanzpunkte der Darstellung sind: die Entführung der jüngern Schwester Irene, um sie vor den despotisch zugreifenden Gelüsten des Königs Energetes zu schützen, und die Wanderung der ältern Schwester Klea zu den Apisgräbern sowie ihr Zusammentreffen mit Publius Scipio in denselben. Der Tod des seltsamen Klausners, welcher jenen Schützlingen nacheilt, durch die Mordgesellen, durch das Gift in der Ferse hat altägyptisches Colorit; es ist wenigstens keine alltägliche Räuberromantik, die hier auf der Sphinxstraße ihr Wesen treibt. Die Charakterköpfe der beiden Schwestern sind scharf geschnitten, die ernstere Klea ist von der leichter gesinnten Irene gut unterschieden. Wenn man von einer Stimmführung auch in der epischen Composition sprechen darf, so ist die erste Stimme anfangs Irene anvertraut; weiterhin im Verlaufe geht sie auf Klea über; wir möchten sagen, das Liebesduett mit Scipio ist überhaupt der Höhenpunkt der Composition, wo das Lyrische und Dramatische zur vollsten Geltung kommt; gegen den Schluß hin ist die volle Harmonie, die gleichschwebende Haltung beider Stimmen hergestellt.

Es ist charakteristisch, daß die ernste Klea den Römer Scipio, die leichtere Irene den Griechen Lysias fesselt, und wenn die düstern Scenen in den Apisgräbern, der heroische Opfer- und Todesmuth der Klea einen dem römischen Volksgeist verwandten Zug zur Schau tragen, so ist das Liebeswerben des Lysias durch die Taubenpost von echt hellenischer Heiterkeit und diese erotischen Genrebilder gemahnen an die Gemmen des Anakreon.

Die Darstellungsweise des Autors hat durchweg epische Anschaulichkeit, und auch in jenen Naturschilderungen, die das moderne Naturempfinden als ihre Quelle nicht verleugnen können, ist bei allem intensiven Farbenauftrag ein epischer Zug unverkennbar. So in jener Schilderung des Sonnenaufgangs bei Memphis, den wir mit den Augen des Korinthers Lysias ansehen, als er mit seinem Viergespann sich dem Serapistempel nähert, um Irene zu ihrem eigenen Schutz zu entführen:

Rasch begann er vorwärts zu schreiten, aber schon nach wenigen Schritten hemmte er den Fuß; denn ein überraschendes, wundervolles Bild zeigte sich seinen Augen. Ward Memphis ein Raub der Flammen? Verzehrte Feuer den Nebelschleier, der seinen Weg zum Tempel umhüllt hatte? Da standen die Stämme der Akazien wie schwärzliche Säulen auf einer Brandstätte, hinter der die gefräßige Lohe hoch aufschlug zum Himmel. Zwischen den Zweigen, den dornigen Aesten, den weißen Blütentrauben und den Blättern mit dem paarweise geordneten Gefieder glänzte und gleißte goldenes und purpurnes Licht, und die Wolken am Himmel prangten in lichtern Farben als die der Rosen, mit denen Kleopatra sich beim Gastmahl geschmückt hatte. So ging die Sonne nicht auf in seiner Heimat! Oder hatte er vielleicht nur aufmerksamer nach der Erde als nach dem Himmel geschaut, wenn er zu Korinth oder Athen beim Anbruch des Morgens trunken von den Gastmählern heimgewankt war? Jetzt wieherten seine Hengste laut auf, als wollten sie das Viergespann des nahenden Sonnengottes begrüßen. Er eilte durch den Hain zu ihnen hin, klopfte ihnen mit beruhigenden Worten die glänzenden Hälse und überschaute dann die Riesenstadt zu seinen Füßen, über die sich ein veilchenfarbener Duft breitete, die ernsten Pyramiden, denen der Morgen ein heiteres rosenfarbenes Festgewand umgeworfen, den ungeheuern Tempel des Gottes Ptah mit den hohen Kolossen vor seinen Pylonen, den Nilstrom, in dem sich die Herrlichkeit der Tinten des Himmels spiegelte, und das Kalkgebirge hinter den Flecken Babylon und Troja, von dem ein Jude am Tische des Königs gestern erzählt hatte, es gehe unter seinen Landesleuten die Sage, daß dies Gebirge all seinen Baumschmuck hergegeben, um die Hügel der heiligen Stadt Hierosolyma damit zu schmücken. Wie im Schimmer der Kerzen der große Rubin, der des Königs Energetes durchsichtiges Gewand beim Gastmahl an seinem Stierhalse zusammengehalten, leuchteten jetzt die felsigen Wände dieses nackten Bergs, und nun sah Lysias, wie sich hinter ihm das Tagesgestirn blendend erhob und

seine Strahlen wie Millionen von goldenen Pfeilen versandte, um seinen Feind, das nächtige Dunkel, in die Flucht zu treiben und zu vernichten.

Neben diesen lyrischen Anwandlungen der Darstellung fehlen auch die gnomischen nicht: es ist mancher Spruch von plastischem Gepräge mit eingefügt, ja ein Fries von mehr oder weniger philosophischen Unterhaltungen zieht sich um den Bau des ganzen Werks. Sie dienen dazu, das Culturbild jener Zeit wirksam zu beleuchten; doch fehlt es dabei nicht an manchem dürren Ast der Gelehrsamkeit, der besser herausgehauen worden wäre. So hat z. B. das Gespräch der beiden Männer aus Alexandria, des Arabers und des Palästinäers, über Memphis und die Seestadt doch kein Interesse, das die Handlung selbst berührt. Etwas anderes ist es mit den Gesprächen im Boudoir der Kleopatra und bei den königlichen Symposien: sie sind in vieler Hinsicht charakteristisch für die Hauptpersonen der Handlung und haben überdies ein allgemeineres menschliches Interesse, das den volkswirthschaftlichen Untersuchungen über die Handelsplätze des damaligen Aegyptens abgeht. Die Art und Weise der alexandrinischen Gelehrsamkeit, des Sammlerfleißes wird von den verschiedensten Seiten illustrirt. Interessant ist eine Rede des wüsten Königs Euergetes über die Harmonie, über die er ein Werk schreibt: wir glauben indeß kaum, daß der Verfasser eines solchen Werks den Gegensatz zwischen seiner Theorie und seiner Lebenspraxis so offen eingestehen wird, wie dies hier an einer Stelle geschieht: wir theilen diese Rede mit, deren Skepsis und Sophistik gegen den Schluß hin etwas geistvoll Fesselndes gewinnt:

Daß ich über die Harmonie schreibe, ist wahr, und ich thue es mit Leidenschaft, gehört sie doch zu den unserer Vorstellung zugänglichen Erscheinungen, die unvergänglich sind, weil sie auch kein Gott ganz und ungetrübt in der Wirklichkeit zu entdecken vermöchte. Wo fände sich Harmonie in dem Ringen und sich Verschlingen des kosmischen Lebens, und unser menschliches Dasein gibt im verkleinernden Spiegelbilde den Werde- und Vernichtungsproceß wieder, der an allem sinnlich Wahrnehmbaren sich vollzieht, bald unmerklich und allmählich, bald gewaltsam und krampfhaft, aber nie in harmonischer Weise. In der Ideenwelt und nur da ist sie zu Hause, diese Harmonie, die selbst dem Leben der Götter fremd ist, diese Harmonie, die ich kenne und doch nicht zu erfassen vermag, die ich liebe und doch nicht besitze, nach der ich mich sehne und die mich flieht. Ein Durstender bin ich, sie aber ist der unerreichbare Quell; auf offener See schwimm' ich und sie ist ein Land, das je weiter zurücktritt, je mehr ich mich ihm zu nähern wähne. Wer nennt mir das Reich, in dem sie ungestört und ungetrübt als Königin waltet? Wem ist es ernster zu thun um die Schöne: einem, der schlafend in ihren Armen ruht, oder einem andern, den die Leidenschaft nach ihr verzehrt? Ich suche, was ihr zu besitzen meint; — zu besitzen! Seht euch um in der Welt und im Leben, seht euch mit mir in diesem Gemache um, auf das ihr stolz seid! Ein Grieche hat es gebaut, aber weil euch der einfache Gesang schön zusammenklingender Formen nicht mehr genügt und die Pracht des Morgenlandes, in dem ihr geboren, euch zusagt, weil sie eurer Eitelkeit schmeichelt und euch, so oft ihr sie anschaut, ins Gedächtniß ruft, daß ihr reich seid und mächtig, so befahlt ihr dem Baumeister, abzusehen von der einfachen Würde und solch ein buntes Unding herzustellen wie dieses, das dem Festsaal eines Perikles nicht ähnlicher sieht, als ich oder du, Kleopatra, in unserm Putze einem schlicht gewandeten Gott oder einer Göttin des Phidias. Nichts für ungut! Aber dir, Kleopatra, sei gesagt: Ich schreibe jetzt über die Harmonie und später vielleicht auch über Gerechtigkeit, Wahrheit, Tugend; obgleich ich weiß, daß das lauter Dinge sind, die weder in der Natur noch in unserm Leben vorkommen, und von denen ich bei meinen Handlungen absehe, die mir aber immerhin der Untersuchung werth scheinen, wie jeder andere Irrthum, durch dessen Auflösung man zu dem bedingt Wahren gelangt. Weil der eine den andern fürchtet, hat man jene Beschränkungen — Gerechtigkeit, Wahrheit und wie sie sonst heißen mögen — mit hochklingenden Namen belegt, zu Eigenschaften der Götter gestempelt und unter den Schutz der Himmlischen gestellt; ja so weit ging die Besorgniß, daß man lehrte, es sei schön und gut, sich um dieser Trugbilder wegen den freien Genuß des Daseins zu verkümmern. Denkt an Antisthenes und seine hündischen Nacheiferer, denkt an die im Serapistempel eingeschlossenen Narren! Nur was frei ist, ist schön, und unfreier ist keiner, als wer seine Triebe zu jeder Zeit und dabei meistens vergebens zu knebeln sucht, und im Sinne furchtsamer Schwächlinge tugendhaft, gerecht und wahrhaftig zu leben. Ein Thier frißt das andere, nachdem es ihm gelungen, es im offenen Kampfe oder mit trügerischer List zu erbeuten; die Schlingpflanze erwürgt den Baum, der Wüstensand tödtet die Felder, Sterne fallen vom Himmel und Erdbeben verschlingen die Städte. Ihr glaubt an Götter und ich thue es meinetwegen gleichfalls; wenn nun diese das Leben auf allen Gebieten des Daseins so geordnet haben, daß dem Stärkern der Sieg über den Schwächern zufällt, warum soll ich meine Kraft nicht benutzen und sie einschränken lassen von jenen vielgepriesenen Schlummersäften, die kluge Vorfahren mischten, um mir und meinesgleichen das heiße Blut zu kühlen und die nervige Faust zu lähmen? Euergetes, der „Gutthäter", heiß' ich von meiner Geburt an, aber wenn man mich einst „Kakergetes", den Uebelthäter, nennen wird, so soll mich das nicht verdrießen, denn was ihr gut nennt, heißt eingeschränkt, und was ihr böse nennt, frei und mit ungezügelter Kraft waltend. Nur für träg und müßig möchte ich nicht gelten; denn bewegt und thätig ist ja alles in der Natur, und da ich als höchstes Gut mit Aristipp die Lust erkannt habe, so möchte ich mir den Ruhm erwerben, mehr genossen zu haben als jeder andere, zunächst mit dem Geiste, nicht minder aber auch mit diesem Leib, den ich liebe und pflege.

Diese Gespräche erinnern an einen Autor, der neuerdings etwas in Vergessenheit zu gerathen droht und ein Meister ist in der Dialogisirung hellenischer Lebensweisheit: wir meinen den Dichter des „Aristipp" und „Agathon".

Der Stil der Erzählung selbst ist mit wenigen Ausnahmen tadellos. Stellen wie die folgende: „Klea schlug, da *sie sie* hörte, die Augen zu Publius auf, und als sie ihn wie einen Bittenden auf *sie* herniederschauen sah", der Misklang des doppelten „sie" und das grammatisch Falsche „auf sie" statt „auf *sich*", gehören zu den Seltenheiten. Der Stil von Ebers erinnert zuweilen an den von Freytag; doch er ist wärmer und weniger manierirt, während Freytag's Knappheit im ganzen noch ein stilvolleres Gepräge hat.

Noch eine Probe des bewegtern Stiles entnehmen wir dem Roman: die Darstellung der Scene zwischen Klea und Scipio, als diese den Römer, um sein Leben zu retten, wider Willen in die Apisgräber eingesperrt hatte, während sie selbst an seiner Stelle dem Tode entgegenging. Scipio

macht sich mit aller Kraft frei, indem er die Thür aus den Angeln hebt. Nach dieser Simsonsthat folgt er ihr:

Publius schwang sich sogleich auf die Füße, stürzte aus seinem Kerker ins Freie und als er Klea fliehen sah, jagte er ihr in raschen Sprüngen nach, holte die von ihrem Mantel im Lauf Gehinderte mit wenigen Sätzen ein, und als sie seiner Aufforderung, stehen zu bleiben, nicht Folge leistete, verlegte er ihr den Weg und sagte, nicht liebevoll, sondern streng und entschieden: „Keinen Schritt gehst du weiter; ich befehle es dir." — „Ich gehe, wohin ich gehe", entgegnete das Mädchen in großer Erregung. „Gleich läßt du mich frei!" — „Du bleibst hier, bleibst hier bei mir", knirschte Publius, faßte ihre beiden Hände an den Gelenken und umgab sie mit seinen eisernen Fingern wie mit festen Klammern. „Ich bin der Mann und du bist das Weib, und ich werde dich lehren, wer hier zu befehlen hat und wer zu gehorchen." Diese völlig unvorbedachten Worte hatten Zorn und Empörung dem Römer auf die bebenden Lippen gelegt, und als Klea, während er sie aussprach, mit dem Aufgebot aller ihrer keineswegs verächtlichen Kräfte ihre Hände aus den seinen loszuringen versuchte, da bog er ihr, immer noch heftig erregt, aber dennoch das Weib in ihr schonend, mit einem unwiderstehlichen und doch sanften Drucke die Arme ein und zwang sie, sich vor ihm zu beugen und sich langsam auf beide Knie vor ihm niederzulassen. Sobald sie vor ihm lag, ließ Publius sie los, sie aber bedeckte ihre Augen mit den sie schmerzenden Händen und schluchzte laut auf vor Entrüstung und weil sie sich schmählich gedemüthigt fühlte. „Nun steh' auf", sagte Publius, als er sie weinen hörte, mit völlig veränderter Stimme. „Wird es dir denn gar so schwer, dich dem Willen des Mannes zu fügen, der dich nicht lassen will und kann und den du doch lieb hast?" Wie mild, wie gütig klangen diese Worte! Klea schlug, da sie sie hörte, die Augen zu Publius auf, und als sie ihn wie einen Bittenden auf sie herniederschauen sah, da zerschmolz ihr Zorn und wandelte sich in dankbare Rührung, und sich auf ihren Knien ihm nähernd, schmiegte sie ihr Haupt dicht an ihn und sagte: „Ich war ja immer gezwungen, mich auf mich selbst zu stützen und einen andern Menschen mit Liebe zu leiten, aber es mag doch viel süßer sein, sich von der Liebe führen zu lassen, und dir will ich immer und immer gehorchen." — „Und ich will dir es danken mit Herz und Sinn und zu jeder Stunde!" rief Publius und hob sie in die Höhe. „Du wolltest dein Leben für mich opfern und dir gehört nun das meine. Ich für dich und du für mich, ich als dein Gatte, du als mein Weib bis ans Ende!" Mit beiden Händen ergriff er ihre Schultern und wandte ihr Antlitz dem seinen zu. Sie widerstand nicht länger, denn es erschien ihr süß, sich dem Willen dieses starken Mannes zu fügen. Und wie that es ihr, die schon als Kind die Pflicht auf sich genommen, sich stark und wachsam zu zeigen, so wohl, sich schwach fühlen und sich auf eine kräftigere Hand verlassen zu dürfen! So mag dem Rosenstocke zu Muthe sein, der zum ersten mal den stützenden Stab fühlt, mit dem ihn ein sorgender Gärtner verbindet. Ihr Blick hing beseligt und doch angstvoll an dem seinen, und eben berührte sein Mund im ersten Kusse den ihren, als beide erschreckt auseinanderwichen; denn laut ward Klea's Name durch die stille Nacht gerufen und gleich darauf ließ sich in ihrer Nähe lautes Geschrei und dumpfes Geheul vernehmen. „Die Mörder!" schrie Klea und schmiegte sich, zitternd für sich selbst und für ihn, an die Brust ihres Freundes. Aus der todesmuthigen, tugendstolzen Heldin war in einer kurzen Minute ein schwaches, hülfsbedürftiges, demüthiges Weib geworden.

Aegypten ist durch Ebers in Deutschland Mode geworden; den Aegyptologen von Fach mag zwar an dieser poetischen Verherrlichung des Nillandes und an den Erfolgen derselben wenig gelegen sein; vielleicht halten es manche Collegen des Autors für eine Art von Profanation. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß Ebers aus seinen wissenschaftlichen Studien Aegyptens eine so nachhaltige Anregung zur poetischen Illustration derselben, ja zum selbständigen Schaffen gefunden hat, wie dies bisher noch nie der Fall gewesen ist, und daß ein so begabter Interpret das etwas düstere und wenig einladende Alterthum des Landes der Mumien und Krokodile auch den Toilettentischen annehmbar zu machen verstand.

Rudolf von Gottschall.

Aus den Memoiren Louis Schneider's.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. Erster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 6 M.

Schneider, der Vater, war durch den Einfluß seines Gönners und Freundes, des Generals von Witzleben, mit dem er Quartettmusik machte, zum Director des Gardecorps (als des seligen „Alten Wieprecht" Vorgänger) ernannt worden. In der wiederaufgenommenen Bühnenthätigkeit brachte es Louis nach und nach „zum Kellner" („Gleich, Herr, gleich!") und weiter zum Poins in „Heinrich IV.", ferner zum Kilian im „Freischütz", Paul in der „Schweizerfamilie" u. s. w. Aber in Berlin, bei dem großen königlichen Theater, konnte der noch nicht zwanzigjährige Jüngling nicht so vorwärts kommen, wie er wollte. Wer allerdings von Anfang an mit einer bescheidenen zweiten Stellung zufrieden ist, nur an pünktlich eingehendes Gehalt und eine gewisse bürgerliche Behaglichkeit denkt, der mag von Jugend auf bei einer großen Bühne langsam avanciren. Wer aber vorwärts will, den Drang fühlt, sich auszuzeichnen und Bedeutendes zu erreichen hofft, der ziehe in die Ferne hinaus und lerne Welt, Leben und Menschen kennen! Das wurde unserm Louis, das wurde den Aeltern klar, und so trat er denn im April 1824 seine Wanderjahre bei kleinen Theatern an.

Zu lange hielten ihn dieselben nicht von seinem heimatlichen Berlin und dessen Hofbühne entfernt. Bereits Anfang der dreißiger Jahre erblicken wir ihn von neuem als — jetzt definitiv und auch „wohl" bestallten — königlich preußischen Hofschauspieler; der passionirte und patriotische Soldat, resp. Landwehrmann, gibt zudem

seit 1833 mit Unterstützung der obersten Militärbehörden und unter ausdrücklicher Gutheißung des ihm persönlich gewogenen Herrschers ein nützlichbelehrendes Wochenblatt für das Heer, den „Soldatenfreund" heraus, und fungirt von 1836—37 zum Ueberfluß auch noch als Lehrer der englischen und russischen Sprache an der berliner Kriegsschule.

Wie Schneider sich seine nachmals wirklich bedeutenden Sprachkenntnisse schon in ziemlich jungen Jahren erworben, hat er selbst uns erzählt:

Mir kam für das Studium der Sprachen ein natürliches Talent für das Nachahmen der Aussprache zu Hülfe, und ohne in irgendeiner Sprache einen wirklichen Lehrer oder regelmäßig fortschreitenden Unterricht gehabt zu haben, setzte ich die Leute sehr bald durch mein fließendes Sprechen des Französischen und Italienischen in Verwunderung. So lernte ich ersteres durch vertrauten Umgang mit dem aus Paris nach Berlin gekommenen Harfenvirtuosen Desargus, der dafür bei mir Deutsch lernte; Italienisch bei der Tänzerin Lamperi, die mein Eifer amusirte; später Spanisch bei den Attachés der spanischen Gesandtschaft Concha und Escandon; Portugiesisch bei dem Prediger Bachmann — nachher Consistorialrath —, der bei der preußischen Gesandtschaft in Lissabon gewesen war. Englisch lernte ich erst geraume Zeit später in Düsseldorf, um für meine (erste) Reise nach London ausgerüstet zu sein, und für das Russische ergriff ich jede Gelegenheit, um das Wenige, was ich in der Schule zu Reval gelernt, aufzufrischen und zu vervollkommnen. Für alle diese Sprachen befolgte ich das System, daß ich mir erst von einem Franzosen, Spanier u. s. w. eine Seite vorlesen ließ. Da ich schnell faßte und geschickt nachahmen konnte, so lernte ich diese eine Seite erst auswendig; dann bearbeitete ich jedes einzelne Wort nach der Grammatik, bildete mir selbst andere Sätze mit Verneinung, Bejahung, Frage daraus, machte natürlich anfangs Unsinn und Fehler vollauf, hatte aber diese eine Seite voll Worte für mein ganzes Leben gewonnen. Das meiste lernte ich auf Spaziergängen mit den Personen, die eben etwas lehren konnten. Nach allem, was mir auffiel, fragte ich, bearbeitete es dann zu Hause und überraschte die zu Lehrern gepreßten Bekannten durch meine Fortschritte.

Schneider's Sprachkenntnisse haben ihn später zu dem fruchtbaren und geschickten Uebersetzer französischer und anderer Stücke gemacht, die er zu Hunderten deutsch in seinem „Bühnen-Repertoire des Auslandes" gab. Sein nom de guerre war dabei „L. W. Both". Mancherlei Amüsantes weiß er uns hier von der mehr als originellen und naiven Art und Weise zu erzählen, wie damals noch die Angelegenheit der Autorenhonorare an den Theatern, an den großen wie kleinen, tractirt zu werden pflegte. Das Stück „Michel Perrin" war von Th. Hell und auch von Schneider übersetzt worden. Die Hell'sche Uebersetzung war von der berliner Intendantur acceptirt, dagegen das Lustspiel aus verschiedenen Gründen noch unaufgeführt an der königlichen Bühne geblieben, bis Seydelmann in der Titelrolle gastiren wollte; dieser bestand aber darauf, daß die ihm vertraute Schneider'sche Uebersetzung gewählt werde. Man erwiderte, dieselbe sei nicht eingereicht — doch es half nichts, man mußte dem hartnäckigen Künstler sich fügen, schickte, ohne sich an Schneider zu wenden, in die Buchhandlung, kaufte das Stück in seiner Uebersetzung für 75 Pfennige, ließ es ausschreiben, vertheilte die Rollen: alles, ohne nach seinen etwaigen Wünschen auch in dieser Beziehung zu fragen. Seydelmann feierte einen seiner schönsten Triumphe, und „Michel Perrin" wurde nicht allein ein gerngesehenes, sondern ein sogenanntes Zugstück. So erzählt Schneider nun des weitern:

Als die zehnte Aufführung stattgefunden, fragte mich eines Tags der Hofrath Esperstedt (damals Intendanturseeretär) im Vorbeigehen, ob ich Lust habe, 10 Thaler zu verdienen. „Warum nicht, wenn es auf anständige Weise geschehen kann." — „Das freut mich; sehen Sie, lieber Freund, wir müssen jetzt das Honorar für «Michel Perrin» bezahlen. Th. Hell hat, wie Sie wissen, seine Uebersetzung eingereicht, sie ist angenommen worden, muß also honorirt werden. Er bekommt 30 Thaler. Da das Stück aber gefallen und sogar einige mal Kasse gemacht hat, so können wir 40 Thaler aus der Honorarkasse zahlen, und die 10 Thaler sollen Sie haben." Ich muß gestehen, daß ich einige Augenblicke den Vorschlag sprachlos anstaunte, dann aber folgendermaßen deduerte: „Wenn man mir 30 Thaler und für die Uebersetzung, welche nicht gegeben, 10 Thaler Entschädigung geben wollte, so ließe sich das begreifen. Wenn man die Summe zwischen uns beide theilen wollte, so wäre auch das begreiflich. Wenn man mir endlich gar nichts gibt und das sonderbare Zusammentreffen der Umstände als Grund anführt, so würde ich das um so natürlicher finden, als ich ja keinerlei Anspruch erhoben. Daß ich aber 10 Thaler, weil meine Uebersetzung gegeben worden, und Th. Hell 30 Thaler bekommen soll, weil die seinige *nicht* gegeben, dafür fehlt mir in der That der Begriff. Ich bin mit den 75 Pfennigen, die das Stück beim Buchhändler gekostet hat, vollkommen zufrieden und freue mich, wenn es der Bühne, der ich angehöre, genützt hat."

Während Schneider als Uebersetzer sich Both nannte, behielt er seinen eigenen Namen nur für Originalarbeiten und für solche bei, für die er sich an ein vorhandenes fremdes Stück nur als an ein theilweises Muster und als ursprüngliches Motiv, das, von ihm ausgestaltet, eine wesentlich andere Physiognomie gewann, anlehnte. Das waren z. B. sein „Fröhlich", „Reisender Student", „Kurmärker und Picarde", „Heirathsantrag auf Helgoland". Letzteres Stück war gleichsam der Bühnentext zu dem damals in die Oeffentlichkeit und in allgemeine Gunst gelangten gleichnamigen Genrebilde des Düsseldorfers Rudolf Jordan. Die meisten dieser Stücke schrieb Schneider für sich selbst als Schauspieler. Er war ein Komiker von vielem Talent und nicht ohne Eigenart, d. h. seine Komik war die der Persönlichkeit, weniger eine Komik der Situationen — weniger die objective als eine stark individuelle Komik. Verwandte Bühnenerscheinungen dürften in diesem Sinne z. B. gewesen sein: unser Deutscher Albert Lortzing (der bekannte Operncomponist), der Franzose Levassor und der Engländer Mathews. In Berlin hatte es Schneider allmählich zu hoher Beliebtheit nach oben und unten, ja zu einer wahren Volksthümlichkeit gebracht. Er und Gern waren die berliner Localkomiker der königlichen Bühne, wie Beckmann und Collegen die der Königsstadt. Seit 1845 fungirte Schneider zugleich als Regisseur der Hofoper, quittirte aber seine gesammte Thätigkeit auf den Bretern, welche die Welt bedeuten; aber noch nicht diejenige für diese

Breter — im Revolutionsjahre 1848, nachdem es durch seine vielleicht allzu offen zur Schau getragene royalistische Gesinnung einige male zu unliebsamen Conflicten und Auftritten zwischen dem Publikum und ihm gekommen war.

Aus Schneider's Theaterlaufbahn enthält der erste Band seiner Memoiren noch vielerlei bühnen- und sogar zeitgeschichtlich Interessantes oder auch nur anekdotisch Kurzweiliges, in welch letzterm Sinne namentlich zwei „Genietouren" der preußischen Hofschauspieler bei Begegnungen König Friedrich Wilhelm's III. mit seinem Schwiegersohne, dem Zaren Nikolaus, in Schwedt a. O. das eine, und in Kalisch das andere mal, reiche Ausbeute liefern, d. h. diese Genietouren wurden nicht auf eigene Hand unternommen, sondern „befohlen"; sie verliefen aber in der That durchaus „genialisch" unter Abenteuern, wie sie damals das Reisen, noch dazu das gemeinschaftliche dieses Künstlervölkchens, eben stets mit sich brachte, und unter heiter sich anhörenden, wenn freilich für die Betroffenen im Momente nichts weniger als lustigen Reminiscenzen an das frühere Vagabundenthum der Schauspieler. Man lese z. B., wie Schneider die Bühne schildert, auf der in Schwedt vor den Majestäten gespielt wurde:

Das keineswegs geräumige zweifenstrige Zimmer war durch Scene und Zuschauerraum in zwei gleiche Hälften getheilt, von einer Erhöhung der Scene aber nicht die Rede. Nur ein schmales Lampenbret trennte die Acteurs von dem zuschauenden Hofe, und der Stuhl für den König befand sich kaum zwei Fuß vor dem Vorhange, der wegen mangelnder Höhe nicht aufgezogen, sondern wie eine Bettgardine nach rechts und links auseinandergeschoben werden mußte. Ein Souffleurkasten war natürlich auch nicht da, und der einzig erfindbare Platz für den „Einbläser" links in der ersten Coulisse, wo er sich so in den zurückgeschlagenen Theil des Vorhangs einwickeln mußte, daß nur sein Kopf und der Arm mit dem Buche hervorschaute; sonst hätten ihn die vordersten Plätze in ganzer Figur sehen müssen. Zum Aus- und Ankleiden dienten die beiden Fensternischen, vor denen als schützende oder verbergende Wand die hintere Decorationsgardine der Bühne hing. — Es wurden kleine Lustspielchen, Soloscenen u. dgl. gegeben, z. B. von Kotzebue „Die Tochter Pharaonis". Was hier die vorgeschriebene Decoration — eine Straße und praktikable Häuser — betraf, so war daran allerdings nicht zu denken, und der Regisseur (Weiß) mußte vor dem Anfange des Stücks vortreten, um Folgendes zu annoneiren: „Ehe wir unser Spiel beginnen, scheint es nothwendig, daß man sich in der Oertlichkeit orientire. Dieses gelbe Zimmer stellt eine Straße dar; diese Seitenthüre rechts das Haus eines geizigen Pfandleihers, jene links das Haus eines Uhrmachers. Diese beiden Stühle stehen vor einem Wirthshause, aus welchem die beiden Studenten Tippel und Fliederbusch kommen..." Mit einem Schritte über das Lampenbret trat der König vom Zuschauerraum auf die Bühne, und von der Bühne wieder in den Zuschauerraum. Eines Abends — in dem Augenblicke, als er, das letztere thuend, den Vorhang öffnete und nun vor der Lampenreihe zu ebener Erde, auf dem „Podium" stand, empfing ihn der Hof, die Frau Fürstin von Liegnitz und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, mit lautem Applaus. Auf den Scherz sofort eingehend, verneigte sich der König, wie ein Schauspieler der herausgerufen wird, und sprach vom „glücklichsten Abend meines Lebens", „zu viel Nachsicht", „regem Streben, den Beifall auch zu verdienen", und ähnlichem.

Diese „Legatio dramatica in partibus Schwedterorum" — wie Schneider etwas gezwungen das Kapitel über Schwedt in seinem Buche nennt — fiel ins Jahr 1833, die Fahrt nach Kalisch ins Jahr 1835. Dort ließ sich Kaiser Nikolaus — freilich wol mehr den „Soldatenfreund" als den Schauspieler — Schneider vorstellen, und dem entsprechend verlief das erste Zusammentreffen:

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte der Zar: „Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört. Sie sollen ja ein halber Soldat sein." — Verzeihen, Ew. Majestät, jeder Preuße ist ein ganzer Soldat!" — „Ach! Sie stehen beim 20. Landwehrregiment?" — „Zu Befehl, Ew. Majestät; ich habe die Ehre, mit Ew. Majestät bei einer Division zu stehen." — „Richtig, da sind wir ja Kameraden. Würden Sie auch mit marschiren, wenn es einmal gegen mich ginge?" — „Ja, Ew. Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt!" — „Ach! eine vernünftige Antwort; da ist es am Ende doch nichts mit dem halben Soldaten."

Vor einer Aufführung der „Einfalt vom Lande", während der Kaiser Nikolaus auf die Bühne kam, um Charlotte von Hagn, die ihm schon von Petersburg bekannt war, aufzusuchen, traf er wieder mit unserm Erzähler zusammen:

„Sieh da, Schneider, Sie sind ja sehr schön angezogen! Wer *seind* Sie?" Ich verstand die Frage nicht gleich; der Kaiser wiederholte also: „Ich meine, wer *seind* Sie im Stück?" — „Herr von Zierl, Ew. Majestät, der betrogene Liebhaber; das gewöhnliche Los der Komiker. Wir werden am Ende eines Stücks nie geheirathet!" — „Sehr gut; vortrefflich costümirt; aber in Uniform sehe ich Sie doch lieber und am liebsten hinter Ihrem Schreibtische, wenn Sie für Soldaten schreiben. Ich habe heute in Ihrem «Soldatenfreund» geblättert, Rauch hat ihn mir gegeben. Die Armee Ihres Königs ist aber auch die einzige, in der eine solche Zeitschrift möglich ist."

Schneider nennt den Zaren Nikolaus „den schönsten Mann, den man nur sehen kannte. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens: das alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit. Sein Benehmen gegen den königlichen Schwiegervater war von einer Courtoisie, ja kindlichen Ehrfurcht, die man selbst beobachtet haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen". Im Jahre 1838 war der Kaiser beim Manöver in Berlin. Es war am Jagdschloß Grunewald, und Schneider, der nicht fehlte — wie hätte der „Soldatenfreund" es können? — weiß zu erzählen:

Nach der Tafel, die im Schlosse stattgefunden, besuchte der König mit dem Zaren und allen Prinzen und Prinzessinnen das Bivuak seines 1. Garderegiments, ließ sich eine Bank unter die Bäume setzen und sah dem lebendigen Treiben der Soldatenwirthschaft unter freiem Himmel zu. Hier war es, wo die beiden Großfürstinnen, Töchter des Kaisers, an die lodernden Wachtfeuer herantraten und dem Kochen zusahen, dabei sich auf den Rasen setzten, sich von den Soldaten Messer geben ließen und ihnen beim Schälen der Kartoffeln halfen. Dadurch war eine so fröhliche Stimmung bei den königlichen und kaiserlichen Herrschaften eingetreten, daß die Prinzen mit ihren Schwestern, Schwägerinnen und Nichten die heitersten Scherze trieben, sich umherjagten und ganz vergaßen, daß sie auch vom Publikum

beobachtet werden konnten. So warf z. B. der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., seine Schwester Charlotte, Kaiserin von Rußland, beim Umherjagen so kräftig in einen Haufen Stroh, der eben angefahren wurde, daß der König — damals von aller Welt nur „der alte Herr" genannt — laut rief: „Aber Fritz!" Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch, daß die sämmtlichen preußischen Prinzen ihren Schwager, den Zaren Nikolaus, vertraulich Niks nannten und er auf diesen Namen hörte.

Auf nicht gerade formelle, aber gelegentlich mehrmals geäußerte Einladung ging 1847 Schneider nach Petersburg, um dort Studien über das russische Heer zu machen, deren Resultate er in seinen „Militärischen Briefen aus Petersburg" niedergelegt hat. Beim ersten Empfange sagte ihm unter anderm der Zar:

Sie wollen also hier durchaus nicht spielen, wie mir Rauch schon gesagt hat? Schade, aber ich kann es Ihnen nicht verdenken. Mein deutsches Theater taugt nicht viel, obgleich ich kein Geld spare, um der Kaiserin diese Erinnerung an ihre Heimat zu bewahren. Aber da soll jetzt eine Mamsell aus Berlin sein, die das Publikum sehr hübsch findet. (Fräulein Bauerhorst, spätere Frau von Bärndorf.) Nun, mir und meiner Frau ganz allein werden Sie doch etwas vorspielen?

Dies Letztere geschah denn auch. Schneider erschien vor den Majestäten in seiner berühmten Leistung als „Kurmärker" im eigenen Stückchen, wobei ihm die französische Actrice Mlle. Esther accompagnirte, deren späteres trauriges Ende Franz Wallner in seinen „Erinnerungen" geschildert hat.

Der in Rede stehende Besuch der russischen Hauptstadt fand, wie gesagt, 1847 statt, und der Bericht darüber füllt das Schlußkapitel des bisher erschienenen ersten Bandes der Schneider'schen Memoiren. Es werden noch zwei Bände an die Oeffentlichkeit treten, deren Erscheinen für die nächste Zeit angekündigt ist. Laut der buchhändlerischen Anzeige betiteln sich die nächsten Kapitel: „Ein Revolutions-Repertoire", „Katzenmusiken" und „Der letzte Abend auf der Bühne", sie führen also das schauspielerische Wirken des Erzählers bis zu seiner Endschaft. Von weitern Kapitelüberschriften finden wir mitgetheilt: „Der Feldzug in Schleswig", „Am Höflager in Potsdam", „Als Vorleser des Königs", „Mlle. Rachel", „Eine Kurierreise nach Warschau", „Eine Empfangsfeierlichkeits-Erinnerung", „Zwei Nächte", endlich: „Der Feldzug von 1866 und der von 1870—71, beide im Hauptquartiere Sr. Majestät des Königs Wilhelm". Es stehen also jedenfalls noch sehr interessante zeitgeschichtliche Mittheilungen aus diesem reichbewegten, inhaltsvollen Leben und Wirken zu erwarten, und wir werden nicht verfehlen, auch diesen noch folgenden zwei Bänden gebührende Beachtung zu widmen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Epoche der Taschenbücher ist vorübergegangen: sie haben ihrerzeit eine große Rolle in der Literatur gespielt; mit Spannung sahen alle Literaturfreunde und besonders die Literaturfreundinnen dem Erscheinen eines neuen Jahrgangs, besonders der von F. A. Brockhaus herausgegebenen „Urania" entgegen, die von 1810—48 bestand. Lange Zeit erschienen hier die neuen Novellen von Ludwig Tieck, die oft durch ihre ironische Behandlung von Zeitfragen das lebhafteste Interesse erregten. Auch ist bekannt, wie Ernst Schulze's „Bezauberte Rose" den von diesem Taschenbuch ausgesetzten Preis erhielt und eine Zierde desselben wurde. Im Grunde ist der Stammbaum der Taschenbücher noch weiter zurückzuführen; er reicht bis zu dem Bürger'schen „Musenalmanach" und demjenigen Schiller's, nur daß in diesen die Novelle ausgeschlossen war und die Lyrik und Epik (wir erinnern an das langathmige Gedicht „Die Schwestern von Lesbos") ausschließlich herrschte. Die Taschenbücher, welche Clauren, Tromlitz und andere Erzähler später herausgaben, waren dagegen vorzugsweise der Novellistik gewidmet.

Der Versuch einer Erneuerung der Aera der eleganten Taschenbücher mit Bildern, Gedichten, Erzählungen entbehrt nicht aller Berechtigung. Die „Urania" ging im Sturmjahre 1848 schlafen; die Politik verschlang alles. Das ist nun wieder anders geworden; neben die andern eleganten Miniatur- und sonstigen Ausgaben politisch harmloser Dichter kann auch wieder das Taschenbuch treten. Elise Polko hat ein solches herausgegeben unter dem Titel: „Vesta, Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen" (Leipzig, Eckstein). Der zweite Jahrgang liegt vor, ausgestattet mit drei Illustrationen der C. Beckmann'schen Reuter-Galerie: „De Noth" aus „Kein Hüsung", „Hanne Nüte's Abschied" und „Bräsig's Lining und Mining" aus „Ut mine Stromtid". Die Bilder haben einen echt idyllischen Reiz; namentlich aber athmet das Gesicht des Inspectors Bräsig eine Jovialität, wie man sie von Reuter's Lieblingshumoristen erwarten darf. Die Novellistik ist durch „Die leere Stelle" von Luise Ernesti, durch eine Novelle: „Seschy", von Elise Polko, durch das Skizzenbuch „Die blaue Grotte" von Ernst Eckstein, durch das Märchen „Campanula" von A. Stanislas vertreten. Ansprechende Plaudereien bietet Elise Polko „Aus unserm deutschen Heim" und Frau Lazarus „Von den Sternen". Von den Dichtern sind vertreten: Julius Rodenberg, Julius Sturm, Julius Stinde, Henriette von Olfers, Marie von Olfers, Prinz Emil Schönaich-Karolath, der auch in dem Miniaturtaschenbuch „Liliput" einige stimmungsvolle Lieder veröffentlicht hat, u. a. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron, einem der formgewandtesten Schüler der Platen'schen Schule, bringt das Taschenbuch folgendes schöne Gedicht:

Herbst.

Nahst du wieder leisen Fußes
Meiner Schwermuth Lieblingszeit?
Harrst du wieder meines Grußes,
Herbstliche Vergänglichkeit?
Wenn der Spätwind allenthalben
Ueber sie dahingefegt,
Haben oft wol jene falben
Fluren mir das Herz bewegt.
Oft durchzog mich's wie ein Schauer
Vor der Jahre wildem Lauf,
Aber immer wog die Trauer
Ein Gedanke siegreich auf:
Nicht der Lenz ist's, den die Garben
Einzusammeln Gott bestellt:
Erst wenn Halm und Aehre starben,
Ist zur Ernte reif das Feld.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 20. December 1879 ist Theodor Kreyßig als Director der Realschule in Frankfurt a. M. gestorben. Allzu früh ist eine der regsamsten und anregendsten Persönlichkeiten unserer Literatur geschieden, der namentlich um die neue Literaturgeschichte, trotz einer unverkennbaren Einseitigkeit der Auffassung gegenüber einzelnen neuern deutschen Schriftstellern, sich wesentliche Verdienste erworben hat. Kreyßig war im Jahre 1818 auf einem ostpreußischen Gute geboren, wo sein Vater Verwalter war. Dieser wechselte öfter seine Stellen, und der Sohn fand erst eine feste Stätte als er zu seinem Onkel kam, der als Lehrer am königsberger Waisenhause wirkte. Kreyßig sollte Volksschullehrer werden, bestand die Prüfung des Elementarlehrers und kam als solcher nach Marggrabowa. Doch sein Streben ging höher; er studirte im stillen die ältern Sprachen und die Classiker, verließ plötzlich die Schulstube in Masuren, um sich in Königsberg für das Abiturientenexamen vorzubereiten. Privatstunden mußten ihm die Mittel dazu geben; er erreichte durch seltene Ausdauer sein Ziel und wurde Student. Graf Lehndorff-Steinort machte ihn zum pädagogischen Führer seiner in Königsberg studirenden Söhne; so konnte er sich selbst sorgenlos den Studien widmen. In den Ferien lebte er auf dem ostpreußischen Herrenschlosse ein frisches und fröhliches Leben. Es war damals in Königsberg eine bewegte Epoche; unter den akademischen Genossen Kreyßig's befanden sich Roby von Kendell, Julian Schmidt, Ferdinand Gregorovius, Wilhelm Jordan, der Herausgeber d. Bl. u. a. Im Jahre 1843 erhielt Kreyßig eine Stelle an der höhern Bürgerschule in Wehlau, wo er das frische Studentenleben mit den Offizieren der Garnison fortsetzte. Im Jahre 1845 kam er nach Elbing als erster Oberlehrer der höhern Bürgerschule, jetzigen Realschule, deren Director er 1859 wurde. Eine Reise nach Paris 1846—47 unterbrach diese seine Thätigkeit; dort trat er in tonangebende Kreise ein; zu seiner „Geschichte der französischen Nationalliteratur", seinen Essays über die neuesten Vertreter derselben fand er dort die erste Anregung. Wir erwähnen seine Hauptschriften auf diesem Gebiete: „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" (1865), „Ueber die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert" (1873). Als Politiker gehörte er von Hause aus der liberalen Partei an, trat 1848 mit aller Entschiedenheit in ihre Reihen und war deshalb unter der Reactionsepoche mit einer levis notae macula behaftet. Später war er Nationalliberaler, schon lange, ehe eine Partei mit diesem Namen sich gebildet hatte; ja er wich von den damaligen Liberalen ab in der Anerkennung der Bismarck'schen Politik und ist stets ein eifriger Anhänger des großen Staatsmannes geblieben. Nach der Indemnitätserklärung der preußischen Regierung 1866 veröffentlichte er die Schrift „Friedensgedanken". Im Jahre 1869 wurde Kreyßig nach Kassel und 1871 nach Frankfurt a. M. als Realschuldirector berufen; er hat sich um die Reorganisation der dortigen Unterrichtsanstalten große Verdienste erworben, wie er überhaupt für die Sache des Realschulwesens stets mit Wort und That auf das eifrigste eingetreten ist.

Weitern Kreisen ist Kreyßig zuerst durch seine „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke" (3 Bde., 1860) bekannt geworden, die aus Vorträgen herausgewachsen sind, welche er in Elbing gehalten hat. Später schloß sich diesen Vorlesungen die Schrift „Shakspeare-Fragen" (1871) an. Sein Hauptwerk hat viel Aufsehen erregt und ist in mehrern Auflagen erschienen; den Shakspearianern der stricten Observanz war es indeß in seinen Urtheilen zu freisinnig, obschon es gerade deshalb vor der kritiklosen vierbändigen „Shakspeare-Apotheose" von Gervinus den Vorzug verdient. Im übrigen spricht sich ein sehr großer Shakspeare-Enthusiasmus in demselben aus. Seine „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (1869) enthalten treffende Urtheile und lebendige Schilderungen; doch die unbedingte Verherrlichung Freytag's und die ebenso unbedingte Verwerfung Gutzkow's zeugt von bedenklicher Einseitigkeit. Weit werthvoller sind seine Studien zur französischen Literatur, die ein geistreiches und unbefangenes Urtheil bei lebendiger Darstellung zeigen. Einem weitern Kreise des Publikums ist er durch seine ausnehmend lebendigen und anregenden freien Vorträge, die er in den letzten Jahren in München, Leipzig, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln hielt, bekannt geworden.

— Wie einst Wilhelm Jordan, so tritt jetzt auch Friedrich von Bodenstedt als Propagandist seiner Werke in den nordamerikanischen Freistaaten auf. Mirza-Schaffy im fernen Westen . . . es mag befremdend klingen; doch warum sollen deutsche Dichter sich nicht persönlich dem transatlantischen Publikum vorführen, um unserer neuen Literatur dadurch noch einen wärmern Antheil zu gewinnen? Nach nordamerikanischen Blättern war die Aufnahme Bodenstedt's eine entgegenkommende, herzliche, ohne daß sein Erfolg gerade ein sensationeller gewesen wäre. Ausführlich berichtete indeß das neuyorker „Belletristische Journal" über eine Feier auf dem Meere, die zu Ehren Bodenstedt's oder vielmehr seiner Gattin, am Geburtstage der letztern, auf dem Schiffe veranstaltet worden war, das den Dichter über den Atlantischen Ocean trug und bei welcher sich der Schiffskapitän und seine Mannschaften sowie die Fahrgäste und besonders die Damen lebhaft betheiligten. Derartige Maskenfeste pflegen sonst auf der See nur bei dem Passiren der Linie gefeiert zu werden.

Bibliographie.

Anzengruber, L., Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten. Mit einer Plauderei als Vorrede. 2tes Bdchn. Wien, Rosner. 1879. 8. 6 M.

Asnyk, A., Kiejstut. Trauerspiel. Uebersetzt von M. v. Reden. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 2 M.

Assmann, W., Handbuch der allgemeinen Geschichte. Für Studirende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Geschichte des Mittelalters, von 375—1492. 2. umgearb. Aufl. von E. Meyer. 2te Abth.: Das Zeitalter der Kreuzzüge. 1ste Lfg. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Avé-Lallemant, F. C. B., Die Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrhunderts. Ergänzender Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Brentano, C., Chronika eines fahrenden Schülers. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. Heidelberg, C. Winter. 8. 4 M.

Brockhaus, C. M., Ausgewählte Predigten. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Duncker, M., Geschichte des Alterthums. 3ter Bd. 5. verb. Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1879. Gr. 8. 8 M.

Franziß, F., Der deutsche Episkopat in seinem Verhältniß zu Kaiser und Reich unter Heinrich III. 1039—1056. Regensburg, Coppenrath. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Frey, A., Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig, Haessel. 1879. Gr. 8. 6 M.

Galdós, B. P., Gloria. Zeitroman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von A. Hartmann. 1ster Thl. Berlin, Schleiermacher. 8. 3 M. 60 Pf.

Henkel, F., Wenn Frauen hassen. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Schulenburg, W. v., Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Sturm, J., Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

— —, Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Wolff, J., Drohende Wolken. Schauspiel. Berlin, Grote. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.

Wolff, M., Roland und Blancheflor. Eine Romanze. Heidelberg, C. Winter. 1879. Gr. 8. 50 Pf.

Ziftler, F., Harte Kämpfe. Roman in 3 Büchern. Mit einer Vorrede von L. Ritter von Sacher-Masoch. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Zöckler, O., Die Lehre vom Urstand des Menschen, geschichtlich und dogmatisch-apologetisch untersucht. Gütersloh, Bertelsmann. 1879. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien das erste Heft des neuen Jahrgangs von

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

„Unsere Zeit" ist eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, außerdem die wohlfeilste. (Jährlich 12 Monatshefte von je 10 Bogen; Preis vierteljährlich 4 M. 50 Pf.) Sie bringt zeitgeschichtliche Aufsätze, Novellen, Reiseskizzen, politische und literarische Essays 2c.

Das erste Heft enthält Beiträge von **Ernst Wichert**, (eine litauische Dorfgeschichte), Professor **Wilhelm Wundt**, **H. B. Oppenheim**, **Carl Vogt**, **Friedrich Pecht**, **Friedrich Meyer von Waldeck** und vom **Herausgeber.**

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika.

Von

Heinrich Semler.

8. Geh. 7 M.

Der in San-Francisco lebende Verfasser hat sich der sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen, eine Geschichte der zahlreichen Communisten- und Socialistengemeinden, die sich in Nordamerika bildeten und fast sämmtlich nach kurzem Bestande wieder zerfallen sind, auf Grund authentischer Documente zu schreiben. Er bietet damit außerordentlich viel neues Material zur wirksamen Bekämpfung socialdemokratischer Vorspiegelungen und Irrthümer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika

nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen.

Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen.

Von **Carl Heinersdorff.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Reinhold Buchholz, früher Professor der Zoologie in Greifswald, dureh seine wissensehaftlichen Arbeiten der Gelehrtenwelt bekannt, bereiste mehrere Jahre, zum Theil auf Kosten der Humboldt-Stiftung, die Westküste Afrikas und starb kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat. Vorliegende Sehilderung dieser Reisen nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen bietet die manniehfachste Unterhaltung und Belehrung, für Zoologen aber noch speeielles Interesse.

Für alle gebildete Kreise,

die Sinn für Sprachen und Literatur haben, ist dringend zu empfehlen das:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Organ der Weltliteratur.

1832 begr. von **Jos. Lehmann.** Red.: Dr. **Ed. Engel.** Wöchentlich circa 2 Bogen in gr. 4., pro Quartal nur 4 M. 1880. Jahrgang XLIX.

Das „Magazin" enthält Originalbeiträge von **Paul Heyse, Fr. Bodenstedt, Em. Geibel, Alfred Meißner, Karl Hillebrand, Johannes Scherr, Juan Fastenrath, Emile Zola, Emilio Castelar, Max Müller** (Oxford) 2c. und ist sowol das **reichhaltigste** wie **billigste Literaturblatt.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und **direct** von der Verlagshandlung.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

Dreizehnter Band.

Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Bekannt ist, welch tiefgreifenden Einfluß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus England herübergekommenen Schauspielertruppen auf die Entwickelung der deutschen Bühnenkunst und der deutschen dramatischen Dichtung ausgeübt haben. Die von diesen Englischen Komödianten aufgeführten Schauspiele sind aber nur in alten schwer zugänglichen Drucken zu finden; vorliegende Sammlung, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, darf daher der Theilnahme aller Literatur- und Theaterfreunde sicher sein.

Der 1. bis 12. Band der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" enthalten:

1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.

Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald.

Von

Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 15. Januar 1880.

Inhalt: Poetische Literatur. Von Siegfried Lipiner. — Aus dem Deutsch-Französischen Kriege. — Englisches Frauenleben in Natal. Von Alfred Kirchhoff. — Mythologisches und Legendenhaftes. Von Rudolf Doehn. — Johann Fischart's „Gargantua" und seine neueste Bearbeitung. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Poetische Literatur.

1. Sansara. Ein Gedichtbuch von Julius Hart. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 3 M.
2. Lieder eines Träumers. Von S. Fritz. Wien, Rosner. 1879. Gr. 16. 2 M.
3. Gedichte von August Freudenthal. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 3 M.
4. Ein- und Umschau. Dichtungen von Friedrich Ritter von Heutl. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.
5. Einsam auf dem Thron. Ein Lebensbild in Sonetten. Zum Verständniß eines viel Verkannten. Mit einem Vorwort und mit Anmerkungen versehen von X. Y. Z. München, Knorr. 1878. 8. 1 M. 25 Pf.
6. Johannes. Idyll von Moritz Leiffmann. Zweite Auflage. Köln, Lengfeld. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Fra Filippo Lippi. Episches Gedicht in fünf Gesängen von Johann von Wildenradt. Hamburg, O. Meißner. 1878. 8. 2 M. 25 Pf.
8. Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär von Karl Bleibtreu. Zweite Auflage. Berlin, Schleiermacher. 1879. 8. 3 M.

Es sind nicht eigentlich die Fluten des „Sansara", von denen das „Gedichtbuch" von Julius Hart (Nr. 1) redet. Wir befinden uns da nicht auf der offenen See der Erscheinungswelt mit ihren ewig spielenden Wellen, mit dem grenzenlosen Ausblick, mit den Nereiden und Tritonen im Grund. Wir sind da vielmehr an der Grenze des „Sansara" und des „Nirvana", nahe der „Guten Küste", von der die Erlösungsbedürftigen träumen. Die Wellen brechen sich am Ufer, das Meer braust heran, als wollte es sich aus seinem ewigen Bette reißen, und sinkt wieder in die bodenlose Tiefe zurück. Und freilich muß schließlich das starre Ufer doch zerbröckeln; die Sonne der Erkenntniß trocknet das Meer nicht aus, und das stille Nirvana ist ewig fern.

Dies der „Geist" der Sammlung, in dem buddhistischen Idiom dargestellt, dem der etwas gesuchte Titel entnommen ist. Und gewiß: der Verfasser stellt sich an den rechten Punkt, von dem aus er Welt und Leben in ihrem Doppelwesen erblicken kann. Aber wie er sieht, wie er das Geschehene darstellt: darüber wäre viel zu rechten. Einige von den Gedichten wären geradezu als unbedeutend wegzulassen gewesen; und der Verfasser ist gewiß nicht so arm, um so leere Productionen wie „Weißt du es noch?" nicht entbehren zu können. Vielleicht ist ihm gerade dieses Gedicht recht lieb: der Leser harrt gewiß bis zum Schluß vergebens auf irgendeine wirklich starke, scharfe, helle Aeußerung der Leidenschaft. Leer sind Gedichte wie „Klinsor's Nachtbild", „An die deutsche Poesie", „Meinem Bruder"; sie lassen alle den bestimmten poetischen Kern, den eigentlichen vom Dichter persönlich erlebten Inhalt vermissen, der ja auch der Form Glanz und Kraft und Persönlichkeit verleihen würde. Und warum Hart, der oft so gute Verse machen kann, oft so schlechte macht, ist uns nicht begreiflich. Man höre die ersten Zeilen des Buchs:

> Ihr habt mich ausgestoßen in unseliger Stund',
> Eure Finger haschten nach Golde, schrie euer Mund.

Der Verfasser lese doch diese Verse laut und urtheile selbst. Er scheint aus diesem Einleitungsgedicht überhaupt Rhythmik, Melodik und jegliche Ordnung mit Absicht verbannt zu haben. Man vergleiche damit die Stelle („Begeisterung"):

> Ein Thor, der für die Zukunft, für künftige Ehren scharrt
> Und kann genießen der Stunde, der fließenden Gegenwart;
> Was kümmert's, ob sie mir setzen einen weißen Säulenstein;
> Nur lieben, lieben und leben, und leben ihr allein!

Diese letzte vortreffliche Zeile mit ihrer intensiven Kraft hat nicht blos mehr Form, sondern auch mehr Inhalt als manches lange Gedicht des Verfassers. Und an vielen Liedern mag man sich wirklich von Herzen erfreuen; hierher

gehören: „Traum", „Ballade", „Sommernacht", „Venus Allvernichterin", „Schwül weht herauf", „Moriturus te salutat" u. a. Das Gedicht „Am Kreuz", das der Autor sicher zu seinen besten zählt, läßt uns den einheitlichen Kern, die strenge Ordnung und Gliederung der Theile, die innere Nothwendigkeit in der Abfolge der Bilder geradezu schmerzlich vermissen. Auch wäre zu wünschen, daß hier, wie oft bei Hart, an die Stelle der fahlen Sinnlichkeit eine rothe, derbere trete, und daß die Zeichnung nicht allzu sehr vom Colorit verdrängt werde. Man sieht bei Hart oft vor lauter Colorit den colorirten Gegenstand nicht. Der Schluß des Gedichts, der sich durchaus nicht organisch aus dem Ganzen ergibt (namentlich nach dem seligen: „Die Welt ist Gott!"), der aber an sich bedeutend ist, sei hier mitgetheilt. Sein Inhalt erinnert lebhaft an den zweiten Act des „Parzival" von Richard Wagner. Die Sünderin tritt vor das Kreuz und sinkt mit heißen Thränen an ihm nieder:

Warum nicht liebst du, stöhnt es schwer und dumpf
Zu mir empor, warum nicht liebst du, Jüngling?
Sahst du mein Werben nicht, die Liebesblicke
Der Sünderin, der Buhle, zehrende Glut
Und selige Lust aus meinen Augen leuchten?
Warum warst du nicht mein, hast mich befreit
Von meinen Sünden, häufteſt neue Sünden
Auf dieses nachtverfallne arme Haupt?
Zu spät, zu spät, verlorn und ewig todt,
Ich geh' dahin den harten Weg der Schulden,
Hör' schon die Fluten meines Todes brausen;
Dich aber zieh' ich in die Nacht hinab,
Du konntest mich befreien, mich erlösen
Auf ew'ge Zeit — du hast es nicht gethan.
Nun hängst du hier am Kreuz, warum, warum,
Elend und todt?
Da schrie empor
Die Seele mir in wildem hartem Groll,
Und von dem stummen Munde klang es dumpf,
Indeß der Tod mit harter Hand mich faßte
Und mein Gehirn zerbrach, dumpf klang's und hart
Vom sterbensfahlen Mund: „Um nichts, um nichts!"

Daß Hart nicht zur großen misera plebs flacher Versemacher gehört, wird er dem Leser in jeder Strophe bezeugen. Aber Straffheit, Ordnung, durch ein wirkliches Centrum hochgestellte Einheitlichkeit und Eigenthümlichkeit der Darstellung fehlen ihm sehr oft: diese Vorzüge der Gestaltgebung sind nur die Erscheinungsform wahrhafter innerer Fülle und persönlicher Kraft. Möge der Verfasser in diesem Sinne wachsen und zunehmen.

Wirklich aus dem „Sansara" herausgeboren sind die „Lieder eines Träumers" von S. Fritz (Nr. 2). Aber freilich, ihm wird es schwerlich einfallen, die „Gute Küste" zu suchen. Warum aber nennt sich der lebenslustige, verständige, im tiefsten Grunde nüchterne Autor einen Träumer?

Es ist ein frisches, geistreiches Büchlein, das allerdings manche Flachheit und allzu prosaische Geistreichigkeit mit großem Vortheil entbehren könnte. Der Verfasser war „verliebt, verstanden, verlobt, vermählt" — und besingt dieses vierfache Glück. Er thut dies oft mehr witzig als poetisch, und macht auch manchmal schwache Witze. Doch wird man das meiste mit Vergnügen lesen. „Einer kleinen Katze gewidmet" sind einige der unbedeutendsten und schlechtesten Lieder der Sammlung. Das Mädchen hebt beim Liebesschwur das Händchen zum Himmel; der Autor sagt:

Wollt' es den Himmel zu dem Schwur
Mit Zeugenschaft beehren?
Wies es vielleicht symbolisch nur
Mich an den großen Bären?

„Ein Salon" ist der beste Theil des Buchs. Folgende Stelle diene zur Charakteristik. Der Verfasser sitzt neben einem Mägdlein, „reich an Tugend, reich an Jahren":

Eben ließ ein art'ger Fisch uns
Mit Gefolg' sich annonciren,
Als das Mägdlein mit den Römern
Mich begann zu malträtiren;

Puncto der Sabinerinnen,
Die die Tapfern einst gestohlen, —
Böse, daß die jetz'gen Helden
Keine fremden Mädchen holen.

Zwischen Red' und Gegenrede
War, wie schmerzlich ich empfunden,
Längst die Schlüssel, ach! mit jenen
Braven Fischen mir entschwunden.

Klüger drum verfuhr ich später
Gegen Braten, Obst und Käse,
Wenn sie auch gekreuzt mit mancher
Wissenschaftlich schwier'gen These — —

August Freudenthal's „Gedichte" (Nr. 3) zeugen von einem ehrlichen, innerhalb gewisser Grenzen echten Talent. Der Autor spricht vom Herzen weg — freilich manchmal in allzu unbedeutender, ans Banale streifender Weise, oft aber auch, namentlich wo er den Volkston anschlägt, recht innig und erwärmend. So sei erwähnt: „Der Fährmann", „Hinaus auf die braune Heide", „Altjungfernroth", „Sulamith" und aus dem im ganzen schwächern „lyrisch-epischen" Cyklus: „Die apokalyptischen Reiter".

Der Autor redet übrigens einmal auch von Nirvana — wir werden jetzt wahrhafte Indogermanen — und da ist es instructiv zu sehen, wie ein richtiger und durchaus nicht flacher Gedanke durch die Ausdrucksweise ganz banal werden kann:

Wie oft in Träumen wild und wunderbar
Sah ich mein eignes Sein ins Nichts versinken;
Und selbst bei goldnem Weine ward mir's klar,
Daß man sein Ich vergessen kann im Trinken.

Zur Versöhnung hat dann der liebenswürdige Verfasser in dem Gedicht „Die Pessimisten" klar gezeigt, daß er Sansara, „Geigenklang" und ein „wohlverdientes Pfeifchen" vorzieht.

Was mit den Dichtungen: „Ein- und Umschau" von Hentl (Nr. 4) anzufangen wäre, ist schwer zu sagen.

Der Verfasser hat zumeist einen prosaisch-didaktischen Ton, der es einem kaum erklärlich erscheinen läßt, wie das schöne Gedicht „Ihr letzter Blick“ in die Sammlung gerathen sein mag. Auch die vielen Gelegenheitsgedichte an diverse wiener Hof- und Regierungsräthe nebst Gemahlinnen hätten füglich im privaten Heiligthum verschlossen bleiben können. Wer vermöchte, beim besten Willen, die folgenden Verse ohne Lächeln zu lesen? Der Verfasser hatte „Zuflucht zu der Wissenschaft“ genommen:

Ich erlangte die Professorswürde,
Lehrte freud'gen Muths Philosophie,
Trug viel Jahre lang die schwere Bürde;
Doch des Lebens Räthsel tagte nie;
Täglich schmolz der Schüler karge Zahl,
Bis verödet stand der weite Saal.

Wir würden aber dem Verfasser vieles dieser Art verzeihen, wenn die Sammlung nur mehr solcher Gedichte, wie das oben erwähnte: „Ihr letzter Blick“, enthielte. Der Dichter schildert in reichen Worten, wie er alles Prangende und Leuchtende, alle Glanzblicke der Welt gesehen:

Als aber dann in meinen Armen
Erbleichend lag mein Kind,
Und alle Lichter ohn' Erbarmen
In mir verloschen sind:
Da sah ich ihrem Aug' entschweben
Noch einen Blick voll Glanz,
Wie ihn nur kann der Himmel geben
Aus seinem Sternenkranz.

Ueber „Einsam auf dem Thron“ und Herrn X. Y. Z. (Nr. 5) können wir rasch hinweggehen. Die Sammlung enthält recht banales, langweiliges Zeug, das zur Commentirung und Rechtfertigung der Lebensweise eines unserer merkwürdigsten lebenden Fürsten dienen soll. Der Verfasser nennt den Namen nicht (sein Fürst, den er redend einführt, heißt Egon), aber es wird jedem Leser klar sein, daß der König Ludwig II. von Baiern gemeint ist. Wir glauben nicht, daß dieser Monarch solcher Gedichte irgendwie bedarf, und die Verehrung, die Herr X. Y. Z. für seinen König hegt, hätte sich wol am besten darin documentirt, daß der poetisch herzlich mittellose Autor dem Könige seine Verse nicht in den Mund legte. Der Verfasser nimmt es übrigens sehr genau; selbst „wie Fürst Egon über das Rauchen denkt“, müssen wir zur Kenntniß nehmen:

Das Rauchen nennen viele wol ein Laster;
Und manchen Frauen, welche nichts vertragen,
Die kläglich immer nach dem Doctor fragen,
Ist an uns armen Männern nichts verhaßter.

Und doch ist die Cigarr' ein gutes Pflaster
Auf Wunden . . .

Wenden wir uns nun zu den vorliegenden epischen Dichtungen. „Johannes“ von Moritz Leiffmann (Nr. 6) ist kein „Idyll“, wie der Verfasser betitelt; es ist eine Novelle in Versen — leider in Hexametern. Wir sagen: leider — nicht als ob von vornherein gegen irgendeinen Vers der Welt etwas einzuwenden wäre, sondern weil der novellistische Charakter der Erzählung entschieden eine andere Form verlangt. Und meint der Autor nicht selbst, daß jener Trauergesang, den das verlassene Weib von ihrem Glück und Unglück singt, eine ganz andere Wirkung machen würde, wenn er im schlichten Volkston gehalten wäre und nicht in diesen raisonnirenden Hexametern?

Der Inhalt der Erzählung läßt sich in wenigen Worten mittheilen. Ein Weib, das einstmals, dem Geliebten folgend, dem Vaterhause entflohen, dann aber von dem vornehmen Liebsten einer höhergestellten Braut schnöde geopfert worden war, lebt nun mit seinem zum Jüngling heranwachsenden Sohne Johannes in einem Thale, trauernd und einsam. Nur ein heiteres, gutes Wesen, Karoline, die Tochter des Grafen, der droben auf dem Schlosse haust, belebt das stille Dasein der beiden Verlassenen. Die beiden Kinder hängen innig aneinander, wir sehen einer entstehenden Liebe zu. Doch werden sie bald getrennt. Ein Lied („Saget mir: Was in der Welt ist das tiefste Weh wol der Menschen“), das Karoline von Johannes' Mutter gehört und auf dem Schlosse halbträumerisch vor sich hinsingt, erweckt die Aufmerksamkeit des Grafen. Er verbietet ihr den weitern Verkehr mit den befreundeten Menschen. Tags darauf begibt er sich in die Hütte und erträgt es, seinem Weibe gegenüber — denn er ist der Treulose — hart und kalt zu bleiben. Johannes' Mutter erkrankt; sterbend schickt sie den Sohn um den Priester hinauf aufs Schloß; dort finden sich die beiden jungen halbverschwisterten Menschen und offenbaren einander ihre Liebe. Die Mutter stirbt; Johannes geht in die Welt, wirkt und schafft. Aber der Schmerz nagt an ihm — er wähnt sich von Karoline vergessen. Endlich erträgt er die Vereinsamung nicht mehr, kehrt in die Heimat zurück und findet Karoline am Grabe seiner Mutter. Es ist ein schreckliches Wiedersehen: das Mädchen war wahnsinnig geworden, als ihr der Vater, ihre Leidenschaft wahrnehmend, alles gesagt hatte. Das erschütternde Wiedersehen löst ihre Lebenskraft auf — noch einmal erwacht ihr Geist, und sie stirbt mit versöhnenden Liebesworten.

Es fehlt bei Leiffmann allzu sehr an bestimmter Zeichnung der Personen und der Leidenschaften. Aber er erzählt schlicht, innig und mit gutem Geschmack, und so mag denn das sehr schön ausgestattete Büchlein freundlich empfohlen sein.

Ein etwas schlotteriges äußeres Gewand hat Wildenradt's „Fra Filippo Lippi“ (Nr. 7). Dieser prosaische Trab der vierfüßigen trochäischen Verse wird auf die Dauer unausstehlich, und die allzu leichte und lässige Form bewirkt auch ein Sichgehenlassen des Autors, eine nachlässige Breite in der Führung und Schilderung der Begebenheit. Man athmet ordentlich auf, wenn man in den gereimten und wirklich gebundenen Strophen der Liebeslieder wieder einen energischen poetischen Ton vernimmt.

Der Stoff ist, wie man aus dem Titel sieht, der italienischen Künstlergeschichte entnommen. Fra Filippo, der große Maler, erglüht in heftiger Leidenschaft für eine

Novize, das Urbild einer Heiligen Jungfrau, die er gemalt. Er entführt sie und erregt die wüthendste Eifersucht der Marchesa Ghitana, die den Meister anbetet und die einstmals auch von ihm angebetet worden war. Der Rathsherr Taddeo, der jämmerliche verschmähte Liebhaber der Ghitana, dem der bevorzugte Filippo längst verhaßt ist, erbietet sich zur Ausführung der Liebesrache. Doch gelingt es ihm nicht, Filippo's und Lucrezia's Flucht zu hindern; Taddeo und seine Schergen werden geschlagen; der Rathsherr selbst wird verwundet und stirbt; der wackere, edle, übermüthige Diamante, der Freund und Kunstgenosse Filippo's, verrichtet Wunder der Tapferkeit. Die Liebenden sind gerettet und fahren in seligem Wechselgesange dahin:

Was krächzen die Raben,
Was schreien die Dohlen?
Zu Hülfe! Sie haben
Ein Täublein gestohlen,
Ein Bräutlein des Himmels — vernehmt unser Schrei'n,
Verfolgt die Entflohnen und fanget sie ein!

Ja, lärmt nur und sucht uns,
Ihr Unglücksverkünder,
Verdammt und verflucht uns,
Ihr Heuchler und Sünder!
Ich halte mein Täublein im bergenden Arm,
Ich schütze es treulich vor Noth und vor Harm!

Aber Ghitana's Rachedurst ruht noch nicht. In das glückliche Heim Filippo's und Lucrezia's tritt sie mit heuchelnder Miene und bietet dem einst Geliebten die Hand zur Versöhnung. Der Arglose traut ihr und erliegt ihrer Tücke. Sie tödtet ihn durch Gift. Diamante's Warnung kommt zu spät. Nur Lucrezia, die der unheimlichen Fremden mistraut und vom dargereichten Weine nicht getrunken hat, wird gerettet.

Auch Wildenradt's Personen fehlt das eigenthümliche kräftige Leben. Am besten ist die Figur des Diamante dargestellt. Warum aber das sonst durchaus edle Bild durch die unedel-übermüthigen Worte getrübt werden muß, die Diamante der tiefgedemüthigten Marchesa bei der zweiten Begegnung zuruft, das ist nicht einzusehen.

Die „Inselmär" von Karl Bleibtreu: „Gunnlaug Schlangenzunge" (Nr. 8) hat einen großen Fehler. Sie hätte entweder gar nicht oder doch nur in Prosa erzählt werden sollen. Der Inhalt ist ziemlich einfach: Gunnlaug, der Sohn des isländischen Edlen Illugi, erhält als Knabe von einem Normann den Ehrennamen Schlangenzunge, wegen seiner „Weisheit und Tücke". (Wo aber findet sich in der Alten oder in der Neuen Welt ein Leser, der im ganzen Buche etwas von Gunnlaug's Weisheit oder Tücke merkt?) Derselbe Normann ist ein Traumdeuter und verkündet dem Bonden Thorstein, daß eine Tochter, die ihm geboren werden soll, einst zwei Helden den Tod bringen wird. Thorstein läßt das Kind aussetzen, das aber seinerzeit als blühendes Mädchen wohlbehalten ins Aelternhaus zurückkommt, ohne daß ihm inzwischen etwas Sonderliches begegnet wäre. Gunnlaug Illugison und Hrafn, der Sohn Oenund's (beide Skalden, Dichter) lieben die schöne Helga leidenschaftlich. Gunnlaug, der Wiedergeliebte, wirbt um sie und soll sie gewinnen, wenn er nach drei Jahren von seinen Sänger- und Heldenfahrten heimgekehrt wäre. Gunnlaug zieht also auf Abenteuer aus; „übrigens war seit drei Wochen Hrafn auch in See gestochen". Gunnlaug ist, wie uns Bleibtreu versichert, der größere Dichter und singt vor allen erdenklichen Königen und Jarls, was die Harfe aushält. Trotzdem er aber nichts Wichtiges zu thun hat und seine Helga heiß genug liebt, um eine Königstochter, die ihm angeboten wird, auszuschlagen, kommt er doch nicht rechtzeitig nach Hause, läßt die Verlobte vielmehr schmählich im Stich und wundert sich noch, als er bei seiner endlichen Rückkehr findet, daß Hrafn, mit dem er schon früher im Skaldenwettstreit feindlich zusammengerathen war, ihm das schöne Mädchen weggenommen. Es entsteht natürlich Hader und Zwist; ein Zweikampf, der die Sache schlichten und der Dichtung ein etwas früheres Ende bereiten könnte, hat kein genügend blutiges Resultat und bewirkt blos sehr zur Unzeit ein Duellverbot auf Island. Es wird also in Norwegen noch einmal gekämpft, wobei viele Helden und endlich auch die beiden Nebenbuhler fallen — Hrafn allerdings nicht, ohne noch vor seinem Ende, verblüffenderweise, ein ganz gemeines Bubenstück begangen zu haben.

Es ist da nicht viel zu mildern: es muß dem Verfasser gesagt werden, daß seine Arbeit recht erbärmlich ausgefallen ist. Wir wünschen von Bleibtreu, der durchaus nicht ohne Geist und Erfindungsgabe ist, einmal eine recht einfache Geschichte recht einfach erzählt zu hören, und zwar in Prosa: „Es war einmal" u. s. w. Mag der Autor selber ernst bleiben, wenn er Folgendes liest:

(Die Mutter soll ihr Kind aussetzen lassen; sie will es nun einem Hirten zur Rettung übergeben):

Ja lebe! — Hab' ich drum geboren dich mit Schmerz,
Hab' ich getragen dich so lange unterm Herz,
Daß rauhe Hand, wenn kaum das Licht du hast erblickt,
Gefühllos grausam dich im zarten Keime knickt?
— Nein! — Hier drei Silbermark empfange du zum Lohn! —
Auch Fahrgelegenheit wird dir besorgen schon
Frau Thorgerd übers Meer u. s. w.

Oder:

(Oenund hat den Gunnlaug einen „Schlingel" gescholten; Illugi schreit):

Nenn' ich ihn Schlingel, nun, sein Vater darf's ja sagen!
Doch soll ein Fremder mir dies nicht noch einmal wagen!
Du meinst wol, weil dein Sohn der Nebenbuhler meines,
Du hast ein Recht zu schmähn? Im Gegentheil, hast keines!

Oder:

Wollet ein wenig reimen und ruhn?
Kann diesen Vorsatz nur preisen.
Mögen zum zweiten mal wir gehn
Nie in die Fremde, die lieb uns.
Denn von den Reizen, die wir gesehn
Einstmals dort, nichts blieb uns.

Oder:

(Gunnlaug nach dem ersten Zweikampf):

Im Scheiden nach er grimmig schrie
Dem Feinde, der Gehör ihm lieh:

„Geendet ist noch nicht der Zwist!
Ich schwör's, so wahr ein Lump du bist!
O kämen wir uns endlich nah,
Wo uns kein andres Auge sah!"

Man könnte so die Hälfte des Buchs abschreiben. Und doch finden sich auch Stellen, die Talent verrathen: so ist das Verlobungsspiel zwischen Gunnlaug und Helga gut erfunden; die schmerzlich klagenden und anklagenden Reden und Gegenreden der beiden Liebenden sind in rechtem Tone gehalten. Auch einzelne Momente hübscher sprachlicher Darstellung wären zu nennen:

Hinaus, ja hinaus
Aus dem weichlichen, warmen,
Dem sichern Haus!
In eisige Meerflut,
In zuckende Speerglut,
Den Tod zu umarmen!

Oder:

Schneekönigin! Schneekönigin!
Machst uns bangen,
Willst uns fangen
Uns zu erlangen
Als Schergen in deinem Schloß von Eis.
Dort Eisesschlangen
Vom Giebel hangen — —

Im ganzen aber ist dem Autor zu rathen, daß er sich in der ungebundenen Form versuchen möge; sich frei und leicht in Banden zu bewegen, ist ja auch nicht etwas, was man von jedem billigerweise fordern darf. Bleibtreu wird sicherlich besser wirken, wenn er die Thatsachen möglichst schlicht und einfach reden läßt, und was er sagt, wird gereimter sein, wenn er es nicht für nothwendig erachten wird, die Reime zu häufen.

Siegfried Lipiner.

Aus dem Deutsch-Französischen Kriege.

Die Belagerung von Belfort im Jahre 1870—71. Im Auftrage der königlichen Generalinspection der Artillerie unter besonderer Berücksichtigung der artilleristischen Verhältnisse und mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet von A. Castenholz. Berlin, Voß. Gr. 8. 29 M. 50 Pf.

Unter den ausgezeichneten artilleristischen Fachwerken neuester Zeit erweckt das vorliegende ein hervorragendes Interesse, einmal, weil während der Langwierigkeit einer unter den schwierigsten Verhältnissen geleiteten Belagerung das artilleristische Element zu einer erhöhten Geltung gelangte, andererseits, weil, abweichend von der bisherigen Kriegsführung des letzten Kriegs, die Vertheidigung das Princip der „activen Vertheidigung" adoptirte.

Der Verfasser schildert im ersten Theile des Werks zunächst die Terrainverhältnisse von Belfort und Umgegend und geht sodann auf die strategische Bedeutung der Festung selbst über. Das Urtheil einer französischen Fachcommission aus dem Jahre 1868 lautet bezüglich derselben wie folgt:

Aus der Beschaffenheit unserer vom Rhein bespülten Grenze geht hervor, daß Frankreich, wenn es auch mit dem Haupttheil seiner Kräfte einem durch das untere Moselthal gegen Lothringen gerichteten Angriffe sich entgegenstellt, doch gleichzeitig darauf bedacht sein muß, zwischen Jura und Vogesen eine kräftige Diversion aufzuhalten, welche ein an Zahl stärkerer Feind dort zu machen versucht wäre. Die am Fuße des südlichen Kammes der Vogesen gelegene Festung Belfort ist die einzige, welche einem mit Zurückweisung dieser Diversion beauftragten Armeecorps als Stützpunkt dienen könnte und daraus ergibt sich ihre strategische Bedeutung bei der Vertheidigung der Rheingrenze.

Der Aufmarsch des 7. französischen Corps bei Belfort scheint dieser Ansicht Rechnung getragen zu haben. Diesen Angaben läßt der Verfasser sodann die eingehende Darstellung der Festung selbst wie ihres Vorterrains folgen, welcher sich eine französische Denkschrift über die Vertheidigung des Platzes gegen einen gewaltsamen und förmlichen Angriff anschließt. Auf dieser beruhte die Anordnung der Armirungsverhältnisse der Festung. Von besonderer Wichtigkeit wurde hierbei die Frage über die Vertheidigung des Vorterrains, da seit der Einführung der gezogenen Geschütze die Festung in einzelnen Theilen durch die umliegende Terrainformation im hohen Grade gefährdet erschien. Ein mit der Prüfung der Verhältnisse der Festung beauftragtes Artilleriecomité hatte sein Urtheil dahin abgegeben, daß „Belfort ein zu wichtiger Platz sei, als daß eine feindliche Armee, gleichgültig von welcher Stärke, die Festung ungestraft vernachlässigen und durch die Franche-Comté und Burgund in Frankreich eindringen könnte, wenn auch nur ein schwaches Corps unter dem Schutze der Festung eine sichere Stellung genommen habe". Wie gänzlich ungerechtfertigt diese Ansicht war, haben die spätern Ereignisse bewiesen. Die Befestigungswerke von Belfort selbst erschienen indessen dem Artilleriecomité für obigen Zweck ungenügend, deshalb erfolgten von seiten desselben Vorschläge für die Errichtung eines größern verschanzten Lagers behufs der Aufnahme und zum wirksamen Schutze eines größern Armeecorps, welchem die Aufgabe obläge, entweder im Süden der Festung gegen die Flanken einer feindlichen Armee zu wirken, welche Belfort zu umgehen sucht, oder aber im Norden mit einer im Moselthal stehenden Armee Verbindung zu halten. Das damals bei Belfort sich schon befindende verschanzte Lager erschien dem Comité für den bevorstehenden Zweck zu klein und zu sehr den feindlichen Kugeln ausgesetzt und daher ungenügend. Ein Geniecomité, welches mit der Prüfung dieses artilleristischen Antrags beauftragt wurde, verhehlte sich mit dem großartigen Project nicht einverstanden zu erklären, da dasselbe seiner Ansicht nach bei weitem die Grenze des „Nothwendigen", mit Rücksicht auf die Finanzen auch die Grenze des „Möglichen" überschritt. Es blieb

demnach alles beim Alten, sodaß der Ausbruch des Kriegs die Festung in einem durchaus unfertigen Zustande, ohne Armirung, ohne Lebensmittel und ohne hinreichende Garnison vorfand. Der Lauf der Ereignisse gewährte indessen der Festung einen unverhofften Zeitgewinn, welcher derselben für die Organisation der innern Verhältnisse von ganz unberechenbarem Vortheil war. Ueberdies erhielt sie in der Person des Obersten Denfert einen Commandanten von zweifelloser Intelligenz, welcher sofort die entsprechendsten Maßregeln behufs einer kräftigen activen Vertheidigung traf. Er stellte demnach zunächst an seine Festungsartillerie die Anforderung, die größtmöglichen Schußweiten, deren die Rohre überhaupt fähig seien, zu erreichen, und nicht mindere Sorgfalt widmete er der Vervollkommnung der artilleristischen Armirung in defensiver Hinsicht. Alle diese Arbeiten, im August und September angefangen, waren fertig, als die ersten Angriffsbatterien ihr Feuer eröffneten. Bis dahin hatte die Festung über vier Monate Zeit gehabt, ihre artilleristischen Mittel zu mobilisiren. Mit einer Garnison, deren Stärke nach und nach bis über 16000 Mann angewachsen war, glaubte Denfert demnach die günstigsten Positionen in der Umgebung der Festung hartnäckig vertheidigen zu können. Das Werk berichtet in eingehendster Weise über alle diese Arbeiten und begleitet die ausführliche Darstellung durch beigegebene Skizzen und Zeichnungen. Der Schluß des ersten Theils enthält dann noch die Schilderung des Zustandes der provisorischen Werke beim Beginn der Cernirung sowie eine Angabe der Mittel, welche der Vertheidigung zu Gebote standen.

Der zweite Theil des Werks berichtet zunächst über die erste Cernirung der Festung durch die erste Reservedivision, welche nach mehrern kleinen Gefechten bis zum 3. November ausgeführt werden konnte. Mit diesem Tage beginnt die erste Periode der Belagerung, welche den Charakter der reinen Blokade trägt. Die Lage der ersten schwachen Cernirungstruppen war anfangs eine sehr exponirte; jedoch besserte sich dieselbe nach dem Eintreffen von Verstärkungen, durch welche dieselben auf die Stärke von 15 Bataillonen, $7\frac{1}{4}$ Escadron, 4 Batterien und 1 Pionniercompagnie anwuchsen. Von dem Tage der Cernirung an entfaltete indessen auch die Festung eine große Rührigkeit. Fast täglich fielen im Vorterrain Gefechte vor, wenn auch nur zwischen Patrouillen. Auch die Festungsartillerie griff in die Offensive ein. Die Schußweiten, die man erzielt hatte, befähigten sie, mit den Cernirungstruppen in beständigem Contact zu bleiben. Durch einzelne Schüsse, zeitweise auch mit erheblichem Munitionsaufwande, suchte sie die Vertheidigungsanlagen des Belagerungscorps, insbesondere die Geschützemplacements, ferner Ablösungstrupps, Colonnen und recognoscirende Offiziere zu belästigen. Namentlich die im freiern Terrain der Ostseite der Festung gelegenen Dörfer wurden von Justice und den Perches unausgesetzt mit Granaten beschossen (4000 Meter). Ein größeres, sorgfältig eingeleitetes Ausfallsgefecht gegen Bessoncourt scheiterte indessen bei der Ungeübtheit der Truppen, welche, von mangelhaft ausgebildeten Offizieren geführt, trotz vierfacher Ueberlegenheit dem Schnellfeuer und der trefflichen Taktik preußischer Truppen nicht zu widerstehen vermochten. Der Rückschlag des Gefechts war von so großer moralischer Wirkung, daß seitdem während der ganzen Belagerung alle weitern größern Ausfälle unterblieben; dagegen bildete man aus Freiwilligen ein Corps d'éclaireurs zu 8 Compagnien, welches, mit guten Offizieren versehen, auf alle äußersten Positionen vertheilt, den feindlichen Vorposten ununterbrochen Abbruch thun sollte. Hierdurch nahmen die Alarmirungen der verschiedenen Fronten einen fast stehenden Charakter an. Nebenbei setzte die Festungsartillerie Tag und Nacht ihr Feuer gegen die Dörfer und Straßen in ihrem Schußbereich fort.

Bald nach erfolgter Cernirung faßte indessen der General von Treskow den Plan, durch energische Mittel den Widerstand der Festung abzukürzen. Stattgefundene Recognoscirungen wie die Aufschlüsse, welche zahlreiche Acten und Pläne boten, ließen einen Angriff von der Westseite her von Erfolg erscheinen. Zwar mußte hier das starke Fort Les Barres genommen werden, jedoch hatten nach dieser Seite hin die feindlichen Widerstandsmittel die geringste Entwickelung und das Angriffsfeld die günstigste Formation und Bodenbeschaffenheit. Hierzu erschien indessen ein Belagerungspark von 100 Geschützen erforderlich. Ein deshalb an den Chef des Generalstabes Grafen Moltke eingereichter Antrag wurde genehmigt und gleichzeitig der General von Mertens mit der Leitung der Ingenieurarbeiten, der Oberstlieutenant von Scheliha mit dem Commando der Belagerungsartillerie beauftragt. Letztere beiden Offiziere legten ihre Ansichten in einem Gutachten nieder, welchem wir in Kürze entnehmen, daß ein förmlicher Angriff gegen Belfort nur gegen den Höhenrücken von La Perche gerichtet werden könne, von wo aus allein eine vollkommene Beschießung der den Kern der Festung bildenden starken Werke des Schlosses möglich sei. Dieser Angriff würde indessen außer einem Minimum von 25 Infanteriebataillonen, zu 600 Mann, mindestens 120 Belagerungsgeschütze verlangen, wobei zu beachten wäre, daß ein Transport von so vielen Geschützen auf die Höhen von La Perche bei der ungünstigen Jahreszeit mit sehr großen Schwierigkeiten und Zeitaufwand verbunden sei, weshalb eine Beschießung des Platzes von den im Westen derselben gelegenen Höhen, der Hauteur du Mont und den Höhen vorwärts Bavilliers, vorzuziehen sei, da von ihnen aus das Fort des Barres, die Stadt, die Vorstadt France sowie die Schloßkehle auf 3—4000 Meter beschossen, auch die Werke von La Perche im Rücken genommen werden könnten, wie denn auch die Waldberge östlich von Danjoutin zur Anlage von Demontirbatterien gegen die Perches sich eigneten. Ein 8—14 Tage fortgesetztes Feuer dieser Batterien könne die Uebergabe der Festung zur Folge haben; wäre dies aber nicht der Fall, so werde diese Beschießung jedenfalls eine nothwendige und zweck-

gemäße Vorbereitung für den förmlichen Angriff gegen die Perches sein, für welche die erforderliche Verstärkung des Belagerungsparks auf 120 Geschütze jetzt schon ins Werk zu setzen sei. Um die Beschießung in der projectirten Weise auszuführen, mußte zunächst ein weiteres Zurückdrängen des Feindes erfolgen; General von Tresckow beschloß daher, sich in den Besitz der bewaldeten Berge Forêt d'Arsot, Salbert, Hauteur du Mont und La Côte, sowie der Dörfer Valdrie, Cravanche, Essert und Bavilliers zu setzen. Hiermit ging das Belagerungscorps zur Offensive gegen die Festung über.

Die nächsten Abschnitte des Werks berichten über die Ausführung dieser Maßregeln, über die vorbereitenden Dispositionen zum artilleristischen Angriff, wie über die seitens der Festung getroffenen Gegenmaßregeln. Der Verfasser bemerkt über die letztern:

Es liegen in den von Denfert getroffenen artilleristischen Anordnungen Fingerzeige nicht allein für die gegenseitige Unterstützung, welche detachirte Forts einer größern Festung und die Stadtumwallung selbst gegen Gruppen von Bombardementsbatterien, die plötzlich und unerwartet vor einer schwach armirten oder mit der Armirung noch nicht fertigen Front auftreten, einander leisten können; viel mehr noch scheint bei kleinen Festungen die geschickte Ausnutzung des beschränkten Terrains und die Vervielfältigung der Artilleriewirkung durch Reversfeuer von entgegengesetzten Linien der Enceinte, aus dortigen Hohltraversen, hinter Gebäulichkeiten her, von Bastions- und Ravelinhöfen der einzige Weg, auch ohne eine im ganzen dem Angreifer überlegene Geschützzahl das Gleichgewicht zu erlangen und dadurch die Zeit des Widerstandes zu vermehren.

Bemerkt sei hierbei, daß der Munitionsverbrauch der Festung während dieser ersten Periode auf 7000 gezogene Geschütze angegeben wird, darunter 4500 zwölfpfündige und 2500 vierundzwanzigpfündige.

Der dritte Theil des Werks beginnt mit dem Bericht über den Bau der ersten Angriffsbatterien bei Essert, welche durch den angestrengtesten Fleiß der Mannschaften in der Nacht vom 2. bis 3. December vollendet werden konnten. Das morgens 8 Uhr am 3. December eröffnete Feuer derselben wurde bald von der Festung aus den verschiedensten Positionen erwidert; selbst die über 4500 Meter entfernten Forts La Justice und La Miotte griffen in den Kampf mit ein. Schon die beiden ersten Tage des Artilleriekampfes ließen das Schloß als den gefährlichsten Gegner der Angriffsbatterien erkennen. Während das Feuer gegen die nähergelegenen Ziele, selbst gegen die Perches, sich bald in empfindlicher Weise bemerkbar machte, verstärkte der Feind seine Aufstellung auf dem Château und dessen Anschlußlinien stets aufs neue. Für die Fortführung des artilleristischen Angriffs wurde die Bekämpfung dieser starken centralen Position somit zur Lebensbedingung. Zu diesem Zwecke schritt man zur Vorbereitung für die Anlage von vier neuen Batterien nördlich Bavilliers, um die südliche Schloßfront und die Kehle des Schlosses zu enfiliren. Da bei dem Mangel an Truppen an ein directes Vorgehen gegen die Perches noch nicht zu denken war, beschloß man ferner, die völlige Besitznahme des Terrains um Bavilliers in Aussicht zu nehmen, um den rechten Flügel der Trancheen zu sichern und ein näheres Herangehen der Artillerie an die Festung in der Verlängerung der bestehenden Batterien zu ermöglichen.

Die weitern Mittheilungen zeichnen den nun neu beginnenden Kampf, welcher unter stets wachsender Feuerwirkung, bei steter Vermehrung der bestehenden Batterien, allmählich Terrain gewann und nach Besitznahme des Bosmontbergs, seinen Schwerpunkt auf das linke Savoureuse-Ufer verlegte. Den nun auf dem Bosmont zu errichtenden Batterien wurden demnach die Perches als die hauptsächlich zu bekämpfende Position angewiesen. Indessen steigerten sich für das Belagerungscorps die Schwierigkeiten aufs höchste, da bei dem Herannahen der feindlichen Entsatzarmee unter General Bourbaki dasselbe nun zugleich Deckung nach auswärts wie Front gegen die Festung zu nehmen hatte. Eine rechtzeitig eingetroffene Verstärkung durch das Detachement des Generals von Debschitz gestattete indessen die Verwendung von 14 Bataillonen gegen den neu auftretenden äußern Feind, während 16 Bataillone für den Kampf mit der Festung verblieben. Aeußere Verhältnisse hatten bisher die energische Weiterführung der für die Eröffnung der ersten Parallele erforderlichen Maßnahmen von Tag zu Tag verschieben lassen; dieselben wurden nun mit erneuter Kraft wieder aufgenommen und in der Nacht vom 7. zum 8. Januar das Dorf Danjoutin erstürmt, dessen Besatzung gefangen genommen wurde. Somit gerieth das Vorterrain südlich der Perches in die Hände des Angreifers, wol nicht ohne Schuld des Vertheidigers. Wenigstens fehlte es nicht an militärischen Stimmen, welche dem Oberst Denfert, der grundsätzlich seine Kasematte nicht verließ, den Vorwurf machten, daß er sich über die in Danjoutin getroffenen Vertheidigungsmaßregeln weder selbst noch durch Offiziere seines Stabes gründliche Kenntniß verschafft habe, obgleich dem Angriffe des Feindes auf das Dorf täglich entgegengesehen wurde.

Die fernern Mittheilungen des Werks umfassen den Zeitraum bis zum 20. Januar. Sie schildern die Kämpfe vor Belfort, die Schlacht an der Lisaine und gehen sodann auf die Thätigkeit der Belagerungsartillerie über, welche, unbekümmert um das Schlachtgetöse der kämpfenden Feldarmeen, ihren Angriff auf die Festung fortsetzte. Diesen Kampf in allen seinen Details zu beschreiben, war die eigentliche Aufgabe des Werks; in der That gewährt die Darstellung das höchste Interesse. Die Capitulation von Belfort raubte dem Angreifer zwar den Triumph, den mit größter Anstrengung vorbereiteten Endeffect, „die Reste der Vertheidigung zu vernichten", durchzuführen, allein angesichts einer mächtigen Batterie von 40 schweren Geschützen, welche die Perceshöhen krönte, konnte Oberstlieutenant von Scheliha wol mit vollem Recht „den frischen Geist, die rücksichtslose Thätigkeit und die vertrauensvolle Hingabe" rühmen,

welche vom ersten bis letzten Augenblick die preußische, bairische, würtembergische und badische Artillerie ausgezeichnet hatte. Am Schlusse unserer kurzen Mittheilungen halten wir uns nochmals verpflichtet, auf die Bedeutsamkeit und den hohen Werth des Werks als eines artilleristischen Fachwerks hinzuweisen.

Englisches Frauenleben in Natal.

Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika. Von Lady Barker. Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Hartleben. 8. 4 M. 50 Pf.

Eine echt englische Hausfrau gewährt uns hier in einer Reihe zwanglos und wol ursprünglich nicht zur Veröffentlichung geschriebener Briefe manchen ergötzlichen Einblick in das häusliche, gesellschaftliche und Naturleben des „schönen Natal", wo etwa 17000 Weiße, holländischer und englischer Abkunft, unter 300000 braunschwarzen Kaffern hausen. Lady Barker hängt mit ungeheuchelter Liebe an ihrer englischen Heimat; sie freut sich jedes kühl nebeligen Tages im halbtropischen Litoral des fernen Südens, weil er sie an England erinnert; sie ist aber vor allem ein Urbild einer kosmopolitischen Engländerin in des Wortes bestem Sinne. Sie hat als Kind sich in den Wäldern und Fluren Jamaicas herumgetummelt, später am Fuß des Himalaja gewohnt, über ihr liebes Neuseeland, dessen herrliche Berge und munter dahinrauschende Flüßchen sie nicht vergessen kann, bereits ein Buch („Stationsleben in Neuseeland") verfaßt, und plaudert nun in vorliegenden Briefen mit so viel Offenheit und mit so viel herzlicher Lust an ihrem „Zigeunerleben", ihrem fleißigen Schaffen in Küche und Kinderstube wie an den wunderbaren Eindrücken des noch so wenig bekannten fremden Landes, daß man ihr gern lauscht, auch wo sie an sich Gleichgültiges erzählt und, wie natürlich, dann und wann sich wiederholt. Die vielen kleinen Schildereien, so leicht sie hingeworfen sind, bilden schließlich doch ein so wahrheitsvolles als anschauliches Bild von dem stillen Lande, an dessen Grenzflusse der erste Sieg des jetzt besiegten Ketschwayo einen neuen Act südafrikanischer Geschichte heraufführte.

Nach schwieriger Landung bei furchtbar brandender See betritt Lady Barker mit ihren beiden Knaben, deren einer noch ein ganz kleines Baby ist, Natal wirklich als das „schöne Natal", wie es schon sprichwörtlich wurde; denn es ist November, dort also ein herrlicher Frühlingsmonat nach entsetzlich trockenem Winter voll unendlichen rothen Staubes; die Natur prangt in Blütenschmelz, im Saftgrün der hochgrasigen Matten, die sich über sanftwelliges Gelände hinziehen, und blos eins vermißt man, ehe man die fernen Drakensberge, d. h. die hohen Felsstirnen der westlichen Hochlandmasse des afrikanischen Innern, berührt: den Wald; nur aus Australien eingeführte, schnell aufschießende, aber schmächtig und prosaisch sich ausnehmende Blaugummibäume sieht man in häufigen Gruppen gepflanzt, niedere Eichen etwa in ihrem Schutz und an den Flußufern tief herniederhängende Trauerweiden. Von der im Binnenlande auf mäßiger Hochstufe gelegenen Hauptstadt Maritzburg erhalten wir den Eindruck einer (bis auf die auctionsartig abgehaltenen Wochenmärkte) geschäftsstillen Kleinstadt:

Maritzburg ist ein ziemlich ärmlicher Haufen von Häusern und z. B. nicht in demselben Athem zu nennen mit Christchurch in Neuseeland, das schon vor zehn Jahren gut gepflastert und mit Gas erleuchtet war. Das arme schläfrige Maritzburg besteht jetzt, nachdem es mehr als 40 Jahre alt ist, aus wenigen breiten, geraden, mit Gras bewachsenen Straßen, die nur aus der Entfernung und weil sie an beiden Seiten von Bäumen beschattet sind, malerisch aussehen. In besonders dunkeln Nächten werden ein Dutzend Oellampen, die in großen Entfernungen voneinander stehen, angezündet. Bei leidlich sternhellem Himmel verzichtet man auch auf dieses Hülfsmittel, den Weg zu finden. Maritzburg besitzt nicht ein einziges hübsches Gebäude, aber die sonst öden Straßen gewinnen dennoch ein gewisses eigenthümliches Interesse und ein belebtes Ansehen durch die vielen Gruppen von Kaffern und Lastwagen, welche auf ihre Fracht nach dem Innern des Landes warten. Im Winter ist dieser Verkehr beinahe ganz unterbrochen, denn man hat kein Gras für die Ochsen; jetzt sind die knarrenden Wagen wieder da. Diese gewichtigen Fortbewegungsmaschinen werden jede von 20 Ochsen gezogen, Ochsen, deren Magerkeit es räthselhaft erscheinen läßt, wie sie im Stande sind, ihre weitgeschwungenen Hörner aufrecht zu tragen, und deren Halsstarrigkeit und Stupidität in der Naturgeschichte des Hornviehs nicht ihresgleichen hat. Vor ihnen her geht der Kaffer, den man den „Vorläufer" nennt.

Auf den Straßen nehmen sich die Polizeisoldaten der Colonie in ihren weißen Anzügen ganz hübsch aus und werden von den Schwarzen besonders um ihre Knotenstöcke beneidet; denn letztere dürfen solche ebenso wenig führen wie ihre Nationalwaffe, die Assegaie, tragen; man sieht sie aber in der Regel mit einem dünnen Stöckchen in der Hand durch die Straßen schlendern oder auf einer Art Rohrpfeife blasen:

Als Rasse machen die Kaffern den Eindruck eines schönen Menschenschlags. Sie gehen mit aufrecht getragenem Körper und leichten Schritten, aber in der trägen, bequemen Ruhe des Wilden. Ich habe die Schwarzen nun in vier verschiedenen Welttheilen gesehen, habe aber nicht ein einziges Individuum gefunden, das sich aus eigenem freien Antriebe schnell bewegt hätte. Indessen darf man nicht aus den Augen lassen, daß es für den Kaffer ein ganz neuer und zugleich revolutionärer Gedanke ist, überhaupt irgendeine Arbeit verrichten zu sollen. Die Arbeit ist für die Frauen — für den Mann nur der Krieg oder das Nichtsthun. Demgemäß geht sein ganzes Bestreben dahin, so wenig als möglich zu arbeiten, und keinem Kaffer fällt es ein, nur noch die Hand zu rühren, sobald er Geld genug verdient hat, um die nöthige Anzahl von Frauen zu kaufen, die für ihn arbeiten.

Unsere muntere Erzählerin bezieht nun in einiger Entfernung von Maritzburg auf den die Stadt umgebenden

Höhen eine bescheidene Wohnung, in der sie sich ganz nach englischer Weise einrichtet. Ihre Buben, denen sie eine treffliche Mutter ist, wachsen gesund im Genuß der ungebundensten Freiheit auf; sie selbst hat genug im Freien zu thun, da das kafferische Dienstpersonal ewig beaufsichtigt sein will, wird darüber trotz des Schattendaches der Veranda etwas indianerbraun und registrirt mit Schmerzen die ewige Einbuße an Toilettenstücken (die Kleider nehmen in den täglichen Gewittergüssen des Sommers, nachdem sie von dem allgegenwärtigen rothen Staub durchweht worden, die unmöglichsten Farben an, die wehenden Hutfedern fallen zu nassen „Katzenschwänzen" zusammen), im Winter die ununterbrochen zunehmenden Butterpreise (bis fast 3 Mark für 1 Pfd. mehr wie schlechtes Schweineschmalz schmeckende Kafferbutter) und ähnliche Leiden und Freuden. Das Baby hat ein männliches Kindermädchen in der Person des jungen Kaffern Tom erhalten, da weibliche Bedienung bei dem Frühheirathen der Kaffermädchen schwer zu gewinnen ist. Eins der überdrastisch gehaltenen Bilder, welche dem Buche eingeheftet sind, zeigt uns diesen Tom, wie er gemächlich im Grase sitzt, die in ein Kuhhorn seitlich (nach Kaffernart) eingefügte Pfeife schmaucht und dem im Kinderwagen schreienden Baby den Rücken zuwendet. Tom scheint aber besser gewesen zu sein, als diese Caricatur ahnen läßt, denn seine Herrin gibt ihm ein doch zur Hälfte gut lautendes Zeugniß:

Tom ist ein grinsender junger Wilder, der, eben frisch aus seinem Kraal kommend und zu jeder Art von Unfug geneigt, in einer unglücklichen Stunde als Leibdiener für das Baby gemiethet wurde. Ich kann ihn keinen Augenblick mit dem Kinde allein lassen, denn er schnupft mit Leidenschaft, raucht aus einem Kuhhorn den schlechtesten Taback und brennt vor Verlangen, dem Kinde beide Künste beizubringen. Tom trägt seine Schnupftabacksdose, eine runde, einige Zoll lange Büchse von Messing, abwechselnd in beiden Ohren, zu welchem Zwecke große Schlitze in die Knorpel gemacht sind. Baby läßt keine Ruhe, bis es sich in Besitz der Büchse gesetzt hat, und niest dann, bis es beinahe Krämpfe bekommt. Tom wartet das Kind außerordentlich gern und singt in einer gewissen summenden Weise, die das Kleine immer einschläfert. Dabei ist er sehr bemüht, englische Worte aufzuschnappen, und vor einigen Tagen fuhr ich vor Schreck zusammen, als ich in der Veranda meine eigene Stimme sagen hörte: „Was hast du, mein Liebling?" Es war Tom, der gesprochen hatte und die Worte, ohne eine Ahnung ihres Sinnes, aufs genaueste nachahmte. Als das Kind kurz vorher weinte, hatte Tom bemerkt, daß ich es durch diese Worte beruhigte, lernte sie auf der Stelle in ganz gleichem Ton und Accent nachsprechen und brauchte sie nun bei der ersten Gelegenheit wie eine Art Zauberspruch. Ich glaube, selbst das arme Baby wurde irre.

Unendlich ist der Kampf gegen das Gethier; seltener zwar gegen die in Natal überall grassirenden Schlangen, von denen wenigstens in der Kinderstube nur einmal eine entdeckt wurde, um so mehr gegen die ewig Mensch und Thier im Grase anspringenden Holzböcke, von denen der ältere Knabe G., wenn er sich mit seinem Pony draußen herumgetummelt, regelmäßig welche heimbringt; auch gegen Mosquitos, obwol diese mehr das eingeschlossenere Maritzburg heimsuchen, und vor allem, trotz täglichen Abseifens der Dielen mit Sodalösung, gegen die „Fillies":

Fillies nennt nämlich unser schwarzer Stallknecht die Flöhe, und auch ich finde das Wort hübscher. G. und ich schnappen manches Wort von den Kaffern auf, aber es ist ärgerlich, zu sehen, wie viel schneller der kleine Affe lernt als ich. Ich vergesse die Redensarten wieder oder verwechsele sie, während er behält, was er lernt. Die Sprache ist eine ungemein melodiöse und mit Ausnahme der klackenden Zungenschläge nicht schwer zu erlernen. Hier radebrecht sie fast jeder ein wenig, und es ist auch für den neuen Ankömmling nichts nothwendiger, als sich einige Kenntniß derselben anzueignen. Unglücklicherweise gibt es hier keine Lehrer wie in Indien, und infolge dessen lernt man einen Jargon, der noch dazu mit holländischen Phrasen gemischt ist.

Ein anderes mal vergleicht die Verfasserin die Sprache dieser Sulus (oder, wie wir den Engländern zu Ehren und falscher Aussprache zu Liebe zu schreiben pflegen, Zulus) in dem wohlklingenden Tonfall und dem Reichthum an Vocalen sogar mit dem Italienischen. Das Liebenswürdigste und zugleich Bedeutsamste in ihren Briefen ist überhaupt ihr aus scharfer und vorurtheilsfreier Beobachtung stammendes Urtheil über dieses mit Unrecht verachtete Kaffernvolk. Endlich ist es ihr auch gelungen, ein braunschwarzes „kleines, dickes, lustiges Ding von 15 Jahren" als Kinder- oder Hausmädchen zu erwerben. Sie heißt Malia (d. i. in der das R entbehrenden Kaffernsprache Maria) und ist stark im Zerbrechen des Geschirrs; doch auch über sie urtheilt die Herrin gütig:

Malia sollte nicht Hausmädchen sein. Sie besitzt einen merkwürdigen Wissensdurst und sehr viel unmusikalisches Talent. Sie liest und spricht drei Sprachen — ihre eigene, englisch und holländisch — vollkommen geläufig und fließend, und bemüht sich eifrig, durch Uebungen auf einer Schiefertafel schreiben zu lernen. Außerdem pfeift oder singt sie ununterbrochen, oder bläst auch auf einer Art Pfeife, auf der sie einige Stücke recht hübsch vorträgt. Jeden Augenblick, den sie erübrigen kann, bringt sie mit einem Buche in der Hand zu, und ich wünschte dringend, ich hätte Zeit, ihr schreiben zu lehren und die Kaffersprache von ihr zu erlernen; aber außer an den Sonntagen, wo ich mit ihr lese und sie einige geistliche Lieder hersagen lasse, habe ich nie einen Augenblick übrig. Das arme Ding ist so eifrig, etwas zu lernen, daß sie jede Gelegenheit ergreift. Während ich sitze und mir die Haare kämme oder mir die Stiefel zuschnüre, kniet sie neben mir nieder, zieht ihr Buch aus der Tasche und fragt im schmeichelndsten Tone: „Darf ich Inkosa-casa etwas vorlesen?" Wer sollte das Herz haben, Nein zu sagen!

Malia ist Christin und strahlt vor Freude, wenn sie (einen Sonntag um den andern) im turbanartigen himmelblauen Kopftuch, sauberer weißer Schürze und recht kurzem und weitem blaßrothen Kattunkleide nach Maritzburg zur Kirche gehen darf. Gerade indeß bei diesem Einfluß der Kirche auf die Kaffern müssen wir noch verweilen, da Lady Barker's einsichtige Beurtheilung desselben beliebte und doch wol in ihrer Verallgemeinerung sehr unrichtige Meinungen zu bekämpfen im Stande scheint, die zumal bei uns in Deutschland gäng und gebe sind. Sie äußert sich zunächst über den Naturzustand der Sulus wie folgt:

Je mehr ich die Kaffern kennen lerne, je mehr schätze und liebe ich sie. Man nennt sie zuverlässig, aber ich finde sie nur heiter, gutwillig, folgsam und höflich. Jeder Kuhhirt auf der Weide wünscht mir einen „sako bono" (Guten Morgen), wenn er mir bei meinen Streifzügen nach Farrnkräutern oder Grassamenrispen am frühen Morgen begegnet; und aus der Küche und vom Stalle herauf höre ich unaufhörliches Lachen. Freilich bedeutet Lachen Faulheit, aber ich gewinne es nicht über mich, immer hinzugehen und die Leute an ihre Pflicht zu erinnern, wie ich vielleicht sollte. Uebrigens ist ihre Fröhlichkeit ganz anderer Art als die meiner alten Freunde, der westindischen Neger, die fortwährend schwatzen und lachen. Die Kaffern tragen öffentlich die größte Ernsthaftigkeit zur Schau und sind nicht leicht zu einer Aeußerung des Erstaunens oder der Freude zu bringen; im Hause dagegen sind sie ein lustiges, geselliges Völkchen. Arbeit ist ihnen immer lästig und unangenehm, und Generationen werden kommen und vergehen, ehe der Kaffer freiwillig einen Handgriff mehr thun wird als nöthig ist, um im Moment Leib und Seele zusammenzuhalten. Zu häuslichen Diensten lassen sie sich leicht abrichten, obwol sie die Hälfte von dem, was man ihnen sagt, nicht verstehen; besonders sind sie ausgezeichnete Stallknechte. Entmuthigend ist nur eine ihrer Eigenschaften. Außer den Zigeunern gibt es wol schwerlich ein ruheloseres, unsteteres Volk auf Erden als die Kaffern. Sie verlangen und wünschen fortwährend Veränderung und tragen dieser Neigung Rechnung, auch wenn sie wissen, daß es zu ihrem Nachtheil ausschlagen muß. Ohne Bedenken geben sie, dem Drange nach Veränderung folgend, die bequemste Stelle in einem Hause auf, in dem sie gut behandelt werden und sich glücklich fühlen, um eine andere anzunehmen, in der sie bei viel härterer Arbeit Schläge bekommen. Nur in seltenen Fällen lassen sie sich durch Güte fesseln; nichts in der Welt aber könnte sie von zeitweiligen Besuchen in ihren Kraals abhalten.

Das letztere ist ein gemeinsamer Zug aller Naturvölker, das Heimweh aus der, wenn auch noch so glänzenden Culturwelt hin nach der alten lieben Gewohnheit, sei es, um in der bienenkorbartigen Behausung des Kraals, d. h. Kafferndorfes, durch deren enge Thür man nur kriechen kann, wieder Mehlbrei zu essen und chocoladentrübes Bier zu trinken, sei es, um in der Australwildniß wieder mit den Seinen zu streifen oder im Indianerwigwam des hohen Nordens wieder der Freiheit des schweifenden Mannes zu genießen. Ungewöhnlicher ist hingegen die sichtlich hohe Anlage zu allmählicher Cultivirung, welche Lady Barker gewiß nicht ohne Grund dem Sulu vor dem Neger und vor dem Neuseeländer zuschreibt. Und nicht nur eine Anweisung auf hohe, aber späte Zukunft stellt sie diesem Volk mit ihren Schilderungen aus; sie wurde auch Zeugin von einem höchst glücklichen Vollzug der Wandlung, als sie die von Wesleyanischen Missionaren bestens geleitete Station Edendale besuchte. Diese Ansiedelung Natals stammt erst aus dem Jahre 1851 und entstand durch den Erlös derjenigen Erzeugnisse, welche die Kaffern eben erst unter dem Einfluß der Missionare (namentlich durch rationelle Bewässerung des Bodens) erzielen konnten; die Wildniß wurde wie mit Zauberschlag zu wogenden Saatfeldern und freundlichen Gärten, aus denen bald nette Backsteinhäuschen hervorlugten an Stelle urthümlicher fensterloser Bienenkorbhütten, sie alle überragt von ansehnlichen Kirchen, zu deren Aufbau kein Pfennig gebettelt zu werden brauchte. Edendale zählt nun bereits 4 Schulen mit 200 Schülern und außerdem 3 Sonntagsschulen, von 280 Kindern besucht. Das alles haben allein die Eingeborenen aufzubringen gewußt, deren Zahl im Orte selbst nur 800 beträgt. Lady Barker suchte den Seelsorger der braven kleinen Gemeinde auf und erzählt:

Besonders überrascht war ich durch seinen Bericht über die Begabung der eingeborenen Kinder, und ich konnte nur um so lebhafter bedauern, daß nicht in der ganzen Colonie Natal mehr Gelegenheit ist, sie auszubilden. In der Mädchenschule sah ich ein Kafferkind mit glänzenden Augen, sauber gekleidet und von allerliebsten Manieren, das etwa zwölf Jahre alt und ein Genie im Rechnen war. Die Kleine hatte ihren Lehrer seit lange überholt, hatte die Bruchrechnungen spielend bewältigt, und nur der Euklid schien ihren Zahlenhunger stillen zu können. Sie und ihre Schiefertafel waren unzertrennlich, und nichts bereitete ihr so großes Vergnügen, als ihren Mitschülern beim Rechnen zu helfen. Alle Kinder waren gut unterrichtet und machten ihren eingeborenen Lehrern Ehre. Die Bevölkerung von Edendale denkt schon jetzt an die Zeiten, wo sie ihren gegenwärtigen Grenzen entwachsen sein wird, und hat zwei sehr große etwa 100 (englische) Meilen weiter im Innern des Landes gelegene Farmen angekauft. Dorthin sind bereits mehrere der ersten Ansiedler aus der Mutterstation ausgewandert, um in der Wildniß einen neuen Kern der Civilisation zu bilden und ein Zeugniß für ihre Segnungen abzulegen.

Ist das nicht ein Prototyp für den Erfolg der von unserer internationalen Afrikavereinigung geplanten und von den „praktischen Leuten" gern spöttisch angesehenen „Stationen"?

Alfred Kirchhoff.

Mythologisches und Legendenhaftes.

1. Die nordisch-germanische Mythologie. Ein Vortrag von G. Diercks. Dresden, Pierson. Gr. 16. 60 Pf.
2. Soma und Psyche. Eine Legende. Von G. Diercks. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Nicht nur für den Forscher von Fach, sondern für jeden gebildeten Menschen, der ein Interesse hat für die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts, sind die Naturanschauungen der ersten Menschen, wie sie uns heute noch in manchen Ausdrucksweisen des gemeinen Mannes und selbst vieler der bedeutendsten Dichter entgegentreten, von hoher Wichtigkeit, da sie uns als ein Maß gelten dürfen zur Bestimmung des Fortschritts, den der menschliche Geist seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage gemacht hat. Bis in der Urzeit nächtiges Dunkel müssen wir zurückgehen, wenn wir die ersten Spuren des geistigen Lebens und Schaffens erkennen wollen, und eine hohe

Poesie spricht zu uns aus diesen Anfängen des auf Naturbeobachtung gegründeten religiösen Dichtens und Denkens der Menschheit, eine so hohe Poesie, daß wir erstaunen, wie vor Jahrtausenden schon „barbarische" Völker zu jener Höhe der Anschauung und des Denkens sich emporschwingen konnten, die in ihren Mythologien uns entgegentritt.

Lange Zeit wurde in unsern höhern und niedern Bildungsanstalten die Mythologie der alten Griechen und Römer verhältnißmäßig ausführlich und gründlich gelehrt, während man die vaterländische Götterlehre entweder vollständig übersah, oder doch nur höchst bruchstücksweise und kümmerlich vortrug. Und doch weisen, von andern naheliegenden Beispielen in Sage und Geschichte abgesehen, schon die Namen unserer Wochentage auf die germanische Mythologie hin. Ein Umschwung zum Bessern ist allerdings seit einiger Zeit eingetreten; aber noch immer ist jedes Bestreben mit Freuden zu begrüßen, welches darauf abzielt, die Kenntniß von der Götterlehre und den religiösen Traditionen unserer Vorväter zu einem Gemeingut unsers Volks zu machen. Nur so erhält unsere Nation einen annähernd richtigen Begriff ihrer eigenen geistigen Entwickelung von der Stufe der Kindheit an bis zur Reife des Mannesalters. Aus diesem Grunde heißen wir denn auch die vorliegende kleine Schrift des Dr. G. Diercks willkommen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß in dem Maße, wie der Geist der Nationen sich weiter entwickelte, man an der Hand der Dichter oder Priester die früher entstandenen sinnlichen Erklärungen der Naturerscheinungen durch geistigere Ergänzungen, durch symbolische Auffassungen erweitern lernte. Die ursprünglichen Naturgottheiten wurden nebenbei zu Trägern und Vertretern aller Elemente, die das Menschenherz bewegen und leiten. Auch dabei blieb es nicht, man ging noch tiefer in die Welt- und Gottesidee ein; man begnügte sich nicht mehr damit, die rein äußerlichen Ursachen der Naturerscheinungen erfaßt und symbolisch dargestellt zu haben, sondern man strebte danach, ein Bild von der Schöpfung des Weltalls zu gewinnen. So wurden denn die seit Urzeiten im Munde der Menschheit vererbten Mythen selbst derart vermehrt und nach allen Seiten hin und nach ihrem verschiedenen innern Gehalte erweitert, daß sich um jede der göttlichen Gestalten ein ganzer Kreis von Erzählungen bildete. Die Göttersage ging dann endlich mit ihrem ganzen Mythenreichthum in die Heldensage über, welcher historische und culturhistorische Momente zu Grunde lagen. Die hehren Weltenlenker, mehr und mehr vermenschlicht, wurden in der Gestalt von Halbgöttern und Helden aus der religiösen in die Volksdichtung übertragen, während die Mythen gleichzeitig in ihrer letzten Fassung als Nationalreligion bestehen blieben. Als sich dann im weitern Verlaufe der nationalen Entwickelung die Geschichtsforschung ausbildete, knüpfte sie an die Heldensage an, nahm diese zur Grundlage, nahm auch den Nationalhelden, den Sprößling des Göttergeschlechts, meistens den Gott des Lichts, das Princip des Guten vertretend, als Ahnherrn des nationalen Herrschergeschlechts in die Geschichte auf.

So bietet uns denn die Mythologie eines Volks zugleich ein Bild der Religion, der Weltanschauung und des socialen Lebens desselben dar; denn das Thun und Treiben der Götter in allen seinen Theilen kann doch nur ein Spiegelbild des Volkslebens sein, da das Volk nichts darzustellen vermag, was nicht im Bereiche seiner Begriffe liegt; diese können höchstens potenzirt oder veredelt worden sein. Die Mythen endlich sind die Grundlagen der meisten Sagen- und Märchendichtungen; die letztern sind also gleichsam die Kinder der Götter- und Heldensagen.

Nach solchen und ähnlichen Betrachtungen geht nun der Autor näher auf die nordisch-germanische Mythologie ein. Er sagt unter anderm:

> Die Religion des Nordens ist, wie sie ursprünglich ein reiner Naturcult, ein Lichtcult war, es auch bis zu ihrer entwickeltsten Gestalt geblieben, und alles dreht sich in ihr sowie in der Heldensage um den Widerstreit des Lichts mit der Finsterniß in der Natur, des Guten und Bösen in der Menschenbrust. Diese Betonung des Lichts in den nordischen Mythen ist leicht zu begreifen, wenn man sich den Schauplatz ihres Lebens vergegenwärtigt. Im hohen Norden hielt sie sich am längsten, wo die Natur ungleich mehr ihre Schattenseite hervorkehrt, wo der lange Winter und der kurze Sommer den Segen des Lichts viel deutlicher zu erkennen geben. Wenn unsere nordische altgermanische Religion viel Wildes aufweist, wenn da so viele Riesen und Ungeheuer auftreten, so ist auch dafür der Grund nur in den physischen Verhältnissen zu suchen. Der Nordländer, der sein Stück Ackerland mit unsaglicher Mühe dem Eise und dem Gestein abgewinnen mußte, schuf sich Eis- und Steinriesen; er schuf sich wilde Wölfe und Ungeheuer, weil Sturm und Wolkenmassen oft seinen Himmel trübten, die Sonne, die Sterne aus dem Felde schlugen. Aber eine unendlich tiefe Poesie weht aus diesen oft ungeheuerlichen, im Grunde so einfachen Mythen, die ja eigentlich nichts weiter sind, als die in poetischen Worten ausgedrückten Erscheinungen der Natur, wie wir sie immer vor Augen haben, oder vielmehr wie sie der Nordländer sah, dessen Polarnacht wir nicht durchleben, von dessen farbenprächtigem Nordlichte wir nur zuweilen den matten Widerschein sehen. Die ganze nordische Götterdichtung gibt uns ein klares Bild von dem dahinrollenden Jahre mit allen seinen Veränderungen, seinem beständigen Wechsel und allen den unzähligen Erscheinungen, die sich dem Auge des Beobachters darbieten. Jedoch der Geist der Nordländer hat dies Bild ausgedehnt, hat das einzelne Jahr zum Bilde, zur Grundlage des Weltenjahrs gemacht, das nach Jahrtausenden zählt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter gaben ihm den Anhalt für seine Ideen der Schöpfung, des Lebens und des Untergangs der Welt. Diese Bilder vergeistigt, auf das sittliche Gebiet übertragen, sind in Beziehung gebracht zunächst mit dem physischen und weiter mit dem psychischen Leben des Menschen und des Menschengeschlechts. Licht und Dunkel, Gutes und Böses sind die Grundelemente des Kampfes in der Natur — in der Menschenbrust.

Wir müssen es uns versagen, hier weiter auszuführen, wie der Verfasser den gewaltigen Stoff im einzelnen zu bewältigen bemüht ist. Wol hätten wir gewünscht, daß er hier und da etwas eingehender und ausführlicher gewesen wäre, aber die Arbeit sollte und konnte ja, ihrer Veranlassung und ihrem Charakter nach, nicht wohl er-

schöpfender sein. Es ist ein „Vortrag", wie wir auf dem Titelblatte lesen, der uns in Buchform vorliegt, kein allseitig und gründlich ausgearbeitetes wissenschaftliches Werk. Als Vortrag aber erfüllt die Arbeit ihren Zweck, d. h. sie bringt die Grundidee der germanischen Mythologie in einfacher und leichtverständlicher, in anziehender und zugleich belehrender Weise der Kenntniß größerer Kreise nahe. Diese Grundidee der altgermanischen Mythologie faßt der Autor am Schlusse seiner Arbeit in kurzen und klaren Worten also zusammen:

Das Licht und der Geist siegen über den Stoff, über die rohe Materie; sie machen sie sich dienstbar; vereinen sich dann aber mit ihr, werden durch das rohe Walten derselben allmählich selbst verderbt und verdunkelt, und gehen endlich unter ihrer Obmacht unter, um durch Strafe geläutert (in der Götterdämmerung) zu neuem Leben zu erwachen. So sehen wir den Zusammenhang aller Mythen untereinander; wir sehen den unaufhörlich und in allen Verhältnissen sich abspielenden Kampf des Lichts mit dem Dunkel, des Guten mit dem Bösen, des Anfangs mit dem Ende, des Entstehens mit dem endlichen Verfall und Hinschwinden. Die Natur, das Völker- und das Menschenleben, das geistige und körperliche Sein und Empfinden ist nach den gleichen ewigen Gesetzen geregelt, die in der nordisch-germanischen Religion in so wundervolle Worte gekleidet sind.

Fast erscheint es unrecht, hier von Aberglauben zu reden, wo der deutsche Volksgeist mit tiefem Ernste die Wahrheit zu erfassen strebte. Jedenfalls müssen wir staunen über die Höhe der Entwickelung, die der Geist offenbart, welcher die Dichtungen der germanischen Mythologie schuf; wir werden von hoher Achtung erfüllt vor dem sittlichen, tiefernsten Sinne unserer Vorväter, die keine andere Schule hatten als die belebte Natur, keinen andern Halt als die ihnen angeborene, ihr Inneres erfüllende Moral.

Die zweite der obengenannten Schriften „Soma und Psyche" hat denselben Verfasser wie die erstere; sie wurde als Festschrift zum „ersten deutschen Schriftstellertag", der zu Dresden vom 4. bis 6. October 1879 versammelt war, geschrieben und von der Verlagshandlung den Theilnehmern am Schriftstellertage gewidmet. Der Inhalt dieser Schrift ist eine vom Autor erfundene Legende, deren Tendenz dahin geht, zu zeigen, daß alles Große und Schöne nur durch die harmonische Verbindung von Kraft (Soma) und Geist (Psyche) entstehen kann. Als König Soma, aus dem Geschlechte Hyle's stammend, die Psyche als seine mitregierende Gattin heimgeführt, erblühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaften nicht nur in den weiten Provinzen seines Landes Ischyra, sondern verbreiteten sich auch weit über dessen Grenzen hinaus in alle anstoßenden fremden Gebiete. Leider sollte dies Glück nicht lange dauern. Eine Verwandte von Soma, Dynamis, kam an seinen Hof, um dort als Ehrendame Psyche's zu wirken. Ihre außerordentliche Schönheit fesselte den König; bald waltete die materielle Kraft wieder vor, und der Geist verlor an Einfluß, sodaß das Gleichgewicht im Staate erschüttert wurde. Doch einer der königlichen Räthe, Fronon, ein Greis an Jahren, aber ein Jüngling an Kraft, suchte und fand Abhülfe gegen das drohende Unheil, indem er die reizende Dynamis mit dem edeln und hochgesinnten Fürsten Logographos, dem Sohn des Logos, vermählte und Soma und Psyche zum Heile ihres Landes wieder versöhnte. Der Verfasser, welcher vor einiger Zeit Spanien und Nordafrika zu wissenschaftlichen Zwecken bereiste, stellt es so dar, als wenn er die in Rede stehende Legende in einem arabischen Manuscripte gefunden habe. Der Schrift sind Anmerkungen beigefügt, welche die vielleicht nicht allen Lesern verständlichen fremden Ausdrücke näher erklären.

Rudolf Doehn.

Johann Fischart's „Gargantua" und seine neueste Bearbeitung.

Johann Fischart's Ausgewählte Schriften. Zweiter Theil: Gargantua. Neudeutsch mit Einleitung und Anmerkungen von Hermann Hoffmeister. (Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. Band 5 und 6.) Naumburg, Faßheber, 1879. 16. Jedes Bändchen 1 M.

Das Unternehmen der Faßheber'schen Verlagshandlung, dem Publikum des 19. Jahrhunderts die bedeutenden Schriftsteller früherer Jahrhunderte durch Bearbeitungen zugänglicher zu machen, als das durch bloße Neudrucke geschieht, ist entschieden ein verdienstliches. Es hieße in der That unpraktischer Rigorismus, wenn man sagen wollte: entweder leset Männer wie Hans Sachs, Fischart u. a. gar nicht, oder nur in genauen Abdrücken; denn die Mehrzahl unserer „Gebildeten" würde entschieden das „gar nicht" vorziehen, was aus vielen Gründen ihnen nicht einmal allzu sehr zu verübeln wäre. Durch passende Bearbeitung dieser Schriftsteller wird es auch dem Ungelehrten, dem die Sprache des 15. oder 16. Jahrhunderts Schwierigkeiten macht und den Genuß stört, ermöglicht, leicht und mühelos zu genießen, was bisher nur den Gelehrten möglich war, und wir ziehen für diesen Zweck Bearbeitungen, namentlich poetischer Werke entschieden wörtlichen Abdrücken mit erklärenden Anmerkungen vor. Und auch für die Familie werden diese Werke durch Bearbeitungen zugänglicher, weil hier das allzu Derbe (nicht alles Derbe) und geradezu Zotenhafte, das kein integrirender Bestandtheil jener Schriften ist, gemildert oder weggelassen werden kann. Mit der Bearbeitung der bisher erschienenen Bändchen (Hans Sachs' „Spruchgedichte und Schwänke", „Kleinere Schriften Fischart's" von A. Engelbrecht) konnte man sich im großen Ganzen einverstanden erklären; sie war mit Kenntniß und Pietät ausgeführt und ließ höchstens das zu wünschen übrig, daß für den Gebrauch in der Familie, die ja gewiß an jenen Schätzen theilhaben darf (wir er-

innern nur an Fischart's köstliches „Ehzuchtbüchlein") noch zu viel des Derben stehen geblieben war. Die Probe freilich, inwieweit eine Bearbeitung und Verdeutschung in die Sprache des 19. Jahrhunderts möglich ist, mußte an Fischart's „Gargantua" gemacht werden, und wir müssen es leider zum voraus aussprechen, diese Probe ist mislungen. Ebenso aber müssen wir sofort als Entschuldigung beifügen, daß eine Bearbeitung und Verdeutschung des „Gargantua" die denkbar schwerste Aufgabe ist, die sich ein Bearbeiter stellen kann. Ein solcher muß mit einer so ungeheuern Menge von Kenntnissen ausgerüstet sein, daß wir glauben, Einem Gelehrten wird eine gute Uebertragung und noch mehr Herausgabe mit einem Commentar überhaupt nicht gelingen. Hermann Hoffmeister hat durch seine Bearbeitung gezeigt, daß es über seine Kräfte ging, dieses Unternehmen durchzuführen, und er hat durch ein verhängnißvolles, von sonderbarer Auffassung Fischart's zeugendes Bearbeitungsprincip die Sache erst recht schlimm gemacht.

Vor allem müssen wir es tadeln, daß Hoffmeister die Ausgabe von 1617 zu Grunde gelegt hat; ja Anmerkung 7 läßt vermuthen, daß er nur den Abdruck dieser Ausgabe in Scheible's „Kloster", nicht einmal eine Originalausgabe, benutzte, viel weniger die frühern verglich, wie er denn auch, um dies gleich hier zu sagen, in einer, wie uns scheint, unnöthigen Bescheidenheit auf Gervinus' Urtheil über „Gargantua" weit mehr hält als auf sein eigenes. Bei aller Verehrung von Gervinus' „Literaturgeschichte" erscheinen uns doch seine Urtheile so, daß wir ihnen nur nach allergenauester Nachprüfung glauben dürfen, und wer eine Sache von Grund aus kennt, wird schließlich doch seinem eigenen Urtheil am sichersten trauen. Warum Hoffmeister die spätere Ausgabe benutzte, dafür gibt er keinen Grund an. Fischart starb vermuthlich im Winter 1589 auf 1590, es hätte sich also sicher empfohlen, die Ausgabe von 1590, höchstens die von 1594 zu Grunde zu legen; eine frühere nicht, weil Fischart bei den neuen Ausgaben stets änderte; eine spätere nicht, weil alle Zusätze und Aenderungen, die nicht von Fischart herrühren, keinen Anspruch auf Beachtung haben. Wenn man freilich den „Gargantua", um mit Fischart zu reden, so „ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt", bearbeitet wie Hoffmeister, so ist es am Ende gleichgültig, welche Ausgabe man benutzt. Für Hoffmeister war die Sache noch erschwert, weil er, wie es scheint, nur den Raum von einem Doppelbändchen für seine Bearbeitung hatte, d. h. ungefähr 12 Bogen, während der „Gargantua" im Druck von 1617 36 Bogen umfaßt. Es ist fast unmöglich, eine Bearbeitung auf so kurzen Raum zusammenzudrängen, ohne vieles Wesentliche aufgeben zu müssen. Aber Hoffmeister hat seinen Raum sehr ungleich benutzt. Für die erste, entschieden werthvollere Hälfte des „Gargantua", die im Original 25 Bogen einnimmt, bestimmte Hoffmeister nur 70 Seiten, für das übrige 170 Seiten, und so erhalten wir aus der ungefähr 20 Seiten langen Ehestandspredigt des fünften Kapitels nur einen dürftigen Auszug von 4 Seiten, und von dem ganzen herrlichen achten Kapitel, der „trunkenen Littaney", die etwa 40 Seiten lang ist, nichts, lediglich nichts als ein paar Sätze darüber, daß getrunken wurde! Das hängt freilich mit dem Princip Hoffmeister's zusammen, über welches er sagt:

> Alles im Geschmack jener Literaturperiode Derbcynische und Zotige, all die gehäuften Bilder, Vergleiche, Wortspiele, Wortverdrehungen und Verrenkungen, worin sich Fischart's Komik so sehr gefällt, kurz seine Gedankenwuselei und der ganze gelehrte und künstliche Apparat der damaligen Satire und alles nur auf Reim und Klang Berechnete mußte unbarmherzig fallen oder doch auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden, wenn die Wirkung auf die Leser von heute dieselbe oder wenigstens eine ähnliche werden sollte, wie diejenige auf Fischart's Zeitgenossen war. . . . Wir geben den einfachen Faden der Geschichte des „Gargantua" nach Fischart.

So bliebe, hofft Hoffmeister, „Gargantua" als Kunstwerk eines deutschen Humoristen ewig jung und ewig interessant. Nein, so wie Hoffmeister uns den „Gargantua" bietet, ist er nicht einmal interessant, sondern stellenweise ziemlich langweilig, eben weil er von all dem, was Hoffmeister als überflüssig bezeichnet hat, gereinigt ist. Wir wollen den Bearbeiter nicht beschuldigen, daß er sich durch diese Weglassungen habe einfach die Arbeit erleichtern wollen — die schwerste Aufgabe hat er sich freilich dadurch vom Halse geschafft; aber jedenfalls beruht es auf einer großartigen Verkennung von dem, was am „Gargantua" nicht blos culturgeschichtlich interessant ist, sondern worin gerade Fischart's Größe besteht, wenn man alles das streicht, was Hoffmeister gestrichen hat. Denn eben darin erkennen wir den echten Fischart, nicht in der recht unbedeutenden Anlage des Romans, die überdies nicht ihm, sondern Rabelais angehört. Es ist für einen Kenner des „Gargantua" geradezu verblüffend, wenn er Seite für Seite in der Hoffmeister'schen Bearbeitung Sätze, die sich durch humoristische Wendungen, die Klangfarbe, den Tonfall, die Reime, ja oft durch den beabsichtigten Wechsel von Wörtern verschiedener Länge dem Ohre schon beim ersten Lesen eingeprägt haben, an denen jedes Wort überdacht scheint — wenn er sieht, wie diese Sätze verwaschen und verwässert sind. Hierfür mögen einige Beispiele folgen. So schildert Hoffmeister den Mönch Jan de Capado folgendermaßen: „Ein waghalsiger lustiger Gesell, der sich sowol aufs Paternosterbeten als auf das Trinken verstand." Wie matt klingt das gegenüber der freilich langen Schilderung bei Fischart*), die beginnt: „Ein junger Hach, ein Waghertz, lustig, munder, vuber, hurtig, rund, tratzig, hatzig, wolgesetzt, von wolgelöster Gurgel, von wolbegnadeter Freymüthigkeit, von wolbevortheilter Nasen, ein geschwinder Horasfertiger und Paternosterpostirer, ein herrlicher Meßabsattler, mechtig geübt und fertig, die Vigilien auszubürsten: und in einer summ zu begreiffen, ein rechter Mönch, so je einer gewesen ist, seyd die Welt Mönchentzend Möncherey gemönchet und genonnet hat."

*) Wir legen zur Vergleichung ebenfalls die Ausgabe von 1617 zu Grunde. D. Red.

Das ist eine echt Fischart'sche anschauliche Schilderung und sie hätte nicht einmal irgendwelcher Bearbeitung bedurft!

Begierig waren wir auf die Verdeutschung des „Ein und Vor Ritts", der mit der Widmung beginnt: „Ihr meine Schlampampische gute Schlucker, Kurtzweilige Stall und Tafelbrüder, Ihr Schlafftrunckene wolbesoffene Kautzen und Schnautzhän, ihr Landkündige und Landschlindige Weinverderber und Bambbuben: Ihr Schnorgaskische Angsterdräher, Kutternfffstorken, Bierpausen, und meine Zeckvollzöpfige Domini Windholdi von Holwin: Ertzvielfraß, Lappscheißige Scheißhausfüller und Abteckerische Zäpfleinlüller: Freßschnaufige Maulpraller, Collatzbäuch" — und so fort zwei Seiten lang. Hic Rhodus, hic salta! Aber Hoffmeister überschlägt diese Seiten einfach. Freilich, um nur diese zwei Seiten zu übersetzen und zu erklären, braucht man sehr viel Kenntniß, und es sollte sich keiner an Fischart's „Gargantua" machen, der nicht an diesen ersten zwei Seiten den Grad seiner Kenntnisse gemessen und befriedigend gefunden hat.

Sind die meisten Uebersetzungen Hoffmeister's doch wenigstens so, daß sie von fern an das Original anklingen, so findet sich auch eine ganze Reihe von modernen Ausdrücken, die zu Fischart passen wie ein neuer Lappen auf ein altes Kleid; Hoffmeister bedient sich ferner gewisser Phrasen und Witze, über die man auf den ersten Blick staunt, daß sie schon aus dem 16. Jahrhundert stammen sollen; schlägt man aber nach, so findet sich davon in Fischart keine Spur. Man vergleiche Ausdrücke wie: „dieser ebenso zart als naiv hingeworfene Fehdehandschuh", „indem er mit logischer Consequenz — — übersprang", „brachten den König um seine ganze Popularität", „wir wollen uns eine positiv erziehliche Aufgabe stellen" 2c. Und was sollen wir sagen, wenn Fischart Aeußerungen in den Mund gelegt werden wie über die „gloire" Frankreichs, „undiätetische Lebensweise", „dem Glücklichen schlägt keine Stunde", „du hast Einfälle wie ein altes Haus", „drückt euch gefälligst, faule Kunden", „Schlachtenbummler", „Sauve qui peut!" (was mit des Gargantua Lebensmotto: „Saufe, wer kann!", durchaus nicht verwechselt werden darf), „immer langsam voran", „eine gehörige Standpauke", „vorbehaltlich später festzusetzender Details"! Man denke sich solche und eine Menge anderer Ausdrücke Hoffmeister's im Munde Fischart's. So lesen wir gar: „sie haßte (Gurgelmilde) grundsätzlich alle weibliche Reclame", wozu freilich Hoffmeister die Anmerkung macht, er habe eine eigene Ergänzung zur Förderung des Verständnisses für nöthig gehalten; ebenso hat Hoffmeister z. B. den Namen Milzbrand gewählt, „um eine erfrischende Abwechselung in die Fischart'sche Nomenclatur zu bringen"; wie er auch bemerkt, daß er in einigen Abschnitten die Fischart'sche Satire bezüglich vollständig unlogischer Gedanken und Redewendungen nachahmen zu müssen geglaubt habe. Wir glauben, daß solche Zusätze zu Fischart an und für sich, und zumal wenn es sich um Kürzungen handelt, überflüssig sind.

Hoffmeister ist an seiner Aufgabe gescheitert. Das liegt aber — wir wiederholen es, weil wir uns bei der Vergleichung seiner Bearbeitung mit dem Original aufs neue davon überzeugten — hauptsächlich an der, wie es scheint, ihm gestellten Aufgabe, den ungeheuern Reichthum Fischart's in armselige 12 Bogen zusammenzudrängen. Selbst bei dem von uns angefochtenen Princip Hoffmeister's wäre aus seiner Bearbeitung etwas ganz anderes, etwas viel Besseres geworden, hätte er 30 Bogen zur Verfügung gehabt. So wie das Bändchen vorliegt, verdient es den Namen „Fischart's «Gargantua»" kaum.

Wann endlich, dieser Stoßseufzer sei uns zum Schlusse erlaubt, unternehmen es einmal fähige Männer, eine kritische Ausgabe mit Commentar von diesem Riesenwerke, „der strotzenden Blütenkrone des Fischart'schen und alles deutschen Humors", zu geben, und wäre es nur, damit wir dieses Buch — kaufen und besitzen könnten! Denn es ist gar mühsam, so oft wir uns an Fischart's „Gargantua" erbauen wollen, auf Bibliotheken schicken und den Liebgewonnenen häufig nach wenigen Wochen statutenmäßig wieder hingeben zu müssen.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Neue Tagebuchblätter" von Moritz Busch, dem Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute", sagt die „Saturday Review", Nr. 1260: „Diejenigen, welche die Geheimnisse der Büchermacherei kennen, werden nicht erwarten, daß der neue Band des Bismarck'schen Boswells mehr sein werde als ein Mahl von Brocken und Bruchstücken nach dem homerischen Festmahle «Bismarck und seine Leute»; und so ist es auch in Wirklichkeit. Doch hat Busch eine angenehme Art zu erzählen, die selbst Plattheiten einen Reiz verleiht, und seine Blätter besitzen die Gemüthlichkeit, die allem innewohnt, was ein Mann, der handgreiflich, doch nicht auf anstößige Weise, seine Zufriedenheit mit sich selbst in jeder Weise zeigt. Insoweit es das vorliegende Werk betrifft, finden wir Busch's Selbstbiographie interessanter als die Biographie seines Helden, welche letztere hauptsächlich für jene Verehrer der geschichtlichen Größe geeignet ist, die sie am liebsten im kleinsten Maßstabe dargestellt sehen. Busch's Bericht über sich selbst ist ergötzlich offenherzig und aufrichtig."

Ueber „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich" von Fanny Lewald heißt es ebendaselbst, der Titel sei kaum auf das ganze Buch anzuwenden, da es mehrere Lobbriefe an die deutsche Nation, besonders an den weiblichen Theil derselben, über sociale und häusliche Verbesserungen enthält, sowie eine lange, mühsame, aber würdevolle und nicht unwirksame Vertheidigung der deutschen Frauen gegen den scharfen Tadel, den ein unter ihnen wohnender Engländer kürzlich über sie ausgesprochen hat. Der im allgemeinen verständnißvolle und gutmüthige Ton dieser Briefe macht uns gegen ein Verfahren duldsam, welches an und für sich entschieden den Anstrich von

Büchermacherei hat. Die wirklichen Reisebriefe sind leider der am wenigsten interessante Theil des Buchs. Sie sind zwar nicht unwerth, gelesen zu werden; doch hätte man erwarten können, daß Fanny Lewald's unzweifelhaftes Talent und ungewöhnliche Beziehungen bessere Frucht tragen würden. Waren sie ursprünglich zur Veröffentlichung bestimmt, so sind sie zu dürftig; wo nicht, so fehlt es ihnen an jener Leichtigkeit und dem abandon, welche vertrauliche Briefe anziehend machen sollten. Zu den besten Schilderungen gehört die der Antikensammlung des Prinzen Torlonia und einiger Maleratelierś in Rom. Es gebricht dem Buche jedoch nicht an scharfsinnigen Bemerkungen, und der trockene Verstand, den wir bei dieser Schriftstellerin zu achten gewohnt waren, erscheint jetzt gemischt mit einer ungewohnten Gemüthlichkeit, nebst zärtlicher und dabei praktischer Besorgniß um das Wohl ihres Vaterlandes und der Menschheit überhaupt.

„«Goethe's Märchendichtungen» von F. Meyer von Waldeck", sagt das Blatt, „ist eine echte Bereicherung der Literatur, wenngleich der Werth weder der Märchen noch des Commentars ganz so hoch angeschlagen werden sollte, wie es der Herausgeber wünscht. Es scheint uns etwas Ausgemachtes zu sein, daß jeux d'esprit wie diese Märchen müßten allein stehen können, ohne Bezug auf irgendeine verborgene oder allegorische Bedeutung; wenn aber eine solche vorhanden, sie leicht zu entdecken oder doch klar zu erkennen sein müsse, sobald sie angedeutet worden. . . . Die von Waldeck zusammengestellten Betrachtungen der verschiedenen Erläuterer über die Märchen sind sehr scharfsinnig, lassen aber dennoch Spielraum zu endloser Erörterung übrig, und, um die Wahrheit zu reden, das Thema scheint kaum des Streites werth. Umgekehrt verhält es sich mit der «Neuen Melusine», einer ausgesuchten Kleinigkeit mit keiner augenscheinlichen Moral und keinem Bedarf einer solchen. Waldeck versucht es zwar, sie mit Goethe's Neigung zu Friederike Brion in Verbindung zu bringen; doch können wir seine Auslegung nicht aeeeptiren. Gleichviel indeß, ob richtig oder nicht, er hat einen guten Dienst geleistet, indem er Goethe's Märchen und die auf sie Bezug habende Literatur in einem Bande vereinigt hat, welchen keiner, der sich mit dem Dichter beschäftigt, wird entbehren können."

Nach einer Belobung der Monographie „Die Venus von Milo" von Friedrich Freiherrn Goeler von Ravensburg als vortrefflich und erschöpfend, schließt das Blatt seinen diesmaligen Rückblick auf die jüngst erschienenen Werke mit folgender Besprechung der „Verse aus Italien" von Paul Heyse: „Diese Gedichte sind höchst charakteristisch sowol für den Dichter wie für seine Epoche. Poetisches Gefühl ist nicht gerade Heyse's starke Seite. Er ist hervorragend als Meister der Form — vollendeter Meister würde man sagen, wenn er uns nicht fortwährend an die noch vollkommenere Meisterschaft seines Vorbildes Platen erinnerte. Nichtsdestoweniger ist seine Beherrschung seiner Muttersprache hinreichend, um ihre wunderbare Biegsamkeit und Fähigkeit, die schwierigsten ausländischen Formen wiederzugeben, an den Tag zu legen, während er die Mannichfaltigkeit der classischen Muse vermehrt, wenn er auch nicht deren Würde erhöht, indem er zeigt, wie leicht sie dazu gebracht werden kann, sich zum Ausdrucke neuerer Ideen und Sympathien, zuweilen sogar von Frivolitäten und Plattheiten herzugeben. Hierin ist er wahrscheinlich durch das Beispiel der neuesten italienischen Dichter beeinflußt worden, wie Carducci und Stecchetti, von denen im Anhang einige Gedichte vortrefflich übersetzt sind. Wie die ihrigen, sind auch Heyse's im ganzen weniger ein Erzeugniß der Cultur als der Sättigung, die von der Uebercultur herrührt. Unter viel schlecht angebrachtem Leichtsinn und ursachlosem Pessimismus kommen einige Dichtungen von echtem Gefühl und ausgesuchtem Ausdruck vor und neben diesen noch viele von localer Beziehung, die ebenso tief durchdrungen sind von echtem italienischen Gefühl, wie «Consuelo» (bekanntlich George Sand's Roman) oder «The Marble Faun» (von Hawthorne), während die Schönheit der metrischen Form, besonders in Sonetten und Gedichten in terza rima, eine beständige Quelle der Lust ist."

Das „Athenaeum", Nr. 2721, bespricht die Uebersetzung des „Ein Arzt der Seele" von Frau von Hillern, die Baring Gould geliefert hat, und findet das Buch bemerkenswerth, nicht, wie der Uebersetzer meint, wegen der ungewöhnlichen Begabung und tiefen Empfindung, die es zeige, sondern vielmehr deshalb, weil eine Frau eine Erzählung geschrieben, die so außergewöhnliche Unkenntniß ihres eigenen Geschlechts und, man möchte fast sagen, eine so entschiedene Abneigung gegen dasselbe an den Tag lege. Das Werk habe einen socialen und theologischen Zweck; es sei aber von schlechtem Bau, voller Sentimentalität und langathmiger Erörterungen und könne nur diejenigen Leser interessiren, die bereits vorher mit den darin ausgesprochenen Ansichten übereinstimmen.

Ueber „Gräfin Helene" von Friedrich von Bodenstedt heißt es ebendaselbst: „Die kleine Novelle bedurfte kaum des Geschicks eines Bodenstedt. Es ist das Gerippe zu einem Roman eher als ein vollendetes Werk, das Material zu einem guten Bau, nicht das Gebäude selbst. Die keineswegs originelle Skizze hätte zu einem guten philosophischen Roman ausgearbeitet werden können; denn die Charaktere sind mit Geschick angedeutet. Hundert Seiten Duodez sind aber nicht ausreichend dazu, die Tragödie einer Seele und das Steigen und den Verfall einer Familie zu schildern."

Bibliographie.

Auerbach, B., Der Forstmeister. Roman. 2 Bde. Berlin, Paetel. 1879. 8. 9 M.

Baumbach, R., Neue Lieder eines fahrenden Gesellen. Leipzig, Liebeskind. 16. 2 M. 50 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 41ster Bd.: Die moderne Farbenlehre mit Hinweisung auf ihre Benutzungen in Malerei und Kunstgewerbe. Von O. N. Rood. Autorisirte Ausgabe. Mit 131 Abbildungen und 1 Farbentafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Born, G. F., Adrienne, die Braut des Sträflings, oder die Geheimnisse der Bastille. Historischer Roman. 1stes u. 2tes Hft. Prag, Bensinger. 1879. Gr. 8. à 40 Pf.

Freyburger, E., Maler Bertram an den Quellen von Eaux-Bonnes. Ein Lebensbild. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Herzenskron, V., Ein Spinnstuben-Märchen. Erfurt, Neumann. 1879. 12. 2 M.

Hoffmann, H., Pablo de Sarasate. Schwank. Barmen, Inderau. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 7ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Schubiger, A., Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Constanz, und seine Zeit. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 5 M.

Seidel, H., Vorstadt-Geschichten. Humoristische Studien. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Seuffer, G., Hellauf, Schwobeland! Schwäbische Gedichte. Stuttgart, Metzler's Verlag. 1879. 16. 3 M.

Söndermann, A., Das Document eines Arztes oder das Kind der Wahnsinnigen. Roman. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, A. Wolf. 1879. Gr. 8. à 25 Pf.

Stemann, v., Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von dessen Sohn C. von Stemann. Hamburg, Gräfe. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Storm, T., „Eekenhof". — „Im Brauer-Hause". Zwei Novellen. Berlin, Paetel. 16. 3 M.

— — Zur „Wald- und Wasserfreude". Novelle. Berlin, Paetel. 16. 3 M.

Stugau, C., Philosophische Briefe an eine Frau. Leipzig, Haessel, 1878. 8. 5 M.

Urkunden und Akten der Stadt Strassburg. Herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und der Stadtverwaltung. 1ste Abth.: Urkundenbuch der Stadt Strassburg. 1ster Bd.: Urkunden und Stadtrechte bis zum Jahre 1266, bearbeitet von W. Wiegand. Strassburg, Trübner. 1879 Gr. 4. 30 M.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 33ster u. 34ster Bd.: Die großen Seefahrer des XVIII. Jahrhunderts. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Vierordt, H., Gedichte. Karlsruhe, Bielefeld. 1879. 8. 3 M.

Anzeigen.

Für alle gebildete Kreise,

die Sinn für Sprachen und Literatur haben, ist dringend zu empfehlen das:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Organ der Weltliteratur.

1832 begr. von **Jos. Lehmann.** Red.: Dr. **Ed. Engel.** Wöchentlich circa 2 Bogen in gr. 4., pro Quartal nur 4 M. 1880. Jahrgang XLIX.

Das „Magazin" enthält Originalbeiträge von **Paul Heyse, Fr. Bodenstedt, Em. Geibel, Alfred Meißner, Karl Hillebrand, Johannes Scherr, Juan Fastenrath, Emile Zola, Emilio Castelar, Max Müller** (Oxford) 2c. und ist sowol das **reichhaltigste** wie **billigste Literaturblatt.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und **direct** von der Verlagshandlung.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 13. Band.)

Bekannt ist, welch tiefgreifenden Einfluß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus England herübergekommenen Schauspielertruppen auf die Entwickelung der deutschen Bühnenkunst und der deutschen dramatischen Dichtung ausgeübt haben. Die von diesen Englischen Komödianten aufgeführten Schauspiele sind aber nur in alten schwer zugänglichen Drucken zu finden; vorliegende Sammlung, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, darf daher der Theilnahme aller Literatur- und Theaterfreunde sicher sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ergänzender Beitrag zur Geschichte des Deutschen Gaunerthums.

Von

E. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Von dem Verfasser des ausgezeichneten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" (4 Thle. Preis 30 M.) wird hier eine neue Schrift geboten, welche den merkwürdigen Proceß gegen die im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Mersener Bockreiter" bekannte Räuberbande nach bisher undurchforschten Quellen darstellt und eine Fülle besonders für Criminalisten, Polizeibeamte, Theologen, Culturhistoriker und Socialpolitiker höchst interessanter Thatsachen ans Licht fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

Das Religionswesen der rohesten Naturvölker.

Von

Gustav Roskoff.

8. Geh. 4 M.

In dieser für Ethnographen, Psyehologen, Religionslehrer und Missionare besonders wichtigen, für jeden Gebildeten interessanten Schrift führt der Verfasser, Professor der Theologie an der wiener Universität, aus, dass es keinen noeh so wilden Volksstamm gibt, bei dem nicht Spuren von religiösen Vorstellungen wahrzunehmen sind, indem er die Beriehte der zuverlässigsten Reisenden citirt und miteinander vergleieht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Geschichte des Teufels. 2 Bde. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

Hermann Soyaux.

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat als Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt, über Bodengestaltung, Vegetation, Thierwelt, klimatische Verhältnisse der westafrikanischen Küstenländer sowie über den Charakter und die Zustände der eingeborenen Bevölkerung viele neue interessante Beobachtungen zu machen, die er in frischer, farbenreicher Anschaulichkeit mitzutheilen weiß. Sein Werk nimmt somit neben andern Publikationen über die genannte Expedition einen durchaus selbständigen Platz ein und bereichert in fesselnder Weise unsere Kenntniß von dem dunkeln Welttheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere.

Von

Karl Semper.

Mit 106 Abbildungen in Holzsehnitt und 2 lithogr. Karten.

Zwei Theile. 8. Geh. 11 M. Geb. 13 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 39. und 40. Band.)

Von dem bekannten Zoologen Karl Semper, Professor an der Universität Würzburg, werden im vorliegenden Werke die Thatsachen und Hypothesen zusammengefasst, welche auf die Variabilität der thierischen Organismen Bezug haben, und insbesondere die Einflüsse dargelegt, welche die Umgebung, die leblose wie die lebende, auf das Entstehen und die Entwickelung derselben ausübt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 22. Januar 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Levin Schücking's neuester Roman. Von J. J. Honegger. — Zur Religionsphilosophie. Von Eduard von Hartmann. — Paul Heyse's neueste Schrift. Von Otto Sieroka. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wir leben in einem Zeitalter des Witzes . . . jedenfalls ist der Witz der literarische Scepterhalter und Kronenträger der Gegenwart. Sie ist lachlustiger als irgendeine andere Zeit; es stimmt das schlecht zu ihrem Pessimismus, wenn nur nicht das Lachen selbst eine pessimistische Färbung hätte. Oft ist dies der Fall, nicht immer . . . es gibt auch eine zwerchfellerschütternde Heiterkeit, die sich mit den wohlfeilsten Brosamen des Humors abspeisen läßt. Autoren, die nicht viel mehr haben als Witz, stehen jedenfalls jetzt hoch im Curse . . . höher als Dichter von reichem Talent, seltener Gestaltungskraft, hohem Schwung; und wo das alles fehlt, wird der Witz als genügende Valuta angenommen. Der witzige Kopf, das bedeutet Ersatz für alles, Beruf zu allem: das ist das Factotum unserer Literatur. Und die witzigen Köpfe wollen auch Schöpfer und Dichter sein; doch der Witz allein ist nicht schöpferisch, er ist im Gegentheil auflösend und zerstörend. Wo daher die Witzbolde von Profession productiv auftreten, da sind es in der Regel dürftige oder geborgte dichterische Gewänder, an welche sie die blitzenden, oft falschen Edelsteine ihres Witzes anheften.

Es wäre interessant, die Genealogie des Witzes in unserer deutschen Literatur nachzuweisen; er hat schon zur Zeit unserer Classiker zwischen sehr entgegengesetzten Polen geschwankt; wir brauchen nur an Jean Paul und Kotzebue zu erinnern. Die Romantiker hatten einen ganz aparten, unklassicirbaren und auch oft ungenießbaren Witz, den man am besten als Nachdichtung altbritischer Euphuismen, als die geistigen Congestionen des versetzten Shakspeare bezeichnen könnte. Ganz in den Zodiakus des Witzes gerieth die moderne Literatur, als die Dioskuren Börne und Heine ihre Sternbilder wurden; von ihnen stammt in directer Linie die Hälfte und zwar die bessere Hälfte des modernen Literaturwitzes ab; die andere, schlechtere leitet ihren Stammbaum von Saphir her, der ja seinerzeit in Wien und Berlin, an der blauen Donau und der grauen Spree Epoche machte, den Salon und das Wirthshaus beherrschte und den Applaus der Geistreichen wie der Geistlosen einerntete, während seine geistlose Geistreichigkeit jetzt längst der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Wenn Jean Paul von der Nothwendigkeit deutscher witziger Cultur spricht, so scheint es jetzt eher nothwendig, der witzigen Hypercultur Schranken zu setzen; denn der Witz ist von Natur, wie derselbe Jean Paul sagt, ein Geister- und Götterleugner; er nimmt an keinem Wesen Antheil, sondern nur an dessen Verhältnissen; er will nichts als sich und spielt uns Spiel; er ist atomistisch, ohne wahre Verbindung, und gewiß wird eine Epoche, welche vorzugsweise die Signatur des Witzes trägt, an allen diesen Eigenschaften theilnehmen. Die Folge davon müßte aber eine Verödung des Geistes und Gemüthes sein, die unter blinkerndem und blitzerndem Flitter sich zu verstecken sucht.

Wohl soll der Witz seine Freistätte haben, wo er ausschließlich herrscht; aber er soll nicht ausschließlich herrschen auf Gebieten, wo ihm nur eine Stellung zweiten Ranges zukommt, in der Dichtung und in der Kritik. Die erste würde er zersetzen, der letztern eine blos negative und dabei im höchsten Grade selbstgefällige Macht geben; denn eine vorzugsweise witzige Kritik kann nur im eigenen Cultus aufgehen; die Sache ist ihr Nebensache; eine solche Kritik ist nur der Nagel, an welchen der Kritiker sein eigenes Bildniß hängt.

Das Recht der Witzblätter stellen wir nicht in Abrede; hier ist die von Hause aus abgesteckte Domäne des selbständigen Witzes, und hier hat er auch bei uns mit Recht große Erfolge errungen: der „Kladderadatsch“ und die „Wespen“, ebenso frühere Veröffentlichungen Glasbrenner's

bieten eine Fundgrube glänzender Witze. In beschränktem Maße gilt freilich auch von ihnen, was Jean Paul von der unaufhörlichen Wiederholung von Anspannungen unter dem Lesen eines Bandes voll Sinngedichte sagt: „Hier mattet nicht blos der immer wieder blitzende Witz, sondern das Vorübertragen immer neuer Gegenstände ab, welche mit jedem Zeilenpaare von vorn anzufangen zwingen." Auch die Uebung witziger Auffassung aller Ereignisse und Begebenheiten wird durch die perennirenden Witzblätter genährt: gleichwol kann man sie nicht dafür verantwortlich machen, wenn sich viele tausend hohle Köpfe nur mit solchem Inhalt anfüllen, gleichsam innerlich austapezirt werden mit den geistigen Illustrationen aus diesen Blättern, sodaß für nichts anderes mehr Platz in ihnen bleibt. Der „Kladderadatsch" selbst hat oft genug von ernstem Sinn und warmer Begeisterung Zeugniß abgelegt und manche echt Aristophanische Parabasen in seine Spalten aufgenommen.

Der Wortwitz wird in diesen dem Witz geweihten literarischen Asylen ebenfalls eine Stätte finden, aber nur gelegentlich. Der Wortwitz trägt das Wappen Saphir's ... und ist damit ästhetisch todt. Damit vergleiche man die außerordentliche Herrschaft des Kalauers in der Presse und auf der Bühne wie im gesellschaftlichen Leben der Gegenwart: ein Saphir redivivus scheint Anspruch auf einen curulischen Sessel in unserer Literatur zu haben. Ein Kritiker, der über ein gutes Werk einen schlechten Wortwitz macht, wird mehr gefeiert als der Autor jenes Werks. Der Kalauer ist leider eine Macht in unserer Literatur geworden, die flachste und wohlfeilste Art des Witzes, die an die Anagramme und Buchstabenräthsel grenzt. Wenn sich die Flachheit mit der Bosheit vereinigt und von dieser einiges Gewürze borgt, so ist ihr Triumph um so sicherer. Solche maliciös grinsende Nußknacker blicken uns nicht blos aus den Spalten obscurer Blätter als Vignetten entgegen. Der Wortwitz hat das größte Publikum; er übt auf die flachsten Köpfe die meiste Anziehungskraft aus.

Jean Paul unterscheidet zwischen dem Verstandes- und Reflexionswitz auf der einen, dem Bilderwitz, dem Witz der Phantasie auf der andern Seite; er fügt hinzu, daß die Engländer und die Deutschen ungleich mehr Bilderwitz, die Franzosen mehr Reflexionswitz haben, und sagt dann: „welche wiederspiegelnde Reihe von Aehnlichkeiten verschließt oft Ein Gleichniß von Young oder Milton! Was sind die französischen Perlen vom dritten Wasser gegen die englischen Juwelen vom ersten Feuer". In der That, der Bilderwitz ist der Witz eines Shakspeare, der Witz der echten Dichter! Nun sagt aber schon Voltaire: „Oserais-je le dire? C'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poëtique." Auf dieses Minimalniveau der Poesie wollen uns aber unsere modernen Deutsch-Franzosen herabdrücken. Man darf nur die Dramaturgen der neuen Schule auf den Theaterproben sehen, wie sie alles, was Poesie, Schwung, Begeisterung ist, bei den Darstellern auszulöschen suchen als unbequem für den verstandesmäßigen Realismus. Darum wird uns ja auch Schiller bereits fortdisputirt: doch die Lungen dieser Herren sind nicht stark genug, sein Säcularlicht auszublasen.

Wenn wir vom Wortwitz absehen, dessen Lieferanten ungefähr mit den Rebusfabrikanten auf Einer Linie stehen, so ist der beliebte Witz der heutigen Journalistik und Dramatik eben Verstandeswitz. Paul Lindau gehört zu den anerkannt witzigen Köpfen der neuen Literatur; doch würde man vergeblich bei ihm nach jenem Bilderwitz sich umsehen, der das Erbtheil einer reichen Phantasie, einer wahrhaft dichterischen Begabung ist. Man lese Lindau's beliebteste und beste Dramen durch: „Maria und Magdalena" und „Der Erfolg", man wird in jedem Act vielleicht eine oder zwei Metaphern finden, so viel wie in ein paar Zeilen von Shakspeare oder Jean Paul: doch die Metapher ist ja wol altmodisch, mindestens findet sie sich nicht in den französischen Stücken, die als Muster auf unsere Bühne verpflanzt worden; also nichts vom Bilderwitz. Er darf in der Regel heutigentags nicht auf das rasche Verständniß rechnen, welches der Witz verlangt; denn ohne Frage hat sich das allgemeine Niveau der Phantasie überhaupt nicht unbedeutend verflacht. Welcher Witz übt aber nun in Lindau's Stücken die unleugbaren erheiternden Wirkungen aus? Die unbildliche Antithese, die Feinheit des versteckten Widerspruchs. „Wie Sie so treffend wiederholten" ... heißt es in einem Lindau'schen Stück: das ist eine jener Wendungen, welche für die vis comica des Lindau'schen Dialogs charakteristisch sind. „Seit einigen Tagen hört es in einem fort auf zu regnen", oder „merkwürdig barfuß" von einem Bilde der Venus, oder „ich war ein Kind, kurzsichtig und undankbar wie ein Kind. Es kostet Mühe, sich das einzugestehen, wenn man nach allgemeiner Schätzung zu den Erwachsenen zählt" u. s. f. Man möchte diesen Witz einen logischen oder stilistischen Witz nennen; es sind die Paradoxen, die sich in stilistischen Wendungen verstecken, die so erheiternd wirken. Einen Witz, der durch ein geniales Bild getragen wird und dadurch die Bedeutung eines schlaghaften Gedankens gewinnt, würde man vergeblich in diesen Stücken suchen. Indeß, es sind eben Conversationsstücke ... und diese spiegeln die Conversation der Gegenwart, die sich ja auch an dem Witz sprachlicher Combinationen genügen läßt. Wir führen nur an, was für sie charakteristisch ist, ohne ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Die Empfänglichkeit des Publikums gerade für derartige Wendungen steht in umgekehrtem Verhältniß zu der witzigen Bedeutung derselben. Wie heutigentags der Resonanzboden des allgemeinen Geschmacks beschaffen ist: das bewies ja das Furore, welches der Gassenhauer von Hirsch: „An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei", längere Zeit hindurch machte; er war ja gleichsam die komische Nationalhymne der Deutschen. Und um ein bedeutend höher liegendes Niveau zu berühren: welche allgemeine Bewunderung hat die Aeußerung des Commerzienraths Waren in „Maria und Magdalena" erregt: „bei Cigarren kann man ja wohl den Preis sagen!" Diese Aeußerung

wirft ein charakteristisches Streiflicht auf den Charakter des Herrn Waren; worin aber ihre vis comica liegt, wenn man sie aus dem Zusammenhang heraushebt, das zu ergründen muß den Commis-voyageurs vorbehalten bleiben, welche betreffs des Witzes in der Westentasche besser Bescheid wissen als andere Sterbliche.

Mit der Herrschaft des Verstandeswitzes hängt die Vorliebe für die Parodie zusammen: Lindau in seinen „Briefen eines deutschen Kleinstädters", seine Nachtreter in Vers und Prosa, in den Feuilletons und Witzblättern haben dies Genre mit unleugbarer Meisterschaft cultivirt. Die komische Wirkung der eigentlichen Parodie beruht auf dem Contrast zwischen dem erhabenen Ton, der den großen Mustern abgelauscht ist, und dem nichtssagenden Gegenstand, auf den er angewendet wird, während umgekehrt in der Travestie ein bekannter erhabener Gegenstand, der Stoff der classischen Dichtungen, in trivialster Weise behandelt wird. Die neuesten Parodien und Travestien sind etwas anderer Art; es sind Stilnachahmungen, welche das Verfehlte bei großen und kleinen Autoren lächerlich machen und das Charakteristische in die Caricatur verwandeln: sie gucken ihren Modellen ab, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, und machen dies in einer Weise nach, welche den Beifall der Corona gewinnt. Es ist dazu Beobachtungsgabe und Nachahmungstalent erforderlich; doch der dabei verbrauchte Witz gehört zur leichtesten Sorte des Verstandeswitzes, der stets einen formalen Charakter hat.

Unsere ganze Literatur bedarf der Vertiefung: was heutigentags obenaufschwimmt, hat keinerlei geistiges Gewicht. Dies gilt auch von der Art des Witzes, die jetzt en vogue ist. Witz ohne Humor ist nur ein Aufblitzen aus trockenem Zunder: erst der Bilderwitz genialer Humoristen verbreitet Licht und Wärme, die nicht mit dem Augenblick vergehen.

Rudolf von Gottschall.

Levin Schücking's neuester Roman.

Das Recht des Lebenden. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 13 M. 50 Pf.

Er gehört bereits den Patriarchen unserer jetzigen Dichtergeneration an, Christoph Bernhard Levin Schücking, geboren 1814 im Münsterschen und schon seit 1842 in der Literatur thätig. Die Zahl seiner Romane ist sehr groß, und im ganzen dürfen sie entschieden den besten aus den letzten drei Jahrzehnten zugezählt werden; seine eigene Auswahl von 1864 und 1874 stellte das Bedeutendste in zwei Folgen von je 12 Bänden zusammen, aber auch seither hat er nicht gefeiert. Außer Romanen verfaßte er Gedichte, Novellen, Erzählungen, einige Dramen und eine Anzahl von literatur- und culturgeschichtlichen Schriften. Sein Talent verträgt die reiche Productivität, ohne die auf tiefern Werth gerichteten Forderungen zu vergessen oder zu verletzen.

Er bewegt sich fast durchweg auf deutschem Boden und zumeist in der Gegenwart. Gesellschaftliche Conflicte modernen Lebens oder doch wenig zurück in der Vergangenheit unsers Volks sind der Lieblingsboden, auf dem er den Knoten seiner Geschichten mit Kunst schürzt und löst. Am intimsten beschäftigt ihn sein specifisches Stamm- und Heimatsland Westfalen, dessen Walter Scott er genannt worden ist. Auch unser neuestes Werk, ausschließlich auf diesen Boden gepflanzt, wirft wieder jene Lebens- und Sittenbilder hin, theils aus der Gegenwart, theils um ein starkes Jahrhundert zurück, die anmuthend anziehen und zugleich lehrhaft erbauen. Es ist eine Solidität des Wesens in seinen Schriften, welche sie zur gesunden, ansprechenden Lektüre ganz besonders für den deutschen Familienkreis geeignet macht. Großer Gedankenernst geht auf allgemeine Cultur- und Lebensfragen ein, ohne aber die Handlung zu stören oder episodisch zu durchbrechen.

Seine bekannten und anerkannten Wesenseigenschaften sind folgende:

Ein kernhaft historisch begründeter Realismus, den etwas romantische Scenerien und Zwischenfälle nicht abschwächen, nur mildern. Seine Gemälde rheinischen und norddeutschen Lebens sind von großer Bestimmtheit und patriotisch getragen.

Anschauliche Lebendigkeit der Handlung und ungehemmter Fluß der Erzählung, Vorschreiten bald in streng epischer Weise, bald Ueberlenken in mehr dramatische Zuspitzung. Er liebt es, auszugreifen, die Handlung weit anzulegen, spannende Lebensschicksale vorzuführen und dabei intime Charakterbilder in reicher Nuancirung zu entwerfen. Große Entwürfe hält er mit aller Straffheit fest am Bande einer einheitlichen Handlung, die alles und alle beherrscht; sie rollt rasch und kräftig ab und erschlafft nicht.

Ein philosophisches Element gibt ihm Gedankengehalt, und die psychologischen Grundlagen machen die natürliche Sicherheit seiner Motivirung aus. Er wirft mit Glück originelle, fein gefaßte Charakterköpfe hin, feste und strenge Naturen mit bedeutsamem innern Kern, wie sie mit patriarchalischem Zuschnitt eins seiner jüngsten Werke in den zwei Prachtexemplaren des Fürsten von Hornegg und des Amtmanns Hagen vorgeführt hat.

Leichter Humor und strenger Ernst begründen einen ansprechenden Ton- und Stimmungswechsel.

Wo er sich auf Naturzeichnung einläßt, in freilich eng zugeschnittenem Maße, da sind es charakteristische Bilder individuellen Wesens, ganz in den historischen Rahmen hineingepaßt.

Auch die Sprache trägt das Gepräge des Gediegenen:

kunstlos angepaßt, einfach natürlich, kräftig schön, klar bezeichnend, immer maßvoll.

Er setzt uns local und historisch in eine ganz eigenthümliche Welt hinein, und doch sind wir gleich nach den ersten Strichen in ihr heimisch; er führt sehr specifische Personen- und Charakterbilder vor, und doch finden wir uns durch leichte Anziehung in sie hinein. Wir begegnen seltsamen, durch schwer mitspielende Lebensschicksale bedingten Anschauungen, die dann und wann einseitig befremdend klingen; und doch fällt es uns nicht einen Augenblick ein, ihren Gehalt zu verkennen, denn sie sind streng durchdacht, philosophisch begründet.

Einen etwas seltsamen Titel hat der jüngste Roman: „Das Recht des Lebenden". Doch ja, es behauptet sich, dieses Recht. Die Grundidee des Werks ist: das Leben hat recht, nicht die starre todte Satzung; das Leben und die Liebe!

Es ist eine ungemein verwickelte westfälische Familiengeschichte, ein Doppelact, dessen eine Partie uns in die Zeiten des schweren Siebenjährigen Kriegs zurückversetzt, während die andere als deren Consequenz mitten in die Gegenwart hineinfällt.

Es hält schwer, die stark verschlungenen Fäden zu lösen. Versuchen wir das mit juristischer Genauigkeit, so ergibt sich folgendes Gerüst. Zwei Zweige der adelichen Familie von Norentin haben sich in jenen Kriegszeiten ausgeschieden, die A. Norentins und die B. Norentins, nach den zwei Brüdern Alhard und Burkhard, sodaß die letztern bei dem großen Stammerbe geblieben, die erstern in die Welt hinausgeworfen und verarmt sind, ohne aber endgültig die erbrechtlichen Familienansprüche fallen zu lassen. Das ist so gegangen: Alhard, ein wilder Junge, hat eine Geliebte, die ihr harter Vater ins Kloster steckt; er kann das nicht ertragen, raubt die Novize und geht mit ihr als Soldat in die weite Welt. Erst ficht er für den wunderlichen Abenteurer Neuhof, der eine Zeit lang König von Corsica ist, tritt dann unter fremdem Namen in preußischen Dienst und fällt als Oberst. Der anders geartete Bruder Burkhard hat ihn bei jener gewaltsamen Entführung unterstützt, aus reiner Bruderliebe, dadurch aber bei Misgünstigen sich dem Urtheil ausgesetzt, er habe durch Begünstigung eines harter Strafe unterstellten Verbrechens den ältern Bruder forttreiben und sich das Erbe sichern wollen. Im Verlaufe entflammt Burkhard für eine adeliche Dame, kann sie aber vom Vater nur gewinnen, wenn er sich documentarisch als legitimen Besitzer der großen Güter ausweist. Gedrängt und ohne andern Ausweg entschließt er sich endlich gegen sein Gewissen dazu, den Bruder gerichtlich als todt erklären zu lassen; da tritt dieser selbst auf die Bühne. Als er die Verhältnisse erfahren, entsagt er zu Burkhard's Gunsten heimlich dem Erbe, zwingt auch durch seine väterliche Autorität den wenig würdigen eigenen Sohn, das Gleiche zu thun. Damit sind die Wege geebnet, das Liebespaar wird getraut, der erste Act ist zu Ende. Aber die Nachfolger der Alhard'schen Linie wollen jene Entsagung nicht gelten lassen oder doch nicht für die kommenden Geschlechter als bindend anerkennen; daran knüpft nach mehr als hundert Jahren der zweite Act.

Ein höchst interessantes Zwischenstück in jener ersten Handlung war es, wie Burkhard durch einen Hörigen, der sich die Freilassung erzwingen wollte, vor dem bäuerlichen Femgericht des an Alhard begangenen Brudermordes angeklagt ward und wirklich auf dem Punkte stand, durch die starrköpfigen Bauern gehängt zu werden, als im rechten Augenblicke der herbeigernfene Alhard selbst in den eigenthümlichen Gerichtskreis hineintritt. Beide Brüder sind trotz gewisser Vergehen und schiefer Lage, in die sie gerathen, edle Gestalten, warm und treu sich liebend.

Die folgende Handlung spielt auf dem Gute des Edeln von Bellersheim, eines Hagestolzen, der nicht weiß, wem er sein reiches Erbe hinterlassen soll. Zwei Personen stehen hierfür in Frage: die auf Bellersheim lebende Verwandte Brigitte von Norentin von der Burkhard'schen Linie, und der auf Besuch hercitirte Gardelieutenant Alfred namens der Alhard'schen Linie. Das Einfachste und offenbar von dem alten Herrn Gewünschte wäre die eheliche Verbindung der zwei jungen Leute; aber vorerst liegen die Karten ganz anders, und zwar fatal. Alfred ist gar kein Norentin, sondern der von dem hartköpfig hochmüthigen Großvater dieses jüngsten Stammes ohne Wissen der Aeltern statt eines neugeborenen Mädchens untergeschobene Knabe eines Tischlers. Zu seinem Unglück ist ihm einst durch den Bruder seines wirklichen Vaters das Geheimniß seiner Geburt aufgedeckt worden, und nun ist er in sich zerrissen, zweifelhaft, ungewiß, was zu thun, in furchtbar schiefer Lage, die ihn haltlos, ironisch und fast verzweifelt macht. Endlich entdeckt er sich Brigitten, die übrigens aus dem Vermächtniß eines eingeweihten Verstorbenen bereits um alles weiß; er schreibt auch dem alten Herrn deutlich und männlich und verläßt im stillen Bellersheim. Das Fatale ist aber, daß unterdeß die zwei jungen Leutchen sich wirklich lieben gelernt haben und nun in Verzweiflung sind. Da zerhaut die vorgebliche Bauerntochter Marie Gelsen, die als Lehrerin wirkt, aber eben die verstoßene Norentin ist, den Knoten: sie will von ihrer Standeserhöhung nichts wissen, bleibt bei ihrem Berufe, bewegt aber den Herrn von Bellersheim, den Lieutenant als Adoptivsohn anzunehmen; das geschieht, die jungen Leute sind glücklich, auch der Erbstreit abgethan. Marie selbst übt doppelte Entsagung: sie und ein katholischer Vicar haben unschuldige Neigung zueinander gefaßt; um den Gefahren und Misdeutungen eines solchen Verhältnisses zu entrinnen, nimmt dieser Abschied und geht als Missionar nach Indien.

Wenn wir Burkhard von Norentin für die frühere, den quasi Norentin Alhard für die jüngere Geschichte als die eigentlichen Helden bezeichnen dürfen, so stehen am Schlusse nach manchen innern Wirren und äußern Kämpfen ihre Charaktere klar entwickelt vor uns, in sich einig und ab-

geschlossen, und auch nach dieser Richtung entspricht der Roman einem psychischen und zugleich ästhetischen Gesetz.

Der Verfasser hat eine eigenthümliche, fast kecke Art des Aufbaues der Handlung gewählt. Er führt uns in die moderne Geschichte ein mit dem Augenblicke, da der wider seinen Willen als Erbprätendent vorgeschobene Alhard auf Bellersheim eintrifft, geleitet diese Entwickelung bis zu einem Punkte, wo gerade die centrale Fundamentalfrage des Erbstreites allgemach der Lösung entgegendrängt, und wirft dann in Form einer Documentenuntersuchung, welche von der betheiligten Brigitte dem zur Entscheidung berufenen Herrn von Bellersheim als Studium der verwandten Familiengeschichte förmlich auferlegt wird, die hundert Jahre alte Handlung mitten in die neuzeitliche hinein, jene rascher, in compactern Massen zu Ende führend, diese in langsamer ausreifenden Stadien, sodaß natürlich ihr die Schlußpartien gelten. Dieser Aufbau hat etwas künstlich Berechnetes, künstlerisch Jugeniöses; sein Recht kann nur die gesammte Durchführung bezeugen. Immerhin liegt in Wirklichkeit das umfassende Gemälde aller Abstufungen einer in individueller Stammeigenthümlichkeit herausgebildeten Gesellschaft vor, und zwar in doppelter Form, wie sie vor einem Jahrhundert war und wie sie jetzt ist.

In sehr liebenswürdiger Weise, fast wie ein Hauch kindlicher Anziehung, geht durchs Ganze das warme Gemüthsinteresse des Autors für sein Land Westfalen und sein Volk, für seine von alters hergebrachten eigenartigen Stammsitten, die etwas knorrig, aber sicher auf ihren Grundbesitz haltende Bauernschaft, die Geschichte und Bräuche, die Rechts- und Familienzustände, die Traditionen bis herab auf die vererbten Spuk- und Traumvorstellungen und die ganz seltsamen Rechtsformen, denen die geschichtlich eingehendste Betrachtung gewidmet ist. Man nehme z. B. am Anfang des zweiten Bandes das gediegen ansprechende Bild eines echt erhaltenen westfälischen Edelhofs und seines ebenso echt gebliebenen Herrn; Charakter desselben ist die kernige Schönheit und kräftige Ursprünglichkeit.

Es sind Charakterköpfe, höchst einfach, ohne jede Künstelei oder Raffinement gezeichnet, ungemein anziehend. Der so gutmüthige, recht ehrwürdige, behäbige Baron, das leibhafte Ebenbild eines grundbraven, etwas verbauerten Patriarchen; dazu seine zwei stehenden Gäste, der Oberst und der Geheimrath, die in ewiger Fehde leben über den Liebling des erstern, den alten Landeshelden Wittekind, und den Eindringling Karl den Großen. Brigitte wird durch die sichere Ganzheit und den Gehalt ihres Wesens getragen, Marie durch ihre kindlichreine Feinfühligkeit. Alhard war der schwierigst zu zeichnende Charakter: lange sich selbst und andern ein Räthsel, die allerschwerste Entwickelung in sich durchkämpfend, weil er tasten und suchen muß, bis er endlich in schöner Klarheit und Geradheit sich herausschält. Eine eigenartige Figur ist der Freibankbauer Schulte Gelsen auf Sevendonkhof, jeder Zoll ein eingefleischter Bauernmagnat, knorrig, stämmig und störrig wie eine Eiche auf dem ererbten großen Hofe und dem heilig gehaltenen alten Rechte stehend, von jenem engen, aber sicher beherrschten Horizont und dem trotzigen Selbstbewußtsein, das diesen mit ihrem Besitzthum unlöslich verwachsenen Naturen eignet — ein voller markanter Typus. So er und sein gleichnamiger jüngerer Nachfolger. Ein zweiter aus der ältern Zeit ist der Hörige Jasper Gelsen, steif, etwas tückisch, verschlagen, wie das die gesellschaftliche Stellung macht, mit jener Knechts- und Bauernpfiffigkeit, welche ihm die Hand der abgeblühten, aber reichen Gelsenhoftochter verschafft. Das ganze Treiben dieser Bauernkreise ist von charakteristischer Klarheit; wie packen diese Gestalten, sie haben etwas von den hundertjährigen Eichen auf ihren Hofgütern, den knorrigen und knorzigen Conservatismus. Das ist in Wahrheit Bauernwesen und Treiben.

Zwei romantische Partien des Buchs müssen im besondern berührt werden. Die eine ist ein wahres Stück Militärleben: die gewaltsame Entführung von Burkhard's Braut Ludgarde auf das weltverlassene öde Gehöfte Davenau und in die Nähe der hier abgeschieden in großen Erinnerungen fortträumenden Katharina von Neuhof. Der Gewaltact, von Alhard's Sohn ausgeführt, hat den Zweck, das eingeschüchterte Mädchen durch Aufdeckung der Familienverhältnisse zum Verzicht auf ihre Liebe zu bringen. Eine bunte, wilde Scene.

Die andere ist das letzte Femgericht der „Wissenden" unterm Dornbusch am Grafenhagen. Wer wird nicht unmittelbar an jene hochpoetische Einleitungsscene in Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" erinnert? So nun gehen die Dinge hier nicht vor; an Stelle der hochroth gefärbten Poesie ist die etwas grauere Geschichte getreten mit fast antiquarischer Genauigkeit. Die vierschrötigen Bauerngestalten, dir ganze Veranstaltung vom geheimen Zusammenrufen der Schöffen an, die seltsam klingenden Rechtsformen und alterthümlichen Gebräuche der Session: all das ist bis auf die feinsten Details in holzschnittartigen Bildchen ausgeschnitten, durchsichtig bis in die kleinen Adern und Gewebe hinein. Doch eben darum wirkt auch hier wieder die Scenerie ergreifend poetisch; von der ersten umständlichen, mit einem feierlichen Nimbus umkleideten Eröffnung an läuft das Wehen jenes geheimnißvollen Schauers hindurch, der uns gleich bei dem Worte Femgericht zu fassen pflegt und der selber stimmungsvolle Poesie ist. Kurz, eine prächtige Episode und ein poetisch angehauchtes Stück Culturgeschichte.

F. F. Honegger.

Zur Religionsphilosophie.

1. Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik von Richard Adelbert Lipsius. Zweite Auflage. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1879. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.
2. Dogmatische Beiträge zur Vertheidigung und Erläuterung meines Lehrbuchs. Von Richard Adelbert Lipsius. Leipzig, Barth. 1878. Gr. 8. 3 M.

Es ist ein ungewöhnlicher Fall, wenn ein Lehrbuch der Dogmatik nach drei Jahren eine neue Auflage erlebt, und man wird nicht sagen können, daß die Beliebtheit, welche das Werk von Lipsius seit seinem ersten Erscheinen genossen hat, eine unverdiente sei. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem Lehrbuche und den Compendien, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten auf dem theologischen Büchermarkte erschienen; die deutsche Gründlichkeit ist geblieben, aber die zopfige Steifheit und pedantische Weitschweifigkeit sind einer zwar nicht graziösen, aber doch durchaus klaren und höchst concisen Darstellungsweise gewichen.

Nicht minder groß ist der Fortschritt in inhaltlicher Beziehung. Der Leser findet sich durchweg berührt vom Pulsschlag des modernen Geisteslebens und nirgends abgestoßen von einer theologischen Beschränktheit des Gesichtskreises, wie sie früher die Regel bildete. Aber nicht durch bloße Concession an die Denkweise eines aufgeklärten Zeitalters zeichnet das Werk sich aus, sondern vor allem durch das ernste Streben, die tiefsten religiösen Herzensbedürfnisse unbeschadet der Ansprüche des Verstandes zu befriedigen, also jeder rationalistischen Verflachung der religiösen Probleme aus dem Wege zu gehen.

Wenn dieses Streben nicht zu widerspruchslosen Ergebnissen geführt hat, so liegt das einestheils daran, daß der Verfasser sich bei seiner Arbeit auf die in sich widerspruchsvolle Erkenntnißtheorie des Neukantianismus (speciell auf F. A. Lange) stützt, zum Theil daran, daß er mit der christlichen Theologie überall eine geschichtliche Continuität festzuhalten bemüht ist, während er in Wahrheit zu einer wesentlich andern Stufe des religiösen Bewußtseins fortgeschritten ist, wie sie ihm durch die Vorarbeit des speculativen Theologen A. E. Biedermann entgegengebracht ward.

Vor Biedermann's „Dogmatik" besitzt die von Lipsius den formellen Vorzug, daß die geschichtliche Entwickelung jedes einzelnen Dogmas vom Alten Testament bis zur Gegenwart im Zusammenhange vorgetragen wird, während bei Biedermann die Bibellehre, die Kirchenlehre, die Kritik der Kirchenlehre und die speculative Dogmatik jede in sich zusammengefaßt ist, sodaß jedes einzelne Dogma an vier verschiedenen Stellen erörtert wird. Auch stellt Biedermann's „Dogmatik" höhere Ansprüche an die Verständnißfähigkeit des Lesers, selbst des theologisch gebildeten, sodaß sich die größere Beliebtheit des Lipsius'schen Werks schon daraus erklären würde, auch wenn nicht seine Bemühungen zur Wahrung der geschichtlichen Continuität mit dem Christenthum sorgfältiger wären.

Auf den Detailinhalt des „Lehrbuchs" wie seiner apologetischen Erläuterungen einzugehen, dürfte an dieser Stelle nicht angezeigt erscheinen; dagegen sei es mir gestattet, den Centralpunkt des hier vertretenen Standpunktes, die Auffassung, welche das Fundamentalphänomen des religiösen Lebens bei Lipsius findet, einer religionsphilosophischen Erörterung zu unterwerfen.

Nicht das Selbstbewußtsein oder gar das Weltbewußtsein für sich, ebenso wenig das Gottesbewußtsein für sich ist unmittelbares Object der religiösen Aussage, sondern eben die Relation, in welcher das Selbstbewußtsein des Menschen zu seinem Gottesbewußtsein und mittels des Gottesbewußtseins zu seinem Weltbewußtsein steht. ... Unmittelbar wissen wir im religiösen Bewußtsein nur um uns selbst, wie wir thatsächlich auf Gott bezogen sind, und damit zugleich um Gott, wie er thatsächlich auf uns bezogen ist, beides zugleich; mittelbar wissen wir zugleich um unsere Welt, wie sie uns im Lichte des frommen Selbstbewußtseins erscheint und wie unser frommes Selbstbewußtsein durch die Anschauung unserer Welt afficirt wird.

Hiernach ist das Fundamentalphänomen des religiösen Lebens das Innewerden dieser Relation der Bezogenheit, oder das zum Bewußtseinkommen des religiösen Verhältnisses. In diesem religiösen Urphänomen ist die Wurzel zu suchen für allen Inhalt, der das religiöse Bewußtsein erfüllt; die Auffassung, welche das religiöse Grundverhältniß findet, muß bestimmend sein für die gesammte Ausgestaltung des religiösen Lebens bis in seine feinsten Verzweigungen hinein. Bleibt die Auffassung dieses Grundverhältnisses in einer niedern Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins befangen, so muß das ganze religiöse Leben auf dieser niedern Stufe verharren; verwickelt ersteres sich in den ungelösten Widerspruch zwischen dem principiellen Streben nach einer höhern Stufe und dem Festhalten von vorstellungsmäßigen Voraussetzungen, welche einer niedern Stufe des religiösen Bewußtseins angehören, so muß auch die ganze Dogmatik (wie z. B. bei Lipsius) mit diesem Widerspruche behaftet erscheinen.

Das erste, was der Mensch als religiösen Inhalt in seinem Bewußtsein vorfindet, ist ein Gefühl, das Gefühl der zuständlichen Bestimmtheit durch eine Thätigkeit, die er nicht als seine Thätigkeit weiß, und die er deshalb als Bethätigung Gottes in seinem Geiste betrachtet. Dieses religiöse Gefühl, welches in Bezug auf den Menschen als Abhängigkeitsgefühl zu bezeichnen ist, kann nun aber psychologisch wie jedes andere Gefühl nur erklärt werden aus einem Willensact oder einer Selbstbethätigung des Individuums, der hier zunächst als ein unbewußter Willensact angenommen werden muß, da das Bewußtsein von ihm nicht weiß und unmittelbar nur sein Gefühlsresultat kennt. So ist also das religiöse Gefühl zu erklären als „eine Fixirung des ursprünglichen (unbewußten) religiösen Triebes

an einem bestimmten Punkte, ein nach innen zurückgeworfener Glaubensact, oder eine bestimmte Weise, in welcher das Subject seine an sich in seinem geistigen Wesen gelegene Erhebung über seine endliche Bestimmtheit in der Welt inne wird".

Dieser Willensact bleibt aber nicht unbewußt, sondern tritt „durch nachfolgende Reflexion über den religiösen Vorgang ins Bewußtsein" und wird nunmehr in bewußter und verstärkter Weise wiederholt, indem das Gefühl der Abhängigkeit von Gott und der göttlichen Wirksamkeit im eigenen Menschengeiste als kräftiges Motiv wirkt zu einem nun nicht mehr unwillkürlichen, sondern bewußtgewollten Acte der Erhebung über die endliche Bestimmtheit in der Welt.

Aber auch bei diesem zweiten Momente kann der religiöse Vorgang nicht seinen Abschluß finden, da der nunmehr bewußtgewollte Erhebungsact auch wieder seinen Gefühlsreflex im religiösen Bewußtsein entwickeln muß, und dieser Gefühlsreflex muß ein anderer sein als der des ersten unbewußten Erhebungsacts. Führte dieser nur zum Innewerden einer göttlichen Causalität im Menschengeiste, d. h. zum Abhängigkeitsgefühl von Gott, so führt jener zum Innewerden der Erhebung über die Welt, d. h. zum Freiheitsgefühl in Gott (zu dem Gefühle des Hinausgehobenseins über die endliche Abhängigkeit von der Welt vermittels der freien Hingebung an die absolute Abhängigkeit von Gott).

Daß der religiöse Proceß hiermit nicht für immer geschlossen ist, sondern, solange das religiöse Leben dauert, mit stets gesteigerter Intensität unwillkürlich von neuem anhebt, ist klar; aber die Phasen des religiösen Grundphänomens sind in Obigem doch wesentlich erschöpfend dargestellt. Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß schon im ersten Beginn des Processes die zuständliche Bestimmtheit des religiösen Gefühls und die Activität des religiösen Triebes in einen untheilbaren Lebensmoment zusammenfallen, daß die weitere Thätigkeit des Bewußtseins darin besteht, die hier noch vereinten Seiten voneinander getrennt zur Darstellung zu bringen, und daß das bloße Bestreben dieser Sonderung schon hinreicht, ihren Inhalt wechselseitig zu verstärken und zu vertiefen. Von den beiden untrennbar zusammengehörigen Seiten des religiösen Grundphänomens bezeichnet Lipsius die active mit dem Ausdruck „Glaube", die passive oder zuständliche mit dem Ausdruck „Frömmigkeit".

In dem religiösen Grundphänomen sind alle psychischen Functionen betheiligt: erstens der Wille als unbewußter Motor des ganzen Processes und als bewußtes Streben nach Ueberwindung der endlichen Bestimmtheit in der Welt vermittels der Hingebung an die Abhängigkeit von Gott; zweitens das Gefühl als Abhängigkeitsgefühl von Gott und als Weltfreiheitsgefühl in Gott, und drittens die Vorstellung als Bewußtsein von sich selbst, von Gott, von der Welt und von der Bezogenheit dieser drei Vorstellungsobjecte aufeinander. Auch das primitivste religiöse Gefühl ist in seiner specifischen Beschaffenheit als religiöses Gefühl unmöglich ohne eine religiöse Anschauung, auf die es sich bezieht.

Die religiöse Anschauung muß nothwendig eine transscendentale Anschauung sein, d. h. sie muß sich selbst auf einen transscendenten Gegenstand beziehen. Das Recht zu der unwillkürlichen oder instinctiven Annahme eines solchen transscendenten Gegenstandes liegt in der Erklärungsbedürftigkeit des religiösen Gefühls, d. h. in dem Bedürfnisse, bei dem gefühlten Mangel einer immanenten Ursache desselben eine transscendente Ursache desselben zu supponiren. Als transscendentale Anschauung steht das Gottesbewußtsein auf ganz gleicher Stufe mit dem Selbstbewußtsein, da das Ich genau in demselben Sinne ein transscendenter Gegenstand ist wie Gott.

Diese transscendentale Bedeutung mit dem Bewußtsein transscendentaler Wahrheit muß die mit dem religiösen Gefühl verknüpfte Anschauung auf alle Fälle haben, mag sie nun als unbewußtes Symbol der Phantasie in noch ungelockerter Einheit mit dem religiösen Gefühl stehen, oder mag sie als Vorstellung verselbständigt und von dem religiösen Gefühl abgelöst sein, und es ist gänzlich unrichtig, wenn Lipsius behauptet, daß sie im erstern Falle immer wahr, im letztern immer unwahr sei. Subjectiv angemessen ist die Anschauung im erstern Falle freilich immer; aber nicht ob sie dem Gefühl, sondern nur ob und inwieweit sie dem transscendenten Gegenstand angemessen sei, ist die Frage, nach deren Entscheidung die Wahrheit oder Unwahrheit der Anschauung, beziehungsweise der Grad ihrer Wahrheit bemessen werden darf. Richtig ist an der Lipsius'schen Bemerkung nur so viel, daß wegen der subjectiven Angemessenheit der Anschauung für das Gefühl ihre objective Unangemessenheit nicht bemerkt wird, solange sie nicht vom Gefühl losgelöst und als Vorstellung verselbständigt wird, und daß, wenn diese relative Unangemessenheit einmal ins Bewußtsein getreten ist, neben dieser gar leicht die daneben vorhandene relative Angemessenheit verkannt oder unterschätzt wird (wie dies auch von Lipsius geschieht).

Nicht minder unrichtig ist die andere Bemerkung von Lipsius, daß mit jedem religiösen Acte, sofern er eine Bethätigung des bildenden Anschauungsvermögens ist, zugleich eine solche Erregung des religiösen Triebes gesetzt sei, welche sich als unwillkürlicher Act des symbolisch darstellenden Handelns, d. h. als Cultusact äußere; denn die Disposition zu solcher symbolischen Darstellung des religiösen Gefühls durch Handlungen des Cultus nimmt mit fortschreitender Bildung und Selbstbeherrschung in demselben Maße ab wie überhaupt die Neigung zu unwillkürlicher Darstellung von Gefühlserregungen durch Ton und Geberde. Wo der Naturmensch tanzt, singt und monologisirt, läßt der Culturmensch sein Gefühl innerlich verklingen, wenn er nicht Gelegenheit sucht, es andern mitzutheilen, oder das Bedürfniß empfindet, es in künstlerischer Gestalt darzustellen. Der Cultus ist deshalb dasjenige Element des religiösen Lebens, welches im Fort-

schritte der Cultur immer mehr eingeschränkt wird und ohne Schädigung des religiösen Lebens immer mehr eingeschränkt werden kann.

Lipsius acceptirt in vollem Umfange die Verstandeskritik, welche den äußerlich supranaturalistischen Begriff des religiösen Verhältnisses zersetzt hat, wie derselbe in der Bibel gegeben und von der Kirchenlehre ausgebildet ist als ein magisches Walten des göttlichen Geistes im menschlichen; er verwirft also unbedingt jeden supranaturalistischen Offenbarungs-, Wunder-, Inspirations- und Gnadenbegriff und erkennt an, daß im menschlichen Geiste nichts Platz findet, was sich nicht auf Grund natürlicher und geschichtlicher Daten mit psychologischer Gesetzmäßigkeit in demselben entwickelt hat. Auf der andern Seite hält er mit Recht daran fest, daß die psychologische und geschichtliche Erklärung der Religion als eines blos menschlichen Geistesphänomens zugleich die Auflösung der Religion in eine Reihe von Illusionen bedeutet, wenn nicht in der menschlichen Geistesbethätigung, welche das religiöse Verhältniß setzt, gleichzeitig eine göttliche Geistesbethätigung anerkannt wird. Hier hilft auch keine pelagianische Theilung aus der Verlegenheit, wie wenn ein Theil dieser Activität Gott und ein anderer dem Menschen zukäme; denn dadurch fällt das Problem nur in zwei Hälften auseinander, deren eine supponalistisch, deren andere rationalistisch gelöst sein soll, während doch diese Ausflucht gerade darum aufgesucht wurde, weil keine dieser beiden Lösungen genügte. Vielmehr kann das religiöse Verhältniß nur in dem einen Falle vor der Auflösung in psychologische Illusionen geschützt werden, wenn ein und dieselbe religiöse Thätigkeit, trotzdem sie psychologisch gesetzmäßige Bethätigung des Menschengeistes ist, gleichzeitig auch in vollem Umfange als Activität des göttlichen Geistes verstanden wird:

> Der geistige Vorgang selbst, dessen objective Seite eine göttliche Selbstbethätigung im Menschengeiste, dessen subjective Seite eine menschliche Thätigkeit ist, muß streng in seiner untrennbaren Einheitlichkeit anerkannt werden. Erst die populäre Vorstellung reißt die beiden Momente dieses Vorgangs, das göttliche und das menschliche, in zwei verschiedene, selbständig für sich bestehende Vorgänge auseinander und kommt nur infolge dessen dazu, jene äußere Uebernatürlichkeit der Offenbarung behaupten zu müssen, welche von der Kritik mit Recht als eine psychologische Unmöglichkeit aufgelöst wird.

Man könnte nun meinen, dieser Forderung würde dadurch Genüge gethan, wenn Gott als letzter schöpferischer Grund einerseits der religiösen Anlage des Menschengeistes und andererseits des teleologischen Weltplans oder der sittlichen Weltordnung oder Heilsordnung anerkannt wird, insofern er damit einerseits als letzter Urheber der unbestimmten Möglichkeit religiöser Geistesbethätigung überhaupt und andererseits als bestimmender Grund für die bestimmte Art und Weise der religiösen Bethätigung erscheint, zu welcher diese religiöse Anlage durch Einordnung in gerade diese concrete Stelle der sittlichen Weltordnung veranlaßt wird. Indessen hiermit würde wol eine mittelbare, aber keine unmittelbare Bezogenheit des Menschen zu Gott gesetzt, und doch verdient nur die letztere den Namen eines religiösen Verhältnisses.

Das religiöse Grundphänomen verlangt ein Verhältniß zu Gott, in welchem Gott ebenso wol Subject wie Object der geistigen Bethätigung ist, da nur eine solche unmittelbare Activität Gottes im Stande ist, den Menschen über seine Abhängigkeit von der Welt zu erheben; das religiöse Grundphänomen würde also auch durch eine solche Anschauungsweise zur Illusion gestempelt werden, welche die Abhängigkeit von Gott zwar anerkennte, aber sie durch die Abhängigkeit von der Welt (vererbte und anerzogene Charakterbeschaffenheit und geschichtliche Weltlage) bedingt sein ließe. Soll also das religiöse Grundphänomen keine Illusion, sondern Wahrheit sein, so muß die religiöse Geistesthätigkeit nicht blos einheitliche (durch keine Cooperation verschiedener Acteure zusammengeschweißte) Action sein, sondern sie muß auch in demselben unmittelbaren Sinne ganz und gar Thätigkeit Gottes wie Thätigkeit des Menschen, oder Gott muß ebenso wol wie der Mensch Subject dieser einheitlichen Thätigkeit sein.

Nun ist es aber ein offenbarer Widerspruch, daß eine und dieselbe Thätigkeit ganz und ungetheilt Thätigkeit zweier Subjecte sein soll, und dieser Widerspruch bleibt gleich groß, mag nun Gottes Thätigkeit als eine dem Menschengeist innerliche, oder mag sie als eine ihm äußerliche und von außen in ihn hineinwirkende bezeichnet werden; denn auch ein für gewöhnlich draußenstehender Gott kann in mein Geistesleben nicht anders hineinwirken als dadurch, daß er in dasselbe eintritt, also mir innerlich wird, und auch ein mir permanent innewohnender Gott ist zunächst für mich ein wesensfremder, also meinem Wesen äußerer Gott, von dem ich nur magisch besessen bin. Es gibt nur eine einzige Lösung für diesen Widerspruch, das ist die, daß Gott und Mensch nicht zwei Subjecte, sondern ein Subject sind, wenn auch ein Subject von verschiedenem Umfang als Gott und als Mensch. Nur wenn das individuelle Subject nichts anderes ist als eine individuelle Einschränkung Gottes, wenn also das Subject im Menschen das absolute Subject selbst, wenn auch als eingeschränktes Subject ist: nur dann kann die religiöse Geistesbethätigung im Menschen ebenso sehr göttliche wie menschliche Action genannt werden.

Es ist schlechterdings unmöglich, eine und dieselbe Sache zugleich als zweimal verschiedene Sachen anzusehen; denn wären es zwei verschiedene Sachen, so wären es nicht zwei gleiche Sachen, geschweige denn eine numerisch identische Sache. Es ist ein Verstoß gegen den Satz der Identität und des Widerspruchs, eine und dieselbe untheilbare Geistesfunction zugleich für zweimal verschiedene Geistesfunctionen zu erklären; aber es ist kein Widerspruch, dieselbe Function das eine mal als Function des absoluten Subjects als solchen, das andere mal als Function des absoluten Subjects in seiner Einschränkung zum individuellen Subject zu betrachten, und so seiner göttlichen und seiner menschlichen Seite gerecht zu werden.

Was hierbei fern zu halten ist, ist nur die abstract monistische Identification von Gott und Mensch, die Vermischung ihres realen Unterschiedes; dieser Forderung wird aber vollständig genügt, wenn neben der Identität des Wesens oder absoluten Subjects die Verschiedenheit dieses identischen Subjects in seiner göttlichen Absolutheit und in seiner menschlichen Eingeschränktheit betont wird. Diese reale Verschiedenheit von Gott und Mensch erweist sich in der realen Verschiedenheit aller Actionen Gottes, welche nicht innerhalb der individuellen Einschränkungssphäre eines bestimmten menschlichen Subjects fallen; dagegen wäre es widersinnig, zu verlangen, daß dieser reale Unterschied sich auch an solchen Actionen des absoluten Subjects erhalten solle, welche innerhalb seiner Einschränkungssphäre zu diesem concreten individuellen Subject fallen, also z. B. an der religiösen Geistesthätigkeit des letztern, weil dieselbe sonst ja nicht eine einheitliche und untheilbare Thätigkeit sein könnte. Soweit ein realer Unterschied zwischen Gott und Mensch und göttlicher und menschlicher Thätigkeit ohne Widerspruch mit der Erfahrung des religiösen Fundamentalphänomens möglich ist, soweit läßt die Identification des göttlichen und menschlichen Wesens denselben bestehen; insofern aber das religiöse Grundphänomen selbst die Aufhebung dieses Unterschiedes für die göttlich-menschliche Geistesthätigkeit zur Voraussetzung seiner widerspruchslosen Möglichkeit hat, insofern ist es die Erfahrung und nicht irgendwelche Theorie, die jenen Unterschied aufhebt.

Hiernach kann es nicht die Scheu vor einer abstract-monistischen Verflüchtigung des Unterschiedes zwischen göttlichem und menschlichem Dasein und Wirken sein, welche Lipsius hindert, sich jene auf der Hand liegende Lösung des Problems anzueignen; vielmehr muß der wahre Grund darin gesucht werden, daß derselbe in dem Vorurtheile befangen ist, die Persönlichkeit Gottes für eine unentbehrliche Voraussetzung des religiösen Bewußtseins zu halten, und daß das Festhalten an der Persönlichkeit Gottes allerdings die Identification des absoluten und individuellen Subjects unmöglich macht. Zwar ist es kein Widerspruch, daß ein und dasselbe absolute Subject identisch sei mit dem eingeschränkten Subject verschiedener Persönlichkeiten, daß also vermittels der Identität mit einem und demselben absoluten Subjecte zwei eingeschränkte Persönlichkeiten untereinander wesens-identisch seien; aber es ist ein Widerspruch, daß zwei persönliche Subjecte ohne solche vermittelnde Identität mit einem unpersönlichen absoluten Subjecte miteinander identisch seien, geschweige denn, daß eine absolute Persönlichkeit unmittelbar identisch sei.

Soll Gott als persönlicher Gott und seine Bethätigung im Menschengeiste als persönliche Bethätigung Gottes gedacht werden, so ist es auf jede Weise unmöglich, daß diese zugleich persönliche Bethätigung des Menschen sei; die Berufung von Lipsius auf die Incongruenz unsers Verstandes im Vergleich mit unendlichen Größen ist hier ganz unzutreffend, weil der Widerspruch gar nicht aus der Unendlichkeit der einen Seite des Verhältnisses, sondern aus ganz andern und entgegengesetzten Quellen entspringt. Die göttliche Bethätigung im Menschengeiste kann nur in demselben Sinne endlich oder unendlich genannt werden wie die mit ihr identische menschliche Geistesthätigkeit, der unsere Verstandesbegriffe doch völlig congruent sind. In Bezug auf diese Action entsteht vielmehr der Widerspruch nur daraus, daß die numerisch identische Action zugleich als real verschiedene Action, das Eine als zwei gesetzt werden soll. In Bezug auf die Acteure entspringt der Widerspruch aus dem Misgriffe, die eine, absolute Seite des Verhältnisses durch den Begriff der Persönlichkeit so in sich abzuschließen, daß sie mit der ohnehin schon eingeschränkten menschlichen Persönlichkeit auf keine Weise mehr identificirt werden kann. Also nicht die Unendlichkeit, sondern gerade im Gegentheil die falsche Verendlichung des absoluten Subjects zu einer als endlichen, in sich beschlossenen Persönlichkeit erzeugt hier den Widerspruch, und der Widerspruch fällt selbst für unsern menschlichen Verstand hinweg, sowie dem absoluten Subject seine Absolutheit zurückgegeben wird dadurch, daß es als wirklich absolutes, d. h. allumfassendes, alles seiendes Subject, also nicht mehr als für sich seiende und in sich abgeschlossene Persönlichkeit hingestellt wird.

Es liegt somit nicht an der widerspruchsvollen Beschaffenheit der Sache, auch nicht an der Unzulänglichkeit unsers Verstandes und noch weniger an einer widerspruchsvollen Organisation unsers Geistes, daß das religiöse Grundphänomen bei Lipsius widerspruchsvoll erscheint; es liegt lediglich daran, daß er einen Rest von „dogmatischem Mysterium" in dem „religiösen Mysterium" hat stehen lassen, und daß nun auch dieser Rest von dogmatischem Mysterium der Verstandeskritik verfällt, deren principielles Recht gegen alle dogmatischen Mysterien von ihm ausdrücklich anerkannt wird. Bei Lipsius dient das religiöse Mysterium als das große Erbbegräbniß, in welchem alle ungelösten Antinomien und Widersprüche der Dogmatik friedlich beigesetzt werden; hätte das religiöse Mysterium wirklich als solches die Kraft, die Widersprüche in sich aufzunehmen, welche Lipsius ihm aufbürdet, so wäre schlechterdings nicht einzusehen, warum es nur diese und nicht auch alle sonstigen Widersprüche der orthodoxen Dogmatik in sich sollte aufnehmen können, da eine Grenze doch nur durch subjective Willkür gezogen werden könnte.

In Wahrheit enthält das religiöse Mysterium gar keinen Widerspruch, und das Mysteriöse oder Mystische desselben liegt lediglich darin, daß in dem Grundphänomen des religiösen Bewußtseins durch eine instinctive intellectuelle Anschauung die Sphäre der Individuation übersprungen, die Grenze, in welche wir sonst gebannt sind, durchbrochen, der Schleier der Maja gelüftet, und die eigene Geistesthätigkeit unmittelbar als Thätigkeit des Absoluten in uns empfunden wird. Dieses Mysterium ist ein Mysterium nicht nur nach der Form seiner anschaulichen Unmittelbarkeit, sondern auch nach seinem Inhalte, insofern letzterer, obwol principiell klar liegend, doch im einzelnen immer viel Unbegriffenes behält und behalten wird; aber es ist

nicht ein Mysterium in dem Lipsius'schen Sinne, als ob es ein widerspruchsvolles wäre und die providentielle Freistatt für alle vor der Verstandeskritik auf der Flucht befindlichen und matt gehetzten dogmatischen Widersprüche böte.

Lipsius behauptet, daß die religiöse Idee des persönlichen Gottes eine Thatsache unmittelbarer Erfahrung des religiösen Bewußtseins und als solche unmittelbar gewiß sei. Da der Prüfstein für die Lebendigkeit des religiösen Verhältnisses das Gebet sei, und im Gebet sich Mensch und Gott als Ich und Du gegenüberstehen, so mache gerade dieses Gegenüberstehen als Ich und Du das religiöse Interesse an der Gottesidee aus und ließe die lebendige Persönlichkeit Gottes (nicht eine speculative Construction derselben, welche gerade jenes Element beseitigt) als unentbehrliche vorstellungsmäßige Voraussetzung des religiösen Bewußtseins erscheinen. So sehr man zugeben kann, daß diese Bemerkungen dem christlichen Gemeindebewußtsein gemäß sind, so sehr ist doch gerade hier die Vorsicht nöthig, zwischen dem unmittelbaren Glauben und den in ihm enthaltenen Wahrheitsmomenten zu unterscheiden, und durch wissenschaftlich-theologische Fassung das specielle Problem auf dieselbe höhere Stufe des religiösen Bewußtseins zu erheben, welche durch die ganze principielle Behandlung des religiösen Grundverhältnisses bereits erreicht ist; gerade hier aber läßt Lipsius jene Cautelen vermissen, deren Nothwendigkeit er im allgemeinen selbst anerkennt.

Es ist klar, daß der Mensch, solange er Gott als ein anderes, mit ihm selbst nicht identisches Wesen betrachtet, d. h. solange er auf der Stufe des heterousischen religiösen Bewußtseins steht, als den allermindesten Ersatz für die mangelnde Wesensidentität mit Gott oder „Homousie" eine möglichst nahe, vertrauliche und intime Vereinigung durch ein persönliches Liebesverhältniß verlangt, und daß er eine solche nur mit einem persönlichen, liebefähigen und gemüthvollen Gott gewinnen kann. Hier ist also das religiöse Bewußtsein ganz im Rechte mit seiner Forderung eines Gottes, mit dem es sich auf Ich und Du zu stellen vermag; aber die Frage ist eine ganz andere, ob diese Forderung auch dann noch berechtigt bleibt, wenn die vorstellungsmäßigen Voraussetzungen aufhören, auf Grund deren sie erhoben werden mußte.

Wenn es als eine populäre und sinnliche Auffassung begriffen wird, Gott als ein gegenüberstehendes Einzelwesen, als ein Du, auszumalen, so ist damit nicht nur eine äußerlich anthropomorphische Vorstellung aufgehoben, sondern auch jede innerliche anthropopathische an der Wurzel getroffen. Jedes noch so innerliche Verhältniß Gottes zum Menschen bleibt doch formell eine Besitznahme des letztern durch erstern, solange Gott als ein Du, d. h. als eine dem Ich gegenüberstehende Persönlichkeit aufgefaßt wird. Sobald aber mit der Beseitigung aller supranaturalistisch-magischen Einwirkung Gottes als eines psychologisch unhaltbaren Begriffs — auch in jeder möglichen Art von pelagianischer Abschwächung — Ernst gemacht und das religiöse Grundphänomen oder das Innewerden des religiösen Verhältnisses als ein einziger, einheitlicher, ganz und gar menschlicher und ganz und gar göttlicher Act aufgefaßt wird, hört auch die Möglichkeit auf, von einem Wechselverkehr zwischen Gott und Mensch zu reden, weil dieser ja immer schon die so eben perhorrescirte Theilung der einheitlichen Thätigkeit in ein supranaturalistisch-göttliches und ein natürlich-menschliches Stück voraussetzt. Was dem Menschen auf dem Standpunkte der Heterousie oder Wesensfremdheit als Wechselverkehr erschien, hat sich ihm nun als einheitliche Bethätigung der Homousie, der Gottmenschheit, herausgestellt; was ihm jetzt noch als Wechselbeziehung erscheint, ist in Wahrheit nicht mehr Wechselbeziehung, sondern Identität, die aber vom Standpunkte des eingeschränkten Subjects in Form einer Wechselbeziehung (gegenseitigen Identischsetzung) zum Bewußtsein gebracht wird.

Damit hört nicht nur die logische Möglichkeit, sondern auch das religiöse Bedürfniß nach dem persönlichen Wechselverkehr auf, weil ja in der Wesenseinheit mit Gott das höchste Ziel erreicht ist, nach welchem das religiöse Bewußtsein streben kann, und für dessen Unerreichbarkeit auf der Stufe der Heterousie der persönliche Wechselverkehr als Surrogat und Nothbehelf hatte dienen müssen. Daß die logische Möglichkeit, mit Gott auf Ich und Du zu stehen, aufhört, erkennt Lipsius dadurch an, daß er die Vorstellung der Persönlichkeit Gottes als eine logisch unvollziehbare und durch keine speculative Construction zu rettende preisgibt; daß aber auch das religiöse Bedürfniß danach aufhört, hat er sich nur darum nicht klar gemacht, weil er zwischen dem principiellen Uebertritt auf die höhere Stufe des religiösen Bewußtseins und dem praktischen Hasten an der niedern (dem christlichen Gemeindebewußtsein) in widerspruchsvoller Schwebe bleibt.

Daß für die Gemüthseigenschaften, welche das christlich-religiöse Bewußtsein seinem Gott beilegt, genau das Nämliche gilt wie für die Vorstellung der Persönlichkeit, bedarf keiner Ausführung: Gott ist der Urquell aller Gemüthseigenschaften, wie er der Urquell aller Persönlichkeiten ist, aber ihm selbst kommt so wenig die Liebe wie der Haß zu. Alle Behauptungen einer unmittelbaren religiösen Erfahrung von göttlichen Gemüthseigenschaften beruhen ebenso wie die angebliche unmittelbare Erfahrung der Persönlichkeit Gottes auf unvermerkter Verwechselung von Erfahrung und unwillkürlicher Schlußfolgerung; nicht die Erfahrungen des religiösen Lebens sind zu bestreiten, ja in der Regel nicht einmal die formale Richtigkeit der aus ihnen gezogenen Schlüsse, sondern nur die inhaltliche Richtigkeit der vorstellungsmäßigen Voraussetzungen, welche als vermeintlich feststehende, in Wahrheit irrthümliche und nur propädentisch berechtigte Prämissen unvermerkt in das Schlußverfahren mit eingetreten sind.

Es ist hieraus zu entnehmen, mit welcher Vorsicht alle Aussagen des religiösen Bewußtseins über angeblich unmittelbar erfahrene Eigenschaften Gottes aufzunehmen sind;

beobachtet man aber diese kritische Vorsicht, so verschwindet auch jeder Schein von Widersprüchen, welche nach Lipsius dem Menschen das Erkennen Gottes verwehren. Haben wir wirklich irgendwelche Eigenschaft Gottes in seiner Bethätigung durch den Menschengeist richtig wahrgenommen, so ist dies nicht blos eine adäquate Erkenntniß in religiöser Hinsicht, sondern auch in theoretischer, nicht blos in Bezug auf Gottes Verhältniß zu uns, sondern auf Gottes Wesen an sich. Wäre Gottes Wesen an sich unserer Erkenntniß schlechthin incongruent und incommensurabel, so müßte ebenfalls incommensurabel mit unserer Erkenntniß das Verhältniß sein, in welches solch ein incommensurables Wesen zu einem commensurabeln träte; ist aber die durch Erfahrung erlangte Erkenntniß dieses Verhältnisses eine adäquate, so ist durch die Erkenntniß der Beziehung und des einen der Bezogenen auch die Erkenntniß des andern der Bezogenen eo ipso mitgesetzt, freilich nur insoweit, als sein Wesen in diesem Verhältniß zur Bethätigung gelangt. Auf diese Weise werden die Erfahrungen des religiösen Bewußtseins in der That zu einer Quelle für inductive Gotteserkenntniß, wenn sie auch nur eine Quelle neben andern bilden.

Wenn das religiöse Grundphänomen nicht mehr Mysterium im Sinne einer unbegreiflichen Vereinigung vernunftmäßig unvereinbarer Widersprüche für uns ist, so kann es auch nicht mehr im Sinne des christlichen Wunderbegriffs als „das religiöse Wunder im strengsten Sinne“ bezeichnet werden, wie Lipsius dies thut. Wer mit ihm unter Wunder nur die Verwirklichung göttlicher Zwecke innerhalb und vermittels der gesetzmäßigen Ordnungen versteht, der kann freilich in dem religiösen Grundphänomen einen der hervorstechendsten Fälle des Wunders finden, auch ohne an die vermeintliche Vereinigung von Widersprüchen in demselben zu denken; aber eine solche Definition des Wunders thut doch dem christlichen Sprachgebrauch entschiedenen Zwang an, gestützt auf einen populären Sprachgebrauch, der etwa von den „Wundern der Schöpfung“ oder von den „sieben Wundern der Welt“ redet. Man kann nur soviel sagen, daß die Teleologie in der Gesetzmäßigkeit oder die durch causale Ordnungen verwirklichten göttlichen Zwecke (mit dem Specimen des religiösen Grundphänomens) auf dem vollkommenen und höchsten Standpunkte des religiösen Bewußtseins für dieses dieselbe Rolle spielen und die nämliche religiöse Bedeutung haben wie der Wunderglaube auf dem Standpunkte der Heterousie; aber man kann nicht sagen, daß für die auf der heterousischen Stufe des religiösen Bewußtseins stehen Gebliebenen das religiöse Wunder durch diese Definition auf seinen wahren gedanklichen Kern zurückgeführt sei, da es vielmehr durch dieselbe in seinem Wesen aufgehoben und vernichtet ist.

Ganz das Nämliche gilt für den Begriff der Inspiration. Der Inhalt der religiösen Inspiration bezieht sich niemals auf etwas anderes als auf das religiöse Verhältniß und seine verschiedenen Seiten, also auf dasselbe, was ir jedem Innewerden des religiösen Verhältnisses, d. h. im religiösen Grundphänomen, Inhalt des Bewußtseins wird; die Form der Inspiration, soweit sie für das religiöse Bewußtsein wesentlich ist, hat nichts zu thun mit der subjectiven Vorstellung des Inspirirten über die Art und Weise der göttlichen Eingebung und über ihr Verhältniß zur natürlichen psychologischen Vermittelung, sondern ist lediglich bestimmt durch die innerliche Erhebung des Geistes über seine endlich-natürliche Bestimmtheit in der Welt und die unmittelbare Gewißheit der in dieser Erhebung sich beglaubigenden göttlichen Activität, womit wiederum nichts anderes ausgesagt ist, als was in jedem Acte des religiösen Grundphänomens gesetzt ist. Wenn Lipsius trotz dieser Anerkennung der sowol inhaltlichen wie formellen Identität der Inspiration mit dem religiösen Grundphänomen dann doch noch dadurch einen Unterschied festzustellen sucht, daß die Inspiration im engern Sinne sich durch die Neuheit und Ursprünglichkeit, durch die Originalität des aufgeschlossenen religiösen Geistesgehalts auszeichne, so ist das ein blos gradueller Unterschied mit völlig flüssiger Grenze, der aber darum keiner ist. Denn welcher Geistesgehalt wäre ganz original, welcher gar nicht original? Welcher wäre neu und ursprünglich für die Menschheit, wenn er es auch für ein Individuum oder für ein Volk ist, und wie wenig Neues bleibt in den Lehren der gefeiertsten Religionsstifter übrig, wenn man alles das in Abzug bringt, was von dem Ihrigen schon früher irgendwo ausgesprochen ist. Gilt aber die Neuheit nur nach dem Maßstab des fraglichen Individuums, so ist für jedes einmal alles neu, d. h. jeder selbständig durch das religiöse Grundphänomen aufgeschlossene Geistesgehalt: Inspiration. In der That besteht auch auf dem Standpunkte der Immanenz Gottes im Menschen gar kein religiöses Interesse mehr zur Aufrechthaltung einer vom religiösen Grundphänomen unterschiedenen Inspiration, d. h. das testimonium spiritus sancti über die Wahrheit der magisch-supranaturalistischen Inspirationsoffenbarung tritt selbst an die Stelle der letztern. Für die heterousische Stufe des religiösen Bewußtseins ist aber dieses Quidproquo gleichbedeutend mit der Auffassung und Vernichtung der Inspiration und der durch die Inspiration bezeugten und vermittelnden Offenbarung im eigentlichen Sinne des Wortes.

Das religiöse Grundphänomen gestaltet sich endlich, insofern es das Schuldbewußtsein und die durch dasselbe gesetzte Entfremdung von Gott, d. h. den Zwiespalt des religiösen Bewußtseins mit sich selbst zu seiner Voraussetzung hat, zum Act der Versöhnung, Erlösung und Wiedergeburt; d. h. es entfaltet sich aus der dargelegten Auffassung des religiösen Grundphänomens die autosoterische Stufe des religiösen Bewußtseins im Gegensatz zur heterosoterischen Kirchenlehre des Christenthums. Hier befindet sich Lipsius ganz und gar auf dem Standpunkte der speculativen Theologie und theilt mit dieser den Irrthum, als ob durch solche Vertauschung der Heterosoterie (d. h. Erlösung durch einen Dritten) mit der Autosoterie (Selbst-

erlösung) der eigentliche Kern des Christenthums herausgeschält sei, während dieselbe für die auf dem Standpunkte des Christenthums, d. h. der Heteronsie stehen Gebliebenen die definitive Auflösung des specifischen Kerns der christlichen Religion (nämlich der Erlösung allein durch Jesum Christum) bedeutet. Eduard von Hartmann.

Paul Heyse's neueste Schrift.

Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.

Paul Heyse brachte mit seiner Gattin den Winter von 1877 auf 1878 in Italien zu. Die „Verse aus Italien" sind der dichterische Ertrag dieses Aufenthalts auf dem Boden, auf dem unserm Dichter fünfundzwanzig Jahre vorher die ersten seiner sonnigen Dichtungen erblühten. Der Dichter vergleicht sich einem Maler, der mit der Palette durch das Land wandert, um seinem alten Handwerk getreu zu skizzieren, was ihm Auge und Seele erfreute. „Ein alter Pins'ler kann nicht müßig bleiben". So fanden sich diese Blätter zusammen. Zu bescheiden ist der Dichter, wenn er davon sagt: „Sind arme Sachen, und war doch lustig, sie zu machen". Und manches ist auch lustig zu lesen. Gleich unter den „Skizzen aus Neapel" sind Sonette von einem köstlichen Humor. Von zwei Straßenjungen in Lumpen brüstet sich vor dem barfüßigen der andere, welcher ein paar Stiefel besitzt, die an das berühmte Messer ohne Griff und ohne Klinge erinnern; er läßt sie sich für den eben erbettelten Soldo putzen und dünkt sich ein Signore. Unwiderstehlich ist der Taschendieb, der, fast ertappt, wie ein Aal entschlüpft, in einiger Entfernung stehen bleibt und wie vom tiefsten Mitgefühl bewegt dem Dichter, den er bestehlen wollte, tröstend zuruft: „Geduld, Signor! 's wird nächstens besser glücken!" Im Museum, wo an Sonn- und Feiertagen das Volk freien Eintritt hat, wird dem jungen Italiener das Glück zu Theil, den Sinn für Kunst schon mit der Muttermilch einzusaugen. „Das Crestainchen" (auf gut Deutsch Grisette), das im sechsten Stock auf dem Balkon sitzt, näht, Ritornelle trällert und in die für wenige Heller erstandenen und im Körbchen an einer langen Schnur heraufgezogenen Früchte tapfer einbeißt, erweckt dem Dichter die Erinnerung an ein Gegenbild, an eine blasse Nähterin in dem Hinterstübchen der Behrenstraße, in seiner Aeltern Haus. Unter den Frauen herrscht in Neapel „eine Gleichheit sondergleichen". Hier beneidet das Fischweib nicht die Principessa: Liebschaften, Kinder, Eis und Ungeziefer haben hoch und niedrig. Auf Schritt und Tritt sind in Neapel Reiz und Schönheit zu bestaunen, sodaß jeder Fremde, ob alt ob jung, das „Neapel sehn und sterben!" begreift, aber einen Reiz sucht man hier vergebens, den schlichten Liebreiz einer schönen Seele.

Unter dem Titel „Kunst und Künstler" ist hauptsächlich eine Anzahl launiger und ernster Epigramme in Distichen, betreffend Werke der Bildhauerkunst in Museen Roms und Neapels, zusammengefaßt. Einige Gedichte dieses Abschnitts, auf Gemälde, sind umfangreicher, so die Elegie in Hexametern „Rafael's Jonas", angeregt durch das Gemälde in Santa-Maria del Popolo in Rom, und „Die Judith des Cristofano Allori (im Pallazzo Pitti in Florenz)" in Terzinen. Letzteres Gedicht ist fast eine kunsthistorische Novellette zu nennen.

Die „Briefe" sind von anmuthigster Leichtigkeit der Form; reizvoll ist der Wechsel des Verses, je nach der Adresse. Auf den Klageruf, den Bernardino Zendrini (meisterhafter Uebersetzer von Heine's „Buch der Lieder", Professor der italienischen Literatur in Palermo, gestorben am 7. August 1879) unserm Dichter aus Palermo per Cartolina (Postkarte) zuschickt „Wie nimmt Palermo trübe sich im Regen aus", antwortet er in demselben Tone „Wie nimmt Neapel trübe sich im Regen aus!" Und wenn er anhebt:

Lieber alter Freund, gedenkst du
Unsrer sorrentiner Tage,
Da wir in der Rosa magra,
Jener billigen, bescheidnen
Künstlerherberg' alten Stiles,
Traulich hausten Thür an Thür? —

da erkennt jeder sogleich die bekannte Weise des „Trompeters von Säckingen". Dieser Brief an Victor von Scheffel ist der beste in der Sammlung. Als der Dichter das berühmte Mühlenthal bei Amalfi besucht, regnet es und von dessen Schönheiten ist vor trübem Nebel nichts zu sehen. Das Wetter erinnert ihn an seinen nebelsagenforschenden Freund Ludwig Laistner in München. Er fragt den Führer, ob hier nicht Geschichten von Nebelmännlein und Regenfrauen im Schwange seien, von der Gewittermühle und dem Nebelkoch. Der Führer denkt: „Inglesi — halbe Narren!" An seine närrischen Antworten hat der Dichter nun aber einen geistvollen Excurs angeschlossen, in welchem er erklärt, wie an dieser sonnigen Küste solche Nebelsagen wie im Norden nicht reifen konnten. Brauen hier einmal Wetter auf den Höhen, so sind sie zerstoben, ehe ein Geist sie dichtend belebt. Ja auch an Sagen ist dies Gestade arm, obgleich es so manche Völkerwanderung sah. Alles lebt hier nur dem Heute. „Der Tag ist alles, ist so schön." Die Terzinen an Arnold Böcklin gelten der Erinnerung an eine Künstler-Spritzfahrt in den Tagen des ersten Aufenthalts in Rom. Der Brief an Otto Ribbeck beginnt mit der Erinnerung an die Zeit, wo sie beide gemeinsam als Philologen in Rom ihren Studien oblagen, theils in der vaticanischen Bibliothek,

theils beim strohernen Fiasco im Hause der Dame Rubicondi; weiter theilt er mit, wie er dann den Philologen an den Nagel gehängt und sich ganz der Dichtung zugewendet. Dann geht der Brief auf die neuen bedeutsamen Ereignisse in Italien über und gedenkt besonders der Feierlichkeiten beim Begräbniß Victor Emanuel's. Der Brief „An die zu Hause Gebliebenen" berichtet sehr launig in gereimten Vierzeilen über die Leichenfeier des Papstes und das Mirakel von dem verlorenen und wiedergefundenen Ohrring.

In Rom wohnte Heyse in demselben Haus, in dem Goethe gewohnt hatte. Die interessantesten Erinnerungen aber weckt jener schon erwähnte Brief an Scheffel, Erinnerungen an die vergnügliche Zeit der „Idyllen von Sorrent". Wie viel fand der Dichter hier verändert! Aus der Rosa magra war die Mutter weggestorben, die Kinder fortgezogen; nur der jüngste Sohn Gennaro, der damals noch im Hemde herumlief, hielt mit seinem jungen Weibe den Ruhm des Hauses aufrecht. Die gute Luisa (sempr' allegra, ma onesta) war das Weib eines Stubenmalers in Meta geworden und hatte einen kleinen Farbenladen. Sie erwiderte den Besuch, den der Dichter ihr machte, mit ihrer Tochter, die ganz ihr Ebenbild war, und mit ihrer Schwester. Die Schwestern wußten sich noch auf den kleinsten Umstand jener alten Zeit zu entsinnen und bestellten an Don Pepino (V. von Scheffel) tausend Grüße. Der Wildfang Laurella, das Urbild der „Arrabiata", trug zwar noch den Schmuck der schwarzen Flechten, an denen der Dichter sie einst gezügelt, aber ihre übermüthigen Züge erkannte er kaum wieder in dem ruhigen Matronenantlitz. Sie erkannte auch ihn nicht, als er am Brunnen sie um einen Trunk Wasser ansprach. Sie erzählte ihm, wie viel auch sie unterdessen erlebt. Und Marinuccia! Sie fand er noch im alten dunkeln Häuschen, trämmerisch mit dem Strickzeug am Balkon sitzend, beträchtlich stark geworden. Sie ist unverheirathet geblieben. Mit tief bewegter Seele schritt der Dichter aus dem stillen Hause. Der Briefe sind noch mehrere, alle interessant. Es sei hier noch der an den Gymnasialprofessor N. N. in X. über den Hexameter und über Platen hervorgehoben.

Ich komme zu dem bedeutungsvollsten Abschnitt der „Verse aus Italien", betitelt „Tagebuch". Diesen Abschnitt durchzieht eine einheitliche und zwar elegische Stimmung. Schon in den frühern Abschnitten klang hier und da ein herzergreifender Laut des Schmerzes und der Klage durch; hier leben diese Empfindungen sich ganz aus. Heyse hatte im Frühling des Jahres 1877 einen sehr schmerzlichen Verlust durch den Tod eines lieblichen, hoffnungsvollen Knaben erlitten. Mehr als geliebt hatte er, wie er selbst sagt, dies Kind: es war seine letzte Leidenschaft. Es war ihm ein guter Kamerad, es war ein Stück von ihm, ein großes, gewesen. Er floh mit seiner Gattin sommerwärts den Schwalben nach. Sie fürchteten die Melancholie des Winters in dem ausgestorbenen Hause, das sonst durch ihren Liebling so heiter belebt wurde, das von seinem Gesang widerhallte, in dem kein Winkel von seinen Spielen leer war, in dem sein Name auf aller Lippen fort und fort erklang mit der Wirkung eines Freude verbreitenden Zauberwortes. Der Dichter suchte mit seiner Gattin die Stätte seines Jugendglücks jetzt als ein Leidasyl auf. Aber wohin sie reisen, überall begleitet sie ein kleiner blasser Schatten als blinder Passagier. Er naht sich nachts als gespenstige Gestalt dem Lager des Vaters. Alles gemahnt diesen an den Verlorenen. Das Nicken des Federbusches auf dem Kopfe des Wagenpferdes erinnert an das Schaukelpferdchen, das gerade so einen Federbusch auf dem Kopfe trug. Als der Dichter in Rom am ersten kalten Wintertage den Mantel umnimmt, findet er in einer Tasche ein Paar kleine Handschuhe; als bei einem Spaziergange im Frühlinge dem Kleinen die Handschuhe lästig geworden waren, hatte er sie ihm verwahrt. Zwei längere Gedichte sind Visionen, in denen der Dichter seinen Liebling wiederzusehen glaubte; Weihnachten weckt die Erinnerung wieder aufs schmerzlichste. Es ist schwer möglich, von der gemüthvollen Tiefe, von der Mannichfaltigkeit dieser herzlichen, schmerzvollen, von jeder Krankhaftigkeit freien Erinnerungen an das geliebte Kind durch Inhaltsangabe eine Vorstellung zu geben: das muß man lesen und wieder lesen. Das Kind steht uns leibhaftig vor Augen, wie es einst gelebt. Wir trauern mit um seinen Verlust. Es ist dem Dichter vollauf gelungen, „sein verlornes Geliebtes mit dichtender Kraft zu verew'gen". Wir gewinnen aber auch die Hoffnung, daß ihm und seiner Gattin, an die er in mehrern Gedichten die zartesten Trostworte richtet, ihnen, den Schwerverzagten, der herzerwärmende Funken der Freude, der in Staub und Asche verglommen, noch wieder aufglühen wird. Wir wollen hoffen, daß auch hier „die Aerztin Zeit" sich bewähre. Wir glauben dem Dichter nicht, wenn er diese Aerztin sagen läßt, Arznei sei hier vergebens, es sei des Lebens Wurzel vom Schlage getroffen. Noch scheint uns der Dichter nicht zu den Alten zu gehören, von denen er sagt:

Für die Müden, Kühlen, Alten
Will nur ein Recept sich schicken,
Stillzuhalten
Und darüber einzunicken.

Die Tagebuchblätter, größtentheils gereimt, zeigen die verschiedenartigste Form der Strophen. Einige dieser Tagebuchblätter haben die dem Sonette ähnliche Form der Rispetti (Schema: ab ab cc dd, bisweilen noch ee). Sonst singt sie wol ein Liebender vor dem Fenster der Geliebten, unser Dichter singt sie an einem kleinen Grabe, in welchem ruht, was er zumeist geliebt.

Das Buch enthält noch „Sonette aus Rom", theils kunstkritischen Inhalts, theils Stimmungen wiedergebend, wie sie manche Motive in dem modernen Leben der alten Roma anregten. Und im letzten, wo es heimgeht, zieht den Dichter die Sehnsucht fort wieder nach seinem Hause, um zu lauschen dem Morgenlied des in diesen Versen mehrfach erwähnten Amselpaares, der Spielgefährten seines

lieben Kindes. Es folgt noch eine Abtheilung Sonette, betitelt „Städtebilder", mit großer Feinheit ausgeführte kunsthistorische Charakterskizzen von Brescia, Mailand, Turin, Genua, Pisa, Siena, Parma, Ancona, Mantua, Venedig, Verona, und ein durch eine launige Maueriuschrift auf einem Bauerngehöft hervorgerufenes Schlußsonett auf Riva.

Einen Anhang bilden Uebersetzungen aus der modernen italienischen Lyrik, die in ihrer Formvollendung ganz den Eindruck von Originalschöpfungen machen. Voran geht Bernardino Zendrini. Aus der „Anatomischen Vorlesung" hebe ich den Refrain heraus:

Nein, Herr Professor,
's ist nur Ihr Scherz:
Der kleine Muskel hier
Ist nicht das Herz.

Etwas bizarr ist Vittorio Imbriani. Ehe er sterbe, bittet er

ihn, der voller Arglist
Den Kerker schuf, darin die Menschheit schmachtet —

daß er ihn kosten lasse, wie es thue, geliebt zu werden, und zwar, wenn nicht von einem Weib, Freund, Diener, so wenigstens von einem treuen Hündchen, das bei ihm die letzten Tage spielte und aufrichtig trauernd heulte, wenn über seinem Staube das Grab sich geschlossen hätte.

Von Giosuè Carducci's „Odi barbare" (d. h. Oden, die den antiken Metern nachgebildet sind, deren Freiheiten, wie Carducci sagt, dem antiken Ohr barbarisch erscheinen würden und die Heyse glücklich nachahmt) ist ganz besonders temperamentvoll diejenige, worin er die Odenstrophe als Bacchantin charakterisirt. Von seinen andern Gedichten erinnert „Die Charsamstag-Nacht auf den Feldern von Marengo 1175" durch ihr Motiv auffallend an „Kaiser Karl's Meerfahrt" von Ludwig Uhland. Die Haltung des von dem lombardischen Städteheer eingeschlossenen Kaisers Rothbart ist ganz die des Kaisers Karl; die Reden seiner Herzoge und Bischöfe lauten sehr ähnlich wie die der Paladine.

Otto Sierota.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Director des mauheimer Theaters, Werther, hat ein neues Stück verfaßt: „Weite Gewissen", welches zuerst in Leipzig zur Aufführung kam. Der Dichter, der in seinem „Pombal" das Gebiet der geschichtlichen Tragödie, in seinem Stücke „Der russische Kriegsplan" dasjenige des historischen Intriguenstücks gepflegt, wendet sich jetzt dem modernen realistischen Drama zu. Das berechtigte Streben der Dichter geht danach, auf der Bühne Fuß zu fassen, und bei der Abneigung der Directionen gegen die ideale Richtung ist es nicht zu verwundern, daß unsere Dramatiker in der Wahl ihrer Stoffe dem Zeitgeschmack Zugeständnisse machen. Der Stoff des Werther'schen Dramas hat sogar einen technisch-industriellen Hintergrund: es handelt sich um einen Eisenbahnbau, und alle Fragen, die sich an derartige Unternehmungen knüpfen, werden in der Handlung oder mindestens im Dialog gestreift: sogar der Gegensatz zwischen Privateisenbahnsystem und Staatseisenbahnsystem kommt am Schluß des Stücks zur Geltung. Diese etwas prosaische Unterlage bedarf eines poetischen Gegengewichts: der Gegensatz zwischen sittlicher Tüchtigkeit und einem auf den Erfolg, Nutzen und Gewinn rechnenden leichtfertigen Schwindel tritt in dem Stücke in den beiden männlichen Hauptcharakteren wohl zu Tage; auch sind beide treffend gezeichnet. Dagegen fehlt die psychologische Entwickelung ganz bei der weiblichen Heldin, die ihren Bräutigam schon im zweiten Act für einen Schurken erklärt, sodaß die Fortdauer des Verhältnisses kein Interesse mehr bietet, im Gegentheil, abstoßend berührt. So fehlt überhaupt dem Fortgang der Handlung die durchgängige Spannung. Einzelne Scenen, besonders im zweiten und vierten Act, sprechen für das Talent des Autors.

— Paul Lindau's neuestes Drama „Gräfin Lea" ist am hamburger Stadttheater und am breslauer Lobe-Theater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Heldin des Stücks ist eine Jüdin, die einen Grafen geheirathet hatte. Familienconflicte, besonders juristischer Art, stehen im Vordergrunde der Handlung; auch wird eine Gerichtsverhandlung auf die Bühne gebracht, ähnlich wie in Adolf Wilbrandt's „Eine Tochter des Herrn Fabricius", wo allerdings die schwersten criminalistischen Schlagschatten auf die Handlung fallen.

— Ernst Wichert's Schauspiel: „Der Freund des Fürsten", hat am berliner Hoftheater eine freundliche Aufnahme gefunden.

— Von neuen Opern steht in erster Linie Anton Rubinstein's „Nero", der am hamburger Stadttheater einen schönen Erfolg davongetragen hat. Hans von Bülow preist diesen „Nero" als eine musikalische That, und es scheint, als ob in dem Componisten der „Makkabäer" dem musikalischen Hochmeister von Bairenth ein bedeutender Concurrent erwüchse, der auch dem alleinseligmachenden Wagner-Cultus Abbruch zu thun im Stande wäre. Der weitere Rundgang der Oper „Nero" über die deutschen Bühnen wird ja beweisen, ob dem genialen Werk auch der entsprechende äußere Erfolg zur Seite steht. Dieser läßt sich freilich bei bedeutenden Erscheinungen nicht nach dem Zeitmaß von einer oder zwei Bühnensaisons bestimmen. Wie lange haben Richard Wagner's „Tanhäuser" und „Lohengrin" gebraucht, um sich auf der Bühne einzubürgern!

Von andern neuen Opern erwähnen wir die in Leipzig zur Aufführung gekommene Oper „Pierre Robin" von Oskar Bolk und die in Dessau zuerst gegebene Oper „Iwan" von A. Klughardt. Durch den glücklichen Griff des Stoffs und die gewandte musikalische Behandlung hat die Oper „Der Rattenfänger von Hameln", zu welcher Friedrich Hofmann, im Anschluß an die Wolff'sche Dichtung, den Text verfaßt und Victor Neßler die Musik componirt hat, den meisten andern dramatisch-musikalischen Erzeugnissen der jüngsten Zeit den Rang abgelaufen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. Januar ist in Berlin Ernst Kossak gestorben. Unsere raschlebende Zeit, welche täglich neue Helden auf den Schild der Tagesliteratur hebt, vergißt nur zu leicht wahre Verdienste, die auf diesem Gebiete erworben worden sind. Die neuen berühmten Feuilletonisten drängen die alten in den Schatten. Ernst Kossak kann als der Schöpfer des modernen Feuilletons,

der Plaudereien unter dem Strich betrachtet werden: er brachte eine tüchtige ästhetische Bildung mit und einen Witz, der nicht blos mit kalten Schlägen zündete. Kossak war kein Witzbold à tout prix, keiner, der ein neues Wortspiel zu Tode hetzte, keiner, der seine Witze wie Schwärmer voransschickte, um sich den Weg zu bahnen und andere Leute, die ihm unbequem waren, aus dem Wege fortzuräumen. Kossak war ein Humorist und er hatte auch den behaglich gestaltenden Humor, der sich in kleinen Genrebildern ausprägte; es war ein Humor, der aus den Tiefen des Gemüths hervorbrach und mit der echten Begeisterung für die wahre Kunst eng verknüpft war.

Kossak war im Jahre 1814 in Marienwerder geboren, studirte nach vollendeter Gymnasialbildung 1834 Philologie in Berlin, wandte sich aber bald fast ausschließlich der Musik zu. Als Musikkritiker machte er im Jahre 1846 seinen Namen in Berlin zuerst bekannt, besonders durch seine Besprechungen der Viardot-Garcia und ihrer künstlerischen Leistungen während ihres Gastspiels 1846—47 und 1847—48. Diese im Feuilleton der „Zeitungshalle" erschienenen Kritiken zeichneten sich durch knappen und präcisen Stil, durch genaue Sachkenntniß und durch den maßvollen Ton aus, mit dem sie ihrer Begeisterung Ausdruck gaben. Sie unterschieden sich durch diese Vorzüge wesentlich von der kritischen Manier Rellstab's, der bis dahin in Berlin für die Tageskritik maßgebend gewesen war. Witz und Humor waren in diesen Beurtheilungen noch latent: offen und glänzend treten sie zu Tage in seiner Broschüre über die Kunstausstellung von 1846, welche der Zeichner des „Kladderadatsch", Wilhelm Scholz, mit humoristischen Illustrationen versehen hatte. Hier übte Kossak eine scharfe und unerbittliche Kritik. Als die „Constitutionelle Zeitung" begründet wurde, übernahm Kossak die Leitung des Feuilletons, in welchem er nach allen Seiten hin polemisch auftrat. In der „Feuerspritze" führte er später die humoristische Wochenschau der Sonntagsplaudereien ein, die seitdem in so vielen Zeitschriften ersten Ranges eine stehende Rubrik geworden sind. Er correspondirte außerdem als humoristischer Berichterstatter für das Feuilleton mehrerer angesehener Zeitungen, der „Königsberger Zeitung", der „Hamburger Nachrichten", vor allem aber der „Schlesischen Zeitung". Hier hat er von 1852—68 eine regelmäßige humoristische Wochenschau über berliner Vorgänge in Kreisen der Gesellschaft und auf dem Gebiete der Kunst verfaßt: zum Theil ganz brillante Feuilletons, welche ein Behagen des Humors ausathmeten, das dem neuern nur nach Witzen haschenden Geschlecht abhanden gekommen zu sein scheint.

Diese humoristischen Feuilletonblätter Kossak's sind mehrfach gesammelt worden mit maßvoller Auswahl; wir erwähnen die Sammlungen: „Berlin und die Berliner" (1851), „Humoreskenblätter aus dem Papierkorbe eines Journalisten" (1852), „Berliner Silhouetten" (1859), „Berliner Federzeichnungen" (6 Thle., 1859—65). Außerdem gab er mancherlei Reisebilder heraus; wir erwähnen: „Schweizer Fahrten" (1857), „Pariser Stereoskopen" (1855) und andere. In Gemeinschaft mit dem genialen Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt veröffentlichte er dessen „Reise um die Erde" (3 Thle., 1875). Im Jahre 1868 traf ihn das Unglück einer schweren Erkrankung, welche seiner unermüdlichen schriftstellerischen Thätigkeit ein frühes Ziel setzte: eine Lähmung bannte ihn an das Zimmer und den Lehnstuhl. Ein eifriger Anhänger Schopenhauer's, dessen Ruhm er verkündet hatte, noch ehe die Philosophie desselben zur Mode geworden war, fand er auch die Kraft in sich, ruhig das schwere Schicksal zu tragen, das ihn betroffen hatte. Er blieb Mitglied des Lesecomités der königlichen Schauspiele und es war dies wol seine einzige geistige Thätigkeit, die über den Kreis des Hauses hinausreichte; sonst beschäftigte er sich mit Lektüre und dem Schachspiel, das stets seine Passion gewesen war. Die Geschichte des deutschen Feuilletons wird ihn nicht nur zu den hervorragendsten Vertretern desselben zählen, sondern ihm auch den Ruhm, sein schöpferischer Begründer gewesen zu sein, nicht streitig machen.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Lebende Bilder. Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 1879. 8. 4 M.

Aus Briefen Adolf Jensen's. Mit einem Vorworte des Empfängers. Berlin, Trautwein. 1879. 8. 3 M.

Bawr, M. de, Novellen. Aus dem Französischen übertragen von Alice Salzbrunn. Frankfurt a. M., Foesser. 8. 2 M. 40 Pf.

Becker, M. A., Verstreute Blätter. Wien, Konegen. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Bernay's, M., J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographieen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 2 M. 80 Pf.

Biedermann, W. Freih. v., Goethe-Forschungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1879. Gr. 8. 9 M.

Bielschowsky, A., Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 M.

Bikélas, D., Lukis Laras. Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe. Aus dem Neugriechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von W. Wagner. Hamburg, Grädener. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Bodenstedt, F., Gräfin Helene. Novelle. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 3 M.

Bohdanowicz, S. v., J. I. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine philosophisch-kritische Skizze. Leipzig, Friedrich. 1879. Gr. 8. 3 M.

Böhmer, J. F., Regesta imperii. V. Die Regesten des Kaiserreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich (VII.), Conrad IV., Heinrich Raspe, Wilhelm und Richard. 1198—1272. Nach der Neubearbeitung und dem Nachlasse J. F. Böhmers neu herausgegeben und ergänzt von J. Ficker. 1ste Lfg. Innsbruck, Wagner. 1879. Gr. 4. 12 M.

Born, G. F., Gabriele, das Kind der Bettlerin, oder das Verbrechen von Greuelle. Kriminal-Roman. 1ste u. 2te Lfg. Dresden, Lohse. 1879. Gr. 8. à 25 Pf.

Braitmaier, Die poetische Theorie Gottsched's und der Schweizer. Tübingen, Fues. 1879. 4. 1 M. 50 Pf.

Breucker, G., Die Abtretung Vorpommerns an Schweden und die Entschädigung Kurbrandenburgs. Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Friedens. Halle, Niemeyer. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Busch, M., Neue Tagebuchsblätter. Leipzig, Grunow. 1879. 8. 6 M.

Buschmann, G. Freih. v. (Eginhard), Lied vom Herzog Friedel und Sänger Osly. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Butz, C., Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. Neu-York, Steiger. 1879. 8. 9 M.

Caro, C., Die Tochter Theoderichs. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Couring, Ida v., Von Haide und Campagna. Gedichte und Balladen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 2 M.

Derboeck, C. V., Spledder un Spohn. I. Ut de Hansbunkentid. Snaksche Vertellung. Berlin, Drewitz. 1879. 12. 3 M.

Dettmer, J., Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage. Würzburg, Woerl. 1879. Gr. 8. 2 M.

Ebers, G., Die Schwestern. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Engel, E., Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 80 Pf.

Fircks, A. Freih. v., Feldmarschall Graf Moltke und der preußische Generalstab. Berlin, Militaria. 1879. Gr. 8. 2 M.

Forschungen zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20ster Bd. 3 Hefte. Göttingen, Dieterich's Verlag. 1879. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Galitzin, Fürst N. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. II. Abth.: Das Mittelalter. 1ster Bd.: Von 476 bis zur Erfindung des Pulvers, 1350. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius. Mit 3 Karten. Kassel, Kay. Gr. 8. 12 M.

Hellwald, F. v., Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Unter Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse in Afghanistan und von Rußlands Bestrebungen und Kulturberuf. 2. verm. u. verb. Ausg. Mit gegen 80 Text-Abbildungen 2c., einem Tonbilde und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 8 M.

— — Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong; in Birma, Annam, Kambodscha und Siam. Unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zustände in Birma bearbeitet. 2. verm. Auflage. Mit 70 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 Tonbildern. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 6 M.

Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 12 M.

Prölß, R., Geschichte des neueren Dramas. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Rückblick auf die Entwicklung des mittelalterlichen Dramas. Das neuere Drama der Spanier. Leipzig, Schlicke. Lex.-8. 10 M.

Wallace, D. M., M. A., Russland. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene, durch ein Kapitel über geheime Gesellschaften in Russland vermehrte deutsche Ausgabe. Nach der 7. Auflage des Originals übersetzt von E. Röttger. 2. verb. Auflage in 1 Bde. 12 Hfte. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. à 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Neunte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Diese Dichtungen, in denen sich ein tief religiöser Sinn in anmuthigster Form äußert, haben bereits einen weiten Kreis von Freunden gefunden und verdienen in jeder Familie heimisch zu werden.

Von dem Dichter erschien in demselben Verlage:

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Gedichte. 4. Auflage. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Neue Gedichte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Für das Haus. Liedergabe. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.
Zwei Rosen. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Siebenter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die unter dem Titel „Der Neue Plutarch" erscheinende Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart ist bereits ein beliebtes Haus- und Familienbuch geworden und findet immer weitere Verbreitung. Der soeben erschienene siebente Theil bietet die Lebensbilder Napoleon's I. und des Malers Peter Cornelius, ersteres von Dr. Arthur Kleinschmidt, letzteres von Professor Moriz Carriere verfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Predigten

von

Clemens Friedrich Brockhaus,

weil. Pastor an der St.-Johanniskirche in Leipzig, Lic. th., Dr. phil. und außerordentlichem Professor an der Universität daselbst.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Sammlung von Predigten kommt zunächst dem Wunsche zahlreicher Freunde des Verstorbenen entgegen, doch werden sich auch weitere Kreise, Theologen wie Laien, an denselben erbauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ersehien:

Die moderne Farbenlehre

mit Hinweisung auf ihre Benutzung in Malerei und Kunstgewerbe.

Von

Ogden N. Rood.

Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Farbentafel.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 41. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik am Columbia-Collegium in Nordamerika, erklärt hier die physikalischen Erscheinungen der Farbenwahrnehmung in anziehender, für jeden Gebildeten verständlichen Form, und indem er dabei besonders die künstlerische Verwendung der Farben hervorhebt, gewinnt das Werk für Maler, Decorateure und Kunstindustrie überhaupt zugleich hohen praktischen Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wendische Volkssagen und Gebräuche

aus dem Spreewald.

Von

Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein neuer Beitrag zur Sagenliteratur, um so wichtiger, als der Verfasser die unverfälschten Originale mittheilt, wie er sie selbst aus der mündlichen Ueberlieferung des Volks sammelte und die noch nirgends aufgezeichnet und veröffentlicht wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Sammlung von nicht geringem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die primitive Cultur des Turko-tatarischen Volkes.

Auf Grund sprachlicher Forschungen erörtert

von

HERMANN VÁMBÉRY.

8. Geh. 6 M.

Der als Autorität auf dem Gebiete der Turko-tatarischen Sprachen anerkannte Verfasser stellt in diesem Werke die Resultate zusammen, welche sich aus seinen etymologischen Forschungen für die Culturgeschichte des Turko-tatarischen Volkes ergeben. Dieselben sind so vielseitiger, zum Theil so überraschender Art, dass auch grössern Leserkreisen das Buch eine sehr interessante Lektüre bietet.

Früher erschien in demselben Verlage:

Vámbéry, Hermann. Etymologisches Wörterbuch der Turko-tatarischen Sprachen. Ein Versuch zur Darstellung des Familienverhältnisses des Turko-tatarischen Wortschatzes. 8. Geh. 8 M.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 29. Januar 1880.

Inhalt: Hermann Uhde als Historiograph des hamburger Stadttheaters. — Ein neuer Lyriker. Von Friedrich von Goeler-Ravensburg. — Romane und Erzählungen. Von Friedrich Karl Schubert. — Neue schwäbische Dichtungen. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hermann Uhde als Historiograph des hamburger Stadttheaters.

Wie die Zeit der Specialitäten, so ist die Gegenwart auch die Zeit der Monographien, der „Specialitäten der Bücherwelt" — wie man wol zutreffend sagen kann.

Und namentlich die geschichtliche Forschung, im weitesten Sinne, ist das Gebiet, auf welchem die monographische Behandlung und Arbeit in unsern Tagen sich eine dominirende Stellung erobert und es zu schönen und vollständigen wissenschaftlichen Erfolgen gebracht hat.

Die Specialität der Theatergeschichte ist nicht zurückgesetzt, vernachlässigt geblieben. Auch auf ihrem Terrain, das sich mit so manch anderm Zweige der allgemeinen Geschichte oberflächlicher oder intimer berührt, für so manche Seite unsers nationalen Lebens wichtig ist, hat ein außerordentlicher Fleiß, eine pietätvolle Pflege sich bemerkbar gemacht. Sehen wir ganz von ältern Werken ab, so gaben uns nur die letzten Jahrzehnte Monographisches gar vielerlei und von vielen Richtungen her: aus Berlin (von L. Schneider, Teichmann u. a.), aus Wien (von Laube), aus Weimar (von Pasqué und Weber), aus Leipzig (von Kneschke), aus Dresden (von Fürstenau), aus Braunschweig (von Glaser), aus Kassel (von Lyncker) u. s. w. Noch fruchtbarer erwiesen sich die jüngsten Jahre. Es ist da sozusagen eine ganze geschlossene Reihe neuer bühnengeschichtlicher Monographien vor uns aufmarschirt. Erinnern wir nur an die Arbeiten über Berlin von Brachvogel, über Dresden von Prölß, über München von Grandaur, über das „norddeutsche Theater" (d. h. speciell über seine leipziger Direction) von Laube, endlich über Hamburg von Uhde und über Manheim von Pichler.

Eine Besprechung des letztgenannten, soeben erst (aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums des „Hof- und Nationaltheaters") ans Licht getretenen Werks müssen wir uns noch vorbehalten. Die Priorität hat Uhde's fleißige und verdienstliche Monographie, und ihr mögen denn die folgenden Zeilen gewidmet sein, nicht ohne daß wir vorher noch mit einem kurzen Wort geziemender, aufrichtiger Trauer des inzwischen schon aus dem Leben Abgerufenen gedacht haben. Es war ein arbeitsames, nur mit Forschen, mit Sichten und Sammeln ausgefülltes Gelehrtenleben, welches mit Hermann Uhde's frühem Tode abschloß, und welches für die Wissenschaft nichts weniger als ein verlorenes gewesen ist. Eben auch auf dem monographischen Gebiete war es, wo Uhde's emsige, betriebsame Hand manche reife Frucht, die seinen Namen erhalten wird, gezeitigt hat.

Sein Werk, von dem hier die Rede ist, sein letztes Werk, betitelt sich:

Das Stadttheater in Hamburg 1827—77. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Hermann Uhde. Stuttgart, Cotta. 1879. Gr. 8. 15 M.

Was die Entstehung dieses Werks betrifft, so berichtet der Autor hierüber Folgendes. Am 3. Mai 1877 wurde das funfzigjährige Jubiläum des hamburger Stadttheaters festlich begangen, d. h. es war an jenem Tage ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem das 1826 neu erbaute, noch gegenwärtig zu Bühnenzwecken dienende Haus an der Dammthorstraße in Hamburg feierlich eröffnet wurde. Lebhaft, wie die Theilnahme der weitesten Kreise, war auch die Beachtung, welche die dortige Localpresse dem Jubiläum des Stadttheaters schenkte. Alle Blätter, groß und klein, brachten zum 3. Mai 1877 mehr oder minder eingehende Aufsätze; die „Hamburger Nachrichten" füllten ihr Feuilleton einen Monat lang mit einer „Skizze" über die Vergangenheit des Instituts, welche aus Uhde's Feder stammte. War doch derselbe Robert Heller's unmittelbarer Nachfolger als Redacteur dieses Feuilletons und als Theaterreferent desselben. In jener Skizze nun glaubte die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart den lebensfähigen Keim

einer Monographie zu erkennen, deren Stoff die genauere Kenntniß unserer neuesten Literatur- und Sittengeschichte zu vermehren geeignet sei; sie erklärte sich bereit, die Feuilletons als Buch zu drucken. Dem Autor schien jedoch eine völlig neue Behandlung des Gegenstandes unerlaßlich, wenn den Forderungen Genüge geschehen sollte, welche an ein Buch zu stellen sind. Diese gründliche Neugestaltung der Arbeit liegt vor; sie beruht auf eingehenden Quellenstudien, hat handschriftliches Material in Fülle benutzt und ist mit treulich erstrebter, wenn schon nicht überall erreichter Objectivität unternommen. Funfzig Jahre reichen wohl aus, ein im Geiste der Geschichte erfaßtes Bild der Zustände zu gewinnen, in denen das Schauspielwesen der ersten Bühne der vornehmsten deutschen Handelsstadt sich so lange befand. Uhde hat den Versuch gemacht, ein solches Bild darzubieten, und — im großen und ganzen betrachtet und beurtheilt — ist der Versuch ausgezeichnet und in einer die Geschichtswissenschaft fördernden Weise geglückt.

Wir wollen an des kundigen Verfassers Hand bei einigen Etappen dieser funfzigjährigen künstlerischen — oder auch oft nicht künstlerischen — Campagne halt machen.

Das frühere hamburger Theatergebäude, im sogenannten Opernhof am Gänsemarkt (Besitz der Familie Ackermann-Schröder, respective der Erben derselben) war klein, unscheinbar, schlecht beleuchtet, im Winter sehr kalt, mit Sitzen versehen, die an die Freuden der damaligen Postkutschen mahnten, ohne eigentliche Logen, ohne Sperrsitze, mit einem nach jedem Regen überschwemmten Zugang u. s. w. — kein Wunder, daß endlich sich eine Actiengesellschaft zum Bau eines zeitgemäßen und ihr selbst gehörenden Hauses bildete. Die staatliche Erlaubniß und Anerkennung blieb nicht aus — freilich erhoben die Schröder'schen Erben aus ihren noch laufenden Contracten die größten Schwierigkeiten. Als Platz für den neuen Kunsttempel wurde der sogenannte Kalkhof am Dammthor, ein Platz, auf welchem Kalkbrennerei betrieben worden, überlassen; das Jahr 1826 füllte die Ausführung des Baues, und am 3. Mai 1827, wie gesagt, konnte in demselben zum ersten mal gespielt werden. Die letzten Pächter des Opernhofs waren der bekannte Friedrich Ludwig Schmidt und Jakob Herzfeld gewesen. Dieser starb unerwartet im Jahre 1826 und an seiner Statt trat in Compagnie mit Schmidt der Schauspieler Karl Lebrun. Die Direction Schmidt-Lebrun war also die erste Pächterin des neuen Stadttheaters. So lesen wir hier bei Uhde:

> Die Uebersiedelung (vom Gänsemarkt nach der Dammthorstraße) war von der Direction zur Abstellung zahlreicher, theilweise sehr tief eingewurzelter Mißstände benutzt worden; eine wirksamere Controle für den Eintritt ward angeordnet, die freie Zulassung beschränkt, der Besuch der Bühne während der Vorstellungen strengstens verboten. Nur Ein Tag war und blieb in letzterer Hinsicht noch jahrzehntelang ausgenommen: der Faschingsmontag, an welchem nach uralter Sitte das Singspiel „Der lustige Schuster, oder der Teufel ist los" mit Hiller's Musik regelmäßig als Fastnachtsstück gegeben wurde; dies Singspiel bezeichnet bekanntlich den Beginn einer deutschen komischen Oper. Dabei war auf der hamburger Bühne von jeher „der Teufel los". Das Publikum ließ es sich nicht nehmen, die Scene zu betreten und selbst mitzuspielen. Von der Direction stets eigens dazu eingeladen, mischte es sich zahlreich in den bunten Zug der Bedienten, Nachbarn und Freunde des Herrn von Liebreich und nahm theil an deren Trink- und Tanzlust. Diese Freiheit ward allemal um so ausgiebiger benutzt, als die Schauspieler und Schauspielerinnen sich ein Vergnügen daraus machten, die Gäste mit Punsch zu bewirthen; die Schranke, welche Darsteller und Publikum sonst trennt, fiel am Faschingsabend völlig weg. Die ausgelassenste Ungebundenheit, welche oft unglaublich burleske Auftritte herbeiführte, währte so lange, bis diejenigen Theaterbesucher, welche die Bühne nicht hatten erreichen können und deshalb vor Neid ergrimmten, die Glücklichern mit gewaltigem Spectakel von der Scene herunterpfiffen. Die letzten Nachzügler waren meist um keinen Preis wieder zu entfernen; sie bildeten an den Seiten Spalier, bis das Stück aus war. Gelegentlich erlaubte sich auch der Theatermeister einen Jux; so z. B. zog er einmal unversehens die Hintergardine empor, wodurch dem Publikum eine Anzahl junger Herren in mehr oder minder lächerlicher Position sichtbar wurde. Die Erschreckten stoben nach allen Richtungen auseinander, was den Jubel noch vermehrte; dieser kannte aber keine Grenzen, als einer der Fremdlinge in seiner Bestürzung sich das Bett der Frau von Liebreich als Zufluchtsort erwählte. Uebrigens bildeten Kinder und Dienstboten das Hauptcontingent an diesem merkwürdigen Theaterabend; letztere hatten das Stück, „worin die gnädige Frau so viel Prügel kriegt", besonders in ihr Herz eingeschlossen. Dazu kam die derbe Musik, welche Niesen, Drahtwichsen, Hahnengeschrei u. s. w. ergötzlich nachahmte; auch das Spiel des alten Gley als Jobsen Zeckel war für viele ein Magnet.

Eröffnet wurde das neue Theater mit Weber's Jubelouverture, einem „scenischen Prolog" von Prätzel, in welchem F. L. Schröder's Genius als Schutzgeist des Hauses angerufen ward, und mit Goethe's „Egmont". Prätzel's Dichtung machte kein Glück; desto mehr blieb es zu beklagen, daß die Absicht gescheitert war, Goethe für den Eröffnungsact zu gewinnen. Als „Nestor des deutschen Parnassus" hatte ihn die Direction in einer ehrerbietigen Zuschrift um einen Prolog zur Einweihung des neuen hamburger Theaters ersucht; allein der Dichter erwiderte in einem „ebenso offenen als liebreichen" Schreiben: „wie er einen solchen Antrag jetzt ablehnen müsse". Um gleichwol seinem ruhmvollen Namen auf andere Weise zu huldigen, hatte man zur Eröffnungsvorstellung den „Egmont" gewählt. Letzern spielte Jacobi, den Alba Lenz, Oranien Lebrun, Vansen Schmidt, das Klärchen Mlle. Peche. Von allen, die mitgewirkt, lebten am 3. Mai 1877 nur noch der alte Gley — er war damals Ruysum gewesen — und das Klärchen. Diese ließ folgenden telegraphischen Gruß von Wien nach Hamburg gelangen: „Herzlichen Glückwunsch sendet der Direction und dem Kapellmeister Krebs — dieser nämlich hatte vor 50 Jahren das Orchester dirigirt, war zur Jubiläumsvorstellung wieder anwesend und sonach ein dritter Ueberlebender jenes Abends — das Klärchen vom 3. Mai 1827. von Jauzat-Peche."

Von dieser Künstlerin, später einer Zierde des wiener Hofburgtheaters erzählt Uhde noch wenig Bekanntes aus

ihrer Biographie. Sie war in Prag geboren, wo sie auch unter Holbein zuerst die Bühne betrat. Darauf zog sie, wie der pseudonyme Verfasser der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" sehr belustigend schildert, in kleinen Städten am Rhein mit einer Menagerie umher, in welcher das schöne Mädchen, als Circassierin verkleidet, Schlangen zeigte. Hier entdeckte sie der Verfasser jenes Buchs, widmete ihr alle seine Zeit und Kraft, unterrichtete sie sehr liebevoll und verschaffte ihr endlich eine Stellung als Schauspielerin beim Director Ringelhardt; in dieser Eigenschaft kam sie nach Bonn, wäre aber schwerlich so rasch in den weitesten Kreisen beachtet worden, hätte nicht A. W. von Schlegel in einem sehr merkwürdigen (von Uhde mitgetheilten) „offenen Briefe" auf sie hingewiesen. Um sich von den Fortschritten seiner Schutzbefohlenen zu überzeugen, scheute Schlegel trotz seiner sechzig Jahre die mühevolle Reise von Bonn nach Hamburg nicht; im Juli 1827 traf er hier ein. Ersichtlich war Therese Peche damals das einzige Mitglied des hamburger Schauspiels, welchem der unsagbare Reiz hoher poetischer Weihe verliehen war; sie wurde mit Christiane Neumann verglichen. Leider verließ sie Hamburg bald und ging nach Darmstadt, wo der kunstsinnige Großherzog sich ihrer mit Liebe annahm.

Therese Peche's Wesen und Wirken durchkreuzte zuerst die Natürlichkeitsrichtung, welcher der hamburger Schauspielerstil bis dahin rückhaltslos hingegeben war. Emil Devrient, der mit seiner jungen Frau, Doris geborene Böhler, 1828 als Gast erschien und als Fiesco debutirte, zog vollends andere Bahnen. Uhde äußert sich hierüber:

> Devrient empfing die fruchtbarsten Anregungen von P. A. Wolff, diesem berühmtesten Zögling Goethe's, und dies erklärt des Erstgenannten ideale Richtung; er war durchaus ein Anhänger der weimarischen Schule, mochte er auch die Lehren des Altmeisters nicht unmittelbar aus der Quelle geschöpft haben. Gleichwol darf uns sein damaliges Spiel als der vollkommenste Ausdruck dessen gelten, was dem Dichter als Ideal jugendlich poetischer Darstellungskunst vorgeschwebt haben muß; „so denken wir uns den Max und Posa und Tasso und alle Lieblingsgestalten unserer Classiker", versichert A. Lewald, und Eduard Devrient fügt hinzu: „Wer Emil damals in seinen Glanzrollen gesehen, der hat das Jugendideal des deutschen Theaters kennen gelernt." P. A. Wolff — obschon als Tasso hochberühmt — verkörperte dieses Ideal deshalb nicht vollkommen, weil ihn seine physischen Mittel im Stich ließen. Was ihm fehlte, besaß der jüngere Kunstgenosse, der dagegen an Geist, Wissen und Gesammtbildung hinter ihm zurückstand. Unterstützt durch die edelste, anmuthigste Persönlichkeit und ein wohllautendes Organ, trat Emil Devrient ganz in Wolff's Fußstapfen; so bot er nach Aussage seines Bruders den Hamburgern „die vollste Blüte seines künstlerischen Wesens".

Weimarische Reiser, auf den damals noch triebkräftigen hamburger Stamm gepfropft — was für Früchte hätte das zeitigen müssen! So betrachtet, war das Eintreten jenes poetischen Schauspielers ein kunstgeschichtlich bedeutungsvolles Ereigniß; leider ward es als ein solches nicht erkannt, auch nicht vom Director Schmidt. Den „energischen Enthusiasmus" des Künstlers, der allerdings engagirt worden, hemmte dessen Umgebung, die ihn im Stich ließ; zwei Jahre — und die Direction hatte sich mit ihm überworfen. Nicht die finanzielle Stellung, wie die betreffenden Zahlen darthun, war es, was das Paar nach Dresden lockte. Vielmehr hat die Prosa, die Nüchternheit der in Hamburg herrschenden Spielweise Emil Devrient desto leichter scheiden lassen. An seine Stelle trat Friedrich Dahn, ein Berliner, der im Juli 1831 debutirte und bis 1834 blieb; dann siedelte er dauernd nach München über, mit ihm seine (erste) Gattin, Konstanze, geborene Le Gay aus Kassel, die einst als Wunderkind auf deutschen Bühnen gastirte, seit 1829 aber in Hamburg Engagement gefunden hatte. Im Jahre 1833 knüpfte sich diese Ehe zwischen dem damals Dreiundzwanzig- und der Zwanzigjährigen, welcher als erstes Kind 1834 der bekannte Historiker und Professor Felix Dahn entsproß. Nächste Nachfolgerin von Therese Peche war Christine Enghaus, die spätere Frau Friedrich Hebbel's. An Innigkeit und poetischer Weihe stand sie hinter jener zurück, an künstlerischem Vermögen war sie ihr überlegen. Sie kam siebzehnjährig 1834 von Bremen, debutirte trotz dieser Jugend als Jeanne d'Arc; 1840 trat sie in den Verband des Burgtheaters.

Baison kam 1835, Döring 1836 zu Schmidt. Beide erstere wurden in Hamburg verschwägert, indem Baison Karoline Sutorius aus Posen heirathete, deren Schwester Auguste seit einigen Jahren Döring's Frau war. Auguste Sutorius hatte vordem als Soubrette in Weimar geglänzt und auch einmal eine Audienz bei Goethe gehabt.

> Väterlich freundlich fragte sie der Dichter: „Nun, Sie haben ja, wie ich höre, auch die Sophie in den «Mitschuldigen» gespielt?" Aber die junge Schauspielerin antwortete: „Ach Gott, ich bitte Excellenz, schweigen Sie von dem Dinge, das ist ein schreckliches Stück!" Sie hatte keine Ahnung davon, daß sie dem Verfasser der „Mitschuldigen" gegenüberstand.

Im Jahre 1827 traf ein hamburger Kind zu Gastrollen ein: die damals achtzehnjährige Julie Gley. Sie hatte 1825 in Dresden zuerst die Bühne betreten und war eine Schülerin Tieck's, von der geurtheilt wurde, „der artistische Terrorismus ihres Meisters habe ihr Fesseln auferlegt, die das freie Walten ihres Talents umwunden hielten", bis sie 1830 nach Wien kam. Die Berichte über ihr Auftreten in Hamburg lauten freundlich zustimmend, doch nicht warm. Die spätere Tragödin von Bedeutung — man kennt sie als Frau Rettich — ahnte, wie es scheint, niemand in ihr; engagirt wurde sie nicht. Ein Künstler, welcher in hinterlassenen Memoiren von seiner Aufnahme in Hamburg spricht, ist der Weimaraner Eduard Genast; er zeigte sich 1833 als Sänger, ohne sonderlich zu gefallen. Für uns ist sein Urtheil werthvoll, dem zufolge „kein weimarischer Schauspieler zu Hamburg in den Rahmen der Tragödie gepaßt" hätte, und umgekehrt; ganz besonders vermißte Genast bei den hamburger Künstlern allen „poetischen Schwung der Redekunst", so trefflich er im übrigen sie auf ihrem Gebiete fand. Gesammtgastspiele in fremden Zungen veranstalteten Franzosen und Eng-

länder; letztere erfreuten sich der größern Beliebtheit, denn in Hamburg, das seit Jahrhunderten mit London vorzüglich Handel trieb, war die Kenntniß ihrer Sprache stark verbreitet. Das meiste Glück machte 1833 eine Truppe, bei der sich Charles Kean und Ellen Tree befanden; diese verlobten sich in Hamburg. Daß „die Hundehütte des Souffleurs", wie ein Morgenblatt sagte, bei den Vorstellungen der Engländer fehlte, machte besonderes Aufsehen.

Aber man darf nicht denken, daß es lauter Künstler, wirkliche Künstler der Bühne waren, die unter Schmidt auf Hamburgs Podium erschienen. Es gastirten auch der Athlet Rappo, der Bauchredner Mr. Alexandre, der Holz- und Strohinstrumentvirtuos Gusikow, der Thiermimiker Carelle, ein Vorläufer des bekanntern Klischnigg, und andere „Artisten" derartiger Genres mehr.

Um ein Theater, auf dem man sich solche Dinge erlaubte, stand es ohne Zweifel bedenklich. Zu Anfang der Epoche 1827—37 fielen noch die letzten Strahlen des einstigen Ruhms dieser Bühne vergoldend auf das neue Haus; aber mit erschreckender Raschheit verblich der ererbte Glanz und das Ganze begann, schönen Einzelheiten zum Trotz, unaufhaltsam zu sinken. Leider war auch die Persönlichkeit des Mitdirectors Lebrun nicht geeignet, dem Sinken Einhalt zu thun. Er konnte von der bösen Angewöhnung des Trunkes nicht lassen, und es kam im Theater oft zu den peinlichsten Scenen; so am 19. März 1836, als Lebrun in der Rolle des Wallen (in „Stille Wasser sind tief") zu sagen hatte: „Bis alles geordnet ist, gehe ich und trinke ein Gläschen", worauf eine Stimme aus dem Parterre rief: „Nicht doch; Sie haben schon genug." Es half aber nichts, daß dieser Stein des Anstoßes beseitigt ward. Schneider, auch als Privatmann ein bürgerliches Muster, erklärte unumwunden, unter so bewandten Umständen nicht fürder neben ihm Director sein zu wollen. Lebrun mußte trotz seiner Beliebtheit als Schauspieler, von der noch sein Abschiedsabend ein sprechendes Zeugniß ablegte, das Directorat aufgeben und zurücktreten; sein Platz auf der Bühne wurde so schwer ausgefüllt, daß er schon 1838 wieder gastirte. Er privatisirte fortan in Hamburg, literarisch beschäftigt. An Lebrun's Stelle machte mit Schmidt den Genossenschaftsvertrag Julius Mühling, bis dahin Unternehmer der vereinigten Bühnen zu Köln und Aachen.

Die Entwickelung Hamburgs um das Jahr 1840 war eine hoch erfreuliche. Ein frischerer Hauch begann überall zu wehen und der kleine Freistaat regte tüchtig alle in ihn gelegten Kräfte. Nichts ist betrübender, als daß mitten in diesem durchgängigen Aufschwunge die Bühnenleitung weit hinter den Erwartungen zurückblieb, die man an sie stellen durfte. Zwar, daß zur Hebung des Instituts etwas geschehen müsse, schien auch sie zu fühlen; sie ließ daher einen besondern Kunstzweig ins Leben treten, der in Hamburg bis dahin noch gefehlt hatte: sie schuf — ein Ballet. Das Drama dagegen fiel nach und nach völlig auseinander.

Der oft misbrauchte Ausdruck eines „seltenen Festes" findet volle Anwendung auf das Silberjubiläum, welches F. L. Schmidt am 1. April 1840 als Director des hamburger Stadttheaters beging; er hat mit diesem Feste nur einen Vorgänger gehabt: Herzfeld, und keinen Nachfolger; denn später hat sich nie mehr ein Director 25 Jahre lang auf seinem Platze behauptet. Die Feier verlief erhebend und schön, und Schmidt durfte den Tag zu den glänzendsten Erinnerungen seiner ganzen Laufbahn zählen. Ein Jahr später hatte er diese beschlossen; seinem Vorschlage gemäß kam die Mitdirection der Bühne durch Contract vom 22. Januar 1841 in die sehnsüchtig danach ausgestreckten Hände des Sängers Julius Cornet. Vierzehn Tage nach dem gänzlichen Rücktritte von den Bretern starb Schmidt; der letzte Künstler von eigenthümlicher Bedeutung, welcher noch den Lehren des großen Schröder gelauscht, der letzte wirkliche Meister der alten Schule hatte mit ihm die Augen geschlossen; der letzte Theil der Schröder'schen Kunstsonne war von Hamburgs Bühne gewichen.

Wie Mühling einst durch Schmidt, so wurde jetzt Cornet durch Mühling dem Publikum vorgestellt; der neue Director hielt eine Antrittsrede, in welcher er sagte, was er alles für die Kunst thun wolle. Wirklich geschah etwas für — das Gebäude; es wurde ein neuer Plafond gemalt. Auch blieb das Publikum nicht lange im Unklaren, welche Genüsse seiner harrten. Anfangs Mai erschien eine handgreiflich officiöse Notiz: „da die Theaterfreunde oftmals über die Vernachlässigung des recitirenden Dramas geklagt hätten, so werde nächstens eine interessante Zauberposse: «Die Weiber im Harnisch», neu in Scene gehen, worin ein beliebter Bühnendichter die Idee der Frauenemancipation mit Laune verspotte." Diese Emancipation bildete damals den Gegenstand lebhafter Erörterungen; sie diente mehrfach zur Grundlage von Theaterstücken, deren dauerhaftestes wol „Doctor Wespe" von Benedix gewesen ist. Uhde fährt fort:

Jener „beliebte Bühnendichter", der im Auftrage der Stadttheaterdirection über die Schwächen der Zeit zu scherzen hatte, war Karl Töpfer; starke Reclame bereitete auf seine Posse vor. Mit unverhohlenem Cynismus wurde gesagt: „Was diese neue Erscheinung zum Kassenstück machen wird, ist, daß darin 50, schreibe funfzig junge Mädchen in geschmackvoller neugriechischer Uniform paradiren, exereiren, manövriren und Sturm laufen werden." Die Unternehmer, „welche weder Mühe noch Kosten gescheut hätten", glaubten daher auf außergewöhnlichen Erfolg rechnen zu dürfen. Am 24. Mai 1841 ging das Spectakelstück in Scene; die besten Kräfte waren darin beschäftigt (Cornet selbst hatte eine Hauptrolle übernommen), die neugriechische Tracht saß den Weibern wie angegossen. Momentane Wirkung blieb um so weniger aus, als Töpfer sich seiner Aufgabe gewandt genug entledigt hatte. Dennoch würde die Kunstgeschichte von jener Gelegenheitsarbeit schwerlich Notiz nehmen, hätte dieselbe nicht einen unerwartet merkwürdigen Fortschritt angebahnt. Von Töpfer's Posse „Die Weiber im Harnisch" datirt die Einführung der Tantième in Deutschland. „Der 29. November 1841 wird immerdar in den Annalen der hamburger Bühne ein schönes Blatt füllen; von allen Theatern Deutschlands ist hier zuerst die Schranke der Barbarei gefallen, die sich bisher zwischen Directoren und Schriftstellern erhob." Mit diesen Worten beginnt ein Aufsatz in dem von Töpfer's Schwager Lotz herausgegebenen Blatte, den „Originalien", welcher froh verkündigte, „aus freien Stücken habe die Leitung dem Verfasser der «Weiber im Harnisch» einen Antheil vom Ertrage der zwölften Vorstellung seines Stücks bewilligt". Gleichzeitig ward bekannt gemacht, die Unternehmer seien entschlossen, fortan jedem Autor einer erfolgreichen Novität, außer dem Honorar, gewisse Einnahmeantheile als besondere Vergünstigung zuzubilligen. Das hamburger Stadttheater stellte damit, nach den Worten eines

Betheiligten (unstreitig Töpfer's), „ein Beispiel der Noblesse von Privatunternehmern auf, dem gewiß alle Intendanzen u. s. w., welche mit fürstlichem Gelde schalten, folgen werden; sodaß der dramatische Schriftsteller endlich hoffen darf, an dem von seiner Phantasie angezündeten Feuer, woran bisher nur die Directoren ihren Braten schmorten, doch auch wenigstens ein bescheidenes Süppchen kochen zu können". Zunächst ward festgesetzt, daß am hamburger Stadttheater in der Regel die zehnte, häufig schon die siebente Vorstellung eines Stücks als Benefiz für den Autor gelten sollte. Ein noch vorhandenes Rechnungsbuch Mühling's läßt uns Einblicke in die Honorarverhältnisse jener Epoche thun; sie waren so überaus ärmlich, daß Mühling's Schritte zu ihrer Verbesserung wirklich einem dringenden Bedürfniß entgegenkamen. Er sah ein, daß über dem Schauspieler der Dichter steht, und daß die Bühne in eine völlig unhaltbare Lage geräth, wenn sie der Literatur gegenüber ihren dienenden Charakter einbüßt; in der Neuzeit dagegen mußte man erfahren, daß Directoren „von den über alle Maßen gesteigerten Autorenhonoraren" in vollem Ernste „den pecuniären Verfall" ihrer Institute herzuleiten die Stirn hatten (so Adolf Rösicke, der frühere bremer Bühnenleiter, in einer 1876 erschienenen Broschüre). Als Manuscripte noch straflos gestohlen werden durften und für gedruckte Stücke überhaupt kein Honorar gegeben zu werden brauchte, war der Autorensold freilich niedriger. Auch die zweite deutsche Bühne, welche Tantièmen zahlte, war eine hamburgische; dem Stadttheater folgte 1843 das Thaliatheater. Erst am 10. März 1844 aber veröffentlichten die Hofbühnen von Berlin und Wien Tantièmereglements.

Es ist hiernach der grobe Irrthum Eduard Devrient's in seiner „Geschichte u. s. w." zu berichtigen, daß „die Hofbühnen von Berlin und Wien die Tantième zuerst einführten; 1851 (statt 1845!) habe sich München, dann auf einige Zeit das hamburger Stadttheater angeschlossen". Natürlich sind ihm diese Angaben unzählige male nachgeschrieben worden. Gewiß aber war die Initiative der hamburger Direction aufs wärmste anzuerkennen; dennoch mußte die ganze Behandlung der Angelegenheit eine verfehlte genannt werden. Robert Prutz sprach das schlagende Argument aus: „Wäre der Rechtssinn in Deutschland so ausgebildet, wie er roh ist — man hätte das Danaergeschenk einer aus Gnade bewilligten Tantième mit Entrüstung zurückgewiesen, weil hier zwei Hoftheater (Prutz zog eben nur Berlin und Wien in Betracht) aus höchsteigener Machtvollkommenheit auf administrativem Wege, mit Umgehung, ja Beseitigung aller rechtlichen Instanzen, Gesetzgeber und Vollstrecker in Einer Person, kurzweg durch Reglements erledigen, was ein so würdiger wie dringlicher Gegenstand allgemeiner öffentlicher Gesetzgebung gewesen wäre." Er ahnte nicht, daß noch Jahre verstreichen sollten, ehe das Verhältniß der Schriftsteller zur Bühne rechtskräftige Unterlage erhielt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein neuer Lyriker.

Gedichte von Heinrich Vierordt. Karlsruhe, Bielefeld. 1879. 8. 3 M.

Unsere heutige Zeit ist im allgemeinen der Entfaltung origineller Charaktere sehr wenig günstig; die Plattdrucksmaschine der Convenienz sucht alles zu nivelliren; man merkt das vielfach in betrübender Weise in Leben und Kunst. Um so erfreulicher sind Ausnahmen; eine solche glaube ich im Autor vorliegender jüngst erschienenen „Gedichte" zu erblicken. Was mir bei der Lektüre derselben vor allem auffiel und was ich daher zunächst hervorhebe, ist ein gewisser origineller, eigenthümlicher Charakter, der ihnen aufgeprägt ist. Man sieht deutlich, der Dichter derselben wandelt selbständig seine eigenen Wege und sieht Natur und Leben nicht mit Allerweltsaugen an. Es hat mit solchem originellen Charakter, solcher individuellen Physiognomie eines Gedichts oder Kunstwerks seine eigene Bewandtniß; man kann das nicht genau definiren, aber man fühlt es sogleich heraus; es ist eine Art geistigen Parfums, der darüber ausgebreitet ist. Das läßt sich absichtlich und künstlich nie und nimmer machen — dabei kommt es höchstens zur Manierirtheit; das muß aus der Tiefe einer echten, ursprünglichen Dichterseele herausdringen. Und das finde ich eben bei diesen Gedichten Vierordt's.

Ebenso wenig wie der Originalität ist unsere Zeit auch dem Idealismus günstig. Von dem Materialismus ganz zu schweigen, ist doch der Realismus mehr und mehr in Leben, Philosophie und Kunst herrschend geworden, was auch seine Berechtigung hat. Der Autor dieser Gedichte ist dagegen in eminenter Weise Idealist; mit Enthusiasmus, mit förmlicher Leidenschaft ist er dem Cultus des Schönen, Großen, Edeln, Erhabenen ergeben; er fleht in seinem „Gebet" zu den Göttern:

> Nur fürs Edle, nur fürs Große leiht mir ein empfänglich Herz
> Und ein Auge, alles zu verklären!

Weil er vor allem nach dem Großen strebt, so ist ihm das Klein-Schöne, d. h. das Anmuthige, Liebliche, schon weniger zusagend als das eigentlich Schöne und das Erhabene; ganz unsympathisch ist ihm aber das Häßliche, sowol das schlechthin Häßliche als das Furchtbare und das Lächerliche; deshalb meidet er auch Witz, Ironie und Satire. Sein Idealismus, das „Auge, alles zu verklären", bildet zugleich einen Gegensatz zu allem Pessimismus und Skeptieismus, vor allem aber den denkbar größten zu jenem falschen Pessimismus, jener seichten Blasirtheit und Weltschmerzelei, die sammt einer pikant sein wollenden Spottsucht in vielen Dichtungen unserer Tage sich breit macht, bei einem Genie wie Heine genießbar, bei seinen geistlosen Nachahmern aber oft ganz widerlich. Denen gegenüber ist eine so reine, ideale Natur wie dieser junge Dichter eine erfreuliche Erscheinung.

Mit diesem Idealismus vereint nun Vierordt eine ebenso hohe Naturliebe; hierin zeigt er, wie auch vielleicht

noch in einigen andern Punkten, eine gewisse Verwandtschaft mit der schwäbischen Dichterschule. Er hängt aufs innigste mit unserer großen Allmutter zusammen, er lebt und webt in ihr und spricht mit Stolberg:

Süße, herrliche Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand —

daher zeigt auch das Wesen dieses Dichters etwas Natürliches, Frisches, Gesundes, oft germanisch Kraftvolles, und dabei hat er die tiefste, wahrste Empfindung für alle Einzelheiten des Naturlebens. Daß auch das Volksthümliche bei einem so naturliebenden Dichter seine Stelle findet, ist begreiflich. Seine Stoffe entnimmt Vierordt größtentheils aus der Natur; wo er sie nicht direct behandelt, bildet sie wenigstens den Hintergrund. Wald und Feld, Berg und Thal, Bach und Strom, Meer und Heide, Bäume, Blumen und Vögel, Morgen und Abend, die wechselnden Jahreszeiten, Wind und Wetter: das sind die Lieblinge seiner Muse, die meistens im Zusammenhang mit den Gefühlen, die sie in des Dichters Brust erwecken, von ihm besungen werden. Unter diesen Naturgedichten ist eine Menge vorzüglich gelungener, die einen reizend fein und duftig, die andern kraftvoll und großartig. Nur bei einigen wenigen, auch in der Versform weniger ansprechenden, wird die Naturschilderung etwas breit und rhetorisch, wie z. B. bei den Gedichten „Aus den Bergen", „Herbstklänge". Ganz reizend sind dagegen einige Lieder von romantischem Charakter und musikalischer Stimmung, wie z. B. „Zwei Ströme", „Juble, Herz", „Am Ufer". Ich theile die beiden letztern hier mit:

Vom Schlummer bin ich aufgewacht
Wol um die stille Mitternacht
Durch ein geheimes Klingen:
Wie leiser Aeolsharfenklang
Melodisch zog's den Berg entlang
Auf träumerischen Schwingen.
Schmeichlerische Winde
Streifen durch das Land gelinde.
Juble, Herz! Denn allerorten
Ist es Blühenszeit geworden.

An dem Ufer wächst das Schilfrohr,
Ranken Blumen wirr und bunt,
An das Ufer spült die Welle,
Steine blitzen auf dem Grund —

Singt der Fluß die leisen Lieder,
Hören es die Blumen gern;
Drüber neigt sein lichtes Antlitz
Wellenfeucht der Abendstern.

Auch ins Menschenleben hinein greift der Dichter; die Natur ist zwar das vorwiegende, aber keineswegs das einzige Thema der Dichtung Vierordt's, der nirgends einseitig wird. Hier ist es nun vor allem die Sehnsucht nach der Heimat oder nach vergangenen schönen Tagen, die uns aus seinem Sange in tief empfundener Weise entgegentritt, so z. B. in den Gedichten „Sehnsucht", „An ferner Bucht", „Wenn's Heimweh kommt", „Wanderers Heimatlied", „Sehnsucht nach dem Norden" und vor allem in dem prächtigen Liede „Dahin":

Dahin sind die Tage, die goldene Zeit,
Die Blumen und Freuden gegeben,
Dem Singen, dem Wandern, dem Küssen geweiht —
Nie war es so schön mehr im Leben.

Wir steuerten keck ins Leben hinein,
Die Stirne von Rosen umgeben,
Die Berge tranken den Sonnenschein —
Nie war es so schön mehr im Leben.

Das Mondlicht blinkte, es rauschte der Rhein,
Am Ufer träumten die Reben,
Es floß in feurigen Strömen der Wein —
Nie war es so schön mehr im Leben.

Dahin sind die Tage, die goldene Zeit;
Wie Harfentöne verschweben
Der Liebe Lust und der Liebe Leid —
Nie war es so schön mehr im Leben.

Auch sonst weiß der Dichter noch manches vom Menschenherzen und Menschenschicksal zu singen, so in den Gedichten „Der Großmutter Bildniß", „Nonnenlieder", „Lied vom stürmischen Knaben", „Thürmer", „Ersehnte Rast". Vortrefflich sind auch einige Gedichte, welche historische oder Sagenstoffe behandeln, so z. B. „Tasso's Tod", „Simson", „Judith's Triumphgesang", „Die Glocke von Gent", „Jung Swendal", „Zuidersee" u. a. Es dürfte dem Dichter zu rathen sein, diese Stoffe noch mehr zu cultiviren, da er dafür ebenso viel Talent besitzt wie für die Naturpoesie, deren große Bevorzugung am Ende doch zu einer gewissen Einseitigkeit führen könnte.

Ein Thema wird unter Vierordt's Gedichten fast ganz vermißt, und zwar das, welches sonst ein Hauptstoff für die Lyrik zu sein pflegt: Liebe und Frauen. Auch hier ist Vierordt wieder originell. Nur zwei Liebesgedichte sind in der ganzen Sammlung, das eine „Wilde Rosen":

— — — — — — —
Für dich hab' Klippen ich erklettert,
Für dich den kecken Strauß gerafft,
Für dich auch läge ich zerschmettert,
Erfaßte mich des Strudels Kraft.

Das andere, parabolisch gehalten, „Der gefesselte Adler":

In der Liebe goldnem Garne fingst du einen Adler ein,
Deines Auges dunkler Zauber hat gebändigt ihn allein.
— — — — — — — — — — — — —
Der bezaubert und vergessend seinen hohen Sonnenflug
Sich berauscht an deinem Bilde, dich zu schaun ist ihm genug!

Beide sind in großem Stil gehalten, schildern eine erhabene Leidenschaft; es ist mehr Venus Victrix als Venus Pandemos, die sie inspirirt hat. Von süßer Minne und Liebeständelei ist hier nichts zu finden; das Wort „Küssen" kommt nur einmal in dieser Sammlung vor und da in sehr harmloser Weise. Allenfalls könnte auch das Gedicht „Sehnsucht" zu nennen sein; da heißt es:

Stünd' ich bei dir im Garten,
Du Röslein seltner Arten,
Und säh' ins Land hinaus,
Drin wie in alten Tagen
Vertraute Giebel ragen,
Mein Trauern wäre aus.

Im übrigen aber bleibt sich der Dichter consequent; selbst wo sich die beste Gelegenheit bietet, auf einem Frühlingsspaziergange z. B., geht er entweder allein oder mit einem „Freunde". Nun, die Liebe und das Ewig-weibliche sind schon so viel besungen worden, daß es erfreulich ist, wenn ein Poet einmal ein anderes Thema bringt.

Ein Gebiet, das der Autor wenig cultivirt, ist die reflectirende und didaktische Lyrik. Phantasie und Gefühl herrschen bei ihm über die Reflexion vor; er ist eine echte Künstlernatur, und seinen Gedichten muß man zum großen Lobe nachrühmen, daß sie nicht — mit dem Verstande gemacht sind, daß in ihnen nicht der intellectuelle, begriffliche Gehalt an die Stelle des ästhetischen, künstlerischen tritt, wie dies heutzutage so häufig der Fall ist. Vierordt weiß, daß die Kunst an sich in der Sphäre der intuitiven Geistesthätigkeit, der Anschauung, der Phantasie liegt, nicht in der des abstracten, discursiven Denkens, des Begriffs, des Verstandes. Nirgends tritt eine Vermischung dieser beiden Geistesgebiete eher ein als in der Dichtkunst, wie schon W. von Humboldt in seinen „Aesthetischen Versuchen" so schön dargelegt hat. Aber auch wo Vierordt der Reflexion den Vorrang läßt, wo er sich der Reflexionslyrik zuwendet, z. B. in den Gedichten „Mannhaftigkeit", „Tag und Nacht", „Freude im Leid", „Nur Muth", versteht er es, das künstlerische, poetische Element zu wahren, was gerade das Schwierige der Reflexionsdichtung ist und was allein sie den übrigen Dichtgattungen ebenbürtig macht.

Nicht minder als die ästhetische Seite dieser Gedichte ist die technische zu loben. Hier zeigt Vierordt Talent und sehr erfreuliches Können. Die verschiedenen Gattungen der lyrischen Poesie: das lyrische Naturbild, das Lied, die Ode, der Hymnus und Dithyrambus, die Elegie, das epigrammatische Gedicht, sodann Idylle, Romanze und Ballade, sie sind sämmtlich in dieser Sammlung in trefflicher Weise vertreten. Schönes leistet sodann Vierordt in der metrischen Behandlung; er bringt in reicher Abwechselung die mannichfachsten Versformen und weiß sie mit feinem künstlerischen Takte dem jedesmaligen Inhalte des Gedichts organisch anzupassen. Er benutzt häufig nach eigenem Schema behandelte Strophenformen, mehrmals volksthümliche Weisen, darunter solche mit Refrain; dagegen vermeidet er die fremden Formen; Sonette, Stanzen, Terzinen, Ghasele finden sich nicht in dieser Sammlung. Sehr zu loben ist die Behandlung des Reims; überall herrscht große Reinheit desselben (mit Ausnahme einiger d auf t und i auf ü); der Dichter weiß originelle Reimworte zu finden. Auch nichtgereimte Formen, besonders Oden, gelingen ihm. Seine Sprache ist überall poetisch, edel, mannichfaltig, meist schwungvoll oder markig-kräftig, dann aber auch wieder weich und zart. Einige Gedichte zeigen eine förmlich wuchtige, an kraftvollen, originellen Wortverbindungen reiche Sprache, wie z. B. „Im Strom":

Entringe dich, schäumende Felsengeburt,
Bergtiefem Urborn,
Strudelnd, wuchtig brausend
Wirf dich heran!
Ringe mich nieder,
Vermagst du's — —

Ein Hauptvorzug der Gedichte Vierordt's ist der schöne Rhythmus, der melodische Wohllaut und harmonische Fluß der Verse, es liegt wirklich Musik in ihnen; ich erinnere in dieser Hinsicht besonders an die beiden oben mitgetheilten: „Juble, Herz!" und „Am Ufer".

Zum Schlusse kann ich nur noch den Wunsch aussprechen, daß der junge Dichter auf dem so ehrenvoll begonnenen Wege rüstig weiterschreiten möge. Vielleicht kann dann einst das badische Land, das, soviel ich weiß, Vierordt's Heimat ist, den beiden Dichtern, die es der deutschen Literatur schon geschenkt hat, Hebel und Scheffel, noch einen dritten an die Seite stellen.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Romane und Erzählungen.

1. Auf einsamem Felsenriffe. Roman. Deutsch bearbeitet von Max von Weißenthurn. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 6 M.

Die Bezeichnung „deutsch bearbeitet" sagt doch ohne Zweifel: der Roman wurde aus einer andern Sprache in unser geliebtes Deutsch übersetzt und dabei verbessert. Inwieweit letzteres wirklich geschah, läßt sich nicht beurtheilen; denn der Name des geistigen Vaters dieser epischen Dichtung wird grausam todtgeschwiegen; das Buch erscheint anonym, gleich dem Mädchen aus der Fremde, „man wußte nicht woher sie kam". Aber man erräth es hier. Die Situationen des Romans, sehr häufig auf den sogenannten Knalleffect zielend, können ihre Verwandtschaft mit den modernen englischen Sensationsromanen nicht verleugnen.

Mr. Charlton, ein Millionär, wünscht nichts sehnlicher, als daß Richard French, sein auf abenteuerliche Reisen erpichter Stiefsohn und Erbe, sich zu Hause den eigenen Herd gründe. Um ihm Lust zur Ehe zu machen, ladet der vorsorgliche Vater drei reizende, aber arme Mädchen, entfernte Verwandte der Charltons ein, den Sommer auf seinem Landsitze in der Nähe von St.-Anna (drei Fahrstunden von Neuyork) zuzubringen. Der zur Ehe verurtheilte Richard hat nun die Wahl zwischen der schönen, sanften Eleonore Charlton und der gewandten, koketten und kalt berechnenden Theodora Lightwood; das

dritte der Mädchen, Theodora's Stiefschwester, der kleine Backfisch Vera Martinez, kann als ein völliges Kind mit den beiden erwachsenen Damen nicht concurriren. Richard wirbt nun die Hand Eleonorens; diese jedoch, schon längst heimlich mit einem jungen Manne Namens Ernst Dane, den wir später unter dem Namen Fanshaw wieder begegnen, verlobt, schlägt die Hand des Erben von Charlton entschieden aus. Der abgewiesene Freier weigert sich, sein Glück nun bei Theodora Lightwood, die, nebenbei bemerkt, bisher Probirmamsell in einem neuyorker Modegeschäft war, zu versuchen. Infolge dessen überwirft er sich mit seinem Vater und gedenkt die wiedergewonnene Freiheit zu einer Expedition nach Afrika zu benutzen. Ein Sturz aus dem Wagen, wobei er sich ein Schulterblatt verrenkt, verhindert seine Abreise; er liegt nun hülflos und verlassen auf einer Insel („auf einsamem Felsenriff") in seinem kleinen, die Leuchte von Schaddeck genannten Häuschen, wo er gelegentlich seinen Wissensdurst und seinen Einsiedlerhang befriedigt. Sobald Vera Martinez Kunde von dem Unfall erhält, eilt sie voll Angst zu Richard, ohne lange zu fragen, ob sich dies schicke oder nicht. Sie steht mit ihm auf vertraulichem, kameradschaftlichem Fuße und bewundert ihn zugleich als den vortrefflichsten aller Menschen. Er hat sich ihre kindliche Anbetung gefallen lassen und sich von Anfang an zu dem warmherzigen kleinen Mädchen hingezogen gefühlt — von Liebe ist zwischen den beiden selbstverständlich keine Rede. Die Schilderung dieses Besuchs, die Beschreibung des Ausbruchs eines Gewitters und der Rückkehr der Flut, welche den Landweg bedeckt, der nur zur Zeit der Ebbe die Insel mit dem Strande verbindet, bilden das schönste Kapitel des Romans. Der von Richard in die Apotheke geschickte Diener bleibt aus; Vera Martinez kann nicht mehr fort, sie muß auf der Insel übernachten. Am andern Morgen kommen die Verwandten nach Schaddeck Light; Richard wird mit Vorwürfen überhäuft, Vera's Ehre ist dahin — es bleibt zu ihrer Wiederherstellung nur der Ausweg, daß Richard sie heirathet. Er bringt dieses für ihn große Opfer, reist aber am Tage seiner Hochzeit nach Afrika ab.

Der alte Charlton geräth nun ganz in die Netze der nach dem Besitze der Millionen lüsternen Theodora Lightwood; er erhebt sie zu seiner Gemahlin, setzt sie zur Erbin ein und vermacht dem Stiefsohn nur ein Legat. Die arme Vera beginnt einzusehen, daß Richard sie ohne Neigung, nur aus Großmuth geheirathet hat; ein Brief an seinen Vater klärt sie vollends auf; er nennt darin seine Ehe mit ihr einen Unsinn und sagt unter anderm von ihr: „Sie wie ein Kind gern zu haben, ist leicht möglich, sie als Weib zu lieben, wird vielleicht nie in meiner Macht liegen." Nun ist Vera innerlich von dem fernen Gatten getrennt; sie schreibt ihm nicht mehr, und als sie sich später flüchtig wieder sehen und er sich in seine bezaubernd schön gewordene Frau leidenschaftlich verliebt, stößt sie ihn kalt von sich. Der alte Millionär stirbt; seine Witwe Theodora verliert ihr Herz an Mr. Fanshaw und heirathet diesen Elenden, der den größten Theil ihres Vermögens durchbringt, Wechsel fälscht, mit andern Weibern lebt und endlich seine kränkliche, vor der Zeit alt gewordene Frau ganz verläßt. Als er vernimmt, daß es bald mit ihr zu Ende gehen müsse, kehrt er zurück, um ihre Diamanten zu stehlen; Theodora ertappt ihn dabei und stirbt aus Schrecken darüber. Fanshaw entflieht, und der Verdacht des Diebstahls fällt nun auf Richard French, der sich in der Nähe aufhielt. Ein geschickter Polizeibeamte entdeckt aber in Fanshaw-Dane den wahren Thäter — alle Misverständnisse, welche Richard und Vera geschieden, klären sich auf; sie werden nun, was sie vor dem Gesetz schon seit sechs langen Jahren sind, Mann und Frau.

Die gegenseitige Stellung der Hauptfiguren, Richard und Vera, ist vom Augenblick ihrer Heirath an eine geschraubte und unnatürliche. Dieser Richard French, der stets als höchst vortrefflich und ehrenhaft gerühmt wird, benimmt sich in der That nicht in entsprechender Weise. Nachdem er Vera Martinez, der er ja, wenn auch nicht in Liebe, doch in herzlicher Freundschaft zugethan ist, seinen Namen gegeben, wäre es doch seine Pflicht gewesen, sich zu überzeugen, daß sie ohne ihn nicht geradezu unglücklich lebt. Statt dessen treibt er sich in Cuba als Lanzknecht umher und überläßt seine unschuldige Frau der bedenklichen Gesellschaft ihrer Stiefschwester. Ein äußerst passiver Romanheld!

Die deutsche Bearbeitung hat die Härte und Steifheit der Sprache des Romans, die vermuthlich dem Original eigen ist, nicht ganz überwunden; unter der Deckfarbe des deutschen Stils wird häufig der Grundton der ausländischen Satzbildung sichtbar.

2. Heideröslein. Roman von Eufemia Gräfin Balleſtrem. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 9 M.

Das Freifräulein von Fels, eine arme Waise, übernimmt unter dem bürgerlichen Namen Rose Erkhardt, die Stelle einer Vorleserin bei Frau Van der Lohe, geborenen Gräfin Stahleck. Alle Bewohner und Gäste der Van der Lohe'schen Villa, mit Ausnahme der schönen Witwe Olga von Wilmer, auch einer geborenen Gräfin Stahleck, welche die Vorleserin aus Eifersucht haßt, sind dem frischen, lieblichen Naturkinde, dem „Heideröslein" herzlich zugethan; am innigsten John, der stolze Sohn des Hauses, eine Art Lord Rochester im patricischen Gewande, und seine Cousine, die geistreiche Carola, die in hohem Grade den Sarkasmus der Buckeligen, aber auch ein vortreffliches Gemüth besitzt. Ein semmelblonder Maler im Sammtrock betet die rothgoldhaarige Rose als Schönheitsideal an und wirft begeistert ihre Züge auf die Leinwand; ein ernster Bildhauer verewigt ihre Gestalt in einer Marmorgruppe, wozu Goethe's Lied: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", das Motiv leiht; ein halb verrückter Richard Wagner-Enthusiast bildet Rose's schöne Stimme im Gesang aus, und ein Diplomat auf Urlaub, Baron Hahn,

der gern heimlich bei dem Heideröslein Hahn im Korbe sein möchte, stellt ihr zudringlich nach, erobert sich aber nur einen leeren Korb und sinnt nun auf Rache. Die Herzen Rose-Jane Eyre's und John-Rochester's verständigen sich, der letztere reist in Geschäften nach England ab; bis zu seiner Rückkehr soll die Verlobung geheim bleiben. Seine Abwesenheit benutzen jetzt Baron Hahn und Olga zu den schmutzigsten Intriguen gegen das Heideröslein. John's Mutter wünscht die sanfte Olga, welche sich ihr gegenüber in die Würde echter Weiblichkeit zu hüllen versteht, zur künftigen Schwiegertochter. Olga hat keine Mühe gespart, die Neigung des spröden John zu erringen; sie hat sich ihm sehr unzweideutig genähert, er aber wies sie entschieden zurück. Olga, in seiner Liebe zu dem Heideröslein den Grund seines Widerstandes errathend, gibt sich nun Rose gegenüber für John's Braut aus, und das Heideröslein glaubt nicht nur diese Lüge, sondern verlobt sich aus Verdruß sofort mit Baron Hahn, fährt aber demungeachtet fort denselben nach wie vor gründlich zu verachten.

An dieser Sachlage vermag John's Rückkehr sowie sein Duell mit Baron Hahn nichts zu ändern. Im Gegentheil, da Frau Van der Lohe den wahren Namen ihrer Vorleserin vernahm, kann noch weniger als je von einer Verbindung John's mit Rose die Rede sein; denn die Geschlechter Fels und Stahleck trennt ein alter vererbter Familienhaß.

Das Heideröslein steht mit Baron Hahn vor dem Altar; als der Priester ihr das Jawort abverlangt, entsetzt sie der Gedanke, die Frau eines ungeliebten Mannes zu werden, so sehr, daß sie ein lautes „Nein" ruft, aus der Kirche läuft und Brautkranz und Schleier in den See wirft; der Diplomat eilt ihr nach, es kommt zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endet, daß der so nahe am Ziel Verschmähte, den Diplomaten verleugnend, mit einer Roheit, deren sich der gemeinste Fischerknecht schämen würde, die Wortbrüchige ins Wasser stößt, aus welchem John sie zum Glück noch rechtzeitig herauszieht. Trotz dieses scandalösen Vorgangs bleibt Rose die Vorleserin der Frau Van der Lohe; John wirbt wieder um die Liebe des Heideröslein und wird wieder erhört; beide erneuern die Schwüre ewiger Treue. Die Sympathie des Lesers für die Heldin der Geschichte hat sich aber bereits bis zum Gefrierpunkt abgekühlt und thaut nicht mehr auf, so viele Qualen das Heideröslein noch erleiden muß. Frau Van der Lohe in einem Anfall wahnsinnigen Hasses versucht mit höchst eigenen gräflichen Händen ihre Vorleserin zu erdrosseln: das ist dieser denn doch zu bunt und sie beschließt endlich, das Haus zu verlassen. Olga jedoch schmuggelt mit Wissen der Mutter John's ein kostbares Geschmeide in Rose's Koffer, die nun als Diebin gebrandmarkt abziehen muß. John Van der Lohe — man höre und staune — verlangt allen Ernstes von der Geliebten eine Erklärung, daß sie an dem Diebstahl unschuldig sei, was sie stolz verweigert. Ihre gerechte Entrüstung über sein schmähliches Mistrauen hält aber nicht lange vor; nach dem Tode seiner Mutter wird sie seine Frau.

Die Erfindungsgabe der Verfasserin ist nicht ihre starke Seite, dagegen verräth der Dialog, die Causerie Anmuth und Bildung; einzelne Episoden und Naturschilderungen sind wohl gelungen. Der Stil weist sehr viele jener Eigenthümlichkeiten, Vorzüge sowol als Schwächen, auf, durch welche das strickende und bestrickende Geschlecht der Schriftstellerinnen sich von den männlichen Autoren unterscheidet. Die Gestalten des Romans treten sehr anspruchsvoll auf und sprechen sehr gewählt meist durch die Blume; sie recitiren selbst in der Leidenschaft Verse, man glaubt sich in der besten Gesellschaft. Hinter den schönen Phrasen steckt aber keine Gesinnung: die vortrefflichen Eigenschaften, welche den Helden des Romans angedichtet werden, bestehen, sobald sie handeln müssen, die Probe sehr mangelhaft.

3. Anna Grossi. Novelle von Karl Mahlke. Jena, Costenoble. 2 M. 50 Pf.

Die Titelheldin, ein armes Mädchen aus dem Volke, von dem Grafen Hunt, einem vernehmen Wüstling, verführt, dann mit ihrem Kinde der Schande überlassen, wird von Verzweiflung über den Tod ihres Kindes und von Gewissensbissen zum Selbstmord getrieben.

Die höchst realistische Behandlung dieses äußerst heiklen Stoffes müßte abstoßen, hielte ihr nicht der sittliche Ernst und die edle Menschenliebe des Verfassers wohlthuend das Gleichgewicht. Der Autor widmet der Unglücklichen, welche sich ertränkt hat, den folgenden Nachruf:

Die Schlacken und der Schmuz der Erde, womit der Elende dich beworfen, den sterblichen Körper, nicht deine reine Seele haben sie befleckt. Nach kurzem Kampfe bist du zum ewigen Frieden eingegangen. Im Schwanenkleide der Unschuld weilst du auf einem fernen Sterne, in einer andern, bessern Welt. Du Glückliche! — Wollte er dich nicht glücklich machen? Weißt du's noch? Er hat es dir ja gesagt! Vergib ihm, daß er so Wort gehalten. Seine Strafe wird, ja sie wird! ihn dereinst ereilen. Du aber hast Ruhe, hast Frieden — armes, betrogenes Kind!

Und er schließt seine Erzählung mit den Worten:

Ein paar heiße Tropfen fielen mir auf die Hand. Ich fuhr über die Augen. Sie waren feucht. ¡Hatte ich sie auch geliebt?!

An der Apotheose der Sünderin vermag sich der unbefangene Leser nicht ohne Einschränkung zu betheiligen; einige Erschwerungsgründe verbieten denn doch, daß wir Anna Grossi von ihrer Schuld ganz freisprechen und sie nur als die unschuldige Märtyrerin einer Gesellschaft betrachten, welche, je ohnmächtiger sie ist, den Verführer zu bestrafen, die Verführte um so einseitiger und ungerechter verdammt. Würde eine mächtige, unausrottbare Leidenschaft Anna Grossi an ihren Verführer fesseln, so vermöchte gewiß niemand ihr das innige Mitleid, das wir einem Gretchen, einem Klärchen schenken, zu versagen, und wir könnten unsere Kritik mit dem schönen Spruche — dessen Geist in der Novelle lebendig zu werden sucht — schließen: „Im Gebiet der Liebe heißt alles verstehen — alles verzeihen!"

Allein Anna Grossi liebt den Grafen, der übrigens zu unliebenswürdig, ja abschreckend geschildert ist, eigentlich nicht; nur kindische Eitelkeit, Freude an Luxus und Wohlleben führt das unbedeutende, alltägliche Mädchen in die Arme dieses höchst erbärmlichen Wichts. So gänzlich unwissend, wie uns Anna's Tagebuch berichtet, kann jedoch ein nur halbwegs zurechnungsfähiges Wesen nicht in die plumpe Falle gehen. Wir entnehmen dem Tagebuch Anna's eine Scene zwischen der sterbenden Mutter, welche soeben den Tod ihres Mannes erfuhr, und der entehrten Tochter:

„Was!? Vater todt!? Und du! Gott! mein Kind! Was ist mit dir? Wie siehst du aus?" Dabei betastete sie mich mit fliegenden Händen und fiel dann plötzlich mit einem gellen, herzzerreißenden Schrei rückwärts in die Kissen. Als Großmutter hereingestürzt kam, war meine arme Mutter schon todt.

Erst jetzt also wird Anna sich ihres Zustandes bewußt, und sie schreibt in ihr Tagebuch:

Nun weiß ich alles! Früher glaubte ich, daß nur verheirathete Frauen Kinder bekämen. Weshalb hat mir denn niemand die Wahrheit gesagt! Es wäre ja nie so weit gekommen. O ich Unglückliche!

Einerseits geht hier der Dichter in der Nacktheit realistischer Darstellung über die Grenze des guten Geschmacks offenbar hinaus; andererseits muthet uns die Verfasserin des Tagebuchs zu, etwas absolut Unwahrscheinliches zu glauben. Ungeachtet dieser Ausstellungen, oder vielleicht auf Grund derselben, bin ich überzeugt, daß die Novelle „Anna Grossi", wäre sie in Paris von einem französischen Autor veröffentlicht, das ungemeinste Aufsehen erregen und großen Beifall finden würde. Dort beherrscht ja der Magdalenencultus die Romanliteratur ebenso wie das Theater. Wir Deutsche verhalten uns viel skeptischer gegen die Verherrlichung und Verklärung gefallener Weiblichkeit. Die Ueberzeugung, daß eine gute, sittliche Erziehung innerhalb der Familie, welche den Mädchen bei Zeiten feste Grundsätze einzuimpfen sucht, stets von einer sehr strenge richtenden öffentlichen Meinung unterstützt sein muß, läßt bei uns die sentimentale Schwärmerei für ein entehrtes Mädchen nicht aufkommen. So gänzlich wehr- und rettungslos, gewissermaßen einer moralischen Nothzucht a priori durch den Mann preisgegeben, ist das Weib weder von Natur noch durch die Cultur. Die Mitglieder des schönern, nach der Emancipation ringenden Geschlechts sind nicht die armen Lämmer, welche sich ohne weiteres von dem seine Opfer suchenden brüllenden Löwen der männlichen Sinnlichkeit verschlingen lassen müssen; sie wissen wohl was sie thun, und bezüglich der Frage, ob das Weib oder der böse Mann größere Schuld an dem Sündenfalle der Menschheit trägt, ist für mich die Bibel authentisch; auch heutzutage noch reicht in den meisten Fällen die Eva dem Adam den Apfel, und nicht umgekehrt.

Im übrigen verdient die Novelle in hohem Grade die Beachtung der Leser. Ein ungewöhnliches Erzählertalent läßt die „alte" Geschichte wieder „ewig neu" erscheinen, und die persönliche Beziehung des Dichters zu Anna Grossi mischt derselben einen sehr pikanten Reiz bei. Daß der gräfliche Wüstling an der Schwester des Erzählers ebenso schändlich wie an Anna Grossi handelte, brauchte der Leser gar nicht zu wissen. Die Motive der Haupthandlung sind stark genug, auch ohne diesen „Drücker" ein mächtiges Interesse zu erwecken.

4. Frische Blätter. Novellen von Konrad Telmann. Zweite Folge. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 6 M.

Der Titel der ersten Novelle: „Frag' mir nicht nach", steht als einzige Inschrift auf dem einsamen Grabe des wilden Ulrich von Rhaden. Diese Warnung erscheint wohl angebracht; die Neugierde, etwas Näheres über den Todten zu erfahren, wird durch die Mitwissenschaft der abscheulichsten Vorgänge hinreichend bestraft. Ulrich von Rhaden hat seinen Bruder Kurt ermordet, weil dieser mit der schönen Konstanze, Ulrich's Gemahlin, Ehebruch trieb. Der Sprosse dieser Sünde sühnt (?) später durch seine Heirath mit der außerehelichen Tochter (wenn ich die unsaubere Verwandtschaft richtig auffaßte) seines Onkels Ulrich den Fluch der Vergangenheit.

In der zweiten Novelle: „Das Jüngste Gericht", wettet ein Kreisrichter Höhnert, daß er innerhalb einer bestimmten Frist mit der allgemein geachteten schönen Hertha Ahldorf sich verloben werde. Hertha's Vetter Hilmar nimmt die Wette an. Das stets unerquickliche Thema wird ziemlich discret behandelt; die Wettenden und die Zeugen scheinen jedoch gar nicht zu ahnen, wie unwürdig sie sich benehmen. Ja Hilmar bildet sich sogar ein, er hätte durch Annahme der Wette sich zum Cavalier der beschimpften Hertha aufgeworfen. Er sagt: „Die kleine Cousine ist mir doch noch gar wohl bekannt aus Kindertagen, und die konnte ich nun einmal nicht zum Gegenstande einer leichtfertigen Wette gemacht sehen, ohne mein Theil dazu beizutragen."

Der Kreisrichter verliert die Wette und zieht sich aus der Affaire, indem er rasch eine andere Braut erwirbt und behauptet, er habe nur, um die Aufmerksamkeit von dem wahren Gegenstande seiner Neigung abzulenken, die Wette angeboten.

Die dritte Novelle: „Lang' ist's her", weiht uns in die aussichtslose Liebschaft eines adelichen Jünglings mit einem bürgerlichen Mädchen ein. Schon geben die Liebenden jede Hoffnung auf, da gelingt es der Vermittelung einer alten Frau, welche der Vater des Jünglings einst geliebt und dann treulos verlassen hat, ein glückliches Ende herbeizuführen.

In der vierten Novelle: „Waldschmetterling", findet ein, im Schmerz getäuschter Liebe die Welt fliehender Maler Heilung im Arm einer Försterstochter. Er läßt das unverdorbene Naturkind, den „Waldschmetterling", nicht mehr los und bleibt klugerweise mit seinem jungen Weibe im Walde wohnen.

Die Novelle „Klatschrosen" berichtet, wie durch das Geschwätz weiblicher und männlicher Kaffeebasen die Ver-

lobung eines jungen Paares rückgängig wird. Die Braut bereut, den Verleumdungen geglaubt zu haben, sucht entschlossen den Geliebten auf und erhält seine Verzeihung.

In der letzten Novelle: „Othello", will ein Schauspieler in der Titelrolle seine die Desdemona spielende Frau aus Eifersucht ermorden. Er wird daran verhindert und erkrankt aus Aufregung sehr gefährlich; die ungerecht angeschuldigte Frau pflegt ihn aufopfernd. Als er endlich genesen, stirbt sie infolge der Ueberanstrengungen und Seelenqualen.

So kurz nun der Inhalt jeder Novelle sich auf wenige Zeilen reduciren läßt, so führt der Dichter denselben so breit aus, daß der Leser, in der Literatur unserer rasch lebenden Zeit an mehr Uebersichtlichkeit und Beschränkung gewöhnt, sich die Mühe nicht verdrießen lassen darf, wie der Ritter durch das Waldgewirre zum Dornröschen, zu dem eigentlichen Kern der Handlung langsam durchzudringen. Gelingt ihm dies, wird er den vielen wirklich poetischen Schönheiten des Buchs volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein ideales Wollen, ein großer edler Drang, eine bewegliche, lebhafte Phantasie und eine bedeutende Darstellungsgabe, die hohe geistige Bildung verräth, strömen in diesen Novellen aus; aber das Uebermaß brünstigen Empfindens überflutet und sprengt gleich einem in Fluß gerathenen, allzu heiß glühenden Metalle die Form. Der Stil ist zu überladen — und wäre es auch mit Gold und Edelsteinen. Das meist einfache Gerüste der Handlung kann diese Ueberfülle des Beiwerks nicht recht tragen, wird vielmehr erdrückt von zahllosen Arabesken geistreicher und manchmal humoristischer Betrachtungen, von den vielen kunstvollen Kränzen und Sträußen der Reflexion, und den wilden Schlinggewächsen der träumerischen Stimmungspoesie einer weichen, schwärmerischen Seele. Die menschliche Staffage bleibt, besonders in den Waldidyllen (Novelle 1 und 4) zu sehr in dem Hintergrund, im verschwommenen Halbdunkel gegen die Naturschilderungen. In diesen weiß der Autor eine große Pracht der Scenerie zu entfalten; hier fühlen wir, daß er in den geheimsten Zauber der Natur eingedrungen ist. Aber auch hier betäubt er uns durch zu viel Blumenduft, Nachtigallenschlag, Mondschein, Bächleinrauschen, Geistergruß und halbwache Träumerei. Die Ueberschwenglichkeit führt nothwendig zur häufigen Wiederholung einzelner Ausdrücke, zur Monotonie. So begegnet uns z. B. das Wort Traum mit Variationen wie: träumerisch, traumhaft, traumbefangen u. s. w., in der Novelle „Waldschmetterling" mindestens sechzigmal. Ein Abglanz der Sagen- und Märchenwelt verklärt die Gestalten der Liebenden, die sich in Waldeinsamkeit finden, entrückt sie aber damit auch der Wirklichkeit allzu sehr.

5. Die Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. Berlin, Schneider u. Comp. 1880. 8. 5 M.

In der ersten Erzählung: „Der verlorene Kamerad", verliert ein junger Offizier von guten Anlagen durch sein unsittliches Verhältniß zu einer tief unter ihm stehenden Dirne Ehre und Stellung. In der zweiten: „Die Wette Schabernacks", brüstet sich ein reicher liederlicher Bummler, er werde das schönste Mädchen der Stadt, die Königin auf allen Bällen, trotz seines schlechten Rufs bald seine Braut nennen. Man widerspricht; es kommt zu einer Wette, die der Renommist, ungeachtet ein ehrenhafter Offizier bisher das Herz der Dame besaß, gewinnt. Nach Erreichung seines Zwecks löst er die Verlobung wieder auf, sinkt von Stufe zu Stufe und verkommt gänzlich. Der Ton des Vortrags in dieser Novelle hält sich zu sehr an die unter guten Bekannten am Wirthshaustisch übliche Gesprächsweise. Der ganze Vorgang gehört allerdings in den Bereich des Klatsches; ernsthaft ausgeführt verletzt er. Eine derartige Wette, die ja wol öfter vorgekommen ist und wieder vorkommen mag, bleibt eine so niedrige That, daß nicht blos die Wettenden, sondern auch alle Zeugen und Zuhörer, welche nicht sofort dagegen einschreiten und ihr Veto einlegen, sich damit selbst von der anständigen Gesellschaft ausschließen; man weicht ihnen nicht blos im Leben, sondern auch in Büchern gerne aus. Weshalb der Autor die beiden Geschichten dem Major in den Mund legt, kann ich nicht recht verstehen; denn der Major, der zwar behauptet, sie gingen ihn nahe an, spielt darin die nicht beneidenswerthe Rolle eines erfolglosen Vermittlers. Vielleicht wollte der Dichter, der seine geistigen Kinder stets liebt, dieselben nicht ohne leitende Hand lassen; aber sie bedürfen derselben nicht, sie sind kräftig genug, allein zu gehen. Beim Lesen möchte ich gerne zu einem vertraulichen tête-à-tête mit der Dichtung gelangen, und da stört es mich sehr, den langweiligen Major als Dritten im Bunde immer vis-à-vis zu haben; er verdirbt mir die Laune, wie ein Cicerone, der in der Gemäldegalerie durch sein Geplauder meine Gedanken von den Bildern, die er zu erklären vermeint, abzieht.

In der dritten Geschichte: „Flinserl's Glück und Ende", berichtet der Major ein eigenes Erlebniß, und hier, wo die Erzählung ohne Zwischenglied unmittelbar auf den Leser wirkt, kommt ein viel reinerer künstlerischer Eindruck zu Stande. „Flinserl", ein kleiner Hund, vermittelt die Bekanntschaft seines Herrn, eines deutschen Offiziers, mit der Tochter seines französischen Quartiergebers. Das Mädchen erwidert zwar die Liebe des Offiziers, allein der Haß gegen den Landesfeind verbietet ihr, ihm anzugehören. Um auf immer eine trennende Kluft zwischen sich und ihm zu errichten, schießt sie auf seinen Hund, der nun ganz unschuldig den Opfertod für den Kampf der Völker und die unheilvolle Liebe seines Herrn erleidet.

Das tragikomische Element dieser reizenden Episode aus dem Deutsch-Französischen Kriege gelangt zur vollsten Wirkung, und die Kritik kann dem Dichter herzlich zu einem schönen Erfolge gratuliren.

Hans Hopfen's Art und Weise zu schreiben liegt weitab von irgendeiner herkömmlichen Richtung oder Schule; er

läßt sich von der klassificirenden Kritik in keine allgemeine Rubrik einschachteln. Zwar wurde es schon oft versucht und der Dichter den „geistreichen Realisten" zugezählt. Allerdings, realistisch geht Hopfen zu Werke, und wenn er die Schicksale von Menschen, welche dem Sittengesetz trotzen und die äußere Ehre verloren haben, vor uns aufrollt, so bleibt hin und wieder ein, zartere Gemüther peinigender, unbefriedigender Rest übrig; man vermißt die künstlerische Versöhnung der Nothwendigkeit mit der Poesie. Das ist nun freilich im Leben, dem großen unlösbaren Räthsel, fast stets der Fall, da geht nur selten eine psychologische Rechnung ohne Bruch auf. Der Irrthum der rein realistischen Darstellung besteht nur darin, diese an der Wirklichkeit haftende Unfreiheit dem Kunstwerk, das diese Schranke nicht kennt, aufzuzwingen. Dies thut Hans Hopfen nie absichtlich; seine Photographien aus dem Leben sind nicht durchaus nüchtern, sondern von warmen Herzenstönen beseelt. Die Farben, mit denen er malt, sind freilich die seines eigenen Auges, nicht fremden Bildern abgelernt; aber gerade ihr kategorisches: „so und nicht anders seid ihr lebenswahr", sichert seinen Gestalten einen festen Umriß. Der Dichter der „Juschu" bemäntelt und beschönigt nichts; er schildert, theilweise auch in dem vorliegenden Buche, anrüchige, im Keime faule Verhältnisse zwischen Mann und Weib ohne Prüderie; er verschwendet seine Kraft an die Zeichnung von Charakteren, die, zu sittlicher Verwahrlosung neigend, dem Zug nach abwärts in die Abgründe des Daseins nicht widerstehen können und schließlich von ihren Standesgenossen und der ehrbaren Gesellschaft verachtet werden. Goethe sagte zwar: „Wer vor andern lange spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen." So schlimm steht es um unsern Dichter nicht; er schmeichelt nicht; sein männlicher, von der Phrase freier Stil buhlt nicht um den Beifall der Menge, aber er versteht doch seine Kunst zu gut, um pedantisch zu erzählen.

In den „Geschichten des Majors" bekundet Hans Hopfen aufs neue seine Begabung, sich in das Wesen fremder Zustände und Personen hineinzuversetzen und dann aus ihnen heraus zu sprechen. So viele und berühmte Soldatengeschichten ich kenne, bin ich doch gezwungen zu erklären, daß die Eigenthümlichkeiten des soldatischen Fühlens und Denkens kaum jemals so greifbar wahr und treffend geschildert worden sind wie in dem vorliegenden Buche. Der Leser athmet da in einer von dem Begriff einer besondern Standesehre und dem kriegerischen Kastengeiste durchtränkten Luft, in dem wirklichen Lebenselemente der Träger des zweierlei Tuchs. Jenseit dieser abgegrenzten Atmosphäre gibt es wol auch noch Menschen, vielleicht ganz liebe und nette Leute, aber es sind doch eben nur Civilisten, bei denen die geschriebenen, gewöhnlichen Gesetze gelten und nicht jener ungeschriebene, unbeschreibbare, weit über die bloße Pflichtforderung hinausragende, freudige, stolze Opfermuth des sein Leben für seinen Beruf einsetzenden Soldaten.

6. Aus Friedrich's des Großen Zeit. Vaterländische Erzählungen von Friedrich Adami. Zwei Bände. Berlin, Dümmler's Verlag. 1879. Gr. 16. Jeder Band 1 Mark.

Diese Erzählungen, welche, auf Grund umfassender Quellenstudien ihres Verfassers, den Zeitgeist und Localton genau treffen, dürfen als historische bezeichnet werden. Die Gestalt des großen Königs, der Preußen zu einer angesehenen Macht erhob und dadurch die Einigung Deutschlands unter einem Hohenzollern vorbereitete, bildet in den ersten drei Erzählungen den mehr oder weniger beleuchteten Angelpunkt aller Vorgänge, seien diese nun zu Novellen erweiterte Anekdoten, frei erfundene Geschichten, oder Episoden aus dem Kriegsleben.

Die ausführliche Charakteristik der in den Vordergrund gestellten Personen schwächt die Bedeutung der Hauptfigur (in der vierten Novelle ist diese der König Friedrich I.) nicht ab. Die novelliistische Form vertritt hier die Rolle eines leichten Kleides, das den Bau des Körpers mehr zeigt als verhüllt.

Wie der Kranke eine bittere Arznei leichter einnimmt, wenn sie mit Zucker gemischt ist, so greift das moderne Publikum mit Vorliebe nach Büchern, in welchen ihm die manchmal zu trockene historische Thatsache mit dem süßen Beiwerk der Romantik aufgetischt wird. In diesem, von der eigensinnigen Mode eifrig begehrten Gemenge kommt meist entweder der Roman oder die Geschichte zu kurz.

Dem Verfasser des Buchs gebührt daher Dank, daß er in der süßen Zugabe Maß hielt. Seine lebensvolle Darstellung, seine von Lobhudelei freie Loyalität für den Heldenkönig, seine warme Vaterlandsliebe sichern den Erzählungen einen weiten Kreis gleichgesinnter Leser.

Friedrich Karl Schubert.

Neue schwäbische Dichtungen.

Die Lorbern, welche man gegenwärtig mit plattdeutschen Dichtungen ernten kann, scheinen auch die Dichter anderer deutscher Volksstämme nicht schlafen zu lassen. In rühmlichem Wetteifer bieten die Dialektdichter ihre Gaben an, und es sieht fast so aus, als ob das Publikum, der allzu reichlich dargebotenen schriftdeutschen Gedichte müde, seine Gunst den Dialektdichtungen in höherm Maße schenken wollte, als dies vor wenigen Jahren noch der Fall war. Und diese Gunst verdienen die beiden uns vorliegenden Sammlungen schwäbischer Gedichte gewiß, deren eine von der würtembergisch-bairischen Grenze stammt, während die andere mitten aus dem Herzen des Schwabenlandes kommt.

Die erste Sammlung nennt sich:

1. Bis aufs Würzele. Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. Zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage von „Gau! Stau! Bleiba lau!“ Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser kennt das schwäbische Volk seiner Gegend „bis aufs Würzele“ und verwerthet diese Kenntniß ohne jegliche Linderung und Milderung. Infolge dessen haben die Gedichte größtentheils keinen allzu hohen Schwung, und ihre Pointe ist oft matt und nicht allzu fein, dafür freilich auch in der dichterischen Derbheit um so wahrer. So z. B.:

Fort hat der Brui klaget
Mit Recht wie mi's däucht,
Der Hopfa sei fäsig
Und d' Gersta sei z'leicht.
Doch huir ist d' Gerst nobel
Und Hopfa geits gnue,
Aber 's Bier ist it besser
Und thnir no darzue.
Die Banra, die schimpfet,
Wenns d' Wirthschaft it höert,
Und fresset und saufet
Huir mehr no als fert.

Daß der Verfasser dem bairischen Lande nahe steht, beweisen uns die vielen Gedichte, die sich mit dem Bier beschäftigen, doch nie so, daß sie gemein werden. Aber auch die feinern Seiten des Volkslebens weiß der Verfasser in einzelnen Gedichten glücklich darzustellen, und selbst Liebeslieder, das schwerste im Dialekt und besonders im schwäbischen, gelingen ihm, und wir finden unter denselben nur wenig Geschraubtes, dafür manches echt schwäbisch gedachte und gedichtete Liedlein, so „'s Resele“, „Liebesliadla“, „'s Schwälble“ und „Verliebt“:

Koi Schrittle, koi Trittle
Beim Tag, bei de Nächt,
Wo i a mei Schätzle
Jt tausedmal dächt.

Ja d' Sonna mueß 's wissa,
Der Mau und die Stern, —
's könnt 's Herzle verspringa,
So hau i di gern.

Koi Wünschle, koi Guetsla
Behalt i für mi,
Und alle Vaterunserla
Bet i für di!

Die Verse sind hier und da etwas holperig; störend ist der häufige Wechsel von iambischen und trochäischen Zeilen. Die Reinheit der Reime macht im Schwäbischen wenig Schwierigkeit, weil ja ei und eu, d und t, k und g in den meisten Fällen gleich gesprochen werden. Die Orthographie ist einfach, ohne alle so oft das Auge störende Bezeichnungen für die Aussprache. Der Dialekt ist der des schwäbischen Oberlandes, der — bezeichnend genug — mit seinem au, wo wir ô haben (schlaufen, blausen u. s. w.), uns Kernschwaben weit nicht so schön vorkommt als unser „reines“ Schwäbisch. Höchst selten findet sich ein unschwäbisches Wort, und auch die Wortstellung — ein schwieriger Punkt bei schwäbischen Gedichten — ist nie eine gezwungene, was für uns Schwaben meistens soviel heißt wie eine schriftdeutsche.

Ein bedeutenderes Talent als Wäckerle tritt uns in der zweiten Sammlung entgegen:

2. Hellauf Schwobeland! Schwäbische Gedichte von G. Seuffer. Stuttgart, Metzler. 1879. 8. 3 M.

Auch diese Gedichte beweisen uns, daß der Spaß, daß Schnurren und Schnacken sich weit besser dem Dialekt fügen als der Ernst des Lebens. Seuffer hat denn auch den allerlei alten und neuen im Schwabenland gangbaren und selbsterfundenen Schnurren einen großen Platz in seinen Gedichten eingeräumt, nämlich Abtheilung II „Schnitz und Schnalle“ und Abtheilung III „A Portio' allerloi“, während die zweite Abtheilung: „Jezt gang' e an's Brünnele“, der Liebe gewidmet ist. Das Derbe, welches einmal im schwäbischen Charakter liegt, vermeidet er keineswegs, hat aber nur selten übertrieben, z. B. „A Variatio'“:

Steh ich in finstrer Mitternacht
So vor mei'm Bett und 's ischt net g'macht,
No denk e': Himmelsackerment,
Wia faul doch au' dia Weibsleut' send!

oder:

Merkwürdig.

Und wenn e' me' fascht bucklig sauf'
Und 's grad d'rauf a'gsea hau',
Daß e' emol an Rausch au kriag,
'S will ebe no' net gau'!
Wohl aber koumt me' z'letzte — n — oft
A sotte Müade a',
Daß e', dees hat der Teufel g'sea,
No' nemme aufschtau ka'!

Daß selbst in diesen Uebertreibungen Wahrheit ist, macht sie nicht schöner und poetischer. Diese wenigen Gedichte abgerechnet, haben wir die ganze Sammlung mit großem Genuß gelesen und stehen nicht an, sie als das Beste zu bezeichnen, was je in schäbischen Versen geleistet worden ist. Der Verfasser kennt Volk und Sprache des ganzen Schwabenlandes, nicht blos einer Gegend wie Wäckerle, „bis aufs Würzele“, aber in vielen Gedichten copirt er nicht blos die Natur, sondern weiß sie poetisch zu verklären, und das ist gerade bei der Schwabennatur eine viel größere Kunst, als die im Reiche draußen sich nur träumen lassen. Wir führen aus den drei Abtheilungen einige Strophen an. Aus der ersten Abtheilung:

„Wenn d'r böse Buabe locket“,
Sait as Mütterle zum Kind,
„Folg' m'r'n net, weil 's gar so böse,
Böse, böse Buabe sind!“
Und 's klei' Mädele sieht d' Muatter
Auf dees na' gar ernschthaft a':
„Noi', de böse böse Buabe
Folg e' net, net z' denket dra'!
Aber gelt, wenn guata Buabe
Locket, muaß e' folgn g'schwind,
Weil's halt ebn gar so guate,
Gar so guate Buabe sind?“

Aus der dritten Abtheilung:

Was doch oft no' dia Herreleut'
Für dumme Name hant,
Karl Friedrich, Ludwig Theodor,
Ernst August, Ferdinand!

Die schwäbischen sind viel einfacher und laufen wie geschmiert:

No' ja, i' zum Exempel hoiß',
So lang m'r's denke thuet,
As Schulze=Deuse=Deuse=Deus (Matthäus),
Isch dees net kurz und guet?

Die eigentliche Probe seines Talents aber hat Seuffer bestanden in den Liebesliedern. Zwar gehen einige wie gleich das erste auf Stelzen, aber die Mehrzahl ist vortrefflich. Wie eine Parodie auf das leider auch in der schwäbischen Lyrik eingerissene Liebesgefasel sieht das folgende Gedicht aus, und ist doch nicht blos einmal im Schwabenland Wahrheit gewesen:

„Hascht du an schöane Schurz net a'!" —
„Jo, er isch schöa'!" sait d' Greth.
„Und au' so schöane Schtreifle dra'!" —
„Jo, se sind schöa'!" sait d' Greth.

„Und älle ganget na' so g'rad" —
„Jo, jo, so grad!" sait d' Greth.
„Hm, hm! wia moi'scht?' — „Hm, hm! akk'rat
Eso wia du!" sait d' Greth.

„Därf i' dei'n Alte froge, jo?" —
„Jo, frog' en no'!" sait d' Greth.
„Und isch 's em reacht, gelt, Greth derno?" —
„Jo, Hans, derno!" sait d' Greth.

Aber auch zartere Gefühle weiß Seuffer darzustellen:

Und dia Rösle send roth und dia Ilge send weiß,
Doch mei' Schatz hat vor Rösle=n= und Ilge de Preis!
Und dia Rehle send schlank und dia Rehle send zart,
Doch mei' Schatz isch no' schlanker und zarter von Art!

Und der Himmel isch blau und der Himmel isch rei',
Doch mei'm Schatz seine Aeugle gent hellere Schei'!
Und 's Kaffeele isch süaß, wenn me Zucker drei' keit,
Doch a Kuß von mei'm Schätzle isch 's Süaßesch wa' 's geit!

An diesem Gedicht stört nur das durchaus unschwäbische „von Art", und derartiges haben wir manchmal gefunden. Wörter wie „ephenumsponnen", „liebeskrank" und „morgenfrisch" dürften schwerlich in schwäbischem Munde zu finden sein. Wir wissen wohl, wie schwer es ist, dergleichen ganz zu vermeiden, und manchmal wird sich der Dichter darauf berufen können, daß er solche Ausdrücke eben doch im Munde unzweifelhafter echter Schwaben gehört hat, aber den schwäbischen Leser stören sie, ebenso wie einige unschwäbische Wortstellungen, zu welchen das Metrum oder der Reim den Dichter veranlaßt haben. Auch der Reim „beißt — geischt" ist kein Reim, und der richtige Reim „lacht — dacht" ist nicht schwäbisch, es müßte „denkt" heißen. Seuffer besitzt aber eine solche Herrschaft über seinen Dialekt und so viel dichterische Gewandtheit, daß er diese Dinge hätte sicherlich vermeiden können. Die Orthographie ist eine complicirte und wie uns scheint nicht sehr gelungene. St als Anlaut hätte füglich St nicht Scht geschrieben werden können, da der Schwabe es nicht wesentlich anders ausspricht als die meisten Deutschen. Wenn Sch geschrieben wurde, so hätte auch müssen d statt t geschrieben werden; schd entspräche dann am ehesten der schwäbischen Aussprache. Dagegen stören den Schwaben die i statt e (sind statt send), die a statt ô (hascht statt höschte), die u statt o (rum statt rom) und verleiten den Nichtschwaben zu falschem Lesen. Wie ungeschickt Seuffer's Schreibart ist, sieht man, sobald solche Worte im Reim stehen: Pfingschte und längschte — für den Schwaben ein ganz richtiger Reim, für den Nichtschwaben kein Reim. Ebenso glauben wir, daß die schwäbische Aussprache der Endung =en richtiger mit nasalem ã gegeben würde als mit e; denn selbst reines a (z. B. in dem Wort geba) kommt der schwäbischen Aussprache viel näher als reines e. Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„The Black Forest, its people and legends" (London, Strahan u. Comp.) ist der Titel eines Werks von L. G. Séguin, dem Verfasser von „Walks in Algiers", „The French village" u. s. w., mit 33 meist guten Illustrationen und 6 sorgfältig ausgeführten Specialkarten. Das ziemlich umfangreiche, hübsch ausgestattete Buch schildert Land und Leute im Schwarzwald in anziehender Weise, wobei alte Sagen mit einfließen, deren Ausschmückung jedoch mehr der Phantasie des Verfassers als der Realität angehört. Das von der Außenwelt noch abgeschlossene Gebiet mit allen seinen Reizen und Eigenthümlichkeiten wird namentlich den englischen und amerikanischen Touristen dringend empfohlen. Der Verfasser ruft ihnen zu, sie möchten nicht zögern, die romantische Gegend zu besuchen, „denn die Blüte der Einfachheit verwische sich gar bald": was unsers Wissens meistens erst durch die Touristen geschieht. Das Buch ist eine werthvolle Bereicherung der Reiseliteratur und in Anbetracht seiner belletristischen Zugabe um so mehr zu empfehlen.

Ein zweites interessantes Werk ist die Uebertragung von Schiller's „Glocke", „Ritter Toggenburg", „Gang nach dem Eisenhammer", „Mädchens Klage", „Kindesmörderin", „Kraniche des Ibycus" und „Ring des Polykrates" ins Englische mit gegenüberstehendem Texte von Andrew Wood (Edinburgh, Nimmo u. Comp.). Der Verfasser ist ein begeisterter Anhänger der Schiller'schen Lyrik, und seine Uebertragungen bekunden auch tüchtige Kenntniß der deutschen Sprache. In der Einleitung sind die Gedichte kritisch und erläuternd durchgenommen, wodurch das Verständniß des Inhalts vorbereitet wird. Was die Uebertragung selbst anlangt, so bleibt neben schöner Ausdrucksweise doch manches zu wünschen übrig, da einerseits der Schiller'sche Rhythmus dem Reim allzu oft geopfert ist, andererseits hier und da Verse auftreten, welche deutlich davon Zeugniß geben, daß der Uebersetzer in den tiefen, geheimen Sinn des Schiller'schen Ausdrucks nicht eingedrungen ist, was leider nur zu häufig bei Uebertragungen in fremde Sprache vorkommt.

— „Civilised Christianity" betitelt sich ein Buch,

welches bereits 1876 in zweiter Auflage bei Trübner u. Comp. in London erschien und ursprünglich die Erwiderung auf eine Schrift „Modern Christianity a civilised Heathenism" bildete. Der Autor, der strengsten Sekte der Dissenters angehörend, wendet sich darin, gestützt auf seinen reichen Schatz biblischen Wissens, in oft herben Worten gegen den Ultramontanismus und Ritualismus, die in neuester Zeit in England bekanntlich ohne Rückhalt hervortreten, und zeigt sich als eifriger Verfechter der freiern, wenn nicht der freiesten geistigen Richtung in Glaubenssachen.

— Von J. Baumgarten, dem gründlichen Kenner Frankreichs, seiner Zustände und Bewohner und namentlich des pariser Lebens, liegt ein neues Werk vor: „A travers la France Nouvelle" (Kassel, Kay). Das in bekannter sorgsamer Ausstattung prangende Buch enthält die Schilderung der sittlichen, literarischen und ethnographischen Zustände des heutigen Frankreich und hat, wie die frühern Werke Baumgarten's, den Vorzug, daß diese Schilderungen aus den Federn französischer Schriftsteller selbst hervorgingen und vom Verfasser, neben eigenen trefflichen Zugaben, zu einem einheitlichen Bilde vereinigt sind. Außer einer werthvollen Einleitung behandelt das Buch in vier Abschnitten die Literatur, das Theater und die Kunst; dann Paris, die Provinz und die Gesellschaft im allgemeinen. Dabei gehören die Namen der darüber berichtenden Autoren zu den wohlklingendsten, welche die heutige französische Literatur aufzuweisen hat.

Eines eigenthümlichen Erzeugnisses der französischen Poesie sei hier noch gedacht, nämlich der „Rythmes et Refrains" von Paul Ristelhuber (Lyon). Diese nur in 200 Exemplaren abgezogene, wenig umfangreiche Gedichtsammlung bekundet ein reiches dichterisches Gemüth, das sich in allen Gattungen der Lyrik zu bewegen weiß, besonders aber an Béranger erinnert. Das Werkchen, kaum für die Oeffentlichkeit bestimmt, trägt den Stempel der Originalität schon in der Ausstattung an sich, welche eher für das Zeitalter Molière's und Corneille's als für das 19. Jahrhundert geeignet ist.

— Aus der italienischen Literatur haben wir einige recht empfehlenswerthe Werke zu verzeichnen: „Storia del Medio Evo, specialmente d' Italia" von R. Fornelli (Turin, Paravia u. Comp.). Das gründlich wissenschaftliche Werk, von den Ursachen des Sturzes des römischen Weltreichs ausgehend, führt in blühender Sprache die lange Reihe der geschichtlichen Thatsachen auf, welche bis zum Schlusse des Mittelalters Deutschland und Italien zum Schauplatz heftiger Parteikämpfe machten. Ist auch die Heimat des Verfassers besonders ins Auge gefaßt, so spielten die Kämpfe der deutschen Kaiser gegen die päpstliche Hierarchie doch eine zu bedeutende Rolle, als daß Deutschland nur vorübergehend berührt wäre. Das Buch enthält außerdem ein chronologisches Verzeichniß aller geschichtlichen Vorgänge jener Zeit, bleibt aber hinsichtlich der Ausstattung hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück.

„Luigi Settembrini, Ricordanze della mia vita", mit Vorrede von Francesco de Sanctis, erster Band (Neapel, A. Morano). Luigi Settembrini, am 17. April 1813 geboren und 3. November 1876 gestorben, zählt zu den glühendsten Patrioten des jungen Italien. Schon als Kind sah er die Revolution von 1820 an sich vorüberziehen, an welcher alle seine Verwandten theilnahmen; an den beiden andern von 1848 und 1860 nahm er selbst thatkräftigen Antheil, und diese seine Erinnerungen, die leider unvollendet blieben wie so manches andere seiner Werke, schildert er in ergreifenden Worten. Es ist die Geschichte aller gebildeten Italiener jener denkwürdigen Zeit. In allen Mienen las man Rebellion, Haß gegen Tyrannei und gegen die Oesterreicher, Sehnsucht nach einem einheitlichen und freien Italien. Als Dichter und Schriftsteller von einfachem, fast kindlichem Gemüthe, verlor Settembrini nie die Hoffnung auf die Zukunft Italiens, und er konnte sich an seinem Lebensabend der theilweisen Erfüllung dieser Hoffnung erfreuen. Man muß diese „Erinnerungen" gelesen haben, um zu begreifen, was Patriotismus und Freiheitsdrang heißt.

Von demselben Verfasser und in demselben Verlage erschienen 1879 die „Scritti vari di letteratura, politica, ed arte", durchgesehen von F. Fiorentino, erster Band, gleichfalls unvollendet. Es ist eine gut zusammengestellte Auswahl der kleinen Werke, Reden und publicistischen Artikel, welche Settembrini kurz vor seinem Tode sammelte und die, von Fiorentino eingeleitet, seine politische Thätigkeit in das hellste Licht stellen. Da ist alles Leben und Freiheit des Geistes, Wärme des Gefühls und schwärmerische Liebe für alles Schöne, Edle und Gute. Wir empfehlen Settembrini's Werke unsern Lesern auf das angelegentlichste.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Der liebe Gott geht durch den Wald. Novelle. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 2 M.

Bäckström, E., Dagward Frei oder Wendens Fall 1577. Trauerspiel. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Schwedischen ins Deutsche übertragen von L. Attinghausen. Dorpat, Karow. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Bernewitz, G. Freih. v., Fantasie und Sage ausgesprochen in Balladen, Romanzen und erzählenden Gedichte. Dresden, Jaenicke. 8. 2 M.

Bleichrodt, R., Gedichte. Berlin, Haack. 1879. 12. 1 M. 20 Pf.

Bodemann, E., Jobst Hermann von Ilten. Ein hannoverscher Staatsmann des 17. und 18. Jahrhunderts. Hannover, Hahn. 1879. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 14ter Bd.: Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Gampe, T., Kambyses in Egypten. Tragödie. Dresden, Axt. 8. 1 M. 50 Pf.

Glaser, A., Wulfhilde. Ein Roman aus dem 13. Jahrhundert. Berlin, H. W. Müller. 8. 5 M.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 11tes Bdchn.: Auf rother Erde. Drama. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Gregorovius, F., Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des dreißigjährigen Kriegs. Stuttgart, Cotta. 1879. Gr. 8. 4 M.

Groß, F., Gedichte. Leipzig, Pfeil. 1879. 16. 1 M. 50 Pf.

Gurlitt, E., Von de Nordseestrand. Plattdütsche Gedichte. Leipzig, C. A. Koch. 8. 1 M. 60 Pf.

Habicht, L., In guten Händen. Drei Novellen. Berlin, H. W. Müller. 16. 2 M.

Hauff, G., Schillerstudien. Stuttgart, Abenheim. 8. 5 M.

Haushofer, M., Unhold, der Höhlenmensch, und Anderes. München, Th. Ackermann. 12. 2 M. 70 Pf.

Hetzel, Elisabeth, Vergangene Tage. Eine Basler Familiengeschichte. Basel, Bahnmaier. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Heusenstamm, T. Graf v. (T. Stamm), Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Horn, F., Lessing, Jesus und Kant. Zur 100jährigen Gedenkfeier von Nathan dem Weisen und der Erziehung des Menschengeschlechts. Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 M. 20 Pf.

Hülsen, Helene v., Elimar. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 7 M. 50 Pf.

Husen, C. v., Nausikaa. Der Tempel von Dodona. Roman aus dem Griechischen. 8. 6 M.

Imelmann, J., Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von E. Grisebach. Stuttgart, Kröner. 12. 3 M.

Knapp, J., Gedichte. Ludwigsburg, Neubert. 1879. 12. 4 M. 50 Pf.

Kruse, H., Seegeschichten. Kleine Dichtungen. Stuttgart, Cotta. 12. 4 M.

Latendorf, F., Zur Erinnerung an Fritz Reuter. Verschollene Gedichte Reuters, nebst volksthümlichen und wissenschaftlichen Reuter-Studien. Pöseneck, Latendorf. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Liard, L., Die neuere englische Logik. Autorisirte Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, Denicke. 8. 3 M.

Liebermann von Sonnenberg, M., Gedichte. Berlin, Denicke. 1879. 8. 3 M.

Moy, K. v., Ein deutscher Standesherr. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.

Pervanoglu, J., Historische Bilder aus dem byzantinischen Reich. II. Kaiser Alexius. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Vierte Auflage.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Gebunden in 9 Bände 27 M.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten Vertretern der poetischen Uebersetzungskunst herausgegebenen Uebertragung von Shakespeare's dramatischen Werken finden immer allgemeinere Anerkennung, wie das Erscheinen der vorliegenden vierten Auflage bezeugt. Jedes Drama ist von einer literargeschichtlichen Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, und die Schlußlieferung enthält einen „Rückblick auf Shakespeare's Leben und Schaffen" vom Herausgeber. Ein **Prospect** über die Ausgabe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage
nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das berühmte Werk des französischen Gelehrten und Akademikers Renan hat auch in Deutschland neben Strauß' „Leben Jesu" vielfache Beachtung und Verbreitung gefunden und wird stets als ein wichtiger Beitrag zur Auffassung des Christenthums für Theologen wie Nichttheologen hervorragendes Interesse bewahren. In die vorliegende vierte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen worden.

In demselben Verlage erschien:

Renan, Ernest. Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Carton. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderungen in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

Dreizehnter Band.

Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Bekannt ist, welch tiefgreifenden Einfluß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus England herübergekommenen Schauspielertruppen auf die Entwickelung der deutschen Bühnenkunst und der deutschen dramatischen Dichtung ausgeübt haben. Die von diesen Englischen Komödianten aufgeführten Schauspiele sind aber nur in alten schwer zugänglichen Drucken zu finden; vorliegende Sammlung, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, darf daher der Theilnahme aller Literatur- und Theaterfreunde sicher sein.

Der 1. bis 12. Band der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" enthalten:

1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.

Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika.

Von

Heinrich Semler.

8. Geh. 7 M.

Der in San-Francisco lebende Verfasser hat sich der sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen, eine Geschichte der zahlreichen Communisten- und Socialistengemeinden, die sich in Nordamerika bildeten und fast sämmtlich nach kurzem Bestande wieder zerfallen sind, auf Grund authentischer Documente zu schreiben. Er bietet damit außerordentlich viel neues Material zur wirksamen Bekämpfung socialdemokratischer Vorspiegelungen und Irrthümer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rama.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von

Arnold Beer.

8. Geh. 2 M. 40 Pf.

Der Dichter, der sich bereits durch eine Reihe poetischer Dramen bekannt gemacht hat, legte dieser neuen Dichtung einen Stoff aus dem Göttermythos der Inder zu Grunde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Akademische Lesehalle Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 5. Februar 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Robert Waldmüller. — Neueste Romane. Von J. J. Honegger. — Hermann Uhde als Historiograph des hamburger Stadttheaters. (Beschluß.) — Die Heimat der Arier. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

„Je me méfie d'un général duquel on dit: il n'a que l'esprit de son métier. Ôtez-le de là, dit-on, c'est un sot. Je suis tenté de croire qu'il est là comme ailleurs.“ So urtheilt der Fürst von Ligne. Es gibt aber nach der Seite des Geistes auch Ueberschüsse, welche das Gleichgewicht fortwährend stören. Verglichen mit Organisationen dieser Art haben es die von dem witzigen Fürsten als sots Abgefertigten leicht, einen Platz im Leben auszufüllen. Zu jenen andern zählte Ferdinand Kürnberger. Bisjetzt hat man durch die bei seinem Tode laut gewordenen Urtheile der Tagespresse im wesentlichen nur erfahren, daß seine Dichtungen zu sehr im Kopfe ihren Ursprung hatten, wogegen seine Kritiken zu sehr aus den Regionen des Herzens kamen. Es wird sich der Mühe lohnen, psychologisch — und jetzt muß leider hinzugefügt werden, auch pathologisch — näher zu ermitteln, in welcher Weise sich die Abnormitäten in Kürnberger's schriftstellerischer Erscheinung erklären lassen, und ein liebevoll den Dingen auf den Grund blickendes Auge wird früher oder später wol den Nachweis führen dürfen, daß wir alle Ursache haben, hinter jenen Abnormitäten eine bedeutendere Persönlichkeit zu erkennen, als im allgemeinen angenommen wird. Diese Zeilen wollen den Hütern seines schriftstellerischen Nachlasses den Anstoß geben, sich über dessen Beschaffenheit und die Aussicht auf baldige Veröffentlichung zu äußern. Es wäre zu beklagen, wenn sich das Interesse der Lesewelt nicht in ausreichendem Maße für denselben anregen ließe, um einen Verleger für die Herausgabe dieser Schätze geneigt zu stimmen.

In der Vorrede zu seinen „Literarischen Herzenssachen“ (Wien 1877) sagte Kürnberger darüber: „Es hat sich durch einen gewissen Geist des Zögerns und Zauderns so viel Buchmaterial in meinem Pult gesammelt, daß ich vor demselben fast wie vor meinem eigenen Nachlasse stehe und mich nun ernstlich zusammennehme, mir selbst die Dienste eines Herausgebers zu leisten, ehe sich ein Fremder dazu entschließen muß.“

Fünf oder sechs Jahre, fügt er hinzu, hoffe er alljährlich einen Band herausgeben zu können.

Der Tod hat diese Hoffnung vereitelt. Ein anderer wird nun doch die Dienste des Herausgebers leisten müssen. Daß diese gewiß nicht leichte Arbeit bald in Angriff genommen werden möge, ist ein Wunsch, der vor allem gerechtfertigt erscheint, falls sich bestätigen sollte, daß der Nachlaß zum großen Theil aus Reflexionen und Kritiken besteht, also aus ähnlichen Arbeiten wie die vorerwähnten „Herzenssachen“, aus den „Siegelringen“ u. s. w., Abhandlungen, die ihren Ursprung unmittelbaren Anregungen verdankten und deren heftige, oder doch wenigstens zumeist leidenschaftlich erregte Sprache im Laufe der Jahre unverständlicher sein wird, als dies jetzt noch der Fall ist. In der erwähnten Vorrede hat Kürnberger den Uebelstand der schwindenden Verständlichkeit schon selbst in Erwägung gezogen. Es handelte sich um jenes rücksichtslos die Geisel schwingende Feuilleton, das den fulminanten Titel führte: „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige“, eine Ueberschrift, deren Wucht vor allem dort empfunden wurde, wo man gewohnt ist, an den Kirchenthüren als Entgelt für gewisse Bußen und Opfer „einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß“ ausgeboten zu sehen. Diesen modernen Tezels galt dennoch jene Abfertigung in keiner Weise; sie bekamen ihren Theil an der vollkommenen Ohrfeige nur beiläufig durch die Ueberschrift, die dem Jargon des Ablaßkramhandels parodistisch ihre Großmäuligkeit entlehnte. Die hundertjährige vollkommene Ohrfeige galt „den pöbelhaften Schmähbriefen der Reptilien“, um Kürnberger's eigene Worte anzuführen, „die mir im Laufe des Deutsch-Französischen Kriegs meine deutschgesinnte Publicistik zu-

zog. . . . Betroffen, fast erschreckt von dem starken Ton dieser Schrift, der so dicht an die äußerste literarische Grenze ging, meinte ein entschieden wohlwollender und urtheilstüchtiger Kritiker: ich hätte ein paar Proben jener Schmähbriefe mittheilen sollen, um eine so sanglante Abfertigung zu rechtfertigen. Aber wenn ein civilisirter Literat schon an die Grenze des literarischen Tons vorrückt, wird dann der Ton des obscursten und obscönsten Zuavenpöbels ein solcher gewesen sein, der sich in guter Gesellschaft nur nachsagen läßt, geschweige daß er sogar auch noch druckfähig wäre?"

Wir haben seitdem Licht erhalten über die Allianzplane, welche im Jahre 1870 zwischen Wien und Paris schon über das Stadium der Vorbereitungen hinaus waren. Ohne die „affenartige Geschwindigkeit" der deutschen Heere hätte sich etwas im Rücken unserer Armeen gerührt, das mächtig genug war, auch andern misgünstigen Vettern zum lauten Dreinreden Muth zu machen. Es mag unvergessen bleiben, daß Kürnberger in jenen Tagen, wo Wien und Paris liebäugelten, der kühnste Wortführer des damals so kleinen Häufleins österreichischer Männer war, die trotz des Jahres 1866 treu zu Deutschland hielten.

Vorausgegangen war der „hundertjährigen vollkommenen Ohrfeige" schon jenes köstlich den Nagel auf den Kopf treffende Sendschreiben Kürnberger's an Victor Hugo. Ich hatte Victor Hugo im Frühling 1867, als eben die luxemburger Differenz gegen die Wünsche der französischen Chauvinisten beigelegt worden war, auf der Insel Guernsey kennen gelernt, und der damals empfangene Eindruck, daß Victor Hugo Chauvinist im übelsten Sinne sei, hatte seitdem in mehrfacher Weise Bestätigung gefunden. Kürnberger's Brief an ihn lieh meiner im Jahre 1867 in der „Gartenlaube" veröffentlichten Schilderung jenes unerquicklichen Eindrucks nachträglich die unauslöschlich markanten Züge, die nach langjähriger Ueberschätzung alles irgend von „dem großen Phraseologen" Ausgegangenen, seinem Werth und seinem Wesen in Deutschland endlich ein allseitig faßliches Gepräge gaben.*)

In jener Zeit haben wir, Kürnberger und ich, einmal Briefe gewechselt, ohne daß im übrigen unser Zusammenhang ein näherer geworden wäre, auch nicht als einige Jahre später mir zufällig eine Nummer der wiener „Deutschen Zeitung" mit dem originellen Aufsatz zu Gesicht kam, zu welchem ihm mein in Steiermark spielender Roman „Schloß Roncanet" Veranlassung gegeben hatte, ein Aufsatz, der seitdem in Kürnberger's „Literarischen Herzenssachen" Aufnahme gefunden hat. Der Brief, mit dem er eine Anzahl Abdrücke jenes Feuilletons begleitete, mag den Schluß dieser kurzen Gedenkworte an den Verstorbenen bilden. Was er über die „pathologische Theilnahme" sagt, die alles, was Kunst und Poesie betrifft, in ihm hervorrufe, ist, wie ich glaube, ein so interessanter Beitrag zum Verständniß dieses merkwürdigen Mannes, daß die Veröffentlichung des Briefs keiner Rechtfertigung bedarf.

„Wien, den 12. Juni 1874.

„Sehr geehrter Herr!

„Ich habe Ihnen heute unter Kreuzband und frankirt fünf Exemplare der «Deutschen Zeitung» geschickt, die hoffentlich im besten Wohlsein ankommen. . . . Ihre Meinung von meiner kritischen Thätigkeit muß ich zu meinem Bedauern so stark berichtigen, daß das Gegentheil herauskommt. . . . Ich habe gar keinen «Lesetisch». «Schloß Roncanet» mußte ich mir erst bei einem Bekannten ausborgen und viele Wochen darauf warten, weil er die vier Bände selbst in Weiberkreise geborgt hatte. Ich habe mich weder bei der «Deutschen Zeitung» noch je bei irgendeinem Journal auf Bücherkritik verpflichten lassen, und wie ich denke aus wohlweislichen Gründen.

„Erstens fühle ich mich selbst als producirenden Poeten, und wenn ich leider vier Bände Feuilletons in die Welt setzte, so bedeutet das viel weniger meine eigene Wahl und Neigung als den Mangel eines Anlagekapitals, womit man größere Werke mit Ruhe, Muße und zusammenhängenden Gedanken hervorbringt.

„Zweitens aber versetzt mich alles, was Kunst und Poesie betrifft, in einen solchen Zustand pathologischer Theilnahme, daß ich fast zu Grunde gehe an dem Unterschied zwischen Kritiker und kritischem Schriftsteller. Ich halte tage-, manchmal wochenlang leidenschaftliche Monologe entweder mit dem Autor oder mit dem Publikum, und zwar in einer Sprache, welche dem Ezechiel, dem Jesaias oder der Apokalypse ähnlicher sieht als dem Prutz oder Gottschall. Glaube ich den Vulkan endlich so weit abgekühlt, daß ich zu schreiben anfangen kann wie ein gesitteter Mensch eines zahmen Jahrhunderts, so geschieht auch das unter beständigen Rückfällen und ich habe mir Zeile für Zeile meinen Weg zu bahnen, wie wenn man durch Felsen nicht mit Sprengpulver, sondern mit der Harke gehen wollte. Es mag dann zuletzt freilich die Eigenthümlichkeit entstehen, daß ich mir eine publicistische Sprache erringe, einerseits frei von der Schablone und andererseits noch gewürzt mit dem Reize einer theilnehmenden Innigkeit, zu welcher der allzu drangvolle Eifer gesänftigt worden: was aber diese Processe gekostet haben, davon ist besser zu schweigen.

„In der That thue ich das und schließe nur noch mit dem Wunsche, daß Freunde und Freundinnen, denen Sie diese Blätter vertheilen, etwas von dem Vergnügen, das Sie ihnen zu machen hoffen, wirklich empfinden mögen.

Ihr ergebenster Ferdinand Kürnberger."

Robert Waldmüller.

*) Victor Hugo als Poet gehört doch noch immer zu den größten unsers Jahrhunderts. D. Red.

Neueste Romane.

1. Auf schiefer Ebene. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 10 M.
2. Schuld und Sühne. Roman von Ewald August König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 18 M.
3. Deutscher Adel. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1880. 8. 6 M.

Ein großes Lebens- und Gesellschaftsbild modernsten Schlags; eine ausgesprochene Criminalgeschichte; zwei humoristische Erzählungen von so losem Zusammenhang, daß wenigstens die erste eigentlich blos unter dem Titel Federzeichnung passiren mag — alles Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart: das sind unsere obigen Vorlagen.

Johannes van Dewall (Nr. 1) führt uns in hohe und höchste Kreise; es ist Hofluft, die wir in diesen Regionen einathmen; aber sie bekommt unsern Lungen übel, und der Schlußeindruck der ganzen Entwickelung ist ein über die maßen trauriger. „Auf schiefer Ebene"; ja wohl, sie ist sogar sehr schief und führt mählich herab in die vernichtende Tiefe. Ein Held ist da im streng tragischen Sinne des Wortes, freilich ein durch und durch passiver, rettungslos dem Untergange geweiht. Die Geschichte, die in den Kreisen eines mittelstaatlichen deutschen Fürstenhofs abspielt, ist in ein paar Sätzen gegeben. Der Hofmarschall von Wahlendorf, ein schöner, liebenswürdiger, gewandter, dazu durchaus gutmüthiger und redlich denkender Cavalier, die Zierde des Hofs, von Männern und Frauen verzogen und gefeiert, erfreut sich einer ganz ausnahmsweisen Gunst, indem eine der Prinzessinnen des königlichen Hauses, eine etwas zu sehr idealistisch-poetisch schwärmende, aber überaus edel denkende Dame, ihn liebt und trotz der etwas fatalen Schranke des Standesunterschiedes jeden Augenblick bereit wäre, ihm die Hand zu bieten. Da fällt das leicht entzündliche Herz des vom Glücke verwöhnten Mannes in die Schlingen einer durch fremdartig blendende Schönheit hervorragenden Creolin aus spanischem Adel, der Tochter Mariquita des Marquis de Senza-Costa, Minenbesitzers aus Cuba, der am Hof als Millionär eingeführt ist und sich als solcher beträgt; Wahlendorf heirathet die noch ganz junge Dame und damit ist sein Schicksal beschlossen. Mariquita, ein diabolisches Weib, in ihrer Art noch unvergleichlich ärger verzogen als der Hofmarschall und mit den schlechtesten natürlichen Instincten ausgestattet, ohne auch nur die schattenhafte Idee von Pflicht oder Bestimmung des Weibes, träg, genußsüchtig, roh, nichts auf der Welt kennend und erjagend als Schein und unnatürliche Zerstreuung, Hohlheit und Willkür, nicht einmal des Gefühls der Liebe fähig, ist eine rasende Spielerin, um so schlimmer, als der geträumte Millionär von Vater durch die spanische Misregierung und die Wirren auf der unsichern Insel zum Bettler herabgebracht wird. Das Weib und dann zwei von ihr gleich erzogene Töchter sind für den armen Wahlendorf ein Abgrund, der alles verschlingt, ein Hunderttausend ums andere und, wenn der Mann es nicht mehr beschaffen kann, die auf unredlichstem Weg erspielten oder erschlichenen Summen der Intimen des Hauses. Das saubere Kleeblatt wandelt immer auf Wegen, die nicht blos hart an der Linie des Criminalverbrechens hinstreifen, sondern sie bereits überschritten haben. Der arme Mann aber, in die Schönheit des Weibes vernarrt, sieht lange Jahre hindurch eigentlich nichts von dem unseligen Treiben, will sich dann durch gewagte Speculationen herausziehen, die ihn nur tiefer in Schulden bringen, läßt trotz vieler guten Vorsätze, die er faßt, die Dinge ganz eigentlich aus Furcht vor der Frau, deren Sklave oder Lakai er geworden, gehen, so lange sie gehen mögen, ahnt aber das Schlimmste gar nicht. Als ihm endlich auf einen Schlag Licht wird, das in die volle finanzielle und moralische Verdorbenheit seiner Familie hineinleuchtet, da ist er gebrochen und jagt sich eine Kugel ins Herz. Das heillose Weib, dem nur der Skandal ungelegen kommt, hat kein feineres Wort als: Ce monstre, il s'est tué!

Das ist ein ungemein trübseliger Proceß von etwa 25 Jahren Länge; wir sehen den Mann consequent von Stufe zu Stufe absteigen, unrettbar dem Abgrunde zutreiben, den Günstling des Glücks und der Menschen innerlich und äußerlich verfallen, erst weil die Liebe ihn blind macht und dann weil er nie einen Funken von Energie zu entwickeln weiß. Das Schauspiel ist höchst betrübend, ja verletzend; bestreiten läßt sich ja nicht, daß es seine psychische Berechtigung hat und auch genugsam im praktischen Leben seine Illustration findet, wenn auch nicht gerade in dieser erschreckend schroffen Form. Es muß aber einen sehr getheilten Eindruck hinterlassen. Was sollen wir mit einem Mann anfangen, der kein Mann ist, sondern eine Puppe und zwar die einer Elenden? Mitleid, Trauer, das Achselzucken über die unbegreifliche Schwäche, der Haß gegen die verderbliche Frau, der mit Kummer gemischte Zorn, die Aufregung über das unter den luxuriösesten Formen und dem Taumel tollen Weltlebens versteckte Elend, das doch auch vor dem Ende schon in einzelnen Gewaltscenen ausbricht: kurz, die verschiedenartigsten Gefühle begleiten den heillosen Proceß, und schließlich müßten wir sein trauriges Opfer verachten, wäre es nicht gar zu unglücklich.

Die Reihe der handelnden Personen ist so vollständig und mit den buntesten Charakteren ausstaffirt, daß der ganze Kreis eines kleinen Residenzlebens nach allen Seiten umrahmt erscheint. Da treten Gestalten auf wie die folgenden: einige königliche Prinzen, die in jugendlicher Freiheit gutmüthig ungenirt das Leben genießen; die alte Prinzessin Friederike, ziemlich keifend und intriguant; die obengenannte Prinzessin Aurelie, Wahlendorf's hochsinnige

Freundin, die sich schließlich in still zurückgezogener Ehe resignirt; eine Anzahl von Adelichen in Civil oder Militär, mit und ohne Hofämter und Titel, verschiedensten Charakters, meist Lebemänner, die wir in ihren hochfeinen Clubs und beim Spiel heimisch treffen. Es sind Menschen von sehr ungleichem Werth darunter: so ein Graf, der von Wahlendorf, dessen Hausehre er angetastet hat, im Duell erschossen wird; ein dicker, pustender, etwas lächerlicher und schwatzhafter, aber gutmüthiger Rittmeister, den die abscheuliche Hofmarschallin in aller Form so zu rupfen versteht, daß er fast zum Bettler wird; ein etwas schwerfälliger reicher Gutsbesitzer, der edelsinnig genug ist, ein Vermögen, für das er keine Erben hat, Wahlendorf's ältester Tochter, die nur vom Vater innig geliebt, von Mutter und Schwestern dagegen als Aschenbrödel zurückgesetzt ist, zu verschreiben, damit diese aufs gründlichste von den andern unterschiedene feine und edle Dame nicht auch in den Schiffbruch des Hauses mit hineingerissen und über die gemeinsten Lebenssorgen hinausgehoben bleibe. Mehr und mehr aber werden jene Kreise und das ganze Treiben schlimmer, verdächtiger: russische und italienische Prinzen mit echten und erlogenen Namen, jedenfalls aber von sehr unechtem Gehalt, pariser Elegants, zweifelhafte Frauen mit schillerndem Namen, vorgespiegeltem großen Vermögen und noch größern Ansprüchen, männliche und weibliche Roués und Spieler bis herab zur Demi-Monde. Da ist ferner ein dem Hofe nahestehender gefeierter Künstler mit seiner kleinen schönen Freundin, die er, um dem Gemunkel der Philisterkreise zu begegnen, zu seiner Gemahlin erhebt, wodurch die beiden feinen Gestalten sich ein ungemein glückliches und anziehendes Familienleben gründen. Da ist der Kammerdiener und Vertraute der alten plaudersüchtigen Prinzessin, „der Minister" genannt, ein gewandter, übrigens redlicher und gutmeinender Mann, der seinen Einfluß nur zum Besten verwendet. Da ist dessen studirender Neffe, der als Bergmann in die Neue Welt geht, sich da bedeutendes Vermögen macht, die wohlgerathene Tochter des unglücklichen Hofmarschalls zur Gattin gewinnt und dessen letztes Familiengut, als es eben auch unter den Hammer gekommen, an sich zieht, um als Gutsbesitzer glücklich und unabhängig sein ferneres Leben den Pflichten der Familie zu widmen. Kurz, wir stoßen so ziemlich auf alle Stände, auf Charaktere aller Arten, richtig und einfach nach dem Leben gezeichnet; das Gemälde ist bunt, wechselvoll, reichhaltig. Das stärkste romantische Element liegt in dem spätern Lebenslaufe des alten spanischen Marquis, der als abgezehrter Abenteurer in der Neuen Welt herumstreift, immer mit der Hoffnung, noch große Minenschätze zu finden und wieder Millionär zu werden. Es ist die allermodernste Welt, gut und schlecht, die da in einem buntfarbigen Kaleidoskop unsern Augen vorüberzieht; denn die Geschichte spielt in der unmittelbaren Gegenwart; selbst ein Stück von dem neuesten Gründer- und Schwindlerthum reicht in diese bewegten Carrièren herein.

Die Sprache ist einfach, natürlich; die Charakteristik zutreffend; der Aufbau der Handlung ohne Zweifel consequent; die vielfach schillernde Welt, hinter deren Flittern aber immer warnend das Haupt des verhängnißvoll getroffenen Mannes hervorschaut, läßt keine Ermüdung aufkommen; seelische Interessen sprechen vertiefend mit. Der gemessene Ton paßt zu dem Kreise der handelnden Personen.

Alles in allem ein guter Roman, ohne indeß charakteristisch hervorzuragen. Einzelne Sprachmängel: „die er beinah ganz vergessen hatte über diesen unerwarteten Besuch" . . . „so hätte er seinen Freund noch dort begegnen können" . . . „Immer häufiger konnte man daher einen alten, vornehm aussehenden Herrn, des Sommers vor sechs Uhr, im Winter um acht, die Avenue Josephine hinunter gehen sehen, in bequemem Paradecostüm und begleitet von einem großen, schönen Hunde, welchen die Straßenreiniger und die Arbeitsleute höflich grüßten". Wen, den Herrn oder den Hund?

Wenn wir mit dem eben besprochenen Werke bereits hart an die Verbrecherwelt streiften, so fallen wir mit dem nächsten mitten in dieselbe hinein.

Der vierbändige Roman „Schuld und Sühne" von Ewald August König (Nr. 2) ist der neueste von dreien dieses Autors, die alle in unmittelbarer Folge dem Gebiete der Criminalgeschichte angehören; auch sind die Art der Erfindung, Aufbau und Abwickelung der Handlung, Verschlingung und Auflösung des Knotens, die Motivirung, ja selbst die Personencharakteristik, zumal die zwei mitspielenden Hauptklassen: die Verbrecher und ihre Entdecker, in allen dreien auffallend übereinstimmend. Als fundamentaler Anziehungspunkt ist immer das Mysteriöse verwendet, das mit mehr oder weniger Aufwand von Scharfsinn und kunstvoller Verschlingung aufgedeckt werden soll. Der Apparat ist ein Spinnennetz, dessen Fäden sich um die schuldigen Opfer Masche um Masche zusammenziehen, bis diese darin hängen bleiben. Daß es aber drei Romane sind von dieser absoluten Gleichförmigkeit des innern Wesens, das ist zu viel, und alle Gewandtheit des Talentes kann nicht verhindern, daß nicht der Leser, der allzu lange in diesen Verbrecherregionen festgehalten ist, von dem Gefühl der Ermüdung beschlichen werde und damit zugleich von der dem Autor nicht günstigen Vorstellung: sein Talent habe sich in eine einseitige Bahn verrannt; die Erfindung sei nicht mehr kräftig genug, um sich in natürlichern Kreisen mit Geschick zu bewegen, und es bedürfe der Stimulation durch die immer etwas gewaltsam eingreifende Luft der Verbrecherwelt, um zu fesseln. Der redlichste Rath, der dem Verfasser im Interesse seines Namens gegeben werden kann, ist ohne allen Zweifel der, daß er sich wieder auf einem andern Gebiet versuche.

Ich bin gern geneigt, die Vorzüge seiner Schreibart anzuerkennen, und habe sie früher bei einem der drei Romane mit großer Entschiedenheit herausgehoben, Bedenken zurückdrängend, die mir damals schon aufsteigen wollten; sie sind noch nicht verloren gegangen, diese Vorzüge, aber

zurückgetreten. Der nahe liegenden Gefahr, in die Mache des ordinären Leihbibliothekromans hinunterzusinken, hat sich Ewald August König auch jetzt noch mit glücklichem Takt erwehrt. Doch ist die Ver- und Entwickelung der Handlung consequent, ungezwungen und auch nicht einen Augenblick stockend, der sehr complicirte Aufbau regelrecht, die seelische Motivirung natürlich, die Schreibweise ruhig, sicher, ungesucht und gerade durch diese Eigenschaften anziehend; die Erzählung fließt, darüber kann kein Zweifel sein. Es sind das fundamentale Eigenschaften, die den Verfasser eines frühern preisgekrönten Romans über dem Niveau halten. Als Verdienst ist ihm auch das anzurechnen, daß er uns gleich in medias res hineinwirft und sich niemals Abschweifungen erlaubt, die sich störend zwischen den Gang der Handlung hineinschieben. Aber den Gefahren, die in den gewählten Materien selbst liegen, läßt sich, wenn sie wiederholt aufgegriffen werden, kaum entgehen, und es ist mehr ein entschieden sich geltend machendes Gefühl als die nackte Kunstregel, was uns sagt, daß da bereits zu stark auf den rein materiellen Effect gearbeitet ist und der Verfasser sich „auf schiefer Ebene" bewegt.

Um absolut klar in das verwickelte Getriebe hineinzuschauen, müssen wir mathematisch genau verfahren, und das erste Mittel ist die strenge Gruppirung der handelnden Personenreihe. Es sind folgende Träger der Handlung und folgende wesentlich entscheidende Beziehungen:

Feodor Morris, Bankier, ein verwegen gewissenloser Specnlant, nach kleinen Anfängen reich geworden.

Harriet Gordon, Engländerin, seine zweite Gemahlin, eine blendende Schönheit, äußerlich hochmüthig, kalt, von geheimnißschwerer Vergangenheit mit furchtbaren Erfahrungen.

Bruno Morris, der Sohn, ein edler junger Mann.

Tödliche Feindschaft.

Ebenso: Haß auf den Tod.

Verlobte.

Hugo Eckart, Kaufmann, hat wegen Brandstiftung zehn Jahre Zuchthaus erduldet.

Susanne, geborene Palmer, seine treue und liebenswürdige kleine Frau.

Friedrich Palmer, ebenfalls Kaufmann, lange in England, ein schwer berechenbarer und verwegen wagender Kopf; abenteuerliche Schicksale, vagabundirendes Leben in vornehm zugeschnittenem Stil, Spielsucht und Verbrechen.

Palmer's Tochter Ada, die aber weder Vater noch Mutter kennt, ganz im Hause des Oheims Eckart aufgezogen; geistig und körperlich eine Prachterscheinung.

Auf die Beziehung dieser Personen hat nun der Autor eine höchst künstlich combinirte Handlung gebaut, die ebenso sehr zu äußern Verwickelungen wie zu seelischen Conflicten angethan ist.

Eckart und Morris waren Jugendfreunde und traten zu gleicher Zeit ins kaufmännische Leben ein. Der erstere, unbekannter mit den Finessen des Geschäfts, ließ sich durch den zweiten in sehr zweifelhafte Unternehmungen hineinführen und gar, als er am Rande des Bankerotts stand, überreden, sein Haus anzuzünden, um die Geschäftsbücher zu vernichten. Morris zog aus diesem ganzen faulen Treiben seinen Nutzen und baute zum Theil darauf die steigende Bedeutung des eigenen Hauses, denuncirte auch selber nach geschehener That den einstigen Schulfreund. Dieser tritt auf die Bühne nach abgesessener Strafzeit und mit dem einzigen treibenden Gedanken, den Verführer, der ihn um sein Lebensglück gebracht, zu vernichten. Ganz in der gleichen Stellung und Stimmung befindet sich Eckart's Schwager Palmer gegen die jetzige Gemahlin des Bankiers Morris, einstige Harriet Gordon. Er geht ebenso consequent und berechnend auf das Verderben dieser Dame aus. Erklärung: die Gordon war in England seine Frau; Ada ist ihre Tochter; die Gatten haben sich in Todfeindschaft getrennt und der Mann dabei die einzige Tochter für immer der Mutter entrissen. Und nun die Steigerung des Conflicts: während die beiden Schwäger unerbittlich an dem Untergang des Hauses Morris arbeiten, der eine gegen den Herrn, der andere gegen die Frau vorgehend, hat ihre Nichte und Tochter Ada mit dem jungen Morris den Bund fürs Leben geschlossen; die zwei jungen Herzen lieben sich mit allem Feuer und aller Innigkeit; aber wird das Schicksal ihre Vereinigung gestatten?

Episodisch tritt eine zweite Verwickelung hinzu mit folgenden Personen:

Berthold Frank, Kassirer des Hauses Morris.

Franz Gruben, Buchhalter desselben Hauses.

Dessen eben verlobte Schwester Mathilde, bisjetzt bei ihm lebend.

Frank ist ein heilloser geschliffener Heuchler und boshafter Teufel, der die Gruben im Herzen ingrimmig haßt, weil Mathilde in richtigem weiblichen Instinct die ihr angebotene Hand abgewiesen hat; die Gruben, Bruder und Schwester, sind brave, thätige und bescheidene Leute. Wie gewöhnlich aber begünstigt der dumme Zufall eine Zeit lang den Halunken und verfolgt die Gerechten: Gruben hat für den abwesenden Frank einen Tag lang das Kassengeschäft übernommen, und gerade während dieser Zeit seiner Verantwortlichkeit ist ein ganz unerklärlicher Kassendiebstahl vorgefallen und der verdächtigte Gruben wird entlassen. Damit eröffnet sich für diese Personen die Geschichte.

Aber auch das ist noch nicht genug. Ein Vagabund und Gewohnheitsdieb, Simon Deck, und ein wucherischer Geldwechsler, Riese, treten ebenfalls auf die Scene; Kassen- und Documentendiebstahl und ein durch jenen begangener

Raubmord, ausgeübt an des Herrn Morris alter Schwester, damit zusammenhängend die Entlarvung des heillosen Kassirers, der selber jenen ersten geheimnißvollen Diebstahl und daneben noch andere ehrlose Streiche gegen das Haus seines Principals verschuldet hat, machen die Reihe der Verbrechen voll.

Und dazu kommt zum Ueberfluß noch die Drohung auf Criminalanklage wegen Bigamie, die Palmer, der sich unter fremdem Namen als ihr böser Geist an die Fersen der Frau Morris geheftet hat, gegen diese seine frühere Gemahlin zu erheben bereit ist; sie hatte nach langer Trennung ihren ehemaligen Quälgeist für immer verschollen, etwa jenseit des Oceans, oder auch wol todt geglaubt. Daran knüpft der schreckenvolle Ausgang an, der nicht weniger als vierfachen gewaltsamen Tod einschließt. Palmer wird ermordet und der Verdacht der That auf die schöne Frau Morris gelenkt, welche durch Verzweiflung dazu bewogen worden sei. Obgleich sie die That nicht begangen, folgt sie doch aus Furcht vor den fast unvermeidlichen anderweitigen Entdeckungen und Folgen dem Rath des in ihr Geheimniß eingeweihten Stiefsohns Bruno, für einstweilen heimlich die Stadt zu verlassen; am Morgen aber wird ihre Leiche im Fluß gefunden, und unentschieden bleibt, ob sie nicht freiwillig den Tod gesucht. Der Mörder Palmer's ist der heillose Bösewicht Frank, und dieser begeht noch einen Bubenstreich, ehe das Schicksal auch ihn erreicht. Dem Bankier gibt er in einem anonymen Briefe Kunde von allem, was er über die Vergangenheit seiner schönen Frau durch gemeine Spionage erfahren, und den stolzen Mann trifft der Schlag. Der Uebelthäter selbst, seiner Gaunerstreiche überführt, erhängt sich im Gefängniß. Das Factotum, welches alle die schlau versteckten Schliche aufgedeckt, ist ein über alle maßen scharfsinniger Polizeiagent; mit diesem Mittel macht der Autor alles, was ihm beliebt. Ada und Bruno werden nun ein glückliches Paar; Eckart's Rache ist befriedigt; die alten Sünden sind gebüßt; das Bankhaus, durch schwindelhaft unredliche Unternehmungen („Gründungen") des eigensinnigen alten Chefs tief erschüttert, wird unter dem jungen ehrenwerthen Leiter zu neuer Blüte gebracht, und mit der jungen Generation lacht eine frohe Zukunft; auch in den andern Familien unserer Bekanntschaft sind noch zwei Verlobungen vollzogen worden.

Rechnen wir mathematisch ab: sechs gewaltsame Todesfälle, eine Brandstiftung, die zugehörige Portion von Schwindelunternehmen, gewöhnlichem Einbruch, Kassendiebstahl und Betrug; dazu endlich eine Last privater Gemeinheiten und der erdrückend furchtbare Lebenslauf einer schönen Frau — bei Gott, es sind der Dinge genug, übergenug, um der Schrift den ausgesprochensten Charakter des Criminalromans aufzuprägen. Daß diese Schriften gelesen werden, ist sehr erklärlich, entscheidet aber über den Werth ebenso wenig wie in hundert andern Fällen. Das große Lesepublikum hat überhaupt niemals kritische Bedeutung, und auf keinem Gebiete der Welt gilt der Spruch Vox populi vox Dei weniger als in Sachen der Kunst und Poesie.

Zwei kleinere Producte: „Deutscher Adel" (Nr. 3) und „Alte Nester" (Nr. 4), führt uns Wilhelm Raabe vor. Tiefe Gemüthlichkeit, gutmüthiger Humor, manchmal eine bis ins Drollige gehende Komik der Zeichnung, sodaß aber im innersten Grunde das Lachen sich mit einer starken Dosis von pathetischem Ernste versetzt, kurz, der echte deutsche Humor, der immer eine volle und reine Gefühlsunterlage an sich trägt: das ist stets dieses Autors bezeichnende Wesenheit. Bald geht er im Stile der heitern und etwas ironisch gehaltenen Lebensbilder vor, bald in solchen von tiefer Innerlichkeit und schwerem Geschick, das ans Tragische streifen kann, bald recht derb urdeutsch mit breiten Holzschnittstrichen, bald in feiner Zeichnung. Individuelles Natur- und Stammleben ist sein Object; wo es ihm glückt, steht es in lachender Klarheit und Schärfe da. Die satirisch angeflogenen launigen Abstecher fliegen jeden Augenblick herum; Handlung ist in der Regel wenig da; die Composition fast immer lose; Ton und Stil bizarr, muthwillig, springend, nicht selten das Fremdartigste zusammenwerfend, sodaß die ruhige Reflexion Mühe hat, einen verknüpfenden Faden hineinzutragen, kurz, voller Laune, aber von kräftiger Subjectivität getragen, scharf sich abhebend von dem gewöhnlichen Novellenstil, was unter allen Umständen ein Verdienst ist. Wenn die Schriften irgendeines Autors von seinem Fach, so eignen sich diejenigen Raabe's, illustrirt zu werden; seine Feder selbst arbeitet eigentlich in lauter Illustrationen: es sind Federzeichnungen und zwar im holländischen Genre. Alles das sei mit Freuden zugestanden, und um so lieber, als uns dieser Verfasser mit seinem liebenswürdigen Humor schon mehr als eine Stunde leicht und angenehm gemacht.

Aber seine zwei diesmal vorliegenden Producte sind mir nicht recht genießbar. Am schlimmsten geht es mir mit seiner Novelle „Deutscher Adel". Novelle? Ja, wenn der Titel paßt. Oder Erzählung? oder Sittenbild? So recht eignet sich keine einzige dieser Benennungen. Das mit allzu viel von rein subjectiver Laune ausstaffirte Product mögen wir schließlich unter dem höchst unbestimmten Namen einer Federzeichnung laufen lassen. Geht es mit der systematischen Einreihung recht schwer, so ist vollends mit dem Titel, den der Autor obenan stellt, noch weniger anzufangen. Am allerärgsten würde sich getäuscht finden, wer den Titel wörtlich nähme und daraus schlösse, daß wirklich Sittenzeichnungen oder Verwandtes aus dem Leben deutsch-adelicher Stände da vorgeführt werden; auch nicht die Silbe, nicht ein einziger Herr oder Dame „von". Wir bewegen uns von A bis Z im reinsten städtischen Bürgerthum mittlern Schlags. Nun, das hat gar nichts zu bedeuten; die Linie der Werthmessung wird dadurch um keinen Centimeter verschoben; im Gegentheil, es ist gut so. Wir haben neuestens wieder allzu viel erlebt im Kapitel des hohl-

köpfigen Prunkens mit hochtönenden Namen. Aber das halte ich schon für schlimmer, daß ich, auf der letzten Seite des Buchs angekommen, mit jenem Titel nichts, rein nichts anzufangen weiß. Wie sehr ich mich anstrenge, nach dem Tenor der ganzen Erzählung könnte ich ihm keine auch nur entfernt zutreffende Bedeutung unterlegen als etwa die, daß überhaupt deutsches Gemüthsleben gefeiert und dieser innere Adel echt deutschen Geistes und Charakters zur Darstellung gebracht werden sollte. Aber erstlich ist das doch auch zu verschwommen, um dem ganzen Büchlein die zutreffende Signatur zu geben, und Dutzende von Romanen und Novellen, die deutsches Leben zu Grunde legen, möchten sich mit genau dem gleichen Recht ebenso benennen; zweitens aber, und das ist noch entscheidender, sind die Charaktere und Situationen sammt und sonders nicht stark, nicht eindrucksvoll genug, um als etwas Hervorragendes zu gelten.

Raabe führt uns in die neueste Zeit, in den großen Deutsch-Französischen Krieg hinein; die Beziehung zu den mächtigen Begebenheiten ist aber so lose, daß sie für den Charakter seines Werks geradezu keine Bedeutung hat. Handlung ist übrigens durchaus keine in dem Stücke; denn Handlung werden wir es doch kaum nennen dürfen, daß der Sohn einer Professorswitwe in den großen Krieg geht, dort verwundet, glücklich geheilt und von seinen Bekannten nach Hause geholt wird, wobei denn der innere Gewinn herausspringt, daß der zuvor etwas übermüthige Junge unter dem Drucke der schweren Atmosphäre rascher als sonst zum gediegenen Manne heranreift. Oder wenn nebenbei der Vater seiner würdigen Braut, ein durch Trunk und Abenteuer verkommener alter Mann, schließlich irrsinnig wird, der ihn treu bewachenden Tochter entspringt, durch sorgsame Bemühung treuer Jugendfreunde wieder aufgefunden wird und dann unter ihrer letzten Pflege stirbt. Hat Raabe auch früher schon die besondere Manier entwickelt, nur wenige Handlung zu geben und überhaupt seine Gebilde und Einfälle nur an einem äußerst losen Band anzureihen, so ist das hier vollends ohne Maß und Ziel geschehen; ein Band finden wir gar nicht mehr, alles bröckelt uns unter der Hand auseinander. Aber ich kann den Autor auch nicht verstehen; weder werden mir die Personenbilder klar noch die gegenseitigen Beziehungen und Situationen; und vollends seine Lebensanschauung, in bizarren, zusammenhangslosen, launisch springenden Sätzen hingeworfen, guckt uns als etwas ganz besonders Seltsames an, aus dem wir um keinen Preis klug werden. Diese Sätze werfen sich jeden Augenblick ohne jede Vorbereitung oder Vermittelung zwischen den Gang der Erzählung hinein, so voller Laune und Launen, daß uns kraus und wirr im Kopfe wird; dann und wann erinnert mich die Manier, und gar nicht zu meiner Erbauung, an unsern ältern Musterhumoristen Jean Paul. Kurz, ich kann mich nicht in das Buch hineinfinden und nicht in die Manier und nicht in die Sprache. Als Specificum diene gerade der Anfang:

Die Karl Achtermann'sche Leihbibliothek gehört nicht zu den ersten der Stadt. In einer verhältnißmäßig engen und wenig belebten Nebenstraße belegen, macht sie nicht den geringsten Anspruch auf äußerliche Eleganz; polirte Ladentische und Bücherbreter, Plüschsessel und Büsten berühmter Unterhaltungsschriftsteller vom alten Homer bis zum jüngsten — dem jüngsten — nun ja, lassen auch mir den Platz offen und allen noch mitstrebenden Collegen die Gelegenheit, sich in Gips oder Biscuit an die Wand hin zu imaginiren! „Einen recht schönen Sokrates hatte ich da oben, und geschrieben hat der Mann ja eigentlich gar nichts, und als er vor anderthalb Jahren nächtlicherweile mit Nagel und Console herunterkam, habe ich es noch für ein Glück halten müssen, daß er das Attentat nicht bei Tage verübte und mir auf den Kopf fiel. Die augenblicklich beliebten Autoren von beiden Geschlechtern halte ich wie immer der Bequemlichkeit wegen handgerecht; und jetzt, bitte, kommen Sie einmal selbst hier hinter den Ladentisch und sehen Sie selbst hier, in was für einer literarhistorischen Gefahr ich geschwebt habe. Er hing gerade drüber!" sagte mir der alte Achtermann; ich aber hatte ihm sogar noch dankbar dafür zu sein, daß er hinzufügte: „Sie stehen dort auf der andern Seite, und darüber ist auch noch ein recht hübscher Platz, wenn es sich einmal wieder so macht, daß ich etwas für die Verschönerung des Locals thun kann."

So geht es fort bis zum Schluß. Nun, ich mache das demüthigende Geständniß, daß ich eine ganze Reihe der Anfangskapitel lesen mußte, um mir nur in etwas klar zu werden, wer oder was denn die so unvermittelt hineingeworfenen Personen seien: dieser etwas altmodische Leihbibliothekar Achtermann, sein launisch übersprudelnder Freund Wedehop, die bewegliche junge Nachbarin Natalie u. s. w.; wer oder was sie seien, in welchen Beziehungen sie zueinander und zu unserer Geschichte stehen, was sie eigentlich wollen oder was der Autor mit ihnen will. Bei Gott, es hat mir viel Kopfzerbrechens gemacht, diese Fragen zu lösen, und ich nehme in bitterm Ernste den Satz auf, den der Verfasser selber, nachdem er verschiedene Bocksprünge seiner Laune gemacht hat, humoristisch zu Ende des zweiten Kapitels hinwirft: „Es hat sich überhaupt schon auf den ersten Seiten unsers Berichts eine Erzählungsweise eingeschlichen, die uns durchaus nicht gefallen kann." Was wir aus einzelnen jener Figuren machen sollen, wissen wir noch am Ende des Buchs nicht; der Uebersetzer und Humorist Wedehop u. a. zeigt uns so viele schillernde Facetten, daß wir kein Ganzes herausbringen und nicht klug aus ihm werden. Gestalten, die sich abklären und uns eben dadurch in Wahrheit erfreuen, sind die junge Braut Natalie Ferrari und ihre Beschützerin, die in allen Fragen des Lebens nach fein weiblichem Instincte sich zurechtfindende Frau Professor; dann vor allem der Wirth Butzemann senior, ein urgesunder Deutscher mit etwas lärmender, aber durch ihre Treuherzigkeit förmlich bestechender Gemüthlichkeit und nebenbei sehr tüchtiger Thatkraft; ferner ein süddeutscher Doctor und Frau, die das Herz auf dem rechten Flecke haben. Wie die Mutter Schenk und ihr verwundeter Sohn sich wiedersehen, und wie der Doctor von seinem alten Freunde Wedehop Abschied nimmt, das in der lachenden und doch so tief innerlich gemüthvollen Weise sind allerdings prächtige Episoden, doch eben nur solche.

Der ganze Bau ist in meinen Augen auch allzu sehr ein Werk der Willkür und der Einfälle, verwirrend und auseinanderfallend, absichtlich über alle Stil- und Constructionsgesetze hinwegsetzend, die reine Lanne.

Es ist eine ganz eigentlich principielle Auseinandersetzung, die ich mit diesen Bemerkungen über Raabe's erste Erzählung geben wollte, weshalb ich länger bei ihr verweilen mußte; nun kann ich über die zweite kürzer sein.

Was er unter dem Titel „Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten" bringt, mag ganz genau zu den gleichen Ausstellungen Anlaß bieten, die oben beigebracht wurden; nur treten die Dinge um ein gutes Theil weniger scharf oder einseitig hervor, das Ganze berührt immerhin organischer und zieht auch mehr an. Einzelne Figuren sind mit viel Glück und wahrhaft gemüthvollem Humor gezeichnet. Die Schauplätze sind Schloß Werden und der Steinhof, beides Besitzungen derer von Everstein. Der eine Zweig der Familie, der auf dem Schlosse sitzt, hat seinen alten Adel erhalten, ist aber vollständig verarmt und das Schloßgut eben im vollständigen Verfall; die letzte Grafentochter heirathet nach furchtbar bittern Erfahrungen, die sie mit einer adelichen Partie gemacht, den mit ihr aufgewachsenen Sohn des Gutsförsters und geht mit ihm ins Ausland, da der vollständig heruntergekommene heimatliche Besitz auch nicht die geringste Anziehung mehr für sie hat; ein neues Leben beginnt und eine neue Zeit. Anders geht es mit dem entfernt verwandten Zweige auf dem Steinhofe; dieser hat schon seit Jahrhunderten den Anspruch auf den Adelstitel aufgegeben und ist vollständig verbauert, hat aber sein Besitzthum durch alle Zeiten intact gehalten, obschon die Herren, in deren Adern dann und wann das ritterliche Blut noch etwas tollte und rollte, manchmal nicht ganz regelrechte Bauern waren. Die interessanteste Figur ist nun unstreitig der junge „Vetter Just", der gerade mit seiner alten treuen und keifenden Haushälterin Jule Gnate, dem förmlichen Erbstück des Steinhofs, auf dem großen Gute haust. Just ist kein Bauer, sondern ein halber Gelehrter, der, statt selber zu arbeiten oder doch seine Leute zu beaufsichtigen, halbe Tage mit einer lateinischen Grammatik oder einem Lehrbuch der Geometrie hinter einer Hecke sitzt und Probleme löst. So geht es denn auch danach, trotz der ausgezeichnet sorgsamen und praktisch erfahrenen Uebersicht der Haushälterin, die aufrecht hält und rettet, was sie irgend kann. Just hat einem heillosen Schwindler, der eines schönen Morgens verschwindet, große Verschreibungen gemacht; der Steinhof kommt zum Zwangsverkauf, und der blöde, ungelenke, hoch aufgeschossene Träumer, mit dem die Bekannten bis dahin nur so ihren gutmüthigen Spaß hatten, steht hülflos auf der Straße. Da geht er nach Amerika und wird ein ganz neuer Mensch; er kann da alles brauchen, die starken Fäuste, den berechnenden Kopf und die Buchkenntnisse, die ihn im alten Erdtheil nur störten und ganz brach lagen; sie kamen ihm ungemein fördernd zu statten. Er arbeitet körperlich und geistig mit Geschick und Erfolg, gewinnt Geld, kauft seiner Väter Besitzthum zurück, heirathet die feine Försterstochter und waltet nun als geehrter und geliebter Patriarch auf dem renovirten Gute.

Es hat wirklich Interesse, die ganze Generation aus dem Kinderkleide ins Mannesalter herauswachsen und ihre schlimmen und guten Lebenserfahrungen verarbeiten zu sehen. Und es sind in der That feine Köpfe: vor allen dieser Just, der aus dem gutmüthigen Narren aller das Factotum aller, der bäuerlich patriarchalische Weise wird; die kleine Gräfin Irene, die in der Jugend fast männlich, keck und übermüthig spielt, dann in trauriger Ehe um allen Lebensmuth gebracht, aber durch den energischen Jugendgespielen erst ihrer wahren Bestimmung zurückgegeben wird; der ehrwürdige greise Förster mit seinen zwei Kindern: der Junge, der mit erstaunlicher Beharrlichkeit als geachteter Ingenieur Vermögen erwirbt und immer das Ziel verfolgt, die Jugendfreundin zum Weibe zu gewinnen; dann das ungemein stille Schwesterchen, das eine musterhafte und gemüthvolle Hausfrau wird. Und so die andern mit.

Ein ganz netter Kreis und ein anziehendes Stück deutschen Lebens, dem der lachend gutmüthige Humor wohl zu Gesicht steht. Von den Fehlern haben wir schon gesprochen.

J. J. Honegger.

Hermann Uhde als Historiograph des hamburger Stadttheaters.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Das Stadttheater in Hamburg 1827—77. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Hermann Uhde. Stuttgart, Cotta. 1879. Gr. 8. 15 M.

Während Mühling das recitirende Schauspiel in seiner Hand behielt, fiel an Cornet die Leitung der Oper. Er brachte es auf, mit neuen Opern dem Publikum zugleich deren Schöpfer „vorzuführen", wie man auf Jahrmärkten Raritäten zeigt, und gestaltete dies Verfahren zu einem förmlichen System aus. Nacheinander präsentirten sich Flotow, Marschner, Lortzing, Kreutzer, endlich auch Richard Wagner, der im März 1844 die erste und zweite Aufführung des „Rienzi" dirigirte. Bald darauf gastirte in dieser Oper Tichatscheck dreimal und erhielt dafür in runder Summe 1700 Mark; im Gegensatz hierzu hatte der Schöpfer des Werks 1195 Mark 11 Schillinge bekommen und außerdem war ihm seine „Wirthshausrechnung" mit dem gewiß bescheidenen Posten von 75 Mark 10 Schillinge bezahlt worden.

Zu Mühling's Personal gehörten vor allen Hendrichs und Grunert, die von Hamburg aus nach Berlin und Stuttgart, bekanntlich den Orten ihres fernern Bleibens und Wirkens, sowie endlich ihres Todes, gingen.

An Hendrichs' Stelle trat von neuem Baison, den eine mehrjährige Kunstreise von Hamburg entfernt gehalten hatte; „als Familienvater, erzählt ein Blatt, glaubte er durch solche besser für die Seinen zu sorgen". Er debutirte als Hamlet und ward rauschend bewillkommnet. Baison stand damals auf der Höhe seiner Künstlerschaft; man rühmte, wie er nie mit etwas Unfertigem vor dem Publikum erscheine und Liebhaberrollen niemals nach der herkömmlichen Schablone, sondern stets individuell und bedeutsam ausgeprägt darstelle. „Unter seiner energischen Hand formte sich der weichlichste Stoff zu einem charakteristischen Gebilde"; eben dadurch unterschied er sich von Hendrichs, der stets seine schöne Subjectivität gegeben und mit dieser besonders anziehend auf das Damenpublikum gewirkt hatte. Hendrichs wandte sich an das Gefühl seiner Hörer, denen er poesievoll, minniglich und romantisch erschien; Baison, ein begabter Kopf und scharfer Denker, appellirte an den Verstand und fesselte, selbst wenn seine Auffassung eines Charakters nicht als die richtige gelten konnte. Er erschien auf den Bretern nie zärtlich, nie hingebend; sein Element war das Dämonische, Sarkastische in Humor und Tragik. Baison's beste Rolle war Hendrichs' schlechteste: Hamlet. Neben ihm entfaltete sich jetzt besonders schnell das Talent der damals neunzehnjährigen Antonie Wilhelmi, da diese an jenem einen Partner hatte, dessen künstlerische Eigenthümlichkeit der ihren glich. Spiel und Gegenspiel griffen hier auf seltene Weise ineinander; was ihr abging, fehlte auch ihm, und was er besaß, darüber verfügte auch sie. Man erfährt das unter anderm aus dem Kauderwelsch des nachfolgenden Berichts: „Mehr, als eine andere deutsche Schauspielerin ist Fräulein Wilhelmi die Actrice der pikant-sarkastischen Replik und der geistreichen Pointe. Im Herausheben eines blitzenden Gedankens, einer hervorstechenden Aeußerung, eines scharfen Aperçu ist sie Meisterin."

Das Ende dieser Direction war folgendes. Sie kündigte 1845 ihren Pachtcontract, um am 1. April 1847 auszutreten, „weil sie der überhandnehmenden Concurrenz wegen die zur Erhaltung des Instituts nöthigen Ausgaben von circa 14000 Thalern jährlich aufzubringen nicht ferner im Stande sei". Jene Concurrenz, über welche die Stadttheaterdirection klagte, ging hauptsächlich von dem auf Actien erbauten, am 9. November 1843 eröffneten „Thaliatheater" aus. Statt nun diesem, das damals noch nur eine Volksbühne im bekannt niedrigen Sinne war, die Boulevards-Proletarierdramen neidlos zu überlassen, strengte das Stadttheater alle seine Kräfte an, um ihm zuvorzukommen. Cornet selbst griff deshalb zur Feder des Uebersetzers. Am 21. December 1844 führte dieser häßliche Wettstreit das beschämende Ergebniß herbei: die beiden bedeutendsten Bühnen einer großen deutschen Stadt gleichzeitig als Novität ankündigen zu sehen: „Graf Irun oder König und Zitherschlägerin", romantisches Schauspiel frei nach Dumanoir. Während also in Wahrheit das Stadttheater die kleinern Bühnen auszustechen suchte, nahmen Cornet und Mühling die angeblich ihnen gemachte Concurrenz zum Vorwand ihrer Kündigung. Vermittelnde Vorschläge scheiterten und am 19. November 1845 erschien im Inseratentheil der „Hamburger Nachrichten" eine Aufforderung der Actionäre: Wer vom 1. April 1847 an Pacht und Direction der hamburger Bühne zu übernehmen geneigt sei, möge sich bis zum 18. Januar 1846 melden Büschstraße Nr. 8. Hier wohnte der Präses des Comité, Bürgermeister Dammert. Ausdrücklich hervorgehoben wurde in der „Aufforderung", daß „das Comité, sei es mit einem Einzelnen, sei es mit einer Gesellschaft, zu contrahiren geneigt sei, sowie daß es die Concurrenz keineswegs auf Männer von Fach und Künstler beschränke". Mit andern Worten: wenn wir Actionäre zu unserm Gelde kommen, so ist uns das Schicksal der Kunst in Hamburg sehr gleichgültig. Ueber dieses schamlose Vorgehen äußerte die „Leipziger Theaterlocomotive":

> Das Comité hat die Direction feilgeboten; feilgeboten im häßlichsten Sinne des Wortes. Man hat sie dem oder den Meistbietenden offerirt und sich nicht entblödet, bei der öffentlichen Auction des Pegasus ausdrücklich zu bemerken, „es sei nicht nöthig, daß die Reflectirenden Männer von Fach seien". Also ein Schuster oder Krämer, der zufällig die verlangte Summe besitzt, kann Director des hamburger Stadttheaters werden! Ich kenne kein Beispiel, wo der niedere Schacher und Geldspeculationsgeist frecher sich öffentlich zu zeigen sich erdreistet hätte; diese Anonce hat alle für das Bessere empfänglichen Gemüther mit Schmerz, Indignation und Ekel erfüllt. Einen schönen Gegensatz bildet die gleichzeitige Anzeige des würzburger Theatercomité, welche die Direction nur denen anbietet, „die sich über ihre Befähigung zur kunstgerechten Führung einer der höhern Bildung und dem gereiften Kunstsinn entsprechenden Bühne ausweisen können". Welch eine Schmach für Hamburg und für das Comité unsers Theaters; ich schäme mich in die Seele der Muse.

Nachdem durch die Neuwahl (s. weiter unten) Cornet und Mühling, die bis zuletzt auf Contractsverlängerung mit gegenseitigen Zugeständnissen gehofft hatten, ihr Schicksal entschieden und die Nothwendigkeit ihres Rücktritts besiegelt sahen, boten sie alles auf, das Geschäft zuguterletzt noch für sich auszubeuten. „Ein wahrer Raubbau wurde organisirt; was nachher aus dem Institute werden mußte, galt gleichviel." So Uhde, der allerdings Mittheilungen macht, über die sozusagen die Haare sich sträuben. Aber wir können auf diese Einzelheiten hier nicht näher eingehen.

Es folgte J. B. Baison's Direction, des langjährigen Lieblings der Hamburger als Darsteller, anfangs in Gemeinschaft mit Maurice, dem Director des Thaliatheaters, welches jedoch vom Stadttheater gänzlich getrennt zu halten er bei der Bewerbung nicht sowol sich hatte verpflichten müssen, als in Aussicht gestellt hatte, dann — als eingesehen worden, wie unhaltbar ein solcher Zustand — in Gemeinschaft mit dem Tenoristen Wurda, der die Oper übernahm. Aber schon 1849, am 13. Januar, starb Baison. Töpfer widmete ihm den Nachruf: „Die Erfüllung seines Wunsches, die Bühne zu leiten, brachte ihn in Conflicte, für welche es anderer Panzer bedarf als der leicht durchdringlichen Künstlerreizbarkeit; seine Stelle in der deutschen Theatergeschichte als Schauspielkünstler ersten Rangs ist ihm gewiß." Ein „Lebensbild" Baison's ließ Ottilie Assing, die Schwester Ludmilla's, erscheinen, über welches Uhde freilich den Stab bricht:

Das Buch, als literarische Leistung elend, ist auch als historische Quelle nahezu werthlos; der mit dreister Stirn unternommene Versuch, Baison's Untauglichkeit zum Director durch einseitige Hervorhebung seiner glänzenden Eigenschaften als Darsteller zu bemänteln, muß sogar als Geschichtsfälschung bezeichnet werden. Neben der Vorliebe für Klatsch im einzelnen stört der überspannte Ton des Ganzen, wirken Hyperbeln verletzend, wie der Vergleich Baison's mit — Christus!

„Fein und geistvoll" nennt Uhde dagegen die Würdigung, welche dem Entschlafenen von seiten des mit ihm befreundeten, jener Zeit in Hamburg lebenden und dort schöner Erfolge seiner Jugenddramen theilhaft gewordenen Herausgebers d. Bl. in der Wochenschrift „Die Jahreszeiten" widerfuhr:

Baison — sagte dieser Gewährsmann — war der Schauspieler der gedankenvollen Poesie. Der jungdeutschen Schule kann man trotz mannichfacher Verirrungen und vieler Halbheiten nie das literargeschichtliche Verdienst absprechen: daß sie die Bühne, welche die Heimat einer utopischen und unwahren Welt geworden war, wieder in den Kreis des modernen Lebens zu ziehen, mit dem Geiste der Zeit zu erfüllen suchte. Doch jede neue Richtung der dramatischen Poesie kann nur Terrain gewinnen, wenn sie einen Künstler findet, der sich für sie begeistert und ihr die Bühne erobert. Das war Baison's Stellung zu unserer jüngern Dramatik, und so hängt er mit der Entwickelung der Literatur und des ganzen modernen Lebens aufs innigste zusammen. Seine Freundschaft mit Gutzkow, das Anregende seines Umgangs, die Schärfe seines Urtheils und seine in Situationen und Motiven unerschöpfliche Phantasie waren Faetoren, welche selbst beim Entstehen jener dramatischen Werke mit in Anschlag gebracht werden müssen; vorzüglich war es Uriel Aeosta, dieser jungdeutsche Skeptiker, und sein Conflict mit dem bestehenden Glauben, der Baison's Geist mächtig anzog und ihn zu einer Leistung inspirirte, welche an geistiger Tiefe und tragischer Kraft gleich bedeutsam war. Die idealen Gestalten eines Schiller gewannen in seiner Darstellung, welche mit Glück das beliebte deelamatorische Pathos vermied, frische und charakteristische Eigenthümlichkeit, während sie von andern Schauspielern oft ganz und gar zu gestaltlosen Abstraetionen verflüchtigt werden. Die Aufgaben, in deren Lösung er am größten war, waren die Helden des Gedankens; der Rolle des Hamlet hatte er ein jahrelanges Studium gewidmet und sie bis in die kleinsten Nuaneen vollendet ausgearbeitet.

Der 1. April 1849 führte abermals eine wichtige Aenderung für das Stadttheater herbei: die wichtigste, seitdem das neue Haus eröffnet worden. Wurda konnte das Unternehmen nicht allein fortsetzen; als Geschäftsgenosse bot sich wiederum der Thaliatheaterdirector Maurice an, diesmal ohne das Versprechen, beide Bühnen gesondert zu halten. Ohne eine andere Persönlichkeit zu suchen, nahmen ihn alle Betheiligten an; unter dem 22. März 1849 wurde mit ihm der Pact geschlossen, welcher ihn an das Ziel seiner Wünsche brachte. Das hamburger Stadttheater verlor seine Selbständigkeit; es ward mit dem Thaliatheater vereinigt.

Das Verdict, welches Uhde über Baison als Director fällt, ist immerhin noch nicht so streng und scharf als dasjenige, welches aus seinem Munde den armen Maurice trifft. Und hier ist der Ort, um geltend zu machen, was wir schon im Eingange sagten: historische Objectivität ist von Uhde vielleicht überall erstrebt, jedoch nicht überall erreicht worden. Er hat seine Subjectivität nicht zurückzudrängen, nicht zum Schweigen zu bringen vermocht. In seinen Urtheilen über Maurice spricht sich nur allzu deutlich eine persönliche Erbitterung aus, die ihn ungerecht gegen den Mann und seine spätern unleugbaren Verdienste gemacht hat. Mögen die Sünden des Mauriee'schen Stadttheaterregiments auch offenbare und erhebliche gewesen sein: er hat sie durch das, was er nachmals im Thaliatheater geleistet und geschaffen, reichlich gesühnt. Indessen sogar hierfür hat Uhde nur eine sehr bedingte und fast nur widerwillige Anerkennung. Seine bezüglichen Worte lauten:

Mauriee übernahm — nämlich nach dem Zusammenbruche der mit Wurda gemeinschaftlich geführten Direction im Sommer 1854 — das Thaliatheater wiederum allein. Eine Biographie sagt von ihm: „Er hatte Nutzen gezogen aus der harten Lehre der Vergangenheit", und diese Bemerkung ist begründet. Der gewaltigen Aufgabe, in Hamburg zwei große Bühnen zu gleicher Zeit zu leiten, war er unterlegen; in kleinern Verhältnissen, auf einem Posten, den er zu übersehen vermochte, hat er sich vielfache Anerkennung erworben. Mauriee wußte es nach und nach, besonders durch Heinrich Marr's kräftige Mitwirkung, dahin zu bringen, daß in der Reihe deutscher Privatunternehmungen das Thaliatheater zu Hamburg oft mit Ehren genannt ist. Es liefert zugleich den Beweis, daß eine Bühne Verdienstliches auch ohne Staatshülfe leisten kann. Deutsche Dramatiker vertrauen ihm mit Vorliebe ihre Stücke an, und deutsche Künstler betrachten es als einen Empfehlungsbrief, zu seinen Angehörigen gezählt zu haben.

Man wird uns zugeben, daß das ungemein kühl, reservirt, oder — wie man zu sagen pflegt — gewunden klingt. Dieses karge Maß des Lobes erschöpft nicht des Genannten wahrhafte Verdienste. Sollen wir offen sein, so gestehen wir, daß Uhde hier der menschlichen Unvollkommenheit seinen Tribut gezahlt hat. Der leider zu früh Verstorbene war schon lange leidend; die krankhafte Disposition, in welcher er sich während der Arbeit an seinem Buche befand, erklärt vielleicht vieles Bittere, Schroffe, Feindselige. Zum Beispiel auch das schlechtweg verdammende Urtheil über Herrn von Küstner, das gehässige Frontmachen gegen Eduard Devrient und anderes mehr. Einen wackern Veteranen unserer Literatur, wie es Gustav Kühne in Dresden ist, sollte man immerhin mit Pietät behandeln, welche Uhde ganz und gar vermissen läßt, indem er bei Besprechung des Baison'schen Hamlet folgenden Ausfall gegen Kühne vom Zaune bricht:

Eine abweichende Meinung gab G. Kühne in der „Allgemeinen Zeitung" kund. Wenn aber Kühne's kritischer Scharfblick nicht sehr viel bedeutender war als sein Wissen, so hat seine Ansicht gar keinen Werth, denn was er sonst in der „Allgemeinen Zeitung" über Hamburg von sich gibt, ist von bemitleidenswerther Unkenntniß auf allen Gebieten, die er betritt. Das bodenlos unsinnige Geschwätz, Touristengefasel, wie es leider gerade Hamburg häufig über sich ergehen lassen mußte, wurde auf frischer That gebührend abgefertigt.

Wir können nicht den Anlaß finden, hier mit solcher Wucht der Waffen und doch nur so ganz gelegentlich vorzugehen. Aber es kommt noch bedenklicher. Wir lesen z. B. an einem andern Orte:

In La Roche's Biographie steht S. 24: „(Nach Goethe's Tode) nahm die tieferschütterte Witwe des Dichterfürsten La Roche an der Hand und führte ihn in das Sterbezimmer." Es ist der preisgekrönte Dichter Eduard Mautner, in dessen Garten diese Blüte gewachsen ist.

Was in aller Welt hat mit diesem — allerdings großartigen — lapsus calami, den Mautner sich zu Schulden kommen läßt, der Umstand zu thun, daß eins seiner Lustspiele in Wien einen (zweiten) Preis zugesprochen erhielt?

Auf Wurda und Maurice folgte zunächst ein Interregnum, dann ein Provisorium unter dem wiener Theateragenten C. A. Sachse, während dessen es zum Verkauf des Hauses und zur Auflösung der Actiengesellschaft kam. Es schloß sich an: Sachse's Direction, Wollheim's Direction, B. A. Hermann's erste Direction, J. C. Reichardt's Direction, M. Ernst's Direction, Hermann's zweite Direction. Wollheim und Hermann waren bekannt als Schriftsteller, Dramatiker und Uebersetzer, Reichardt war vorher Besitzer einer Seidenwaarenhandlung gewesen, Ernst endlich früher Schauspieler und dann Director in verschiedenen Städten, vor allem in Köln, wo er die städtische Bühne auch gegenwärtig wieder leitet.

Selbstverständlich können wir Uhde's geschichtliche Darstellung nicht so Hand in Hand weiter begleiten, wie wir es mit den frühern Perioden gethan haben, um unsern Lesern einen genauen Einblick in die ganze Art und Weise seines Buchs gewinnen zu lassen. Angelangt beim Schlusse der zweiten Direction B. A. Hermann's, äußert sich der Verfasser resumirend also:

Sechsundvierzig Jahre waren verstrichen (1873), seitdem das neue Schauspielhaus in Hamburg eröffnet worden; während dieser Zeit hatte es die wechselvollsten Schicksale erfahren. Zwölf Directoren — von denen, beiläufig bemerkt, eine unverhältnißmäßig große Zahl Juden gewesen — hatten an seiner Spitze gestanden; nur sehr wenige von diesen kann die Kunstgeschichte mit Ehren nennen. Eine Zeit lang war der Bankrott der natürliche Zustand, und mehr als einmal schien es, als sei der gute Stern dieses Theaters für immer untergegangen. Einzig und allein vom Feuer blieb das durch seine Vergangenheit so ehrwürdige Institut verschont; sonst aber ist ihm kein Jammer, keine Schmach erspart worden.

Die neueste Phase des hamburger Stadttheaters, Rückkauf des Hauses von dem Eigenthümer, der es damals im Zwangsverfahren erstanden (Sloman, der bekannte Rheder), Direction Pollini, Staatssubvention u. s. w., heraufgeführt zu haben, war selbst noch mit ein Verdienst Uhde's, der die ganze bezügliche Agitation eigentlich erst angeregt hatte (durch einen — wie er gern zugesteht — von Dr. Hartmeyer, dem Besitzer der „Hamburger Nachrichten", inspirirten Aufsatz, oder sagen wir lieber: Aufruf, im genannten Blatte). Jedoch bricht mit dieser neuen Aera Uhde's Geschichte des hamburger Stadttheaters ab, indem er bemerkt: „Die seit dem 16. September 1874 gewonnenen künstlerischen Ergebnisse zu prüfen, wäre ungehörig; sie sind nicht abgeschlossen, entziehen sich mithin der historisch-kritischen Betrachtung."

Die Heimat der Arier.

Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Von Theodor Poesche. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 M.

Kein Volk, welches jemals die Erde beherbergte oder noch beherbergt, ermangelt einer Aristokratie, einer bevorzugten Kaste oder Klasse; sollte es nicht eine solche höhere, besser ausgestattete Abtheilung auch der gesammten Menschheit gegenüber geben? In der That gibt es eine solche, welche im Verlaufe der Entwickelung menschlicher Cultur sich auf die höchste Stufe im Tempel der Menschheit geschwungen, welche alle übrigen Theile der letztern sich dienstbar gemacht hat oder im Begriffe ist, solches zu thun. Diese Kaste der Menschheit sind — die Blonden. Bisher kannte man sie unter dem Namen der Arier. Nun gibt es bekanntlich sowol nichtblonde Arier als blonde Nichtarier. Wie dies sich verhält und daß die Blonden die einzigen echten Arier sind, zeigt obige interessante kleine Schrift, die sich durch geistvolle Combination und wissenschaftliche Tüchtigkeit auszeichnet.

Die Rassen des Menschengeschlechts sind oft willkürlich und daher auch von verschiedenen Forschern sehr abweichend abgetheilt worden. Um darin sicherer, wissenschaftlicher zu verfahren, wird man möglichst viele Rassen aufstellen müssen, von denen eine jede erwiesenermaßen selbständig dasteht und ein weder zu erweiterndes noch zu verengerndes Ganzes bildet. Unter diesen Rassen aber, so verschieden sie auch unter sich sind, haben doch alle, bis auf eine einzige, das Gemeinsame, daß ihre Angehörigen ausschließlich oder vorwiegend dunkele Augen, dunkele Hautfarbe und dunkele Haare besitzen. Die Mitglieder der einen ausgenommenen dagegen zeichnen sich größtentheils durch blaue Augen, weiße Haut, blonde Haare und außerdem durch starken Bart und länglichen Schädel vor den übrigen Menschen aus. Woher aber rührt diese hellere Färbung der verschiedenen Körpertheile? Poesche erklärt sie als Mangel an Pigment in denselben. Wie es innerhalb vieler Thierarten und der meisten Menschenrassen Individuen mit mangelhaftem Pigment gibt, die daher Albinos, „Weißlinge" heißen, so gibt es auch eine ganze Rasse mit wenig Pigment im Verhältniß zur gesammten Menschheit. Diese Albinos im größern Maßstabe der Zahl nach, in kleinerm aber bezüglich der Intensität jenes Mangels, also etwa Halbalbinos zu nennen, sind die Blonden, die Arier. Die weißen Kaninchen, die weißen Mäuse, die Schimmel, ja selbst die weißen Schafe, und unter den

Menschen öfter vorkommende weißhäutige, weißhaarige, rothängige Glieder dunkeler Rassen sind ganze Albinos. Die Blonden, Blauängigen sind es nur halb; aber sie sind es gegenüber der gesammten Menschheit.

Diese Blonden finden wir nun in folgenden Gegenden der Erde: in Schweden, Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, England, Schottland überwiegend, in Norddeutschland sehr häufig, in Süddeutschland, Frankreich u. s. w. weniger häufig, überhaupt je weiter gegen Süden, desto seltener; aber man trifft sie noch in Nordafrika bis zur Sahara. Nach dem Zeugnisse der Alten waren die Thrazier, Geten, Scythen, Seren u. s. w. überwiegend blond und blauängig, und kamen diese Eigenschaften vereint auch unter Griechen und Römern vor. Selbst die Chinesen kannten an ihren Grenzen Völker, welche dieselben theilten. Die Slawen sind überwiegend blond, aber auch die Finnen. Blonde Juden gibt es ebenfalls, aber nur in Ländern der Blonden. So nehmen die Blonden ein weites Gebiet ein, vom Eismeere bis zur afrikanischen Wüste, und vom Baikalsee bis zum Atlantischen Ocean; die Mitte dieses Gebietes aber, von welcher aus die Blonden nach allen Seiten hin abnehmen, bildet die Südküste der Ostsee. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Sprache zu, so finden wir, daß die meisten blonden Völker dem sogenannten indoeuropäischen Sprachstamme angehören, und wieder die meisten Angehörigen des letztern blond sind. Die Indoeuropäer von dunkeler Farbe aber (Griechen, Römer, Perser, Inder u. s. w.) ebenso wie die blonden Völker von nicht indoeuropäischem Stamme (Finnen u. s. w.) sind Mischlinge. Quod erat demonstrandum!

Statt der sonst sogenannten kaukasischen, später „mittelländisch" getauften Menschenrasse nimmt Poesche eine „blonde" Rasse an, welche allen andern klar gegenübersteht. Es liegt nun nahe, nach der Urheimat derselben zu fragen. Unter der Urheimat einer einzelnen Rasse nun, das muß zur Verhütung von Misverständnissen gleich beigefügt werden, ist keineswegs die Gegend zu verstehen, wo die ersten Ahnen derselben zu Menschen geworden, indem sich gegenüber dem außerordentlich Vielen, was sämmtliche Abtheilungen der Menschen auf der Erde miteinander gemein haben, eine getrennte Entstehung der verschiedenen Rassen wissenschaftlich nicht rechtfertigen läßt. Vielmehr liegt die Bedeutung der Urheimat einer Rasse darin, daß sich an dem betreffenden Orte das diese Rasse von der übrigen Menschheit Unterscheidende ausgebildet habe. Ist daher nach der jetzt in wissenschaftlichen Kreisen herrschenden Ansicht das Menschengeschlecht ursprünglich von einem einzigen Orte ausgegangen, wo es aus thierischen Anfängen erwachsen ist, so haben nichtsdestoweniger die einzelnen Rassen ihre besondern Gegenden gehabt, in denen sie das geworden sind, als was sie uns in der Geschichte erscheinen. Was nun die Rasse betrifft, welche heutzutage die Mehrzahl der Bewohner Europas in sich faßt, die den Inbegriff der indoeuropäische Sprachen redenden Völker bildet, so ist es noch heute beinahe unantastbares Dogma, daß diese Rasse in Asien, speciell etwa am Hindukusch, sich als solche entwickelt habe. Doch blieb diese Hypothese beinahe niemals unbestritten; es traten Opponenten gegen sie auf, welche als Ursitz der Indoeuropäer verschiedene Punkte Europas und Nordasiens geltend zu machen suchten. Wir finden unter ihnen Namen von nicht geringem Klange, wie Benfey, Friedrich Müller und Lazarus Geiger, und ihnen schließt sich auch Poesche an. In der Untersuchung nun, welche Gegend die Urheimat der Arier sei, läßt sich der letztere von folgenden Erwägungen leiten. Es gibt kein historisches Zeugniß für die Einwanderung der Arier (als solcher) aus Asien nach Europa. Die Völker suchen in ihren Wanderungen Licht und Wärme, drängen also von den Polen nach dem Aequator hin, kommen daher auf unserer Halbkugel aus Norden. Wir können hierin Poesche nicht beipflichten; denn wenn z. B. die Menschheit in der Nähe des Aequators entstanden wäre, so könnten doch unmöglich Völker nach demselben hinziehen. Auch sind thatsächlich viele Völker vom Aequator nach den Polen zugewandert. Poesche fährt fort: ein so kräftiges Volk wie die Arier muß sich aber sowol östlich als westlich ausgedehnt haben, und nimmt man die größte Verbreitung ihres Stammes an, so findet man als Mittelpunkt derselben die Gegend zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Zudem muß berücksichtigt werden, welche Sprache unter den lebenden die größte Aehnlichkeit mit der indoeuropäischen Ursprache habe. Alle Philologen sagen einstimmig: die litauische. Da nun die Flüsse die ältesten Verkehrswege sind und der bedeutendste im Gebiete der litauischen Sprache entspringende Strom der Dnjepr (Boryſthenes) ist, so ist Poesche geneigt, in den Rokitnosümpfen, die im Dnjepr ablaufen, die Urheimat der arischen oder blonden Rasse zu suchen. Dort soll auch der Albinismus besonders häufig sein. Schon Herodot (IV, 108, 109) kannte die Budinen als blondes und blauäugiges Volk, in Waldsümpfen wohnend. Poesche sieht in ihnen die zurückgebliebenen „Nesthöcker" ihrer Rasse; ja die Bewohner ihrer Gegend sind jetzt noch blond und ziemlich groß. Herodot schildert ferner (IV, 53) den Dnjepr und sein Gebiet mit solcher Vorliebe für dessen Natur und Klima, daß Poesche darin um so eher das Land erkennt, in welchem sich eine so kräftige Rasse wie die arische entwickelt hat. Die Arier sind mithin nach seiner Ueberzeugung in Europa zu Hause, d. h. ihre Vorältern mögen schon als indifferente, rassenlose Menschen aus Asien gekommen sein; nach Europa aber sind als Arier, als Glieder dieses Völker- und Sprachenstammes, keine andern Menschen eingewandert als die Zigeuner im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Dies wird auch durch die von Ammian erwähnte Sage bestätigt, daß die Perser von den Scythen stammen. Die Gräberfunde der Sumpflandschaften Litauens und ihrer Nachbarschaft zeigen durchweg lange und schmale Schädel — Kennzeichen der arischen Rasse.

Poesche nimmt an, daß die ältesten Arier, die in der angedeuteten Gegend lebten, sich auf einer sehr tiefen Stufe

der Cultur befanden, und daß die Arier überhaupt in der Cultur die Schüler der orientalischen Culturvölker waren, der Aegypter, Babylonier, Phönizier, der ebenfalls aus dem Osten gekommenen Etrusker u. s. w. Durch diese kam die Bronze nach Europa und trat an Stelle des Steinzeitalters. Die ältesten Arier benutzten nur Steingeräthe, lebten mit ihren Rindern in Urwäldern und nährten sich vorzüglich von Milch, daher ihr großer Körperbau und ihre blühende Gesichtsfarbe. In jenem Sumpflande entstanden vielleicht auch die von den Ariern so vielfach angewendeten Pfahlbauten. Und dort bildete sich auch die arische Sprache aus, deren jetzige Töchter in ihrer großen Verschiedenheit zeigen, daß eine ungeheuere Zeit verflossen ist, seitdem die Arier in jenen Gegenden ungetrennt wohnten. Die Schrift erhielten die Arier erst durch Phönizier, deren Alphabet wieder aus den ägyptischen Hieroglyphen stammt. Was die Religion betrifft, so verehrten die blauäugigen Arier zuerst das blaue Himmelsgewölbe und bezeichneten es mit einem Ausdruck, der als Wurzel div (glänzen) noch im indischen deva, im iranischen daeva, im griechischen θεός, im lateinischen deus, im angelsächsischen Tiv (nordisch Tyr, altdeutsch Ziv) erkennbar ist.

Weiter sucht Poesche nachzuweisen, wie die einzelnen Volksstämme der Arier in ihre geschichtlichen Heimstätten gelangt seien. Die Litauer sammt Letten und Altpreußen, deren Sprache der arischen Ursprache am nächsten steht, haben sich von der Urheimat noch am wenigsten entfernt. Ihnen am nächsten verwandt und nach ihnen am wenigsten gewandert sind die Slawen, bei denen auch noch die alterthümliche Form des Zusammenlebens in Sippen mit Gütergemeinschaft existirt. Die Russen allerdings sind stark mit Mongolen gemischt, doch siegt in der Mischung das blonde Haar der Arier, während in Kopf- und Gesichtsform die mongolischen Kennzeichen überwiegen. Derartig gemischte Völker waren auch die den Alten bekannten, jetzt verschwundenen Scythen und Sarmaten. Aus demselben Lande zogen über den Kaukasus die Vorältern der Iranier nach Iran, wo sie eine turanische Urbevölkerung trafen, von welcher eine Art der Keilschrift, vielleicht ursprünglich diese Schriftart überhaupt herrührt, und mit der sie sich vermischten, was dem spätern Perservolke das Dasein gab. Solche bereits vermischte Arier waren es auch, welche die arische Sprache in das von einer dunkeln Rasse, den Drawidas, bewohnte Indien brachten, wo die ursprüngliche arische Leibesbeschaffenheit von der Masse der dunkeln Urbewohner erdrückt wurde, die arische Sprache aber und in vielem auch die arische Cultur sich erhielt. Die indische Cultur ist darum, wie auch die neuesten Forschungen zeigen, eine sehr junge und ihr Alter nicht mit dem des Wirkens der übrigen Culturvölker des Morgenlandes zu vergleichen, denn sie ist keine dem Lande eingeborene, sondern eine importirte.

Ueber die untere Donau zogen ferner die Arier nach Griechenland und Kleinasien; Asien erhielt seinen Namen durch Buchstabenwechsel von den Ariern. Herodot schon läßt die Phrygier aus Thrazien kommen und von ihnen die Armenier stammen. Die Thrazier und Geten waren blond, die Albanesen sollen es noch jetzt sein, die Pelasger verrathen durch ihr Eichenorakel in Dodona ihre nordische Herkunft. Aus einer Mischung aber zwischen letztern und einer Urbevölkerung sind die Hellenen hervorgegangen. Die Dorier mit ihrem kriegerischen Geiste waren mehr arischen Stammes, die Jonier mit ihrer Liebe zu Kunst und Wissenschaft mehr mit asiatischen Elementen gemischt und in ihrer Gewandtheit zur See wie in ihrer politischen Erregbarkeit wol theilweise Abkömmlinge von Phöniziern.

Das Thal der mittlern Donau ist nach Poesche der Punkt, auf welchem sich der Stamm der Celten entwickelte. Ihre Sprache ist erst in neuester Zeit als arisch erkannt worden; denn sie hat viel Fremdartiges infolge früher Trennung der Celten von den übrigen Ariern. Auch vermengten sie sich in Gallien mit Ligurern und Iberern und drangen durch Spanien bis nach Afrika, wo von ihrem Dasein altägyptische Bilder und Inschriften zeugen sollen, indem celtische Scharen mit Libyern vereint im Nillande eingefallen seien und sogar eine Dynastie, die sechsundzwanzigste, theilweise von ihnen abstammen soll. Die Dolmen und Menhirs, jene urgeschichtlichen Riesendenkmäler, die in Nordafrika (freilich auch in entferntern Gegenden) auffallend denen in Gallien und Britannien gleichen, werden als Belege für einstige dortige Celtenherrschaft angesehen. Die gegenwärtig in Nordafrika getroffenen Blonden wären demnach nicht ausschließlich Nachkommen der später dort eingewanderten germanischen Vandalen. Da indessen die Celten bis in den äußersten Westen Europas gezogen waren, konnten sie gleich den Iberern nachdringenden Feinden nicht ausweichen und verloren so ihre Sprache, die jetzt nur noch in vier kleinen Inseln besteht, in Bretagne, Wales, Irland und Hochschottland (die iberische nur noch in einer, bei den Basken), wie sie durch ihre Vermengung mit nichtarischen Völkern ihre den Alten bekannten blonden Haare und große Statur einbüßten, während ihr Charakter noch, namentlich bei den Franzosen, wesentlich derselbe ist wie im Alterthum.

Auch in Italien lebte eine dunkele Urbevölkerung, unter welche zu verschiedenen Zeiten über die Alpen Arier einwanderten, erst die Japygen in Unteritalien, dann die Umbrer. Poesche hält auch die Etrusker für Arier und zwar speciell gleich den obengenannten Völkern für Angehörige des celtischen Stammes, mit dem daher die italischen Arier näher verwandt wären als mit irgendeinem andern. Doch sollen sie mit einer Urbevölkerung der Alpen, den Rasenen, Rhätiern, stark vermischt sein. In Rom war die regierende Klasse, die der Patricier, arisch, die Unterworfenen, die Plebejer, waren Mischvölker. In späterer Zeit, namentlich seit dem Bestehen des Kaiserthums, ist den Italienern, vorzüglich des Nordens, immer mehr germanisches Blut zugeführt worden.

Die Germanen entstanden, meint Poesche, aus einem vom untern Niemen an die untere Elbe gewanderten Haufen

völlig unvermischter Arier. Den Litauern und Slawen blieben sie am nächsten verwandt und vermischten sich auch mit ihnen; die bisher als germanisch geltenden Sueven sollen, wie der Name zeige, Slawen sein, welche von Germanen besiegt wurden und ihre Sprache annahmen. Bei den kriegerischen Germanen verschwand früh die slawische Sippengemeinschaft und trat dafür die Einzelfamilie als Factor des öffentlichen Lebens auf. Die Germanen lebten ohne Städte in frischer freier Luft und stärkten sich so zur Vollbringung der großen Thaten, welche das Ergebniß ihrer Energie und Charakterkraft waren. Durch sittliches Leben und spätes Heirathen erhielten sie ihre Stärke. Nur widerwillig fügte sich ihr stolzer Sinn der christlichen Kirchenherrschaft und trennte sich wieder von ihr, während die Celten, welche schon als Heiden einen „Papst" (Oberdruiden) und eine Hierarchie hatten, dem neuen Glauben sich leicht hingaben und auch unter seinem Oberhirten verblieben. Bei den Celten standen und stehen noch die Priester, bei den Germanen die Krieger obenan. Je weiter nach Norden die Germanen kamen, desto reiner erhielten sie sich; je weiter nach Süden, desto mehr vermengten sie sich mit andern Stämmen; die Isländer sind die unverfälschtesten Germanen. Im ganzen aber hat der Verlauf der Geschichte die Germanen, diese Blondesten der Blonden, zu Herren der Welt in allen Erdtheilen gemacht.

Die gemäßigte Zone, die einzige, in welcher ein wirklich menschenwürdiges, d. h. weder erstarrendes noch erschlaffendes, Leben möglich ist, wurde auf der nördlichen wie auf der südlichen Halbkugel eine Domäne der Germanen, in weit ausgedehnterm Maße als irgendwelcher andern Stämme. Die Celtoromanen haben die heiße, die Slawen die kalte, die Germanen die gemäßigte Zone colonisirt. Nordamerika, Südafrika, Australien sind in ihrem Besitze, und der gemäßigte Theil Südamerikas (Chile und Argentina) sieht ebenfalls deutschen Einfluß wachsen. Gleichviel was wir von Poesche's Hypothese bezüglich der Urheimat des arischen Völkerstammes halten: das läßt sich nicht leugnen, daß die Blonden zur herrschenden Rasse, zur Aristokratie der Menschheit geworden sind. Und wir können beifügen, daß sie auch die geistige Cultur, in welcher sie die gelehrigen Schüler dunkeler Völker, wie der Aegypter, Assyrier und Phönizier, und gemischter, wie der Griechen, gewesen, zu ihrem Herrschaftsgebiete gezogen und sie den ermüdeten Köpfen und Armen der übrigen Stämme abgenommen und weiter vervollkommnet haben.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Paul Lindau's „Gräfin Lea" ist jetzt am berliner Hoftheater und am leipziger Theater zur Aufführung gekommen. Die Actualität des Themas, dem die gegenwärtige „brennende Frage", die christlich-jüdische Polemik, die in Versammlungen, Broschüren, Zeitschriften so heftig entbrannt ist, sehr zu statten kommt, wird dem Stücke in beiden Städten eine Reihe gutbesuchter Aufführungen sichern, und wenn die Opposition, die am ersten Theaterabend in Berlin und Leipzig sich regte, gegen die Tendenz des Dramas gerichtet war, soweit dieses für die Toleranz in die Schranken tritt, so würde sie der deutschen Schaubühne gegenüber, die stets eine Hochschule der Toleranz gewesen ist, sehr im Unrecht sein und auch ohne Bedeutung bleiben. Dagegen können wir nicht umhin, das Stück für die schwächste Arbeit Paul Lindau's zu erklären. Wir haben eine Charakteristik seines dramatischen Wirkens, seiner Vorzüge und Schattenseiten, mit unbefangener Kritik in Nr. 1 des neuen Jahrgangs d. Bl. gegeben. Von den Vorzügen finden wir in dem neuen Stück nur die Gewandtheit des Dialogs und die effectvolle Zuspitzung zweier Schlußscenen im zweiten und dritten Act wieder. Im übrigen hat den Autor gerade sein Talent für den technischen Aufbau im Stich gelassen. Das Streben, eine gründliche Exposition zu geben, äußert sich theils in ermüdend langweiliger Form, theils bleibt es so wenig erschöpfend, daß gerade derjenige Theil der Vorgeschichte, der für den Charakter der Heldin interessiren muß, erst im dritten Acte nachgeholt wird. Die Gerichtsscene im vierten Act zersplittert sich in lauter einzelne Genrebilder von zweifelhafter Berechtigung für das Salonstück, und der fünfte Act erscheint als überflüssig, da der Proceß im vierten, die Liebe zwischen Freiherrn von Deckers und Paula und damit die Versöhnung zwischen dieser und der Gräfin Lea schon im dritten Act einen dramatisch endgültigen Abschluß gefunden haben. Wie die Technik mangelhaft ist, so sind auch die Voraussetzungen der Handlung unhaltbar: der ganze Proceß schwebt in der Luft, und wir möchten die deutschen Richter sehen, welche das Plaidoyer des Herrn von Deckers zu überzeugen vermöchte, das sich nur in den allgemeinsten Phrasen bewegt und nur den Beifall der Tribünen zu finden vermöchte, wenn diese nicht gerade mit Mitgliedern der antisemitischen Liga besetzt sind. Im ersten Act wird uns ja das Familienstatut des Fregge'schen Fideicommisses mitgetheilt; danach ist die Bestimmung getroffen, daß bei einer „nicht standesgemäßen Ehe" die Güter an die Seitenlinie fallen sollen. Die Ehe des Grafen Fregge mit der Tochter eines jüdischen Wucherers ist nun nach allen juristischen Begriffen eine nicht standesgemäße, und der Reichsfreiherr von Deckers zeigt sich als keinen taktfesten Juristen, wenn er dies widerlegen wollte. Er thut dies freilich nicht, sondern beweist in seinem Plaidoyer nur, daß Gräfin Lea keine „Unwürdige" ist. Darum handelt es sich ja aber gar nicht, wie überhaupt die confessionelle Frage ganz zur Unzeit hier eingeschmuggelt wird — denn Graf Fregge konnte ebenso gut mit einer Christin eine nicht standesgemäße Ehe eingehen. Dies Stück ist in seiner ganzen Composition daher so unlogisch wie möglich. Wir können uns für Herrn von Deckers nicht interessiren, einmal weil er ein schlechter Jurist und ein Phrasenheld ist, dann aber weil wir überhaupt in einem christlichen Reichsfreiherrn, der in so überschwenglicher Weise für die frankfurter Judengasse schwärmt, nur ein Geschöpf des Dichters sehen, das er zum Organ seiner eigenen Begeisterung macht.

— Am münchener Hoftheater ist das zweite Preisstück: „Neue Verträge", ein Lustspiel von Alexander Hartmann (Pseudonym für einen wiener Autor Triesch), wie es scheint, das Erstlingswerk eines talentvollen Autors, mit Erfolg zur Aufführung gekommen und hat den Preis erhalten, welchen Adolf

Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" nicht zu erringen vermochte. Der Inhalt des Stücks ist eine Persiflage der Gesinnungslosigkeit in politischer oder vielmehr handelspolitischer Hinsicht, und die Komik knüpft vorzugsweise an die fortwährende Wandlung der beiden Helden an.

Aus der Schriftstellerwelt.

Gräfin Ida Hahn-Hahn ist am 12. Januar 1880 in Mainz gestorben, wo sie seit ihrem Uebergang zum Katholicismus als Klosterfrau lebte und ein katholisches Magdaleneninstitut leitete. Es sind jetzt 30 Jahre her, daß jener Uebergang stattgefunden hat: mit demselben verschwand Gräfin Hahn-Hahn aus der Debatte des Tags, aus den Spalten der Zeitungen und Journale, obschon ihre Productivität keineswegs eingeschlafen war; doch was sie seitdem geschaffen, gehörte dem exclusiv-kirchlichen Genre an und konnte kaum ein Echo finden außerhalb der ultramontanen Kreise.

Gräfin Ida Hahn-Hahn war am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg-Schwerin geboren, Tochter jenes Theatergrafen, der in Schleswig-Holstein jahrzehntelang eine wandernde Truppe leitete. Der unruhige Geist und die barocke Laune des Vaters, eines Mannes, der die Feldzüge gegen Frankreich tapfer mitgemacht hatte, ließen die Tochter in der Jugend schon keine feste Heimstätte finden. Sie zog mit der Mutter in Mecklenburg und Pommern umher, und als sie sich 1826 mit einem reichen Vetter, dem Grafen Friedrich Wilhelm Adolf von Hahn, vermählte, gewann sie auch kein gesichertes Heim. Die Ehe war unglücklich und wurde 1829 wieder geschieden. Eine lebenslängliche Freundschaft mit dem Baron Bystram entschädigte sie dafür, die nur durch eine kurze Liebesleidenschaft für den Wortführer der Liberalen, Heinrich Simon, unterbrochen wurde. Eigene Erfahrungen führten sie in den Ideenkreis der George Sand ein, den sie nun auf dem Gebiete des aristokratischen Salons in ihren Romanen ausführte. Keine der liberalen deutschen Schriftstellerinnen ist an Poesie und Kühnheit der Französin so nahe gekommen wie die Hahn-Hahn in ihren ersten Romanen, von denen „Gräfin Faustine" (1841) der genialste und bedeutendste ist; wir erwähnen von den andern: „Ulrich" (1841), „Der Rechte" (1839), „Sigismund Forster" (1843), „Zwei Frauen" (1845), „Clelia Conti" (1846), „Levin" (1848). Eine Gesammtausgabe dieser Schriften erschien unter dem Titel „Aus der Gesellschaft" (21 Bde., 1844 u. 1851). Eine oft herausfordernde Ausnahmemoral für die durch Genie und gesellschaftliche Stellung Privilegirten, das Plaidoyer für die meist duldenden Frauen gegenüber den rohen Männern, eine echt poetische Darstellung der Leidenschaft, ein oft capriciöser Stil, den Fanny Lewald in „Diogena" (1847) cum ira et studio parodirte, geben diesen Productionen eine eigenartige Stellung in der Literatur. Zahlreiche Reisen in Italien, in Frankreich, im Orient unterbrachen das Salonleben der meistens in Dresden sich aufhaltenden Gräfin; sie hat dieselben in Werken beschrieben, die zwar manches glänzende Aperçu enthalten, aber doch in ihrer ganzen Haltung zu subjectiv sind. Erschreckt durch die deutsche Revolution, gewonnen durch die glänzende Beredsamkeit des geistreichen Freiherrn von Ketteler, ging die Gräfin Hahn-Hahn 1850 zum Katholicismus über und lebte seitdem in Mainz. Hier dichtete sie Lieder, die sie „Unserer lieben Frau" widmete (1851), rechtfertigte ihren Uebertritt in der Schrift „Von Babylon nach Jerusalem", schrieb „Bilder aus der Geschichte der Kirche" (3 Bde., 1856—64) und eine Reihe von Romanen, in denen sie für alle socialen Verwickelungen nur die eine Lösung fand, die Flucht zum Altar: „Maria Regina" (1860), „Doralice" (1861), „Peregrina" (1864), „Die Erbin von Kronenstein" (1869), „Vergib uns unsere Schuld" (1874) u. a.

Bibliographie.

Aus dem literarischen Nachlasse von Johann Ludwig Mosle, großherzoglich oldenburgischer Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabrisse. Herausgegeben in Anlaß der 100jährigen Stiftungsfeier der Literarischen Gesellschaft in Oldenburg Oldenburg, Schulze. 1879. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 3tes Heft. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 3ter Bd. Berlin, A. Duncker. 1879. Gr. 8. 10 M.

Daudet, A., Montags-Geschichten. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. Basel, Schwabe. 8. 3 M. 20 Pf.

Düntzer, H., Goethes Leben. Mit authentischen Illustrationen: 50 Holzschnitten und 4 Beilagen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 8 M.

Frenzel, K., Frau Venus. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 8 M.

Galdós, B. P., Gloria. Zeitroman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von A. Hartmann. 2ter Thl. Berlin, Schleiermacher. 8. 4 M. 40 Pf.

Gerok, K., Palmblätter. Neue Folge. Stuttgart, Greiner. 8. 5 M. 50 Pf.

Gerok, K., Albert Knapp als schwäbischer Dichter. Vortrag. Stuttgart, Knapp. 1879. 8. 60 Pf.

Groß, F., Nichtig und flüchtig. Skizzen. Leipzig, Pfeil. 8. 3 M.

Hamann's, J. G., Lehr- und Lebenssprüche. Ein geordneter Auszug seiner sämmtlichen Schriften. Seinem Volke gewidmet. Gütersloh, Bertelsmann. 1879. 8. 3 M.

Haendler, O., Rosen und Dornen. Gedichte. Kassel, Klannig. 8. 3 M.

Ein tapferes Herz. Oberösterreichische Dorfgeschichte von der Verfasserin eines „Wortes an Frauen über die Frau" (Constanze Heisterbergk). Dresden, Pierson. 16. 2 M. 50 Pf.

Holstein, F. v., Nachgelassene Gedichte, herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von H. Bulthaupt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M. 50 Pf.

Krebs, H., Distelblüthen. Humoristisch-satyrische Gedichte. Breslau, Köhler. 12. 3 M.

Krebs, J., Die Schlacht am weissen Berge bei Prag im Zusammenhange der kriegerischen Ereignisse. Mit einem Plane der Schlacht. Breslau, Koebner. 1879. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Kühne, G., Romanzen, Legenden und Fabeln. Neue Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Sunehild. Historische Novellen. Köln, Bachem. 1879. 8. 3 M. 30 Pf.

Linden, G. v., Allerhand Flegeleien. Deutsche Rundschau auf interessanten Gebieten. Leipzig, G. Körner. Gr. 8. 1 M.

Lingen, E., Vergib und vergiß. Preisgekrönte Novelle. Köln, Bachem. 1879. 8. 4 M.

Leonhart, E., Vom Rhein und Mosel. Gesammelte Novellen. Köln, Bachem. 1879. 8. 4 M. 20 Pf.

Manthner, F., Vom armen Franischko. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. Bern, Frobeen u. Comp. 8. 2 M.

Mindermann, Marie, Aus dem Leben. Zwei Erzählungen. Bremen, Dierckfen u. Wichlein. 8. 2 M. 50 Pf.

Musset, A. de, Dichtungen, übersetzt von O. Baisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 4 M.

Nolde, Baron v., Vom Zaren. Berlin, Gebr. Gerstmann. 1879. Gr. 8. 3 M.

Ochenkowski, W. v., Englands wirthschaftliche Entwickelung im Ausgange des Mittelalters. Jena, Fischer. 1879. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Othmar, K., Maria Theresia. Historisches Schauspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Ottesen, Mary, Inga. Eine Idylle aus dem norwegischen Hochlande. Berlin, Kogge u. Fritze. 16. 3 M.

Oettingen, A. v., Goethe's Faust. 1ster u. 2ter Thl. Text und Erläuterung in Vorlesungen. 1ster Thl. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 M.

Piderit, T., Drei Bühnendichtungen. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Rheinau, Sophie, Im Waldesschatten. Geldstolz und Künstlerliebe. Zwei Novellen. Münster, Nasse. 8. 2 M.

Riotte, H., Gold für Eisen. Schauspiel. Münster i. Els., Riotte. 1877. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rocco, W., Vor veertig Jahr. En plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne. Bremen, Schünemann. 8. 3 M.

Sacher-Masoch, Ein Mann wird gesucht. Berlin, Teschner u. Rosenhauer. 1879. 8. 5 M.

Scartazzini, J. A., Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. 2., mit Nachträgen versehene Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 9 M.

Sybel, H. v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Revolutionszeit von 1795 bis 1800. 2ter Bd. 2te Abth. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1879. Gr. 8. 11 M.

Wirtner, L. v., Meine Erlebnisse. Blätter aus dem Tagebuche meines öffentlichen Wirkens vom Jahre 1825 -- 1852. Preßburg, Stampfel. 1879. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika

nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen.

Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen.

Von **Carl Heinersdorff.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Reinhold Buchholz, früher Professor der Zoologie in Greifswald, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten der Gelehrtenwelt bekannt, bereiste mehrere Jahre, zum Theil auf Kosten der Humboldt-Stiftung, die Westküste Afrikas und starb kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat. Vorliegende Schilderung dieser Reisen nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen bietet die mannichfachste Unterhaltung und Belehrung, für Zoologen aber noch specielles Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mersener Bockreiter

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ergänzender Beitrag zur Geschichte des Deutschen Gaunerthums.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Von dem Verfasser des ausgezeichneten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" (4 Thle., Preis 30 M.) wird hier eine neue Schrift geboten, welche den merkwürdigen Proceß gegen die im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Mersener Bockreiter" bekannte Räuberbande nach bisher undurchforschten Quellen darstellt und eine Fülle besonders für Criminalisten, Polizeibeamte, Theologen, Culturhistoriker und Socialpolitiker höchst interessanter Thatsachen ans Licht fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Religionswesen der rohesten Naturvölker.

Von

Gustav Roskoff.

8. Geh. 4 M.

In dieser für Ethnographen, Psychologen, Religionslehrer und Missionare besonders wichtigen, für jeden Gebildeten interessanten Schrift führt der Verfasser, Professor der Theologie an der wiener Universität, aus, dass es keinen noch so wilden Volksstamm gibt, bei dem nicht Spuren von religiösen Vorstellungen wahrzunehmen sind, indem er die Berichte der zuverlässigsten Reisenden citirt und miteinander vergleicht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Geschichte des Teufels. 2 Bde. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 13. Band.)

Bekannt ist, welch tiefgreifenden Einfluß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus England herübergekommenen Schauspielertruppen auf die Entwickelung der deutschen Bühnenkunst und der deutschen dramatischen Dichtung ausgeübt haben. Die von diesen Englischen Komödianten aufgeführten Schauspiele sind aber nur in alten schwer zugänglichen Drucken zu finden; vorliegende Sammlung, mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, darf daher der Theilnahme aller Literatur- und Theaterfreunde sicher sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 6 Mark.

Inhalt:

Zur Charakteristik der Staufer. Von Bernhard Kugler. — Der Vertrag von Kalisch vom 27./28. Februar 1813 und unsere Ostgrenze. Von Wilhelm Riemann. — Patrik Gordon. Ein Beitrag zur Geschichte Rußlands im 17. Jahrhundert. Von A. Brückner. — Reformation und Gegenreformation in Oesterreich. Von H. M. Richter. — Der Zweikampf in der Geschichte der westeuropäischen Völker. Von Friedrich Zimmermann. — Ein politischer Volkskatechismus aus dem 18. Jahrhundert. Von August Geyer.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die Beiträge culturgeschichtlichen Inhalts werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oesterreich

seit der Katastrophe Hohenwart-Beust.

Von

Walter Rogge.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 Mark.

Diese lebendige, zeitgenössische Darstellung der neuesten Geschichte Oesterreichs, vom Sturz des Ministeriums Hohenwart bis zum Rücktritt des Grafen Andrássy, wird sicher mit gleich großem Beifall aufgenommen werden wie des Verfassers in demselben Verlage erschienenes Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" (3 Bde., Preis 22 Mark), an welches sich das vorliegende unmittelbar anschließt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 12. Februar 1880.

Inhalt: Novellisten der „Gartenlaube". Von Rudolf von Gottschall. — Zwei Werke von Gustav Theodor Fechner. Von Siegfried Lipiner. — Der Sohn von Justinus Kerner. Von Albert Moeser. — Aus dem europäischen Osten. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Novellisten der „Gartenlaube".

1. Bunte Novellen von Victor Blüthgen. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1879. 8. 10 M.
2. Feuerseelen. Erzählungen von E. Werber. Leipzig, Keil. 1879. 8. 5 M.

Die „Gartenlaube" hat das Verdienst, öfters erzählende Talente in die Literatur eingeführt zu haben: Ernst Keil selbst liebte es weit mehr, neu entdeckte Talente ins Feuer zu führen, als mit beliebten und anerkannten seinem Blatt Erfolge zu verschaffen. Es ist ihm dies ohne Frage häufig gelungen: die Marlitt besonders ist ein erzählendes Talent, das bald in weiten Kreisen populär geworden ist, und ähnlich war es mit vielen andern der Fall. Auch Victor Blüthgen, der jetzige Mitredacteur der „Gartenlaube", hat zuerst unter Keil's Auspicien sich mit einer größern Erzählung in den Spalten dieses Blattes eingeführt. Jetzt liegt von ihm eine Sammlung „Bunter Novellen" vor (Nr. 1), welche uns über die Eigenart seiner Darstellungsweise ein eingehenderes Urtheil gestatten.

Die Stoffe, welche der Autor wählt, gehören theils der Salonsphäre, theils dem Kreise der Dorfgeschichten an; in einzelnen Geschichten, wie gleich in der ersten: „Klas Lakemacher", spielen beide ineinander. Blüthgen erzählt in fließender, angenehmer Weise, auch wo die Handlung selbst einen etwas gewaltsamen Verlauf nimmt und dadurch eine grelle Spannung hervorgerufen wird. Der einfache epische Fluß der Schilderung verwandelt sich nirgends in einen durch Affecte und Pathos geschwellten Katarakt. Der realistischen Richtung hat Blüthgen eine nicht immer stimmungsvolle Detailmalerei der Darstellung abgelernt, die sich oft in das technisch Trockene und Poesielose verliert: auf der andern Seite weiß er ebenso aber auch stimmungsvoll zu schildern, das landschaftliche Bild und das Seelengemälde zu verknüpfen. Im Dialog der Salonnovellen stoßen wir nicht auf glänzenden Esprit, auf originelle Einfälle, auf den Ausdruck einer eigenartigen Weltanschauung; aber es ist alles in gefälliger Weise auf einen mittlern Ton gestimmt, der im ganzen sympathisch berührt.

Die erste Novelle: „Klas Lakemacher", behandelt ein Thema, dessen Voraussetzungen gewagter Art sind. Der arme Gold- und Silberarbeiter, der sich daneben mit allerlei mechanischen Problemen abquält, gewinnt das große Los. Er hat nur ein Töchterchen: seine Frau ist gestorben. Da kommt er auf den Einfall, das Kind in vornehme Kreise zu bringen, weil er ihm selbst doch trotz seines Geldes kein glänzendes Leben bereiten kann, weil er ihm immer im Wege stehen würde. Eine Generalin von Simmern sucht in der Zeitung ein kleines Mädchen von Stande, das sie adoptiren könnte. Klas bringt ihr sein Kind; zum Beweis, daß es von hoher Herkunft ist, müssen die hunderttausend Thaler dienen, die für dasselbe ausgesetzt sind; ob es aber auch von makelloser Herkunft ist? Klas behauptet es, und die Generalin glaubt es. Das wird nun der Angelpunkt der Handlung. In die erwachsene Generalstochter verliebt sich ein Offizier, der Sohn eines Gutsherrn, welcher Klas zu sich genommen, weil er der Lebensretter jenes Knaben war. Die Generalin hatte eine Gouvernante, die wegen Irrungen das Haus verließ; sie verbreitet Gerüchte über die zweifelhafte Herkunft der Generalstochter. Diese kommen zu Ohren des jungen Offiziers und versetzen ihn in große Aufregung; doch die Generalin selbst beruhigt ihn darüber. Heimkehrend auf das väterliche Gut mit der Verlobten, treffen sie dort den alten Klas, welchen die Generalin erkennt. Um Auskunft ersucht, muß er das Glück seiner Tochter gefährden, wenn er die Wahrheit sagt; um jedem Conflict zu entgehen, nimmt er sich das Leben.

Der alte Klas ist gewiß ein Sonderling; doch seine

rührende Liebe zur Tochter, wenn sie sich auch in einer auf die Spitze getriebenen Marotte äußert, gewinnt unsern Antheil. Der Dichter hat zu den Seelenschilderungen des barocken Vaters die Farben so aufgetragen, daß sie eine weiche Wirkung hervorrufen. Dagegen sind die Voraussetzungen der Handlung nicht haltbar; die Generalin betheuert, daß sie ein Kind, das nicht aus rechtmäßiger Ehe stammt, nicht adoptirt haben würde; sie verläßt sich dabei auf das Wort von Klas. Ist das glaublich? Es ist nicht das kleinste Motiv angeführt, welches die Aeltern bestimmen konnte, sich von ihrem Kinde zu trennen; gerade unter den obwaltenden Umständen ist die Meinung der Erzieherin berechtigt, daß ein Flecken auf der Herkunft des Kindes ruhen müsse. Wenn die Generalin sich übrigens dabei beruhigt, so fehlt diese Beruhigung doch gänzlich für den Lieutenant, dem gegenüber jene Frage aufgeworfen ist, der sie zu einer Lebensfrage für sich macht, und der doch darauf auch von der Generalin keine andere Antwort erhält als: der Mann, der mir das Kind brachte, hat es mir gesagt, und er erschien mir glaubwürdig. Daß sich auch der Offizier bei einer solchen bloßen Aussage beruhigt, das gehört zu den größten Unwahrscheinlichkeiten der Novelle.

Klas ist übrigens der Erfinder einer „Ballonbahn", die mit der Genauigkeit eines technologischen Journals beschrieben wird:

Klas stand auf. „Ihr sollt eine wichtige Erfindung sehen, Sickert. Wenn diese bekannt würde, könnte man leicht auf die hohen Berge fahren, so gut wie man mit der Eisenbahn durch das Land kommt." Er verschwand im Innern des hübschen, mit grünem Spalier überzogenen Häuschens und kehrte bald darauf mit einer Schachtel und einem jener kleinen rothen Ballons zurück, wie sie den Kindern um ein Billiges als Spielzeug verkauft werden. An dem Faden desselben befand sich ganz unten ein Holzschiffchen mit drinsitzenden menschlichen Figuren, weiter oben zeigten sich zwei an den Enden mit Räderchen versehene und durch Sperrhölzchen verbundene Querstäbe. Auf einer Erdaufschüttung beim Hause stellte er zwei parallele Reihen von Holzstäbchen auf, die er der Schachtel entnommen hatte. Je zwei davon kehrten einander einen Arm zu, welche Arme oben und unten ausgekehlte Rinnenhölzer hielten. Die Rinnenhölzer derselben Reihe schlossen sich aneinander, sodaß zwei parallele Rinnenstränge entstanden. Das ganze Ding sah etwa aus, wie ein Eisenbahnstrang, der von zwei Menschenreihen mit dem einen Arm in der Luft gehalten wird. „Jetzt gebt Acht", sagte Klas. Die Räder der Ballonstäbe paßten genau in die Rinnen des Stranges hüben und drüben, als er den Faden des Ballons zwischen die Schienen brachte. Zuerst stellte er die Räder des untern Stabes in den untern Rinnen ein, worauf der Apparat die Bahn aufwärts rollte; dann beschwerte er das Ballonschiffchen, die Räder des obern Stabes sanken in die obern Rinnen, und alsbald rollte das Schiff sammt Ballon auf der schiefen Ebene des Stranges zurück. Klas hatte eine wirkliche kleine Ballonbahn construirt. „Versteht Ihr das, Sickert? Es ist so: der Luftballon will gerade aufsteigen; weil aber die Schienen ihn halten, so kann er blos an ihnen hinaufrollen. Mache ich dann oben das Schiff so schwer, daß der Ballon es nicht mehr hochziehen kann, so kommen die andern Räder an die Reihe, und alles rollt wie auf einer Eisenbahn herunter. Nun müßt Ihr das Ding Euch groß vorstellen. Ich brauche blos noch etwas fürs Hemmen zu erfinden."

Wir meinen, daß solche Schilderungen aus der poetischen Darstellung herausfallen, ein selbständiges praktisches Interesse für sich in Anspruch nehmen, in einem Roman allenfalls zu den epischen Hemmungen gerechnet werden könnten, aber in einer Novelle zu viel Platz einnehmen.

Die zweite Novelle: „Eine Locke der Lorelei" ist ein anmuthiges Capriccio, gleichsam mit dem Laube der rheinischen Weinreben umkränzt. Es beginnt mit einem Dithyrambus auf den Vater Rhein; wir theilen ihn hier mit als poetisches Gegenbild zu jener nüchternen Beschreibung der Luftballonbahn:

Dort wallt er her, der Vielbesungene und Vielumrungene — und Vielbesuchte, der „Vater Rhein". Nicht mehr das tiefgrüne, lachende Kind der Gletscher, das die Hochalpen durchspielt unter saftigen Matten, düstern Gebirgstannen, nackten, zackigen, zerklüfteten Felsenhäuptern, bald übermüthig strudelnd, daß die weißen Schaumperlen emporzischen, bald anmuthig tändelnd, wie der kleine Schelm, der sein Wäglein zieht und sein Steckenpferdchen reitet; nicht mehr der Knabe, der, durch des Bodensees lichte Fluten schwimmend, neugierig-verständig die altehrwürdigen Städte mit finstern Mauern und Giebelhäusern und ragenden Domen mustert, noch der blühende Jüngling, der mit stolzer Wagethat über die Felsklippen zur Tiefe tost, um dann, ruhig wachsend an Kraft, durch gesegnete Fluren zu wallen und allerlei zu träumen von der „Pfaffengasse des heiligen Deutschen Reichs", welche noch immer nach Weihrauch duftet, von Verrath an deutschen Landen, vom Blutgeruch der Guillotinenrevolution und von der großen Sühne. Er ist zum Manne gereift im schönen Rheingau, mildkräftig gleich dem Duft der Rebenblüte droben auf den Bergen, durch die er sich nun zwängt wie der starke Mann durch die Engen und Hindernisse des Lebens, und noch sieht's ihm niemand an, daß auch er einst alt und lebensmüde wird und langsam gehen lernt auf ebenen und stillen Wegen, bis er zerfließend die Wasser im Ocean verströmt, wie der alte Mensch seine Seele im Meere des Unendlichen.

Ein junger Mann trifft auf dem Loreleifelsen ein romantisch aussehendes weibliches Wesen, welches darauf eingeht, die Lorelei zu spielen, und ihm erlaubt, eine Locke von ihrem Haar abzuschneiden. In Köln finden sich die beiden wieder: es ist eine Sängerin, Sophie Mancini. In Leidenschaft für sie erglüht, erkrankt er; seine Verlobte sagt sich von ihm los. Da ergibt es sich, daß die Lorelei verheirathet ist, Mann und Kind hat. Die Locke der Lorelei stirbt den Flammentod: die Verlobten finden sich wieder; das ist frisch und artig erzählt.

Die beste der Novellen ist die dritte: „Die schwarze Kaschka"; es ist eine Dorfgeschichte, aber nicht von dem banausischen Charakter der meisten, es weht ein etwas romantischer Hauch durch dieselbe. Die Handlung spielt in einem Fischerdorfe der Insel Rügen: ein preußischer Soldat, Peter, der dort zu Hause ist, hat während des Feldzugs von 1866 mit einer Hannakin im Mährischen ein Verhältniß gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben ist. Die „schwarze Kaschka" sucht ihn mit dem Kinde in seiner Heimat auf. Damit beginnen die Verwickelungen. Gesonnen, sie zu heirathen, verfeindet sich der junge Bauer mit Vater und Bruder. Gleichwol setzt er seinen Willen durch, und als ihm der Vater sein Erbe nimmt, kauft

sich Peter ein kleines Fischerhäuschen und bezieht es mit seiner Frau. Diese fremde Mährin unter den nordischen Dünenbauern, die ihren Umgang meiden, das Unbehagen, das die Vereinsamung und Abgeschlossenheit im Hause selbst hervorruft: das ist sehr stimmungsvoll und poetisch dargestellt, ebenso die tragische Katastrophe. Ein Landsmann der Kaschka führt sie herbei; er erregt die Eifersucht Peter's, besonders als seine Frau dem Fremden zu Liebe einmal ihr Nationalcostüm anzieht. Peter erschlägt ihn und rudert dann selbst in die See, um nicht wiederzukehren: man findet seine Leiche bei dem zerschellten Boote. Die schwer erkrankte Kaschka folgt ihm im Irrsinn nach mit dem Kinde. Diese Darstellung ist sehr lebendig und spannend; das Pathologische ist scharf herausgearbeitet; die Bilder aus dem Fischerdorf, von den Dünen und dem Meeresgestade sind durchaus anschaulich und stimmungsvoll.

Weniger Günstiges können wir von der folgenden Erzählung sagen: „Der Recensent“; sie ist etwas breit in der Ausführung und weiß nicht die Theilnahme zu fesseln, die der Autor zu erreichen sucht.

Der Recensent ist ein praktischer Arzt, der sich nebenbei mit Theaterkritiken beschäftigt. Eine Schauspielerin, Klara Rupprecht, wird von ihm stets in schärfster Weise recensirt. Eine dieser Kritiken führt zu einem Duell mit dem Lieutenant von Osten, dem Liebhaber der Künstlerin. Zu diesem Duell hat die letztere den Offizier aufgereizt: und als dieser schwer verwundet daliegt, als ein Freund des Doctors ihr einen beleidigenden Brief schreibt, wie wenn dieser von ihm selbst ausginge, da beschließt die Schauspielerin, sich an ihrem Feinde zu rächen, indem sie seine Leidenschaft für sich zu entzünden sucht. Sie ladet ihn zu sich ein, und das Spiel gelingt ihr; nur bleibt ihr eigenes Herz dabei nicht unberührt. Gleichwol enthält sie dem Doctor nicht die Erklärung vor, daß sie sich habe rächen wollen. Die Rache für diesen übernimmt der Theaterdiener Schmücke, der in der Abschiedsvorstellung der Rupprecht, als diese Lady Macbeth in der Nachtwandlerscene spielt, aus einer Versenkung auftaucht und so den von der Künstlerin erstrebten Erfolg unter dem schallenden Gelächter des Publikums begräbt. Eine tragische Episode bildet der Tod des armen Osten, der sich halb wahnsinnig zur Künstlerin hinübergeschleppt hatte, gerade als der Doctor bei ihr war. Und das Ende dieser tragischen Irrungen? Eine Verlobungskarte aus den tiroler Alpen, wo sich Klara Rupprecht und der Doctor zufällig begegneten. Es ist dem Dichter nicht gelungen, uns für seine intriguante Heldin irgendwelche Sympathien einzuflößen, deshalb bleiben unsere Glückwünsche zu dieser Verlobung aus. Die Darstellung selbst ist lebendig und anschaulich: das Interieur der Wohnung der Künstlerin, der Papagai, die verliebte blonde Schwester, das tritt mit ansprechender Deutlichkeit und Gefälligkeit vor uns hin. Das Attentat des Theaterdieners wird uns in folgender Weise geschildert:

Die Klingel erscholl und langsam rollte der mächtige Vorhang empor. Die große Bravourscene des Stücks nahm ihren Anfang. Wieder erschien Klara Rupprecht im weißen Nachtkleide mit der Lampe, und sie war in Maske und Spiel nie vollendeter gewesen als in diesen Minuten. Es schien, als wolle sie zuletzt ihr Bestes geben, als wolle sie mit dem Zauber ihres Talents alles Miswollen ersticken. Sie spielte, wie sie es von Martius gelernt hatte. Etwa die Hälfte der Scene war vorüber, da blickten der Arzt und die Kammerfrau plötzlich gleichzeitig auf eine leere Stelle im Hintergrunde der Bühne. Dort, wo die mittlere Versenkung mündete, vernahmen sie ein dumpfes Geräusch; der Boden that sich auf, und langsam, Zoll für Zoll, tauchte von den Haarspitzen bis zu den Zehen die burleske Figur des alten Schmücke auf. „Ach du mein liebes Herrgöttchen, wo bin ich da hingerathen!“ sagte er kläglich mit lauter, krähender Stimme, sah sich einen Augenblick um, als suche er die passendste Coulisse zum Entlaufen aus, und verschwand endlich blitzschnell mit ein paar tollen Sprüngen hinter der Scene. Donnerndes Gelächter brach im Publikum aus und schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Galerie jauchzte, heulte und pfiff, man zischte, man schrie „Bravo!“ — es war ein Höllenlärm. In der Coulisse fluchten und wetterten Director und Regisseur auf den Missethäter, der alles ruhig über sich ergehen ließ und endlich mit stolzem Gesicht sagte: „Ich habe einen Freund und Wohlthäter gerächt, geehrtester Herr Director, an der Rupprecht, welche ihn unglücklich gemacht hat, nämlich den Doctor Martius, und wenn Sie mich wegjagen, so muß ich mir's gefallen lassen. Aber ich war es ihm schuldig.“ „Der Teufel soll Sie holen!“ schrie der Director; „scheren Sie sich aus dem Theater; Sie haben hier gar nichts zu rächen!“ „Schön“, entgegnete Schmücke, „der Himmel wird weiter für mich sorgen.“ Und er schritt gravitätisch von dannen. Es war unmöglich, die Scene wieder aufzunehmen; Klara Rupprecht verließ gesenkten Hauptes die Bühne, sprach ein paar Worte mit dem herbeieilenden Director und begab sich in die Garderobe. Sie sah völlig verstört aus. Fünf Minuten später bestieg sie ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Die letzte Geschichte ist eine Nachtwächterhumoreske mit den Verbrämungen eines alterthümlichen Stils. Die Anekdote, deren Helden „die Nachtwächter von Rinteln“ sind, behandelt einen Studentenstreich; wir halten sie für die schwächste Erzählung Blüthgen's, und können überhaupt dieser ja jetzt sehr beliebten, aber immerhin forcirten Darstellungsweise keinen Geschmack abgewinnen. Im übrigen zeigen die „Bunten Novellen“ von einem gefälligen Talent der Erzählung und Darstellung.

Einen ganz andern Ton schlagen die „Feuerseelen“ von E. Werber (Nr. 2) an. Wir haben in unserer „Nationalliteratur“ von Kraftdramatikern gesprochen; wir möchten diesen Novellen gegenüber auch von Kraftnovellisten sprechen. Und doch ist E. Werber ein Pseudonym für eine schriftstellernde Dame. Einzelne Züge der Darstellung sind entschieden genial; andere schlagen in das Hyperbolische und Ueberschwengliche um. Die Naturschilderungen haben oft etwas Hymnenartiges; wir finden überhaupt bisweilen jene Wendungen, wie sie in den Werken erhabener Dichter vorkommen, von denen aus jedoch der Sprung in die einfache Erzählung der eigentlichen Handlung ein oft unvermittelter ist. Auch in Bezug auf die Handlung selbst zeigt sich eine Vorliebe für das Grelle und Gewaltsame; aber es ist doch immer ein Feuergeist in diesen „Feuerseelen“, und das ist anzuerkennen in einer Zeit, in der uns so viel matte Limonade credenzt wird. In einem

Vorwort zur Erzählung „Der canadische Achilles“ nimmt die Dichterin selbst die Positur der Ausnahmegenies an; sie erklärt, daß sie hohe Ueberzeugungen habe und lieber auf einem einsamen Felsen sich den Hals breche, als auf der breiten Landstraße dahinschlendere. Jene Erzählung selbst ist die Verherrlichung einer Rothhaut, ihrer Tapferkeit, Kraft und Treue, des „Creek“. Der Held der Geschichte tödtet einen Bären mit größtem Heldenmuth, stürzt sich verwegen unter eine Ueberzahl von Feinden, ist ein treuer Botengänger und Geschäftsbesorger für die nächste canadische Handelsstation. Ein weißes Mädchen Eleanor liebt ihn, und er fällt im Kampf mit einem benachbarten feindlichen Indianerstamme. Die Handlung ist überaus einfach; die Darstellung eine Skizze in der Zeichnung, aber die Skizze hat intensives Colorit. Der elegische Hauch der Indianerpoesie durchweht das Ganze; der knappe Ausdruck der Empfindung in den Begegnungen zwischen dem Creek und dem weißen Mädchen ist nur hingehaucht; desto größer ist die Wirkung des heroischen Opfermuthes, mit dem das Mädchen, um den Freund zu rächen, in Kampf und Tod zieht. Das Ganze beweist das Talent der Verfasserin, mit markigen Strichen zu zeichnen.

Eine merkwürdige Geschichte ist „Der Aërolith“. Niemand würde glauben, daß sie von einer Frau verfaßt ist; man möchte auf einen Naturforscher schließen, wenn man die folgende Beschreibung des riesigen Meteorsteins liest:

Es war ein mächtiger Stein und noch empfindlich heiß. Vier und einen halben Fuß ragte er über den Boden und war etwa einen Fuß tief in denselben eingedrungen. Seine Oberfläche sah aus wie ein in Erz gegossenes Relief vielverzweigter Gebirgszüge; die Tiefen waren dunkelrothbraun und an vielen Stellen von erbsengroßen, grauweißen Aushöhlungen zersetzt, die Höhen, schwarz und matt glänzend, hatten abgerundete Ecken. Die Bauern sagten, sie hätten geglaubt, ein Ding, das von dort oben komme, müsse ganz anders aussehen, und ließen sich nach und nach überzeugen, daß es weder ein Engel noch ein Teufel war, sondern ein kleines Fragment eines unserer Erde mehr oder weniger ähnlichen kleinen Weltkörpers. Als sie dann, durch den natürlichen Ausgang des Wunders enttäuscht, theils lachend, theils übellaunig sich entfernt hatten, stand ich noch lange allein vor dem Aërolithen, und es war mir, als sei derselbe nicht nur in mein Kornfeld, sondern auch in mein Leben gefallen! Nach mehreren Tagen, als die Gelehrten von Lyon, Grenoble, Montpellier und Paris den Aërolithen geprüft und als echtes Meteoreisen erkannt hatten, ließ ich ihn in meinen Garten unter einen Granitvorsprung in der Nähe der Terrasse bringen. Er legte sich von selbst mit so viel natürlichem und ästhetischem Verständnisse hin, daß seine schöne Form, die einer im Wasser sich spiegelnden Pyramide, zu voller Geltung kam. Der etwa fußgroße Theil, den man an einer der Seitenflächen polirt hatte, um seine Echtheit zu constatiren, zeigte ein schönes Rothbraun, glänzend wie Jaspis, und war von jenen dem Meteoreisen eigenthümlichen Strichen durchkreuzt, die durch eine Aetzung mit Salpetersäure auf der polirten Fläche zum Vorschein kommen und deren Gruppen an complicirte geometrische Figuren erinnern.

Mit dieser saubern Genauigkeit einer Schilderung, die in jedem naturwissenschaftlichen Werke ihren Platz finden könnte, steht die sprungweise psychologische Entwickelung in offenbarem Widerspruch. Da ist die Heldin des Stücks, Diana, eine jener weiblichen Naturen, welche stets die Initiative ergreifen, eine resolute Person, wie man im gewöhnlichen Leben sagen würde. Sie ist verwaist, ihr Vater ist in Indien durch eine Kugel gefallen; sie bittet Herrn Vernet, den Erzähler der Geschichte und den glücklichen Besitzer des Aërolithen, sie zu sich in seine Villa zu nehmen, und nachdem er diesen Wunsch erfüllt, richtet sie an ihn die Bitte, sie zur Frau zu nehmen. Vernet zögert, und seinem Zögern kommt eine neue Bekanntschaft zu Hülfe, welche Diana durch seine Vermittelung macht. In der Nähe wohnt ein Bildhauer, Nerval, er ist vor kurzem erst hergezogen; dies ist seine Photographie:

Ueber einer wundervollen Stirn lag dichtes purpurschwarzes Haar, welches namentlich im Nacken kurz geschnitten war. Die Augenbrauen, fein und gerade, gaben seiner Physiognomie etwas Finsteres; zwei tiefsinnige Augen von unbestimmter Farbe leuchteten bald wie glühende Kohlen, bald glänzten sie wie Wassertropfen. Auf dem reich geschwungenen Munde lagen Verachtung und Güte zugleich und ein großer Schmerz. Mir entschlüpfte der Ausruf: „Mein Herr, Sie haben einen Brutuskopf!“

Der Künstler arbeitet an einem Werke, welches als Kunstwunder jenem Naturwunder, dem Aërolithen, an Seltsamkeit und Großartigkeit würdig zur Seite gestellt werden kann, an einem Tempel, nicht Gott geweiht, sondern den Schmerzen der Menschheit:

Er wird ein hohes Viereck sein, dessen Mauern eine Dicke von 14 Fuß und eine Höhe von 500 haben. An den vier Ecken werden, an die Mauer gelehnt und von der Schulter an sie überragend, vier steinerne Gestalten stehen: der Hunger, das Elend, das Schicksal und der Tod. Ich will ihre Gesichter so machen, daß Jupiter, wenn er sie sieht, die Augen schließt. Fünfunddreißig Stufen werden zur ehernen Pforte führen, über welcher ein Medusenhaupt seine Schrecken ausschüttet. Im Innern wird von weißem Marmor der Mensch stehen — Mann und Weib — und neben ihm auf der einen Seite die Natur, auf der andern der Geist. Die Wände werden mit Reliefs aus den großen Schmerzensgeschichten der Menschheit bedeckt sein, nicht mit kleinen, sondern mit menschenhohen Reliefs. In diesem Raume werden zwanzig Fenster aus der Höhe ein rothes, gedämpftes Licht ergießen, und vierzig verhüllte Gestalten werden ebenso viele indische Säulen tragen, auf welchen die Decke ruhen soll. Ueber der Kuppel des Monuments wird sich ein erzener Geier mit ausgespannten Flügeln erheben, das Abbild jenes Geiers, der dem Prometheus täglich die Leber fraß. Und dieses Monument werde ich auf der maltesischen Küste errichten, und es soll nicht mit den Jahrhunderten vergehen! Und mancher Mann, der das Meer befährt, wird sich sagen: Da hat einer in Stein gehauen und kühn vor den Himmel hingestellt, was ich schen in der grollenden Seele verberge!

Das ist also ein Titan auf einem Schopenhauer'schen Piedestal. Kein Wunder, daß sich Diana in ihn verliebt; er erwidert diese Liebe: da tritt das antike Fatum in moderner Gestalt zwischen die beiden. Es ergibt sich, daß es Nerval ist, der den Vater Diana's getödtet hat, ohne es zu wissen und zu wollen; denn seine Kugel galt dem Verführer seiner Frau. Als der Aërolith, der immer tiefer in die Erde versinkt, von dem abergläubischen Volk in die Rhône gestürzt wird, da sinkt Diana mit und unter ihm in die Fluten. Nerval aber wird vom Blitz erschlagen,

als er seinen Schmerzenstempel in Malta aufbauen will. Diese Erzählung hat einen gewissen grandiosen Zug; doch die Klippe des Grotesken ist dabei nicht immer vermieden; es fehlt in ihr nicht an bizarren Wendungen und psychologischen Sprüngen; es spielt sich der Held und die Heldin allzu sehr aufs Titanische hinaus.

Die andern Erzählungen sind weniger charakteristisch, nur die Vorliebe für die grellsten Abschlüsse ist allen gemein. „Eine Leidenschaft" beginnt wie eine galizische Novelle von Sacher-Masoch mit landschaftlichen Karpatenbildern; ihr Inhalt ist die Leidenschaft, welche eine junge polnische Gräfin für den sechzigjährigen Schriftsteller Remenh hegt. Das Ganze ist ein psychologisches Capriccio; denn die junge Gräfin ist eine Art Käthchen von Heilbronn, nur daß ihr Wetter von Strahl eben ein alter Herr ist. Sie läßt sich lieber von ihm mishandeln, als daß sie von ihm verbannt sein will, und als er stirbt, vergiftet sie sich.

Die Erzählung „Ein Meteor" hat eine dalmatinische Blutrache zu ihrem Inhalte. Ein Stiftsherr von Constantin, ein bedeutender Maler, liebt ein dalmatinisches Mädchen aus der Familie der Santorin, welche mit dem Stift in dauernder Fehde leben. Ihr Bruder verbietet ihr jeden Verkehr mit dem Stiftsherrn, verwundet sie, als er sie mit ihm zusammen überrascht; sie stirbt später am Fieber, der Stiftsherr wird von Santorin erdolcht. Die novellistische Einkleidung dieser Geschichte ist gewandt und spannend.

Ebenso grell verläuft und endet „Charlotte Venloo"; aber hier ist der Schwerpunkt der Geschichte zu sehr ans Ende gerückt; es ist vieles Nebensächliche, wie die Liebe Henry's zu der fischblütigen Engländerin, zu breit ausgeführt. Ein Geheimniß umschwebt die Heldin, eine Spanierin; aber die Spannung auf die Erhellung desselben wird wenig wachgerufen und gesteigert. Erst am Schluß ergibt es sich, daß der todtgeglaubte Gatte lebt, daß im Lazareth eine Verwechselung der Blatterkranken stattgefunden hat. Er selbst war zur Galere verurtheilt wegen Steuerdefraudationen, die er indeß nur im Interesse des armen Volks ausgeführt hatte. Als er die Gattin wiederfindet, liebt sie einen andern. Um nicht in die Gewalt der Häscher zu gerathen, erschießt er sich; Henry, der Charlotte liebt, wird wahnsinnig; sie selbst geht in ein Kloster. Die Verfasserin springt grausam mit ihren Helden und Heldinnen um: konnte sie nicht Henry und Charlotte glücklich werden lassen, nachdem sich die Gruft einige Zeit über dem Gespenst des wiedererstandenen Gatten geschlossen hatte?

In der letzten Novelle: „Pater Gregor", ist die Katastrophe ein Felssturz, durch den ein Kloster verschüttet und der Held, ein tapferer Mönch, mitbegraben wird.

Ein Talent, das, mehr als die Novelle gestattet, auf dem Kothurn zu wandeln liebt, das den Novellenstil oft in den Odenstil verkehrt, aber schwunghaft zu schildern weiß, ist in den „Feuerseelen" unverkennbar. Die Kritik kann ihm nur Mäßigung und Streben nach Läuterung anrathen, auch in Bezug auf die Form; sie ist nicht immer correct und oft geschmacklos. „An sie denken genügt mir nicht mehr, ich muß von ihnen schreiben", heißt es gleich im zweiten Satze der ersten Novelle, statt: „An sie zu denken" Dergleichen Verstöße finden sich öfters; doch das sind leicht zu feilende Kleinigkeiten. Ernster zu nehmen ist schon der gespreizte Ton, in den die Darstellung bisweilen verfällt. „In ihrem edeln ernsten Gesichte, besonders aber in ihrem Auge lag wol nur eine merkwürdige Inspiration, die ihrer Physiognomie etwas Lucides gab." Das klingt à la Hahn-Hahn. An einer andern Stelle heißt es: „Es fiel mir nicht ein, die Linien ihrer Stirn oder ihres Mundes oder sonst eines Zugs zu prüfen . . . es war sozusagen nicht nothwendig, um ihr Gesicht zu kennen, das ganz Inhalt war." Auch das ist ein schiefer Ausdruck. Barock und zugleich affectirt ist die Personalbeschreibung der Mrs. Stephenson:

> Sie war eine rein animalische Schönheit, ihr Gesicht war leer, ohne jede Spur geistigen Lebens. Wenn sie lächelte, machten mir ihre gesunden, weißen Zähne stets den fatalen Eindruck, als lechzten sie nach einer Hammelcotelette. Selbst ihre Finger waren animalisch, rund und träge und ohne jeden seelischen Accent.

Dann finden sich wieder hyperbolische Wendungen wie im Buche Hiob oder bei den Kraftdramatikern, z. B.: „Huesbar zitterte, wie ein Thurm zittert, wenn die Erde unter ihm bebt."

Stilistische Läuterung und geschmackvolle Sichtung der Wendungen und Bilder würde das sprachliche Talent der neuen Novellistin, welche mehr als viele ihrer Colleginnen auf das geistig Bedeutende ausgeht, noch vortheilhafter ins Licht stellen.

Rudolf von Gottschall.

Zwei Werke von Gustav Theodor Fechner.

1. Vorschule der Aesthetik. Von Gustav Theodor Fechner. Zwei Theile. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 M.
2. Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

„Eine Wonne der Natur" pflegte Alberti schöne Greise zu nennen, und jeder, der einmal das Grauen vor Alter und Tod und die Trauer über die Hinfälligkeit alles Lebendigen recht tief empfunden hat, wird ihm recht geben. Wie ein verkörperter Beweis gegen diese Hinfälligkeit, wie der leibhaftig dargestellte Sieg über jenes Todesgrauen wandelt ein solcher junggebliebener Alter unter den Menschen.

Der berühmte Verfasser der im Folgenden zu besprechenden Schriften, Gustav Theodor Fechner, möchte wol wie wenige jenes Wort Alberti's rechtfertigen. Ein langes

Leben, reich an Arbeit, an Verdiensten und auch an schweren Leiden liegt hinter ihm; und noch immer arbeitet rastlos der Geist und zwingt den Körper, ihm zu dienen. Wie ein Jüngling auf jeden empfangenen Eindruck frisch reagirend, kühn und sicher in der Abwehr, im Hervorbringen kräftig und selbständig wie in den blühendsten Mannesjahren, unermüdlich aus einem Gebiete des Erkennens in das andere schreitend, dabei immer gewiß, nirgends, wohin er auch komme, das Eine zu vermissen oder zu verlieren, das ihm für immer den Frieden gegeben: so lebt er ein echtes Leben noch heute, der achtundsiebzigjährige Greis. Zwischen die zwei obengenannten Schriften fällt noch eine dritte: „In Sachen der Psychophysik" — eine Abwehr der gegen die „Elemente der Psychophysik" vorgebrachten Einwände. Und so, kräftig schaffend wie bisher, möge der verehrungswürdige Mann noch lange leben und blühen, zu seiner und zu unserer Freude.

Die „Vorschule der Aesthetik" will in einer Reihe von Aufsätzen eine Anzahl wichtiger ästhetischer Principien, mit steter Anwendung auf speciale Verhältnisse, darlegen. Der Verfasser verfährt überall inductiv, oder will wenigstens überall so verfahren: er nennt seine Aesthetik demgemäß eine „Aesthetik von unten" und behandelt die „Aesthetik von oben" zwar höflich, aber doch auch mit gelinder Verachtung. Ich glaube aber nicht, daß z. B. die gleich anfangs erwähnte „Mitrücksicht auf die Gesetze des Sollens, denen die des Gefallens immer untergeordnet bleiben müssen" — eine Mitrücksicht, die dann für die Bestimmung des Geschmacks entscheidend wird —, im Sinne einer „Aesthetik von unten" haltbar wäre. Auf Lust und Unlust, als „einfache, nicht weiter analysirbare Bestimmungen unserer Seele", gründet der Verfasser alle ästhetischen Phänomene; etwas gefällt oder misfällt, heißt: der Vorstellung dargeboten, ertheilt es derselben einen lust- oder unlustvollen Charakter; was überwiegende Bedingungen unmittelbaren Gefallens vereinigt, ist im weitesten Sinne schön; „im engern Sinne der Aesthetik aber heißt schön etwas nur, wiefern es geeignet ist, höhere als blos sinnliche Lust doch unmittelbar aus blos Sinnlichem schöpfen zu lassen, was, sei es durch Auffassung innerer Beziehungen des Sinnlichen oder durch Vorstellungsassociationen an das Sinnliche, möglich ist". Die eben angeführte Definition dürfte aber dem Verfasser selbst schwerlich klar und genügend erscheinen, wenn er sich seiner eigenen tiefen und durchaus richtigen Darstellung des Verhältnisses zwischen Materiellem und Psychischem erinnert, wie er sie in der „Tagesansicht" gegeben hat. „Das Materielle", sagt der Verfasser, „ist auch nur ein Psychisches, aber in der Erscheinungsweise für Anderes, als es selbst ist." Dieser Satz, so wahr als bedeutend, zeigt, wie ganz unstatthaft es ist, von „sinnlicher Lust" zu sprechen, oder wenigstens ohne eingehendste und deutlichste Bestimmung zu sprechen. Das Schöne im engsten Sinne aber oder das Objectiv-Schöne bezeichnet der Verfasser unter jener schon erwähnten — sehr deductiven — Mitrücksicht auf das Gute, als dasjenige, was gefallen soll, was werth ist, zu gefallen, und beurtheilt demgemäß die Güte des Geschmacks. Natürlich wird hier unter dem Guten nicht das Augenblicklich-Nützliche verstanden, sondern, gemäß der ganzen Ethik des Verfassers, das an und für sich und durch seine Folgen Gute; diese Folgen reichen ja aber sehr weit und sicherlich (nach Fechner's eigener Lehre) über dieses Leben hinaus. So gerathen wir denn tief in das Glaubensgebiet der „Tagesansicht" hinein; und wenn auch die Forderung des „unmittelbaren" Gefallens mit jener moralischen Forderung sich immer und principiell vertrüge: wo ist die inductive Begründung hierfür, und wo bleibt überhaupt die „Aesthetik von unten"?

Klar, überzeugend und in anziehendster Form bespricht nun Fechner im Folgenden eine Reihe ästhetischer Principien, deren bedeutsamstes und wichtigstes, das Associationsprincip, von ihm wol zum ersten male, wenigstens in dieser Gestalt und Weite der Anwendung, in der Aesthetik aufgestellt und entwickelt worden ist. Fechner sagt:

> Die Orange dürfte wol die für das Auge reizendste aller Früchte sein. Es liegt dies nicht blos an ihrer schönen Goldfarbe und reinen Rundung: es liegt auch und zu einem sehr großen Theile an all dem, was die Erinnerung dem Reize der Form und der Farbe hinzufügt. Mit dem geistigen Auge sehen wir in dieser Frucht ein Ding von reizendem Geruch, erquickendem Geschmack, an einem schönen Baume, in einem schönen Lande, unter einem warmen Himmel gewachsen, wir sehen sozusagen ganz Italien mit in ihr, das Land, wohin uns von jeher eine romantische Sehnsucht zog. Aus der Erinnerung an all das setzt sich die geistige Farbe des Gegenstandes zusammen.

Unter „Erinnerung" (das Wort ist hier wol nicht ganz passend gebraucht) ist aber nicht ein Wiederkehren der einzelnen bestimmenden Momente ins Bewußtsein zu verstehen; vielmehr ist hier ein fast durchaus unbewußter Vorgang zu constatiren, dessen Resultat so vollständig mit dem unmittelbaren oder nach Fechner's Ausdruck „directen" Eindruck verschmilzt, daß wir leicht geneigt sind, das Associative zur unmittelbaren Wirkung der Anschauung zu rechnen. Und so ist

> jedes Ding, mit dem wir umgehen, für uns geistig charakterisirt durch eine Resultante von Erinnerungen an alles, was wir je bezüglich dieses Dings und selbst verwandter Dinge äußerlich und innerlich erfahren, gehört, gelesen, gedacht, gelernt haben. . . . Nach Maßgabe nun, als uns das gefällt oder misfällt, woran wir uns bei einer Sache erinnern, trägt auch die Erinnerung ein Moment des Gefallens oder Misfallens zum ästhetischen Eindrucke der Sache bei, was mit andern Momenten der Erinnerung und dem directen Eindrucke der Sache in Einstimmung oder Conflict treten kann.

Durch weitere ergänzende und ausführende Betrachtungen voll Scharfsinn, Klarheit und anziehender Lebendigkeit begründet der Verfasser sein Princip in überzeugendster Weise. Nun ist es klar, daß der associative Complex von Vorstellungen aus Elementen besteht und endlich in solche zerfallen muß, die an und für sich, also direct, wohlgefällig oder misfällig sind. Und absolut genommen, erweckt im letzten Grunde alles directes Wohlgefallen oder Misfallen. Nur relativ, im Verhältnisse zu dem, was gerade als

deutlich umschriebener Gegenstand in der bewußten Vorstellung vorhanden ist, ist alles andere, was sich daran knüpft, associativer Factor im ästhetischen Urtheil. Außer dem directen und dem associativen nennt Fechner noch ein drittes ästhetisches Moment, das instinctive; doch legt er auf dieses ein ziemlich geringes Gewicht.

Am weitesten und wichtigsten ist nach Fechner der associative Factor in der Poesie wirksam; an jedes Wort knüpfen sich da die mannichfachsten Erinnerungen und Bedeutungen, und der directe Factor des rhythmischen Wohlklangs und des Reims spielt neben dieser großen und bunten Welt der Association nur eine untergeordnete Rolle. In den Künsten der Sichtbarkeit ist der directe Eindruck gewisser Formen und Verhältnisse schon bei weitem größer als in der Poesie, und in der Musik haftet fast alles Wohlgefallen oder Missfallen an den direct wirkenden Tonverhältnissen. So Fechner. Nach dieser Darstellung wäre also das associative Moment zwar ein höchst wichtiges, aber durchaus kein alleinherrschendes, und die Musik würde (wie dies übrigens auch in andern ästhetischen Systemen der Fall ist) in der Hauptsache einen ausgesprochenen und principiellen Gegensatz zu den andern Künsten bilden. Doch glaube ich nicht, daß Fechner's Anschauung hier fundamental genug und überhaupt haltbar ist. Als bloße Lust an der Auffassung von Tonverhältnissen wäre dann die Lust an der Musik nur in dem Sinne eine „mehr als blos sinnliche" zu nennen, in welchem, gemäß der oben erwähnten Lehre der „Tagesansicht", im letzten Grunde alles Sinnliche psychisch ist; das Psychische im engern Sinne, als innere Erscheinung unser selbst für uns, wäre im ganzen Gebiete der musikalischen Wirkung nicht zu finden. (Von dem, was Fechner „das Nebenproduct der Musik" nennt, sehe ich hier ab.) Nun bietet ja aber Fechner selbst an verschiedenen Stellen Anhaltspunkte genug, um eine tiefere Auffassung der Musik zu begründen und zugleich in das ganze System eine wirkliche Einheit zu bringen. „Schlagen wir einen Punkt eines gespannten Gewebes irgendwo an, so zittert das ganze Gewebe", sagt er, und „daß unstreitig das ganze geistige Besitzthum des Menschen durch den Eingriff der Musik in Schwingungen versetzt werden kann", gibt er zu; warum aber diese Wirkung nur dem Stimmungselemente, nicht dem specifischen Elemente der Musik zuschreiben? Warum hier die Association ausschließen und eben deshalb diese Erregung unsers ganzen geistigen Besitzthums als Nebenproduct betrachten? Eine derartige Erregung dürfte wol schwerlich etwas Nebensächliches sein, und wie sie ja unstreitig durch das Auffassen der musikalischen Beziehungen, also durch das specifische Element der Musik fortwährend geleitet, gestaltet und in feinstes, complicirtestes, nicht blos rhythmisches, sondern auch melodisch-harmonisches Leben verwandelt wird, kann sie durchaus nicht von der directen Wirkung begrifflich abgetrennt werden, sondern geht dieser directen Wirkung zur Seite als eine bunte, reiche Welt von Associationen, die freilich keinen Gegenstand ins Bewußtsein heraufführen, weil eben kein bestimmter Gegenstand der äußern Welt vorhanden ist, der viel mehr dieses als jenes Associationsobject begünstigte. Und eben weil kein bestimmtes Object von außen an uns herantritt, schwingt unser ganzes geistiges Besitzthum; es schwingt aber in bestimmter, ja allerbestimmtester Weise eben vermöge der Bestimmtheit der Tonbeziehungen; nur die Gegenstände der Empfindungen sind insofern unbestimmt, als erstens jedes einzelne Subject sein subjectives Besitzthum associirt, und zweitens trotz der bestimmten Empfindung kein bestimmtes Erlebniß aus diesem geistigen Besitzthum ins Bewußtsein heraussteigt. Das letztere liegt daran, daß in der Regel kein Erlebniß jemals in uns gerade die bestimmten Schwingungsphänomene zur Begleitung gehabt hat, die jetzt die Musik in uns hervorruft. Die Musik wirft eben die Elemente unsers Seelenlebens durcheinander, gestaltet und fügt sie auf eine eigene Weise, schafft uns Empfindungen, die wir nicht gehabt; doch haben wir die Elemente gehabt und — in jedem einzelnen Falle — auch ähnliche oder verwandte, ganz bestimmte (und eben darum mit abstracten Namen, wie Liebe oder Haß, nie zu benennende) Empfindungen, die nun (zuweilen sogar mit der bewußten Erinnerung an ihre Gegenstände) aus dem geistigen Besitzthum des Menschen hervortreten und mit ihrer Melodik und Harmonik die Melodik und Harmonik der neugeschaffenen Empfindung (die eben als solche keinen Gegenstand ins Bewußtsein ruft) fördern und ihnen einzig und allein geistige Farbe verleihen. Daß hier nirgends das Bewußtsein eines bestimmten Gegenstandes vorhanden ist, das macht uns so ungeneigt, hier Associationen anzunehmen; aber ist es bei der Orange wesentlich anders? Bleibt hier nicht auch sehr vieles im Unbestimmten und Unbewußten? Wer erinnert sich beim Anblick dieser Frucht in bewußter und bestimmter Weise an Italien und seinen warmen Himmel u. s. w.?

Eine lange Reihe höchst anziehender und gedankenreicher Aufsätze, deren Inhalt hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden kann, folgt den erwähnten Auseinandersetzungen ästhetischer Principien, theils dieselben bestätigend, theils ihre Ausführungen ergänzend; überall weiß Fechner durch Anwendung seiner Anschauungen auf speciale Verhältnisse, wie durch die lebendigste Darstellung, die mehr den Eindruck einer gesprochenen als den einer geschriebenen macht, den Leser zu fesseln und über unzählige Punkte Gedanken theils mitzutheilen, theils hervorzurufen. Freilich wird ein Kapitel wie das über das Erhabene (im zweiten Theil) manchem Leser schwerlich genügen können: unstreitig hat hier Fechner die Ansichten Burke's und Kant's nur oberflächlich untersucht; das Furchtbare, das z. B. Burke im Erhabenen findet, im Sinne der Furcht auslegen, daß etwa ein Dom über unsern Köpfen zusammenstürzen könnte, das heißt doch wol jenem Denker etwas zu Absurdes zumuthen; das wird wol Burke auch gewußt haben, daß inmitten solcher Furcht — für die eigene Person, im bestimmten Zeitmoment — kein Raum für ästhetische Gefühle überhaupt sei.

Nach der Aufstellung einer zweiten Reihe ästhetischer Principien, unter denen das „Princip der ökonomischen Verwendung der Mittel" das interessanteste und wichtigste ist, wendet sich Fechner zu einer, nur allzu kurzen Erörterung der Frage nach dem allgemeinsten Grunde der Lust und Unlust. Das zuletzt erwähnte Princip: daß es im Sinne der Lust ist, mit möglichst geringem Kraftaufwande möglichst viel zu leisten, scheint Fechner nicht zu einem Fundamentalprincipe der Aesthetik zu taugen, zu dem man es hat machen wollen. Doch dünkt mich, daß sowol dieses Princip als auch die weiter erwähnten: daß alles im Sinne der Lust ist, was unsere Kraft vermehrt, unsern Lebensproceß erhöht, und das Zöllner'sche: daß Verwandlung von Potenzialenergie in lebendige Kraft mit Lust, die umgekehrte Verwandlung mit Unlust verbunden sei, mit dem von Fechner selbst als Zweckprincip alles Naturprocesses aufgestellten Principe der Tendenz zur Stabilität nicht blos sich vertragen, sondern zusammengehören. Unter einem stabeln Zustand versteht Fechner jenen Bewegungszustand eines Systems, in welchem die einzelnen Theile periodisch in dieselben Lage- und Bewegungsverhältnisse zueinander zurückkehren: also einen Bewegungszustand, welcher die Bedingungen seiner Wiederkehr einschließt. Nach diesem kühn und groß ausgedachten Finalprincipe der Welt*) würde, wenn das Ziel der Weltvorgänge erreicht wäre, „alles möglichst gut zusammenpassen"; es würde der wirre Bewegungszustand und der stete Kampf der Dinge miteinander sich in ein freundliches Hin- und Herschaukeln derselben verwandeln, und aller Wechsel wäre nicht ein vernichtender Streit, sondern gleichsam ein schöner Tanz. Was im Sinne dieser Ausgleichung und Anpassung, dieser Tendenz zur Stabilität ist, ist lustvoll, das Instable und was die Tendenz zur Instabilität hat, unlustvoll. Nun kann ja eine Tendenz zur Stabilität, d. h. zu einem Zustande, in welchem alles in der Welt möglichst gut mit seinem Nachbar zusammenbesteht, nur in dem Sinne lustvoll sein, als überhaupt eine Lust jedes Lebendigen zu allem Leben und ein Wunsch, es möglichst reich und kräftig zu erhalten, vorhanden ist. In der That ist jedes Gewahren irgendeines Theils der Welt an sich lustvoll, und nur die hinzutretende Association, daß er im Bewegungszustande der Dinge irgendwie einen andern Theil der Welt (namentlich aber unsere eigene Existenz) stört oder zerstört, macht es unlustvoll: wogegen im Gewahren einer Tendenz zum Frieden oder gar des Friedens selber innerhalb der Mannichfaltigkeit der Welt eine höhere Lust gelegen ist. Was ist unsere Lust an der Symmetrie anders als unsere Freude, das Verschiedene in Uebereinstimmung — also die Möglichkeit einer Erhaltung des Lebens — zu sehen, während wir sonst in der Regel das Verschiedene im Widerstreit gewahren. Und so würde auch bei diesem directen Eindrucke Association mitspielen. Und ich glaube, daß sich im allgemeinen das ästhetische Princip aufstellen ließe (das ich freilich nicht hier begründen kann): direct gefällt uns alles; es misfällt uns etwas nur durch gewisse Associationen; durch bestimmte andere Associationen kann dieses Misfallen aufgehoben und dadurch eine höhere Lust erzeugt werden. Das viele Gute und Neue, das die Arbeit Fechner's noch enthält, im einzelnen hier durchzugehen, ist unmöglich. Möge es sich jeder angelegen sein lassen, das Buch zu studiren und zustimmend oder bestreitend alles, was man daraus lernen kann — und dessen ist sehr viel —, zu lernen.

„Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (Nr. 2) ist eins von den Büchern, die man nicht gern kritisirt: es sei denn, daß man es von vornherein principiell ablehne, was ich mir kaum vorstellen kann. Die geschlossene, in sich consequente und klare, freilich oft in Einzelheiten sehr ins Gewagte gehende monistisch-theistische Weltbetrachtung des „Zendavesta" stellt der Verfasser im vorliegenden Buche noch einmal in zusammengedrängter Form, in geläuterter, von dem Allzugewagten und Phantastischen des „Zendavesta" befreiter und um manche bedeutende Idee bereicherter Umarbeitung dar. Wie das Buch im großen Ganzen sich darbietet, ist es ein wahres Juwel. Es läßt sich schwer ein dürrer Bericht über einen so bedeutenden, originellen und in so blühender Form ausgestalteten Inhalt geben; eine Polemik und Kritik aber wäre hier nur gegen das System durch ein System, nicht gegen Einzelnes durch Einzelnes möglich.

Die ganze Welt ist Ein unendliches, ewiges, bewußtes Wesen: Gott, dessen Bewußtsein alle einzelnen Bewußtseinsformen in sich und unter sich begreift, der mit dem Lichte der Welt alles sieht und mit dem Schalle der Welt alles hört, dessen Macht über alle endlichen Mächte, dessen Ziel über alle endlichen Ziele hinausreicht, und der alle Mächte als einzelne Hebel seiner Macht und alle Ziele als Mittel zu seinem Ziele einschließt und verwendet; dieses Ziel ist das denkbar beste: der Friede und das Glück innerhalb des großen Weltbewußtseins und eben darum der Friede und das Glück innerhalb der Einzelwesen und zwischen ihnen — und die im stetigen Streben immer weiter und höher erreichte Ueberwindung des Uebels, welches eine Nothwendigkeit der Existenz ist; in Gott baut sich ein ungeheuerer Stufenbau von Wesen, die in ihm leben und weben und sind, ihr Bewußtsein von ihm empfangen und ihre Wirkungen über ihr zeitliches Dasein hinaus in individueller Weise in ihn hinein erstrecken; diese Wirkungen bilden einen größern Kreis als die sichtbaren Folgen im zeitlichen Dasein, haben aber dasselbe Individuum als Centrum; im Tode wird das einzelne Wesen zu neuem und höherm Leben geboren, in welchem es jene von ihm in diesem Leben ausgegangenen Wirkungen, gleichsam als die hier vorgebildeten Gliedmaßen des künftigen Wesens, als zu seinem Wesen gehörig empfindet und so in erweitertem Bewußtsein und in weiterer leiblicher Existenz ein höheres Dasein in Gott führt; im

*) Vgl. die Schrift Fechner's: „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen" (Leipzig 1873) und „Die Tagesansicht", S. 205 fg.

Erleben der hier auf Erden von ihm selbst vorgeschaffenen höhern Existenz empfindet es auch alle guten oder bösen Folgen seines diesseitigen Thuns als Momente des eigenen persönlichen Daseins, und eine gewaltige Gerechtigkeit vollzieht sich an jedem: denn jeder wird alles, was er gethan; eben dadurch erzwingt sich das Gute von jedem Einzelnen, es im Sinne der großen in Gott vorhandenen Tendenz zu fördern, und in letzter Folge vollzieht sich so die Hebung des Uebels und des Bösen und die Versöhnung der Geschöpfe untereinander und mit Gott. Und die Menschen und Thiere sind nicht die einzigen individuell umschriebenen Bewußtseinsgestaltungen innerhalb des großen Weltbewußtseins, sondern unter und über ihnen befinden sich noch andere, niedere und höhere Bewußtseinsstufen: Pflanzen und Gestirne.

Das ist in den Grundzügen die „Tagesansicht", vor der die Welt tageshell, bewußtseinsdurchleuchtet und mit Bewußtsein nach dem Besten strebend dasteht; ihr Gegentheil, die Meinung, daß die Welt außerhalb des Menschen todt sei, bewußtlos, finster und stumm, nennt der Verfasser die Nachtansicht. Mit seiner Tagesansicht meint Fechner sich in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Evangelium zu befinden und preist Christus als den eigentlichen und mächtigsten Verkünder derselben, während er, wie billig, die Dogmen des historischen Christenthums ablehnt. Es dürfte wol keinen Leser der „Tagesansicht" geben, der bei wirklicher Vertiefung in das Buch von dem Großartigen und Bedeutsamen desselben nicht mächtig ergriffen würde, wie auch keinen, der bei einer wirklich tiefgehenden Untersuchung der in Rede stehenden Probleme und der Fechner'schen Lösungen diese nicht in der Hauptsache richtig fände. Freilich ist weder jene Vertiefung noch diese Untersuchung von denen zu erwarten, die nicht einmal die eigentliche Fragestellung zu verstehen sich bemühen, sondern jeden, der, wie Fechner, von höchsten und letzten Problemen redet, als einen „Mystiker" abzuthun gewohnt sind; um von denen zu schweigen, denen die Resultate nicht genehm sind und die in platter Gedankenlosigkeit, selbst zum vollen Verständniß des materialistischen Dogmatismus unfähig, geradezu den intellectuellen, ja den moralischen Charakter eines jeden verdächtigen, der „heutzutage, bei der Aufklärung" auf Gott oder Aehnliches zu gerathen wagt.

Etwas Wesentliches wäre wol nur gegen den polemisch-kritischen Theil des Buchs einzuwenden. Was da nicht alles der armen Nachtansicht zugemuthet wird! Wie der Verfasser sie schildert, möchte man unter ihr bald einen absurden theoretischen Egoismus, bald Berkeley's Idealismus, bald Kant's erkenntnißtheoretische Lehren, bald den Materialismus verstehen, und jene Meinung, die der Verfasser als das allen Sekten der Nachtansicht Gemeinsame betrachtet, die Meinung nämlich, daß „alles, was wir der Welt abzusehen und abzuhören meinen, nur unser innerer Schein sei, eine Illusion", ist ja in der That nur bei einer gewissen, ganz und gar nicht zahlreichen Klasse subjectiver Idealisten vorhanden (Schein und Illusion sind hier nur misverständliche und verflachende Ausdrücke für Erscheinung und Vorstellung), ist aber doch wol nichts weniger als ein gemeinsames Band „der Philosophen und Physiker, Materialisten und Idealisten, Darwinianer und Antidarwinianer, Orthodoxen und Rationalisten". Was ferner diese Meinung an und für sich mit der eigentlichen Nachtansicht, die Fechner bekämpft, mit der Ansicht von der „todten", bewußtlosen Welt, zu thun haben soll, ist durchaus nicht einzusehen. Ein richtiger Illusionist und subjectiver Idealist nach Fechner's Schilderung würde ja wol erst recht keine todte Welt, weil überhaupt nichts außerhalb der Vorstellung, zugeben, und ein richtiger Realist, der die empirische Realität mit Haut und Haar als eine absolute hinnimmt und ohne weiteres von „Dingen" redet, dürfte wol in der Regel schwerlich geneigt sein, Fechner's Hylozoismus und Pantheismus anzuerkennen. Ein solcher Realist ist auch jeder „natürliche Mensch", und sehr mit Unrecht behauptet Fechner, in der Tagesansicht mit der Ansicht des natürlichen Menschen übereinzustimmen. Er thut es so wenig, als dies Kopernicus gethan hat. Wol läßt sich der natürliche Mensch nicht leicht diese Welt zur Illusion verflüchtigen; aber noch schwerer dürfte ihm die Beseelung der Gestirne und das göttliche Weltbewußtsein einleuchten. Daß „das Licht über uns hinaus in aller Welt gesehen, der Schall gehört werde", daß es „dazu ein sehendes und hörendes Wesen geben müsse", und daß dieses Wesen „ein allgegenwärtig-allwissender Gott" sei, das geht über alle Anschauung des natürlichen Menschen hinaus, die, anthropocentrisch durch und durch, nur dort Bewußtsein anerkennt, wo sie menschliches oder dem menschlichen verwandtes Bewußtsein wahrnimmt, und die eben darum noch eher einen menschlich gedachten supramundanen Gott, als den Gott Fechner's, sich vorstellen und glauben kann. Und gegen jenen Anthropocentrismus wüßte ich kein besseres Heilmittel als eben Kant und was von Kant ausgeht, d. h. doch wol (nach Fechner) die Nachtansicht.

Die wahre Nachtansicht aber wird gegen die Tagesansicht auf die Dauer nicht aufkommen. Es ist sowol von seiten der Philosophie, namentlich der kritischen, als auch von seiten der großen und echten Naturforscher ungemein viel geschehen, um sie anzubahnen und vorzubereiten. Wer in irgendeines der Fundamentalprobleme der Wissenschaft, z. B. in das der Entstehung des Bewußtseins, sich tief versenkt oder irgendeine der großen erkenntnißtheoretischen Fragen recht verstanden hat, ist schon von der materialistischen Metaphysik losgekommen, und das bloße Bedürfniß nach einer möglichst einheitlichen und widerspruchslosen Anschauung der empirischen Realität wird ihn zur „Tagesansicht" führen, um von praktischen Bedürfnissen zu schweigen, die Fechner so stark betont und von denen ich zunächst gern abstrahirt sehen möchte; das Angenehme einer Ansicht sollte uns die Wahrheit derselben eher verdächtig machen als bestätigen, und bei wem das Gegentheil der Fall ist, der braucht nicht erst zur Tagesansicht geführt zu werden, er geht schon von ihr aus; die Tagesansicht hat auch

von rein theoretischer Seite nichts zu fürchten, obwol sie freilich einer noch schärfern und ausführlichern Begründung bedarf, als Fechner im letzten Buche gegeben hat. Doch hat er fast alle Materialien zu einer sichern Begründung theils in dieser, theils in seinen frühern Schriften gesammelt. Jeder aber, der Fechner's Buch überzeugt aus der Hand legt, wird sich so frei im Herzen, wird es im Kopfe so hell fühlen, daß er nicht begreifen wird, wie denn diese Weltbetrachtung so lange ohne Erfolg hat verkündet werden können, und auf manche der ältern Schriften wird dann hoffentlich zurückgegriffen werden, von denen namentlich „Zendavesta", „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode", „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen", „Ueber die Seelenfrage", „Ueber das höchste Gut", „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen" aufs angelegentlichste empfohlen seien. Vor allem aber möge jeder, der nicht stumpf und gleichgültig den höchsten und wichtigsten Fragen gegenübersteht, die „Tagesansicht" lesen und wieder lesen: diese schönste, klarste, bündigste aller philosophischen Schriften Fechner's. Dann wird vielleicht etwas geschehen sein, um des Verfassers Hoffnung auf eine Erneuerung und Erhöhung des religiösen Lebens der Erfüllung näher zu bringen. Fechner sagt:

Die Schritte der Religion sind groß, aber langsam. Sie braucht Jahrtausende zu einem neuen Schritt. Der zum Fortschritt aufgehobene Fuß aber schwebt schon sich senkend in der Luft; wann wird sie ihn niedersetzen? . . .

Mit bloßen Federstrichen freilich ist's nicht gethan. Wenn aber die Zeit erfüllt sein wird, so wird es auch an dem zündenden Worte und der gemeindebildenden Kraft, deren es noch bedarf, nicht fehlen. Der Wind spielt erst in den Blättern des Baumes, der von der Verstärkung des Wehens einst fallen wird, und die Religion zagt erst noch, eine Welt des Alten mit dem neuen Tritt auf einmal zu zertreten. . . . Da steht einer, der eine ungeheuere Last von einem Flecke, auf dem etwas wachsen möchte — das Licht kann nur nicht hinzu — wegwälzen möchte. Er faßt bald hier, bald da an, hebt die Last von der und jener Seite, aber sie ist zu schwer, zu tief eingedrückt, und fällt immer wieder auf die hebende Hand zurück. Die Umstehenden sehen stumpf zu, schütteln den Kopf oder lachen; einige, die auf der Last stehen und sie vermehren helfen, wollen nicht herabgeworfen werden und schelten. Hier und da klingt wol eine ermunternde Stimme, aber niemand greift mit an. Ueber diesen Versuchen ist er alt geworden, fühlt, allein vollbringt er's nicht, thut noch einen letzten Ruck und wartet nun auf die neue Kraft. Sie wird es leichter haben; denn der innerlich morsch gewordene Stein fängt schon von selbst an zu zerbröckeln, und endlich wird die Geschichte nur noch die Brocken fortzukarren haben.

Nun — hoffentlich war dieser letzte Ruck auch der mächtigste und erfolgreichste; hoffentlich wird die neue Kraft, an der alten jugendstarken gestärkt, das schwer Begonnene, ob auch nicht leicht, doch leichter vollbringen.

Siegfried Lipiner.

Der Sohn von Justinus Kerner.

Dichtungen von Theobald Kerner. Hamburg, Grädener. 1879. Kl. 8. 6 M.

Es gehört bekanntlich nicht gerade zu den Seltenheiten, daß das plastische, malerische und musikalische Talent sich vom Vater auf den Sohn vererbt und daß auch die Söhne mit ganz respectabeln Leistungen in der betreffenden Kunst hervortreten. Viel seltener hingegen ist die Vererbung des dichterischen Talents auf einen der nächsten Nachkommen. Vielmehr sind die Söhne bedeutender Poeten oft genug sehr prosaische Naturen, oder wenn eine Uebertragung des Talents stattgefunden hat, so erscheint letzteres in so verdünnter und abgeschwächter Gestalt, daß der Sohn vom Vater vollkommen verdeckt und in den Schatten gestellt wird. Eine erfreuliche Ausnahme von dem zuletzt Gesagten macht Theobald Kerner, der sich neben seinem Vater Justinus sehr wohl sehen lassen kann und nach dem Erscheinen dieser Gesammtausgabe gegründeten Anspruch darauf hat, in den Literaturgeschichten bei Betrachtung der schwäbischen Dichterschule fortan als nicht zu unterschätzendes Mitglied rühmlich mit namhaft gemacht zu werden. Er hat die charakteristischen Eigenschaften der schwäbischen Schule im allgemeinen und die seines Vaters im speciellen. Er ist aber keineswegs blos ein Nachtreter und Nachbeter der in Rede stehenden Dichtungsweise, sondern er hat zweifellos ein wirkliches und ursprüngliches Talent, und durch den Geist der schwäbischen Dichterschule ist demselben nur die bestimmte Richtung vorgezeichnet. Theobald Kerner meidet, wie so ziemlich alle Schwabendichter, die complicirtern Kunstformen; er schlägt durchweg volksthümliche Töne an und bewegt sich am liebsten in einfach gereimten Strophen. Und diesen Formen entspricht in congruenter Weise der Inhalt. Herzige Sinnigkeit und Innigkeit ist der Grundton der meisten Gedichte, die große Welt mit ihren Kämpfen wird gemieden und mit besonderer Vorliebe die Welt des Kleinen cultivirt. Das Leben der Natur und des Menschenherzens wird mit liebevollster Versenkung ergründet und von allen erdenkbaren Seiten dichterisch beleuchtet. Dem Zauber der Wehmuth, welche durch den Gedanken der Vergänglichkeit erweckt wird und schon bei Justinus in ergreifenden Tönen anklingt, gesellt sich wie bei diesem oft ein liebenswürdiger und schalkhaft ausgelassener Humor; innerhalb der hierdurch bezeichneten Grenzen leistet der Verfasser sehr Ansprechendes, und es hat etwas Wohlthuendes, aus den Aufregungen der Gegenwart sich mit dem Dichter auf einige Zeit in dessen idyllisch-stille Kreise zu flüchten, das Leben und Weben der Natur und der Menschenseele zu verfolgen und in Ernst und Scherz sich von ihm rühren zu lassen. Etwas hinter der Zeit Zurückgebliebenes haben die Gedichte durchaus nicht; aber es fragt sich, wieviel Menschen in unserer an

starke Effecte und Reizmittel gewöhnten Gegenwart noch naive Schlichtheit und keusche Empfänglichkeit genug haben, um diese jeden Effect verschmähenden Gedichte nach Verdienst zu würdigen. Oft erreicht der Dichter in dem kürzesten Gedichte eine ganz allerliebste Wirkung. Man höre beispielsweise das folgende:

Nachtwächterlanne.

Unser Nachtwächter ist ein seltsamer Mann,
Er schreit durch die Gassen, so laut er nur kann:
„Bewahre uns, Herr Jesu Christ!
Der helle Tag erstanden ist
Wohl um die vier Uhr!“

Doch in der Vorstadt am letzten Haus
Da geht ihm auf einmal die Rede aus,
Er klopft ans Fenster und flüstert sacht:
„Zwei Stunden noch bleibt's sinkende Nacht —
Oeffne mir, Schatzerl!“

Liebenswürdig graziös klingt auch das folgende Gedicht:

Die Feder, die aus blauen Lüften
Jüngst vor mir niederfiel ins Moos,
Ich hab' sie regelrecht geschnitten,
Schrieb damit Briefe klein und groß;
Doch alle, ohne daß ich's wollte,
Zu Liebesbriefen wurden sie,
Und nichts als Liebe stand zu lesen
In Prosa und in Poesie.
Was soll das? dacht' ich; andres schreiben
Wollt' ich — umsonst! und offenbar
Ward mir erst jetzt, daß diese Feder
Eine aus Amor's Flügel war.

Höchst drolligen Uebermuth zeigt das „Schneckenlied“:

Der Schneck ist ein possirlich Thier;
Sieht man frühmorgens einen,
Wie er sein Köpflein reckt herfür,
Da sollte fast man meinen,
Es schau' aus seinem Giebelhaus
Ein alter Junggesell heraus
Mit einer Zipfelmütze.

Doch mittags, wenn die Sonne brennt,
Da wird's auch heiß dem Schnecken,
Da thut er seiner Hörner End'
Nur langsam faul vorstrecken
Und läßt sie hängen schlipp und schlapp,
Als ob er mit der Schellenkapp
Ein alter Hofnarr wäre.

Nachts aber, wenn Leuchtkäferlein
In Liebesscherz sich jagen,
Da will das tolle Lustigsein
Dem Schnecken nicht behagen;
Er richtet auf sich hoch und lang,
Daß sie sich plötzlich fragen bang:
Ei, steht dort nicht der Teufel?

Für die Naturliebe und das Naturgefühl von Theobald Kerner mögen folgende zwei Gedichte als Beweise dienen:

Juheisa! Juheisa!
Wie schön ist die Natur!
Wie lustig strahlt der Sonne Schein,
Wie singen hell die Vögelein
Im Wald, im kühlen Walde
Und auf der bunten Flur!

Das Bächlein, das Bächlein
Rauscht durch der Wiesen Grün,
Die Lerche schwebt im Himmelsblau,
Singt Tiroli und Tirolan,
Und Wolken, lichte Wolken
Ziehn über beide hin.

Und alles und alles
Freut sich der Frühlingszeit,
Die Bienen selbst und Käferlein
Drehn lustig sich im Sonnenschein
Und summen und brummen
Vor lauter Lust und Freud'.

Das Gedicht ist so sangbar, daß es die Melodie in sich selbst trägt, und sicherlich wird es nicht zu lange auf einen Componisten zu warten haben. Noch ansprechender ist das folgende:

Kukuk.

So viel hab' ich dem Kukuk abgelauscht:
All' andre Vögel singen krause Lieder,
Doch er, so oft er auch die Stimme tauscht,
E-cis, E-cis ertönt es immer wieder.
O sagt, vielleicht, vielleicht ist das der Ton,
Der erste Ton von jener Melodie,
Die wir im Paradies verloren schon
Und die seitdem wir wiederfanden nie.
Oft wenn mir in der Waldeseinsamkeit
Der Kukuk rief sein unergründlich Wort,
Sein Zauberwort aus längst versunkner Zeit,
Wünscht' ich: nur einmal, einmal rede fort!
Nur einmal sag' die ganze Formel mir,
Dann hätten mit ihr auch den Schlüssel wir
Zum Paradiese, dem verlornen, wieder.
Umsonst! er schweigt — auch mich traf ja der Fluch!
Vergebens singt der Vogel seine Lieder,
Vergebens ist des Kukuks Zauberspruch,
Der Menschheit Kinderzeit kehrt nimmer wieder,
Sie ist verscherzt! — Seit wir so weit, so weit
Von unsrer Mutter, der Natur, verirrt,
Hat sich der Thiere Sprache uns verwirrt,
Und wie ein Echo aus der Märchenzeit,
Wie ein unlösbar süßes Räthsel irrt
Der Kukuksruf durch die Waldeinsamkeit.

Der Ausdruck „Formel“ ist in seiner Prosa gewiß der einzige Makel, welcher das sonst schöne Gedicht entstellt. Aus der Welt des Herzens theile ich mit das klang- und gemüthvolle Gedicht „Scheiden“:

Scheiden — scheiden — böses Wort!
Traurig, wie es keins kann geben!
Muß das Herz vom Herzen fort,
Wird so arm, so arm das Leben.
Ausgestorben scheint die Flur,
Matter lenchten selbst die Sterne;
Hin zur Liebsten zieht es nur,
Hin zur Ferne.

Eine Rose, die vom Strauch
Man mit rauher Hand gerissen,
Blüht sie eine Weile auch,
Bald doch wird sie welken müssen;
Und wenn zwei sich lieben treu
Und das Schicksal sie thut scheiden,
Ach, das Leben ist vorbei
Dann den beiden.

Trüb und langsam schleicht die Zeit,
Wie ein Alp liegt's auf dem Herzen,
Jede Lebensfreudigkeit
Liegt begraben unter Schmerzen;
Alles todt! Die Nacht allein
Läßt noch eine Hoffnung keimen:
Ach vielleicht jetzt denkt sie mein,
Mein in Träumen.

Schade ist, daß in der vorletzten Zeile der ersten Strophe das fast unentbehrliche Object fehlt, wodurch der klare Fluß des Gedichts etwas beeinträchtigt wird. Und nun schließlich ein ergreifendes Gedicht vom Sterben, wie es ganz und gar der dichterischen Familientradition des Kerner'schen Geschlechts entspricht:

Der Leichentrunk.

Er hat gesorgt sein Leben lang,
Jetzt ruht er in der kühlen Erde,
Auf seinem Grab ertönt Gesang:
„Schlaf sanft nach deines Leibs Beschwerde!"

Sie ziehen heim, die Thränen wischt
Vom Aug' der Sohn, zum Leichenschmause
Wird Wein und Kuchen aufgetischt,
Seit lang' war keiner mehr im Hause.

Die Nachbarn reden dies und das
Und lassen schmecken sich das Essen,
Der Sohn sieht träumend in das Glas,
Er kann den Vater nicht vergessen.

Wie ferne Schattenbilder ziehn
Vorüber seiner Kindheit Tage;
Es zieht ihn nach dem Weinberg hin,
Wo sie getheilt einst Freud' und Plage.

Leis schleicht er zu der Thür hinaus,
Sucht, was ihm könnte Ruhe geben,
Die Nacht sinkt auf das Trauerhaus —
Er sitzt stillweinend bei den Reben.

Man wird aus diesen Proben zur Genüge ersehen, mit welcher Verständnißinnigkeit der Dichter sich in die Seele der Natur und des Menschen versenkt, und tiefer angelegte und gleichgestimmte Gemüther werden von seinen Versen sicherlich sympathisch berührt werden. Das geschichtliche Leben dagegen in epischer Gestaltung zu bewältigen, ist Theobald Kerner entschieden weniger gegeben. Mindestens habe ich den balladen- und romanzenartigen historischen Gedichten keinen rechten Geschmack abgewinnen können, ich vermisse plastische Gestaltungskraft und Compositionstalent. Von der neuern geschichtlichen Gestaltung Deutschlands zeigt sich Theobald Kerner wenig erbaut, und es ist das auf seinem Standpunkte ganz wohl begreiflich, da sich der intimste Cultus des Natur- und Seelenlebens mit dem deutschen Spartanerthum der neuern Zeit in der That wenig verträgt. Auch ist Theobald Kerner nur in seinem guten Rechte, wenn er gegen diejenigen eifert, welche dem Kriege zujubeln und womöglich gar — wie im Jahre 1870 — von einem „heiligen Kriege" sprechen.

Uebrigens enthält der 487 Seiten dicke Band nicht blos Dichtungen in metrischen Formen, sondern auch in Prosa; ja die letztern nehmen sogar einen noch größern Raum ein als die erstern. Doch zeigt dieser zweite Theil, welcher achtunddreißig kleinere Skizzen und Märchen enthält, keinerlei neue Eigenschaften und bietet für die Charakteristik des Dichters keine wesentlich neuen Seiten dar; der Autor bewegt sich auch hier durchaus in dem oben geschilderten Anschauungskreise, nur spielt das phantastische Element noch eine größere Rolle als in den Gedichten, und der reizendste Märchenzauber macht sich in anmuthigen Gestaltungen geltend. Und so kann ich denn das ganze Buch recht angelegentlich der Aufmerksamkeit aller derjenigen empfehlen, die sich im Gewirre des Tags noch den Sinn für den echten Naturlaut der Poesie bewahrt haben und im Genuß der süßen Erzeugnisse dichterischer Phantasie die besten Tröstungen für die Enttäuschungen einer rauhen Wirklichkeit zu finden wissen.

Albert Moeser.

Aus dem europäischen Osten.

1. Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe. Eine historisch-geographische Studie von Konstantin Joseph Sirečck. Prag, Tempsky. Gr. 8. 3 M.

Dieses Buch scheint zufolge des Stoffs und der Behandlung desselben weniger für das große Lesepublikum berechnet zu sein als für einen solchen Kreis, der ein besonderes Interesse am Gegenstande selbst hat.

In vier Abtheilungen: 1) „Die Römerstraße von Singidunum nach Byzanz", 2) „Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel im Mittelalter", 3) „Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel in der Türkenzeit" und 4) „Die Balkanpässe", bietet der Autor in Hinsicht auf historische, geographische und auch bibliographische Daten beachtenswerthe Mittheilungen, die von gründlich eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstand und einer großen Vertrautheit mit demselben Zeugniß geben.

Er enthält sich aber eigentlicher Betrachtungen über das gesammelte Material und einer philosophischen oder politischen Nutzanwendung und bleibt streng in dem Rahmen des im Buchtitel angedeuteten Programms.

2. Eine geologische Reise in den westlichen Balkan und in die benachbarten Gebiete. Topographische Schilderungen von Franz Toula. Mit einer Karte. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Von diesem Buch gilt gleichfalls das Vorhergesagte in Bezug auf den Leserkreis. Den Unterschied bezüglich des Inhalts zeigt bereits der Titel an; der Autor blättert

nicht in der Geschichte dieser Gegenden, bemüht sich nicht Baudenkmale aufzustöbern und Inschriften zu entziffern; ihm sind der Boden und seine Mineralbildungen das Wichtige. In der Darstellungsweise jedoch ist er ganz subjectiv; er erzählt uns seine Reise, die er im Jahre 1875 im Auftrag der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien zur geologischen Durchforschung der westlichen Balkangebiete unternommen hat, und erwähnt alle ihn berührenden Begebenheiten, freilich mit Berücksichtigung des besondern Zwecks seiner Sendung. Das Buch bringt bereits früher in einer Zeitschrift veröffentlichte Reiseskizzen im Zusammenhang; die Veröffentlichung der rein wissenschaftlichen Ergebnisse ist für später vorbehalten. Ueber den Werth der vorliegenden geologischen Beobachtungen und Daten für die Wissenschaft müssen wir uns jedes Urtheils begeben, und diese allein können in dem Buche Gegenstand kritischer Behandlung sein.

3. Friaulische Studien. Von Joseph von Zahn. Erster Band. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M.

Auch diese Schrift reiht sich in die Kategorie der beiden früher erwähnten. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die Vergangenheit des friaulischen Ländchens in der Zeit der Herrschaft der Patriarchen von Aquileja bis zur (1350) erfolgten Besetzung desselben durch Oesterreich unter Albrecht II. im Detail zu studiren.

Das reich mit Citaten und Archivauszügen versehene Schriftchen bietet uns weniger eine Geschichte als Daten über Vorkommnisse in dem Ländchen, mit besonderer Berücksichtigung der ehemaligen Handels- und Mauthbedingungen desselben als Durchzugsetappe und des Aufkommens und Verschwindens deutschen Wesens in ihm.

Ueber die Darstellung läßt sich nur wenig sagen, sie reiht nur Einzelnes aneinander und faßt nirgends selbständig zusammen; der Stil zeigt sich hin und wieder geziert.

4. Entlegene Culturen. Skizzen und Bilder von Wilhelm Goldbaum. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Dritte Serie. Sechster Band.) Berlin, Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser bewegt sich in diesem Buch vornehmlich auf jenem Terrain, welches, geographisch theilweise noch zu Europa gerechnet, in seinen höhern und officiellen Schichten abendländische Tünche zur Schau trägt, aber im Grunde und zwar im schlimmen Sinne asiatisch ist, kurz in dem nordischen Riesenreich mit dem doppelgesichtigen Haupt.

Die besprochenen Gegenstände sind an sich interessant; die Behandlung ist, ohne Anspruch auf Bedeutendheit, hin und wieder ganz glücklich. Es wird hier also bei der Beurtheilung vornehmlich auf den Standpunkt ankommen, von welchem aus man die Aufgabe und die Lösung derselben betrachten will oder soll.

Der Verfasser selber gibt uns hierzu in seiner Vorrede einen Fingerzeig und umgrenzt die Aufgabe, die er sich gestellt hat; es ist demnach das Klügste und wol auch Richtigste, wenn wir uns danach richten.

Er sagt, das Buch sei in dem Drange journalistischer Tagesarbeit gediehen und er habe ihm den Staub des profanen Gewühls nicht fern halten können und auch nicht wollen. Sein Zweck sei, einige specifische Züge in den vorgeführten Physiognomien deutlicher herauszuarbeiten und zu allgemeinerer Wahrnehmung zu bringen. Diesem seinem Programm nun dürfte er entsprochen haben.

Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen, die „Russisch", „Polnisch" und „Jüdisch" betitelt sind. Wie man sieht, ist es dieselbe Sphäre, welche K. E. Franzos ausbeutet. So nahe es nun liegt, Vergleiche zwischen diesen beiden Schriftstellern anzustellen, so scheint es uns doch, daß wir uns in dem Rahmen dieser Besprechung mit einigen Andeutungen begnügen müssen.

Sind die Bilder, die uns K. E. Franzos bringt, farbengesättigter und erhalten sie durch das Colorit ab und zu eine poetische Stimmung, so dünkt uns die mehr prosaisch-kritische Darstellung, welche uns der Verfasser von „Entlegene Culturen" bietet, lehrreicher und flößt uns durch eine gewisse Anspruchslosigkeit größeres Vertrauen ein als die glänzenden, sensationell aufgeputzten Bilder des andern; der Charakter des wiener Feuilleton haftet an den Arbeiten beider.

Als belehrend-unterhaltende Lektüre kann das Buch weitern Leserkreisen bestens empfohlen werden.

5. Armenien. Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. Im Anhange: Anatolische Fragmente. Mit einem Vorwort von Friedrich von Hellwald. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Autor, der sich den Orient als Specialität erkoren hat, ist als Verfasser von „Unter dem Halbmond", „Die Gebiete des Euphrat und Tigris", wie ihn der Verleger auf dem Titelblatt anführt, auf dem literarischen Markt bereits bekannt. Doch wir haben uns nicht mit seiner allgemeinen literarischen Thätigkeit zu befassen noch mit seiner Berechtigung, in der Specialität als Autorität zu gelten; wir haben es mit dem vorliegenden Buch zu thun, und dieses scheint uns allerdings zu einem solchen Anspruch nicht beitragen zu können. Das angekündigte Bild bleibt uns der Autor schuldig; er bietet uns nicht einmal eine deutliche Photographie, sondern Linien, die sich nicht zu Contouren runden, und Farben auf der Palette bunt und wirr durcheinander. Die 227 Seiten enthalten eigentlich nur eine Compilation dessen, was über den Gegenstand von andern Forschern und Reisenden, von mehr oder weniger berufenen Federn früher geschrieben wurde. Spuren einer geistigen Aneignung und Verarbeitung des Stoffs entdecken wir darin nicht; nirgends tritt uns auch nur der Versuch des Autors entgegen, die Materie zu durchdringen und einen, wir sagen mit Vorbedacht nicht neuen, sondern eigenartigen Standpunkt zu gewinnen; denn die etwas abgenutzten Klagen über das

Osmanenthum, das beständige Zetern gegen dasselbe mit dem verschämten Hinüberkokettiren nach dem moskowitischen Humanitäts- und Culturapostel kann doch kaum als solcher gelten.

Dieser wesentliche Mangel des Buchs wird auch nirgends durch die technische Gruppirung und stilistische Führung, durch eine formelle Bewältigung des Materials ersetzt. Daß das Buch mit Anmerkungen und Citaten reichlich bedacht ist, und natürlich nur mit solchen, die sich, sei es im ganzen und willig, oder als abgetrennte Theile mittels einer gelinden Gewaltthätigkeit, zur Unterstützung für das politische Credo des Autors einseitig verwenden lassen, ist nach dem Vorausgeschickten selbstverständlich. Daß er die Gelegenheit wahrnimmt, auf seine frühern Schriften, auf sich selber hinzuweisen, hätte füglich unterbleiben können.

Kurz, der Totaleindruck, den das Buch uns zurückließ, war: der Autor empfand die Nothwendigkeit, wieder etwas zu produciren; wir wollen indeß für ihn hoffen, daß er dabei nicht der Meinung war, die einschlägige Literatur zu bereichern.

6. Die heutige Türkei. Von Friedrich von Hellwald und L. C. Beck. Zweiter Band: Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reichs, vor und nach dem Kriege von 1877—78, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von L. C. Beck. Mit gegen 100 Textabbildungen, 5 Tonbildern und 1 Karte. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser — wir wissen nicht welcher — sagt uns in der Vorrede: „Viele Punkte sind es also, die uns den Orient so bemerkens- und beklagenswerth erscheinen lassen: Natur, Religionen und Culturen, Völkerdurcheinander und Geschichte, türkische Wirthschaft und tiefer Verfall. Nach allen diesen Richtungen sucht das vorliegende Buch die asiatische Türkei zu beleuchten.“ Nur in großen Zügen wollte er ein Bild des osmanischen Orients entwerfen und auf Kosten der Vergangenheit und des Minderwichtigen das Hauptsächlichste aus der Gegenwart zeichnen!

Mit dieser Beschränkung des Programms würden wir uns ganz einverstanden erklären, wenn nicht die weitere Ausführung desselben in uns das Bedauern erwecken müßte, daß der Verfasser oder die Verfasser sich die Grenzen noch immer zu weit gezogen haben.

Es wird uns in dem umfangreichen Buch eine Musterkarte von vielerlei aufgerollt; wir werden durch das Inselgebiet, durch Anatolien, Armenien, Mesopotamien und Kurdistan, in einem fünften Kapitel durch Syrien und Palästina und in den drei letzten Kapiteln durch Arabien geführt — getrieben. Als Bädeker für diese Gegenden ist das Buch aber zu umfangreich, und als ethnographisches Werk zu bädekerartig; in die Unterhaltungslektüre darf es auch nicht eingereiht werden. Wir befinden uns demnach in kaum geringerer Verlegenheit, es zu klassificiren, als es kritisch behandeln zu sollen. Es ist nicht zwingend sympathisch und auch nicht abstoßend, es ist, wie viele Bücher und Menschen im Durchschnitt sind — es fordert nicht zum Lob heraus, und auch der Tadel hätte keine rechte Freude daran. Mit der Literatur hat es nichts zu schaffen und die Wissenschaft wird es kaum bereichern. Wir haben es aus Pflicht durchgelesen — es steht jedem frei, unsere Ansicht darüber zu controliren und es gleichfalls zu Ende zu lesen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart“, von dem Herausgeber d. Bl. ebenfalls redigirt (Leipzig, F. A. Brockhaus), die älteste aller jetzt verbreiteten deutschen Revuen, hat mit dem neuen Jahre sich äußerlich und innerlich umgestaltet. Früher überwog in ihr das Zeitgeschichtliche und der biographische Essay, und sie konnte in vieler Hinsicht als ein Quellenwerk für die Geschichte der Zukunft betrachtet werden, da die einzelnen zeithistorischen Artikelserien von sachkundigen Autoren auf Grund eines reichen Quellenmaterials und persönlicher Anschauungen und Beziehungen verfaßt waren. Wenn nun auch die Revue nach wie vor ihren Schwerpunkt in diesen gediegenen Arbeiten sucht, so hat sie doch jetzt, nach dem Muster der „Revue des deux mondes“, auch der belletristischen Literatur Zutritt gestattet und die Novelle sowie auch ausnahmsweise hervorragende Lyrik in sich aufgenommen; auf der andern Seite schließt sie von jetzt ab Artikel aus, die allzu schwerwiegend sind in Bezug auf das gelehrte Material, das in ihnen verarbeitet ist, oder zu sehr an der Grenze der wissenschaftlichen Specialität stehen. Ueberdies erscheint sie jetzt einmal im Monat in einem umfassenden Hefte, wie die andern deutschen Revuen. Die beiden ersten vorliegenden Hefte bringen eine frisch aus dem Leben gegriffene litauische Dorfgeschichte, „Ewe“ von Ernst Wichert, naturwissenschaftliche Artikel von Karl Vogt und Wilhelm von Hamm, politische wie die Charakteristik der jetzigen Parteien von Bernhard Oppenheim, zeitgeschichtliche wie die Geschichte Norwegens in jüngster Zeit, Beiträge zur Kunstgeschichte der Gegenwart, wie die Charakteristik Hans Makart's von Friedrich Pecht, literarische Essays wie den Artikel des Herausgebers über das moderne deutsche Lustspiel u. a. Ebenso enthalten sie eine literarische, musikalische Revue und zwei politische Revuen.

Einer der interessantesten Artikel ist derjenige des zweiten Hefts, in welchem Ludwig Bamberger unter dem Titel „Deutschthum und Judenthum“ eine Entgegnung gegen die Aufsätze Heinrich von Treitschke's in den „Preußischen Jahrbüchern“ veröffentlicht, die gewiß den Schwerpunkt der Frage von allen bisherigen Erwiderungen am meisten trifft und durch eine gemäßigte und feine, wenn auch im einzelnen pikant und scharf sich gebende Haltung den Vorzug vor ihnen verdient. Heinrich von Treitschke hat seine drei Artikel unter dem Titel „Ein Wort über unser Judenthum“ jetzt gesammelt herausgegeben (Berlin, G. Reimer). Der erste dieser Artikel gab den Anlaß zu dem literarischen Streit, zu zahlreichen Entgegnungen. Die beiden andern bringen Dupliken von Treitschke, die erste besonders gegen den jüdischen Historiker Graetz, die zweite vorzugsweise gegen Breßlau und Paulus Cassel gerichtet. Wir meinen, Treitschke wird auch Bam-

berger, seinem nationalliberalen Parteigenossen, eine Erwiderung nicht schuldig bleiben. Natürlich steht dieser auf einem andern Standpunkte als Graetz, dessen Fanatismus er ja der Kritik preisgibt. Bamberger spricht zum Frieden; Treitschke ist seiner ganzen Natur nach ein Kriegsapostel. Es bleibt nur bedauerlich, daß seine Episteln, die auch sehr viel Wahres enthalten, gerade in einer Epoche erscheinen, in welcher der Judenhaß vom Standpunkte des orthodoxen Christenthums aus sowie von der Einseitigkeit gewerblicher Interessenten in bedauerlicher Weise geschürt wird. So sehr sie sich gegen das brutale Auftreten dieses Hasses erklären, so sehr sind sie auf der andern Seite doch geeignet, denselben zu nähren. Gerade die Autorität eines Mannes wie Treitschke und die stilistische Vornehmheit, mit welcher er die jüdische Kriegsfrage in die Falten seiner Toga hüllt, werden ihren Eindruck nicht verfehlen. Freilich ist er in seinem vollen Rechte, wo er Ueberhebungen des Judenthums zurückweist. Daß er aber in vielen seiner hauptsächlichsten Anklagepunkte von Bamberger in überzeugender Weise widerlegt ist, werden viele Leser von „Unsere Zeit" zugeben, welche sich mitten in den Staubwirbeln der Polemik das klare Auge und das Vorrecht unbefangener Prüfung bewahrt haben.

— Die „Deutsche Literaturgeschichte" von Robert König (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing) hat rasch hintereinander sieben Auflagen erlebt und äußerlich alle Aussicht, das Ziel zu erreichen, welches sich dieselbe in der Widmung vorgesteckt hat: „eins der «Erbbücher» zu werden, die W. H. Riehl in dem Bücherschrank des deutschen Hauses neben der Hausbibel und Familienchronik zu erblicken wünscht". Diesen seltenen äußern Erfolg verdankt das Werk nicht dem Umstande, daß es neue und geistreiche Gesichtspunkte zur Beurtheilung unserer literarischen Größen aufstellt: es hält sich im allgemeinen an das Hergebrachte und folgt in Bezug auf die neueste Literatur dem Zug der Mode. Den Inhalt der ältern Dichtungen erzählt es fließend und angenehm; in Betreff der neuern nimmt es einen conservativen Standpunkt ein, der gegenüber den Classikern wie immer wesentlich modificirt werden muß; denn sonst müßte ja ein Vilmar in das Verdammungsurtheil eines Hengstenberg einstimmen. Auch von der Verlockung, welche mehrern Literarhistorikern gefährlich wurde, einige Unsterblichkeiten besonders zu patentiren, hat sich der Autor nicht freigehalten: solche Patente werden von der Nachwelt in der Regel wenig respectirt; am allerwenigsten kümmert sie sich um das, was bei der Mitwelt einige Jahre oder Jahrzehnte hindurch Mode war. Die Ungleichheit der Behandlung ist auffallend: einzelne Autoren werden seitenlang abgehandelt, andere von gleichem Werth mit wenigen Zeilen abgefertigt. Wir wollen den Verdiensten Scheffel's und Heyse's nicht zu nahe treten, doch wenn z. B. Wilbrandt mit wenigen Zeilen als Novellist gerühmt wird, so fragt man sich, ob der Literarhistoriker keine Kenntniß hat von Wilbrandt's Trauer- und Lustspielen. Sind die erstern doch von der wiener Grillparzer- und der berliner Schiller-Preiscommission prämiirt worden — und das sind doch Thatsachen, die sonst den gelehrten Literarhistorikern zu imponiren pflegen.

Nicht also dem eigentlichen literarisch-kritischen Inhalt, obgleich die Einkleidung im ganzen geschmackvoll ist und die Einseitigkeit des Standpunktes mit Maß hervortritt, verdankt das Werk seinen buchhändlerischen Erfolg, sondern dem glücklichen Einfall des Autors oder der Verlagsbuchhandlung, das Werk mit einer Fülle von Druckproben, Autographen, Porträts und Abbildungen auszustatten und das alles in glänzender äußerer Gewandung vorzuführen. Das Buch enthält 160 Bildnisse und erläuternde Abbildungen im Text und 35 zum Theil farbige Beilagen außerhalb des Textes. Wir finden hier in treuer Wiedergabe alte Pergamenthandschriften, die verkleinerte Nachbildung einer Seite von Ulfilas' Bibelübersetzung nach dem Codex argenteus in Upsala, Handschriften der Gudrun und des Nibelungenliedes, Druckproben von Luther's Bibelübersetzung, Porträts von Sebastian Brant, Martin Luther, von allen unsern Classikern, von Schiller und Goethe aus den verschiedensten Epochen, originelle Bilder von Chamisso, Amadeus Hoffmann, Uhland u. a.; Titel der ersten Ausgaben classischer Dichtungen, Handschriften der Classiker: alles mit großem Fleiß zusammengesucht und das Prägnante mit Treue wiedergegeben. Eine illustrirte Literaturgeschichte, welche besonders die germanistische Gelehrsamkeit dem großen Publikum mundgerecht macht, mußte Erfolg haben; denn vielen ist das Brimborium in der Literatur ja die Hauptsache.

Bibliographie.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archives. 1ste Serie. 6ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 30 M.

Keim, A., Geschichte des 4. großherzoglich hessischen Infanterie-Regiments (Prinz Karl) Nr. 118 und seiner Stämme 1699—1878. Mit 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 7 M.

Kretschmar, v., Geschichte der kurfürstlichen und königlich sächsischen Feld-Artillerie von ihrer Errichtung bis zur Gegenwart. 1620—1878. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Geschichte der königlich sächsischen Feld-Artillerie-Regimenter von 1821—1878. Nach den Original-Akten bearbeitet. Mit 1 Titelbild und 9 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 8 M.

Oettingen, M. v., Goethe's Faust. 1ster u. 2ter Thl. Text und Erläuterung in Vorlesungen. 2ter Thl. Erlangen, Deichert. 8. 6 M.

Pleß, K. v., Herbstlese. Neue Gedichte. Leipzig, Matthes. 12. 3 M.

Rosenthal-Bonin, H., Der Bernsteinsucher. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 9 M.

Ruckert, A. J., Toganachtsveichali. Lustia un arnsta Gadichter nach frankisch'n Garäid. Schweinfurt, Stoer. 8. 1 M.

Schack, A. F. Graf v., Dramatische Dichtungen. 1stes u. 2tes Bdchn. Stuttgart, Cotta. 8. à 3 M.

Schanz, J., Kornblumen und Immergrün. Eine Dichtergabe aus Italien. 1ste u. 2te Sammlung. Rom. Leipzig, Friedrich. 1878 u. 1879. Gr. 8. à 2 M.

Schneider, L., Aus meinem Leben. 2ter Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 8 M.

Schwicker, J. H., Politische Geschichte der Serben und Ungarn. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Budapest, Aigner. Gr. 8. 8 M.

Spitta, P., Johann Sebastian Bach. 2ter Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 19 M. 30 Pf.

Sprecher, J. A. v., Geschichte der Republik der drei Bünde (Graubünden) im 18. Jahrhundert, zum erstenmale nach den amtlichen und sonst handschriftlichen Quellen bearbeitet. 2 Thle. Chur, Hitz. 1872—75. Gr. 8. 16 M.

Steckler, S., Die Mosaide. Ein biblisches Epos in 14 Gesängen. Wien, Rubinstein. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Stern, A., Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien. Leipzig, Schlicke. 8. 6 M.

Stolze, F., Gedichte in Frankfurter Mundart. 3. stark verm. u. verb. Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Frankfurt a. M., Keller. 12. 3 M.

Tennyson, A., Harald. Ein Drama. Deutsch von A. Graf Wickenburg. Hamburg, Grüning. 12. 2 M.

Traun, J. von der, Goldschmiedkinder. Roman. Wien, Rosner. 8. 5 M.

Trede, P., Abel. En plattdütsch Stückschen merrn ut de Marsch un merrn ut't Leben. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 1 M.

Treitschke, H. v., Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. 2. Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879. Gr. 8. 11 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1257: Nora. Schauspiel von H. Ibsen. Deutsch von W. Lange. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. — Nr. 1260: Die Milchschwester. Lustspiel von J. Grünstein. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. à Nr. 20 Pf.

Volger, F., Ein Stündchen in der Buchhandlung. Schwank mit Gesang. Musik von C. Heyer. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Waldow, E. v., Das Geheimniß des rothen Thurmes. Roman. Berlin, Brigl. 8. 2 M.

Walther, R. B. v., Hans Landschadt von Staynach. Ein Culturbild aus der Reformationszeit. Heidelberg, C. Winter. 8. 5 M. 50 Pf.

Weber, G., Allgemeine Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet. 14ter Bd.: Geschichte des 19. Jahrhunderts. 1ste Abth. 2te Hälfte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 M.

Werner, K., Die Kosmologie und allgemeine Naturlehre des Roger Baco. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 2 M.

Wilfert, F., Artus. Ein Alpenmärchen in 10 Gesängen. Weiden, Tanbald. 12. 1 M. 50 Pf.

Wiegand, A., M. M. L. de Wette. (1780—1849.) Eine Säkularschrift. Erfurt, Stenger. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zuckschwerdt, A., Der Fundamental-Satz im Systeme der Wahrheit. Abhandlung. Berlin, C. Heymann's Verlag. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schauspiele
des
Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Den Schauspielen der Englischen Komödianten in Deutschland, welche im 13. Bande der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts vorgeführt sind, läßt der Herausgeber hier in demselben Geiste und für dieselbe Darstellungsweise verfaßten Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius folgen. Sowol Literarhistoriker von Fach wie Freunde der deutschen Literatur werden diese neue, billige und wohlcommentirte Ausgabe mit Dank entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die moderne Farbenlehre
mit Hinweisung auf ihre Benutzung in Malerei und Kunstgewerbe.

Von
Ogden N. Rood.

Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Farbentafel.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 41. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik am Columbia-Collegium in Nordamerika, erklärt hier die physikalischen Erscheinungen der Farbenwahrnehmung in anziehender, für jeden Gebildeten verständlichen Form, und indem er dabei besonders die künstlerische Verwendung der Farben hervorhebt, gewinnt das Werk für Maler, Decorateure und Kunstindustrie überhaupt zugleich hohen praktischen Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.
Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von
Rudolf von Gottschall.

Siebenter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die unter dem Titel „Der Neue Plutarch" erscheinende Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart ist bereits ein beliebtes Haus- und Familienbuch geworden und findet immer weitere Verbreitung. Der soeben erschienene siebente Theil bietet die Lebensbilder Napoleon's I. und des Malers Peter Cornelius, ersteres von Dr. Arthur Kleinschmidt, letzteres von Professor Moriz Carriere verfaßt.

Im Verlag von **L. Brill** in **Darmstadt** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Völkerkunde Osteuropas
insbesondere
der **Haemoshalbinsel** und der unteren
Donaugebiete
von
Lorenz Diefenbach.

Erster Band.

Türkisches Reich. Albanesen. Illyrier. Thraken. Griechen. Rumänen.

21½ Bogen. Gr. 8. Preis brosch. 6 Mark.

Der als Ethnologe und Sprachforscher bekannte Verfasser übergibt hier zunächst seinen Fachgenossen, sodann den Politikern und Diplomaten wie andern Interessenten eine Auslese seiner Sammlungen und Untersuchungen für die Kunde der genannten Gebiete und Völker.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Lieder
von
Julius Sturm.

Erster Theil. Neunte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Diese Dichtungen, in denen sich ein tief religiöser Sinn in anmuthigster Form äußert, haben bereits einen weiten Kreis von Freunden gefunden und verdienen in jeder Familie heimisch zu werden.

Von dem Dichter erschien in demselben Verlage:

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Gedichte. 4. Auflage. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Neue Gedichte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Für das Haus. Liedergabe. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.
Zwei Rosen. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

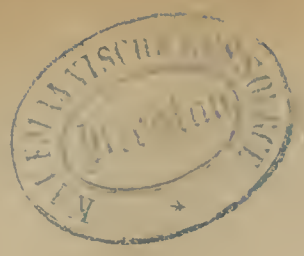
Kosmographisches Skizzenbuch.
Die Forschungen unserer Zeit über die Einrichtung des Weltgebäudes.

Von
M. Wilhelm Meyer,
Dr. phil., Assistent der Sternwarte zu Genf.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine zusammenhängende Reihe von Aufsätzen über Gegenstände der neuesten Himmelsforschung, gleich weit entfernt von seichter Oberflächlichkeit wie von der Voraussetzung eingehender Specialkenntnisse, mithin populär-wissenschaftlich im besten Sinne des Worts. Allen Gebildeten bietet sich hier eine in hohem Grade fesselnde und zugleich reiche Belehrung gewährende Lektüre; auch die Astronomen von Fach dürften das Buch ihrer nähern Beachtung werth finden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 19. Februar 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Erwin Mausbach. — Ein deutscher Duodezfürst. Von Ferdinand Brockerhoff. — Lyrische Dichtungen. Von Karl Bartsch. — Die zweite Sammlung Paul Lindau'scher Bühnenkritiken. — Aus dem Deutsch-Französischen Kriege. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Deutschland ist bekanntlich von jeher sehr groß gewesen im abstracten Construiren und Systematisiren, und die Theorie, so grau sie ist und so wenig ihr die Praxis oft entsprechen mag, feiert in unserm Vaterlande noch immer Triumphe. Das gilt auf allen Gebieten der Wissenschaft, das gilt im Speciellen auch auf dem Felde der Literaturgeschichte und der literarischen Kritik. So hat schon Gervinus vor dem Jahre 1848 herausealeulirt und beweiskräftig deducirt, daß das deutsche Volk für längere Zeit einmal alle Poesie brach legen und lediglich die That cultiviren müsse. Natürlich hat sich der dichterische Geist dadurch keineswegs beirren lassen; auch nach 1848 sind respectable Dichter aufgetreten, und keiner wird ihre Schöpfungen innerhalb der Gesammtliteratur entbehren wollen. So hat Julian Schmidt erklärt, daß der Roman das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen müsse, und zwar war der Begriff der Arbeit hierbei in sehr einseitiger und specifisch realistischer Weise aufgefaßt. Auch dies hat eine ganze Reihe von Romanschreibern durchaus nicht gehindert, das Leben des deutschen Volks in allen Beziehungen darzustellen und vor allem auch sein geistiges Ringen in mustergültigen Typen zur Geltung zu bringen. Und so erscheinen noch täglich literaturgeschichtliche oder essayistische Darstellungen, welche der deutschen Literatur für ihre weitere Entwickelung von den Verfassern ausgesonnene Wege vorschreiben wollen, welche gewisse Richtungen, ja unter Umständen ganze Zweige der Poesie für abgethan erklären und dagegen andere als die allein keimkräftigen und existenzberechtigten hinstellen.

Diese Betrachtungen werden aufs neue wachgerufen durch das vor kurzem erschienene Buch: „Mehr Licht! Neue Folge: Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und ihrer innern Bedeutung." Die Verfasserin (denn von einer Dame, welche sich pseudonym E. Last nennt, geht das Buch aus) hat bereits früher unter gleichem Titel ein Buch herausgegeben, welches sich die Popularisirung der Kant'schen und Schopenhauer'schen Philosophie vorgesetzt hatte und von der Kritik mit viel Lob bedacht worden ist. Ich will diesem Lobe nicht widersprechen, denn ich habe das Buch nicht gelesen; a priori aber möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich die sogenannte Popularisirung philosophischer Lehren nie ohne Mistrauen habe ansehen können, und daß Kant und Schopenhauer von einer solchen, wenn sie gefragt werden könnten, vermuthlich nichts würden wissen wollen. Philosophische Lehren stehen überhaupt zu hoch und bewegen sich zu ausschließlich im Aether des reinen Gedankens, als daß ihre Resultate jemals Gemeingut des Volks werden könnten; schon Plato hat gesagt: „ἀδύνατον πλῆθος φιλόσοφον εἶναι", und neben einer gewissen philosophischen Naturanlage einerseits ist andererseits ein hohes Maß von Bildung erforderlich, um philosophische Dinge zu verstehen und zu würdigen. Diese Geistesanlage und dieses Maß der Bildung fehlt in der Regel der Masse auch der sogenannten Gebildeten, sodaß alles Popularisiren nichts hilft und höchstens ein oberflächliches Mitsprechen im Gefolge hat. Und was speciell die Philosophie von Kant und Schopenhauer angeht, so ist die Lektüre Kant's ja allerdings keine leichte, aber die großen Hauptresultate seines Denkens sind so sehr in Fleisch und Blut der modernen Menschen übergegangen, daß eine Popularisirung (die zu Reinhold's Zeit Sinn hatte) jetzt eigentlich ihre Berechtigung verloren hat, und Schopenhauer speciell schreibt bekanntlich mit einer so glänzenden und stechenden Deutlichkeit, daß jeder Gebildete dessen Philosophie am besten an der Quelle aufsucht; ja es ist offenkundig, daß Schopenhauer vor Darstellungen aus zweiter Hand geradezu immer gewarnt hat. Schließlich würde, wenn einmal eine Popularisirung nöthig und

erwünscht sein sollte, eine solche in der geeignetsten und competentesten Gestalt geboten sein in Frauenstädt's bekannten „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie".

Indeß dies alles nur nebenbei und, da wir einmal bei diesem Stoffe sind, nebenbei auch noch die Bemerkung, daß Schopenhauer's Philosophie, obwol sein Name in aller möglichen Leute Munde umgeht, heutzutage nur von sehr wenigen gründlich gekannt wird und daß in vielen Köpfen nur ein Zerrbild von ihm spukt. Erst kürzlich war in einer der größten Zeitungen Süddeutschlands zu lesen, daß Schopenhauer gesagt habe: „der Mensch sei nur glücklich, wenn er betrunken sei", eine Behauptung, die Schopenhauer auch nicht entfernt jemals in den Sinn gekommen ist. Und noch schlimmer ist es, wenn jeder blasirte Bummler, der geistige Arbeit und geistigen Genuß nie gekannt hat, zur scheinbaren Rechtfertigung seines traurigen Gemüthszustandes sich an Schopenhauer's Rockschöße klammern zu können glaubt und dadurch bei Unkundigen dessen Lehre lediglich in Verruf bringt. In der That wissen die meisten Menschen von Schopenhauer nichts weiter, als daß derselbe ein Pessimist gewesen, und da sie selber meistens sehr vergnüglich gestimmt sind, so genügt das vollständig, sie von ihm abzuschrecken. Selbstverständlich haben sie von dem Schopenhauer'schen Pessimismus eine ebenso falsche Idee, wie es ihnen andererseits vollkommen fremd ist, daß die Schopenhauer'sche Lehre denn doch auch noch mancherlei andere Dinge als den verrufenen Pessimismus enthält.

Nun zu unserm eigentlichen Thema! Der zweite Band von „Mehr Licht" beschäftigt sich in erster Linie mit dem Wesen und den Arten des deutschen Romans. Wir wollen hier aber keineswegs eine Kritik der gesammten Ansichten der Verfasserin schreiben (diese mag einer andern Feder überlassen bleiben), sondern nur das erste Kapitel des Buchs einer nähern Betrachtung unterziehen. Dasselbe gibt aufs neue einen Beleg für die oben gerügte aprioristische Systemmacherei, sofern sein Inhalt in der Behauptung gipfelt, daß die Lyrik in der Gegenwart „im Verfall" begriffen sei und wenigstens bis auf weiteres durchaus keine Zukunft mehr habe. Wenn die Verfasserin mit dieser Behauptung recht hätte, so wäre das für die gesammte deutsche Poesie ein viel größeres Unglück, als E. Last selbst zu denken scheint. Denn die lyrische Begabung ist der eigentliche Quellpunkt aller Poesie; das Geheimniß ihrer Wirkung beruht auf der Erzeugung von Stimmung; ohne Stimmung können auch die epische und dramatische Poesie nicht auskommen, und wenn die Lyrik wirklich absterben sollte, so könnte das auch auf die andern Dichtungsgattungen nicht ohne Rückwirkung bleiben, und möglicherweise würde der nüchternste Realismus allmählich die Oberhand gewinnen. Die Behauptung kann aber keineswegs als von der Verfasserin bewiesen angesehen werden, ja auf einzelne Beweismomente läßt sie sich eigentlich gar nicht ein. Was nennt E. Last überhaupt „Gegenwart"? Hoffentlich nicht blos die letzten zwei oder drei Jahre. Ja selbst wenn in den letzten zehn Jahren nichts Bedeutendes auf lyrischem Gebiete erschienen wäre, so wäre auch das noch kein Beweis vom Verfall der Lyrik. Denn in der Literatur können nur längere Zeiträume entscheidend und beweisend sein, und auch in der besten Zeit sind die Lyriker nicht dutzendweise auf den Straßen herumgelaufen und ist nicht jedes Jahr eine bedeutsame lyrische Sammlung erschienen. Wir behaupten aber, daß schon allein in den letzten zehn Jahren Bedeutsames genug erschienen ist, um die Anschauung der Verfasserin Lügen zu strafen. Hat nicht Geibel erst noch in allerjüngster Zeit seine „Spätherbstblätter" herausgegeben und ist mit diesem Buche nicht ein Höhepunkt der Lyrik, keineswegs aber der Beginn eines Verfalls bezeichnet? Hat nicht Bodenstedt innerhalb der letzten zehn Jahre treffliche, in ihrer beschränkten Eigenart mustergültige Sachen herausgegeben? Enthalten nicht Lingg's vor einiger Zeit erschienene „Schlußsteine" noch immer höchst respectable Proben eines bedeutenden Talents? Genügt nicht vieles in der Lyrik Hamerling's den höchsten Ansprüchen? Ist nicht der Oesterreicher Stephan Milow ein wackeres Talent? Ist nicht erst im allerletzten Jahre Heinrich Leuthold's schöne Sammlung erschienen, die gar nicht aussieht wie Verfall? Dichtet nicht Theodor Storm immer noch tiefgemüthvolle und zu Herzen gehende Lieder?

Auf die jüngern Talente will ich mich gar nicht erst einlassen und frage nur mit Rücksicht auf die obigen Angaben: was soll ihnen gegenüber die Redensart vom Verfall der deutschen Lyrik? Und was berechtigt die Verfasserin, der Lyrik sogar jede weitere Zukunft abzusprechen? Wer steht ihr z. B. dafür ein, daß, wenn es etwa Hans Hopfen innerhalb der nächsten drei Jahre einfällt, seine Lyrik gesammelt herauszugeben, dies nicht möglicherweise eine ganz epochemachende Erscheinung wird? Und leben nicht immerhin noch mancherlei andere Leute, von denen gleichfalls etwas erwartet werden kann? Eine der größten Buchhändlerfirmen, die sich speciell für Poesie interessirt, hat mir versichert, daß ihr gar nicht selten, oft von den unbekanntesten Namen, Manuscripte von Gedichtsammlungen ins Haus fliegen, die in ihrer Art höchst vorzüglich sind, daß die Firma aber lediglich wegen der Ungunst der Zeiten bei noch namenlosen Dichtern den Verlag nicht übernehmen kann. Wer will also das Literaturleben in der Weise einzuschränken wagen, daß er sagt: in Zukunft ist es aus mit der Lyrik? Das aber thut E. Last und setzt hinzu: nur eine Richtung hat noch Berechtigung, die durch Scheffel's „Gaudeamus" und R. Baumbach's „Lieder" vertretene. Nun fällt es gewiß niemand ein, die poetischen Verdienste von Scheffel's „Gaudeamus" anzutasten, und was R. Baumbach betrifft, so bin ich einer der ersten gewesen, die auf das frische volksthümliche Talent desselben hingewiesen haben. Aber der ganze mögliche Inhalt der Lyrik soll mit den von diesen Beiden vertretenen Stoffen erschöpft sein? Das wäre für das ganze Geistesleben der Gegenwart ein enormes testimonium paupertatis; dieses

Geistesleben müßte unendlich leer und dürftig sein, wenn es den Dichtern keine weitern Anregungen als diejenigen zu fidelen Liedern zu bieten hätte. Im Gegentheil: ein je großartigeres Ringen auf allen geistigen Gebieten in der Gegenwart sichtbar wird, um so entschiedener muß erwartet werden, daß auch die Dichtung sich der mannichfachen neuen Anschauungen bemächtigt und dieselben speciell auch lyrisch verwerthet. Denn wenn die Verfasserin gerade in dem Ringen nach Erkenntniß und der Umgestaltung der Weltanschauung sowie in den politischen Kämpfen einen Hinderungsgrund für die Blüte der Lyrik sieht, so ist das doch kaum ernst zu nehmen. Denn der Hinderungsgrund würde doch mindestens ein solcher für alle Poesie sein und nicht speciell die Lyrik treffen.

Wann aber hat Deutschland angestrengter nach Erkenntniß gerungen, wann ist die ganze Weltanschauung so sehr umgestaltet als zur Zeit Kant's, Fichte's und ihrer Nachfolger? Hat das aber Goethe und Schiller gehindert, zur selben Zeit große Classiker und speciell auch große Lyriker zu werden? Ja haben sie und mancherlei Spätere nicht gerade aus der Umgestaltung der Weltanschauung die besten Anregungen empfangen? Und wann hat der deutsche Staat den Deutschen mehr Noth gemacht als nach seiner Zertrümmerung durch Napoleon? Hat das aber das Aufkommen großer Talente gehindert, und hat das die Ohren der Leute taub gemacht für die Laute der lyrischen Poesie? Im Gegentheil: je wilder draußen die Kämpfe des Geistes und des praktischen Lebens wogen, ein um so größeres Bedürfniß empfinden edle Geister, sich hin und wieder auf eine Oase des Friedens und der Harmonie zu retten. Diese aber grünt ihnen nirgends so schön wie in der Poesie, und diejenigen, welche sich immer mit der Politik entschuldigen, wenn sie sich nicht um Poesie bekümmern, beweisen damit mehr ihre eigene Nüchternheit, als daß sie wirklich einen äußern stichhaltigen Grund anführten. Und so hoffen wir denn in jeder Hinsicht, daß die Prophezeiung von E. Last in Betreff des Untergangs der deutschen Lyrik sich in keiner Weise bewahrheiten wird; und wenn auch nicht erst (wie Anastasius Grün singt) mit dem letzten Menschen der letzte Dichter aus der Welt geht (denn die letzten auf dem eisig-erstarrenden Erdball als Eskimos wohnenden Menschen werden schwerlich noch Poesie kennen), so werden doch hoffentlich alle Gattungen der Poesie gleich lange leben; denn alle sind gleichberechtigt, und auch die Lyrik — und nicht am wenigsten die deutsche — wird in Zukunft jedenfalls noch viele vortreffliche Blüten zeitigen.

Erwin Mansbach.

Ein deutscher Duodezfürst.

Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Aus Archivalien und Familienpapieren. Von Karl Schwartz. Drei Bände. Mit Stammtafeln, Beilagen und Erläuterungen. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 12 M.

Es ist für die richtige Schätzung des Werthes einer Schrift immer gut und manchmal selbst nothwendig, zu wissen, wie sie entstanden ist. Der Verfasser des vorliegenden Werks hat deshalb wohlgethan, über den Ursprung desselben im Vorwort genauere Auskunft zu geben. Er hatte schon im Jahre 1871 in den „Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung" über den Landgrafen Friedrich V. und seine Nachkommen Lebensnachrichten veröffentlicht, die in einem verhältnißmäßig großen Kreise freundliche Aufnahme fanden. Infolge dessen wurde er von der Prinzessin Karl von Hessen, einer Enkelin des Landgrafen, aufgefordert, das Leben der Großältern wie ihrer Söhne und Töchter ausführlich darzustellen. Er unterzog sich dieser Aufgabe um so lieber, da ihm das erforderliche handschriftliche Material in erwünschter Reichhaltigkeit zur Verfügung gestellt wurde. Einen überaus werthvollen Theil desselben bildeten die im Familienbesitze befindlichen Aufsätze, Briefe, Tagebuchsauszüge und sonstigen Schriftstücke. Außerdem erhielt er zur Benutzung die sämmtlichen auf die Geschichte des homburgischen Fürstenhauses sich beziehenden, sehr umfangreichen Acten und Papiere der Archive zu Darmstadt, sowie sehr schätzbare Documente aus den fürstlichen Archiven zu Rudolstadt und Greiz. Dazu kam noch eine sehr große Anzahl von meist recht werthvollen Schriftstücken, welche sich zur Zeit im Privatbesitze befinden und ihm zur Einsicht überlassen wurden. Aus dieser überreichen Fülle des Stoffs hat er denn eine durch den Zweck des Werks bedingte Auswahl zu treffen gesucht. Indem er aber in seiner Darstellung zunächst den in den Archivalien und Familienpapieren eröffneten unmittelbaren Quellen folgte, ist er zugleich bestrebt gewesen, anderweitige ältere und neuere Hülfsmittel in möglichster Vollständigkeit zu beschaffen und auszunutzen.

Vielleicht hat er in dieser Beziehung des Guten etwas zu viel gethan. Ueberhaupt, scheint uns, ist seine Arbeit über das angemessene Maß hinausgewachsen. Dagegen freilich, daß sie sich nicht streng auf ihre eigentliche Aufgabe beschränkt, möchte sich nicht viel einwenden lassen. Es dient zur Erhöhung ihres Werthes, daß der Lebensgeschichte des Landgrafen die seiner Vorgänger seit der Gründung des Fürstenhauses Hessen-Homburg vorausgeschickt wird:

> Wir erhalten so, da die Söhne des Landgrafen ihm in seiner Würde gefolgt sind, die erste ausführliche Geschichte des Landgrafthums von seiner Gründung im Jahre 1622 bis zu dem 1866 erfolgten Aussterben dieses Fürstenhauses.

Auch war es an sich nicht unpassend, „in die Bio-

graphie Friedrich's über alle bedeutendern Personen, zu welchen derselbe in Beziehungen stand, mehr oder weniger ausführliche Nachrichten zu verflechten". Fraglich ist nur, ob die betreffenden Persönlichkeiten in der That so bedeutend gewesen, daß sie die eingehende Berücksichtigung, welche ihnen zutheil wird, verdienen. Unsers Erachtens ist dies vielfach nicht der Fall und hätte sich der Verfasser in Bezug auf sie weit kürzer fassen können, zumal, was er über sie mittheilt, theils schon bekannt war, theils in ziemlich gleichgültigen Notizen besteht. Diese Häufung von unwesentlichem Detail findet sich übrigens nicht blos in der Schilderung der Nebenfiguren, sondern auch bei den Hauptpersonen. Auch von ihnen wird manches berichtet, was der Erwähnung kaum werth ist. Zum Theil erklärt sich dies wol aus der natürlichen Vorliebe, die der Biograph für seinen Helden zu hegen pflegt und die ihn veranlaßt, auch geringfügige Begegnisse und Lebensäußerungen desselben für bedeutsam zu halten. In dem vorliegenden Falle kommt noch hinzu, daß, wenn einmal eine ausführliche Darstellung gegeben werden sollte, sie nicht wol umhin konnte, auch minder Wichtiges in ihren Kreis zu ziehen. Wir sind weit entfernt, den Werth der hier vorgeführten Personen leugnen oder herabsetzen zu wollen; es sind durchgängig treffliche und begabte Menschen, wohl geeignet, Interesse zu erregen und Sympathien zu wecken. Auf eine hervorragende Bedeutung können sie indeß weder durch ihre Persönlichkeit noch durch ihre Leistungen Anspruch machen. Eben darum wäre eine kürzere Schilderung mehr am Orte gewesen; zu einem Werke von drei Bänden bietet ihr Leben keinen genügenden Stoff. Wenigstens wird ein weiterer Leserkreis den Inhalt kaum für ausreichend halten. Anders mögen natürlich diejenigen urtheilen, welche, infolge verwandtschaftlicher Beziehungen oder weil sie sonstwie den geschilderten Personen nahe gestanden, in dem Falle sind, an ihnen ein specielles Interesse zu nehmen.

Diese werden auch eine andere Eigenthümlichkeit des Buchs, die den ferner stehenden Leser nicht gerade angenehm berührt, eher loben als tadeln. Wir meinen die einseitige und deshalb einförmige Beleuchtung, in die es seinen Gegenstand stellt; man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, an welchem es in der Wirklichkeit doch wol schwerlich gefehlt hat. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß wir eine jener widerwärtigen Lobschriften vor uns haben, wie sie in früherer Zeit zum Preise fürstlicher Personen geschrieben wurden und auch jetzt noch hin und wieder veröffentlicht werden. Der Verfasser ist nicht der Mann, in den Ton byzantinischer Höflinge einzustimmen; hochgebildet und von nobler Denkart, führt er eine maßvolle, durchaus würdige Sprache, und was er rühmt, verdient die Anerkennung, die er ihm zollt. Nur, meinen wir, rühmt er zu ausschließlich; fehlt auch der leise Tadel nicht ganz, so ist doch nach seiner Darstellung alles zu gut, zu schön und vortrefflich, als daß sich nicht in jemand, der gewohnt ist, bei den Menschen und Dingen dieser Welt eine Kehrseite vorauszusetzen, einiger Zweifel an ihrer objectiven Richtigkeit regen sollte. Möglich immerhin, daß diese Skepsis unberechtigt ist, jedenfalls sind wir nicht in der Lage, die Flecken nachzuweisen, welche den Gegenständen der vorliegenden Lichtbilder etwa anhaften mögen. Lassen wir sie also dahingestellt sein und nehmen wir das Buch, wie es sich gibt.

Wie schon beiläufig angedeutet wurde, umfaßt das Werk drei Bände, von welchen der erste auf 314 Seiten die „Biographie des Landgrafen, mit Nachrichten über Vorfahren, Familie, Umgebung und Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen" enthält. In dem einleitenden Abschnitt wird über die Gründung der Landgrafschaft (1622) berichtet und die Geschichte der ältern Landgrafen bis auf Friedrich V. (1751) erzählt. Das zweite Kapitel behandelt die vormundschaftliche Regierung der Landgräfin Ulrike Luise, Mutter Friedrich's, der beim Tode seines Vaters erst drei Jahre zählte, und gibt über die Erziehung des jungen Fürsten sowie über ihre Leiter genauern Aufschluß. Es folgt im dritten Kapitel mit der Großjährigkeit der Regierungsantritt Friedrich's (1766) und seine Vermählung mit der Prinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt. Im nächsten Abschnitt werden uns die sechs Söhne und fünf Töchter vorgeführt, welche diesem Ehebunde entsprossen, während Kapitel 5 das äußere Leben des Landgrafen bis zum Beginn der Freiheitskriege, Kapitel 6 seine Beziehungen zu Dichtern, Gelehrten und andern berühmten Persönlichkeiten, namentlich zu Klopstock, Lavater, den Schweizern Haller und Bonnet, Hölderlin, Leuchsenring u. a. darstellt. Die unter des Landgrafen Protection gegründete kurzlebige Patriotische Gesellschaft von Homburg bildet den Inhalt des siebenten Abschnitts. Der achte ist der Hofdame Luise von Ziegeler, der neunte Herrn von Rieben, dem Leiter der homburgischen Verwaltung, der zehnte seinem Nachfolger, dem Geheimerath Isaak von Sinclair, gewidmet. Im elften Abschnitt werden die letzten Lebensjahre des Landgrafen bis zu seinem 1820 erfolgten Tode erzählt; der zwölfte endlich bringt Verschiedenes zur Charakteristik dieses Fürsten. Zwei Stammtafeln und fünf kürzere Beilagen bilden den Schluß des Bandes.

Man sieht aus dieser Uebersicht, daß der Landgraf selbst in der Darstellung des Verfassers nur einen beschränkten Raum in Anspruch nimmt. Die Abschnitte, welche sich speciell mit ihm beschäftigen, füllen kaum die Hälfte des Bandes und haben es überdies mindestens ebenso sehr mit seiner Umgebung, wie mit ihm zu thun. Freilich war von seinem Leben auch nicht gerade viel zu berichten; obgleich von langer Dauer und mit seiner zweiten Hälfte der bewegten Revolutionsperiode angehörig, nimmt es doch im ganzen einen gleichmäßig ruhigen Verlauf. Die politische Stellung des Fürsten war höchst unbedeutend; dem Beherrscher einiger weniger Quadratmeilen fehlte der Boden, von welchem aus er, falls er dazu Neigung und Kraft gehabt, auf den Gang der Weltgeschichte bestimmend hätte einwirken können. Auch die

Regierung des kleinen, aus einem Städtchen von 2500 Einwohnern und wenigen Dörfern bestehenden Landes gab weder Raum noch Anlaß zu einer belangreichen Thätigkeit. Indeß ganz frei von Mühen und Sorgen war das Dasein des Landgrafen doch nicht. Zunächst machte ihm das eigenthümliche Verhältniß zu schaffen, in welchem der Kleinstaat Homburg zu dem größern stand, von welchem er abgezweigt worden. Darmstadt hatte sich bei seiner Gründung die Hoheitsrechte vorbehalten, dieselben auch längere Zeit durch einen in Homburg residirenden Amtmann ausgeübt. Natürlich waren die dortigen Landgrafen von dieser ihrer selbständigen und doch zugleich abhängigen Stellung wenig befriedigt. Während sie sich aber bemühten, die Schranken ihrer Macht möglichst zu beseitigen, waren ihre Oberherren nicht weniger bestrebt, die ihnen zustehenden Befugnisse zu erhalten und auszudehnen. Es kam darüber wiederholt zu ernsten Zerwürfnissen, die unter dem Vater Friedrich's sogar zu einem militärischen Einschreiten der darmstädter Regierung und weiterhin zu Verhandlungen führten, welche sich durch die ganze Periode seiner Minderjährigkeit hindurchzogen. Ihm selbst gelang es dann zwar, bald nach seinem Regierungsantritt einen neuen Vertrag abzuschließen, in welchem Darmstadt auf seine Rechte verzichtete. Da es sich aber die Vertretung beim Reiche vorbehielt, so war der Landgraf vor wie nach ein mittelbarer, von einem andern abhängiger Fürst. Auch ist er das bis in die letzten Jahre seines Lebens geblieben; die volle Souveränetät, um die er sich, wol weniger aus persönlichem Ehrgeiz als im Interesse seiner Familie, beständig und angelegentlich bemühte, wurde ihm erst durch den Wiener Congreß zutheil.

Zu eben dieser Zeit erreichte er auch ein anderes Ziel, welches er durch viele Jahre mit noch größerm Eifer angestrebt hatte: die Vergrößerung seines kleinen Staates, dem damals das auf dem linken Rheinufer gelegene Amt Meisenheim hinzugefügt wurde. Diese Gebietserweiterung wäre ihm schon früher wol zu gönnen gewesen; denn bei seinen mäßigen Einkünften mußte er es häufig recht schwer finden, allen Anforderungen an seine Kasse zu genügen. Die unsinnige Einrichtung, ein Ländchen, das kaum zu einem Amtsbezirk ausreichte, wie einen größern Staat durch eine stattliche Reihe von hohen und niedern Beamten zu regieren, kostete natürlich viel Geld. Mehr noch erforderte die Hofhaltung, wenn sie auch keineswegs so glänzend und verschwenderisch eingerichtet war wie die mancher andern Duodezfürsten dieser Zeit. Wäre es lediglich nach dem einfachen, allem Prunk und Luxus abholden Sinne des Landgrafen gegangen, so würde sie vermuthlich noch geringern Aufwand veranlaßt haben. Doch hatte in dieser Frage seine Gemahlin ohne Zweifel ein Wort mitzureden, und sie war, trotz der ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche der Verfasser ihr wol mit Recht nachrühmt, eine etwas stolze und ziemlich anspruchsvolle Dame, die, an den vornehmern und reichern Zuschnitt des väterlichen Hofs von Darmstadt gewöhnt, ihn auch dem ihrigen zu geben suchte. Nimmt man die erheblichen Auslagen hinzu, welche die übrigens sehr sorgfältige Erziehung der zahlreichen Kinder, die Ausstattung der Töchter und die Zuschüsse nöthig machten, deren die in fremde Kriegsdienste tretenden Söhne bedurften, so begreift sich, daß bei einem Einkommen von etwa 25000 Gulden, das überdies zum größten Theile aus der nicht immer zahlungsfähigen darmstädter Kasse floß, Geldmangel in Homburg an der Tagesordnung war.

Dem Landgrafen gereicht es zu großer Ehre, daß er unter solchen Umständen nicht, wie so viele seiner fürstlichen Collegen, seine Macht zur rücksichtslosen Ausbeutung der Unterthanen misbrauchte. Noch größere Anerkennung verdient die thätige Fürsorge, die er dem leiblichen und geistigen Wohlergehen derselben zuwandte. Er hat sich zu jeder Zeit um die Förderung des Handels und der Industrie, des Unterrichts, der Armenpflege und der Wohlthätigkeitsanstalten eifrig bemüht. Das von ihm geführte Regiment war allerdings ein patriarchalisches, aber im besten Sinne des Wortes; die meist so wenig zutreffende Bezeichnung eines Landesvaters darf auf ihn mit vollem Rechte angewandt werden. Kein Wunder, daß er von seinen Unterthanen allgemein geliebt und verehrt wurde, zumal er auch im persönlichen Verkehre sich gegen jedermann gütig und freundlich erwies. In seltenem Grade frei von dem Dünkel und den Vorurtheilen seiner Standesgenossen, bewährte er im zwanglosen Umgang mit Hoch und Niedrig stets das ihm eigene echte, weil aus einem liebevollen Herzen entspringende Wohlwollen. Wir zweifeln nicht, daß er, auch in einen größern Wirkungskreis gestellt, nach außen hin Bedeutendes vollführt haben würde. Dazu fehlte es ihm, scheint uns, an energischer Thatkraft, ein Mangel, der neben den zufälligen Umständen, welche der Verfasser hervorhebt, doch wol dazu beigetragen hat, daß er, darin seinen Vorfahren und Nachkommen ungleich, niemals in die militärische Laufbahn eintrat. Bei einer ideal angelegten Natur, wie er war, richteten sich Sinn und Neigung weniger auf ein geräuschvolles äußeres Wirken als auf eine stille geistige Thätigkeit. Wäre er nicht zum Fürsten bestimmt gewesen, so würde er wahrscheinlich ein Gelehrter und Schriftsteller geworden sein.

Nebenbei war er das freilich auch jetzt. Schon in jungen Jahren hatten ihm die Wissenschaften, vor allem Philosophie und Geschichte, ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse abgewonnen. Später widmete er ihnen einen großen Theil seiner Zeit; nicht um sie nur obenhin zu betreiben, er machte vielmehr gründliche und umfassende Studien. Keine wichtigere literarische Erscheinung entging seiner Aufmerksamkeit, und er war unablässig bestrebt, seine reiche Bibliothek durch neue Anschaffungen zu vermehren. Er las viel und schrieb nicht weniger; selbst wenn er, was nicht selten geschah, sich auf der Reise befand, versäumte er nicht, die müßigen Stunden zur Lektüre oder zur Aufzeichnung seiner Gedanken und Erlebnisse zu

benutzen. Doch nicht blos die Wissenschaft, auch die Dichtkunst fesselte und beschäftigte ihn; er hat sich vielfach selbstthätig in ihr versucht, und nicht ganz erfolglos, wiewol seine Poesien mehr als Producte der Reflexion denn als Erzeugnisse einer lebendigen dichterischen Phantasie zu bezeichnen sind. Daß er bei dieser Sinnesweise auch für die Eindrücke empfänglich war, die eine schöne oder große Naturumgebung zu machen pflegt, läßt sich erwarten. Ueberhaupt aber gab es im Welt- und Menschenleben kaum irgendeine bedeutsamere Erscheinung, an der er nicht, wenn sie ihm näher trat, einen lebhaften Antheil genommen hätte.

Dieses vielseitige Interesse schloß indeß gewisse Sympathien und Antipathien nicht aus. Der Gesichtskreis des Landgrafen, bedingt durch Stand und Erziehung wie durch den Einfluß der Zeit, in welcher seine persönliche Entwickelung zur Reife gelangte, hatte doch seine bestimmten Grenzen. Er ist über die Anschauungen und Tendenzen, welche etwa um die Mitte des Jahrhunderts vorherrschten, kaum hinausgekommen; die Ideen und Bestrebungen, welche später zum Durchbruch gelangten, sind ihm zwar nicht unbekannt, aber innerlich fremd geblieben. So hat er sich auf dem politischen Gebiete mit den freiern Ansichten und Institutionen der Revolutionsperiode nie zu befreunden vermocht. Ebenso wenig konnte er den Zielen und Ergebnissen der religiösen Aufklärung Geschmack abgewinnen. Er war und blieb stets ein positiv gläubiger Christ, nicht zum Scheine oder dem Namen nach, sondern in Wahrheit und aus innerster Ueberzeugung. Von einer aufrichtigen Frömmigkeit beseelt, war er milde und duldsam gegen Andersdenkende; nichts lag ihm ferner als fanatische Bornirtheit oder verfolgungssüchtiger Zelotismus. Ueberhaupt fanden gehässige Empfindungen und böse Leidenschaften in die edle Seele dieses Mannes keinen Zugang. Es durchweht sie wie der Hauch einer fast kindlichen Unschuld, die sich in einem durchaus tadellosen, sittlich reinen Lebenswandel bewährt. Auch nach dieser Seite hin macht der Landgraf eine rühmliche Ausnahme von der Regel, welcher die Fürsten seiner Zeit vielfach zu folgen pflegten. Ein anderer gleich ehrenvoller Unterschied wird durch seinen warmen und probehaltigen Patriotismus begründet. Er hat zwar dem fremden Imperator gelegentlich seine Aufwartung, nie aber den Hof gemacht, und wenn er ihn, von seiner Umgebung und den Verhältnissen gedrängt, um eine Förderung seiner Interessen anging, so that er es in würdiger Weise und wol gerade deshalb ohne allen Erfolg.

So ungefähr stellt sich das Bild des Mannes dar, wie es uns aus der Schilderung des Verfassers und zugleich aus dem „Literarischen Nachlaß" entgegentritt, den derselbe im zweiten Bande seines Werks mittheilt. Obgleich manches von dem, was der schreiblustige Herr zu Papier gebracht hat, durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde gegangen, ist die Zahl der vorliegenden Schriftstücke doch noch recht ansehnlich. Sie sind zum Theil in deutscher, meist aber in französischer Sprache abgefaßt. Und nicht zu ihrem Nachtheile, denn der Autor weiß sich in dem fremden Idiome weit gewandter und treffender auszudrücken als in dem seiner Heimat. Sind die einzelnen Aufsätze nicht von erheblichem Umfange, so bieten sie dagegen einen sehr mannichfaltigen Inhalt. Eröffnet wird die Sammlung durch einige „Erbauungsreden" über biblische Texte. Daran schließen sich „Reisebeschreibungen und Reisebriefe". Es folgen „Wissenschaftliche Abhandlungen", von welchen wir die „Remarques sur le livre de l'Esprit par Helvétius" und die Vertheidigung Lavater's gegen die Angriffe Mirabeau's hervorheben. Die „Vermischten Aufsätze" beschäftigen sich zum Theil mit der Person des Verfassers, enthalten aber vorwiegend Gedanken und Vorschläge, zu welchen er durch die allgemeine Zeitlage wie durch die besondere Gestaltung der deutschen Verhältnisse angeregt wurde. Weiterhin finden wir eine Reihe von größern und kleinern Gedichten in metrischer Form, endlich ein in Prosa geschriebenes Trauerspiel „Agis" in drei Aufzügen.

Der poetische Werth dieser Dichtungen ist unsers Erachtens gering; auch dürfte der sachliche Gehalt der Prosaaufsätze nicht eben hoch anzuschlagen sein. Die meiste Ausbeute gewähren noch die Reiseberichte, sofern sie über interessante Persönlichkeiten und Verhältnisse manches Neue enthalten. Freilich nicht in dem Maße, wie man es bei einem Manne von der Begabung und Stellung des Landgrafen erwarten sollte. Seine Mittheilungen über die zum Theil bedeutenden Menschen, mit welchen er z. B. in der Schweiz, in Paris u. s. w. zusammentrifft, sind im ganzen doch ziemlich dürftig und betreffen häufig unwesentliche Nebendinge; ebenso wird aus den berliner oder wiener Gesellschaftskreisen, die er bei öftern Besuchen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nur wenig Erhebliches berichtet. Selten auch begegnen eingehende Schilderungen von Land und Leuten, und die kleinen Erlebnisse und Abenteuer, die in der guten alten Zeit der schlechten Wege und noch schlechtern Herbergen niemals fehlten, sind meist nur wegen des liebenswürdigen Humors interessant, womit sie erzählt werden. Natürlich trifft den Reisenden deshalb kein Vorwurf; er hat seine Aufzeichnungen ohne Zweifel nur für sich und seine Angehörigen oder Freunde, nicht für das größere Publikum gemacht. Fraglich scheint uns aber, ob es rathsam war, sie diesem in ihrem ganzen Umfange vorzulegen. Wenn sie, wie auch die übrigen Schriften, Beachtung verdienen, so ist es vorzugsweise deshalb, weil sie von dem Charakter und der Denkweise des Landgrafen authentisches Zeugniß geben. Als solches sind sie nun zwar auch in der Biographie desselben benutzt worden; doch hätte der Verfasser, meinen wir, sie noch weit mehr verwerthen und dann den besondern Abdruck füglich unterlassen können. Vielleicht würde er so auch die störenden Episoden aus seiner Darstellung fern gehalten und ein mehr geschlossenes, wirkungsvolleres Lebensbild geschaffen haben.

Zu einer ähnlichen Bemerkung veranlaßt uns der dritte Band des Werks, welcher „Die Söhne und Töchter des Landgrafen" behandelt. Auch in ihm wird der Eindruck, den der Inhalt zu machen geeignet ist, durch die Darstellungsweise erheblich abgeschwächt, besonders deshalb, weil der Verfasser gar zu oft aus der Rolle des Biographen, dem es um die Hervorhebung der wirklich bedeutsamen Lebensäußerungen seines Helden zu thun ist, in die des Chronisten fällt, der ihn auf Schritt und Tritt bei allen, auch den geringfügigsten Erlebnissen begleitet und so eine Menge von gleichgültigen Daten und Notizen beibringt. Außerdem trifft hier besonders zu, was wir schon im Eingange andeuteten: die geschilderten Personen sehen sich in dem gleichmäßig hellen Lichte, das über sie ausgegossen wird, zu ähnlich. Die trefflichen Eigenschaften, welche ihnen gemeinsam sind, werden zu oft mit denselben Worten und Wendungen betont; dagegen erfährt man wenig und nur beiläufig von dem, was sie unterscheidet und deshalb individuell charakterisiren würde. Uebrigens sind sie sämmtlich so geartet, daß wir es dem Verfasser Dank wissen, uns ihre nähere Bekanntschaft vermittelt zu haben. Diese Kinder sind in der That ihrer Aeltern würdig. Auch ist es erfreulich, die innige Liebe und die aufrichtige Verehrung zu beobachten, welche sie ihnen, vor allem dem Vater zollen. Nicht weniger angenehm berührt die große und beständige Anhänglichkeit, die sie miteinander verbindet und jedes an dem Geschick der übrigen den herzlichsten Antheil nehmen läßt. Wir können sie hier einzeln auf ihrem, vom Verfasser gesondert und sehr ausführlich geschilderten Lebenswege nicht begleiten. Im allgemeinen sei angeführt, daß die fünf Töchter sich alle im Laufe der Zeit ebenbürtig vermählten: die beiden ältesten mit dem spätern Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt und seinem Bruder, die dritte mit dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau, die vierte mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, die jüngste endlich mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., und, soviel wir sehen, mit ihren gleichwerthigen Gatten in glücklicher Ehe gelebt haben. Persönlich erscheinen sie in den mitgetheilten zahlreichen Briefen und anderweitigen Aufzeichnungen als Frauen von Geist und Herz, die, mehr oder weniger begabt und wohl unterrichtet, den Erscheinungen des höhern Geisteslebens lebhaften Antheil zuwenden und, frommen Sinnes und von streng sittlicher Haltung, den Pflichten ihrer Stellung mit Eifer und Hingebung obliegen. Man wird die Zeugnisse von ihrem äußern und innern Leben manchmal nicht ohne Bewegung und fast immer mit Vergnügen und Interesse lesen, um so mehr, da sie namentlich für die Zeiten der Napoleonischen und Freiheitskriege zur Kenntniß von Personen und Vorgängen manchen werthvollen Beitrag liefern.

Was die sechs Söhne des Landgrafen angeht, so schlugen sie sämmtlich frühzeitig die militärische Laufbahn ein. Vier von ihnen traten in österreichische, zwei in preußische Kriegsdienste, alle aber, persönlich tapfer und von ausgezeichneter Führung, gelangten, mit Ausnahme des jüngsten Prinzen Leopold, der in der Blüte seiner Jahre bei Großgörschen den Heldentod starb, zu den höchsten militärischen Würden. Merkwürdig ist, daß sie nach dem Tode des Vaters (1820) der Reihe nach zur Regierung berufen wurden, eine Folge des Umstandes, daß sie sich theils gar nicht, theils erst spät oder morganatisch vermählten und der einzige, Gustav, welcher einen successionsfähigen Sohn hatte, diesen während der Studienzeit desselben verlor. Mit dem Tode des jüngsten der fünf Brüder, des Landgrafen Ferdinand, erlosch im März 1866 das homburgische Fürstenhaus und die Landgrafschaft fiel an Darmstadt zurück, freilich nur, um wenige Monate später dem preußischen Staate einverleibt zu werden.

Ferdinand Brockerhoff.

Lyrische Dichtungen.

Es liegt uns eine Anzahl von Sammlungen lyrischer Dichtungen vor, die den verschiedensten Theilen Deutschlands angehören.

1. Lieder an eine Verlorene. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Lieder dieses Dichters sind sehr düster gehalten; ein empfindendes Herz strömt in ihnen einen wahren Schmerz um verlorenes Liebesglück aus. Die von ihm Geliebte hat sich einem andern vermählt — ein altes, doch immer neues Thema! Der Liebende sucht Zerstreuung und Genesung, indem er die Welt durchwandert, und so wird uns denn seine Trauer um die Verlorene auf verschiedenstem Hintergrund gezeichnet. Wir begleiten den Dichter nach Italien, überall hin trägt er seinen Schmerz als treuen Begleiter mit. Die Liebe winkt ihm im Süden in den Armen eines schwarzlockigen Mädchens, aber es kann ihn nicht zur Liebe erwärmen:

Will küssen dich wild und inbrünstiglich
Bei Nacht und am hellen Tage —
Allein das Wörtchen „ich liebe dich"
Verlange nicht, daß ich's sage!

Er entgeht dem Dolchstoß eines eifersüchtigen Italieners, dessen Weib ihn liebt. In Capri überfällt ihn beim Singen des Liedes „In einem kühlen Grunde" das Heimweh nach dem verlorenen Glück. Ein melancholisches Römerkind liebt ihn, aber

Es weht ein Hauch übers welsche Meer
So kühl wie Schneegetriebe,
Ich glaube, er kommt ans Deutschland her
Von meiner alten Liebe.

Auch nach Spanien führt er uns in einem zu Saragossa spielenden Gedicht, das sehr an Heine erinnert. Selbst nach Amerika zieht der fünfundzwanzigjährige Mann, wo er im Wigwam sich bettet, aber auch hier erscheint ihm, der von der Jagd ermüdet heimkehrt, im Traum das Bild der Geliebten im strahlenden Ballsaale. Alle Schrecknisse der Erde hat er kennen gelernt, ja den Tod gesucht, aber nicht gefunden. Auch unter den Indianern hat er Freunde gewonnen; auf seinen Wanderungen in den Schwarzen Bergen, im Nebraskalande hat er an einen Felsen mit scharfem Tomahawk Worte der Bibel eingeschrieben, die freilich in ihrer kraftvollen Einfachheit besser wirken als in der poetischen Paraphrasirung, die ihnen der Dichter geliehen hat. Den Abschluß bildet ein einem Indianer in den Mund gelegter Bericht, worin von dem Heldentode des bei ihnen wohnenden Bleichgesichts im Kampfe gegen die Weißen erzählt wird.

Der Schmerz, der durch alle diese Lieder hindurchgeht, erhält einen versöhnenden Abschluß in dem Gedicht „An . . .“ und dem darauffolgenden „Der Sturmwind braust übers dunkle Meer“. Jenes theile ich als Probe mit:

Ich sah dich still durch meine Jugend schweben,
Sie sagten all', du seist herabgekommen
Aus bessrer Welt, zu leuchten meinem Leben.
Es war ein Traum — Gott hat dich mir genommen.

Ich will mein Leben ohne Groll vollenden,
Will Gutes thun nach Kräften und in Treuen,
Mit festem Blick, mit nimmer müden Händen,
Und will im stillen deines Glücks mich freuen.

Ich will dir nah' sein, ruhig, unbefangen,
Ein treuer Freund. Du sollst es nie erfahren,
Weß Art der Sturm, der durch mein Herz gegangen —
Und einst, vielleicht nach langen, langen Jahren,

Da kommt ein Tag wol, der so recht vor allen
Die Seele stimmt zu wehmuthsvollen Fragen,
Ein Spätherbsttag, an dem die Blätter fallen
Und Regentropfen an die Fenster schlagen.

Du bist allein. Es hat ein tiefes Sinnen
Dein Aug' verdunkelt, das geliebte, frohe;
Der Nordwind braust um deines Schlosses Zinnen,
Und im Kamine blitzt und springt die Lohe.

Du aber träumst. Du denkst vergangner Tage,
Und deine Hand, die kleine, goldbereifte,
Umspannt ein Buch. Es ist zu einer Frage
Halb auf dein Mund, der rothe, feingeschweifte.

Er wölbt sich herb und flüstert immer wieder:
„Was trägt wol Schuld an so viel großen Gluten,
Wem singt er all' die hoffnungslosen Lieder,
Wer ist die Frau, um die er muß verbluten?“

Anklänge an Heine finden sich außer dem bemerkten noch öfter; so in dem Gedicht „Der arme, gestorbene Dichter“, dessen Beziehung ich nicht zu errathen weiß. Ferner in der Strophe:

Das Fest ist aus. Der Hausherr hilft dir tragen
Den Spitzenshawl und deiner Blumen Fülle,
Dein Herr Gemahl küßt zärtlich dir im Wagen
Das klopfend Händchen in der weißen Hülle.

Mehr Verwandtschaft jedoch hat der Dichter mit Lenau, an den man namentlich auch durch die überseeischen Gedichte erinnert wird.

Einzelne metrische und sprachliche Härten sind auch hier zu rügen. „Das klopfend Händchen“ habe ich eben angeführt; der Regen pflegt sonst zu rinnen, bei unserm Verfasser aber scheint er auch rennen zu können, denn er sagt:

Der Regen rannte still und kalt.

Der Vers

Ich aber werd' dir ferne sein im Leben —

hätte durch die naheliegende Aenderung

Ich aber werde fern dir sein im Leben —

jeden Anstoß vermieden. Wie übel klingt:

O laß mein' Liebe immer größer werden!
Du hast aus frischem Thon den Mensch geknetet.

Der Vergleich mit „tauben Gräsern“ ist nicht sehr schmeichelhaft für den Dichter selbst.

2. Aus vorigen Tagen. Gedichte von Paul Thiemich. Breslau, Morgenstern.

Diese Gedichte sind von einem schlesischen Dichter verfaßt, der den Deutsch-Französischen Krieg mitgemacht hat; mehrere recht frische Lieder verdanken diesem Ereigniß ihren Ursprung, z. B. „Die Standarte“, „Bei Mars-la-Tour“, „Zum Friedensfest“. Der Verfasser ist Familienvater, und innigen Sinn für deutsches Familienleben spricht in rührender Weise das Gedicht „Meinem Walther“ aus. Recht hübsch sind unter anderm die Gedichte: „Es blüht ein Baum, wo der Weg sich trennt“, „Blumenklatsch“, „Heimaterde“, „Zur Festfahrt“, ein Gelegenheitsgedicht aus Anlaß einer Lehrerversammlung, das wenigstens zum Theil einen Platz hier finden möge:

Der Mai ist gekommen, die Schulmeister auch!
Als die Knospen ausschlugen an Baum und an Strauch,
Da schlug auch dem Meister der Schule das Herz
Nach fröhlichem Wandern, nach Sang und nach Scherz.

Leb wohl, liebe Schulstub', und gräme dich nicht,
Ich bring' dir auch heim ein ganz ander Gesicht,
Und lenzfrischen Athem in freier, froher Brust,
Und alte liebe Lieder, die ich kaum mehr gewußt.

Zu trauten Gefährten hin zieht's mich mit Macht,
Wo Frohsinn bei schäumendem Becher mir lacht,
Wo heiter nach redlichen Schulmeister-Mühn
Die Stirnen sich glätten, die Herzen aufblühn.

Gelehrsamkeit ließ ich und Schulstaub zu Haus,
In die maiende Welt zog ich singend hinaus.
Weg Bücher, die trocknen, gelesen wird nur
Die herzsüße Sprache der blühenden Flur. . . .

Wir klingen mit Bechern voll perlenden Weins,
Und lachenden Mundes wir singen uns eins;
Was die Zukunft uns bringe, das Morgen uns beut,
Wir pflücken die Stunde, wir leben das Heut!

Die Jugend im Herzen, wir halten sie fest,
Und scheiden wir wieder nach Ost und nach West,
Wir bleiben Ein Ganzes und treu Hand in Hand,
Wir Meister der Schule in alldeutschem Land!

Die Bismarck-Hymne ist dagegen viel zu lang; manches Unbedeutende wäre besser weggeblieben, wie z. B. „Gelegentliches". Auch unter den Blumengedichten sind manche ziemlich schwache. Bedenklichen Gedanken und Ausdrücken begegnen wir in „Waldesrauschen", dessen Schluß lautet:

Weiß nicht, ob es ihm worden je
In diesen Erdenräumen;
Mir ist, als ob er manchmal weh'
Der Wald so durch mein Träumen.

Im ganzen aber ist es ein frisches hübsches Talent, das auch die Form mit Leichtigkeit beherrscht und dem nur noch, wie so vielen schlesischen Dichtern, eine etwas größere Strenge in Reim und Versbau zu empfehlen ist.

3. Rheinreise. Ein Cyklus lyrischer Gedichte von Max Liebermann von Sonnenberg. Berlin, Denicke. 8. 2 M.

Dies Büchlein führt uns nach der Provinz Preußen, denn, wie man aus dem Epilog ersieht, ist der Verfasser im Deutschordenslande zu Hause. Die Reise beginnt am Oberrhein und geht bis an den Niederrhein. Sie entrollt eine Reihe von Bildern vor unsern Augen; mit dem Gotthard beginnend, wo der Dichter in einer „Vision" die Vollendung des Gotthardtunnels sieht:

Und durch die Alpen reicht, bald schlägt die Stunde,
Deutschland Italia die Hand zum Bunde.

Dann folgt Konstanz mit mehrern recht frischen und anmuthigen Bildern im Landsknechtsliederstile. Hierauf Straßburg mit einer merkwürdigen Vorausverkündigung von Bismarck's Wort „Nach Canossa gehen wir nicht".

Da schrieb ich hin das stolze Wort:
„Kein deutscher Kaiser wird hinfort
Noch nach Canossa gehen."
Nicht viele Monden gingen ins Land,
Und nicht gar viele Wochen,
Da hat dasselbe zum deutschen Volk
Der deutsche Kanzler gesprochen;
Da flog es, ein zündender Wetterstrahl,
Durch Alldeutschlands Gauen und Marken,
Und rief zum Kampf mit dem römischen Feind,
Dem listgewandten und starken!
Der Kanzler und der Dichter, die zwei,
Sie schauten voraus in die Zeiten,
Sie hörten der Weltgeschichte Ruf
Zu rüstigem Geisterstreiten;
Im tiefsten Herzen trugen die Zwei
Für des Volkes Herzschlag Verständniß,
Und beide fanden dasselbe Wort
Für des Deutschen Glaubensbekenntniß.

Und wen's int'ressirt, der kann es noch heut
Im Münsterbuche lesen;
Ich schrieb es — das ist im Monat August
Des Jahrs Einundsiebzig gewesen.

Es folgt Heidelberg, wo er beim Zwerg Perkeo Audienz hat, mit Beziehung auf eine politische Persönlichkeit, von welcher ein Gedicht „Ad Perkeonem" mitgetheilt wird; wo er ferner in einem Gartensaal mit Studenten einen Commers mitmacht und auf einen im französischen Kriege gefallenen Corpsburschen toastet, wo endlich ein altes Liebesglück sich ihm erneuert. Die nächste Station ist Darmstadt. Bei rüdesheimer Wein erzählt er, wie er, von seinem Vater in den Rheinweinkeller geführt, zum ersten mal des süßen Weines reichlich gekostet und so zum Dichter geworden. In Mainz berichtet er von Prinzeß Ilse in Gestalt einer schönen Frau seiner Bekanntschaft. Rüdesheim und die Lorelei und Neuwied sind weitere Bilder. Sehr anmuthig ist die Episode „Gretchen" aus dem Siebengebirge. „Auf der Brücke von Düsseldorf" schreitet in altgermanischem Alliterationsstile einher; im „Malkasten" zu Düsseldorf hält er die letzte Rast. Da ist aber auch der „goldene Hort", den er vom Verleger bekommen, erschöpft, und traurig meldet am andern Morgen der begleitende Knappe diese Mär, worauf sie die für die Reise gekauften Rosse veräußern und mit dem gelösten Gelde die Heimreise antreten.

Der Epilog belehrt uns, daß die ganze Reise nur ein Traum gewesen:

So reiste am Rhein, aus Mangel an Gold,
Ein deutscher Landsknecht und Dichter.

Das Ganze macht einen sehr erfreulichen Eindruck; es ist ein nach Inhalt und Form gleich mannichfaltiges und ansprechendes Büchlein, dem wir nicht allein des guten Zweckes wegen (der Reinertrag ist für das Niederwalddenkmal bestimmt), sondern um seiner selbst willen den besten Erfolg wünschen.

4. Aus jungen Jahren. Gedichte von Fritz Alexander Meister. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Wir begegnen hier einem sächsischen Dichter, aber einem sehr jugendlichen, der, wie es den Anschein hat, die Schulbank eben verlassen hat. Gereift ist die Gabe in keinem Falle, auch wenn zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung der Gedichte schon einige Jahre liegen sollten. Jugendlich excentrisch und unschön zugleich ist das Gedicht „Aus Momenten des Wahnsinns", wo es unter anderm heißt:

Wie blitzt die Spange dir am Arm,
Die Nadel an der Brust —
So schwand wol längst dein bittrer Harm
Vor neuer Freud' und Lust!

Weh! an der Nadel auf der Brust
Da spießt mein zitternd Herz,
Es zuckt mein Herz, einst voller Lust,
In unermessnem Schmerz. . . .

Weh! welcher nie geahnte Schmerz!
O, kalte Sünderin —
Als du mir wiedergabst mein Herz,
Ließ'st du die Nadel drin!

Die Nachahmung Heine's, in die jugendliche Dichter so leicht verfallen, tritt uns auch hier überall entgegen. Man vergleiche die Gedichte „Ich tanzte mit ihr Française", „Sie kam zum Faschingsballe", „An Anna's Fächer", das Sonett

mit der Schlußzeile: „Ich bitte Samstag um die Polonaise", „Nichts ist doch so schön und tröstlich", „Der Tag ist so schön", „Erleuchtet sind ihre Fenster", „Verzeih', ich hab' gesündigt", „Entrückt". Eins stehe hier als Probe:

Als ich heut Mittag bei dir war,
Am heißen Mittag im Walde,
Wo wir vor Hitze und Minneluſt
Ineinander geflossen balde —

Da bin ich, trotz ersterer Calamität,
Mir überglückselig erschienen;
In deinen Armen schien mir, dem Gott,
Andächtig die Welt rings zu dienen.

Doch als ich am Abend zu Hause saß,
War gründlich mein Schwindel curiret —
Da von der Gott-Taumelshitze hab' ich
Allermenschlichstes Kopfweh verspüret.

Die „Gesänge eines Einsamen" ahmen Heine's „Nordseebilder" nach. Vieles ist recht trivial, so die „Antwort auf Fanny's Frage", das Gedicht „Sind es nicht dieselben Häuser", die „Ballade aus dem modernen Thierleben". Das Persönliche aus seiner Umgebung ist von zu geringem Interesse. An Selbstgefühl fehlt es dem jungen Dichter nicht, wie der Schluß eines Sonetts zeigt:

Ich darf ob euch und euern Fratzen lachen:
Zum Gotte selbst wirst mich, mein Gott, einst machen,
Unsterblichkeit verleiht mir einst der Ruhm!

Daß in diesen Anfängergedichten das Formale und Sprachliche oft noch recht stümperhaft behandelt ist, darüber wird man sich kaum wundern. Sehr abgeschmackt ist die seltsame Art von Reimen, die in dem Gedicht „Mutter und Kind" angewendet ist, wo folgende Zeilen aufeinander reimen sollen:

Wirst du mir krank, bist du wol siech?
Das sollst du mir sagen trenlich.

5. Kornblumen und Immergrün. Eine Dichtergabe aus Italien von Julius Schanz. Erste und zweite Sammlung. Rom. Gr. 8. 4 M.

Auch das ist ein sächsischer Dichter, aber freilich von anderm Schlage. Seit Jahren in Italien lebend, ist Julius Schanz längst kein fremder, sondern ein wohl und rühmlich bekannter Name. Was er hier vereinigt gibt, sind Früchte eines gereiften Mannes- und Dichtergeistes. Das Buch ist dem sächsischen Königspaare zur Feier der Silberhochzeit gewidmet und enthält demgemäß eine Reihe darauf bezüglicher Gedichte; außerdem eine beträchtliche Anzahl von Uebersetzungen aus dem Italienischen und mancherlei Gelegenheitsgedichte; mehrere in Terzinenform an Kaiser Wilhelm, ein paar an den Großherzog von Weimar zu seinem Regierungsjubiläum, einen Cyklus von Gedichten an König Humbert und Königin Margaretha von Italien. Eine sehr hübsche Improvisation, die das Talent des Dichters auch nach dieser Seite bekundet, ist das „Bundeslied der Deutschen in Italien" nach der Melodie des alten Burschenliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". Ebenfalls ein treffliches Gelegenheitsgedicht ist das Trinklied für den Deutschen Verein zu Venedig (1871), von dem ich ein paar Strophen hersetzen will:

Ob wir Schwaben oder Preußen,
Müller oder Schulze heißen,
Das thut nichts dazu;
Aber ob wir deutschen Blutes,
Deutschen Geistes, deutschen Muthes,
Das thut was dazu.

Ob in Oestreich, ob in Sachsen,
Oder Baiern aufgewachsen,
Das thut nichts dazu;
Aber ob wir deutsch im Herzen,
Deutsch in Wort und Lied und Scherzen,
Das thut was dazu.

Ob wir in Paläſten thronen
Oder Aftermiethe wohnen,
Das thut nichts dazu;
Aber ob mit heil'gen Trieben
Volk und Vaterland wir lieben,
Das thut was dazu.

Ob wir Dichter oder Maler,
Gulden wechseln oder Thaler,
Das thut nichts dazu;
Aber ob wir tief im Sinne
Hegen reines Gold der Minne,
Das thut was dazu.

Ein „Zechgruß aus Rom" ist im Stile der alten mittelalterlichen Vagantenlieder gehalten, namentlich des berühmten „Meum est propositum", an dessen Bürger'sche Verdeutschung besonders die Verse

Will in Rom bei Ja! bei Nein!
Singen, trinken, sterben —

erinnern, und worin die Verse vorkommen:

Mensch und Dichter ward ich dort
Wie der junge Goethe;
Traun! ich weiß kein besser Wort,
Das zum Gruß sich böte.

Die eigenen Dichtungen wie die Uebersetzungen bekunden eine nicht gewöhnliche Beherrschung der Sprache in den verschiedensten Formen. Eine Lieblingsform des Dichters ist die Terzine, was bei einem Verehrer Dante's nicht wundernehmen kann. Eigenthümlich ist ihm eine Strophenart, die ich als deutsche Umbildung der sapphischen Strophe bezeichnen möchte:

Frei wie der Vogel, der in Lüften singet,
Wie Laub, das nachts von Bäumen stiebt hernieder,
Wie die Atome, die der Wind verschlinget —
Sind unsre Lieder!

6. Gedichte von Wilhelm Recken. Kassel, Jungklaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Gedichte haben einen Kurhessen zum Verfasser, wie man aus dem Gedicht „Willkommen" (1871) ersieht, das zur Begrüßung der aus Frankreich heimkehrenden Truppen gedichtet ist. Es sind gut gemeinte, theils betrachtende, theils erzählende Verse, aber von geringer Bedeutung und zum Theil von allzu einfachem Inhalt. Da ist ein Gedicht „Cäsar", dessen Held ein Kettenhund

dieses Namens ist, der einem Kinde, das ins Wasser gefallen, sich von der Kette losreißend, das Leben rettet, und das schließt:

Und Cäsar ward nie wieder angekettet,
Er ward als Held bewundert und gepflegt.

Aehnliche triviale und abgebrauchte Motive begegnen in den Gedichten „Seegeschichte", „Genesen". Die Gedanken des Verfassers erheben sich nirgend über das Gewöhnliche, tausendmal Gesagte; man vergleiche unter anderm „Allerlei Wetter", „Trinklied", „Der Schutzengel", „Spruch", „Das Menschenleben", „Trotz dem!"

Einiges ist ganz hübsch, so das Gedicht „Du armes Kind", „Mein Wunsch"; auch das „Zum 18. October 1871" ist von einem kräftigen Patriotismus erfüllt.

Sprachliche und metrische Bedenklichkeiten stoßen wiederholt auf. Ich will kein Gewicht auf das jetzt veraltete „genung" legen, bedenklich aber und kaum als Freiheit zu entschuldigen ist ein dreisilbiges „manniges" in „manniges Glück", „manniges Kind". Ein zehnsilbiger Vers wie der folgende: „Auch ihm hatte ein Christbaum einst gebrannt", wird schwerlich Billigung finden, noch weniger aber die folgenden sein sollenden Distichen:

Einem Ziehenden.

Es gehört die Welt dem Muthigen, lautet das Sprichwort,
Und so steure mit Muth denn in die Ferne hinaus!
Gütige Götter mögen vor Sturm und Schiffbruch dich wahren,
Daß du glücklich und leicht das Ziel, das erwünschte, erreichst.
Doch nicht allein auf das Glück mußt du bauen, sei wachsam,
Daß du nicht in die unrechte Strömung hineinlenkst. . . .
Wenn du dereinst, an Erfahrung und Wissen bereichert,
Deinen Kiel in den heimischen Hafen zurücklenkst,
O, dann bringe zurück den köstlichsten aller Schätze,
Bringe wieder zurück dein unverdorbenes Herz!

Wir aber möchten, ehe wir ihn „ziehen" lassen, dem Verfasser aus Herz legen, ein Compendium der deutschen Metrik zu studiren, ehe er wieder Gedichte drucken läßt.

Karl Bartsch.

Die zweite Sammlung Paul Lindau'scher Bühnenkritiken.

Wenn einer ein Janusgesicht zeigt in unserer zeitgenössischen deutschen Literatur, so ist es gewiß Paul Lindau: hier der Dramatiker Lindau, dort der Dramaturg und Kritiker Lindau. Welcher von beiden uns das meiste Interesse abgewinnt, welcher die meisten Sympathien für sich weckt? Wir möchten dem Dramaturgen und Kritiker Lindau den Vorzug geben vor dem Dramatiker, trotz seiner unleugbaren Einseitigkeit. Ersterer ist für unsere geistige Auffassung die bedeutendere, wie für unser Gefühl und unser moralisches Ermessen die sympathischere, die liebenswürdigere Erscheinung.

Wir wurden das wieder so recht inne, während wir uns an der Lektüre einer abermaligen Sammlung von dramaturgischen und kritischen Aufsätzen erfreuten, die aus ihres Herausgebers Feder zuerst die Lindau'sche „Gegenwart" gebracht hat und die sodann, entnommen den losen, einem schnellen Verhängniß leicht preisgegebenen Blättern einer Zeitschrift, zusammengeschlossen wurden zu zwei stattlichen Bänden. Unter dem Titel:

Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875–78. Von Paul Lindau. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 6 M.

bilden sie eine Fortsetzung zu den früher schon (bei C. F. Simon in Stuttgart) ebenfalls in Buchform erschienenen Aufsätzen.

Die Veränderungen, welche sie bei ihrer Ueberführung aus der Journalistik auf den Büchermarkt erfahren haben, sind nach des Verfassers Versicherung ganz geringfügig und rein äußerlicher (formeller, hier und da stilistischer) Art. Niemals ist der Sinn geändert worden,

selbst da nicht — so heißt es im Vorwort — wo mir eine Milderung oder Verschärfung jetzt bei der Durchsicht einiger vor Jahren geschriebenen Artikel vielleicht angebracht erschienen wäre. Eine solche nachträgliche Correctur hätte, wie ich befürchte, den Charakter dieser Blätter, als welchen ich die unverfälschte Wiedergabe des unmittelbar Geschehenen und frisch Empfundenen bezeichnen möchte, geschädigt. Zu meiner wirklichen Genugthuung ist in mir übrigens nur zwei- oder dreimal der leise Wunsch einer nachträglichen Correctur rege geworden. Fast ohne Ausnahme habe ich an diesen Aufzeichnungen die Wahrheit des Spruchs, daß der erste Eindruck der richtige ist, soweit es sich um meine Auffassung handelt, erprobt gefunden.

Um Lindau's Auffassung. Möchte indeß auch in der Auffassung anderer gar manches in anderm Lichte erschienen sein und nun wieder erscheinen, wobei noch sehr die Frage, auf wessen Seite der Irrthum war und ist: eins dürfte dem Verfasser allerseits zugestanden werden müssen, daß er nämlich, wie er zum Schluß sich im Vorworte äußert, „in Ermangelung anderer Eigenschaften für seine «Dramaturgischen Blätter» die eine beanspruchen darf, daß er niemals die Gefühle des Respects vor der Production und die des Wohlwollens verleugnet habe. Nur Uebelwollende werden aus denselben Uebelwollen herauslesen können." In der That, jene Eigenschaft ist in erfreulichem Grade hier vorhanden, im Gegensatze zu den frühern Rücksichtslosigkeiten, und sie ist es ja eben auch, welche den Dramaturgen Lindau uns zu einer sympathischer berührenden Individualität macht als den Dramatiker mit seiner gewissen Art „von oben herab" und seiner Infallibilitätsmiene.

Irgendwelches literar- oder theatergeschichtliche Ganze vermögen diese „Dramaturgischen Blätter" natürlich nicht zu repräsentiren. Das verwehrt die Zufälligkeit ihrer Entstehung. Wie bekannt, lebt Lindau in Berlin und bespricht in seiner Wochenschrift „Die Gegenwart" unter der stehenden Ueberschrift „Aus der Hauptstadt" die Aufführungen und Leistungen der berliner Bühnen. Diejenigen neuen Stücke

also aus obengenanntem Zeitraum (d. h. den im Titel vorgesehenen vier Jahren), welche währenddem zufällig auf keinem Theater der Hauptstadt erschienen, haben auch keine Besprechung von Lindau erfahren können und existiren deshalb nicht für und in seinen „Dramaturgischen Blättern"; erproben aber konnte sich Lindau's Kritik z. B. an Kruse, Lindner, Wilbrandt, Dahn, Moser, Rosen. So viel von den Novitäten, wozu weiter Werke der Franzosen (Augier, Dumas, Sardou u. a.) sowie zweier Skandinavier (Björnson und Hedberg) treten. Außerdem sind nur Aufführungen von Classikern berücksichtigt: Schiller, Kleist, Shakspeare, Molière (Darsteller die königlichen Hofschauspieler und die Meininger). Den Beschluß machen die Referate über die zwei in Berlin als Gäste erschienenen italienischen Tragöden Ernesto Rossi und Tommaso Salvini.

Dies ist der specielle, sachliche Inhalt der „Blätter". Werthvoller ist wol ihr allgemeiner, raisonnirender Theil, zwei Artikel enthaltend, die ideell sich ergänzen, wenn sie auch gesondert geschrieben und so auch in die Sammlung hier aufgenommen wurden. Sie betiteln sich: „Ueber Bühnendichtung in Deutschland und in Frankreich", und: „Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart".

Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu: die französischen Bühnenautoren sind glücklicher in ihren Wirkungen auf das Publikum (auch auf ein fremdes) als die deutschen, einfach weil die Bedingungen, unter welchen der Franzose für die Bühne arbeitet, ganz andere und ungleich günstigere sind als diejenigen, die dem Deutschen auferlegt werden. Des traurige Thema kann in der That nicht oft genug discutirt werden. Lindau erörtert es ebenfalls, und ob mit Geschick und Sachkenntniß, mögen die Leser aus folgenden Citaten ermessen:

Ich will, ganz abgesehen von den unberechenbaren Vortheilen, welche schon die Concentration aller gesellschaftlichen und geistigen Interessen in Paris dem französischen Dramatiker darbietet, wie man da gleichsam mit der pariser Luft einathmet, was ganz Frankreich beschäftigt und bewegt, wie sich da mit den Stoffen auch der Beobachtung die prächtigsten Modelle von selbst darbieten, während der Geist der Decentralisation, der ganz Deutschland beherrscht, die deutschen Dramatiker über das ganze Land versprengt; dabei will ich von dem großen Dualismus der zwei Hauptstädte in Deutschland — Berlin, Hauptstadt des Deutschen Reichs, und Wien, das in geistiger Beziehung eine deutsche Hauptstadt geblieben ist — gar nicht sprechen. Alle französischen Dramatiker ohne Ausnahme leben in Paris. Bei uns lebt Freytag auf einem Dorfe bei Gotha, Geibel in Lübeck, Kruse hat das Trauerspiel, das ihm den Schillerpreis einbrachte, in Köln, Lindner sein Preisdrama in Rudolstadt gedichtet, G. von Moser lebt auf einem Gute bei Lauban u. s. w. . . . Hauptsache ist: die französischen Stücke sind theatralisch wirksamer, weil sie theatralisch geschickter, theatralisch richtiger sind. Woher kommt das? Wesentlich, vielleicht sogar ausschließlich daher, daß die Franzosen ihre Arbeiten für das Theater auf dem Theater selbst fertig stellen, während der deutsche Autor sein Drama in der Abgeschlossenheit des Arbeitszimmers, an seinem Pulte zu Ende bringen muß. Die deutschen Bühnendichter stehen der Bühne, für die sie dichten, in den meisten Fällen fern, wenn sie nicht zufällig, wie Laube, Dingelstedt, Putlitz, Theaterdirectoren sind, wenn ihnen nicht, wie Hebbel und Wilbrandt, welche Schauspielerinnen geheirathet, der günstige Zufall zu Hülfe kommt und sie auf den ständigen Verkehr mit den tüchtigsten darstellenden Künstlern hinweist. Gewöhnlich aber wissen sie und können sie von der Bühne nicht viel mehr wissen als irgendein einsichtsvoller, gebildeter Theaterfreund. Und doch ist die Bühne das Organ, das ihre Werke dem Publikum erst übermittelt, das Werkzeug, das ihnen so geläufig sein sollte wie dem Virtuosen sein Instrument. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die beiden größten Bühnendichter des Auslandes, Shakspeare und Molière, Theaterdirectoren und Schauspieler gewesen sind.

Das sind sehr wahre und durchaus keiner Uebertreibung sich schuldig machende Worte. Der deutsche Bühnendichter — selbstverständlich gibt es auch hier Ausnahmen — schreibt seine Stücke „wie er es sich denkt", und erst an dem entscheidenden Abend der ersten Aufführung vor dem Publikum erfährt er, ob er sich getäuscht oder ob er es getroffen hat. Für ihn ist jedes Stück mehr oder minder ein Lotteriespiel, bei dem er entweder einen Treffer oder eine Niete zieht. Hier ist z. B. auch von einer Pedanterie, einer philiströsen Hochmüthigkeit unserer Autoren zu sprechen: sie lehnen es ab, die Rollen den Schauspielern — wie sie sich minder geschmackvoll als plastisch-drastisch ausdrücken — auf den Leib zu schreiben. Die Localstückverfasser, die es thun, werden um deswillen verachtet und für Handwerker angesehen. Dagegen hält es auch der berühmteste französische Autor durchaus nicht unter der Würde, in den Blättern von sich schon im voraus verbreiten zu lassen, daß er ein neues Werk für Herrn X. oder Fräulein Y. vorbereite, daß er diesen den Entwurf mitgetheilt, daß er den Schauspielern dieses oder jenes bestimmten Theaters den Plan einer Novität vorgelesen oder ihnen Kenntniß vom ersten Acte gegeben habe u. dgl. So empfängt der französische Dichter schon während der Arbeit Anregungen mannichfacher Art, die nützlich sein können. Ist dann sein Stück in dem Zustande, wo der deutsche Autor es als fertig bezeichnet — d. h. aber doch nur so weit fertig, wie es am Pulte möglich ist —, so liest jener entweder selbst oder ein Schauspieler in seiner Gegenwart dem Director und den ausersehenen Darstellern das Werk vor. An diese Vorlesung knüpft sich natürlich eine Vorbesprechung, die ebenfalls sehr förderlich sein kann. Nachdem die Schauspieler ihre Rollen bekommen haben, beginnt die eigentliche Arbeit auf der Bühne. Nun hat der Dichter gewöhnlich zwei volle Monate Zeit, fast täglich so und so viele Stunden auf der Bühne zu arbeiten. Während dem deutschen Autor im günstigsten Falle sechs bis sieben Proben bewilligt werden, stehen dem französischen funfzig bis sechzig zur Verfügung. Lindau fährt hier weiter fort:

Nun kann das Stück auf der Bühne selbst und unter Zuratheziehung der erfahrenen Schauspieler umgemodelt werden; nun stellen sich bei diesem wirklichen Probiren Dinge heraus, die auf der Bühne ganz vortrefflich wirken und von denen der Autor am Pulte gar keine Ahnung hatte, keine Vorstellung. Kleine gefällige Zufälligkeiten lösen auf einmal Schwierigkeiten, mit denen sich der Dichter in seinem Arbeitszimmer wochenlang abgeplagt

hat. Es ist mir in Paris erzählt worden — ich kann allerdings die Authenticität der Geschichte nicht verbürgen —, daß Sardou z. B. in seiner „Dora" ursprünglich eine ganz andere Lösung hatte als die zuletzt definitiv von ihm angenommene. Die Verrätherin soll ursprünglich durch eine ganz complicirte und dabei nicht sehr wirksame Combination entlarvt worden sein; auf der Probe soll die Darstellerin ein sehr starkes Parfum gehabt, und das soll Sardou auf den Gedanken gebracht haben, daß die Entlarvung durch das Parfum herbeigeführt werden könnte, und so wäre es denn auch geschehen. Ob die Geschichte wahr ist oder nicht, sie ist sehr wohl denkbar. Ich lege darauf auch nicht größern Werth, aber die Hauptsache ist und bleibt, daß der französische Dichter Zeit und Gelegenheit hat, das Stück theatralisch auf der Bühne richtig zu stellen, und daß er bei dieser Arbeit auf die wirksame Unterstützung der Schauspieler rechnen darf, während dem deutschen Dichter sowol dieser Beistand wie die Zeit und die Mittel zur bühnengemäßen Fertigstellung seines Stücks fehlen.

Und darf man denn Hoffnung hegen, daß dies jemals sich ändern werde? Wir zweifeln, denn die ganzen Verhältnisse unserer Theater sind nicht danach angethan. In Paris, wo ein Stück, wenn es gefällt, ein Viertel-, ja Halbjahr hintereinander gegeben wird, ist während dieser Zeit die Bühne für das neue Stück am Tage verfügbar. Bei uns müssen jährlich so und so viel Neuigkeiten „heraus" und so und so viel classische Stücke neu einstudirt werden. Dadurch sind die Kräfte der Regie und der Schauspieler so in Anspruch genommen, daß eben nicht mehr Proben der einzelnen Novität bewilligt werden können als fünf, sechs, im günstigsten Falle sieben.

Die obigen Stellen sind dem ersten jener beiden hier erwähnten Lindau'schen Aufsätze entnommen. Der zweite, welcher den ersten ergänzt, führt vor allem den Gedanken weiter aus, daß, wenn das französische Theater der Neuzeit, wie von keinem Einsichtigen bestritten werden könne, erheblich über dem zeitgenössischen Theater in Deutschland steht, es diese Bevorzugung besonders der formalen Ueberlegenheit der französischen Dichter verdanke. Hier klingt, was bei Lindau nun folgt, ketzerisch genug; jedenfalls ist es vollkommen unberechtigt, die imposanten und großen Bühnenwirkungen eines „Wallenstein", einer „Maria Stuart", eines „Tell" zu leugnen, und beispiellos einseitig, das große historische Drama von der Bühne verbannen zu wollen; es ist der Standpunkt Iffland's und Kotzebue's:

Wir haben in den Dramen unserer Classiker — wenn wir sie lediglich als Bühnenstücke ins Auge fassen — nur sehr wenige Muster von absolut gültigem Werthe. Ja, eigentlich können nur „Emilia Galotti" und „Cabale und Liebe" den Anspruch auf formale Vollendung erheben. Die Schiller'schen Dramen aus der spätern Zeit, die als dramatische Dichtungen ja viel reifer, viel bedeutender sind als das bürgerliche Trauerspiel aus seinen Entwickelungsjahren, misachten die unerbittlichen Gebote der Bühne und müssen es sich, um überhaupt darstellbar zu sein, gefallen lassen, daß sie von jedem unwissenden Regisseur einer Winkelbühne zerstückt und wieder zusammengeleimt werden. Von den Goethe'schen Dramen ist kein einziges in Bezug auf die Form — ich spreche immer nur von der durch die Bühne bedingten Form — auch nur einigermaßen stichhaltig. . . Der deutsche Dramatiker, der von seinen Classikern etwas lernen will, ist in der traurigen Lage, nicht an die größten dramatischen Dichtungen seiner Nation sich anlehnen zu dürfen; er muß anknüpfen an eine der Jugenddichtungen Schiller's, an „Cabale und Liebe", und muß ignoriren alles, was der große Mann später geschrieben hat. Im Interesse des deutschen Theaters ist es nicht genug zu beklagen, daß Schiller nach seinen drei ersten genialen Bühnendichtungen die so hochgepriesene „Wandlung zum Idealen" durchgemacht hat. Hätte Schiller mit seinem mächtigen dramatischen Vermögen die Richtung weiter verfolgt, die er zuerst eingeschlagen, hätte er in der vollen Reife seines Genies für die Bühne so weiter geschrieben, wie er es in den „Räubern" und „Fiesco" indicirt hatte, namentlich in „Cabale und Liebe", frisch aus dem Leben heraus, für das Leben, unter strenger Beobachtung der starren Regeln, welche die Bühne verlangt — wo wären die heutigen Franzosen mit ihrer ganzen Technik geblieben? Wie weit würden wir sein! — und ach, wie weit sind wir!

Lindau stellt sich in diesem Aufsatze sodann noch die Aufgabe, die allgemeine Physiognomie des französischen Schauspiels und Theaters in der Gegenwart zu charakterisiren, indem er drei Koryphäen desselben charakterisirt: Augier, den jüngern Dumas und Sardou. Wir müssen es uns versagen, auf die Einzelheiten dieser wirklich sehr individuell gezeichneten Autorenporträts hier näher einzugehen, wollen aber allgemein noch die vier Punkte hervorheben, welche für Lindau die Vorzüge der französischen Bühnenzustände vor denen anderer Nationen bezeichnen: glückliches Erfassen wahrhaft dramatischer Motive, wie sie das scharf ausgeprägte Leben in Frankreich den Dichtern darbietet; die Kühnheit, mit welcher die letztern eingreifen in Verhältnisse, die uns alle menschlich am nächsten berühren, in die Familie; die Duldsamkeit, mit welcher das französische Publikum die Behandlung solcher Stoffe aufnimmt; endlich die große formale Vollendung, mit welcher die Franzosen diese Fragen für die Bühne zu gestalten wissen und dank den günstigen Bühnen-, Gesellschafts- und Lebensverhältnissen zu gestalten vermögen.

Wir haben hier bei den allgemein gehaltenen Excursen der Lindau'schen Sammlung verweilt; wir verzichten dagegen auf Anführung und Erörterung von Details aus den Besprechungen der einzelnen Stücke oder, was die Werke der Classiker anlangt, der Bühnendarstellungen, über welche sich das bezügliche Referat der „Gegenwart" verbreitete. Was sollte auch eine solche nachträgliche Kritik einer an sich auch schon nachträglichen Kritik; man denke nur, daß in der Sammlung ja bis zurück in das Jahr 1875 gegriffen wird. Daß Lindau überall anregt in seinen Berichten, aus deren jedem er ein kleines Feuilleton, eine amusante Plauderei macht, ist bekannt. Man wird durch die Lektüre dieser zwei Bände sozusagen im Spiel, im Flug hindurchgetragen von der gewandten, beweglichen Manier des Schreibers; nirgends gibt er dem Leser Anlaß zu einer Klage wie etwa: „Ich bin des trocknen Tons nun satt"; und wenn man das von zwei stattlichen Büchern behaupten kann, worin eine Kritik, die bloße, richtige „Kritik", der Theaterbericht, sich an die andere reiht in ununterbrochener Folge und ohne jede Unterbrechung oder Abwechselung, wenn man sie am Schluß aus der Hand legt, ohne sich gewissermaßen geistig

gerädert zu fühlen von der Einförmigkeit und Eintönigkeit des Ganzen, sondern vielmehr geweckt, erheitert von der behenden, quecksilbernen Auffassung und Darstellung des Autors — nun, so ist damit wol aller Erfolg, den er mit einer solchen Sammlung erstreben kann, erreicht.

Aus dem Deutsch-Französischen Kriege.

Erinnerungen eines Civilarztes an die französischen Kriegsgefangenen der Jahre 1870 und 1871. Von Ottomar Wachs. Leipzig, O. Wigand. Br. 8. 2 M.

Der Verfasser beabsichtigt in der kleinen Broschüre eine schlichte Wiedergabe der Eindrücke, welche sich ihm als dienstleistendem Hospitalarzt bei Behandlung der erkrankten französischen Kriegsgefangenen aufdrängten. Er ruft aus:

Unvergeßliche Tage des reichsten Schauens liegen aus jener Zeit hinter mir. War ich doch Zeuge von zahlreichen Scenen schweren Leids und Elends, die bald in allen ihren Phasen und Folgen der Beobachtung sich darboten, bald im Drange der Umstände mit stürmischer Eile an mir vorüberzogen. Zwischen diesen trüben Erlebnissen erscheinen jedoch ab und zu auch freundliche Bilder, ja, da sich oft dem Tragischen das Komische zugesellt, gebrach es selbst nicht an heitern und belustigenden Zwischenfällen. Wohl hätte ich mir Augen und Ohren zu vervielfältigen gewünscht, um nur alles und jedes, was mein Interesse erregte, dauernd in mich aufzunehmen.

Wir zweifeln keinen Augenblick an der Tiefe der Empfindungen des Verfassers; indessen pflegt das Selbsterlebte in der Regel einen ungleich größern Eindruck hervorzurufen, als ihn der Fernstehende nachzuempfinden vermag; überdies sind wir durch Mittheilungen dieser oder ähnlicher Art in der That stark übersättigt, sodaß sich die Lebhaftigkeit des ursprünglichen Interesses für dieselben bereits stark abgeschwächt hat. Der Verfasser berichtet zunächst unter der Rubrik: „Aphorismen über Krankheit und Krankenpflege", über einige eigenthümliche Krankheitserscheinungen, welche infolge der Anstrengungen und Strapazen des Feldzugs hervorgerufen waren, und begleitet dieselben mit seinen auf den gemachten Erfahrungen beruhenden Bemerkungen über Behandlung und Pflege der Kranken. Sodann auf einige ihm infolge bemerkenswerther Leiden oder wegen ihrer Originalität näherstehende Kranken übergehend, zeichnet er deren seltsame Schicksale und bespricht hierauf die Haltung der gefangenen französischen Offiziere, welche sich offenkundig in zwei sich ziemlich schroff gegenüberstehende Parteien scheiden. Er gedenkt hierbei auch der Ordenssucht der Franzosen, über die er sich eines leisen Spottes nicht zu enthalten vermag. Wir fürchten, aufrichtig gestanden, daß wir in dieser Beziehung unsere westlichen Nachbarn etwas zu streng beurtheilen, und daß bei uns im Grunde genommen dieselbe Sucht nach Orden und Auszeichnungen besteht wie bei ihnen, nur daß wir unserm Charakter gemäß dieselbe verbergen, während die Franzosen bei ihrem lebhaften Naturell offen damit hervortreten. Der Verfasser zeigt sich ja selbst „tief dankbar" für die ihm verliehenen „ehrenden Auszeichnungen" für seine, wie er sagt, „weit über Gebühr gewürdigte freiwillige Betheiligung an der Krankenpflege"! Wie kann man es da einem jungen, gänzlich unabhängigen, reichen Franzosen, wie ihn uns der Verfasser in der Person des Monsieur Emile schildert, verdenken, wenn er sich, bei seinem anerkannten französischen Patriotismus, an dem letzten Kriege, der zum Nationalkrieg geworden war, betheiligte und als Freiwilliger in die französische Armee eintrat, selbst wenn der Gedanke an eine „décoration" mit dabei im Hintergrunde stand. Welcher deutsche Krieger hätte denn das Eiserne Kreuz für sich nicht ersehnt?

Der Verfasser zeichnet dann im weitern Verlauf seiner Schrift den französischen Charakter, wie er sich ihm in seinem Umgange mit den Gefangenen darstellte, und berichtet dabei über manche provinzielle Eigenthümlichkeiten, die nicht ohne Interesse sind, zumal da, wo ihre Schilderung mit historischen Rückblicken verbunden ist.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein neues Lustspiel von Marie von Ernest: „Mit dem Strom", ist an mehrern Theatern, neuerdings auch am Carola-Theater in Leipzig, mit günstigem Erfolg in Scene gegangen. Das Lustspiel erweckt entschiedenes Interesse; denn es zeugt von einem frischen Talent, das sich oft noch etwas burschikos geberdet, aber die für Bühnenstücke unerlaßliche, in die Augen fallende Fractnrschrift zu schreiben versteht. Eine gewisse Plötzlichkeit der Wendungen wird freilich dabei nicht genug vermieden, aber doch die novellistische Blässe, welche viele unserer Salonlustspiele ankränkelt. Mit dem Strome, das heißt mit dem Strome der gesellschaftlichen Mode, welche bald die eine, bald die andere Ballkönigin auf den Schild hebt, schwimmt der Baron Plandt, der eigentliche Liebhaber im Stücke, der mit einer jähen Wendung von einer kaum wiedergefundenen ersten Liebe zu einer zweiten übergeht, welche mehr als jene en vogue ist. Sein Freund, der etwas kaustische Graf Bassendorf, versteht es aber, den Strom in ein anderes Bett zu lenken; er macht die bisher zurückgesetzte Schwester zur Modedame, indem er ihr schriftstellerisches Talent in Curs bringt. Baron Plandt kehrt zu

seiner ersten Liebe zurück, und der Graf heirathet die Schwester, die er von ihrem Uebermuth curirt hat. Wie gesagt, es wird in dem Lustspiel mit den Herzensaffairen etwas burschikos umgesprungen, aber die Begabung der Verfasserin ist unverkennbar; als Darstellerin weiß sie, was auf der Bühne von Wirkung ist; sie hat Sinn und Instinct für dasjenige, was man die dialektische Bewegung im Lustspiel nennen könnte: Satz und Gegensatz und Schlußaccord; und obschon ihr Salonton hier und dort etwas ungenirt ist, so flimmert's und funkelt's doch in der Conversation von geistigen Lichtern, und es ist keineswegs der in Kalauern sich bewegende Esprit, welcher das Scepter führt.

— Arthur Fitger's Trauerspiel „Die Hexe" hat am hamburger Stadttheater wie am berliner Nationaltheater nachhaltigen Erfolg davongetragen. Alle Directionen hatten das Stück bei seinem ersten Erscheinen unbeachtet gelassen; es ist schon 1876 im Druck erschienen (Oldenburg, Schulze) und damals an die Bühnen verschickt worden. Erst als der Lessing-Verein das Stück mit warmer Empfehlung der Direction des leipziger Stadttheaters einreichte, kam es zu erfolgreicher Aufführung. Man sieht, daß es trotz aller Preisausschreibungen noch manche ungehobene dramatische Schätze gibt: die Directionen geben zum großen Theil die an den ersten Bühnen bewährten Modestücke und ersparen sich die Mühe des eigenen Nachdenkens und Urtheilens.

— Ein neues Lustspiel von O. Walter: „Moderne Ideen", ist am breslauer Stadttheater zur Aufführung gekommen. Die Kritik findet die Führung der Handlung abgerissen und das Benehmen der Hauptheldeu wenig unsern socialen Gewohnheiten entsprechend. Vertreter der modernen Ideen sind ein zudringlicher Commis-voyageur, ein Virtuose, der in Wohlthätigkeitsconcerten auch sich selbst Benefize gibt, ein unvorsichtiger Speculant, eine musikalische Dilettantin, ein Student, der „umstudirt" und Bierbrauer wird. Diese modernen Ideen sind zum Theil von altem Datum.

— Am berliner Wallner-Theater wurde ein Schwank von Graf Ulrich Baudissin: „Am Marterpfahl", gegeben, dessen Held ein alter Münchhausen ist. Das Stück hat wenig angesprochen.

— August Klughardt's Oper „Iwein", deren Text Karl Niemann nach der gleichnamigen Dichtung Hartmann's von Aue gedichtet hat, behauptet sich mit Erfolg auf dem Repertoire des dessauer Hoftheaters. Die Oper ist übrigens schon früher in Neustrelitz gegeben worden.

Bibliographie.

Amicis, E. de, Spanien. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, Metzler. 8. 4 M.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. von Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 1ster Thl.: Von der Geburt Metternich's bis zum Wiener Congreß 1773—1815. 2 Bde. Mit dem Porträt des Staatskanzlers und 2 faesimilirten Beilagen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 M.

Baader, J., Die Fehde des Hanns Thomas von Absberg wider den schwäbischen Bund. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit 23 colorirten gleichzeitigen Ansichten der zerstörten Schlösser. München, Kellerer. 4. 5 M.

Beyschlag, W., Erinnerungen an Albrecht Wolters. Mit dem Bildniß des Verewigten und einer Auswahl seiner Gedichte. Zeitz, Strien. 8. 5 M. 50 Pf.

Biesendahl, C., Die Kaisertochter. Epos in 12 Gesängen. Leipzig, Foltz. 12. 2 M.

Börne und Treitschke. Offenes Sendschreiben über die Juden von Löb Baruch (Dr. Ludw. Börne) an den deutschen Reichstagsabgeordneten und Heidelberger Professor Dr. Heinr. Ghard. v. Treitschke. Berlin, Stein's literarisches Bureau. Gr. 8. 50 Pf.

Brociner, M., Aus zwei Zonen. Rumänische Kulturbilder und novellistische Skizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 3 M.

Bunge, R., Die letzte Stunde eines Dreiundneunzigers. Dramatische Scene. Köthen, Schettler's Verlag. 16. 50 Pf.

Busolt, G., Forschungen zur griechischen Geschichte. 1ster Thl. Breslau, Koebner. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Carducci, G., Ausgewählte Gedichte. Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von K. Hillebrand. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Coppée, F., Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von W. Grafen v. Baudissin. Mit Vorwort von P. Lindau. Breslau, Schottländer. 12. 2 M.

Dahn, F., Harald und Theano. Operndichtung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Dirckinck-Holmfeld, Freih. C., Erfahrungen aus dem Rechts- und Staatsleben, nach Aufzeichnungen. Herausgegeben von L. Schepeler. 1stes Hft. Copenhagen. 1879. Gr. 8. 1 M.

Droste-Hülshoff, Freiin Annette v., Briefe. 2te verm. Aufl. Münster, Russell's Verlag. 8. 4 M. 50 Pf.

Eidam, E., Nutzen und Schaden der niederen Pflanzenwelt. Ein Vortrag. Breslau, Priebatsch. Gr. 8. 60 Pf.

Engelhardt, Helene v., Wein-Album. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Ernst, G., Der Künstler auf dem Kriegspfad. München, Th. Ackermann. 12. 60 Pf.

Fischer, W., Atlantis. Ein Epos in 9 Gesängen. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Fournier, A., Gentz und Cobenzl. Geschichte der österreichischen Diplomatie in den Jahren 1801—1805. Nach neuen Quellen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 M.

Frauk, U., Waldgeheimniß. Ein sociales Märchen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 3 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 41ste Lfg. 2te Abth.: Geschichte des Kirchenstaates. Von M. Brosch. 1ster Bd.: Das 16. und 17. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Goll, J., Der Vertrag von Alt-Ranstädt. Oesterreich und Schwedeu 1706—1707. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Politik während des nordischeu Krieges. Prag, Grégr u. Dattel. 1879. Gr. 4. 3 M. 60 Pf.

Hausjakob, H., Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. Heidelberg, Weiß. 8. 3 M.

Harkavy, A., Studien und Mittheilungen aus der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. 1ster Thl.: Poetisches von Samuel Ha-Nagid, geuannt Ismail Ibu-Nagdilah, Vezir von Greuada (1027—1055). Nebst Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Leipzig, Voss. 1879. Gr. 8. 7 M.

Hyrtl, Auguste, Gedichte. 2tes Bdchn. Wien, Braumüller. 16. 4 M.

Köhler, H. (H. Kegel), Gegen den Strom. Gedichte. Leipzig, A. Krüger. 16. 3 M. 50 Pf.

Krebs, H., Kaiser Otto der Dritte. Nationales Trauerspiel. Breslau, Köhler. 8. 3 M.

Leo, W., Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschuug. Wien, Gottlieb. 8. 2 M.

Linke, O., Jesus Christus. Eine Dichtung. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 3 M.

Lipiuer, S., Buch der Freude. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Mayr, R., Voltaire-Studien. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 2 M.

Meyer, G. H. von, Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. Mit 47 Abbilduugen in Holzschnitt. (Interuationale wissenschaftliche Bibliothek, 42. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Nietzsche, F., Der Wanderer und sein Schatten. Zweiter und letzter Nachtrag zu der früher erschienenen Gedankensammlung „Menschliches, Allzumenschliches. Eiu Buch für freie Geister". Chemnitz, Schmeitzuer. Gr. 8. 6 M.

Polko, Elise, Miniaturen und Novellen. Breslau, Schottländer. 12. 3 M. 50 Pf.

Ressel, G. A., Läuterung. Gedichte. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 1 M. 20 Pf.

Scherner, C. A., Aus der Natur. Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder. Breslau, Gosohorsky. 12. 2 M. 40 Pf.

Silberstein, A., Strategie der Liebe. Studie. Leipzig, Eckstein. 8. 3 M.

Taubert, E., Der Goldschmied zu Bagdad. Ein morgenländisches Märchen. — Am Kochelsee. Ein Elegieen-Cyclus. — Die Cicaden. Eine Geschichte in Terzinen. Leipzig, A. Krüger. 8. 3 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1261—1264: Tatjana oder russische Beamte. Roman von Fürst J. Lubomirski. Deutsch von J. S. — Nr. 1265: Eine Ehe von heut. Schauspiel von A. Hackenthal. — Nr. 1266: Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Skizzen von Märzroth. 1stes Bdchn. — Nr. 1267: Die Sternschnuppe. Zeit- und Lebensbild von L. Nötel. — Nr. 1269: Der Freund des Fürsten. Lustspiel von E. Wichert. — Nr. 1270: Musiker-Biographien. 3ter Bd.: Haydn. Von L. Nohl. Leipzig, Ph. Reclam jun. à Nr. 20 Pf.

Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie, ihre Analyse und die Mittel zur Besserung der socialen Lage von einem practischen Bürger. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 5 M.

Uthagen, C. D., Holthäger Geschichten. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 2 M.

Wellmer, A., Aus dem Leben einer Verstorbenen. 2ter Bd. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 6 M.

Wernick, F., Städtebilder. Neue Folge. 2ter Bd. Leipzig, Schloemp. 8. 5 M.

Will, M. S., Zwei Novellen. Bern, Wyß. 8. 1 M.

Wolff, H., Logik und Sprachphilosophie. Eine Kritik des Verstandes. Berlin, Denicke. Gr. 8. 10 M.

Zacharias, O., Die Bevölkerungs-Frage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Hirschberg, Heilig. Gr. 8. 60 Pf.

Zadek, Julie, Gegen den Strom. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Anzeigen.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Soeben erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte poetische Werke

von

Ludwig August Frankl.

Erster Band: Lyrische Gedichte. Zweiter und dritter Band: Epische Gedichte.
60 Bogen. Octav. Elegant geheftet Fl. 5. —. = 9 M.
In drei eleganten Leinwandbänden Fl. 6. 50. = 11 M. 70 Pf.
In drei hochfeinen („Liebhaber"-) Halbfranzbänden Fl. 8. 50. = 15 M..30 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 6 Mark.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die culturgeschichtlichen Beiträge werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Wörterbuch

der italienischen und deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

der technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften, des Kriegs- und Seewesens, der Politik u. s. w.

Von

H. Michaelis.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, dessen erster Theil soeben ausgegeben wurde, kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils als die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Der zweite Theil befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Vierzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Johann van Oldenbarneveldt. (Haag. Landesverrath.) 1619. — Der Marchese Mantegazza. (Neapel. Rom. Florenz. Mailand. Bologna.) 1874—76. — Die schöne Buckelige von Neapel. (Mord.) 1875—77. — Die Giftmischerin Therese Zimmère. (Wien.) 1878. — Friedrich Eduard Fritze. (Berlin.) 1810—49.

Jeder der im vorliegenden Bande erzählten Criminalfälle nimmt ein eigenthümliches Interesse für sich in Anspruch, das hervorragendste aber der Wechselfälschungs-Proceß gegen den Marchese Giuseppe Mantegazza in Florenz, den Chargé d'Affaires des Königs Victor Emanuel bei Vermittelung von Geldgeschäften: eine cause célèbre, die in den höchsten Kreisen der Gesellschaft spielt und ein Stück modernen Lebens der großen Welt mit grellen Lichtern beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Herberge der Gerechtigkeit.

Roman von

Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 9 Mark.

Wie jeder neue Roman Schücking's, so bekundet auch der vorliegende wieder alle jene gewinnenden Eigenschaften, welche die Schriften dieses beliebten Erzählers für deutsche Familienkreise so empfehlenswerth machen. „Die Herberge der Gerechtigkeit" spielt in der Gegenwart; der Schauplatz wechselt zwischen Deutschland und Italien; in die spannende Handlung sind gedankenreiche Unterhaltungen über wichtige Cultur- und Lebensfragen verflochten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RES. BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 26. Februar 1880.

Inhalt: Metternich's Memoiren. — Aus fremden Landen. Von Robert Waldmüller. — Aus Afrikas Nord und Süd. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Metternich's Memoiren.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Erster Theil: Von der Geburt Metternich's bis zum Wiener Congreß 1773—1815. Zwei Bände. Mit dem Porträt des Staatskanzlers und zwei facsimilirten Beilagen. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 20 M.

Zwei Decennien nach dem Tode seines Vaters hat Fürst Richard Metternich mit der Publicirung der von demselben hinterlassenen Schriften begonnen, die der Verstorbene zum großen Theile, zur Veröffentlichung reif, im Hausarchiv der fürstlichen Familie niedergelegt hatte. Die bisjetzt vorliegenden zwei Bände bilden zusammen den ersten Theil und umfassen in zwei Büchern Text und einem dritten Buche Schriftensammlung die Periode von 1773 bis 1815. Der zweite Theil soll die Epoche vom Wiener Frieden bis 1848, der dritte die Ruhezeit bis 1859, der vierte allerlei Collectaneen enthalten und jeder Theil aus zwei oder mehr Bänden bestehen.

Das erste Buch bringt eine autobiographische Denkschrift, die aus drei Fragmenten zusammengesetzt ist. Den Anfang macht ein Mémoire, das der Staatskanzler noch im Vollbesitze der Macht 1844 aufsetzte: „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens". Dieses Mémoire, das mit dem Jahre 1810 plötzlich abbricht, erzählt in sechs Kapiteln Metternich's „Lehrjahre", seinen „Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst", die „Vorgänge auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin", seinen „Aufenthalt als Botschafter Oesterreichs am Hofe Napoleon's", die „Uebernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten" und seine besondere „Mission nach Paris" gelegentlich der Heirath Marie Luisens. Daran schließt sich als Fortsetzung ein aus dem Jahre 1852 stammender „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise während des Verlaufs meines Ministeriums von 1809—48", der jedoch hier nur bis zum zweiten Pariser Frieden abgedruckt wird. Ihm ist das siebente Kapitel „Vor und nach dem russischen Feldzuge" sowie das neunte „Anbruch der Friedensära" entnommen. Zwischen beide ist als achtes Kapitel ein im Jahre 1829 entstandenes Manuscript „Zur Geschichte der Allianzen" eingeschoben, das zwar, unvollendet geblieben, nur die Jahre 1813 und 1814 behandelt, für diesen Zeitraum aber so viel vollständiger war als der Leitfaden, daß die Herausgeber es dem betreffenden Abschnitt dieses letztern substituirten. Das zweite Buch bringt unter dem Titel „Galerie berühmter Zeitgenossen" die Porträts Napoleon's und Alexander's I. An das erstere schließt sich eine Reihe hochinteressanter Skizzen: „Die Krönung der Kaiserin Josephine", „Empfang der Diplomaten nach Napoleon's Rückkehr von Tilsit", „Der Hof in Fontainebleau", „Die napoleonische Aristokratie", „Napoleon auf dem verhängnißvollen Ballfeste beim Fürsten Schwarzenberg in Paris", „Die Flucht des Königs von Holland", „Die Madeleinenkirche", „Napoleon's Urtheil über Napoleon", „Napoleon's Familie", „Das Manuscript von Sanct-Helena". Das dritte Buch wird ganz von der Schriftensammlung angefüllt. Dem ersten Bande sind noch zwei Jugendarbeiten — ein feuriger „Aufruf an die Armee", den Tod Marie Antoinettens zu rächen, und ein Pamphlet „Ueber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung an den Grenzen Frankreichs" aus den Jahren 1793 und 1794 — sowie ein halbes hundert Briefe an seine Gemahlin vom Rastatter Congreß 1797 und 1798 beigegeben, wo er von dem westfälischen Grafencollegium mit Wahrung der Interessen desselben betraut war und sein Vater die Stelle eines kaiserlichen Plenipotentiaire bekleidete.

Der zweite Band enthält, geordnet nach den acht übrigen Kapiteln der Autobiographie, die Depeschen von 1801—15, d. h. seit Metternich's Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst bis zum definitiven Sturze Napoleon's.

Wir mußten diese Analyse voranschicken, weil zur Würdigung des Ganzen die Erwägung unentbehrlich ist, daß Metternich, der selber den Zeitraum von 1810—15 als den weitaus hervorragendsten in seinem Leben bezeichnet, die drei Aufsätze, die dessen Geschichte in fortlaufender Erzählung behandeln, erst 1829—52, also um zwei bis vier Jahrzehnte nach den Ereignissen niedergeschrieben hat. Das erklärt den häufigen grellen Widerspruch, worin die ebenso spannend wie fließend geschriebene Selbstbiographie — oft sogar in Betreff der einfachen Thatsachen, noch weit mehr aber in Bezug auf die leitenden Gesichtspunkte — mit den beigegebenen Documenten steht. Es gereicht den Herausgebern zur höchsten Ehre, daß sie trotzdem die Schriftstücke dem Publikum nicht vorenthalten haben, auch wenn dieselben den Werth der Autobiographie, insofern diese natürlich zugleich eine oratio pro domo sein sollte, wesentlich beeinträchtigen.

Ein paar Beispiele, die den Leser zugleich in medias res führen, mögen das erläutern. Dem greisen Staatskanzler gestaltete sich 1844 und 1852, d. h. als er 71 und 79 Jahre zählte, die Vergangenheit in seiner Erinnerung so, als habe er schon zur Zeit seiner pariser Botschaft das Ende des napoleonischen Strebens nach Universalherrschaft ganz klar vorausgesehen, und namentlich seitdem der russische Krieg seine Schatten vorauswarf, mit prophetischem Blick dessen Ausgang ermessen, um infolge davon mit ruhiger Entschlossenheit auf den Sturz des Corsen hinzuarbeiten. Aus den Documenten aber ergibt sich schnurstracks das Gegentheil. „Im Grunde fing erst hier mein öffentliches Leben an", schreibt der Fürst selber; und es läßt sich leicht nachweisen, wie der Imperator, als „das personificirte Product der Revolution", einen so gewaltigen Eindruck auf ihn ausübte, daß er von dem Moment an, wo er Napoleon im Juli 1806 in Saint-Cloud zuerst gegenübertrat, ein durchaus anderer ward, der — auch bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit einer österreichischen Erzherzogin — an gar nichts dachte, als die politischen Beziehungen zu Frankreich und ebenso die verwandtschaftliche Annäherung zur Vergrößerung der Monarchie auszubeuten. An der Schwelle der Achtziger und im Beginn der Siebziger mag ja der Verfasser der Autobiographie das alles in ganz gutem Glauben niedergeschrieben haben. Läßt sich aber ein platteres Démenti denken als das, welches der achtunddreißigjährige Minister dem Schriftsteller ertheilt, wenn er in seinem großen Vortrage vom 28. November 1811 an den Kaiser Franz, also hart vor der Entscheidungsstunde, wo es sich darum handelte, zu dem russischen Kriege Stellung zu nehmen, wörtlich sagt: „Preußen befindet sich in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen." ... Fürst Schwarzenberg, Metternich's Nachfolger auf dem pariser Botschafterposten, möge daher Napoleon die Mobilisirung eines Armeecorps in Galizien in Aussicht stellen, „wenn der französische Kaiser Oesterreich Aussichten auf Schlesien, die illyrischen Provinzen und die Inngrenze mit Inbegriff Salzburgs eröffnet"! Der Grundgedanke, daß Preußen unrettbar verloren sei und daß Franz I. rechtzeitig zusehen müsse, sich mit Hülfe seines Eidams einen ausgiebigen Antheil an der Beute zu sichern, zieht sich wie ein rother Faden durch fünf umfangreiche Documente vom Januar bis Ende 1810, durch den Hauptbericht über Metternich's pariser Mission von 1810 bei der Vermählung des Kaisers mit Marie Luise und durch vier lange Berichte des Ministers an Franz I. Ihren Abschluß findet diese Episode in der Depesche Schwarzenberg's vom 17. December 1811 über eine Audienz bei Napoleon, der sich — für ein Hülfscorps von 40—50000 Mann, wovon 6000 Reiter, mit 60 Geschützen — nicht abgeneigt zeigte, Oesterreich Serbien und die Donaufürstenthümer, Illyrien mit Triest im Compensationswege, vielleicht gegen Stücke Galiziens zu geben, der ferner eine Correctur der Grenze gegen Baiern und Schlesien verspricht, das Preußen „bei Begehung des geringsten Fehlers" ohne, sonst gegen Entschädigung verlieren solle. Wo bleibt hier der prophetische Blick; wo der Staatsmann, der am Sturze des Corsen arbeitet?

Aehnlich verhält es sich mit Metternich's Stellung zu dem Feldzuge von 1809. In der Autobiographie will er als Greis sich und den Lesern glauben machen, er sei vollkommen mit dem Project einer nationalen Volkserhebung einverstanden gewesen und mit jenen liberalen Reformen und Kriegsmanifesten, die ja auch Stein's Bewunderung erregten: „Graf Stadion bezeigte mir seine lebhafte Genugthuung, sich mit mir verständigen zu können"; nur über den Operationsplan und den Augenblick der Schilderhebung sei er anderer Meinung gewesen und habe leider recht behalten. In Wahrheit aber erfahren wir aus den Documenten, daß Metternich um jene Zeit schrieb: „Den Rüstungen zum Kriege ward ein Element eingefügt, welches die seit dem Unterliegen Preußens in Norddeutschland versuchte Erhebung des Volkssinns an die Hand gab. Wie illusorisch diese Hülfe war, hat die That bewiesen: daß seine Anrufung andererseits mit bleibender Gefahr verbunden sein werde, durchblickte das kaiserliche Cabinet nicht. An der Spitze des Unternehmens standen der Bruder des Ministers Stadion, Graf Philipp Stadion, Gesandter in München, Hormayr und einige andere, von den Ideen Stein's und Scharnhorst's eingenommene Persönlichkeiten. Mir gegenüber hüllte das Cabinet sich in Geheimniß; aber ich bestand im November 1808 auf meiner Einberufung aus Paris und trug nunmehr dem Kaiser meine Bedenken vor, wobei ich die Aussicht verwarf, die im nördlichen Deutschland in einigen Köpfen bezüglich einer Unterstützung durch den Volkssinn erwacht war." So dachte und schrieb Metternich in einer Epoche, wo es in den Armeebefehlen des Erzherzogs Karl hieß: „Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; euere Siege werden die Fesseln lösen, in denen euere deutschen Brüder der Erlösung harren"; wo die Tagesbefehle an die neuerrichteten Landwehrbataillone in kräftiger Sprache „den Haß

gegen alle fremden Tyrannen" verkündeten; wo die österreichischen Commandanten überall versicherten, im Namen der Freiheit für die höchsten sittlichen Güter der Menschheit die Waffen zu führen, und Deutsche wie Italiener aufforderten, Napoleon zu verlassen und sich den Fahnen Habsburgs anzuschließen, „le nommé Stein", von Madrid aus geächtet, in Oesterreich eine Zuflucht fand, wo „es eine Freude sei, die edeln und guten Gesinnungen zu sehen, mit denen ein braves Volk alles duldet und aufbietet, um sich vom Untergang zu retten". Gentz selbst eilte von Prag zu Stadion herbei, jubelnd: „eine neue Epoche bricht an": nur dem einen, Metternich, war die ganze Bewegung im höchsten Grade zuwider. Wenigstens aber sollen uns alle seine „nachgelassenen Papiere" nicht heute noch ein X für ein U machen!

Neben solchen Verschiebungen des Standpunktes kommen aber auch rein thatsächliche Widersprüche zwischen der Autobiographie und den Documenten vor. Ein bloßer Gedächtnißfehler ist es wol, wenn Metternich von Lavalette, den er 1797 in Rastatt kennen lernte, sagt, „ihm hätte im Gefängniß, wenn ihn nicht seine Frau befreite, ein Urtheil bevorgestanden, das ihn zum Schicksalsgenossen Ney's und Labedoyère's gemacht". Lavalette war von Geschworenen verurtheilt, als ihn seine Gattin befreite, während schon die Guillotine für ihn errichtet ward. Höchst charakteristisch dagegen ist der Contrast zwischen dem Doppelbericht in der Selbstbiographie und in den Documenten über die Audienz des diplomatischen Corps am Napoleonstage des 15. August 1808 in Saint-Cloud, als der Kaiser schon argwöhnte, daß Oesterreich seine Verlegenheiten in Spanien zur Einfädelung eines neuen Kriegs benutzen wolle. Der greise Historiker Metternich hatte hier das Bedürfniß, sich eine Pose für die Nachwelt einzustudiren:

Nach einigen Augenblicken ungewohnten Stillschweigens schritt Napoleon mit berechnetem Ernst auf mich zu. Er blieb zwei Schritte vor mir stehen und richtete mit lauter Stimme, in feierlichem Ton an mich die Frage: „Wohlan, Herr Botschafter, was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er, mich nach Wien zurückzurufen?" Diese Anrede brachte mich nicht aus der Fassung, ich antwortete gelassen und nicht minder erhobenen Tons. Unser Gespräch nahm, je länger es dauerte, von seiten Napoleon's immer mehr den Charakter einer öffentlichen Manifestation an, und Napoleon hob immer mehr seine Stimme, wie er es jedesmal zu thun pflegte, wenn er den doppelten Zweck verfolgte, den Angesprochenen einzuschüchtern und auf die Zuhörer eine Wirkung auszuüben. Ich änderte meinen Ton nicht und wies seine gehaltlosen Beweisgründe mit der Waffe der Ironie ab, sodaß der Kaiser, mitten in einem Satze abbrechend, sich umdrehte, ohne den Rundgang im Cercle gemacht zu haben. Dieser Auftritt hatte über eine halbe Stunde gedauert. Sobald Napoleon sich aus dem Saale entfernt, drängten sich alle meine Collegen um mich, mir Glück zu wünschen, daß ich, wie sie meinten, dem Kaiser eine Lection gegeben.'

So steht es in der Selbstbiographie. Damit vergleiche man nun im zweiten Bande die vier breiten Auszüge der Depeschen, die der Botschafter Metternich, zwei am 17. August über die große Audienz am Napoleonstage und zwei am 26. August über eine tags zuvor erhaltene Privataudienz, an den Minister Stadion gerichtet. Schlag auf Schlag dementirt der Staatsmann den Schriftsteller. Napoleon beendete seine erste Tour, wobei er mit Metternich wie mit dem russischen Grafen Tolstoy nur über Wetter, Gesundheit, Befinden u. s. w. sprach. Dann trat er wieder auf Tolstoy zu und plauderte mit diesem über den Feldzug in Finland. Der Botschafter selbst schreibt: „Alle diese Einzelheiten sind von Wichtigkeit." Darauf drehte der Kaiser sich zu Metternich um „mit einem Gesicht, das für gewöhnlich nicht auf den Losbruch eines Sturms deutete" und mit den Worten: „Nun also, Oesterreich rüstet tüchtig?" Kein Wort in dem langen Gespräch von jener Anrede im Stil des Jupiter tonans. Metternich betheuerte, es handle sich nur um die Ausführung organischer Maßregeln. Napoleon erwiderte, das stimme nicht zu der Ueberstürzung, womit man in Wien vorgehe und der öffentlichen Meinung einen Impuls gebe, der nachher sehr schwer aufzuhalten sein werde. „Ihr wollt also jemand auf den Leib rücken, oder ihr fürchtet jemand!" Nach einer ruhigen Besprechung der ganzen Lage resumirte Napoleon:

Der erste Krieg mit Oesterreich wird ein Krieg auf Tod und Leben sein; entweder müßt ihr nach Paris kommen, 'oder ich muß euere Monarchie erobern. Euere Rüstungen misfallen ebenso in Petersburg: wissen Sie, was das Ende vom Liede sein wird? Kaiser Alexander wird euch erklären lassen, es sei sein Wunsch, daß ihr die Rüstungen einstellt; ihr werdet es thun: und dann wird es nicht Oesterreich, sondern Rußland sein, dem ich die Aufrechthaltung der Ruhe in Europa zu danken glaube; ich werde euch dann nicht mehr bei der Regulirung so vieler Fragen, bei denen ihr interessirt seid, zulassen, sondern mich mit Rußland allein verständigen; ihr werdet nur das Nachsehen haben.

Und damit weder Metternich noch der drei Schritt entfernt stehende Botschafter des Sultans darüber im Zweifel blieben, daß diese Wendung eine Anspielung auf die Theilung der Türkei enthalte, fuhr der Kaiser fort:

Euer Gesandter in Konstantinopel thut alles, um die Zwietracht mit Frankreich zu schüren; wir wissen alles, die Türken sagen uns alles! Meint ihr, es durch euere Rüstungen zu erzwingen, daß wir euch seinerzeit bei unsern Arrangements Halbpart machen lassen? Da irrt ihr euch; niemals werde ich mir durch eine Macht in Waffen imponiren lassen, nie mit einem Staate verhandeln, der mit mir aufbegehren will!

Metternich fährt fort:

Diese Conversation, in der ich mit dem äußersten Freimuth und mit der größten Ruhe antwortete, dauerte fünf Viertelstunden. Der Kaiser erhob seine Stimme nicht einen einzigen Augenblick; weder im Tone noch in den Ausdrücken wich er von der wunderbarsten Mäßigung ab; es war als plauderten wir und machten einen politischen Cursus durch, der die unmittelbarsten Interessen zweier Großmächte umfaßte, der die geheimsten Absichten und Beziehungen dieser Mächte in Bezug auf ganz Europa für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klarstellte."

Ebenso platt wie der sensationelle Anfang fällt der dramatische Abschluß der Unterhaltung zu Boden:

Nachdem der Kaiser eine Reihe sehr richtiger Principien über die politischen Ziele, die Oesterreich verfolgen müsse, aufgestellt — erzählt die Depesche — fügte er hinzu: „Sie denken gleichfalls so?" Ich erwiderte lachend: „Ich denke nicht nur so, Sire,

sondern es kommt mir vor, als ob ich unsere Interessen mit dem österreichischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten discutire, so wahr ist, was Euere Majestät mir sagen; mit nichts hat unsere gegenwärtige Discussion weniger Aehnlichkeit als mit einem Dispnt zwischen zwei Mächten." Jetzt lachte der Kaiser seinerseits und brach ab: „Sie sehen ja auch, wie ruhig ich bin."

Das brüske Ende des Empfangs, die Glückwünsche der Collegen über die Lection, die er Napoleon ertheilt hätte: das alles hat nur in Metternich's Phantasie existirt, als er mit 71 Jahren die Scene beschrieb, die er 36 Jahre früher erlebt. Es ist das eine der nicht allzu seltenen Stellen in der Autobiographie, bei der ein Leser an der Hand der beigegebenen Schriftstücke den dem Fürsten geläufigen Vorwurf gegen irrthümliche Angaben der Historiker wider ihn selber kehren könnte: „und so wird Geschichte geschrieben!"

Die Depeschen über die Privataudienz, die Metternich zehn Tage darauf am 25. August bei Napoleon hatte, schildern die fünfviertelstündige Conversation „eher als einen Streit zwischen Liebenden, denn als eine Discussion zwischen einem Souverän und einem Botschafter"; finden sich auch hier keine thatsächlichen Widersprüche mit der Selbstbiographie, so wird doch das Piedestal vollständig umgestürzt, das Metternich sich gern errichten möchte, als habe er seit seinem ersten Zusammentreffen mit der „fleischgewordenen Revolution" den unvermeidlichen Sturz Napoleon's vorausgesehen und so eifrig wie consequent daran mitgearbeitet:

Länger als eine halbe Stunde — erzählt die Depesche — erging sich der Kaiser, nach den politischen Erörterungen, in Klagen über das geringe Maß von Entgegenkommen in den Beziehungen der beiden Höfe. Obwol er mich bat, von so nichtigen Dingen meinem Hofe gegenüber keine Erwähnung zu thun, beschwerte er sich darüber, daß der Kaiser und die Kaiserin in ihren Cereles den französischen Botschafter niemals nach Napoleon's Ergehen fragten. „Glauben Sie denn", sagte er, „wenn ich bei jedem Empfange derartige Erkundigungen bei Ihnen einhole, ich thue das, um zu erfahren, was ich weiß? Nein, es geschieht das des Publikums wegen, um diesem zu zeigen, daß von Souverän zu Souverän gute Beziehungen existiren. Da sehen Sie einmal, auf welchem ganz andern Fuße ich mit dem Kaiser Alexander stehe! Wir machen uns Geschenke: das bereichert uns nicht, aber knüpft die Bande fester. Ich hätte gern Ihrer Kaiserin ein Hochzeitsgeschenk gemacht (Franz hatte im Januar eine Prinzessin von Este als dritte Frau heimgeführt); aber sie hat noch niemals meinen Namen ausgesprochen. Glauben Sie denn nicht, daß diese Geschenke mir hier nützen? Nun, niemals eine Aufmerksamkeit Ihrerseits! Wir hier behandeln Sie besser als wir sollten, weil wir Ihnen wohlwollen: bei Ihnen niemals eine kleine Rücksicht für meinen Botschafter in Wien anders, als man sie auch den Gesandten Baierns oder Würtembergs erweisen muß; immer weniger Zuvorkommenheit als gegen einen russischen Botschafter. Sie haben gesehen, wie wir förmlich damit kokettirten, einen Ihrer Erzherzöge gut zu empfangen. Diese kleinen Dinge sind in letzter Instanz sehr große."

Die Depesche fährt dann fort:

Ich nahm die Sache von der spaßhaften Seite, obgleich sie, wenn nicht in ihrer speciellen Anwendung, so doch im Princip ein gutes Theil Wahrheit enthielt. Ich sagte dem Kaiser: wenn wir nur das geringste Entgegenkommen von seiner Seite gesehen hätten, wenn man bei uns nicht gefürchtet hätte, sich bloßzustellen, ohne eine Erwiderung zu finden, so würde man sich gar nichts Besseres gewünscht haben, als auf einen Fuß der Koketterie mit ihm zu gelangen, was doch jedenfalls angenehmer sei als die ewigen gereizten Erörterungen. „Ich stehe Ihnen gut dafür, Sire, daß man mich schnell genug beauftragen soll, Ihnen ein paar Vasen zu übergeben, wenn dieselben zur Befestigung der guten Beziehungen zwischen uns dienen können." Der Kaiser hob wieder an: „Und ich hatte Euch doch so schöne Gelegenheiten geboten! Ich hatte in Tilsit einen General empfangen, dem Kaiser Alexander eine Audienz abgeschlagen; Ihr habt niemals diesen Faden ergreifen wollen; man ist recht linkisch bei Euch! Ihr konntet damals Euch auf denselben Fuß der Vertraulichkeit setzen wie Rußland; Ihr habt es nicht gewollt, und doch wäre Euch das in Bezug auf Euere Finanzen vortrefflich bekommen." „Wollen Sie eine Allianz?" unterbrach Metternich den Imperator; „ich bin bereit, ein Abkommen über die Grundlagen zu treffen, und ich stehe Euere Majestät gut dafür, daß ich meinem Hofe ein schmeichelhafteres Ergebniß unserer Verhandlungen gar nicht melden könnte." „Für einen solchen Stand der Dinge sind Präliminarien nothwendig", entgegnete der Kaiser; „die Verträge sind da gar nichts, das Verhalten macht alles aus."

Wir können uns nicht versagen, zur Illustrirung der Verachtung, womit Napoleon alle, die mit ihm in Berührung kamen, auf dem Gipfel seiner Macht behandelte, die Schilderung der Audienz wiederzugeben, die das diplomatische Corps am 2. August 1807 nach der Rückkehr des Kaisers von Tilsit in Saint-Cloud hatte. Der Kaiser ging schweigend bei dem Cardinallegaten vorüber, sprach dann mit Metternich einige freundliche Worte über Familienangelegenheiten des österreichischen Hofs und trat vor den Prinzen von Masserano mit der Ansprache: „Ich höre, der König von Spanien ist unwohl; das wird ihn aber wol nicht hindern, wie gewöhnlich alle Tage zweimal auf die Jagd zu gehen." Darauf zum dänischen Gesandten: „Ihr habt also die Neutralität der Ostsee verletzen lassen; ich stellte als Princip auf, daß Ihr deren Hüter wäret!" Eine längere Antwort des Baron Dreyer schnitt er ab: „Ich hoffe, die Sache wird in diesem Augenblick schon geordnet sein." Dem Vertreter der Vereinigten Staaten, General Armstrong, der nur englisch sprach und verstand, warf Napoleon im Vorbeigehen die Frage hin: „Nun, haben Sie endlich Französisch gelernt?" Seine Ansprache an den portugiesischen Gesandten schloß er: „So geht es nicht weiter, wir müssen Krieg oder Frieden haben!" Zum Schluß richtete er an den Nuntius folgenden Ausfall in italienischer Sprache: „Ihr da in Rom seid schlechte Christen; funfzehn Bischofssitze laßt Ihr unbesetzt. Und was ist das für ein Einfall, daß die Bischöfe des Königreichs Italien nach Rom gehen sollen, ihre Investitur nachzusuchen! Schon Kaiser Joseph hat sich dem widersetzt; wie könnt Ihr Euch einbilden, ich würde heute darein willigen! Hätte Jesus Christus die Wallfahrt nach Rom eingesetzt, wie Mohammed die nach Mekka, so würde alle Welt dahin pilgern: aber wo steht das geschrieben? Und warum verlangt Ihr vom Erzbischof von Mailand, was Ihr weder dem von Paris noch dem von Wien vorschreibt?" Der Nuntius wollte einfallen. „Der Heilige Vater", schnitt

ihm Napoleon das Wort ab, „ist ein braver Mann, aber seine ganze Umgebung besteht aus kopflosen Menschen. Gut, so mag er sich aller Souveränetät entäußern und sich blos auf seine geistliche Gewalt beschränken wie der heilige Petrus: dann kann man gestatten, daß die Bischöfe nach Rom reisen; aber nie werde ich erlauben, daß meine Unterthanen einem fremden Fürsten Eid und Huldigung leisten gehen." Wieder wollte der Nuntius den Mund aufthun; wieder unterbrach ihn der Kaiser: „In allem, was ihr da treibt, ist kein Menschenverstand", und immer heftiger werdend, schloß Napoleon mit den Worten: „Gut denn, Ihr werdet mich noch zwingen, Ordnung bei Euch zu schaffen; dann werde ich Euch aber so pressen, daß Ihr den Bettelsack umhängen müßt." Damit machte er dem Cercle seinen Abschiedsgruß, und das diplomatische Corps entfernte sich um so verblüffter, als man sich vor der Audienz einander zugeraunt hatte, Napoleon sei guter Laune und man werde keinen Ausfällen ausgesetzt sein.

Noch ein Thema möchten wir anschlagen: dem seit dem Sturze des Staatskanzlers viel verbreiteten Humbug, als sei er in seinen politischen Principien gar nicht so unbedingt zopfig, reformfeindlich, jedem frischern Luftzuge antipathisch gewesen, sondern habe sich nur bei jedem Anlauf in dieser Richtung durch einen höhern Willen absolut gehemmt gesehen: diesem Humbug bereiten die Memoiren ein jähes und wohlverdientes Ende. Wir haben bereits angeführt, wie er bei dem Feldzuge von 1809 jeden Appell an den Volksgeist unbedingt verwarf, verhöhnte, denuncirte. Genau in derselben versumpften Cabinetsdiplomatie finden wir ihn auch gelegentlich des russischen und des Befreiungskriegs bis über die Ohren stecken; nicht nur während der Zeit selber, sondern auch als er 1829, dann 1844 und 1852 die drei Fragmente seiner Autobiographie niederschrieb. Es ist geradezu monströs, wie man so mitten in den Ereignissen stehen und doch von den eigentlich treibenden Factoren so durchaus keine Ahnung haben, bezüglich des Kerns der ganzen Bewegung mit so vollständiger Blindheit geschlagen sein konnte. Hätte es nicht gar so traurige Folgen für die deutsche Nation nach sich gezogen, es wäre komisch, wie der große Staatsmann, dessen Blick bei aller Feinheit und Schärfe doch niemals über den Kreis der goldbrokatenen Diplomatenfräcke hinausgereicht, mit vornehmem Achselzucken auf Männer hinabsieht, die ihm mit vollem Recht zurufen könnten: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht uns!" Noch drei und vier Jahrzehnte später, auf dem Gipfel der Macht und als verflossene Größe in seinem Palais am Rennwege, ist er in seine Doctrinen dermaßen verrannt, daß, während er sich naserümpfend über die „Idealisten" ganz à la Napoleon lustig macht, gerade auf ihn des Dichters Wort volle Anwendung erhält:

Ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

In diesem Punkte stimmen Autobiographie und Documente, die sonst einander oft und hart genug verklagen, vortrefflich zusammen. Genau so engherzig und engbrüstig wie der Staatsmann von 1809 und 1813 den Heldenthaten seines Volks gegenüberstand, bei denen Brust und Lungen der ganzen Menschheit sich ordentlich erweiterten, ihr Puls schneller schlug, schrieb und regierte der Kanzler 1829 und 1844, hätte er auch 1852 noch fort amtirt, wenn der Weltgeist nicht mittlerweile Gelegenheit gefunden, sich ihm, nicht zwar verständlich, aber durch den Märzsturm, der ihn von seinem Posten wegblies, fühlbar zu machen. Nichts Wunderlicheres gibt es, als wenn derselbe Mann, der sich als das treibende Agens bei dem Sturze des Corsen drapirt, den Mächten, denen Napoleon in That und Wahrheit unterlag, so fremd gegenübersteht wie Kaiser Franz, als er 1809 den wegen seiner patriotischen Lieder aus Hoflager flüchtenden Dichter Castelli mit strengem Blick fragte, wer ihn denn „geschafft" habe, solche Gedichte zu machen? So ist denn namentlich Stein, den noch Gentz zur Zeit des Wiener Congresses als „le véritable perturbateur du repos public de l'Allemagne et de l'Europe" nennt, Metternich's bête noire. Stein ist der „leidenschaftliche Politiker", der mit seinem ungestümen Drängen bei dem Herannahen des russischen Feldzugs „die dem kaiserlichen Cabinet stets vorschwebenden Betrachtungen" nicht zu würdigen weiß — wir haben gesehen, wie Metternich's „Betrachtungen" in dem Streben gipfelten, Preußen Schlesien abzujagen! Die volle Schale seines Ingrimms aber entleert Metternich über das Haupt des Mannes, der als echter Patriot wirklich in Berlin, in Prag, in Petersburg am Sturze des Imperators gearbeitet, ohne weder die Ungnade seines Königs noch die Acht Napoleon's zu scheuen, als Alexander denselben gleich nach der leipziger Schlacht an die Spitze der Commission zur Verwaltung der zurückzuerobernden deutschen Länder berief. Noch nach fast 40 Jahren schrieb der Exkanzler 1852 darüber wie in zitternder Erregung:

Der revolutionäre Geist, der 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen, wurde 1812 und 1813 durch Baron Stein, General Gneisenau und andere preußische und deutsche Flüchtlinge in den Rath des Kaisers von Rußland übertragen. Man brauchte nur einige russische Proclamationen aus dem Feldzuge von 1812 zu lesen, um darüber keinem Zweifel Raum zu geben. Der gleiche Geist beherrschte die Verhandlungen zwischen Rußland und Preußen in Kalisch und erschwerte wesentlich das Werk der politischen Restauration in Europa. Da mir viele Verkehrtheiten des Geistes des Baron Stein von lange her bekannt waren, so legte ich gegen seine Wahl die entschiedenste Verwahrung ein.

Hatten doch Stein und die „mit ihm verbundenen preußischen Particularisten oder abstracten Deutschthümler", wie Metternich an anderer Stelle klagt, in Berlin wie in Wien alle Hebel angesetzt, um Preußen und Oesterreich gleich von vornherein als Alliirte Rußlands zu engagiren:

Kaiser Franz — fährt der Fürst in seiner Erzählung fort — unterstützte persönlich meine Bemühungen; sie blieben fruchtlos: es blieb nichts übrig als nachzugeben. Aber ich constatirte Kaiser

Alexander gegenüber meine Voraussicht der bedauerlichen Folgen, welche für die künftige Gestaltung Deutschlands der Einfluß eines Mannes haben mußte, der selbst unter der unmittelbaren Einwirkung der revolutionären Partei stand. Die Folge hat bewiesen, daß meine Voraussicht nur zu begründet war. Die Administration Stein's hat der Faction als Stütze und Hebel gedient, und ihrem unmittelbaren Einflusse ist großentheils der revolutionäre Aufschwung zuzuschreiben, den der öffentliche Geist in Deutschland in den folgenden Jahren genommen. Diese Administration war aus den damaligen Häuptern der Volkspartei gebildet, und sie ist es, welche die Revolution organisirte, die ohne die spätern Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eigenen Rettung und zu der ihrer Völker unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre. Es genügt, zur Ausschließung jedes Zweifels auf die Jahn, Arndt und viele andere hinzuweisen.

Der Kaiser von Rußland, wie es wenige Seiten später bei den Vorbereitungen zum Rheinübergange heißt, „in revolutionären Ideen befangen und berathen von Männern wie Laharpe, Stein, Jomini, trug sich mit Planen, welche die Welt ins Verderben geführt hätten". Kann es eine asthmatischere Auffassung der großartigsten Verhältnisse geben? Zeigt sich in dieser beispiellosen Kurzathmigkeit nicht der Metternich der karlsbader Beschlüsse wie er leibt und lebt? Mag man nun die Zeit jener Begebenheiten, das Jahr 1813, oder das Jahr 1829, in dem obige Urtheile niedergeschrieben wurden, ins Auge fassen: diese reactionären Gemeinplätze in so wichtigen Lebensfragen erinnern mehr an einen reactionären Heulmeier als einen wirklichen Staatsmann! Wahrhaftig, es gehört etwas dazu, in Stein einen rothen Jakobiner zu erblicken; und derselbe Diplomat, der die Welt und die Menschen durch so künstlich gefärbte Brillengläser betrachtet, möchte sich als den Realpolitiker par excellence aufspielen! Ein Metternich wagt es, 1833 nach Stein's Tode in einem Briefe an Gagern dem großen Todten ein Gefühl achtungsvollen Mitleids als einem unreifen Idealisten zu weihen, der sich willen- und steuerlos von den Ereignissen habe hin- und herwerfen lassen. Der Kanzler hat mit dem Verstorbenen, dessen „ausgezeichnete Gaben des Geistes und Herzens" er wie nur irgendjemand „ehrt", blos in Geschäftsverbindungen gestanden:

Hier hatten wir allerdings Mühe, uns zu vereinigen; denn dort, wo die Zwecke, die wir verfolgten, nicht in Widerspruch standen, war dies häufig der Fall bei der Wahl der Mittel.... Stein gehörte zu der Zahl von Menschen, welche das englische Wort „impressionable" sehr gut bezeichnet.... Es ist ihm ergangen, wie es in dem Schicksale sehr beweglicher Gemüther liegt; sie überlassen sich leicht und selbst in den wichtigsten Fällen dem Einfluß lediglicher Inspirationen, und für sie wird sonach oft der Schein zur Wahrheit, bis die Gewalt der Dinge mit schwerer Hand den Knoten löst.

Stein das schwanke Rohr, auf das die Eiche Metternich vornehm mitleidsvoll hinabblickt! Noch 1852 konnte Metternich es über sich bringen, bezüglich Stein's und der deutschen Frage auf dem Wiener Congreß — in dem dritten des zur Autobiographie benutzten Mémoire, dem „Leitfaden" — die Stellen niederzuschreiben:

Am 18. Juli 1814 traf ich aus Paris und London wieder in Wien ein; der moralische Eindruck, den mir die Stimmung des Reichs machte, war kein erhebender.... Der sich stets durch Nüchternheit auszeichnende Sinn der Völker Oesterreichs hatte in der Verbindung einer Tochter des Kaisers Franz mit Napoleon ein Unterpfand des Friedens zu finden geglaubt und sich nur mit Mühe in die neuen Kriegsgeschicke gefügt. Das wahre Ende dieser Geschicke hatte in den Augen der Bevölkerungen keinen andern Werth als den einer zweiten, nur in ihrer Ausstattung veränderten Auflage des frühern Friedenswerks. Welchen durchgreifenden Unterschied bot hierin nicht die Lage Preußens im Vergleich mit jener Oesterreichs dar! Phantasten allein konnten die Lage beider einander gleichstellen, und zu den Phantasten habe ich nie gehört. Das Gebiet, auf welchem Männern dieses Schlags bei dem Beginn des Congresses das weiteste Feld offen stand, war das deutsche.... Im nördlichen Deutschland und in den Rheinbundsgebieten waren seit 1806 Aspirationen aufgetaucht, welche theils in ausgesprochener demokratischer Richtung sich bewegten, theils nur durch die Benennung „deutschthümelnder Gelüste" bezeichnet werden konnten. In dem Kampfe, der sich entspann, spielte die aristokratisch-demokratische Richtung im Geiste des Freiherrn von Stein eine eigene und hervorragende Rolle. Unter allen Parteien war wol diese am meisten gespalten und uneins in Betreff des Ziels sowol als der Mittel. Auf Parteieingebungen nahm ich keine andere Rücksicht, als mir deren Vorhandensein gegenwärtig zu halten und mit verdoppelter Kraft unserm eigenen Gange die Richtung zu bewahren.

Man denke, Stein „ein Phantast"! und „deutschthümelnde Gelüste" die edeln Bestrebungen jener Patrioten, die allerdings meinten, der Sturz Napoleon's müsse ganz andere Consequenzen nach sich ziehen als eine nur in der Ausstattung veränderte zweite Auflage der frühern Friedensschlüsse mit Frankreich! „Zur Schätzung des Werths der Congreßverhandlungen" genügt der Metternich'schen Suffisance noch 1852 die Betrachtung, „daß aus ihnen die Grundlagen des jetzt ins achtunddreißigste Jahr reichenden politischen Friedens hervorgegangen sind, und daß die wesentlichsten Aussprüche desselben nicht nur den Stürmen, die sich in der Zwischenzeit erhoben, Trotz zu bieten, sondern selbst die Umwälzungen des Jahres 1848 zu überleben vermochten".

Nein, darüber sind schon heute die Acten geschlossen: wie immer es mit der Allmacht Metternich's in Bezug auf die innere Politik bestellt gewesen sein mag, gewonnen hätte diese auch nicht das geringste dadurch, wenn jene Allmacht wirklich existirte. Metternich allerdings verwies sie stets ins Bereich der Fabel: „J'ai gouverné quelquefois l'Europe, mais l'Autriche jamais", sagte er 1848 in London zu Guizot. Und später pflegte er seinen Getreuen in Wien, die ihn noch in seinem Palais am Rennwege besuchten, eine köstliche Geschichte zu erzählen, wie ihn Kaiser Franz eines schönen Tags nach Schönbrunn herausgesprengt und ihn dort also angesprochen habe: „Schaun's, lieber Metternich, daß der Glockenzug da abgerissen ist, ist mir sehr ärgerlich; und weil Sie doch gar so mächtig sind und es bekannt ist, daß ich der ohnmächtigste Mann in meinen Staaten bin, so thät' ich Sie recht schön bitten, lassen's die Geschichte in Ordnung bringen!" Wie der liebenswürdige Causeur Ranzoni neulich in der

„Neuen Freien Presse" aus eigener Erfahrung erzählte, schloß der Exkanzler diese Illustration seiner Allmacht dann: „Was blieb mir übrig, als zerknirscht mit meinem devotesten Bückling zu erwidern: «Gewiß, Majestät» und mich zu entfernen." Sicherlich wäre Metternich beim Kaiser Franz auf den entschlossensten Widerstand gestoßen, wenn er sich nicht in Betreff des Systems geistestödtender Reaction so durchaus im vollsten Einklange befunden hätte; allein es war eben von einem solchen Gegensatz gar keine Rede: der Monarch und sein Minister waren, vor allem andern in diesem Punkte, Ein Herz und Eine Seele!

Ganz in seiner Rolle und seinem Charakter getreu finden wir daher auch Metternich schon in Paris, als ihm Anfang December 1807 Napoleon fragend bemerkte, hoffentlich sei es nicht wahr, was die Zeitungen von seiner bevorstehenden Abberufung meldeten? und dann, auf die verneinende Antwort des Botschafters, hinzufügte: „Diese Teufelskerle von Journalisten bilden rein einen Staat im Staate!" Als Metternich lächelnd zustimmte und meinte, es müsse in der That schwer sein, unter diesen Leuten Zucht und Ordnung zu halten, sagte der Kaiser: „Viel ärger! sie versuchen oft genug, mir selber das Gesetz zu dictiren!" Diese Herzensergießung zwischen zwei Machthabern dieses Schlags und Kalibers mag ja dann wol den Journalismus zu der tröstlichen Hoffnung berechtigen, daß er überhaupt nicht umzubringen ist und allen modernsten Experimenten in dieser Richtung gleichmüthig ein „jam alios ego vidi ventos" entgegensetzen kann.

Aus fremden Landen.

1. Olivier. Novelle in Versen von François Coppée. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen von Baudissin. Mit Vorwort von P. Lindau. Breslau, Schottländer. 1879. 12. 2 M.
2. Maud. Gedicht von Alfred Tennyson. Deutsch von F. W. Weber. Paderborn, Schöningh. 1874. 8. 1 M.

Hin und wieder habe ich der Versuchung nachgegeben, in d. Bl. Uebersetzungen zu besprechen; doch erfordert eine gerechte Würdigung derartiger Arbeiten so sehr viel mehr Raum, als im allgemeinen dafür verfügbar ist, und so sehr viel mehr Muße, als dem zweifelhaften Nutzen einer solchen auf den Grund gehenden Untersuchung zugestanden werden kann, daß ich bei der heutigen Veranlassung nur einige von den allgemeinen Bemerkungen vorausschicken will. Und zwar möchte ich diejenigen, welche die Kunst des Uebersetzens wirklich als eine solche betrachten, sei es daß sie dieselbe üben, sei es daß sie als Leser von Uebersetzungen gewisse Ansprüche ästhetischer Art in erster Reihe mit geltend machen, daran erinnern — was heute kaum noch beachtet wird —, daß über diese Kunst eine große und ungemein lehrreiche Literatur existirt, durch deren übersichtliche Zusammenstellung ein geschmackvoller Bibliograph sich hohes Verdienst erwerben könnte. Denn so wie es heute damit steht, daß nämlich die allseitigen Sprach- und Versificationskenntnisse das Uebersetzen zu einer fast allgemeinen Fertigkeit gemacht haben, die, gestützt auf die gediegensten Wörterbücher, kaum noch für etwas an sich Schwieriges gilt — so stand es nicht immer. Als noch wenig Bücher übersetzt waren und also das Ummodeln einer schon vorhandenen fremden Uebersetzung nur in seltenen Fällen vorkam — heute ist solches Um- und Ueberarbeiten die herkömmliche Methode —, da widmeten selbst productive Dichter Jahre ihrer besten Schaffenskraft literarischen Aufgaben dieser Art, und vor allem in England, dessen Literatur vor der unserigen ja einen so mächtigen Vorsprung gehabt hat, gab man sich Mühe, für die Kunst des Uebersetzens maßgebende Gesetze ausfindig zu machen, aber auch über die Begründung derselben in ausführlicher Weise Rechenschaft zu geben. Es ist zu beklagen, daß die Form der Widmung an hochgestellte Gönner sich naturgemäß überleben mußte; denn so viel an derselben auch auszusetzen war, es hat sich doch keine andere Form finden lassen, die ohne alle Trockenheit ihrem Gegenstand so vollständig gerecht wurde, wie dies z. B. von der an den Marquis von Normanby gerichteten Dedication gesagt werden darf, mit welcher John Dryden seine Uebersetzung der „Aeneis" dem bewährten Literaturkenner übereignete. In der Johnson'schen Ausgabe umfaßt diese Abhandlung 103 enggedruckte Seiten. Eine jede Vorrede solchen Umfangs, die ein heutiger Uebersetzer dem Publikum zu bieten wagte, würde sein ganzes Unternehmen verurtheilen. Anders damals. Auch schämt sich Dryden nicht, zu bekennen, daß er Ursache gehabt hätte, noch längere Zeit, als er der Uebersetzung schon widmete, für diese seine Aufgabe zu erübrigen. „Virgil", sagt er, „verwandte auf seine «Aeneis» 11 Jahre und hielt seine Arbeit dennoch für nicht vollendet. Ernstlich erwogen hätten meiner dreijährigen Uebersetzung weitere vier Jahre der Ueberarbeitung folgen sollen, damit das Fehlerhafte meiner Arbeit berichtigt und das Ganze in eine erträglichere Verfassung gebracht werden könnte; denn will man von seinen Werken überlebt werden, so kann man den Ansprüchen seiner Leser nicht in zu achtungsvoller Weise Rechnung tragen." Er vergleicht dann die Undankbarkeit der Uebersetzungsarbeit mit dem Arbeiten im fremden Weinberge: „Wir binden die Reben auf, aber der Wein gehört einem andern. Ist der Boden schlecht, da läßt man es uns sicher entgelten; ist er fruchtbar und erfreut der Ertrag, da dankt man es nicht uns — wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan. Schlimmer noch: oft müssen wir den Wohlklang unserer Verse opfern, um ganz und lediglich dem Sinn des Autors gerecht zu werden." Und dann der Nachtheil,

in dem die eine Sprache, welche von Consonanten strotzt, gegen die andere sich befindet, die ganz Vocal ist! Wie läßt, fragt er beispielsweise, sich der Wohllaut der zwei Worte: mollis amaracus wiedergeben? Daß Venus Cupido auf „Majoran" bettet, klingt schier dörflich. „Rosen und Lilien" nur wögen jenen edeln Wohlklang auf.

Ueber das vielumstrittene Thema: wie weit darf sich der Uebersetzer von dem Versmaße und dem Buchstaben des Originals entfernen, spricht sich Dryden an mehr als einer Stelle aus, und zwar, wie es bei seiner hohen dichterischen Begabung nicht anders zu erwarten ist, zu Gunsten der größten Freiheit des Uebersetzers. „Ich habe längst herausgefunden, daß wörtliches Uebersetzen nicht den Beifall der berufensten Richter findet", sagt er. Und im Einklang mit dem Grundsatz, den er in seiner Vorrede zum Ovid aussprach: es gelte, den Sinn wiederzugeben, nicht den wörtlichen Ausdruck uud nicht das vielleicht unnachahmliche Metrum, denn auf einem Seile mit gefesselten Füßen zu tanzen, sei zwar wol ausführbar, entbehre aber jedenfalls der Anmuth — im Einklang hiermit sagt er in Betreff des Reims: „Was der Reim an süßem Reiz hinzufügt, wiegt die durch ihn herbeigeführte Einbuße an Treue reichlich auf. Denn wenn einem Bogenschützen ein Ziel in sehr großer Entfernung gesteckt ist, da mag er noch so gut zielen, der kleinste Windhauch genügt, um seinen Pfeil abzulenken."

So viel über diesen, namentlich bei den Molière-Uebersetzungen immer wieder neu berührten Gegenstand, über welchen ein Urtheil ohne ausführliche Begründung abzugeben nur wenigen zustehen dürfte; der sich auch, wie schon erwähnt, nicht wol anders als mit dem Rüstzeug zahlreicher Belegstellen in ein klares Licht stellen läßt; und auf dessen früher bei passendem Anlaß mit größerer Gründlichkeit schon vielfach beleuchtete innere Gesetze hier nur hingewiesen werden sollte.

Die von Paul Lindau geschriebene Vorrede zu Coppée's „Olivier" (Nr. 1) ist im wesentlichen ein Abdruck des bald nach Graf Wolf Baudissin's Tode in der „Gegenwart" erschienenen Artikels, worin der hohen Bedeutung Baudissin's namentlich als Uebersetzer Shakspeare's und Molière's warme Anerkennung gezollt wurde. In der That, Begabung und Hingebung für Aufgaben dieser Art vereinigten sich in Graf Baudissin in einem Grade, wie dies nur höchst selten vorkommt, namentlich selten in Lebensstellungen, welche gesellschaftliche Pflichten zerstreuender Art in Fülle mit sich zu bringen pflegen. Die Beispiele, welche Lindau aus Baudissin's Shakspeare-Uebersetzung citirt und mit den Parallelstellen aus der neuen, durch die Shakspeare-Gesellschaft veranlaßten Uebersetzung vergleichend anführt, konnten zu Gunsten der erstern noch sehr vermehrt werden; doch erfüllte jene kleine höchst charakteristische Auswahl in genügendem Maße ihren Zweck. Es bleibt ein Räthsel, warum man den fortwährend, ja bis kurz vor seinem Tode noch als verdienstvollster und sachkundigster Uebersetzer thätig gewesenen Mitarbeiter Tieck's nicht wenigstens einlud, die beabsichtigte neue Shakspeare-Ausgabe durch eine Ueberarbeitung derjenigen Partien seines Werks zu fördern, die im Laufe der Zeit durch die Shakspeare-Forschung überholt worden waren. Rüstig wie er bis zum letzten Athemzuge gewesen ist, hätte er ohne allen Zweifel mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, seine Arbeit mit dem vorgeschrittenen Stande der Shakspeare-Forschung in Einklang zu bringen, gerade so gut wie dies mit den entsprechenden Stellen in dem übrigen Theile der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung geschehen mußte. Doch wie schon bei Lebzeiten des verdienstvollen Mannes diese ganze unerfreuliche Angelegenheit ihren Weg gegangen ist, ohne daß die Presse glücklicherweise Muße gefunden hat, davon anders als oberflächlich Notiz zu nehmen, so mögen seine Manen auch ferner mit einer Controverse verschont bleiben, bei welcher nichts herauskommen kann; bedarf es doch nicht großen Scharfsinns, um zu unterscheiden zwischen dem Verdienst eines ersten Pfadfinders und dem Verdienst der auf gebahntem Wege ihm mit kleinen Nachhülfen Folgenden.

Das Coppée'sche Gedicht „Olivier", die letzte Baudissin'sche Uebersetzung eines größern metrischen Werks, hat bereits bei seinem Erscheinen in „Nord und Süd" wie ein deutsches Original angesprochen und wird ohne Zweifel, dank dieser trefflichen Verdeutschung, rasch seinen Weg machen. Im übrigen ist man berechtigt, an der verstimmenden Wirkung des Schlusses manches auszusetzen, wennschon die ganze Anlage des Gedichts und in gewissem Sinne auch Coppée's ganze poetische Richtung nicht füglich etwas anderes, beherzter sich Aufraffendes erwarten ließ. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Olivier, ein beliebter, von mancher Liebesvergeudung angekränkelter pariser Dichter — ein wenig Coppée selbst, wie er uns im fünften Gesange vertraut —, beschließt, um dem Spleen zu entfliehen, Paris auf eine Weile zu verlassen und in dem Dorfe seiner Heimat sich womöglich auf dem Grabe seiner Mutter wieder Muth zum Leben zu holen. In der Nähe des Dorfs ist ein Gut. Der Besitzer desselben, sein Schulfreund, bittet ihn, sein Gast auf beliebige Zeit zu sein, und so verfließt ein Frühling und ein Sommer in dem traulichen Stillleben jener gastlichen Ländlichkeit, deren eigentlichster Reiz, wie nicht anders sein konnte, eine junge sechzehnjährige Unschuld ist: Susanne, die Tochter des Gutsherrn. Alles scheint sich zum Guten zu wenden, d. h. zu gegenseitigem, für den Dichter gesundend wirkendem Herzensbunde; da gewinnen seine Zweifel an seiner moralischen Heilbarkeit und an seinem Recht, ein so unschuldiges Kind lieben zu wollen, das Uebergewicht; denn bei zwei unbedeutenden Veranlassungen hat zuerst das Bild einer Herzogin, die ihm einst ihre Gunst schenkte, und dann dasjenige einer Theaterprinzessin, zu deren erotischen Freuden er beisteuerte, sich in seinem Gedächtniß mit solcher beunruhigenden Deutlichkeit und Farbenfrische erneuert, daß er die Hoffnung aufgibt, selbst an der Seite der unschuldigen Susanne je über seine Ver-

gangenheit ganz hinauszukommen. Er reißt sich daher von den Zaubern der ländlichen Idylle los, denn „jeder schlechte Kuß brennt ewig fort", und kehrt zu seiner alten Lebensweise zurück:

Nicht Zeit noch Raum wird die Erinnrung mir
Abschwächen, die mir grausam folgen wird,
Des Kindes, das auf ewig das Bewußtsein
Verlorner Unschuld mir ins Herz gelegt.

Auf ewig! Führt ein bittres Schicksal morgen
Ein Weib in meine Arme, wird sie staunend
Mich plötzlich heiße Thränen weinen sehn
Auf ihre Hand, wenn sie von Liebe spricht.

Und wecken wird aufs neue mir ihr Kuß
Neid und Verzweiflung, nie das einz'ge Glück
Gekannt zu haben, das vielleicht hienieden
Uns blüht: fürs ganze Leben Eine Liebe!

Und so ist der Schluß:

Und nieder taucht er in Paris, wie in
Den Abgrund. Dort nun lebt und leidet er,
Ein bittres Herz verbergend unter sanftem,
Ruhigem äußern Anschein — wie ein schöner
Herbstapfel, dem ein Wurm im Innern wohnt.
Da lebt er nun, wenn man's ein Leben nennt,
Mit jeder Strömung schwimmen willenlos,
Wie wir die Feder eines Vogels langsam
Des Baches Fall hinuntergleiten sehn.

. . . Versteht, kokette Weiber hinterm Fächer
Zu amusiren —, in der Welt zu leben,
Die Logen in der Oper zu lorgniren,
Zum Ball, zum Club zu gehn, ins Bad zu reisen
Et caetera . . .

Worauf dann das Facit lautet:

Für alle Zeit unfähig, noch zu lieben,
Wünscht er sich lebensmüde wol den Tod.

Wie man sieht, ein recht unerquicklich krankhafter Verlauf. Die hohe dichterische Begabung Coppée's gehörte dazu, um die augenfälligen Schwächen des Themas, das er hier zum Vorwurf genommen hat, zu verhüllen. Mit Meisterschaft schildert er das Treiben in den vom Sonntagspublikum durchfluteten pariser Straßen, die Fahrt aufs Land, das Dorf; mit rührender Pietät ist das seinem biedern armen Vater gewidmete Gedenkblatt ausgeführt; alles ist anschaulich, geistvoll, fein empfunden. Aber eine ungesunde Atmosphäre umflutet den Dichter, sowie er die Lösung seines Problems sucht. L'amour l'a rendue vierge, heißt es in einem Gedicht Victor Hugo's von einer Gefallenen, die wieder durch einen echten Hauch der Liebe zu jungfräulicher Herzensreinheit genest. Das ist eine Wandlung, die sich vielleicht nur in der Phantasie des Dichters vollzieht. Aber was möglicherweise über die Grenzen der weiblichen Natur hinausgeht, dies vollständige Freiwerden von einer in Ausschweifungen vergeudeten Vergangenheit: dem Manne muß es möglich sein, oder ist es ihm nicht möglich, so hat sein Zustand so viel von körperlicher Entnervung, daß wir seinem Schicksal nicht mehr ein ästhetisches Gefallen abgewinnen können, am wenigsten wenn er sein eigener Illustrator wird. Und dies möchte vor allem ein Misgriff Coppée's sein. Er singt mit Heinrich Heine, den er in diesem Sinne sogar wörtlich citirt:

Aus meinen großen Schmerzen
Mach' ich die kleinen Lieder.

Aber Heine hat sich wohl gehütet, aus seinen großen Schmerzen ein großes Gedicht zu machen. Es gibt für einen Mann noch mehr auf Erden zu thun, als von Liebe zu träumen. Mit Recht sagt Jean Paul: „Wenn ein Mädchen liebt, so liebt es in einem fort — ein Mann hat dazwischen zu thun." Er hat in der That dazwischen zu thun. Wie ganz anders rafft sich in Tennyson's „Maud" der Verzweifelnde auf:

Mein brennendes Herz und mein krankes Aug', es ist Zeit,
Daß endlich die Milzsucht stirbt, das entnervende Leid.

Und damit gibt er dem Liebeskummer Valet und zieht in den Krieg. Nun, das ist nicht jedermanns Sache und braucht es nicht zu sein; ohnehin gibt es nicht immer Krieg. Man kann auch der Milzsucht erliegen und man kann der Kraft beraubt sein, sich von vergangenen Dingen loszusagen. Aber das ist als poetischer Vorwurf schlecht verwerthbar, vor allem in erster Person. Glücklicherweise läßt sich der Dichter Olivier von Coppée weit entschiedener trennen, als Coppée uns dies glauben machen will. Er hat zwar etwas Schwerlebiges, Unfranzösisches an sich, wie sein immer rückwärts blickender Olivier, aber eine freudlos dürftige Kindheit und im Gefolge derselben ein geisttödtender Bureaudienst, aus dem ihn erst seine dramatischen Erfolge erlösten, haben seine Gesundheit mehr untergraben als Verirrungen, wie sie Olivier sich vorwirft. So wenigstens glaube ich ihn aus persönlicher Bekanntschaft beurtheilen zu dürfen, und so habe ich ihn von ihm eng befreundeter Seite auch beurtheilen hören, als ich mit Coppée und mit einem pariser Neffen des Grafen Wolf Baudissin vor einigen Jahren das Glück genoß, auf dem schönen Baudissin'schen Schlosse Ranzau in Holstein zu Gast zu sein.

Ein gut Theil quälender noch als das Coppée'sche Gedicht ist das schon erwähnte Tennyson'sche Gedicht „Maud" (Nr. 2). Aber dort ist es die verstimmend pessimistische Lösung, hier ist es der blutige Inhalt. Alle Kunst Tennyson's hat darüber nicht weggeholfen, und selbst der beherzte Schluß mit seiner Verherrlichung des Kriegs — speciell des Krimkriegs — vermag für die ausgestandenen Martern nicht schadlos zu halten. Auch hier hat sich der Dichter, indem er seinen Helden in erster Person reden läßt, des Vortheils begeben, über seinem Stoffe zu schweben. Er belebt sein Gedicht dadurch mehr, als der grause Inhalt desselben es vertragen kann. Bei Coppée ist jene Redeform wenigstens auf das Tagebuch Olivier's beschränkt, bei Tennyson kommt nur der Held des Gedichts zu Wort. Die tiefe Verstimmung desselben tönt uns denn auch schon aus den ersten Zeilen entgegen:

Dort hinter dem Wald, o wie haff' ich den Schlund mit den schrecklichen Klippen!
Die Heid' am Feldrand färbt die Lefzen ihm roth, blutroth!
Blut tropft in das schweigende Graun von den röthlichen Felsenrippen,
Und was du auch fragst, der Widerhall antwortet dir „Tod".

Der Vater des Helden ist vor Jahren in einen Abgrund gestürzt oder wahrscheinlich gestürzt worden, und zwar richtet sich der Verdacht auf den Vater Maud's, der, früher jenem Todten befreundet, dann bitter mit ihm verfeindet, ein steinreicher Schloßherr wurde, während die Familie des andern herabgekommen ist. Maud war als Kind und zur Zeit, als die beiden Väter noch eng zusammenhielten, dem Sohn des uns Leben Gekommenen zugedacht gewesen. Als sie nun als siebzehnjährige Erbin wieder einmal auf das ländlich gelegene Schloß kommt, entspinnt sich ein sehr anmuthig geschildertes Liebesverhältniß heimlichster Art. Der hochmüthige und brutale Bruder Maud's, davon unterrichtet, vergreift sich in seinem Zorn an dem Geliebten seiner Schwester, und dieser gibt ihm die Ehrenschändung in so maßloser Weise zurück, daß der Angreifer todt auf dem Platze bleibt. Der Mörder flieht nach Frankreich, verfällt in Irrsinn und findet sich selbst erst wieder, als der Krieg Englands gegen Rußland ihm Gelegenheit bietet, die gesetzlose Selbsthülfe abzubüßen, indem er im Kampfe sein Leben in die Schanze schlägt:

. . . Ob der Krieg wie die Windsbraut kracht,
Wir bewiesen, daß brav wir noch sind und beherzt, wo es gilt;
Und ich selbst, wie mir deucht, bin zu besserm Leben erwacht:
Mehr frommt's, daß für Gutes man kämpft, als auf Böses nur schilt.
Eins bin ich mit meinem Volk, und ich falle gern,
Versöhnt mit meinem Geschick und dem Willen des Herrn.

Und Maud? Ist sie das Weib jenes Lords geworden, für die der Bruder sie bestimmt hatte? Oder lebt auch sie nicht mehr? Man erfährt nichts darüber und braucht es auch kaum zu erfahren: ihr Geliebter erschlug ihren Bruder; damit war das Band ja zerrissen, das sie und jenen verknüpft hatte. Was konnten sie noch von der Zukunft hoffen!

Hat solcher Art der Stoff dieses Gedichts zu viel von dem Jammer der Welt, als daß man sich daran erlaben könnte, so quillt in ihm andererseits der reiche Born poetischer Schaffenskraft, der den meisten Gedichten Tennyson's einen so seltenen Zauber verleiht, und in der recht guten Weber'schen Verdeutschung sich mit der merkwürdigen Dichtung bekannt zu machen, lohnt sich schon der Mühe. Denn wie Tennyson überhaupt von einer eigenen Beredtheit überströmt, so oft er die Schäden der Zeit berührt: die Gier nach Gewinn, die Käuflichkeit der Stimmen, den Pauperismus, die Laster der Riesenstädte, so läutet er hier Sturm gegen alles, was sich mit falschem Flitter behängt oder was dem Beil des Gerichts auf Schleichwegen der Gesetzesausdeutelei zu entschlüpfen weiß, und das Dunkel jenes Mordes oder Unfalls, mit dem das Gedicht anhebt, gibt jenen zornigen Ergüssen einen ungezwungenen Ausgangspunkt. Für uns, die wir gewohnt sind, alle englischen Kriegszüge auf die Frage anzusehen: wie viel mercantile Erwägungen haben hier den Ausschlag gegeben, ist es allerdings nicht leicht, uns beim Schluß des Gedichts mit in den Wirbel patriotischer nicht allein, nein weltbefreiender Ueberschwenglichkeit hineinzuversetzen, der zur Zeit des Krimkriegs in England herrschte. Wir müssen', um das zu können, schon der Zeit gedenken, wo nach allzu langer Friedensrast die Besiegung Dänemarks das Ziel war, dem alle deutschen Herzen verlangend entgegenpochten und wo wir auch aufjubeln hätten können:

Es hat mir die Seele, die dunkle, erhellt,
Zu denken, es kommt ein Krieg, Rechtsbrüche zu rächen,
Ein eisernes Joch zu biegen oder zu brechen,
Daß wieder in alter Würde die Mannheit strahlt,
Und der Millionär als alleiniger Gott nicht prahlt.
Nicht länger beherrscht nur Kauf und Verkauf das Land,
Und bläst am Hügel des Friedens schlaffe Idyllen,
Und harrt, daß die Heerde gedeiht und die Scheuern sich füllen;
Nicht länger rostet die Kugel am trägen Strand,
Und das Spinnengewebe der schwarzen Kanonenschlünde
Es schüttelt die Thränen, Perlen, nicht länger im Winde.

Robert Waldmüller.

Aus Afrikas Nord und Süd.

1. Die Völker Afrikas. Von R. Hartmann. Mit 94 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 38. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 6 M.

Ein gründlich naturwissenschaftlich arbeitender Forscher, der Afrikas Menschheit auf Reisen im Nordosten dieses Festlandes mit scharfem Auge beobachtet hat und sich über den von ihm selbst nicht gesehenen Theil aus einem umfassenden Studium der Literatur, der Bildwerke von den Pharaonen-Denkmalen bis herab auf Horace Vernet's meisterhafte Kabylengemälde ein gewiegtes Urtheil bildete, gewährt uns in diesem neuen Bande der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" die erste auf der Höhe der Gegenwart stehende Darstellung einer gesammtafrikanischen Völkerkunde:

Leitender Gedanke war, eine, wenn auch nur flüchtige Skizze vom Aeußern, von den Sitten und Gebräuchen der afrikanischen Völker geben zu wollen. Dem Ganzen lag die Idee zu Grunde, diese Nationen in ihrem innern Zusammenhange zu betrachten. Für mich bilden die Afrikaner ein ethnisches Ganzes, dessen einzelne Glieder durch unendlich zahlreiche Uebergänge miteinander in Zusammenhang stehen. Selbst unsere bisjetzt noch so lückenhafte Kenntniß von den afrikanischen Völkern berechtigt uns meiner Ueberzeugung nach immerhin zu dem Schlusse, daß wir hier die

Glieder einer in sich geschlossenen Kette anzuerkennen haben. Die physischen Charaktere, die Sitten und Gebräuche, die Sprache u. s. w. gewähren uns die Anhaltspunkte dafür, daß hier nicht völlig heterogene Bevölkerungselemente sich zufällig nebeneinander gruppirt haben können, sondern daß der afrikanische Continent mit seiner großartig-einförmigen physischen Beschaffenheit, mit seinen über ungeheuere Gebiete gleichmäßig sich erstreckenden Pflanzen- und Thierformen nur einen einzigen großen Stock der Menschheit in sich berge.

Im Fortgange eines für einen engern fachmännischen Kreis bestimmten Werks „Die Nigritier" gedenkt der Verfasser diesen seinen Standpunkt des Nähern zu erläutern und zu beweisen. Unmöglich kann er bestreiten wollen, daß Nordafrika selbst in der verhältnißmäßig kurzen Spanne der historischen Jahrtausende massenhaft von Asien und nicht ganz unbeträchtlich sogar von Europa aus mit fremden Völkern überschwemmt wurde, die auch größtentheils im Lande blieben. Es wäre demnach der Nachweis zu führen, inwiefern der afrikanische Erdtheil, welcher dem Erdganzen so Großes leistete durch Erziehung der am vollkommensten an tropisches Klima angepaßten Menschenart, der Neger, seine umgestaltende Kraft auch an jenen Einzüglern über die Suezenge, das Rothe und das Mittelmeer bethätigte.

Vorläufig will uns doch die Vereinigung aller Afrikaner zu einem einzigen Ganzen, das mit andern Abtheilungen unsers Geschlechts kaum nähere Beziehungen hätte als etwa der Australneger mit dem Indianer, ähnlich übertrieben erscheinen wie nach der entgegengesetzten Seite die Ansicht derjenigen, welche Nordafrika am liebsten nur von eingewanderten asiatischen Semiten sich bevölkert denken möchten. Der Verfasser drückt sich mit aller irgend wünschenswerthen Klarheit dahin aus:

> Wir müssen den semitischen Einwanderungstheorien halt gebieten, das Hamitenthum als unbrauchbaren Kram beiseitewerfen, das Kaukasierthum auf Europa und die Europäer beschränken, die Arier theils zu den Keilinschriften und theils zu den Indern verweisen.

Indessen mit Ausgabe dieser Parole möchte er doch nicht volles Glück haben. Der Deutsche z. B. steht denn doch nicht allein sprachlich dem Franier näher als dem Lappländer oder Samojeden; die arabische Einwanderung in die Umfassungslande der Sahara kann unmöglich geleugnet werden, so wenig wie die Abkunft der Phönizier, Griechen und Römer an Afrikas Nordküste von nichtafrikanischen Mittelmeerlanden; der Targi der großen Wüste endlich oder der langhaarige, edel geformte, wenn auch dunkelbraune Nubier und Abessinier wird doch wol besser vom Neger und Buschmann getrennt und rassenmäßig mit den Kaukasiern verbunden, abgesondert von den übrigen (fälschlich aber herkömmlich) auf den Kaukasus getauften Völkern nur durch untergeordnetere Merkmale als Hamite. Der unmerkliche Uebergang, der in der Südhälfte des Nilgebiets zwischen diesen sogenannten Hamiten und den echten Negern existirt, muß entweder auf Mischung der eingewanderten Kaukasier mit nigritischen Vorbewohnern, oder auf allmählich nilaufwärts wachsender Fülle der den Negertypus beherrschenden Natureinflüsse, oder auf beiden zugleich beruhen. Gern wird man dem Verfasser die Betonung des endemischen (besser gesagt enchorischen) Afrikanerthums der Altägypter zugeben, denen der echt afrikanische Prognathismus unter anderm durchaus nicht gefehlt hat; nur vermißt man in dem fast leidenschaftlichen Zurückweisen jeder nicht endogen afrikanischen Beimischung ägyptischer (Retu-) Nationalität die Berücksichtigung der feinsinnigen Ausführung Peschel's, daß so außerordentlich bevorzugte und dem Völkerdurchzug so von selbst sich darbietende Erdstellen wie das fruchtbare Kemi, d. h. das schwarze Nilschlammland am einzig vorhandenen Brückenglied zwischen Asien und Afrika, stets diejenigen gewesen sein müssen, wo sich bunt die Stämme mengten, häufiger und gründlicher der Kampf um die Herrschaft zwischen Besitzenden und Eroberungssüchtigen ausgekämpft wurde, um beim Siege der letztern neue Fäden dem tausendfältigen Gewebe einzufügen.

Bloße Völkerbeschreibungen, sich beschränkend auf äußerliches Aufreihen der Merkmale von Volk und Volk, wie es langweilige Naturgeschichten mit den Thieren und Gewächsen zu halten pflegen, bedrohen den Leser dieses Buchs nicht; davor schützt schon die nicht nach einzelnen Völkern, sondern nach sachlichen Kategorien gewählte Gruppirung des Stoffs. Wir erfahren zuerst das Nöthige über die räumliche Vertheilung der afrikanischen Stämme und die Naturbeschaffenheit ihrer Wohnsitze, werden dann eingehend, jedoch ohne Ueberschreitung der einem populären Buch gesteckten Grenzen über die Körpermerkmale der Afrikaner unterrichtet und am ausführlichsten darauf über ihre häuslichen Einrichtungen, ihre Kleidung und Bewaffnung, ihre wirthschaftlichen Leistungen, ihre Nahrung, die obwaltenden Rechts- und Verfassungszustände ihrer Gemeinwesen, auch über ihre Sprachen und Krankheiten, Sitten und Bräuche, sowie über ihre religiösen Anschauungen.

Vorzügliche Holzschnitte aus den Meisterwerken der neuern Afrikaforschung, denen eines Stanley, Schweinfurth, Gustav Fritsch, schmücken das Ganze und tragen wesentlich bei zur Verdeutlichung seines reichen Inhalts.

2. Die Sahara oder Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste. Von J. Chavanne. Mit 7 Illustrationen, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara. Wien, Hartleben. 1878. Gr. 8. 12 M.

Alle die classischen Reiseschilderungen, welche wir seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts in immer wachsender Menge, aber vornehmlich seit der Mitte des gegenwärtigen über die nordafrikanische, die größte Wüste der Erde erhalten haben, sind in diesem kunstvoll zusammengetragenen, schön ausgestatteten Werk vereinigt.

Jeden der großen Saharaforscher gibt uns der Verfasser gleichsam zum Führer, jedesmal für den von demselben erkorenen Forschungsraum: und so geleitet er uns durch die ungeheuern Oedungen der Wüste, in denen es

doch anstatt der vermeintlichen Eintönigkeit („nichts als Gegend!" — wie es in der Komödie heißt) so vielerlei zu beobachten gibt im Wechsel des Reliefs zwischen sand-, häufiger steinbedeckten Flächen und Bergzügen bis zu alpinen Gipfelhöhen, ferner in Bezug auf das so wunderbar den kargen Wüstenbedingungen angepaßte Pflanzen- und Thierleben, von einer Oasengruppe zur andern.

Wir lernen auf diese Weise im Stil einer Wanderskizze, welche uns auch das Spannende der gefahrvollen Erlebnisse der großen englischen, deutschen und französischen Forscher nicht vorenthält, Land wie Leute der Sahara recht gut kennen. In Holzschnittbildern werden uns die großen Bahnbrecher der Saharakunde von Hugh Clapperton bis auf Gustav Nachtigal vorgeführt; an ebenso wiedergegebene Völkertypen und Geräthe der Wüstenbewohner reihen sich Thier- und Landschaftsbilder nach guten Originalen; von den letztern verfehlen einige in Tondruck den wünschenswerthen Farbeneffect nicht. Nur die beigefügte Karte läßt in der Vollständigkeit ihrer Angaben als Erläuterungsmittel der oft recht detaillirten Berichte zu wünschen übrig.

3. Aus West-Afrika. 1873—1876. Erlebnisse und Beobachtungen von Herman Soyaux. Zwei Theile. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1879. Gr. 8. 12 M.

Diese Erzählungen und Beschreibungen des botanischen Mitglieds der deutschen Loango-Expedition aus den Jahren 1873—76 führen uns aus dem Norden Afrikas, dessen Inseln und Küsten der Verfasser nur auf der Hin- und Rückreise streifte, in dessen Süden.

Obwol der Verfasser in unberechtigter Eigenthümlichkeit das eine n seines Vornamens regelmäßig zu sparen pflegt, geizt er sonst nicht in der Rede, die gemächlich dahinfließt und, ohne Gleichgültigeres zu verschweigen, dem ausdauernden Leser manche Unterhaltung und Belehrung spendet über Natur und Bewohner des tropischen Westlitorals von Südafrika. Die vorliegenden zwei Bändchen können sich natürlich nicht messen mit dem ausgezeichneten Werk, welches wir Güßfeldt, Falkenstein und Pechuel-Lösche über Verlauf und wissenschaftliche Ergebnisse unserer Loango-Expedition verdanken und welches mit seinen ganz vorzüglichen Illustrationen ein Kleinod unserer Afrika-Literatur ausmacht. Doch hören wir, wie es in seiner Art auch Soyaux versteht, uns zu fesseln.

Begleiten wir ihn auf einer kürzern Wanderung nahe der Küste von Loango, wo unsere Expedition den Küstenplatz Tschintschoscho (Chinchoxo) zur Station erkoren hatte. Erst in weiterer Ferne erhebt sich, genau gleichlaufend mit der Küstenlinie, der Rand des nicht eben gewaltig hohen, aber das ganze südliche Afrika bis über den Gleicher gen Norden noch etwas hinaus erfüllenden Hochlandes; man nennt jenen Randabfall das „Waldland" (Majombe) nach dem Hochwald, welcher ihn bekleidet. Im Litoral wechseln offene Savanen, zur Trockenzeit recht winterlich aussehend durch ihre dann vielfach blattlos stehenden sporadischen Sträucher und Bäume, mit jahraus jahrein frisch bleibenden Waldstreifen in sumpfigen Thalungen.

Wir lassen den Blick über die Landschaft schweifen, über Nähe und Ferne. Im Osten wechseln Bergzüge mit Thalmulden ab, in welchen das Gras üppiger sproßt als auf den Höhen, hier von einzelnen Gebüschen, dort von Gruppen barocker Affenbrotbäume, weitragender Oelpalmen und seltener Fächerpalmen beschattet. Im Westen wogt das unermeßliche Halbrund des Oceans, seine leichtbewegten Wellen bald in bläulichen Schatten, bald in blendenden Lichtreflexen uns zukehrend. Es ist heiß; aus der Savane haucht mittägige Glut herüber, daß die Aehren und Blattspitzen in den heißen Luftwallungen zu erzittern scheinen und da, wo sie stellenweis den Fernblick abschließen, mit dem weißglühenden Aetherraum verschwimmen. Kein Wölkchen am Horizont, im Zenith das blendende Tagesgestirn, das mit seinen goldenen Strahlen des Himmels Bläue gleichsam verdrängt. Selten ein zwitschernder Vogel, nur drüben eine Schar Schildkrähen mit weißer Brust, von den Negern onomatopoetisch „Kabāka" genannt. In der Meerflut unfern vom Strande strecken Delphine vorüberziehend ihre rundgewölbten schwarzen Rücken empor. Vor uns im Sande rollt ein kleiner Scarabäus geschäftig seine „Pille". Sonst alles still und schwül; wie ein Göttergruß erscheint uns die kühle Seebrise, welche bisweilen in den Wedeln der Palmen flüstert und die Grashalme in leise rauschende Schwingung versetzt.

Vorüber bei einer Quelle, wo wasserschöpfende Frauen und Mädchen erschreckt auseinander schwirren mit dem Rufe „uīsa mundélle!" (der Weiße ist da!) — einige Zurückbleibende aber, vertrauensvoll aus großen freundlichen Augen blickend, dem deutschen Mann die volle Kürbisschale reichen, deren Naß von über 24° C. in dieser Hitze kühl dünkt —, führt der Weg weiter über blumige Wiesen, von jenem Quellenfluß durchrieselt:

Quer über sie wandern wir dem nahen Walde zu, dessen dichte Schatten uns bald mit erhabener Einsamkeit umfangen. Prachtvolle Riesenbäume streben hier himmelan; um ihre Stämme schlingt und rankt sich ein Netzwerk von blütenreichen Gloriosen und großblätterigen Menispermengewinden, von purpurnen Ampelopsis- und Cissusreben, und unter dem Lichtschirm ihrer lederblätterigen Laubkronen entsprießen schattenliebende Blattpflanzen mannichfachster Art dem Boden. Mit dem fast berauschenden Duft von Landolphinen, Tabernämontanen und Jasminen, von würzigen Gardenien und Randien mischt sich der unangenehm süßliche Geruch des modernden Laubes, das nach jedem unserer Tritte elastisch in die frühere Lage zurückschwillt. Hier auf einer Lichtung dichtes Gebüsch cannaähnlicher Kaempferien, deren rothe Früchte von den Affen als Leckerbissen verspeist werden; dort ein Dracaenadickicht, durchflochten von Pfefferranken mit feurigen Traubenfrüchten; hier wieder undurchdringliche Bestände einer Marantaceae mit saftreichem, mild säuerlich schmeckendem Stengel — und das alles im glänzendsten frischesten Grün, strotzend von Saft und Kraft, man glaubt fast die Blätter sich entfalten und wachsen zu sehen.

Eine liebevolle Beachtung sehen wir auch den Bewohnern Loangos, den Bafiote, seitens unsers Autors zugewendet. Es sind wohlgebildete, groß gewachsene, dunkelbraune Bantuneger, deren sonstige Anmuth nur durch die sehr allgemein verbreitete Stumpfnase beeinträchtigt wird. Für ein Negervolk sind diese Bafiote schon ziemlich cultivirt; friedlich hausen sie in ihren Hütten aus Papyrus-

gras (dessen Horst an der Cyanequelle Siciliens Renan nicht so sentimental als den letzten Rest dieses in der That culturgeschichtlich geheiligten Cyperngrases betrauert haben würde, wenn er die ungeheuern Bestände desselben vom obern Nil quer durch das ganze äquatoriale Afrika gekannt hätte) und bauen friedlich ihre Bohnen, ihren Mais und den ebenfalls aus Amerika stammenden Manioc seiner mehlreichen Knollen wegen:

Eben sehen wir ein Negerweib, ihr Kind in ein großes Stück Zeug gebunden rittlings hinten auf den Hüften tragend, dort emsig bei der Arbeit. Sie lockert mit der kleinen Hacke, einem Schmiedeerzeugniß der M-balundu-Neger im Süden, den Boden um die etwa 1 Meter hohen Büsche des Manioes, dessen zarte, handförmige Blätter sich zu gefälligen Polstern wölben, gätet das wuchernde Unkraut, pflückt die langen Bohnenschoten und bricht die Stengel der reifenden Maiskolben ein. Ohne aufzusehen, arbeitet sie unermüdlich, nur bisweilen sich den Schweiß aus dem braunen Antlitz wischend, während das Kind auf dem Rücken, obgleich sein kleines, schon dichtbehaartes Köpfchen bei jeder ihrer Bewegungen hin- und herwackelt, sich nicht im süßen Schlummer stören läßt. Oft hört man in unserer Heimat sagen: die Schwarzen sind faul; die Natur läßt ihnen ja die Früchte in den Mund wachsen! Welcher Irrthum! Mit gleicher Mühe und Ausdauer wie dieses Weib bearbeitet jede Negerfrau das Feld trotz der tropischen, auch ihre Kraft lähmenden Sonnenglut; kein Zugvieh, weder Ochse noch Pferd, zieht hier den die harte Scholle aufreißenden Pflug; ganz allein des Menschen schwielige Hand muß mit einer kleinen schwachen Hacke den Boden bearbeiten, den er dem Urwald abgerungen. Freilich, erst dem Menschen, der auf einer hohen Stufe der Gesittung steht, wird die Arbeit zum Bedürfniß, zum Zweck des Lebens, er erst lebt, um zu arbeiten; der Naturmensch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beschaffung des allernothwendigsten Lebensbedarfs, er arbeitet nur, um zu leben. Doch hat hier an der Küste der Handel, dieses mächtige Culturagens, offenbar schon den Begriff des Nothwendigsten bei den Eingeborenen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; sie bauen mehr Manioe, Mais und Bataten, als sie für ihren eigenen Lebensunterhalt brauchen, um mit dem Ueberschuß früher nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln.

Dies genüge als Beweis dafür, daß dieses Buch der schönen und lehrreichen Stellen wahrlich nicht entbehrt. Vorzüglich ist z. B. auch das Dioskurenpaar der Pflanzenwelt von Westafrikas Tropenküste geschildert: die Oelpalme, diese Spenderin von Wein und Oel, durch letzteres die zur Zeit wichtigste Handelsvermittlerin zwischen Westafrika und Europa, und der echt afrikanische Koloß des Affenbrotbaums; werthvoll dürfen auch die wahrheitsgetreuen Darlegungen genannt werden, welche der Verfasser uns über die elend von den Portugiesen verwaltete, nur als Verbrechercolonie misbrauchte große Landschaft Angola, südlich von der Congomündung, gibt. Diese Reise durch Angola, das Thal des Kuansa bis Mpungu-an-Dongo hinauf, unternahm er, um sich zeitweise mit der gleichzeitig mit der Loango-Expedition auf diesem südlichern Forschungsfeld ins Innere vorrückenden und gleichfalls von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas ausgesandten Schar zu vereinigen, deren glücklichstes Mitglied der Verfasser des nachstehenden Tagebuchs werden sollte.

4. Im Reiche des Muata Jamwo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas in die Lunda-Staaten unternommenen Reise. Von Paul Pogge. Mit 6 Holzschnitten, 6 lithographirten Tafeln und Karte. Berlin, D. Reimer. 1880. Gr. 8. 6 M.

Es gibt nicht allein Weltumsegler wider Willen; es gibt auch Afrika-Entdecker wider Willen und dennoch der Anerkennung ihrer Thaten voll würdig. Ein solcher ist der wackere mecklenburger Landwirth Paul Pogge: er hatte sich nur als jagdlustiger Volontär auf eigene Kosten der Angola-Expedition angeschlossen; nachdem aber einer der Genossen nach dem andern fieberkrank hatte umkehren müssen, blieb er dank seiner vortrefflichen Widerstandskraft gegen die der tropischen Küstenzone Westafrikas fast überall eigenen gesundheitsgefährlichen Einflüsse allein auf dem Posten und drang beherzt, nur von wenigen Dienern begleitet, in das tiefe Innere, in den südwestlichsten Theil des Congogebiets, wohin noch nie ein europäischer Forscher, kaum einmal ein portugiesischer Händler oder ein portugiesischer Negerbastard von Angola vorgedrungen war.

So gelang es ihm, das bisher halb mythische Reich des gefürchteten machtvollen Negerkaisers, des Muata Jamwo, zu betreten, dessen Existenz selbst die Engländer zu bezweifeln geneigt waren. Der Bericht über das Landschaftliche, die Thier- und Menschenwelt dieses für die Wissenschaft also völlig jungfräulichen Bodens verleiht dem schlichten Tagebuch einen sogar außerordentlichen Werth. Und auch der Laie wird diese Niederschriften mit ihren auf Handzeichnungen des Verfassers beruhenden Abbildungen, wie der des stolz und energisch dreinschauenden, die Rechte auf einen mächtigen Elefantenzahn gestützten Muata Jamwo, seiner Tochter u. s. w., mit mannichfachem Genuß durchblättern.

Am sonderbarsten tritt uns das Verfassungswesen dieses umfangreichen Lundastaats entgegen. Es ist ein loser pyramidaler Aufbau: das Volk nach Negerart patriarchalisch willenlos von seinen Häuptlingen beherrscht; letztere sind gruppenweise je einem Oberhäuptling (Muata), diese wieder dem Obermuata (Muata Jamwo), dem König der Könige, zu Heeresfolge und (ziemlich unbestimmten) Abgaben von Boden- und Jagderträgen oder, wie im Norden, von Strohflechterei verpflichtet. Jeder Muata Jamwo gibt das „große Lager" (Mussumba) seines Vorgängers auf, um in dessen Nähe ein neues zu beziehen; der jetzige, Namens Chanama, der dreizehnte Muata Jamwo, hat seine Residenz in Onizemene, wenig nördlich vom neunten Parallelkreis aufgeschlagen; sie ist ein bequem über die fruchtbare Flur gelagerter Haufen kugeliger Hütten, wol eine Stunde messend von einem zum andern Ende, aber kaum von 10000 Menschen bewohnt. Vieles in diesen Einrichtungen erinnert an das Ugandareich am großen Nilquellsee, manches auch, z. B. das mit Todesstrafe belegte Verbot, den Herrscher beim Essen und Trinken zu beobachten, an den Monbuttustaat. Ganz eigenthümlich aber

ist die Stellung der Lukokescha: sie regiert gewissermaßen neben dem Muata Jamwo, muß wenigstens von diesem bei allen wichtigen Fragen zu Rathe gezogen werden und wird, wie er selbst, aus der Zahl derjenigen Kinder eines regierenden, beziehentlich verstorbenen Muata Jamwo gewählt, welche von einer der beiden Hauptfrauen desselben geboren worden sind. Sie allein von allen Frauen des Lundareichs trägt den Großorden, den Lukano, ein Armband aus Elefantensehnen; nie darf sie heirathen, obwol unser Landsmann von ihren verliebten Zudringlichkeiten weidlich belästigt wurde; ihre etwaigen Kinder werden unweigerlich umgebracht.

Man muß die komischen Erlebnisse, welche der Verfasser während seines monatelangen Verweilens an diesem wunderbaren Hoflager treuherzig dem Papier anvertraute und danach wie in nicht retouchirten Photographien hier auch uns nicht vorenthält, bei ihm selbst nachlesen. Wie wurde er, der erste Weißhäutige, Blauäugige und Blondhaarige, von den Kulunda angestaunt, daß sie vor Verwunderung pfiffen! Arg hatte er natürlich auch von der neugierigen Habsucht aller Mitglieder des schwarzen Kaiserhauses nach all seiner Habe zu leiden; zumal wenn der immer erneute Besuch des Kaisers selbst nahte, mußte bald alles schleunig verborgen werden bis herab zu Bürste, Tasse und Pantoffel, denn Se. Majestät bewährte sich als ein mehr denn blos wißbegieriger Polyhistor.

Doch sein erstes Zusammentreffen mit dem Lundagroßherrn, dem Gewaltigen über Leben und Tod seiner Unterthanen — der stets in seinem Gefolge einherziehende Scharfrichter beweist das zur Genüge —, mag Pogge auch an diesem Ort erzählen. Eben hat er ihm kurz nach seinem Eintreffen im „Mussumba" auf den ihm kundgethanen Wunsch, Lebensmittel des Weißen kennen zu lernen, ein Cigarrenkistchen mit etwas Zwieback überreichen lassen, auch ein Blechkästchen mit etwas Zucker, und nun schickt er sich zu einem ersten Spaziergang durch die Stadt an:

Sobald ich die Hütte verlassen hatte, bildete sich hinter mir ein Schwarm Eingeborener, welcher sich lawinenartig vergrößerte, sodaß ich schließlich eine Begleitung von vielleicht tausend Menschen hinter mir haben mochte, bevor ich bei der Umzäunung von Muata Jamwo's Lager angekommen war. Letzteres lag etwa zehn Minuten nördlich von meinem Lager auf der Kuppe eines Hügels. Unser Zug wurde geführt von einem auffallend corpulenten Mädchen, welches wiederum von andern Damen umgeben war und schreiend und gestienlirend sich und uns durch die dichten Haufen von Negern den Weg frei machte, welche sich inzwischen an den Wegen angesammelt hatten. Wie sich später herausstellte, war diese Dame eine Prinzessin und Tochter des verstorbenen Muata Jamwo. Als ich zuletzt der Menschenmenge wegen im Begriff stand umzukehren, um das Lager wieder aufzusuchen, und mich auf einem freien Platze vor der Umzäunung des Herrschers befand, kam ein Adjutant Muata Jamwo's in schnellem Trabe zu meinem mich begleitenden Träger gelaufen, um letzterm verständlich zu machen, mich zum Warten zu veranlassen, da Muata Jamwo sogleich selbst erscheinen würde, um mich zu sehen. In demselben Augenblick öffnete sich die einfache Thür der Umzäunung: voran schritt eilig ein Neger, dann folgte ein großer Trupp Weiber, welcher, wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger, lärmend auf den freien Platz hinausströmte; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung auf einer Art Tragbahre getragen und weit über die Köpfe der acht Neger hervorragend, welche, vier zu jeder Seite, auf den Schultern die Tipoya des Herrschers trugen. Eine Anzahl Neger ging neben derselben her. Hinterher kam das Musikcorps, bestehend aus vier Negern, von denen die beiden vordern je eine Marimba, die beiden hintern je eine Trommel bearbeiteten. Die Musiker trugen ihre Instrumente, wie unsere Tambours ihre Trommel, an einem breiten, aus der Haut des Zebra verfertigten Riemen. Ziemlich auf der Mitte des Platzes angelangt, hielt der Zug still. Es erschien bei mir wiederum ein Adjutant, welcher mich jetzt zu dem etwa funfzig Schritte von mir entfernten Herrscher führte. Mit mir hatte sich inzwischen das ganze Menschengewoge an die Tipoya herangedrängt, einen großen Kreis um den Zug Muata Jamwo's und um mich herum bildend. Der Herrscher war sichtlich erfreut und geruhte, mir mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herabzureichen, in welche ich kräftig einschlug. Muata Jamwo hielt eine längere Rede, welche an das Publikum gerichtet zu sein schien und welche mir mein Dolmetscher nur so weit zu übersetzen vermochte, daß der hohe Herr über meinen Besuch erfreut wäre und mir dafür danke. Ich ließ ihm ebenfalls danken, indem ich zu meinem Träger und dieser wieder zu dem Adjutanten Muata Jamwo's sprach. Als die erste Ceremonie beendet war, ließ mich Muata Jamwo bitten, den Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus. Muata Jamwo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiff. Jetzt bat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich heute noch besuchen würde. Vor ihm auf seinem Sitze stand die obenerwähnte Cigarrenschachtel mit Zwieback, aus welcher er nach allen Seiten hin an die anscheinend zu den Großen Mussambas gehörenden Neger, welche bittend die offenen Hände Sr. Majestät entgegenstreckten, Kleinigkeiten spendete. Ganz Mussumba schien außer sich vor Freude zu sein ob meiner Ankunft. Ich wurde selbst wie ein Kaiser honorirt.

An dem Bodenreichthum dieses bisher nahezu unbekannten Lundalandes hatte man von vornherein keine Ursache zu zweifeln. Unser Verfasser bestätigt denn auch, daß es jahraus jahrein sogar Doppelernten (im Anschluß an die zweimalige Regenzeit) bringt an Mais, Manioc, Hirse (zum Bierbrauen) u. s. w. Nicht minder hält er es für Rindviehzucht, die bisher fast im ganzen Riesengebiet des Congo gefehlt hat, bestens geeignet. Von dem Klima dieses (schon etwas höher gelegenen) Binnenraums urtheilt er wie Stanley von dem Umland des mittlern Congo: es sei durchaus gesund, ja es sei kaum so heiß wie das Sommerklima Norddeutschlands!

Eine sehr willkommene Beigabe zu diesem Buch ist die treffliche, nach bestem Quellenmaterial gearbeitete Karte dieses noch vor kurzem auf unsern Kartenzeichnungen nur mit phantastischen Flußlinien durchzogenen Landraums. Wir verdanken sie Richard Kiepert. Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 12. Februar ist der Senior der schlesischen Dichter und Schriftsteller, Karl von Holtei, im Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau gestorben, wohin er sich seit 1876 zurückgezogen, weil er dort für sein hohes Alter und seine Kränklichkeit die beste Pflege fand. Die Stellung Holtei's in der deutschen Literatur ist eine durchaus eigenthümliche und diese Eigenthümlichkeit im wesentlichen eine provinzielle. Schlesien ist das Vaterland zahlreicher Dichter, von den Zeiten des Opitz, Lohenstein, Gryphius bis zur Gegenwart: keiner aber ist so wie Holtei der Vertreter des schlesischen Naturells, seiner Ungezwungenheit und Frische, seiner ungenirten Ursprünglichkeit, ja seines aus beweglicher Phantasie hervorgehenden „leichten Sinns", dem der Mensch wie der Dichter Holtei sehr viele Zugeständnisse gemacht hat.

Holtei's Biographie ist nicht in Dunkel gehüllt; seine „Vierzig Jahre" (8 Bde., 1843—50, 3. Aufl. 1864), auch „Noch ein Jahr in Schlesien" (2 Bde., 1864) sind autobiographische Schriften, die an Rousseau'scher Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übriglassen; doch auch viele seiner Romane enthalten offenherzige oder latente Autobiographien.

Holtei war am 24. Januar 1798 zu Breslau geboren, trat 1815 in das preußische Heer als Freiwilliger und studirte dann in Breslau; doch zog ihn seine Neigung zum Theater. Der Zauberkreis der deutschen Bühne in der nachclassischen Zeit, der Zeit der spätern Romantik bis hinauf in die jungdeutsche Epoche, hat ihn dann nie wieder freigegeben. Er ist Schauspieler, Schauspieldichter, Dramaturg, Theaterdirector gewesen. Als Mortimer debutirte er in Breslau; doch mit geringem Glück. Hinter den Prosceniumslampen ist er seitdem meistens nur als hervorgerufener Dichter wieder erschienen. Seine erste Frau war die Schauspielerin Luise Rogée, der er nach Berlin folgte, als sie dort ein Engagement am Hoftheater annahm. Nach dem Tode seiner Frau schloß er am Königsstädter Theater seine dramaturgische reiche Thätigkeit. In jene berliner Zeit fallen seine beliebtesten Liederspiele: „Der alte Feldherr", „Die Wiener in Berlin" und das melodramatische Schauspiel „Lenore". Gleichzeitig gab er einen Band „Schlesischer Gedichte" heraus (1830), die ihm unter den deutschen Dialektdichtern einen ganz hervorragenden Platz einräumen und auch für seine dichterische Eigenart am bezeichnendsten sind. Holtei hatte sich inzwischen wieder mit einer Künstlerin, Fräulein Holzbecher, verheirathet, wurde mit ihr zusammen in Darmstadt engagirt und kehrte 1831 wieder nach Berlin zurück. Im Jahre 1833 machte er eine Kunstreise mit seiner Gattin und schrieb zu diesem Zweck das romantisch-sentimentale Schauspiel „Lorberbaum und Bettelstab", das sich bis heute auf den Bühnen erhalten hat und von hervorragenden Darstellern wie Dawison und Devrient, welche den Heinrich spielten, mit Vorliebe dem Publikum vorgeführt wurde. Früher schon hatte er „Ein Trauerspiel in Berlin" im berliner Jargon gedichtet und eine oft gegebene Oper „Des Adlers Horst". Nachdem er 1837 und in den nächsten Jahren Theaterdirector in Riga und Breslau gewesen war, durchreiste er Deutschland als dramatischer Vorleser: er lebte meistens in Gratz bei seiner verheiratheten Tochter. Seit 1870 wählte er wieder in Breslau seinen Aufenthalt, nachdem er 1860 bei einer Rundreise in Schlesien als Vorleser eigener Gedichte enthusiastische Aufnahme gefunden. Seit dem Jahre 1852 trat er als Romanschriftsteller auf und zwar hatten seine Romane, besonders die beiden ersten und unbedingt vorzüglichsten: „Die Vagabunden" (4 Bde., 1851) und „Christian Lammfell" (5 Bde., 1853) einen bedeutenden Erfolg. Der erste ist ausgezeichnet durch den Realismus, mit welchem das künstlerische Vagabundenthum geschildert ist, der Reflex eigener Erlebnisse; der zweite schlägt Töne echter Gemüthlichkeit an. Es folgten: „Ein Schneider", „Noblesse oblige", „Die Eselsfresser". Alle diese Romane sind gesammelt in den „Erzählenden Schriften" (34 Bdchn., 1861—62), denen auch Novellen jeder Art, besonders Criminalnovellen, eingereiht sind. Holtei's „Theater" erschien zuerst in einem Bande 1845; seine ersten „Gedichte" 1826, die zweite Sammlung 1844; die „Stimmen des Waldes" 1848. Holtei war ein liebenswürdiger Erzähler, die lebende Chronik von vier Jahrzehnten des deutschen Theaters. So enthalten auch seine Romane viele Causerien, doch nicht im französischen Stil; es ist echt deutscher, specifisch schlesischer Plauderton darin. Er gehört in keiner Weise zu den stilvollen Strebern nach Classicität; er ist durchweg Natur, oft wildwachsende Natur, aber ein frischer erquicklicher Zug geht durch alle seine Schriften.

— Am 6. Januar starb in Mentone Alfred Woltmann, einer der gediegensten deutschen Kunstschriftsteller. Am 28. Mai 1841 war er in Charlottenburg geboren, besuchte die Universitäten Berlin und München und wurde in Breslau Doctor der Philosophie, 1868 Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Karlsruhe, 1874 an der Universität Prag, von wo ihn die czechischen Wirren vertrieben, indem er den dortigen Kunstfälschern das Handwerk zu legen suchte; 1878 folgte er einem Rufe an die straßburger Universität. Hauptwerke Woltmann's sind: „Holbein und seine Zeit", „Baugeschichte Berlins", „Geschichte der Malerei". An „Unsere Zeit" war er ein fleißiger Mitarbeiter; außer selbständigen Artikeln schrieb er auch mehrfach die Revuen über bildende Kunst.

Bibliographie.

Bamberger, L., Deutschthum und Judenthum. Leipzig, Brockhaus. 8. 60 Pf.

Glümer, Claire v., Georgine Schubert. Erinnerungsblatt. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Grousilliers, H. de, Nathan der Weise und die Antisemiten-Liga. Berlin, Polenz. Gr. 8. 50 Pf.

Hermann, G. T., Leben und Wirken von Dr. Karl Braune weiland geheimer Konsistorialrath und Generalsuperintendent in Altenburg. Ein Gedächtnißblatt. Altenburg, Bonde. 8. 1 M.

Kautsky, K., Der Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft untersucht. Wien, Bloch u. Hasbach. Gr. 8. 2 M.

Der Kulturkämpfer. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten. Herausgegeben von Otto Glagau. 1ster Jahrg. 1880. 24 Hefte. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. Vierteljährlich 3 M.

Märzroth, Kleine Wahrheiten. Aus dem Leben — für's Leben. Salzburg, Dieter. 16. 1 M.

Pape, J., Von Maintenon nach Alençon. Kriegserinnerungen eines Musketiers von 83. Hamburg, J. Pape. 1879. 8. 2 M.

Pilarik, E. L. D., Die Uebereinstimmung des biblischen Schöpfungsberichts mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft und Geschichte. Leipzig, Böhme. 16. 50 Pf.

Raimund, G., Gesucht und gefunden. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 3 M. 50 Pf.

Schaumann, F., Aus der Burschenzeit. Der Roman eines Freundes. Eine lyrische Novelle, den Studenten Wiens erzählt und gewidmet von F. S. Spectavir. Wien, Verlag der „Alma Mater". 12. 1 M. 60 Pf.

Schiller, F. v., Die Räuber. Ein Schauspiel. Zur 100jährigen Jubel-Feier der Räuber gedruckt in der Werkstatt der Heinzelmännchen. München, A. Ackermann. 128. 6 M.

Telmann, K., Im Frühroth. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 16 M.

Die Volkswirtschaft in Heften. Herausgegeben von F. Rohleder. 1stes Hft.: Stuart Mill: Produktion auf grosser und kleiner Stufenleiter, mit Bemerkungen von Tschernychewsky. München, Rohleder's Volksbuchhandlung. 8. 25 Pf.

Wagner, R., Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel. Mainz, Schott's Söhne. 1879. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schauspiele
des
Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Den Schauspielen der Englischen Komödianten in Deutschland, welche im 13. Bande der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts vorgeführt sind, läßt der Herausgeber hier die in demselben Geiste und für dieselbe Darstellungsweise verfaßten Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius folgen. Sowol Literarhistoriker von Fach wie Freunde der deutschen Literatur werden diese neue, billige und wohlcommentirte Ausgabe mit Dank entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

General-Superintendent und Oberhofprediger in Gotha.

Siebente Sammlung.

8. Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Eine neue Sammlung von Predigten des beliebten Kanzelredners, enthaltend: 1. Festpredigten; 2. Züge aus dem Lebensbilde des Herrn; 3. Das Haus; 4. Das Gebet des Herrn. Wie sehr Schwarz' „Predigten aus der Gegenwart" in weiten Kreisen der Gebildeten sich eingebürgert haben, wird durch die rasche Folge neuer Auflagen der verschiedenen Sammlungen bezeugt: die erste erschien bereits in vierter Auflage, die zweite soeben in dritter, die dritte und vierte in zweiter Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft
für Staats- und Selbstverwaltung.

Mit Vergleichung der Literatur und der Finanzgesetzgebung von England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien.

Von

Lorenz von Stein.

Vierte, neubearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Für die vorliegende vierte Auflage hat der Verfasser dem rühmlichst bekannten Werke wieder eine gründliche Umarbeitung und vielfache Erweiterungen zutheil werden lassen. So wird unter andern das Finanzrecht, speciell das Steuerrecht als ein selbständiger Theil des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechts hier zuerst in die Finanzwissenschaft aufgenommen, dem Finanzwesen der verschiedenen europäischen Staaten dasjenige des Königreichs Italien hinzugefügt, und das Papiergeldwesen von ganz neuen, bahnbrechenden Gesichtspunkten aus dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ausgewählte Predigten
von
Clemens Friedrich Brockhaus,

weil. Pastor an der St.-Johanniskirche in Leipzig, Lic. th., Dr. phil. und außerordentlichem Professor an der Universität daselbst.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Sammlung von Predigten kommt zunächst dem Wunsche zahlreicher Freunde des Verstorbenen entgegen, doch werden sich auch weitere Kreise, Theologen wie Laien, an denselben erbauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Parerga und Paralipomena.
Kleine philosophische Schriften
von
Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Vorliegende vierte Auflage dieses auch für nicht philosophisch gebildete Leser sehr interessanten Werks des berühmten Philosophen ist, gleich der dritten, ein berichtigter Wiederabdruck der zweiten Auflage, welche von dem Herausgeber Julius Frauenstädt sorgfältig revidirt und nach den hinterlassenen Aufzeichnungen Schopenhauer's verbessert wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die jüdischen Frauen
in der Geschichte, Literatur und Kunst.

Von

M. Kayserling.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser bietet hier eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Galerie der Frauen jüdischen Stammes aus alter und neuer Zeit, welche vermöge ihrer Lebensstellung oder ihres Wirkens und Duldens der Geschichte angehören, sowie solcher, die auf dem Gebiete der Literatur und Kunst Bemerkenswerthes geleistet haben. Gebildete Frauen und Mädchen erhalten damit eine sehr werthvolle, gewiß hochwillkommene Gabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

GERMANISCHES NATIONALMUSEUM Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 4. März 1880.

Inhalt: Neue Hungarica. Von Leopold Katscher. — Historisch-biographische Literatur. Von Arnold Bodek. — Religiöse und religionsphilosophische Schriften. — Volkslieder in deutsch-österreichischen Dialekten. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Hungarica.

Seitdem wir im October 1877 in d. Bl. die Artikelserie „Aus und über Ungarn" veröffentlichten, hat sich auf unserm Lesetisch eine ganze Reihe neuer Hungarica angehäuft, die der Besprechung harren. Unter dem mancherlei Wichtigen und Interessanten, das uns vorliegt, ist die wichtigste, interessanteste und zugleich neueste Erscheinung:

1. Aus Ungarn. Literatur- und culturgeschichtliche Studien von Adolf Dux. Leipzig, Foltz. 1880. Gr. 8. 6 M.

Der Name des Verfassers ist dem deutschen Publikum durch seine Petöfi-Uebersetzungen, seine zahlreichen Aufsätze in deutschen Zeitschriften und seine Beiträge zu verschiedenen Lexicis bekannt. Seit vier Decennien ist er der hervorragendste jener deutschen Literaten Ungarns, die bei ihrer literarischen Thätigkeit das Hauptaugenmerk darauf richten, ihr Vaterland der Kenntniß und dem Verständniß des Auslandes näher zu bringen. Dux' bescheidener Ehrgeiz ist niemals auf etwas anderes gerichtet gewesen als auf eine möglichst umfassende und fruchtbringende Pflege dieses schönen und edeln Gebiets. Das neueste Ergebniß dieses Strebens ist das vorliegende Buch, das eine hohe Anerkennung verdient und derselben sicher sein kann. Ein Theil der darin enthaltenen 15 Essays und Skizzen war vorher in Zeitschriften erschienen, und sie sind so würdig, gesammelt zu werden, daß man den Wunsch nicht unterdrücken kann, der Autor möge recht bald einen weitern Band — mit Studien über ungarische Verhältnisse, die im gegenwärtigen nicht behandelt sind — zusammenstellen.

Wie schon der Titel des Dux'schen Buchs zeigt, zerfällt dasselbe in eine literarhistorische und eine culturgeschichtliche Abtheilung; die erstere überwiegt an Umfang, während beide an Interesse einander gleichkommen. Der Verfasser sucht natürlich möglichst viele Berührungspunkte zwischen Ungarn und Deutschland; dies gelingt ihm namentlich in den Abschnitten: „Die Werther-Periode in Ungarn" und „Zwischen zwei Nationalitäten; ein tragisches Dichterleben". Wenn von einer magyarischen Wertherperiode die Rede ist, so darf man nicht daran denken, daß die ungarische Literatur etwa autochthone Goethes oder Richardsons oder Rousseaus gehabt habe, die mit originaler Gefühlsgewalt und poetischer Einbildungskraft ihrer Nation Thränenströme hätten entlocken können; nein, es handelt sich da blos um einen verspäteten Einfluß, den die erwähnten Heroen der drei größten Weltliteraturen auf die magyarische Literatur ausübten. Nach einem deutschen Original bearbeitete der bekannte Dichter Franz Kazinczy im Jahre 1789 „Bácsmegyei levelei", Aufsehen erregende Briefe eines sich zu Tode schmachtenden Helden. Das deutsche Original waren „Adolf's gesammelte Briefe" (Leipzig 1778), eine in Deutschland unbeachtet gebliebene und spurlos vorübergegangene, höchst schwache und abgeschmackte Nachahmung von „Werther's Leiden"; Kazinczy's damals vielbewunderte Bearbeitung war freilich viel genießbarer. Zwei Jahre später schrieb der Advocat und Poet Joseph Kármán „Fanny's Nachlaß", ebenfalls ein Nachklang der Werther-Periode, aber ein Originalroman in Form eines Tagebuchs der Titelheldin, welche sich zu Tode grämt, weil ihr Geliebter, von seinem Vater zum Armeedienst bestimmt, sie verlassen mußte. Anfänglich schenkte das Publikum, das sich damals um wichtige politische Vorgänge bekümmerte, dem Kármán'schen Buche keine Aufmerksamkeit; dies geschah erst ein halbes Jahrhundert später, als der berühmte Literarhistoriker Franz Toldy eine Gesammtausgabe der Werke des im Alter von 26 Jahren verstorbenen, „schönen, geistvollen, Alkibiadesgleichen, auf dem Felde der Liebe an Siegen reichen" Kármán veranstaltete. Die wenigen sentimentalen Elemente, die der Roman des mehr realistisch angelegten Verfassers enthält,

kamen nicht aus dem Innern des letztern, sondern waren nur eine matte Nachwirkung der Werther-Aera. „Vielleicht", sagt Dux, „zwang sich der Dichter darin zur Sentimentalität nur aus dem Grunde, weil er so am besten auf das weibliche Publikum zu wirken glauben mochte, für das er den Roman eigentlich schrieb." Manche Stimmen haben sich dahin ausgesprochen, daß auch des gefeierten Dichters und Staatsmannes Joseph von Eötvös' hervorragendster Roman: „Die Kartäuser", der auch in Deutschland sehr verbreitet ist, als ein Wahrzeichen der ungarischen Werther-Zeit anzusehen sei. Die Wahrheit ist, daß diese nicht über den Anfang hinauskam; denn sie umfaßt nur die beiden erwähnten Werke Kazinczy's und Kármán's, während „Die Kartäuser", wie Dux mit Recht bemerkt, weder von Sentimentalität noch vom modernen Pessimismus getragen sind und überhaupt keine herrschende Weltanschauung, sondern die jugendliche Wehmuth einer reichbegabten Individualität zum Ausdruck bringen; „die glückliche Form für die Wiedergabe seiner überschwenglichen Gefühle und Gedanken hatte der jugendliche Eötvös keiner sein Volk oder seine Zeit beherrschenden Stimmung, sondern einem zufälligen interessanten Erlebniß (gelegentlich seines Besuchs des Kartäuserklosters zu Chartreuse) zu verdanken."

Sehr rührend und von großem cultur- wie literaturgeschichtlichem Werth ist die zweite der vorhin genannten Skizzen: „Zwischen zwei Nationalitäten; ein tragisches Dichterleben." Dux zeigt darin die Nachtheile, welche die Vielsprachigkeit Ungarns für jene geistig besser begabten Ungarn haben kann, die nicht wissen, welches eigentlich ihre Muttersprache ist; sie sprechen deren von Kindheit auf mehrere mit gleicher Fertigkeit — im Süden deutsch und rumänisch, oder deutsch und serbisch, oder deutsch und ungarisch; im Norden deutsch, slowakisch und ungarisch u. s. w. —, ohne, wenn es dazu kommt, eine einzige vollständig handhaben zu können. „Auf der literarischen Laufbahn", sagt der ungarische Humorist Albert Pákh, „haben solche — wie groß auch ihr Talent sei und in welcher Sprache sie auch schreiben mögen — nur selten das Glück, eine bedeutendere Rolle zu spielen; ein Dichter aber, ein Dichter, der jede Regung des Gefühls, jede Nuance einer Idee getreu wiederzugeben vermag, geht nie oder doch nur außerordentlich selten aus ihnen hervor." Manche Ungarn dichten in zwei Sprachen, und solche sind noch immer in einer glücklichern Lage als ein an einen Scheideweg gestellter Dichter, der sich irrt und sich gerade derjenigen Sprache zuwendet, die seiner Denkweise nicht entspricht; er zwingt den Ergüssen seiner Seele eine Form auf, die für ihn immer spröde bleiben muß. An dem quälenden Bewußtsein, das eine solche verfehlte Wahl erzeugen muß, ging ein junger Mann zu Grunde, den die Natur mit allen herrlichen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet, der seinen poetischen Beruf früh erkannt hat, der durch die Freundschaft und Anerkennung eines der größten Dichter — Petöfi's — ermuntert ward; seine ihn vor Nahrungssorgen bewahrenden Verhältnisse haben ihn in seiner Entwickelung nicht gehemmt, und dennoch verkam er in der Blüte seines Lebens in Wahnsinn, fern von der Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing. Wir sprechen von Friedrich Christmann (später in „Kerényi" magyarisirt), der wahrscheinlich der Familie Nikolaus Dietrich Giseke's, des deutschen Dichters aus dem 18. Jahrhundert, entstammte. Aus Patriotismus entschied er sich für den Gebrauch der ungarischen Sprache; in ihm wohnte eine echte Dichterseele, aber das Gefühl, daß er nie und nimmer ein ganzer magyarischer Dichter werden könne, nagte an seinem Geiste und er starb im Alter von 30 Jahren in einer ungarischen Colonie Nordamerikas an Wahnsinn.

Hübsch und anziehend ist das Kapitel „Jowan Jorgowann; ein geographisches Märchen", dessen Schauplatz die Umgebung des Eisernen Thores und des weltbekannten südungarischen Badeortes Mehadia-Herkulesbad ist. Jowan Jorgowanu ist die rumänische Variante des Herkules. Dux hat alle mündlichen Ueberlieferungen, deren Held Jorgowanu ist, gesammelt und zum ersten mal in eine zusammenhängende Legende zusammengefaßt, die an die Herrschaft der Römer in Dacien, an heidnische und christliche Mythen — namentlich auch an den heiligen Georg — und an viele locale Züge anklingt. Der Ursprung der mehadiaer Schwefelquellen wird in diesem Märchen darauf zurückgeführt, daß Jorgowanu, als sein Sohn von einem Türkenknaben verwundet wurde, dem letztern den Kopf abschlug; das Türkenblut versickerte in die Felsspalten und kam am Fuße des Bergs als Schwefelquelle wieder zum Vorschein. Die zwei Felsen, die aus dem Berge am linken Donauufer bei Turn-Severin hervorragen, rühren daher, daß zwei Schwestern, die ihre jüngste und schönste Schwester aus Neid im finstern Wald allein ließen, zur Strafe in jene zwei Felsen verwandelt wurden. Den Drachen, der das dritte Mädchen packte, tödtete Jorgowann; wie der Drache gedroht hatte, entstiegen seinem in den Felsenklüften von Golubács verwesenden Haupte die den Rindern und Pferden tödlichen „golubácser Mücken", besser als „kolumbácser Fliegen" bekannt, die seither fast jedes Jahr Südungarn unsicher machen. Jenes Mädchen stürzte sich aus Verzweiflung darüber, daß Jorgowann es nicht heirathen durfte, in die rauschende Czerna und wurde in eine goldene Forelle verwandelt, die heute noch lebt. „Wehe der Welt, wenn diese Forelle gefangen und getödtet würde. Vor einigen Jahren wäre das große Unglück bald geschehen, denn die Forelle befand sich bereits im Netze eines Fischers; doch gelang es ihr, noch zur rechten Zeit wieder daraus zu entschlüpfen. Damals schwoll die Czerna so gewaltig an, daß die ganze Gegend überschwemmt wurde."

Besonders werthvoll sind die zahlreichen Skizzen, die der Verfasser in den Kapiteln „Michael Vörösmarty", „Die ungarische Dichtung seit 1848", „Die ungarische Dichtung der Gegenwart", „Die königliche Garde" und „Ungarische Romane und Erzählungen" von den besten Autoren und Erzeugnissen entwirft; doch würde uns eine Wiedergabe

des Inhalts dieser Studien allzu weit führen. In dem Abschnitt „Die Hunnenschlacht" und an vielen andern Stellen erweist sich Dux — der der Zeit und der Qualität nach erste Petöfi-Uebersetzer — neuerdings als gewandter und tüchtiger Uebersetzer magyarischer Poesie. Ausnehmend gelungen und lesenswerth sind die Uebertragungen von Vörösmarty's — des zweitgrößten Dichters der Ungarn — schöner poetischer Erzählung „Stép Honka" („Das schöne Helenchen") und von Ladislaus Arany's Epos „Die Hunnenschlacht". Dieses Epos ist „ein Gemälde in Worten" und behandelt denselben Gegenstand wie Kaulbach auf seinem gleichnamigen Bilde; neben der Darstellung der Sage läuft die halbsatirisch durchgeführte Tendenz mitunter, den Kampf der heutigen Magyaren gegen ein zu starkes Ueberhandnehmen des Einflusses deutscher Bildung zu schildern. Das Kapitel „Der ungarische Diogenes" paßt nicht eigentlich in den Rahmen des Buchs, denn es steht mit Ungarn nur insofern in einem Zusammenhang, als der Held der Skizze in Ungarn geboren war; allein gerade dieser Abschnitt ist der interessanteste der ganzen Sammlung. Der „ungarische Diogenes" war ein gewisser David Mandel, alias Manteli, alias Mentelli, ein Oheim unsers Verfassers und gleich diesem ein Preßburger. Er entfloh, von heißem Wissensdurst getrieben, als dreizehnjähriger Knabe im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts aus dem Aelternhause, um in den ersten Jahren des jetzigen in Paris als einer der größten Gelehrten und Sonderlinge aller Zeiten aufzutauchen; er genoß daselbst großen Ansehens und wurde von mehrern englischen und ungarischen Reisenden, die ihn aufsuchten, in Zeitungen geschildert; der französische Dichter Charles Nodier, der lange Jahre mit ihm unter Einem Dache wohnte, schrieb ihm einen Nekrolog. Mandel verstand zahllose seltene Sprachen, war ein erstaunlicher Dynamiker und Statiker, kam jährlich mit 100 Frs. aus, nährte sich nur von Brot und Kartoffeln, erreichte ein beträchtliches Alter und kam dadurch um, daß er, als er einmal wie gewöhnlich seine Wasserkrüge an der Seine füllte, ins Wasser fiel und ertrank. Seine Manuscripte u. s. w. wurden von der französischen Regierung versiegelt, und man weiß nicht, was aus ihnen geworden. Schließlich sei auf die Genrebilder „Ein fröhlicher Mönch" und „Die Puszta", sowie auf die culturhistorischen Studien „Die Nazarener", „Die Sabbatarier" und „Geschichte des Theaters in Ungarn" nachdrücklich hingewiesen.

Ein anderes culturhistorisch beachtenswerthes, freilich literarisch mislungenes Werk ist:

2. Geschichte der ungarischen Juden. Nach den besten Quellen bearbeitet von Joseph Bergl. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 3 M.

Der Verfasser, ein Arzt zu Kaposvár in Ungarn, hat von diesem Buche gleichzeitig auch eine Ausgabe in ungarischer Sprache veranstaltet, und wir müssen gestehen, daß dieselbe weit besser ist als die deutsche, die, in Kaposvár gedruckt, auf jeder Seite von Druckfehlern und haarsträubenden grammatikalischen Unmöglichkeiten wimmelt. Offenbar ist das Deutsche nicht die Muttersprache des Autors. Was jedoch den Inhalt des Buchs betrifft, so verdient Bergl alle Anerkennung. Schon die Wahl des Gegenstandes ist eine verdienstliche, denn über dieses Thema hat es bisher noch kein selbständiges Buch gegeben. Die Bearbeitung einer Geschichte der Juden in Ungarn ist mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden, weil die Quellen spärlich fließen und überdies aus Gesetzbüchern, Zeitungsartikeln, Geschichtswerken u. s. w. mühsam zusammengesucht werden müssen. Bergl hat weder diese noch andere Hindernisse gescheut und eine Monographie geliefert, die dem Autor eines künftigen umfangreichern Werks über denselben Gegenstand als willkommene Grundlage dienen und ihm viele Forschungen ersparen wird. Er selbst hebt in der Vorrede bescheiden hervor, daß seine Arbeit weder auf Vollständigkeit noch auf unbedingte Verläßlichkeit Anspruch macht; von Vollständigkeit kann in der That keine Rede sein; die Verläßlichkeit ist jedoch — wie wir aus eigener Kenntniß des Gegenstandes wissen — die größte, die bei der vagen Natur der dem Verfasser zu Gebote gestandenen Quellen überhaupt zu erzielen war.

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, die Geschichte der ungarischen Juden in ihren Details zu erzählen; wir müssen uns auf einige Zeilen allgemeinen Inhalts beschränken. Wie in Frankreich, ergab sich auch in Ungarn der Adel von jeher der Verschwendung und dem übertriebensten Luxus, zu dessen Bestreitung seine gewöhnlichen Hülfsmittel bei weitem nicht hinreichten. Er suchte sich daher auf Kosten seiner schwächern Mitbürger zu bereichern; noch häufiger bediente er sich, um Geld zu bekommen, der Dienstfertigkeit der seinem Schutz unterstehenden reichen Juden. Auch der Handel blieb den verachteten Juden überlassen, da dieser Lebenspuls aller Staaten vom damaligen Adel für entehrend angesehen wurde. Infolge ihres eingefleischten Handelsgeistes sowie ihrer ausgedehnten Verbindungen mit Glaubensgenossen im Auslande konnten die Juden einerseits die Landesproducte leichter absetzen, andererseits die kostbaren Luxusartikel aus dem Ausland herbeischaffen. Jeder Adeliche ließ daher auf seinen Besitzungen einige Juden wohnen, die seine Geschäfte besorgten und sich dafür seines Schutzes selbst gegen die Landesgesetze erfreuten. Daher kam es auch, daß die Juden in Ungarn im allgemeinen viel weniger als anderswo Verfolgungen und Mishandlungen ausgesetzt waren. Die an und für sich gutmüthige und duldsame Bevölkerung trat überhaupt gegen die Juden nicht gehässig auf, erstens weil dieselbe hinsichtlich der bürgerlichen Rechte nicht höher stand als er, zweitens weil sie für ihre kleinen Bedürfnisse fast in jedem Dorfe bei jüdischen Krämern Befriedigung fand, drittens weil sie niemand zu beleidigen wagte, der sich des Schutzes der Grundherrschaft erfreute. Auch der Klerus war — im Gegensatz zu andern Ländern — in Ungarn den Juden nicht sehr feindlich gesinnt, theilweise weil auch er unter dem Einfluß der allgemeinen Volksstimmung stand, theilweise weil die

Juden auch ihm ihres Geldes wegen unentbehrlich waren. Außerdem hatte namentlich der höhere Klerus einen besondern Grund, die Juden nicht zu hart zu behandeln; laut König Koloman's Verordnung durften die Juden größtentheils nur in den Bischofssitzen wohnen, wodurch der Wohlstand der betreffenden Städte nicht wenig gehoben wurde. In ähnlichen Beziehungen standen die Israeliten auch zum jeweiligen König und den Leitern der Staatsgeschäfte. Das Einkommen des ungarischen Staatsschatzes konnte nicht hinreichen, die Kosten der langwierigen innern und äußern Kriege zu decken. Die Könige geriethen so sehr in Geldverlegenheit, daß sie oft Krongüter und Staatseinkünfte an Juden verpachten mußten; diese zahlten ihnen höhere und garantirte Pachtschillinge und gaben ihnen häufiger Geldvorschüsse. Für ihr theueres Geld genossen sie auch des unmittelbaren Schutzes des Königs. Am schwierigsten war ihre Stellung in den sogenannten königlichen Freistädten, deren Bevölkerung vornehmlich aus eingewanderten Deutschen bestand. Das aus Deutschland hierher verpflanzte Bürgerthum fühlte eine starke occidentalische Antipathie gegen die in Meinungen, Sitten und Gewohnheiten so sehr verschiedene orientalische Rasse. Hier hatten sich frühzeitig Neid und Misgunst besonders gegen den zunehmenden Wohlstand der Juden eingebürgert. Die wenigen Judenverfolgungen, die in Ungarn vorkamen, gingen von den königlichen Freistädten aus.

Mit Bekehrungsversuchen wurden die ungarischen Juden niemals viel angefochten; nur Ludwig I. und Cardinal Kolonitsch dachten daran, solche Versuche zu machen. Die Israeliten konnten ihren Gottesdienst und ihre Lebensweise unbehindert beibehalten und sich eigene Synagogen bauen, sodaß unter Karl III. (1772) die Protestanten sich darüber beschwerten, daß ihnen weniger Religionsfreiheit gestattet sei als den Juden. Diese legten auch ihrerseits — hier wie überall — keine Neigung zum Proselytenmachen an den Tag, erwiesen sich also als fürs Christenthum nicht gefährlich. Dieser Umstand sowie die Geringfügigkeit ihrer Anzahl und die Sporadität ihres Vorkommens, vor allem aber der in ihren Händen befindliche goldene Zauberschlüssel, der ihnen alle Thüren und Herzen öffnete, verhalfen ihnen zu der Ruhe und Duldung, deren sie sich erfreuten. Dies ist eine auffallende und erfreuliche Erscheinung, denn in mehrern andern Ländern haben dieselben Vorbedingungen nicht dieselben Resultate ergeben. Die ungarischen Juden boten noch eine andere auffallende, allerdings minder erfreuliche Erscheinung dar: „Während in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland selbst im rohen Mittelalter so viele Heroen der jüdischen Gelehrsamkeit auch in den profanen Wissenschaften nicht fremd waren und literarische Leistungen boten, die auch heute noch große Anerkennung finden, hatte Ungarn bis zum 18. Jahrhundert, den um 1666 lebenden Chacham Zwi etwa abgerechnet, weder einen besonders jüdisch-gelehrten, noch einen sonst wissenschaftlich gebildeten Israeliten aufzuweisen.“ Der Grund lag wahrscheinlich darin, daß die ungarischen Judengemeinden ihre Rabbiner aus dem an Bildung noch weit mehr zurückstehenden Polen bezogen, und auch von dort nur — um kaufmännisch zu reden — „ganz geringe Sorten“. Ganz anders freilich verhält es sich in dieser Beziehung seit einem Jahrhundert und namentlich jetzt, und es war ein großer, nur der am wiener Hofe wehenden dumpfen Luft zuzuschreibender Anachronismus, daß die Israeliten Ungarns erst 1867 — hauptsächlich durch die Bemühungen Franz Deák's und Joseph von Eötvös' nach Eintritt der freiheitlichen Aera des Dualismus — emancipirt wurden. Sofort wurde ein Jude von einem hauptstädtischen Wahlbezirk zum Parlamentsabgeordneten gemacht.

Die deutschen Verleger verlegen sich immer mehr auf die Veröffentlichung von Uebersetzungen magyarischer Poesien. Von den neuesten Erscheinungen dieser Art seien zwei hervorgehoben; zunächst:

3. König Buda's Tod. Ein Epos von Johann Arany. Aus dem Ungarischen übersetzt von Albert Sturm. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 3 M.

Ende November 1879 lief die Nachricht durch die Blätter, Johann Arany — der größte magyarische Dichter der Gegenwart, von vielen sogar als der bedeutendste Poet der gesammten ungarischen Literatur angesehen — habe die Idylle „Toldi szerelme“ („Toldi's Liebe“), das mittlere Glied einer bereits vor drei Decennien begonnenen Trilogie, vollendet und veröffentlicht. Der Jubel der einheimischen Presse über dieses wirklich wichtige literarische Ereigniß war groß — kein Wunder, denn Arany's Name würde auch in den reichsten Weltliteraturen zu den klangvollsten zählen. In Deutschland war dieser Name bislang sehr wenig oder gar nicht bekannt, und wir müssen es Albert Sturm zum dankenswerthen Verdienst anrechnen, daß er denselben dem deutschen Publikum näher zu bringen sucht, denn wir müssen und wollen ihm von vornherein das Lob spenden, daß seine Arbeit im großen und ganzen wohlgelungen ist. Wir hätten es freilich lieber gesehen, wenn Sturm den Deutschen statt eines Epos einige der herrlichen Balladen oder lyrischen Perlen Arany's vorgeführt hätte.*) Bei ihnen wäre er kaum auf so große Uebersetzungsschwierigkeiten gestoßen wie bei der Uebertragung von „Buda halála“ (dies der Originaltitel des uns vorliegenden Heldengedichts). Allein da er die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten größtentheils überwunden hat, nehmen wir einstweilen gern mit „Buda's Tod“ vorlieb. Dieses Epos erschien 1863 anlaßlich einer Preisausschreibung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ist, wie der Dichter selbst sagt, „ein vollständiges Ganzes, insofern es das Verhältniß Buda's zu Etzel behandelt; insofern es aber spätern Entwickelungen als Grundlage dient, ist es gleichsam nur das Vorspiel einer großen Tragödie, die in meinem Geiste bereits ihre Gestaltung gefunden“. Offenbar plante Arany eine Trilogie, an deren erstes Glied, „Buda's Tod“, sich „König Etzel's

*) Wie uns mitgetheilt wird, bereitet Otto Wigand's Verlag in Leipzig einen Band Uebertragungen vermischter Arany'scher Gedichte vor.

Ruhm" und „König Etzel's Tod" als zweites und drittes Glied anschließen sollten. Seit längerer Zeit ist jedoch der Gesundheitszustand des greisen Dichters ein so bedenklicher, daß die von vielen gehegte Hoffnung, er werde die Trilogie vollenden, schwerlich in Erfüllung gehen dürfte.

„Buda's Tod" ist eine Bearbeitung der international gewordenen Hunnensage, die bekanntlich auch im deutschen Nibelungenlied die Hauptrolle spielt. Stofflich sind manche Partien mit Theilen des Nibelungenliedes identisch; namentlich die Vorgeschichte Kriemhilde's ist dem letztern entlehnt. „Die Quellen", bemerkt Sturm in der Vorrede, „aus denen Arany, der mit dem Volksbewußtsein und dessen dichterischer Kraft die intimste Fühlung unterhält, bei Conceipirung seiner Dichtung schöpfte, sind vor allem die mündliche Ueberlieferung selbst, wie sie die Magyaren von den Hunnen überkommen haben, dann aber die alten ungarisch-lateinischen Chroniken." Die Dichtung bewegt sich in jener alterthümlich-naiven Chronikenform, die man bei ihm längst bewundern gelernt hat. Was das Versmaß betrifft, so sind vierzeilige Strophen und der ungarische Alexandriner (trochäischer Trimeter) das altnationale Gewand, in welches er auch dieses Kind seiner Muse kleidet. Anfangs hatte es Arany mit der Nibelungenstrophe versucht, war aber von den Ergebnissen so wenig befriedigt, daß er zu der ihm besser zusagenden nationalen Form zurückkehrte. Der Uebersetzer hat den glücklichen Gedanken gehabt, statt des ungarischen Alexandriners, der im Deutschen ermüdend wirken müßte, die Nibelungenstrophe mit Langzeile zu adoptiren. Der Inhalt des Epos besagt, wie der Hunnenkönig Buda — im Nibelungenlied Blödel — die Krone freiwillig mit seinem Bruder Etzel (Attila) theilt, wie ihn das aber, namentlich infolge der Einflüsterungen Dietrich's von Bern, bald reut; wie die Gattinnen der beiden Brüder, Kriemhild und Perlinde oder Perlenblut (Gyöngyvér), eifersüchtig und neidisch sind, wie sie sich zanken und dadurch Anlaß geben, daß die Brüder sich entzweien; wie Kriemhild sich vornimmt, an ihren Brüdern, den Mördern ihres ersten Gatten Siegfried, Rache zu nehmen; wie Etzel von den Hunnen bald als eigentlicher König betrachtet wird, während Buda unbeachtet bleibt; wie Etzel das „Schwert Gottes" findet, das dem Besitzer die Herrschaft über die ganze bekannte Erde sichert; wie Buda ihm dieses Kleinod durch den Räuberführer Kanyaró entwenden läßt, und wie Etzel seinen Bruder deshalb in der von diesem neuerbauten Stadt O-Buda (das jetzige Altofen) erdolcht. Die Schlußstrophe lautet in der Weise alter Reimchroniken:

Hört, Hunnen! Hoch erhebe ich heute Gottes Schwert,
Durch welches unserm Volke die Herrschaft sei beschert
Bis an das Weltenende; sein Stern sich nimmer wende
Und unsers Ruhmes geb' es in alle Ewigkeit kein Ende.

Die alten Chroniken melden nichts davon, welcher der beiden Brüder der jüngere und welcher der ältere gewesen; die Nibelungensage bezeichnet Blödel als den jüngern, Augustin Thierry und Arany jedoch nennen Buda wiederholt den ältern Bruder. Arany wollte, indem er „Buda halála" schrieb, im Wege der Kunstpoesie schaffen, was die Ungarn vordem nicht besaßen: ein Nationalepos. Mit Bezug hierauf bemerkt Adolf Dux in seinem (unter Nr. 1 besprochenen) Buche „Aus Ungarn": „Ein kühnes Unternehmen, denn das naive Epos beruht auf unentbehrlichen Vorbedingungen, die im gegebenen Falle nur in höchst geringem Maße erfüllt sind. Der genetische Zusammenhang der Magyaren mit den Hunnen ist nur eine Hypothese *); von den hunnischen Sprachdenkmälern sind blos einige Namen auf uns gekommen; von der Sage, die, von der Zeit der Hunnen angefangen, in lebendigem Fluß fortströmen müßte, ist nichts vorhanden als einige von lateinischen Chronisten zuweilen mit dem ironischen Lächeln der Aufgeklärtheit aufgezeichnete Andeutungen. Schon der Wille, aus solchen unscheinbaren Elementen ein naives Epos zu schaffen, muß Staunen erregen." Das Ergebniß ist schön und fest gegliedert und von bewundernswerther Einfachheit und Kraft. Und da es dem Uebersetzer gelungen ist, in seiner Nachdichtung einen Abglanz jener Poesie vorschimmern zu lassen, an der das Original so reich ist, so ist die große Mühe und Liebe, die er an seine Arbeit unzweifelhaft gewendet, durchaus nicht verloren gewesen.

4. Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung von Adolf von der Heide. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1879. 8. 6 M.

In einem Aufsatz, den Dr. Gustav Heinrich in Pest in den „Literarischen Berichten aus Ungarn" veröffentlichte, zählt er nicht weniger als zwanzig Anthologien auf, welche deutsche Uebersetzer während des halben Jahrhunderts von 1825—75 aus ungarischen Dichtungen veranstaltet haben. Wer hätte das gedacht! Das soeben genannte Buch ist somit das einundzwanzigste seiner Gattung! Der Band unsers Pseudonymus umfaßt etwa zweihundert Gedichte ungarischer Poeten und erstreckt sich auf die Gebiete der Lyrik und der Epik. Die Sammlung ist weder chronologisch noch nach Autoren geordnet, sondern nach Stoffen gruppirt, was den Nachtheil hat, daß der deutsche Leser sich von keinem der vorkommenden Dichter ein Gesammtbild machen kann, um so weniger, als weder ein orientirendes Register noch biographische Notizen gegeben werden. Das ist um so bedauerlicher, als ja der Ausländer solche Bücher nicht liest, um Gedichte zu lesen, sondern aus literarhistorischem Interesse. Der größere Theil des Publikums, für das solche Anthologien berechnet sind, muß von dem Buche von der Heide's unbefriedigt bleiben. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so verleitet das Streben nach möglichster Treue den Nachdichter häufig zu gezwungenen, undeutschen Redewendungen, unschöner Behandlung der Form und falschen Reimen. Einzelnes übersetzt Heide ganz gut; zumeist aber sind seine Uebertragungen schwerfällig — zuweilen sogar unverständlich —, seine Diction unschön, seine Sprache unrichtig. Wie leider die meisten

*) Eine Hypothese, die Paul Hunfalvy vor einigen Jahren wol definitiv als falsch nachgewiesen hat. Vgl. unsern eingangs genannten Artikel „Aus und über Ungarn" (Nr. 41 d. Bl. f. 1877).

poetischen Uebersetzungen aus dem Ungarischen, laufen auch die vorliegenden dem Geiste der deutschen Sprache vielfach zuwider; dies ist kein Wunder bei der Grundverschiedenheit in der Satzbildung, die zwischen jener form- und klangreichen agglutinirenden und dieser dem Lautverfall anheimgegebenen, aber syntaktisch weit mehr ausgebildeten Sprache obwaltet. Unser Pseudonymus — ein in Kaschau lebender Deutscher — besitzt, wie wir mit Dr. Gustav Heinrich glauben, wirkliches Talent zum Uebersetzen; „er weiß Stimmung und Färbung des Originals wiederzugeben, beherrscht die Form und weiß auch die Sprache zu handhaben. Auch er ist jedoch in dem Wahn befangen, die Wörter, nicht die Worte des Originals wiedergeben zu müssen; auch er hat übertriebene und daher unzulässige Begriffe von der Freiheit, welche dem Dichter und Uebersetzer in der Behandlung der Sprache und der Form gestattet ist; auch er veröffentlicht einzelne Stücke, die einfach nicht fertig sind und Mängel enthalten, die das schönste Gedicht verunstalten. . . ."

5. Fartblihndijer Zipserscher Liederposchen, en verflitzten Jong und verschemten Jongfern vor die Brost gestochen von Lënd ners Ërnst von Käisenmark. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit angehängtem Glossar. Budapest, Grill. 1879. Gr. 16. 2 M.

Im Jahre 1864 erschien unter dem Titel „Fliegende Blätter in Zipser Mundart von Ernst Lindner" (Wien, Tendler u. Comp.) ein Bändchen vortrefflicher Dialektdichtungen, die in der Zips seither in Fleisch und Blut des Volks übergegangen sind und zu verschiedenen Melodien gesungen werden. In Deutschland jedoch haben sich nur die Sprach-, namentlich die Dialektforscher dieser Sammlung bemächtigt; in ihren Gesichtskreis fallen aber blos die Laute und Formen der Mundart, nicht auch der poetische Werth der Dichtungen. Das vorliegende Buch ist eine neue erweiterte Ausgabe jener „Fliegenden Blätter"; es ist zu wünschen, daß dasselbe überall, wo man für gesunde, echte, mundartliche Poesie Verständniß hat, auf Theilnahme stoße. Lindner stehen die frischesten und wahrsten Töne, Stimmungen und Formen der echten Volksdichtung zur Verfügung. Seine an packenden Naturlauten der Empfindung reichen zipser Lieder gehören zu den erfreulichsten poetischen Erscheinungen der Gegenwart. Unter den sechsundfunfzig Pièceu des Bändchens befindet sich kaum ein mittelmäßiges, dagegen viele inhaltlich wie formell vollendete. Die auffallende Aehnlichkeit des zipser Dialekts mit dem jüdisch-deutschen Jargon thut der Vorzüglichkeit der Lindner'schen Poesien keinen Abbruch; das beweist die folgende Probe:

Der verliebte Landjong.

Ich ho mich verschand ën zwai fënklije Stëren,
En Stodtmaidchens fënklije Ängen;
Die hon mer gesogt, die hon mich gëren,
Und hon mich, und hon mich beträugen.

Es hat mich verdrossen Tog und Nocht,
Es hat mer es Herz schërr zerfressen;
Lang ho ich mit Schmerzen dron gedocht
Und endlich ho ich's vergessen.

Hënt (heute), wenn ber (wir) owwen Johrmark gäin,
Hënt sëh ich's Maidchen wieder;
Wie ëß es doch hëhr! wie ëß es doch schäin!
Wie zëckt's mer durch alle Glieder!

Es Wängelchen räiselt (schimmert rosig), es Äigelchen lacht,
Die goldijen Löckerchen (Locken) fliegen;
Main Herz, gëb Acht! main Herz, gëb Acht!
Nëch lëß dich noch äinmäul betriegen! —

Zëpser Kënderns Frihjohrsfraiden.

— — — — — — — — — —

Kamm sain se owwen halben Wëg,
Fängt Räigen on zu rasseln.
„Na, Joug, hait kriggt der Riem zu thun!
Hait wëtt die Schword aich prasseln!"

Doch's Wëter, fluggs wie's wor gekumm,
Fluggs war's äuch weggezäugen.
Die traigen (trocknen) an der Sonn die Wäut (Kleider)
Und schaun ën Räigenbäugen.

Die kumm ähäim; 's Maiderchen-Volk
Sëzt vor der Läib (Laube) und zwirent;
Der Voter ëß ën's Feld gegang,
Die gutte Mutter kirent (buttert).

6. Die Reform des höhern Unterrichtswesens und die moderne ungarische Bildung. Culturpolitische Skizzenfragmente von Julius Láncsy. Budapest, Eggenberger. 1879. 8. 1 M.

An und für sich wäre diese Broschüre nicht von Wichtigkeit oder Bedeutung, allein sie erregt unser Interesse als eine der bemerkenswerthesten Kundgebungen der neumagyarischen Sturm- und Drangperiode — denn eine solche ist jetzt vorhanden. Darum enthält das Werkchen neben vielem Richtigen viele verworrene und unreife Plane und Projecte. Der Hauptfehler des Verfassers besteht darin, daß er alles von der Schule erwartet. Wir müssen ihm zugestehen, daß er einer der besten Kenner der englischen Verhältnisse ist, die Ungarn besitzt; das kann uns jedoch nicht abhalten, uns über seine allzu große Vorliebe für das englische Schulwesen abfällig auszusprechen. Daß er die englischen Schulzustände mit ihren Verkehrtheiten seinen Landsleuten zur Nachahmung empfiehlt, können wir als Kenner sowol der ungarischen als auch der englischen Unterrichtsverhältnisse nur misbilligen. Die guten Elemente des britischen Schulwesens sind nicht speciell britisch, und die speciell britischen in der Regel nicht gut; man lernt in England zumeist für die Prüfungen, nicht fürs Leben; das „grinding", das mechanische Lernen ist dort zu sehr an der Tagesordnung. Wir können den Wunsch, derlei in Ungarn eingeführt zu sehen — wo es mit dem Schulwesen ohnehin noch hapert — nicht theilen.

Leopold Katscher.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Historisch-biographische Literatur.

1. Eine mecklenburgische Fürstentochter (Helene, Herzogin von Orléans). Von Ludwig Brunier. Zweite Ausgabe. Mit dem Porträt der Herzogin von Orléans. Bremen, J. Kühtmann. 1879. Gr. 8. 4 M.
2. Ernst Wilhelm Arnoldi. Leben und Schöpfungen eines deutschen Kaufmanns. Von A. Emminghaus. Mit einem Porträt. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 7 M.
3. Karl Ernst von Baer. Eine biographische Skizze von Ludwig Stieda. Mit einem Bildniß Baer's. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 7 M.
4. Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet von Heinrich Boos. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M.
5. Galileo Galilei und sein Proceß. Nach den neuesten Forschungen von Paul Schanz. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 80 Pf.
6. Voltaire. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus von W. Kreiten. Erste und zweite Hälfte. Freiburg i. Br., Herder. 1878—79. Gr. 8. 4 M. 95 Pf.
7. Papst Pius IX. Ein Bild seiner Persönlichkeit, seines Lebens und seiner Kirchenleitung. Von J. Hasemann. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 2 M.

Ludwig Brunier, der sich bereits durch eine Biographie der Königin Luise in weitern Kreisen bekannt gemacht, führt uns in „Eine mecklenburgische Fürstentochter" (Nr. 1) das rührende Lebensbild einer deutschen Prinzessin vor, die in vielen Beziehungen als ein würdiges Seitenstück jener großen Preußenkönigin erscheint. Aus der Idylle des kleinen mecklenburgischen Hoflebens herausgerissen in die große politische Kampfbahn, glänzt auch Helene, eine zweite Luise, durch den Reiz ihrer Persönlichkeit, durch Schönheit und Anmuth, Geistes- und Herzensadel, wird auch sie von der Höhe des Lebens, auf die sie ein tückisches Schicksal gehoben, grausam in die Tiefe gestürzt, trägt auch sie ihr Unglück mit Fassung und Heldenmuth, erringt auch sie die Palme des reinsten Märtyrerthums. Diese Parallele, die wir hier nicht weiter ausmalen wollen, würde noch zutreffender sein, wenn Helene, als die Gattin des Herzogs von Orléans, als die Schwiegertochter des unglückseligen Bürgerkönigs Ludwig Philipp, nicht genöthigt gewesen wäre, ihr Vaterland zu wechseln, ihren Patriotismus, ihre Duldergröße und alle ihre edeln Eigenschaften an ein fremdes Volk, an eine verlorene Sache zu verschwenden. Groß und bewegend bleibt dabei immer die Ergebenheit, mit der diese zartbesaitete Frau die Schicksalsschläge trug, die seit dem jähen Untergang ihres geliebten Gatten auf sie einstürmten, der Muth, den sie in der Februarrevolution bekundete (durch ihr Auftreten in der Deputirtenkammer u. s. w.), die Entschlossenheit und Zähigkeit, mit der sie, männlicher als der König, die Rechte des Bürgerkönigthums zu wahren suchte. Man lese darüber die betreffenden Kapitel des vorliegenden Buchs, das, der Zartheit des Gegenstandes entsprechend, von einer zarten, fast elegischen Grundstimmung durchzogen ist, die nur manchmal etwas zu sehr ins Weiche und Breite geht. So liest das Ganze sich mehr wie ein Roman als wie ein Geschichtsbuch, obwol der Verfasser historisch treu erzählt und den Spuren seiner Vorgänger ebenso sorgfältig als vorsichtig folgt. Die Biographien Heinrich Schubert's, des Lehrers der Herzogin, und der Gräfin Harcourt, ihrer Hofdame und Freundin, sind gewissenhaft verglichen und mit sichtlichem Streben nach Objectivität benutzt, ihre Angaben an einzelnen Stellen wol auch berichtigt und ergänzt, so in Betreff des Umstandes, daß die Prinzessin Helene ohne den Segen des Hauptes der mecklenburgischen Familie ihre Brautfahrt nach Frankreich antrat, in Betreff der falschen Beschuldigung, als ob die mecklenburgische Fürstenfamilie der Herzogin nach der Februarrevolution keine Gastfreundschaft angeboten hätte u. s. w. Das Buch ist mit einem Porträt der schönen Dulderin geschmückt.

Enthüllt uns das Leben der Herzogin von Orléans das glänzende Elend, das nur zu oft in der Nähe der Königsthrone nistet, so zeigt uns die Biographie von „Ernst Wilhelm Arnoldi" (Nr. 2) das schlichte, aber kerngesunde und segensreiche Leben und Wirken eines echten deutschen Bürgers. Wir haben in der deutschen Literatur keinen Mangel an Denker- und Dichterbiographien, an Lebensbildern großer Theoretiker; desto spärlicher sind bei uns diejenigen gesäet, die uns von praktischen Genies, von Führern auf den Gebieten des Handels, der Technik, gemeinnützigen wirthschaftlichen Wirkens erzählen. Um so dankbarer sind wir A. Emminghaus, dem bekannten und gewandten volkswirthschaftlichen Schriftsteller, für das mit ebenso vieler Sachkunde als Pietät ausgearbeitete Bild Arnoldi's, dieses bahnbrechenden Kaufmanns, der sich um die Förderung des Handels und der Volkswirthschaft in Deutschland unvergeßliche Verdienste erworben, als Vorkämpfer des Zollvereins (im Bunde mit List), als verständnißvoller Förderer der führenden Mission Preußens, als Begründer der Feuer- und Lebensversicherungsbanken in Gotha, der ersten ihrer Art in Deutschland (von 1819—27), als Verbreiter der für unsern vaterländischen Wohlstand so wichtig gewordenen Rübenzuckerindustrie, als Verfasser von volkswirthschaftlichen Flugschriften u. s. w. Selbst wer den praktischen Zielen, denen Arnoldi sein Leben geweiht, fern steht, wird doch mit herzlicher Theilnahme das Leben und Ringen dieses Mannes, eines „selbstgemachten Mannes" im besten Sinne, verfolgen, wird ihn als Freund und Familienvater, als Patrioten, als Weisen, ja — als Poeten achten und lieben lernen; denn dieser klug rechnende, geschickt organisirende Kaufmann war zugleich ein Dichter, dessen feiner Schönheitssinn, dessen tiefpoetisches Gemüth alles, was ihn beschäftigte (bis auf das Versicherungswesen, bis auf die Zuckerrüben), adelte und in poetisch verklärendem Lichte anschaute. Von den Blüten seiner Lebensweisheit und poetischen Begabung theilt der Biograph (nach einer Gedichtsammlung Arnoldi's, die er „Licht-

streifen" nannte), viele Proben mit, von denen hier einige stehen mögen:

Den Reichthum magst du dir erwerben,
Was leichter ist: du kannst ihn erben;
Die Wissenschaft bei guten Gaben,
Die kannst du in der Schule haben;
Die Kunst kann das Talent verleihn,
Und König kann ein jeder sein;
Doch es verleihet keine Innung
Und keine Macht dir die Gesinnung.

Was ist ein Wort? Ein bunter Stein,
Und es ist gut mit Steinen baun;
Doch fragt dabei sich's nicht allein:
Kannst du sie fügen und behaun?
Den Geist den Steinen einzuhauchen
Kann man nicht jeden Steinmetz brauchen.

Im späten Herbste sind der Sonne Strahlen
Wohlthuend, wie die Lieb' im Alter ist;
Zur Sommerzeit bereiten beide Qualen.

Wer große Dinge unternimmt,
Der muß das Reimen wohl verstehn;
Denn nur was sich zusammenreimt,
Kann Hand in Hand zum Ziele gehn.

Schreibst du im Zorn, so lies nur wieder
Bei kaltem Blute, was du schriebst,
Und schlage deinen Unmuth nieder
Und wäg' die Worte, die du gibst;
Doch eilt's, gebietet die Minute,
Und spukt empor ohn' Unterlaß
Dein böser Geist in deinem Blute,
So — streue mit dem Tintenfaß.

Ein Musterstück praktischer Weisheit sind die „Sittentafeln", die Arnoldi für die Schüler der von ihm begründeten Handelsschule zu Gotha entwarf; sie athmen den Geist Benjamin Franklin's. Arnoldi war auch ein „Gründer", aber freilich einer, dessen Gründungen die peinlichste Untersuchung vertragen und seinen Namen zu einem gesegneten gemacht haben. Das wohl ausgeführte Porträt dieses merkwürdigen Mannes ist eine angenehme Beigabe.

Die biographische Skizze Ludwig Stieda's über „Karl Ernst von Baer" (Nr. 3), die gleichfalls mit einem Bildniß geschmückt erscheint, ist zur größern Hälfte der Lebensbeschreibung jenes bedeutenden Naturforschers, zur kleinern der Darstellung seines weitschichtigen schriftstellerischen Wirkens gewidmet. Baer war Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes: es gibt nur wenige Gebiete der Naturforschung, auf welchen er nicht thätig gewesen. Die Erde mit allem, was auf ihr befindlich, mit ihren Steinen, Pflanzen, Thieren und Menschen war Gegenstand seiner Forschung: er schrieb Zoologisches, Anatomisches und Embryologisches, Geographisches, Anthropologisches u. s. w. Der Biograph hat sich die Mühe genommen, alle diese Schriften zu sammeln und nach gewissen Gruppen zu ordnen; genauer durchgegangen werden freilich nur die anthropologischen und geographischen.

Die Denkwürdigkeiten von „Thomas und Felix Platter" (Nr. 4) führen uns unmittelbar in das süddeutsche Volksleben zur Zeit der Reformation. Die manchmal recht naiven und derben, immer aber frischen und urwüchsigen Aufzeichnungen der beiden Platter, die der Herausgeber Heinrich Boos nach den baseler Chroniken bearbeitet und mit Register und Wortweiser versehen hat, sind gewiß von culturgeschichtlichem Interesse, und die Geschichte Thomas Platter's ist denn auch schon vielfach benutzt worden (so von Gustav Freytag in „Aus dem Jahrhundert der Reformation"); weniger beachtet war bisher das noch viel umfassendere und ergiebigere Tagebuch von Felix Platter, dessen Wiedergabe Dank verdient. Unser Zeitalter ist noch immer eng mit dem der Reformation verknüpft, und jede Kunde aus jener grundlegenden Sturm- und Drangzeit muß uns willkommen sein.

Die beiden Schriften „Galileo Galilei und sein Proceß" (Nr. 5) und „Voltaire" (Nr. 6) beweisen, daß das im Mittelalter übliche Gemisch von Wissenschaft und Theologie noch nicht ausgestorben, daß auch die Kirche ihre „Geschichtsbaumeister" hat. Die Schrift von Paul Schanz begnügt sich nicht damit, darzuthun, daß Galilei nicht „realiter" gefoltert worden; sie will das Verfahren seiner Gewissensrichter und Peiniger überhaupt beschönigen und aus dem Geiste der Zeit heraus entschuldigen. Bei derartigen Rettungen fällt einem immer Goethe's Wort ein: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grunde nur der Herren eigner Geist, die in den Zeiten sich bespiegeln." Die Schrift über oder vielmehr gegen Galilei ist aber noch immer maßvoll gehalten, es fließt in ihr noch immer etwas „Milch der frommen Denkart" im Gegensatze zu dem Drachengifte pfäffischer Verdammungs- und Verdummungssucht, das in der Kreiten'schen Biographie Voltaire's gärt. Das ist keine Biographie, sondern eine Brand- und Schmähschrift gegen den Philosophen von Ferney, und noch mehr gegen den Liberalismus, gegen die moderne Gesellschaft und Weltauffassung, die für alle persönlichen Irrungen und Gebrechen ihres angeblichen Vaters verantwortlich gemacht werden. Die traurigen Schattenseiten des Menschen Voltaire sind von keiner Seite geleugnet worden, auch nicht von den ihm wohlwollenden Biographen (Condorcet, Strauß u. a.), die unser frommer Pamphletist so trefflich für seine Zwecke auszunutzen weiß; dieser vergißt nur, daß der Liberalismus nicht, wie der Ultramontanismus, auf die Worte des Meisters schwört, nicht mit diesem oder jenem seiner Vertreter steht und fällt; daß Voltaire's Charakter nicht ein Product des Liberalismus, sondern der vorangegangenen despotisch-klerikalen Corruption in Frankreich war; daß diesem einen Träger des Liberalismus andere, wie z. B. Lessing, welcher der eigentliche Vorkämpfer des deutschen Liberalismus war, entschieden gegenübergetreten sind. Der Verfasser eifert gegen die Ueberschätzung Voltaire's, macht sich aber selbst einer solchen schuldig, indem er alles, was der Liberalismus geschaffen und verschuldet, Voltaire in die Schuhe schiebt und so eine Art von umgekehrtem Per-

sonencultus mit ihm treibt. Daß der Verfasser nur eine Tendenzschrift, ein Pamphlet, keine Würdigung des Wirkens und der Werke Voltaire's leisten will, verräth er uns selbst mit den Worten:

> Anstatt uns mit den Werken, die hundertmal widerlegt sind, lange herumzuschlagen, wird es eine viel lohnendere Arbeit sein, als Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der glaubensfeindlichen Philosophie ein möglichst getreues (?) Lebens- und Charakterbild des Mannes selbst zu geben und dadurch dem heutigen Geschlecht des Liberalismus gleichsam „den Spiegel seiner Geburt" vorzuhalten.

Dem giftigen Hasse, dem das Buch entsprungen ist, entspricht die Darstellung; Ausdrücke wie „Muttermal des Fluches", „Stempel der Infamie" u. a., sollen wahrscheinlich von der christlichen Milde des Autors Zeugniß ablegen. Und das nennt dieser dann eine „ruhige, objectiv gehaltene Darstellung"! Sapienti sat!

Recht wohlthuend wirkt solchem kirchlichen Uebereifer gegenüber das bescheidene Schriftchen des evangelischen Pfarrers J. Hasemann: „Papst Pius IX." (Nr. 7), das zu einer künftigen Biographie und Charakteristik des Verkündigers der Unfehlbarkeit einige recht werthvolle Vorstudien liefert. Der Verfasser weiß namentlich die Persönlichkeit Pio Nono's aus eigener Anschauung lebhaft zu schildern. Das Büchlein bietet freilich nur Material, will aber in seiner Anspruchslosigkeit wol auch nicht mehr bieten. Zu einer umfassenden Biographie, zu einer in Lob und Tadel gerechten Würdigung dieser merkwürdigen geschichtlichen Figur ist die Zeit noch nicht gekommen.

Arnold Bodek.

Religiöse und religionsphilosophische Schriften.

1. Wahrheit, Freiheit, That! Predigten gehalten von Erhard Schultz. Wien, Rosner. 1879. 8. 4 M.

Der Verfasser gehört zu den zahllosen Geistlichen, welche „für ihre frühern Zuhörer" eine Predigtsammlung herauszugeben sich gedrungen fühlen. In dem uns vorliegenden Bändchen hat er deren achtzehn zusammengestellt; sechs von ihnen fallen auf Festtage der christlichen Kirche, die drei letzten hingegen haben Gedächtnißtage hoher fürstlicher Persönlichkeiten zum Gegenstande (Zum Geburtstage des Fürsten Karl I. von Rumänien, zum Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph und zum Geburtstage des deutschen Kaisers; alle drei gehalten in Bukarest 1873—75). Textauslegung wird man sehr wenig finden, sondern nur Textanlehnung. Der modernen manchmal vielleicht etwas zu nachlässigen Art entsprechend, gibt der Verfasser nirgends ein Thema, beschränkt sich vielmehr auf glücklich gewählte Ueberschriften. Nur eine Predigt versucht die Gliederung des Mottos, hat aber diese Gliederung leider verfehlt; denn bei dem „Leben in Christo" kann der vorchristliche Standpunkt nicht mehr vorhanden sein, von welchem der erste Theil spricht. Alle Predigten sind aus einem Geist und Guss und wollen der liberalen Richtung dienen. Jedenfalls sind sie sehr geeignet, die der Kirche völlig Entfremdeten wieder auf den Boden der allgemeinen christlichen Wahrheiten herüberzuziehen. Sie quellen aus tiefster persönlicher Ueberzeugung und tragen das Gepräge eigener Erlebnisse; sie greifen überall, wo es nöthig ist, in die Geschicke der Menschheit, geben gern die psychologischen Anknüpfungspunkte und sind reich an Beziehungen zur Gegenwart. Der Autor glaubt in der Vorrede sich entschuldigen zu müssen, weil er von passenden Stellen der Classiker bald einen directen, bald einen indirecten Gebrauch gemacht habe. Abgesehen davon, daß er nur eine mäßige und stets zutreffende Anwendung solch schlagender Aussprüche sich gestattet, müssen wir seine Befürwortung des angegebenen Verfahrens als eine überflüssige ablehnen. Wenn Paulus den gebildeten Athenern gegenüber in apologetischem Interesse die Worte bekannter griechischer Dichter oder Philosophen citirt (Apostelg. 17, 28), so haben auch wir das Recht, vor der passenden Gemeinde in taktvoller Weise geeignete Stellen aus unsern Classikern in den Zusammenhang von Predigten hineinzuverweben. Wir können uns lebhaft vorstellen, daß z. B. gewisse Stellen aus dem ersten Theil des „Faust", geschickt verwerthet, eine große Wirkung auch in homiletischen Leistungen hervorbringen. Der Verfasser redet in lichtvoller, meist von hohem rhetorischen Schwung getragener Sprache, doch so, daß sein Pathos vorwiegend der ersten größern Hälfte seiner Predigten zugute kommt, auf Kosten des oft matter abfallenden Schlusses. (Den Ausruf aber: „Sonderbare Erscheinung das!" möchten wir denn doch als Kennzeichen einer unedeln Popularität ausgemerzt wissen.) Nirgends werden wir ermüdet durch bloße Betrachtungen, denen man die Studirstube anmerkt, oder verstimmt durch das so häufige Selbsthinaufschrauben der Theologen. Ueberall vielmehr findet man sich wohlthuend berührt durch die herzandringende, meist zur sittlichen That anfeuernde Gewalt der Rede.

Wir haben hier nicht mit Erhard Schultz zu rechten über seinen principiellen Standpunkt; indeß will es uns denn doch gar zu sehr an den alten abgestandenen Rationalismus erinnern, wenn der Verfasser am Charfreitage nur über die Duldsamkeit predigt und sich in einer fulminanten Polemik gegen die Intoleranz ergeht. Der „speculative Rationalismus" der Neuzeit sollte derartige Nebengedanken nicht zur Hauptsache an diesem Tage machen; für solch ein Thema hat er andere Sonntage und Texte genug zur Verfügung. Charakteristisch ist es, wie Schultz die Kirchen-

lehre von der leiblichen Auferstehung Christi verwirft und doch dieselbe durch ein Hinterthürchen wieder hereinbringt, weil genöthigt durch physiologische Schlußfolgerungen. Die beigegebene Todtenfestpredigt zeigt die Meisterschaft des Verfassers in Schilderungen, hätte aber doch wol auf einen geistvollern Text basirt werden können als auf Sirach 22, 1. Die letzten drei Reden, wie schon bemerkt, bei politischen Veranlassungen gehalten, sind von echter Vaterlandsliebe durchweht; sie stellen die hohe Bedeutung des fürstlichen Amtes in das hellste Licht und bleiben doch frei von jeder Schmeichelei.

Wir zweifeln nicht, daß diese Predigtsammlung auch über den ursprünglichen Zuhörerkreis hinaus sich Freunde erwerben kann, und möchten nur den Verfasser warnen vor der Gefahr, den Mangel an tiefer Durcharbeitung des Gedankenmaterials nicht etwa durch üppige Formgebung sich und andern verschleiern zu wollen.

2. Ueber die Schönheit der Natur in christlicher Anschauung. Von Karl Berthold. Würzburg, Woerl. 1878. Gr. 8. 90 Pf.

Der Verfasser möchte die Kirche von dem oft gehörten Vorwurfe reinigen, daß sie gegen die Schönheit der Natur unempfindlich oder gar feindselig sich verhalte. Darum erhebt er sich über alle geschichtlichen Skrupel zu der Verherrlichung, daß „die Kirche als die große Mutter aller europäischen Bildung auch in der Naturwissenschaft die leuchtende Fackel vorantrug". Man sieht: der katholischen Apologetik ist alles möglich! Sehr fein wird zunächst eine Auslassung des jetzigen Papstes Leo XIII. in das Treffen geführt, welcher einst als Cardinalbischof von Perugia sich über das Verhältniß des Christen zur Natur in einer Weise geäußert hat, welcher man wenigstens Stilgewandtheit nicht absprechen kann. Wahrhaft erheiternd aber muß die neueste Entdeckung dieser Sorte von Geschichtsmacherei wirken. Galilei gehört nämlich auch zu denjenigen Forschern, welche „in glänzender Weise die Einheit zwischen Glauben und Wissen auf dem Gebiete der Natur bestätigen". (!)

Mit Recht wird betont, daß der Mensch nicht Gott vergessen dürfe über der Natur, und daß Naturgenuß allein uns nicht ausreichend und dauernd befriedigen könne. Freilich werden hierbei die Begriffe „Sinnlichkeit" und „Sündlichkeit" bunt durcheinander geworfen; es wird verschwiegen, daß die katholische Kirche als solche eine grundsätzliche feindselige Stellung zur Natur eingenommen hat, während die unverwüstliche Volkskraft doch immer wieder zur Freude an Gottes Schöpfung zurückkehrte. Mit überflüssiger Gelehrsamkeit wird nun ein reicher Citatenschatz vor uns ausgebreitet, bekannte und noch mehr unbekannte Größen lassen ihre Stimmen zu Gunsten der Natur vernehmen. Da figuriren unmittelbar neben dem heiligen Augustin der Kartäusermönch Guigo und eine heilige Osanna; da reiht sich der „Cardinal" Wiseman sofort an Bernhard von Clairveaux und den Mystiker Tauler; da tauchen auf: eine Clarissin Baptista de Varanis, ein Georgius Pisida. Ganz besonders aber muß der heilige Franciscus als Beweismaterial dienen, welcher bekanntlich den Thieren und Blumen allen Ernstes predigte und die Lämmer als Erinnerung an das Gotteslamm, welches der Welt Sünde trug, mit besonderer Zärtlichkeit umfaßte. Geradezu süßlich aber sind die Stellen aus dem Bonaventura, in denen das zerspringende Nachtigallenherzlein geschildert wird, damit der Christ in seiner Liebe zum Heilande es dem armen Thierchen nachthun möge. Eine Poesie, welche die Gegenstände und Vorgänge der Natur nicht um ihrer selbst willen liebt, sondern nur als Sinnbilder religiöser Phantastereien gebraucht, ist wol katholisch, aber nicht — christlich. Das Gesagte gilt endlich am meisten von den angeführten Fabrikaten der Spanier Pedro de Salas und Johannes a Cruce. Da ist nirgends eine gesunde Lyrik, sondern nur eine anreflectirte, mit frommen Nutzanwendungen durchflochtene Versemacherei. Diese aber wird angepriesen, während Goethe und Schiller in einer einzigen Zeile gebrandmarkt werden als solche, welche durch Vergötterung des classischen Heidenthums die Gewaltherrschaft des ersten Napoleon herbeigeführt hätten. A. W. von Schlegel und Tieck trifft nur darum ein Tadel, weil sie — Protestanten blieben, während solch ein Autor wie F. von Schlegel „mit Aufrichtigkeit den Idealen der christlichen Kunst huldigte"!

Ob die gothischen Kathedralen symbolisch als „Tempel der Natur" gefaßt werden können, lassen wir dahingestellt; jedenfalls aber ist es ungeschichtlich, die alten flandrischen Maler (Memling, die van Eyck, Rubens) als Zeugen für die Naturfreundlichkeit der katholischen Kirche anzuführen; es ist naiv, Rafael als einen Sohn der Kirche in Anspruch zu nehmen, weil er eine „Madonna im Grünen", eine „Gärtnerin" u. dgl. gemalt hat.

Am wichtigsten an der ganzen Abhandlung erscheint uns der Umstand, daß man im ultramontanen Lager es für angezeigt hält, neuerdings das freundliche Verhältniß der Kirche zur Natur ausdrücklich betonen und vertheidigen zu lassen.

3. Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel. Nach der heutigen anthropologischen Forschung von Engelbert Lorenz Fischer. Würzburg, Woerl. 1878. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser hat in diesem sowie in seinem frühern Werke „Heidenthum und Offenbarung" aus den von der modernen Wissenschaft anerkannten Quellen geschöpft. Er läßt meist die großen Forscher der Gegenwart selbst reden und gelangt zu dem Resultat, daß die Fahne des Darwinismus auf dem anthropologischen Felde noch keineswegs Erfolge errungen habe und daß alle bisherigen urgeschichtlichen Funde für die Bibel sprächen. Man dürfe nur nicht allein von den Quellen ausgehen, welche die Industrie an die Hand gebe; auch sei es ein Mangel, daß die anthropologische Forschung sich bis jetzt fast nur auf Europa erstreckt habe, während sie doch gleichmäßig die ganze Erde umfassen sollte. Der Verfasser verschwendet offenbar zu viel Platz für die Betrachtung der Höhlen-

funde; dann behandelt er die sogenannten dänischen Küchenabfälle, die Torfmoore, die ältesten Steindenkmäler und Grabstätten, die Pfahlbauten, die Einführung der Metalle. Er kommt zu folgenden Ergebnissen. Die Paläontologie, die Physiologie und Psychologie zeugen nicht für die thierische Abstammung des Menschen. Alle Forscher (auch Virchow) stimmen darin überein, daß die Schädel des Menschen und des Affen specifisch verschieden voneinander, sowie daß Umfang und Gewicht des menschlichen Gehirns unverhältnißmäßig größer sind als beim Affen. Bei keinem Thier findet man eine Spur von Nachdenken über sich selbst. Unsere Stammältern waren nach dem Verfasser vor dem Sündenfall in religiös-sittlicher Hinsicht civilisirt, während die materielle Cultur ihnen abging. Später trat das umgekehrte Verhältniß ein. Die europäischen vorgeschichtlichen Menschen müssen von einem physisch und psychisch gut veranlagten Urstamme herrühren; denn es wäre nicht zu begreifen, wie die vorhandene große Entwickelung von Gehirn und Verstand auf ein ganz rauhes und wildes Leben sich hätte einpfropfen können. Die Culturgeschichte des Alterthums ist bei fortschreitender materieller Civilisation im großen Ganzen doch religiös-sittlicher Verfall. Die Kirche ist die Mutter der europäischen Civilisation und hat noch heute auf ethische Civilisirung des Menschen hinzuarbeiten.

Im ganzen hat uns diese Abhandlung angesprochen; nur will es uns scheinen, als verdanke der Verfasser sehr viel der „Apologetik" des protestantischen Theologen J. H. A. Ebrard (zwei Theile, 1874 und 1875), ohne doch dieselbe zu erwähnen.

4. Die Begründung der Sittenlehre und ihre geschichtliche Entwickelung von C. Wiener. Darmstadt, Brill. 1879. Gr. 8. 80 Pf.

Die vorliegende Broschüre ist aus einem Vortrage erwachsen, woraus wol die vielfach summarische und ungleichartige Behandlung des gestellten Themas zu erklären sein mag. Der Verfasser glaubt nachgewiesen zu haben, daß das Ziel der Sittlichkeit, welches das Wohl der menschlichen Gesellschaft sei, und das Ziel des Einzelnen, welches in dessen eigenem Wohl bestehe, sich nicht widersprechen. Da Wohlgefühl und Wachsthum miteinander verknüpft sein müssen, so würde durch die Sittlichkeit sowol die Beglückung als das Gedeihen der Menschen bedingt. Der Verfasser huldigt einer überwiegend naturalistischen Auffassung der Moral und lehnt sich gern an Schopenhauer und Herbart, obwol er letztern nicht nennt; vielfach auch ist er beeinflußt durch die Sätze der Phrenologie. Er verzichtet auf die Herleitung der Sittlichkeit aus einem obersten Princip und läßt sie außer allem Zusammenhange mit der Religion. In rein eklektischer Weise meint er die Wahrheit zu finden durch „eine Verschmelzung der sich theilweise widersprechenden Lehren und durch die Aufnahme des gesunden Kerns einer jeden Doctrin". Ob wirklich in einer jeden philosophischen Lehre ein „gesunder Kern" enthalten sei, möchten wir stark bezweifeln. Jedenfalls aber gelangt man zu einem wissenschaftlich gesicherten Resultate nicht durch äußere Verknüpfung der verschiedenen Wahrheitsmomente, sondern nur durch die innere Wiedergeburt derselben zu einem obersten Princip, aus welchem dann die einzelnen Grundsätze sich ableiten lassen.

Der Verfasser will die Sittenlehre psychologisch begründen. Er findet aber nur, daß alle Thätigkeiten des Menschen, geistige und körperliche, von zweierlei Art sind: solche der Lust und des Wachsens einerseits, und solche der Unlust und des Abnehmens andererseits. Die Lust sei das bewußte, das Wachsen das unbewußte Ziel eines Triebes. Die menschliche Gesellschaft habe sich selbst das Sittengesetz gegeben als Regeln, durch deren Befolgung das Wohlbefinden aller ihrer Mitglieder möglichst gefördert werde. Das von den Sittengesetzen Gebotene heiße „gut", das von ihnen Verbotene aber „böse". Die menschlichen Triebfedern seien unmittelbar nur auf das eigene Wohl und Gedeihen des Handelnden gerichtet; dennoch sind für das sittlich Gute viele Triebfedern vorhanden. Die Gewissenhaftigkeit sei die einzige Triebfeder, welche unmittelbar und ausnahmslos auf das Befolgen der Sittengesetze hinwirkt; außerdem seien noch wirksam folgende Beweggründe: der eigene Vortheil, das Mitgefühl oder Wohlwollen, der Ehrfurchtssinn, die Idealität, die Beifallsliebe. So stellt der Verfasser, ähnlich wie Herbart, in rein äußerlicher Weise eine Anzahl von sittlichen Urgefühlen auf, von denen man nicht begreift, warum gerade so viel als die angegebenen nöthig sind. Charakteristisch ist, daß unter den verschiedenen Motiven der Sittlichkeit die Rücksicht auf den eigenen Vortheil vorangestellt wird. Im Grunde ist eine derartige Sittlichkeit nur ein geheimer Krieg aller gegen alle, denn hier wird ja der persönliche Vortheil nur eingeschränkt durch die vom Sittengesetz vorgeschriebene gleiche Berechtigung der andern auf Wohlbefinden. Worin eigentlich dieses letztere bestehe, läßt Wiener unerklärt; denn er gibt nur eine Umschreibung, nicht aber eine Definition dieses Begriffs. Anstatt nun einen geschichtlichen Abriß über die Entwickelung des Sittlichkeitsbegriffs vorangehen zu lassen und aus den Mängeln der bisherigen Behandlung desselben das Recht zu einer neuen Begründung herzuleiten, gibt der Verfasser eine flüchtige geschichtliche Kritik erst an zweiter Stelle. In dieser zweiten Partie ist denn doch mehr als naiv die Behauptung, daß im Christenthum jeder Grundsatz fehle, auf welchem ein wissenschaftlicher Bau der Sittenlehre aufgerichtet werden könne. Immerhin steht Wiener noch über Eduard von Hartmann, welcher in seinem neuesten Werke „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" (1879) für den höchsten Zweck nicht das Wohl der Gemeinschaft oder des Individuums, sondern den Glückseligkeitszustand des absoluten Wesens hält, sodaß der Einzelne durch Entsagen zunächst sich selbst, im Grunde aber das Absolute erlöst. Dennoch kommt auch Eduard von Hartmann, wie Wiener nachweist, bei einem Individual-Eudämonismus an. Der Verfasser läßt zwischen den Zeilen lesen, daß er

am liebsten die Sittlichkeit allein auf die Gewissenhaftigkeit gründen möchte. Thäte er dies wirklich, so würde er sich auch gedrungen fühlen, seinen Sittlichkeitsbegriff irgendwie mit der Religion in nähere organische Verbindung zu bringen. Das aber halten wir für nöthig; eine rein naturalistische Ethik, sei es auch mit idealistischem Anflug, wird niemals sich dauernd behaupten.

5. Johann Gottlieb Fichte's Religionsphilosophie, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt von F. Zimmer. Berlin, Schleiermacher. 1878. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegende Abhandlung ist die Inauguraldissertation des Verfassers. Sie beruht auf sorgfältigen Studien und verräth eine vollständige Beherrschung des einschlagenden Materials. Ueberall weist sie hin auf die Quellen, und verhält sich wol kritisch, aber doch objectiv referirend und entwickelnd. Der Verfasser hat eine ähnliche persönliche Hinneigung zur Philosophie des ältern Fichte wie J. H. Löwe und besonders F. Harms. Er rechnet es Fichte zum größten Verdienst an, in eindringlichster Weise auf den engen Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit hingewiesen und die Religion für die höchste Macht im Völker- wie im Einzelleben erkannt zu haben. Die ganze Arbeit Zimmer's zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die Grundlegung, der zweite die Ausbildung der Fichte'schen Religionsphilosophie behandelt. Vor der Schöpfung der „Wissenschaftslehre" huldigte Fichte anfangs einem deterministischen Idealismus, nachher einem subjectiven ethischen Idealismus; innerhalb der Periode der Wissenschaftslehre unterscheidet der Verfasser einen objectiven und dann einen absoluten ethischen Idealismus. Im ganzen läßt er die chronologische, in den einzelnen Perioden die systematische Anordnung folgen. In den vier Entwickelungsstufen der Fichte'schen Religionsphilosophie findet er doch eine und dieselbe Grundanschauung ausgeprägt, nämlich die in den beiden Sätzen enthaltene: „Das Uebersinnliche ist das wahrhaft Reale." „Dieses ist als solches dem Menschen erfaßbar." Fichte's Philosophie war durchweg ein religiöser Idealismus, erzeugt und getragen von der höchsten sittlichen Energie. Der Verfasser weist eingehend nach, wie Fichte sich anfangs von Spinoza, nachher von Kant losmacht, und später selbst den „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" für ungenügend erklärt. In der ersten Periode war für Fichte die Religion nichts anderes als die Moral in Beziehung auf Gott als Gesetzgeber. Auf dem Standpunkte der „Wissenschaftslehre" dagegen hat die Religion eine selbständige Stellung neben der Sittlichkeit erlangt. Anfangs erschien die Religion als durch die sinnliche Schwäche des Menschen bedingte sinnliche Form der Sittlichkeit, nachher wird sie zur Religion des freudigen Rechtthuns. In beiden Perioden ist das Sittengesetz das Unmittelbare und wirklich Reale; es ist gewissermaßen selbst Gott. Aus dem „Ich soll" folgt unmittelbar das „Ich kann". Erst in der zweiten Periode zieht Fichte den Schluß: weil das Sittengesetz das wahrhaft Reale ist, darum bringt es auch alles, was existirt, hervor. Das menschliche Wollen ist nur eine Aeußerung des absoluten Gesetzes, das Mittel auch für dessen Selbstrealisirung. Gott kann nur durch das reine Denken ergriffen werden; das wahrhaftige Leben besteht in der gedankenmäßigen Vereinigung mit dem Ewigen und wird uns durch die Religion gegeben. Unsterblich kann nur der sittlich fromme Mensch sein. Christi Selbstbewußtsein war unmittelbar die reine und absolute Vernunftwahrheit selber, der Gedanke des Himmelreichs ging ihm zum ersten male ganz und voll auf. Die Grundlehre des Christenthums findet sich in voller Reinheit nur bei Johannes; Paulus räsonnirte aus seiner Zeitphilosophie heraus. Frieden wird in der Kirche nur dann werden, wenn man zum Urchristenthum zurückkehrt. Der Grundfehler der Kirche ist, daß sie historische Sätze metaphysisch nimmt; ihr Schaden kann nur geheilt werden durch religiöse Genien, zu denen Fichte sich selbst zählt. Die Gelehrtengemeinde ist der Kern der Christenheit; sie hat die Aufgabe, von den Symbolen der Kirche hinauf zu läutern zur reinen Idee.

Jedem, welcher das Thema der Abhandlung Zimmer's zu bearbeiten hat, empfehlen wir dieselbe als eine auf sorgfältigen Quellenstudien beruhende und durchaus nicht schönfärbende Darstellung der Fichte'schen Religionsphilosophie.

Volkslieder in deutsch-österreichischen Dialekten.

Das Gebiet des bairischen Dialekts, welches sich bekanntlich vom Hochlande Baierns an hinab über Salzburg und zum Theil über Tirol, dann weiter hinüber nach Kärnten, Steiermark, Ober- und Niederösterreich erstreckt und selbstverständlich — wie man schon hieraus sieht — weder mit politischen Reichs- noch mit den Landesgrenzen abgegrenzt erscheint, hat in der neuern Zeit einige besonders hervorragende Dichter aufzuweisen, die für die ganze Geschichte deutscher Dialekte von großer Bedeutung sind; man braucht nur hinzuweisen auf die Namen Kaltenbrunn, Stelzhamer, J. G. Seidl, Kobell, Castelli, in neuester Zeit auch Karl Stieler, Rosegger u. a. m., um dem Kundigen eine Reihe der besten Erzeugnisse in süddeutschem, insbesondere in deutsch-österreichischem Dialekt ins Gedächtniß zu rufen. Von den angeführten Namen vertritt außerdem beinahe ein jeder ein anderes Land, in dem der Dialekt wieder seine eigene Färbung hat, und wenn wir die betreffenden Sammlungen dieser Dichter durchsehen, erhalten wir einen trefflichen Ueberblick süddeutscher Alpenpoesie. Der Alpenpoesie: denn alle die

genannten und viele hier nicht genannte Poeten mit noch immer weithin bekannten Namen haben in denselben Alpen gelebt und gesungen, die insbesondere in jüngster Zeit alljährlich wegen ihrer herrlichen Berge und Thäler von den Touristenscharen heimgesucht werden. Und der frische Sinn der Bergessöhne, das schöne Land und das so wechselvolle Leben und Treiben seiner Bewohner in Höhe und Tiefe muß es wol auch sein, was ein so sprudelndes Leben allen diesen Dichtungen verleiht, sowie das warme Gemüth ihnen einflößt, welches sie so zu Herzen sprechen läßt. Vor allem aber ist es die Poesie selbst, welche im Volke wohnt und sich seit langer Zeit darin ausgebildet und erhalten hat, die ihren Einfluß auch auf die dem Volke abgelauschte Kunstpoesie der erwähnten Dichter ausübt. Nirgends bietet sich dem poetischen Volksgemüth so viel Spielraum zum Ausdruck seiner Empfindungen als im deutschen Alpenlande; der Jäger und die Sennerin, der Fischer, der Wildschütz, der Bauer im Alpenthale, der Hirt und der Holzknecht haben ihre eigenen Lieder, die in der Alpenluft selbst entstanden sind, gleichsam herzugeweht und sich festgewurzelt haben in allen Thälern und auf allen Höhen. Alle diese größern und kleinern Lieder aber charakterisiren so schön und so getreu jeden Stand, aus dem heraus sie entstanden, und bilden kleine Gemälde, welche immer als schönen Landschaftshintergrund das hehre Alpenbild aufweisen. Kein Wunder, daß auf diese Weise aus diesem Volke selbst Poeten entsprungen sind, die ihre Dichtungen der Natur und dem Volksgemüth abgelauscht, ja sogar selbst echte und rechte Volkslieder gedichtet haben, das heißt Lieder, die in kurzem in den Volksmund übergegangen sind; solche Dichtungen könnte ich nachweisen von Stelzhamer, Castelli, Rosegger, J. G. Seidl und andern Dialektdichtern auf deutsch-österreichischem Gebiete.

Wohl zu unterscheiden sind jedoch die alten Volkslieder von dieser neuern Gattung der Poesie im Volke der Alpen. Diese alten Lieder — niemand weiß wie alt sie sind — bilden werthvolle poetische Ueberlieferungen, für die Geschichte der Poesie von ebensolchem Werthe wie für diejenige des Culturlebens; kein Name des Dichters, der sie verfaßt hat, kann genannt werden, denn der Dichter ist und bleibt wol auch für immer unbekannt. Und dennoch zeigt sich in diesen Liedern die echte Poesie des Volks unverfälscht und naturgetreu; sie sprechen zum Herzen und dringen ins Gemüth. Allerdings sind fast alle diese Lieder im Dialekt, der überall den bairischen Stamm, dabei aber natürlich nach den verschiedenen Provinzen vielfache Nuancirungen und Färbungen aufweist; wir machen ferner die Bemerkung, daß den Grenzgebieten, an welchen die Färbung der Mundart in eine andere übergeht, gewisse Lieder gemeinsam sind und hüben und drüben dieselben Stücke nur mit andern Spracheigenthümlichkeiten gesungen werden, ja daß manche derselben in dem ganzen Sprachgebiete, das hier ins Auge gefaßt ist, vorkommen und so das deutlichste Beispiel für die Zusammengehörigkeit des Sprachstammes, dem sie angehören, abgeben. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist es endlich, daß in manchen Gegenden das längere Lied vorherrscht, welches gewöhnlich eine Anzahl von zwei-, vier- oder mehrzeiligen Strophen aufzuweisen hat, während in gewissen Gegenden jene vierzeilige Strophenform vorwiegend ist, welche allerdings in den erwähnten Alpengegenden neben andern Liedern überall vorzukommen pflegt und die unter den Namen G'stanzln, Schnoadahüpfln, Vierzeilige, Pleppaliedln u. s. w. auch außerhalb des Gebiets in ganz Deutschland bekannt geworden ist, wozu die reisenden Alpensänger nicht wenig beigetragen haben. Von diesen bald größern, bald kürzern Liedern liegen verschiedene Sammlungen vor, so die österreichischen Volkslieder von Tschischka und Schottky, von Spaun, von Lexer (Kärnten), Weinhold (Steiermark) und die Sammlung, betitelt „Almer", von J. G. Seidl. Es ist nun soeben neu erschienen:

1. Johann Gabriel Seidl's gesammelte Schriften. Mit einer Einleitung von Julius von der Traun. Herausgegeben von Hans Max. Vierter Band: Almer. Natur und Herz. Wien, Braumüller. 1879. 8. 4 M.

Damit ist die Sammlung „innerösterreichischer Volksweisen", welche im Jahre 1850 in drei Heften von Seidl zuerst herausgegeben wurde und den Titel „Almer" führte, dem Publikum wieder allgemein zugänglich gemacht, und da dieselbe nebst dem beigefügten Glossar einen besondern, sowol poetischen als sprachlichen Werth besitzt, so sei es gestattet, über diese Abtheilung des betreffenden Bandes von Seidl's Schriften gesondert einige Bemerkungen zu machen. Unter dem Wort „Almer" versteht man eine bestimmte Gattung zweistimmiger Alpengesänge in den deutschen Alpengegenden, insbesondere Steiermarks und Kärntens; Seidl will durch den Titel überhaupt Strophen und Lieder bezeichnen, die alle auf und zwischen Almen (Alpenhöhen, Alpentriften) entstanden sind. Er nannte diese Weisen innerösterreichische Volksweisen, weil man früher unter dem Namen Innerösterreich Krain und die eben genannten zwei österreichischen Provinzen begriff. J. G. Seidl war selbst eine lange Reihe von Jahren in Steiermark; er hat diese Lieder und Strophen selbst gesammelt und zwar insbesondere soweit sie sich auf Steiermark beziehen. Wir haben also in den vorliegenden „Almern" den ersten Versuch einer Sammlung von Volksliedern Steiermarks, und es ist nur zu bedauern, daß der Sammler sein Hauptaugenmerk auf die kürzern vierzeiligen Lieder gerichtet hat, deren hier auch wirklich gegen ein halbes Tausend geboten werden. Diese Schnadahüpfeln sind jedoch so zusammengestellt, daß auch sie das Volk, welches sie singt und in dem sie entstanden sind, charakterisiren; wir sehen die verschiedenartigsten Beziehungen, welche sich in dem Almleben ergeben, bezeichnend ausgedrückt, sei es daß die Liebe (und diese bietet ja vorzüglich den Stoff zu diesen Liedchen) in mannichfacher Weise besungen wird, oder das Jägerleben als solches, oder die Vorzüge des Sennenlebens

gepriesen werden, oder diejenigen anderer Stücke in dem Alpengebiete. So singt der Liebende etwa:

's Fischerl im Wassa,
Und 's Wassar im Fisch: —
Und mein Schatz is ma liaba
Wie 's Geld auf'm Tisch!

Oder besingt die heimliche Liebe:

Liab'n und liab'n ah,
Aba hoamla, hoamla (heimlich) —
Und dö hoamlani (heimliche) Liab' ist süaß,
Namla, namla! (vorzugsweise, namentlich).

Oder der bäuerliche Romeo paraphrasirt ganz eigenthümlich scherzhaft die berühmte Stelle von der Nachtigall und der Lerche auf seine Weise:

Was das Teufelsviech kann,
Kräht schon wieda da Hahn:
Bin erst auffi (hinauf) grad g'stieg'n,
Muaß schon wieda davon!

Selbstverständlich legt der Sohn der Alpen seine Worte nicht auf die Goldwage und es fehlt nicht an derben Ausdrücken und Sprüchen, wie man sie dem Naturmenschen eben nicht verübeln kann, der nun einmal gewöhnt ist, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen. Dafür finden sich nicht selten auch wahre Perlen der Poesie in diesen vierzeiligen Strophen und lassen uns tiefe Blicke in das dichterische Volksgemüth thun. Zu den charakteristischen Liedern, welche außerdem in den „Almern" enthalten sind, gehören ferner noch die Weihnachtslieder, auch Hirtenlieder genannt, welche in naiver Form die Geburt Christi besingen und heute noch auf dem Lande zu Weihnachten gesungen werden; sie sind in verschiedenen Strophenformen abgefaßt und gewöhnlich ziemlich lang. Uebrigens enthält die Sammlung auch andere längere Stücke, Alpen- und Sennenlieder, Wildschützen- und Jägergesänge und das sehr merkwürdige balladenartige Pfeiferlied, welches einen werthvollen Beitrag zu den süddeutschen Volksballaden bildet. Drei Prosaaufsätze beschließen die Sammlung der „Almer"; es sind Skizzen aus dem Alpenleben der Steiermark, die der Verfasser nach der eigenen Anschauung entworfen hat und die schon deshalb hierher gehören, weil innerhalb ihres Rahmens ebenfalls nicht wenige Volkslieder und -Liedchen eingefügt sind. Wenn vielleicht manchem Leser der Dialekt nicht geläufig sein sollte, so gibt das, wie erwähnt, beigefügte Glossar, welches von Seidl verfaßt und vom Herausgeber am Ende der Sammlung angeschlossen wurde, jede zum vollen Verständniß etwa nöthige Auskunft.

Den zweiten Theil dieses Bandes von Seidl's Schriften, deren Herausgabe Hans Max mit großer Aufmerksamkeit und in geschickter Auswahl besorgt hat, bildet die Sammlung von hochdeutschen Originalgedichten Seidl's, welche, in Deutschland unter dem Titel „Natur und Herz" schon lange bekannt und beliebt, sich in dieser neuen schönen Ausgabe neue Freunde erwerben mögen und hier nur deshalb nicht weiter berührt werden, weil das Hauptaugenmerk auf das dialektische Volkslied gerichtet wurde.

Eine ähnliche Volksliedersammlung ist die folgende, eben auch in zweiter reich vermehrter Auflage erschienene Zusammenstellung von kärntner Alpengesängen:

2. Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. Erster Band: Liebeslieder. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Graz, Leykam-Josefsthal. 1879. 16. 3 M.

In vielen Beziehungen gilt von diesen Liedern das Gleiche wie von den eben besprochenen. Als besonders bezeichnend wäre beizufügen, daß nach den Darlegungen der Herausgeber der kärntner Volksgesang sich nur auf diese vierzeiligen „Pleppaliedeln" beschränkt und größere Lieder in überaus geringer Anzahl und zwar nur im Möll-, Gail-, Lesach- und Drauthale, also in Thälern, die an Salzburg, Tirol, Krain oder Steiermark grenzen, vorkommen. Solche Lieder bringen nun die Herausgeber allerdings in der vorliegenden Sammlung in großer Menge, und da dieser Band nur die „Liebeslieder" umfaßt, lernen wir das Liebesleben des kärntner Alpenvolks nach allen Richtungen hin kennen. Das Ganze zerfällt in sechzehn Abtheilungen, die nicht weniger als 1813 Lieder, die meisten mit verschiedenen Varianten, umfassen. Gerade diese kärntner Liebeslieder zeigen wieder die innige Verwandtschaft mit der Poesie der erwähnten angrenzenden Alpenländer. Von großem Werthe sind dabei die Nachweise, aus welcher Gegend des Landes jedes einzelne Liedchen stammt; man erhält so eine Art cultureller Uebersicht über die Thäler und Gegenden, in denen diese Gesänge vorkommen. Die zierlichen Wendungen und die Zartheit im Ausdrucke ist in den meisten dieser Lieder überaus anheimelnd, sei es nun daß der Schatz singt:

A Vogerl is kumen,
Es steht auf an Fueß,
Hat a Briefel gebracht
Und von mein Schatz an Grueß.

Oder daß er ausruft:

Bergauf bin i gangen,
Bergab bin i g'rennt,
Da hat mi mei Diandel
Af'n juchazen (am Jauchzen) kennt!

Oder auch daß der Schmerz über das Erkalten der Liebe in rührenden Zeilen ausgedrückt wird:

Hiez magst mi nimmer,
Das g'spür i schon guet,
Wann du glei wissest,
Wie weh mir das thuet!

Freilich weiß sich mancher auch zu trösten:

Diandle, du klan's,
Kannst mi liabn, wann du man'st (meinst);
Wann du nit manst, laß stean,
Daß i weiter waß z'gean (gehn)!

Doch genug mit diesen Proben. Derbe Natürlichkeit erscheint auch in dieser Sammlung nicht ausgeschlossen; tritt doch die Urwüchsigkeit auch des Kärntnervolks durch sie hervor.

Ein Glossar ist dieser Liedersammlung nicht beigefügt, doch wurde in der Darstellungsweise alles vermieden, was besondere Schwierigkeiten darbietet, und daher sind diese Lieder auch den weitesten deutschen Kreisen verständlich und werden einen klaren Begriff geben von der Volkspoesie der österreichisch-deutschen Alpenländer. Anton Schlossar.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von der „Collection of British Authors" (Tauchnitz Edition) liegen drei neue Bände vor (Vol. 1868—70), die „Briefe von Charles Dickens" enthaltend, jeder Band mit einem Facsimile des berühmten Schriftstellers versehen, herausgegeben von Dickens' ältester Tochter Mamie und ihrer Tante Georgina Hogarth, mit Dedication an deren Schwester und Nichte, Kate Perugini. Die Briefe reichen von 1833, der Zeit des Beginnens von Dickens' literarischem Leben, bis zum 8. Juni 1870, dem Tage vor seinem Tode. Sie sollen eine Fortsetzung sein zur Biographie Charles Dickens' von John Forster, bieten aber nur eine Auslese aus der umfangreichen Correspondenz des genialen Schriftstellers. In diesen vertraulichen Mittheilungen zeigt sich uns dieser in seinem Privatleben, wie er mitten in seiner unausgesetzten emsigen Thätigkeit keine, auch noch so geringfügige häusliche Angelegenheit außer Augen ließ, und überall leuchtet der Geist seines Lieblingsmottos hervor: „Was überhaupt des Thuns werth ist, ist werth, gut gethan zu werden." Die beiden letzten Briefe sind in Dickens' eigener Handschrift abgedruckt, und außer dieser schätzbaren Beigabe enthält der letzte Band ein umfassendes Inhaltsverzeichniß. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß nur wenige Stunden nach Erscheinen der Originalausgabe dieser Briefe (London, Chapman u. Hall), und zwar am 22. November 1879, die Witwe Charles Dickens' nach längerm Leiden in London starb. Sie war die älteste Tochter des zu Anfang dieses Jahrhunderts als musikalischer Kritiker namhaften George Hogarth. Vor vierundvierzig Jahren, am 2. April 1836, vermählte sich Charles Dickens, der damals Berichterstatter beim „Morning Chronicle" war, mit Katherine Hogarth, damals zweiundzwanzig Jahre alt, während Dickens vierundzwanzig Jahre zählte. Gerade zwei Tage vorher war die erste Nummer seiner „Posthumous Papers of the Pickwick Club" unter dem Pseudonym „Boz" erschienen. Zwanzig Jahre lebten beide glücklich zusaumen und zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter, wurden ihnen geboren, als nach zweijähriger stufenweiser Entfremdung Mann und Frau im Mai 1858 in eine gegenseitige Trennung willigten. Der älteste Sohn lebte bei Frau Dickens, die andern Kinder blieben beim Vater. Zwölf Jahre darauf, als Charles Dickens den Geist aufgab, telegraphirte die Königin Victoria von Balmoral aus an seine Witwe ihre innigste Theilnahme an dem Tode Charles Dickens'. Die Witwe starb, umringt und zärtlich gepflegt von ihren beiden obengenannten Töchtern, Mamie Dickens und Kate (Frau Perugini).

Bibliographie.

Beckherrn, Rastenburg historisch-topografisch dargestellt. Rastenburg, Schlemm. Gr. 8. 2 M.

Fricker, B., Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden, mit einer Ansicht der Stadt und Bäder aus dem vorigen Jahrhundert. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 10 M.

Gautsch, K., Aelteste Geschichte der Sächsischen Schweiz, nebst den frühesten topographischen Nachrichten. Nach archivalischen Quellen. Dresden, Axt. 8. 2 M.

Glück, J., Ein Wort an den Herrn Professor Heinrich von Treitschke. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 40 Pf.

Greif, M., Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel. Kassel, Kay. 12. 2 M.

Gruber, B., Christ und Israelit. Ein Friedenswort zur Judenfrage. Reichenbach i. Schl., Heege u. Güntzel. Gr. 8. 50 Pf.

Hernsheim, F., Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln. Leipzig, Thiel. 8. 2 M.

Kaltenbrunner's, K. A., Geschichten aus Oberösterreich. Herausgegeben von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 8. 5 M.

Kluk-Kluczycki, V. P., Der Himmels-Mechauik gänzliche Reform, auf Grund der inductiven Logik, mit der strengberechtigten philosophischen und mathematischen Nachweisung. Leipzig, Kaeseberg u. Oelsner. Gr. 8. 6 M.

Koenig, R., Deutsche Literaturgeschichte. Mit 160 Bildnissen und erläuternden Abbildungen im Text und 35 zum Theil farbigen Beilagen außerhalb des Textes. 7te Aufl. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1879. Lex.-8. 12 M.

Konrad, E., Zon Zeitvertreib. Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Stuber. 8. 1 M.

Krebs, H., Funken und Flammen. Lyrische und romantische Gedichte. Breslau, Köhler. 12. 3 M.

— — Kaiser Otto der Dritte. Nationales Trauerspiel. Breslau, Köhler. 8. 3 M.

Kühne, H., Die Königin Luise in ihren Jugendjahren oder der Herrschaft Broich schönste Zeit, nebst einem Schlußgesang: Der „Schutzgeist Preußens" zu Köln. Köln, Roemke u. Comp. 8. 90 Pf.

Lamartine, A. de, Ausgewählte Dichtungen, übersetzt von A. Levy. Dresden, Pierson. 16. 50 Pf.

Lockyer, J. N., Die Beobachtung der Sterne sonst und jetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von G. Siebert. Mit 217 in den Text eingedruckten Holzstöcken. Braunschweig, Vieweg u. Sohu. Gr. 8. 18 M.

Marriot, E., Egon Talmors. Roman. Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Meißner, A., Auf und nieder. Ein Roman vom schwäbischen Meere. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Meyer, S., Ein Wort an Herrn Heinrich von Treitschke. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 50 Pf.

Milchsack, G., Die Oster- und Passionsspiele. Literarhistorische Uutersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung derselben bis zum 17. Jahrhundert, vornehmlich in Deutschland. Nebst dem erstmaligen diplomatischen Abdruck des Kuenzelsauer Frohnleichnamsspieles. I. Die lateinischen Osterfeiern. Wolfenbüttel, Zwissler. Gr. 4. 8 M.

Moy, K. v., Ein deutscher Standesherr. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 1879. 12. 1 M. 60 Pf.

Persiani, Baron, Die Völker in Waffen. Roman-Trilogie aus der Gegenwart. 1ste Abth.: Das Kreuz von Savoyen. 1ste Lfg. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 40 Pf.

Pfizmaier, A., Begebenheiten neuerer Zeit in Japan. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Pilger, R., Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

René, A., Jahreszeit-Blumen. Eine Festgabe für Frauen und Töchter. Breslau, Schottländer. 12. 3 M.

Schlesinger, S., Wiener Tageblätter. Anno Taaffe und Hohenwart. Wien, Stern. 12. 3 M. 60 Pf.

Schlossar, A., Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie. 2 Thle. Mit biografisch-literarhistorischem Anhang. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. à 3 M.

Schlosser, G., Bild und Bildung. Vortrag. Braunschweig, Grüneberg. Gr. 8. 1 M.

Schütz, H., Sophokles-Studien. Antigone. Leipzig, Friedrich. 8. 60 Pf.

Staub, A., Friedrich List. Vortrag. München, Oldenburg. 8. 50 Pf.

Pädagogische Studien. Neue Folge. Herausgegeben von W. Rein. 1ster Jahrg. 1880. 4 Hefte. Leipzig, Pfeil. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Vely, E., Immaculata. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Walden, Marie, Aus der Heimat. Zwei Erzählungen. Bern, Haller. 8. 3 M. 20 Pf.

Wechßler, A., Friedrich der Große. Historisches Drama. Ulm, Ebner. 1879. 8. 1 M.

Wedde, J., Dramaturgische Spähne. Hamburgische Theaterberichte 1876—1879. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Weddigen, F. H. O., Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870—1871. Essen, Silbermann. 12. 1 M.

Weißenbach, L., Sociale Probleme oder die Braut von Düsseldorf. Dramatisches Gedicht. Zürich, Schmidt. 1879. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wendt, P., Ein deutscher Brutus. Drama. Stettin, Dannenberg. Gr. 8. 2 M.

Widmann, J. V., Die Königin des Ostens. Schauspiel. Zürich, Schmidt. 16. 2 M.

— — Oenone. Trauerspiel. Zürich, Schmidt. 16. 2 M.

Wild, M. A., Riaser G'wächs. Ein Abschiedsgruß an das Ries. Nördlingen, Beck. 12. 1 M.

Wilfried, H., Doris. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Anzeigen.

Zu Confirmationsgeschenken!

Im Verlage von **Carl Meyer** (Gustav Prior) in Hannover ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Einführung Shakespeare's
in die Familie.

Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben
von
M. Petri.
Zweite vermehrte Auflage.
Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich.
Eleg. geheftet 4 M. 80 Pf. Eleg. gebunden 6 M.

Schon der Umstand, daß ein solches Werk die zweite Auflage erlebt, mag für dessen Vorzüglichkeit Zeugniß ablegen. Sind uns auch die Dramen ziemlich geläufig, so werden wir sie doch mit neuem Genusse lesen und wieder lesen, wenn uns durch die Erörterungen Petri's ein tieferes Verständniß eröffnet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

TECHNICAL VOCABULARY
ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vocabular
für technische Lehranstalten und zum Selbststudium für Studirende, Techniker und Industrielle.

Von
F. J. WERSHOVEN.
8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 2 M. 70 Pf.

Der Director der Technischen Hochschule in Aachen, Geheimer Regierungsrath von Kaven, bezeichnet diese Schrift in einem Vorwort dazu als ein treffliches Hülfsmittel beim Studium der technischen Literatur wie für den mündlichen Verkehr, das sich auch durch praktische Einrichtung und Handlichkeit zur Einführung empfiehlt.

In demselben Verlage erschien:

Wershoven, F. J. Vocabulaire technique français-allemand. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der alte Heim.
Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's.

Nach hinterlassenen Briefen und Tagebüchern dargestellt
von
Georg Wilhelm Keßler.
Dritte Auflage.
Mit Heim's Bildniß. Zwei Theile. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Der „alte Heim" ist durch seine seltenen Eigenschaften als Arzt und als Mensch, seine geniale Natur und seinen kindlich frommen Sinn zu einer durchaus volksthümlichen Charaktergestalt geworden. Seine Biographie, größtentheils mit Heim's eigenen Worten erzählt, gehört deshalb zu den Lieblingsbüchern der Nation und wird auch in der dritten Auflage, deren Preis sehr niedrig gestellt ist, wieder zahlreiche neue Freunde finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Urgeschichte der Menschheit
mit Rücksicht
auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von
Otto Caspari.
Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.
Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.
Zwei Bände. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Dieses bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk, das in kurzer Zeit eine weite Verbreitung gefunden hat, darf im Hinblick auf die mannichfach neuen wissenschaftlichen Ergebnisse, welche dasselbe nach den verschiedensten Seiten hin bietet, sowol den Fachgelehrten als dem größern wissenschaftlich gebildeten Publikum auch fernerhin angelegentlich empfohlen werden. Besonderes Interesse gewährt es den Anhängern der Darwin'schen Theorien, ferner dem Anthropologen und Alterthumsforscher, dem Mythologen und dem Theologen, endlich dem Culturhistoriker und Geschichtsforscher überhaupt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Christusbild der Apostel
und der nachapostolischen Zeit.

Aus den Quellen dargestellt von
Dr. **Daniel Schenkel.**
8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Als eine nothwendige Ergänzung und Weiterführung seines bekannten Werks „Das Charakterbild Jesu" veröffentlicht der Verfasser die vorliegende Darstellung des Christusbildes, wie es sich während und nach der apostolischen Zeit allmählich verschieden ausgestaltete, bis die kirchliche Dogmenbildung es in feste Formen goß. Gleich allen frühern Werken Schenkel's zeichnet sich dieses neueste durch eine Klarheit der Schreibweise aus, welche seine Untersuchungen auch für das gebildete Laienpublikum verständlich und anziehend macht.

In demselben Verlage erschien:

Schenkel, Daniel. Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von
David Cassel.
8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Seinem bereits in fünfter Auflage erschienenen „Leitfaden für den Unterricht in der jüdischen Geschichte und Literatur" läßt der Verfasser das vorliegende „Lehrbuch" folgen, welches den Stoff weiter ausführt und ergänzt, sowie ein reichhaltiges Quellenmaterial nachweist. Das Werk ist zunächst für den Schulgebrauch bestimmt, überhaupt aber jedem zu empfehlen, der sich über jüdische Geschichte und Literatur belehren will.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. PREUSSISCHE STAATS-BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 11. März 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Hungarica. Von Leopold Katscher. (Beschluß.) — Die Weltliteratur in Essays und Monographien. — Zur Reiseliteratur. Von Rudolf Doehn. — Zwei Biographien aus der Feder Leopold von Ranke's. Von Arnold Bodek. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Immer mehr gewinnt es den Anschein, als ob die Tragödie in Deutschland auf den Aussterbeetat gesetzt sei, als ob nur noch die französische Comédie, das bürgerliche Rührstück und Lustspiel und vor allem der Schwank das Publikum anzuziehen vermöge. Eine Statistik der Repertoires der Hauptbühnen würde dies leicht nachzuweisen im Stande sein; selbst die Anstandsrücksichten, welche von vielen Stadttheatern bisher noch beobachtet worden sind in Bezug auf das classische Repertoire, gerathen immer mehr in Vergessenheit; die Hofbühnen glauben sich aber durch die Pflege der Classicität der Vergangenheit von allen Rücksichten auf die Tragödie der Gegenwart entbunden.

Es ist dies eine alte Klage in Deutschland; schon Schiller beklagte sich darüber, daß seine Tragödien nur Festtage des Repertoire bildeten, während die Kotzebue und Iffland das alltägliche Repertoire beherrschten. In der That bedarf die Bühne, die alle Abende das Publikum anziehen will, einer geschickt zubereiteten Unterhaltungskost, welche keine höhern Ansprüche macht, als dem Durchschnittsniveau der Bildung gerecht zu werden und über einige Abendstunden in harmloser Weise hinwegzutäuschen; dennoch wird das Niveau der Schaubühne durch die Rücksichten bestimmt, welche die Directionen auf die Talente von höherer Bedeutung nehmen. Sind ihnen diese unbequem, gehen sie diesen aus dem Wege, so liegt hierin ein sicheres Symptom für den Verfall der Bühne, an welchem die Directoren arbeiten in Einklang mit dem Publikum, das sich ja seinen Geschmack stets mit so vielem Behagen verderben läßt.

Das gegenwärtige Niveau ist das tiefste, welches die Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland aufzuweisen hat. Bald nachdem Schiller gestorben, kamen die Schicksalstragiker auf die Bühne; es waren darunter geniale Köpfe wie Zacharias Werner, geschickte Bühnentechniker und Beherrscher des Wortes wie Adolf Müllner, schöne Talente wie Franz Grillparzer, und wie man auch die literarhistorische Kategorie der Schicksalsdramatik beurtheilen, wie viel oder wie wenig Recht man dieser Rubrik einräumen mag, die sich in den Literaturgeschichten forterbt zur Bequemlichkeit ihrer Autoren und zu Gunsten des in den Schulen eingeführten literarischen Katechismus: die Thatsache steht fest, daß neben den Schiller'schen Tragödien anfangs die von Zacharias Werner trotz ihrer mystischen Haltung und ihres grandiosen Wurfs an den ersten Bühnen zur Aufführung kamen, daß die Trauerspiele von Müllner und Grillparzer die Runde über alle Theater machten, und daß selbst eine so süßliche Schicksalstragödie wie „Das Bild" von Houwald ein Modedrama wurde, welches die Kritik und das Publikum auf das angelegentlichste beschäftigte.

Dann kam Raupach: Trauerspiele wie „Isidor und Olga", „Die Erdenmacht" und andere wurden ebenfalls Stützen des deutschen Repertoire, und nach dem Jahre 1830, als die jungdeutsche Turba schon die neue theatralische Dictatur zu stürzen suchte, erschien noch ein „Hohenstaufe" nach dem andern auf der berliner Bühne, ein Cyklus von mehr als zwanzig Trauerspielen, die allerdings keine Shakespeare'schen Königsdramen waren, aber doch die nationale Bedeutung vor ihnen voraus hatten und die Unbequemung an die theatralischen Anforderungen der Neuzeit. Gleichzeitig secundirte Auffenberg im deutschen Süden mit seinen schwunghaften, doch allzu pathetischen Dramen. Immermann freilich gelangte wenig auf die Bühne, und die geniale Buchdramatik fand ihren Hauptvertreter in Grabbe, der mit seinen gigantischen Schrullen dem Theater Trotz bot und in seiner vereinsamten Stellung auf seinem bizarren Kothurn die tragischen Lieblinge des

Tages um Haupteslänge zu überragen schien, obgleich das Gigantische, das man ihm zumaß, zum Theil auf optischer Täuschung beruhte.

Es folgte als dramatischer Bühnenbeherrscher Friedrich Halm; die Jungdeutschen debutirten zum Theil mit Tragödien, namentlich Heinrich Laube, obschon die Würde des dichterischen Stils sich bei ihm anfangs im „Monaldeschi" in unausgegorener Rhythmik aussprach, die in seinen spätern Stücken in oft unskandirbare Verse überging. Gutzkow's „Patkul", „Pugatschew", seine wirksamste Tragödie „Uriel Acosta", welche überall Repertoirestück wurde, sein „Wullenweber", „Philipp und Perez" u. a. folgten: es war doch eine stattliche Zahl von Bühnen, welche auch die minder glücklichen Trauerspiele dieser Autoren zur Darstellung brachte. Eine Sonderstellung nahm Hebbel ein; er war bühnengerechter als Grabbe, weniger gigantisch, aber bedenklicher durch seine philosophischen Marotten und seine paradoxen sittlichen Reformationsgelüste; „Judith", selbst „Maria Magdalena" wurden zur Aufführung gebracht; wir sind überzeugt, daß dies jetzt kein Theater mehr thun würde, wenn diese Stücke während des letzten Jahrzehnts erschienen wären; denn die Abneigung gegen die Tragödie ist jetzt so weit gediehen, daß keine Direction mehr die Initiative mit derartigen dramatischen Werken ergreifen würde. Diese Abneigung geht parallel mit derjenigen gegen die höhere Lyrik, z. B. die Ode; das Genre hat auf der ganzen Linie in der Poesie triumphirt und geschickte Genremaler sind die gefeierten Rafaels der Gegenwart.

In die Schuld dieses Verfalls — denn es ist ein Verfall, oder die ganze Literaturgeschichte ist eine große Lüge und die Poetik besteht aus müßigen Hirngespinsten — theilen sich die Intendanzen und Directionen, die Kritik und das Publikum. Bei den erstern entscheidet nur der Kassenrapport; sie halten es für ein Kindermärchen, daß sie verpflichtet sein sollen, auf den Geschmack des Publikums bildend einzuwirken, trotz aller bedeutenden Unterstützungen der Höfe; ihr Ehrgeiz besteht darin, ohne Deficit durchzukommen. Das Jahresrepertoire der ersten deutschen Hoftheater weist im Durchschnitt jetzt jährlich eine einzige neue Tragödie auf — und diese wird so stiefmütterlich wie möglich behandelt. Sie braucht nicht gerade schlechte Einnahme zu machen, nur minder gute als irgendein modischer Schwank, und man legt sie beiseite. Diese Bühnen geben jetzt Schwänke, die man sonst den zweiten Theatern überließ, und räumen ihnen, wenn sie volle Häuser machen, monatelang ein paar Tage in der Woche ein. Selbst angenommene Tragödien bleiben oft monate- und jahrelang liegen, während ein solcher neuer Schwank mit einer Beeiferung auf die Bühne gebracht wird, als wäre es das Werk eines dramatischen Messias. In Frankreich müssen die Stücke nach der Reihenfolge der Annahme gegeben werden; sonst führen die Autoren Processe, welche sie gewinnen, da der Code sie mit seinen Rechtsgrundsätzen unterstützt; in Deutschland kümmern sich die theatralischen Machthaber nicht entfernt um solche Reihenfolge, und die Tragödien besonders bleiben liegen wie Lagerobst, das erst reifen soll.

Zur Pflege der höhern Dichtung, der Tragödie, sind Staats- und andere Preise ausgesetzt: die Gelehrten der Preiscommissionen besinnen sich oft lange, ehe sie Preise austheilen, da sie unter ihrer kritischen Lupe nichts Unsterbliches entdecken; denn dazu gehört mehr ein geistiges Teleskop, und das steht den Herren nicht zur Verfügung. Sie entschließen sich endlich, einen Preis auszutheilen: wir haben ein preisgekröntes Stück, ein Stück, das z. B. den preußischen Schiller-Preis erhalten hat; nun wissen die Bühnen doch, womit sie den Cultus des Schönen feiern können; sie, die immer verlegen sind, die Initiative zu ergreifen, sie haben ja jetzt das Geläute des Leithammels, dem sie getrost folgen können. Welch ein Irrthum! Geibel's „Sophonisbe" wird gekrönt . . . kaum zwei deutsche Theater bringen sie zur Aufführung. Nissel's „Agnes von Meran" erhält den Preis: der Intendant der berliner Hofbühnen, zwei Leiter angesehener deutscher Theater sitzen im Preiscomité; keine dieser Bühnen bringt das Stück zur Aufführung; dies bleibt zweiten Theatern überlassen, welche die Preisvertheilung als eine Art Reelame benutzen. Vergeblich . . . zwei Anstandsaufführungen . . . das berliner Schillercomité findet für seine Urtheilssprüche kein Echo in Deutschland.

Es gibt keine guten Tragödien, wird man sagen . . . es gibt viele unter den Erzeugnissen der Buchdramatik: doch die Autoren sind nicht Mode. Von denen, die es sind, werden die schlechtesten Stücke gegeben. Da schrieb bereits vor mehrern Jahren der bonner Historienmaler Fitger seine „Hexe"; seit längerer Zeit ist es im Buchhandel erschienen; keine Intendanz, keine Direction hat sich darum gekümmert. Jetzt wird es vom Lessing-Verein am leipziger Stadttheater eingereicht, mit Erfolg gegeben, und nun beginnt es die Runde zu machen: jetzt beginnt der bekannte Gänsemarsch der Theaterdirectoren, bei welchem sich einer dem andern an die Rockschöße hängt.

Die Kritik, die Theaterkritik nämlich, ist oft in unberufenen Händen. Das kann man mit Sicherheit sagen: mit wenigen Ausnahmen fehlen ihr alle ästhetischen Maßstäbe. Die Intentionen des Dichters, die Composition, der Stil, wer kümmert sich darum? Ein Trauerspiel ist den Herren unbequem, dichterische Sprache eine Velleität; man denkt dabei nicht an Schiller und Shakspeare, sondern an Raupach; man weiß keinen Unterschied zu machen zwischen iambischer Schönrednerei und genialem dichterischen Aufschwung, auf welchem in erster Linie die Größe unserer großen Dichter beruht. Das Trauerspiel wird zersetzt in einer parodistischen Kritik; das Genie des Kritikers, obschon er sich nur der wohlfeilsten Schablone des Esprit bedient, triumphirt; dann kommt aber die französische Comédie oder ein Werk ihrer deutschen Nachtreter: da pustet die Reelame mit vollsten Backen; da wird im voraus das tiefsinnige Problem des Autors analysirt, wenn

es sich auch nur um den trivialsten Ehebruch handelt; hinterdrein kritisches Händeklatschen. Die Intendanten und Directoren machen volle Häuser: Grund genug, um das Genie des Autors zu bewundern und zu bevorzugen. Dann folgt der harmlose, lustige Schwank . . . da streckt die Kritik gleich die Waffen; das kann ohne weiteres passiren; die Thorwache salutirt und hält sich hinterdrein die Seiten im Vollgenuß der zwerchfellerschütternden Wirkungen.

Und mit welchen Phrasen arbeitet diese Kritik! Das Stück ist langweilig . . . doch die Langeweile ist ja nur ein subjectiver Eindruck, das ist ja nur Selbstkritik. Goethe's „Iphigenie" und „Tasso" sind gewiß langweilig für ein ungebildetes Publikum, und ein Irokese wird auch noch vielleicht einen Schwank von Moser und L'Arronge langweilig finden. Dafür gibt es indeß wieder eine andere Rubrik, der Lacherfolg . . . als ob nicht jeder Clown im Circus diesen Erfolg für sich hätte.

Und das Publikum, welches den Directoren wie der Kritik in ihren Berichten über den Erfolg gleichmäßig als höchste Instanz gilt, während es von diesen beiden Instanzen abhängig ist: was und wer ist dies kautschukartige Publikum? Greifbar ist es nur für die Kasse . . . das ist die Seele der neuen Schauspielleitung . . . und darum haben die neuen Gesetzgeber die Bühne mit den Schankgerechtigkeiten in einen Paragraphen gesperrt und sie als ein Gewerbe bezeichnet . . . es ist ja nicht das einzige Gewerbe, welches die Schönheit feilbietet und preisgibt.

Die Tragödie ist das Aschenbrödel unserer Intendanzen, unserer Kritik, unsers Publikums. Damit sind die theatralischen Zustände der Gegenwart gerichtet. Wir hoffen indeß auf eine bessere Zukunft, und ihre erste That wird sein, daß sie die Lorberkränze einiger jetzt gepriesenen neuen Bühnenleiter und Kritiker zerknittert und diese als Verderber des Theaters dem Verdammungsurtheil eines wieder nach edeln Zielen strebenden Geschlechts übergibt.

Rudolf von Gottschall.

Neue Hungarica.

(Beschluß aus Nr. 10.)

7. Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1877—78. Im Auftrage des königlich ungarischen Ministers für Cultus und Unterricht nach den amtlichen Quellen dargestellt von J. H. Schwicker. Budapest. 1879. 4.

Die vorurtheilsfreien officiellen Kreise Ungarns beginnen das Bedürfniß zu fühlen, dem Auslande Nachricht zu geben von den Fortschritten, welche in Ungarn seit der neuen Aera auf verschiedenen geistigen Gebieten gemacht werden. Dankenswerth ist es, daß die Regierung ihren alljährlichen officiellen Bericht über den Stand des einheimischen Schulwesens nunmehr auch in deutscher Sprache zu veröffentlichen anfängt; ebenso dankenswerth, daß sie die Veranstaltung der deutschen Ausgabe dem bereits durch mehrere ähnliche Arbeiten*) bekannten, vielerfahrenen Schulmann und Publicisten Schwicker übertragen hat. Dieser Autor liefert ein ziemlich getreues und vollständiges Bild seines Gegenstandes, und er bringt dies in einem Bande zu Stande, der kaum halb so umfangreich ist wie die ungarische Ausgabe. Einige der hier angehäuften werthvollen und authentischen Daten werden von Interesse sein. Das Budget des Volksschulwesens betrug in dem genannten Jahre nahezu anderthalb Millionen Gulden. Die Zahl der Volksschulen belief sich in 13000 Gemeinden mit 13½ Millionen Einwohnern auf 15500, also auf je 870 Einwohner eine Schule. Da die Zahl der schulpflichtigen Kinder 15⁷/₁₀ Procent der Einwohnerzahl ausmacht, entfielen auf jede Schule 93 Schüler, was schon allein zur Genüge beweist, daß Ungarn noch lange nicht genug Volksschulen besitzt. Vergleicht man die Zahl der Volksschulen mit dem Flächenraum des Landes, so entfällt auf je 3¹/₆ Quadratmeilen eine Schule. Von den 2,128000 schulpflichtigen Kindern besuchten thatsächlich blos 1,560000 die Schule, also 73 Procent (gegen 70 Procent im Jahre 1876). Die Zahl der Volksschullehrer betrug 20700 (gegen 20100 in 1876); auf einen Lehrer entfielen durchschnittlich 60, auf ein Schulzimmer 58 Schulkinder. Für Lehrerbesoldungen hat man etwas über sieben Millionen Gulden ausgegeben, sodaß jeder Lehrer durchschnittlich 340 Gulden erhielt (gegen 329½ im Vorjahre). Zu den Hauptschwierigkeiten des Volksschulunterrichts in Ungarn gehört die Mannichfaltigkeit der Unterrichtssprache; in 7024 Schulen wurde in magyarischer, in 1141 in deutscher, in 2773 in rumänischer, in 1901 in slowakischer Sprache vorgetragen; in den übrigen Schulen war der Vortrag theils serbisch, theils kroatisch, theils ruthenisch, theils zwei- und dreisprachig. Was die Mittelschulen betrifft, so gab es 149 Gymnasien mit 943 Klassen, 1874 Professoren und 31500 Schülern; ferner 26 Realschulen mit 185 Klassen, 383 Professoren und 6600 Schülern. Die Frequenz der Realschulen zeigt, seitdem diese achtklassig geworden sind, eine stetige Abnahme, wahrscheinlich weil deren Localisirung und geographische Vertheilung ungünstig ist. Während Nester wie Déva und Székely-Udvarhely (in Siebenbürgen) vollständige Realschulen haben, besitzen einige der wichtigsten Städte des Stephansreichs (wie Hermannstadt, Neusatz, Klausenburg, Kronstadt) deren gar keine. Auf je 175000 Einwohner entfällt ein Gymnasium, auf je 400000 eine Realschule. Die Zahl der Lehrerseminarien betrug

*) Vgl. unsern mehrerwähnten Artikel „Aus und über Ungarn" in Nr. 42 u. 43 d. Bl. f. 1877.

(51 für Lehrer, 14 für Lehrerinnen) 65 mit 636 Lehrkräften und 2900 Schülern, die der Handelsschulen 24 mit 129 Lehrern und 1100 Schülern, die der Kleinkinderbewahranstalten 211 mit 336 Lehrkräften und 19000 Zöglingen. In dem in Rede stehenden Schuljahre erfolgte die Eröffnung des ersten ungarischen israelitischen Rabbinerseminars nach dem Muster der breslauer und berliner Anstalten dieser Art. Leider waltet auf dem Gebiete des Volksschul- wie des Gymnasialwesens noch immer das geistliche, das confessionelle Element gar sehr vor: ein Umstand, der es bislang verhindert hat, daß der Staat das gesammte Schulwesen in die Hände bekommen und eine von großen Gesichtspunkten ausgehende politische Unterrichtsverfassung schaffen könnte. Glücklicherweise ist der ungarische Klerus mustergültig tolerant, sodaß die Besserung, die sich von Jahr zu Jahr geltend macht, hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit einen befriedigenden Grad erreichen wird. Rom wurde nicht an Einem Tage erbaut, und kein Meister fällt vom Himmel. Möge die ungarische Regierung nur fortfahren, ihre Schulwesenberichte auch in deutscher Sprache zu veröffentlichen.

8. Die Staatsfeuerversicherung in Ungarn. Von Bernhard Franz Weiß. Budapest, Rath. 1878. 8. 2 M.

Der als Philanthrop bekannte Verfasser wählt zum Motto seines Schriftchens Coletti's Ausspruch: „Die Ideen setzen ihren Weg unbehindert fort; einmal angeregt, ruhen sie nicht mehr; aber selten gelangen sie mit Einem mal zum Triumph." Dieses Motto paßt wahrlich genau auf das Buch und noch mehr auf dessen Verfasser, der die Gewohnheit hat, für alle humanitären Ideen, deren er sich annimmt, mit unermüdlicher Zähigkeit zu wirken, zu agitiren und jeden Stein so lange zu betröpfeln, bis er ausgehöhlt ist. Mit dem Streben, die Einführung der Schulsparkassen in Ungarn durchzusetzen (vgl. die Eingangsrecension in unserm Artikel „Aus und über Ungarn" in Nr. 40 d. Bl. f. 1877: Karina Schröter's „Schulsparkassen in Ungarn"), hat er bereits reussirt; weniger praktischen Erfolg hat er bisher mit seiner seit vielen Jahren eifrig betriebenen Empfehlung des Princips der Staatsfeuerversicherung erzielt.

Ueber dieses Thema hat er auch das vorliegende Büchlein geschrieben, darin ein reiches, interessantes Material angehäuft und alles gesagt, was sich über die Sache, die er mit Ueberzeugung und Begeisterung verficht, sagen läßt. Er hat vor einigen Jahren den Minister des Innern bewogen, eine Enquête zur Prüfung des Gegenstandes einzuberufen, und die Enquête hat damals beschlossen, die Vorschläge von einem Subcomité studiren und begutachten zu lassen; aber dieses Subcomité ist seither nicht zusammengetreten — „Roß und Reiter sah man niemals wieder", d. h. die Sache ist praktisch vorläufig eingeschlafen. Nicht so der Eifer unsers Verfassers. Er persiflirt die Gleichgültigkeit des Publikums und der Regierung — was die Presse betrifft, so hat sie sich fast ausschließlich zu Gunsten der Idee erklärt — gegenüber einer so wichtigen wirthschaftlichen Angelegenheit. „Wir in der großen Stadt", sagt er, „können leicht bequem im Fauteuil sitzen und dabei in der Zeitung lesen, daß diese oder jene Ortschaft vom Feuer verwüstet worden sei, daß hier 129, dort 138 Häuser von den Flammen zerstört wurden; haben wir dergleichen gelesen, so bedauern wir es ein wenig; dann wundern wir uns, wie es möglich war, daß so viel habe niederbrennen können, dann legen wir das Blatt beiseite und rauchen ruhig weiter. Wol werden hier und da öffentliche Collecten veranstaltet, zu denen wir 10, 5 oder 1 Gulden oder auch nur 50, 20 oder 10 Kreuzer beitragen und die sehr kleine Summen ergeben; aber damit ist den Beschädigten nicht geholfen." Weiß entwirft ein kurzes Bild des Jammers, den das gefräßige Element im Gefolge hat, und behauptet mit Recht, einen solchen Zustand könne man nicht „Volkswirthschaft" (Nemzetgazdaság), sondern nur „Volksmiswirthschaft" (Nemzetgazdátlanság) nennen. Nach seinen statistischen Mittheilungen — und er ist Fachmann, denn mehrere Jahrzehnte hindurch war er Repräsentant einer großen Versicherungsgesellschaft — waren von den 1869—72 in Ungarn abgebrannten 8548 Häusern 70 Procent nicht assecurirt. Dasselbe gilt vom Jahre 1873. „Trotz der wohlthätigsten Wirkungen der bestehenden Brandversicherungsanstalten", schrieb 1847 der ungarische Hofkanzler Graf Apponyi an Weiß, „bleibt doch ein viel zu großer Theil der Gebäude in Ungarn unversichert." Und dasselbe ist noch heute richtig. In demselben Briefe regte der Hofkanzler die Errichtung von ungarischen Landes-Brandversicherungsanstalten an. Weiß entsprach der an ihn ergangenen Einladung zur Ausarbeitung eines diesbezüglichen Gesetzentwurfs, den Kossuth, Apponyi, Desewffy, Váradi und Széchenyi unterstützten; aber während der nächsten paar Monate hatte das ungarische Parlament sehr dringende ältere Sachen zu erledigen, und dann mußte das Project infolge des Ausbruchs der Revolution in den Hintergrund treten. Und so ist es geblieben; immer noch hat sich „etwas Dringenderes" gefunden, und noch jetzt findet sich immer „etwas Dringenderes", wodurch die Einführung der wichtigen Institution der Staats-Feuerassecuranz verzögert wird. Doch läßt sich erwarten, daß man über kurz oder lang Zeit gewinnen werde, ein Institut in Ungarn einzuführen, das anderswo, besonders in Deutschland, seit langem segensreich wirkt. In Deutschland blüht es, und man ist fortwährend — namentlich in Sachsen und Baiern — bemüht, es nach Thunlichkeit zu vervollkommnen. Die Daten, die der Verfasser anführt, reden in der That Bände der Empfehlung für die werthvolle Institution und des Tadels für die Nachlässigkeit der maßgebenden Kreise. Mit großer Bitterkeit und Satire wirft Weiß seinen Landsleuten vor, daß sie sich um nichts bekümmern als um die „leidige Politik" und für praktische Grundsätze und Ideen, für ihre eigenen wirthschaftlichen Interessen keinen Sinn haben. Die anziehend und doch fachmännisch geschriebene Broschüre verdient die größte Beachtung seitens der ungarischen Staatslenker und Landesväter.

9. Literarische Berichte aus Ungarn über die Thätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des ungarischen Nationalmuseums, der Kisfaludy-Gesellschaft, der Historischen Gesellschaft, der Naturwissenschaftlichen und anderer gelehrter Gesellschaften und Anstalten sowie auch einzelner Schriftsteller. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. Budapest. 1877—79. 8. Jährlich 4 Hefte zu 2 M.

Es ist wol keine übertriebene Behauptung, daß die Ungarn das Ausland — d. h. das, was für sie Ausland ist — besser kennen, als irgendein anderes Volk das Ausland kennt. Ebenso gewiß ist es, daß das Ausland Ungarn in sehr geringem Grade kennt. Solange die Sprache der Wissenschaft im ganzen katholischen und protestantischen Europa die lateinische war, stand der literarischen Solidarität Europas kein Hinderniß im Wege. Was Newton und Leibniz lateinisch schrieben, konnte überall verstanden werden, wo die Schule lateinisch sprach, und auch ein ungarischer Newton oder Leibniz hätte vom Auslande verstanden werden können. Heute findet eine solche Gegenseitigkeit nicht statt. Viele Ungarn verstehen, was die großen Literaturen produciren, aber nur wenige Nichtungarn sind im Stande, die Erzeugnisse der magyarischen Literatur im Original zu lesen. Vor einigen Jahren äußerte Ernest Renan — der ein correspondirendes Mitglied der Ungarischen Akademie ist — sein Bedauern darüber, daß er die ihm von dieser Gesellschaft zugeschickten Veröffentlichungen nicht verstehe; sein Bedauern ging in Unwillen ob der Kühnheit über, mit der auch kleine Nationen wie die magyarische es wagen, eine wissenschaftliche Literatur zu erzeugen. Er meinte, solche Völker mögen in ihren Idiomen Lieder singen, zur eigenen Unterhaltung Märchen und Erzählungen schreiben, sogar ihre Sprache wissenschaftlich pflegen, allein die allgemeinen Wissenschaften sollten sie in einer der Weltsprachen behandeln. Das ist der gewöhnliche Egoismus der Mächtigen; es wollen aber alle leben und wachsen. Andererseits jedoch muß den Ungarn daran gelegen sein, es Renan und dem Auslande überhaupt zu ermöglichen, mit den literarischen Vorgängen ihrer Heimat bekannt zu werden, ohne die magyarische Sprache lernen zu müssen. Diese und ähnliche Rücksichten haben zur Gründung der „Literarischen Berichte" geführt, denen wir bald nach ihrem Entstehen bereits eine kurze Anzeige (in unserm Artikel „Aus und über Ungarn" in Nr. 42 d. Bl. f. 1877) gewidmet haben und deren Hauptaufgabe darin besteht, die geistigen Zustände Ungarns zu schildern und bekannt zu machen, was Ungarn auf allen Gebieten der allgemeinen Literatur, der Kunst und der exacten Wissenschaften producirt. Heute liegen uns die ersten drei Jahrgänge dieser höchst interessanten und beachtenswerthen Vierteljahrsschrift vollständig vor, zwölf stattliche, ungemein inhaltreiche Hefte à 8—14 Groß-Octavbogen in eleganter Ausstattung. Wir glauben, daß dem neuen, verdienstvollen Unternehmen der Erfolg, den wir ihm vor mehr als zwei Jahren an dieser Stelle wünschten, nicht ausgeblieben ist; denn sonst hätte es sich kaum drei Jahre gehalten; der Bestand scheint gesichert zu sein. Unsere Winke hinsichtlich einer Titeländerung und Preisreduction sind leider nicht beachtet worden; dagegen constatiren wir mit Vergnügen, daß unsere übrigen Rathschläge befolgt wurden. Das Deutsch, in dem die Aufsätze geschrieben sind, ist ein weit besseres als früher; das anfänglich im Haupttext gänzlich mangelnde biographische Element ist jetzt erfreulicherweise reichlich und gut vertreten; die „Sitzungsberichte" aus den gelehrten Gesellschaften sind einer Reform unterzogen worden; Hunfalvy, der nicht sehr fest im Deutschen ist, hat eine werthvolle deutsche Kraft zur Mitredaction herangezogen. Ueberdies ist eine fortlaufende ungarische Bibliographie und Zeitschriftenumschau eingerichtet worden.

Was die in den bisherigen drei Jahrgängen der „Literarischen Berichte" zur Sprache gekommenen Stoffe betrifft, so wäre es recht eigentlich im Rahmen der „Blätter für literarische Unterhaltung" gelegen, dieselben eingehend zu besprechen. Da wir jedoch mit dem Allerwichtigsten und Interessantesten allein mindestens eine ganze Nummer des Blattes in Anspruch nehmen müßten, sind wir genöthigt, uns mit einem kurzen Hinweis auf die für deutsche Leser wichtigsten und interessantesten Beiträge zu begnügen. Am lesenswerthesten sind: im ersten Jahrgang: „Skizze der Culturzustände Ungarns" von Wilhelm Frakuói; „Die Geschichte und Organisation der Ungarischen Akademie der Wissenschaften" (begründet am 17. November 1830 mit einem binnen wenigen Jahren durch Sammlungen und Schenkungen aufgebrachten Kapital von 630000 Mark; Hauptthätigkeit: wissenschaftliche Förderung der ungarischen Sprache, Herausgabe zahlreicher gelehrter Zeitschriften, Ermunterung der dramatischen Production durch Preisausschreibungen, Veranstaltung von Orientreisen zu philologischen Zwecken; die Collecten für den Bau des großartigen Akademiepalastes ergaben zwei Millionen Mark; die bedeutende Bibliothek ist leider nicht gut katalogisirt; das jetzige Vermögen beträgt weit über vierthalb Millionen Mark) von August Greguß; „Die ungarische Sprachwissenschaft" von Paul Hunfalvy; „Die Entwickelung der Reformideen in Ungarn" (auf Grund des Buchs „Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns" von dem berühmten, 1878 verstorbenen Historiker Michael Horváth) von Julius Láuczy, dem Verfasser der unter Nr. 6 besprochenen Broschüre; „Die Thätigkeit Ungarns auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im letzten Jahrzehnt" von Koloman Szily; „Ungarn und Serben" von demselben; „Ungarn und Rumänen" von Paul Hunfalvy; „Die Geologie in Ungarn" von Joseph Szabó; „Die ungarische Dichtung der Gegenwart" von Adolf Dux (seither dem bereits besprochenen Buche einverleibt); — im zweiten Jahrgang: „Das ungarische Nationalmuseum" von Franz Pulßky; „Die Geographie in Ungarn" (anonym); „Ungarische Dichtungen in deutscher Gestalt" von Gustav Heinrich; „Neue Beiträge zur Biographie Petöfi's" (anonym); „Die ungarische Buchdruckerkunst 1472—1877" von Aladár Ballagi;

„Das Montanwesen in Ungarn" von Anton von Kerpely; „Die classische Philologie in Ungarn" von Eugen Abel; „Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn" (auf Grund von Michael Horváth's letztem Buche, anonym); „Zehn Jahre ungarischer Unterrichtsverwaltung: die Volksschule" von J. H. Schwicker; „Petőfi-Reliquien" von Aladár Halasi, „Das Leben und die Werke Michael Vörösmarty's" von Adolf Dux (seither dem bereits besprochenen Buche einverleibt); — im dritten Jahrgang: „Graf Georg Károlyi" vom Grafen Melchior Lónyai; „Ungarische Budgetstudien" vom Grafen Julius Szapáry; „Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns nach Nationalitäten" vom Statistiker Karl Keleti; „Die Serben in Ungarn" von J. H. Schwicker; „Ungarische Sprachdenkmäler" von Sigmund Simonyi; „Eserhalom", epische Dichtung von Michael Vörösmarty, im Versmaß des Originals übersetzt von G. Stier in Zerbst (eine sehr gelungene Nachdichtung in Hexametern einer der edelsten Perlen der magyarischen Literatur); „Eduard Szigligeti" von Adolf Dux (E. Szigligeti war der fruchtbarste und beste moderne Lustspieldichter Ungarns); „Die Denkmäler der Celtenherrschaft in Ungarn" von Franz Pulßky; „Zur Erinnerung an Michael Horváth" von Wilhelm Fraknói; „Die ungarische Roman- und Erzählungsliteratur der Gegenwart" von Adolf Dux (seither dem bereits besprochenen Buche einverleibt). Wir rufen den „Literarischen Berichten aus Ungarn" nochmals ein herzliches Glückauf! zu und beschließen unsere diesmalige Rundschau über die beachtenswerthen Erscheinungen des deutsch-ungarischen Büchermarkts mit der Besprechung eines von einem Ungar geschriebenen, von einem Ungar übersetzten, in Ungarn veröffentlichten, ein den Ungarn benachbartes Volk behandelnden Werks von nicht geringer Bedeutung:

10. Geschichte der Serben von den ältesten Zeiten bis 1815 von Benjamin von Kállay. Aus dem Ungarischen mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von J. H. Schwicker. Erster Band. Budapest, Lauffer. 1878. Gr. 8. 9 M. 60 Pf.

Kállay's fachmännische Darstellung ist eine sehr gute. Seine Erzählung fließt ununterbrochen fort, die Ereignisse verketten sich bei ihm stets in klarer Weise, ohne daß man seiner Schreibart, obwol er sonst kein Schriftsteller ist, die geringste Anstrengung anmerkt; sein Stil ist sogar anziehend. Von besonderm Werth dünken uns die zwei Umstände, daß der Verfasser — früher jahrelang österreichisch-ungarischer Consul in Serbien — vollkommen unparteiisch ist, und daß er eine Menge neuen Materials, das ihm zur Verfügung stand, zu neuen Mittheilungen verwerthet, die den bisherigen Geschichtschreibern Serbiens nicht bekannt waren, sodaß sein Werk auch für die Quellenforschung wichtig sein wird. Auch der Uebersetzer Schwicker — der Verfasser des unter Nr. 7 besprochenen Buchs — ist ein tüchtiger Kenner serbischer Verhältnisse, und die außer-ungarischen Historiker werden ihm nicht wenig dankbar dafür sein, daß er ihnen ein so wichtiges Geschichtswerk zugänglich gemacht hat. Bisjetzt liegt vom Original wie von der Uebertragung blos der erste Band vor; das Erscheinen des zweiten ist für 1880 in Aussicht genommen.

Die Provinzen zwischen der Donau und dem Balkan haben stets unter fremdem Einfluß gestanden. Dort kreuzten sich die Macht- und Interessenkreise Roms und Konstantinopels, später diejenigen Wiens und Moskaus. Besonders Bosnien und Serbien bildeten Jahrhunderte hindurch den Schauplatz zumeist versteckter, zuweilen aber auch offener Kämpfe, die um so langwieriger und unfruchtbarer waren, als die Strömung der Culturelemente zu jener Zeit, mochte sie von welchem Centrum immer ausgegangen sein, ihre Kraft verlieren mußte, bis sie in jene entlegenen Gegenden drang. Daher stagnirte die Civilisation dort sehr lange, und die Uebelstände, die wir noch heute dort beobachten (z. B. schlechte Verwaltung, Erpressungen, Unsicherheit der Person und des Eigenthums), haben seit 1500 Jahren nicht zu existiren aufgehört. Allerdings schien es im Laufe des 13. Jahrhunderts zuweilen, als sollte Serbien selbständiger werden und einen gewissen Grad von Cultur und Wohlstand erreichen; aber bald wendete sich das Blatt, indem das Land, anstatt unter ungarische Suprematie zu kommen, wie man gedacht hatte, von den jenseit der Donau wüthenden Türken, die jede Bedingung geistigen und materiellen Aufblühens überall nach Thunlichkeit zerstörten, unterjocht wurde. Die mohammedanische Herrschaft war ärger als die mongolische, und am Schluß des 18. Jahrhunderts hatte Serbien von seiner Vergangenheit weniger behalten als irgendein anderes Volk in Europa. Diese Vergangenheit behandelt unser Autor im ersten Drittel des vorliegenden Buchs. In großen kräftigen Zügen entwirft er ein Bild von der langsamen und allmählichen Ansiedelung der Slaven; von der anfänglichen Gruppirung der Völkerstämme; von dem Uebergewicht, das die griechische Kirche über die katholische erlangte; von der Gestaltung des alten serbischen Staats; von den der Nemanja-Dynastie entstammenden Königen und Fürsten und ihren Zwistigkeiten; von dem glorreichen Régime Duschan's und der Unabhängigkeitserklärung der serbischen Kirche; von Milutin's Kaiserthumsplanen und seiner geschickten, sich abwechselnd auf Ungarn und Byzanz stützenden Diplomatie; von den Klassen- und Vermögensverhältnissen, von der politischen, administrativen und gerichtlichen Organisation, den strafrechtlichen, militärischen, commerziellen, landwirthschaftlichen, finanziellen Zuständen; von den Ursachen des Verfalls des serbischen Reichs; von der türkischen Invasion zur Zeit, da der Kampf zwischen Fürst und Adel am lebhaftesten war, sodaß die Kräfte sich wechselseitig aufzehrten; schließlich von der Vernichtung des Reichs und der Beschränkung des nationalen aufs kirchliche Leben, bis auch dieses von den Intriguen der griechischen Kirche untergraben wurde. Besonders lehrreich sind die Auszüge aus dem Duschan'schen Gesetzbuch, aus denen hervorgeht, daß viele Institutionen, die man für original-slawisch hielt, im Grunde nichts anderes sind als unentwickelte, d. h. primitive, Verkörperungen

der Grundprincipien der Organisation gebildeter arianischer Völkerschaften.

Die neuere Geschichte Serbiens beginnt mit dem österreichisch-türkischen Kriege von 1787, welcher in den Rajahs zuerst trügerische Hoffnungen, später aber bleibendes Selbstbewußtsein erweckte. Der Schilderung dieses Kampfes geht eine ausführliche Beschreibung der damaligen Zustände Serbiens voraus. Wir lernen da ein Volk kennen, das weder einen weltlichen noch einen kirchlichen Adel besitzt, von patriarchalischen Dorfrichtern und von Mönchen abhängt und überhaupt ganz unterdrückt ist. Es robotet und zahlt Steuern für die usurpirenden Grundbesitzer, die mit ihm in keiner Interessen- und Gefühlsgemeinschaft stehen und allen Sinns für Pflicht, Tugend und Zucht bar sind. Diese herrschende, dem Ursprung nach militärische Klasse geräth in große Zerfahrenheit; die Erstarkung der Janitscharen zwingt die Spahis, auch die Coalition der serbischen Bauern in Betracht zu ziehen; das gewaltthätigere Element erlangt das Uebergewicht und ruft den Aufstand von 1803 hervor. Nun beginnt der anfänglich defensive, dann offensive Kampf, welcher reorganisatorische Ziele im Auge hat und in der Geschichte Serbiens als „die Heldenperiode" figurirt. Die innern Verhältnisse der empörten Provinz erwecken Erwartungen, denen das spätere Resultat keineswegs entspricht. Die behutsame Leitung der Kriegsoperationen und der Unterhandlungen, die Ordnung der Verwaltung zeigt uns, daß eine entschlossene, begeisterte, opferwillige, natürliche Aristokratie an der Spitze der Nation im Entstehen begriffen ist; von dieser neuen Erscheinung aber verschwindet schon nach wenigen Decennien jede Spur, und schließlich sterben in Serbien die geistigen Kräfte wie die militärische Tapferkeit aus.

Dem Kállay'schen Werk mangelt es nicht an Fehlern. Die Charakteristiken sind zu trocken; die Principien und Handlungen springen mehr ins Auge als die Gefühle, die doch oft auch eine gleich wichtige Rolle spielen; der Gedankengang der Individuen ist leichter erkennbar als deren Individualität. Das, was die großen englischen und französischen — hier und da auch die deutschen — Historiker so trefflich darzustellen verstehen: die öffentliche Meinung, die Stimmung des Volksgeistes, findet bei Kállay ungenügenden Ausdruck. Aber die noch junge ungarische Geschichtschreibung darf nicht mit dem westeuropäischen Maßstab gemessen werden. Im großen und ganzen hat der jetzige Sectionschef im österreichisch-ungarischen Ministerium des Aeußern eine ausgezeichnete Arbeit geliefert; über Serbien ist bisher nichts annähernd so Gutes geschrieben worden.

Leopold Katscher.

Die Weltliteratur in Essays und Monographien.

1. Englands Urtheil über Molière, den einzigen Nebenbuhler Shakspeare's und den größten Komiker aller Zeiten. Von C. Humbert. Bielefeld, Gülker u. Comp. 1878. 8. 2 M.

Von dem Verfasser, Claas Hugo Humbert in Bielefeld, erschien bereits 1869 ein in kritischen Kreisen nicht unbemerkt vorübergegangenes, vielmehr dem gerechten Austrag der Debatte über das darin behandelte streitige Thema entschieden förderlich gewordenes Werk: „Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik." Es war ein Buch nicht sowol für Molière gegen Shakspeare, als für Molière gegen die deutschen Molière-Verächter und Shakspeare-Anbeter geschrieben. Die Tendenz richtete sich gegen Schlegel, Eichendorff, überhaupt unsere Romantiker als die erstern, gegen Gervinus z. B. als einen der letztern. Es wurde mit andern Worten ein nicht zu unterschätzender Gedanke zur Geltung gebracht, nämlich, daß auf dem Parnaß keine Alleinherrschaft bestehe, daß zum wenigsten die Berechtigung der realistischen Komödie Molière's neben oder sogar gegenüber den Shakspeare'schen Phantasielustspielen, als der in eminent höherm Grade künstlerischen, den Typus der Gattung, wie er von der Kunsttheorie zum Gesetz erhoben, mustergültig und vollendet ausprägenden Erscheinung, über allem Zweifel erhaben sei.

Zu jenem frühern Werke ist die neue, ebenso fleißige und gründliche, mit der detaillirtesten Kenntniß der einschlägigen Literatur geschriebene Arbeit ein Seitenstück und eine Ergänzung. Wie urtheilt über Molière England, das Land Shakspeare's? — Gewiß war das in dem Streit, in dem Humbert Partei für erstern, doch deswegen nicht gegen letztern genommen, eine Frage von großem Interesse und von weittragender Bedeutung. Das Facit, zu welchem die gediegenen und scharfsichtigen kritischen Untersuchungen C. Humbert's gelangen, ist, in einem gekürzten Résumé wiedergegeben, folgendes:

Als Lustspieldichter wird ihm keiner an die Seite gestellt. Selbst die besten werden nur genannt, um im Vergleich mit ihm getadelt zu werden. Die nicht genannten „gehen klanglos zum Orkus hinab". Dies Los trifft fast immer den Komiker Shakspeare, überall Goldoni, Holbein und — sämmtliche Spanier und Deutsche. Als Dramatiker ist dem Molière nur einer ebenbürtig: Shakspeare. Werden andere erwähnt, wie Goethe und Schiller, so geschieht es wieder, um zu zeigen, daß sie auf Irrwegen wandelten, indem sie andere Wege einschlugen als Shakspeare und er. Die einzigen Nichtdramatiker endlich, welche man ihm zur Seite stellt, sind: Homer und Cervantes. Aber diese Zeugnisse rühren vielleicht von Männern her, auf deren Urtheil man nichts geben darf, die Molière zu ihrem besondern Studium gemacht, und unfähig geworden, etwas anderes zu genießen? Sie befinden sich wol gar in Büchern, die eigens dazu geschrieben wurden, Molière zu verherrlichen? ... Zu den Bewunderern zählen Englands bedeutendste literarische Größen, Kritiker und Dichter, Schauspieler, Schauspiel-, Trauerspiel- und Lustspieldichter. Keiner von allen hat sich das Studium des Französischen und Molière's

zur Lebensaufgabe gemacht. Nur die Urtheile der Uebersetzer, die von Charlotte de Bury, Scott, D'Israeli, von Laun, Shelley und Clarke, stehen in Büchern oder Aufsätzen, die von Molière handeln; der letzte aber, Clarke, war einer der begeistertsten Shakspeare-Anbeter. Die Zeugnisse von Blair, Hallam, Dibdin, Watson, Anspach finden sich in Schriften allgemeinern Inhalts. Und dieses gilt auch von dem Schauspieler Kemble. Die Gelegenheiten aber, wo z. B. die „Saturday Review" den Kritiker, Schauspieler und Dichter Molière verherrlicht, wo Addison, Bezant, Byron, Goldsmith, Bulwer, das „Athenaeum", Charles Reade, Trollope, Gerald und viele andere sich so begeistert über ihn äußern, nöthigten sie nicht einmal, von ihm zu reden. Statt seiner hätten sie jeden andern Kritiker, Dichter, Schauspieler oder Schauspieldirector nennen können. Noch weniger lag eine Veranlassung vor, ihn einem Shakspeare, Homer, Cervantes an die Seite zu stellen, ihn auf Kosten des Aristophanes, Menander, Plautus, Terenz, Calderon, Lessing, Schiller und Goethe zu heben. Wenn sie es dennoch gethan, so muß man annehmen, daß es ihnen Herzensbedürfniß gewesen. Ihr Gefühl zwang sie zum Reden. Und dieses ohne jede Veranlassung gespendete Lob wird ihm gar in Büchern und Abhandlungen zutheil, welche zur Verherrlichung anderer dienen, auf Kosten der Helden selber. So bei Swinburne, Sime und Lewes. Die Helden aber, auf deren Kosten die drei letztern den Franzosen erheben, sind die Deutschen Lessing und Goethe.

Wir erwähnen noch, daß Humbert seine Schrift dem Herausgeber d. Bl., „dem richtigen Beurtheiler des größten französischen Dichters der Gegenwart, ehrfurchtsvoll gewidmet" hat.

Weil unter anderm abermals der „große Brite", Shakspeare, als Thema darin erscheint, liegt es nahe, hier die Erwähnung anzufügen von:

2. Acht Essays von Anton Grafen Széchen. Aus dem Ungarischen übersetzt. Wien, Gerold's Sohn. 1879. 8. 5 M. 60 Pf.

Das „Gothaische genealogische Taschenbuch" mag uns darüber belehren, wer der ohne Zweifel ausnehmend gebildete und belesene, ästhetisch-angeregte und feinsinnige ungarische Magnat ist, der diese Essays schrieb. Der deutsche Uebersetzer hat sich für seine Person ebenso wenig genannt, als er angegeben hat, ob die Originale vielleicht einzeln in Zeitschriften oder zusammen, wie hier, als Buch in der Heimat des Verfassers erschienen sind. Anton Graf Széchen von Tamerin wurde am 17. October 1819 geboren, als zweiter Sohn des verstorbenen Grafen Nikolaus, Oberstthofmeisters Ihrer kaiserlichen Hoheit weiland der Frau Erzherzogin Sophie (also der Mutter Kaiser Franz Joseph's), und seiner gleichfalls verstorbenen Gemahlin, der Gräfin Franziska Forgach. Graf Anton, gegenwärtig also gerade ein Sechzigjähriger, ist k. k. Wirklicher Geheimrath, auch Staatsminister a. D., und war seit 1850 mit Ernestine Gräfin von Lamberg verheirathet, der ältesten Tochter des 1848 in den wiener Septemberunruhen ermordeten Grafen Franz Lamberg (eine ihrer jüngern Schwestern ist nachmals die Gattin des Grafen Meran, Sohns des Erzherzog-Reichsverwesers Johann von Oesterreich, geworden), die ihn 1874 zum Witwer machte und fünf Kinder ihm hinterließ, einen Sohn und vier Töchter. Gewiß aber ist es eine ebenso würdige als für jeden, der in dem Bilde der heutigen gesellschaftlichen Zustände voll Theilnahme studirt, nur erfreuliche Erscheinung, zu sehen, wie auf solche Weise ein Angehöriger der hohen und alten Aristokratie den Wahrspruch: „Noblesse oblige", als seinen eigenen Wahlspruch bethätigt und einer wahrhaft nobeln Passion, der Passion der geistigen Arbeit als des allein echten, bleibenden, gehaltreichen Vergnügens, huldigt. Selbst wenn Männer von Fach, gelehrte Kenner und Berufsmenschen nichts absolut Neues oder selbstgedacht Originales in diesen „Essays" finden, müssen dieselben schon mit Hinblick auf jenen ihren — wie sollen wir sagen — ganz tendenzlosen und autonomen Ursprung willkommen geheißen und mit der geziemenden Beachtung und Werthschätzung behandelt werden. Die „Acht Essays" des Grafen Széchen sind theils historisch-politischen, theils literarhistorisch-kritischen und theoretisch-ästhetischen Charakters, und sie beschäftigen sich mit Wellington, Shakspeare, Dante, Tacitus, der innern Geschichte Ungarns, der österreichischen Politik u. s. w., sowie schließlich speciell mit Esterházy, d. h. mit Graf Valentin Esterházy und dessen (bisher nur bruchstückweise in „Louis seize, Marie Antoinette et Madame Elisabeth" von Feuillet de Conches veröffentlichten) Memoiren. Graf Valentin war 1740 geboren, General-„cordon bleu" Bevollmächtigter der französischen Prinzen in Rußland, und er starb in England 1806. Seine Linie, das Haus Hallewyl, ist 1876 mit dem Tode seines jüngern Sohnes — nachdem vor letzterm der ältere Sohn und der Enkel gestorben — gänzlich erloschen. Jene Memoiren stellte dem Grafen Széchen die Schwiegertochter, die jetzt ebenfalls nicht mehr am Leben befindliche Witwe des ältern Sohns, eine geborene Gräfin Weißenwolff zu Ungnad, zur Verfügung.

3. Longfellow. Literarhistorische Studie von Karl Knortz. Hamburg, Grüning. 1879. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Wenn wir in dieser dankenswerthen Monographie Henry Wadsworth Longfellow „den zum populärsten Dichter der Neuzeit gewordenen Amerikaner" nennen hören, so ist das freilich eine arge Hyperbel. Selbst nicht einmal die Bezeichnung: „der unter den Dichtern der Neuzeit am populärsten gewordene Amerikaner" (d. h. amerikanische Dichter) träfe vollkommen das Richtige. Indessen — das ist eine Aeußerlichkeit, die sich aus der bekannten Erfahrung erklärt: man gewinnt ein „faible" für den', mit welchem man sich lange und eingehend geistig beschäftigt.

Aus den sehr kurzen und bündigen biographischen Mittheilungen, die der Verfasser über Longfellow seinen Lesern bietet, sei hier erwähnt, was unsers Wissens noch nicht allgemein bekannt geworden:

Longfellow war zweimal verheirathet. Mit seiner ersten Frau verband er sich 1831, zwei Jahre nach Antritt seiner Professur für moderne Sprachen und Literatur am Bawdoin College. Sie starb in Deutschland (in Heidelberg) 1836 während der europäischen Reise, die ihr Mann unternommen hatte, um sich auf die ihm 1835 übertragene, bisher von dem berühmten Kenner der spanischen Literatur, George Ticknor, bekleidete Professur für neuere Sprachen am Harvard College vorzubereiten. So als Witwer zurückgekehrt, trat er seine neue Stelle an und schlug sein Domicil in dem reizend gelegenen Städtchen Cambridge auf, und zwar in Cragie House, woselbst sich Washington's Haupt-

quartier nach der Schlacht von Bunkershill befand. Er brachte dasselbe käuflich an sich und bewohnt es noch heute. Eine zweite Ehe, die Longfellow einging, war nur von sehr kurzer Dauer. An einem Winterabend aus einem Concert gekommen, gerieth seine Gemahlin dem Kaminfeuer zu nahe, ihr Kleid fing Feuer und sie starb schon in der folgenden Nacht; 1855 legte Longfellow seine Professur nieder und zog sich gänzlich ins Privatleben zurück, nur seiner Muse lebend.

Alle poetischen Schöpfungen des fruchtbaren und phantasiereichen Amerikaners, die lyrischen Gedichte, die Balladen, die Idyllen („Evangeline"), die Epen („Hiawatha"), die „Wirthshausgeschichten", die Tragödien („Der spanische Student", „Die goldene Legende", die Trilogie „Christus" und „Die Neuengland-Tragödien"), kurz die gesammte umfängliche Thätigkeit dieses schaffenskräftigen und schaffenslustigen Dichterlebens unterzieht Knortz einer eingehenden, warmherzigen und doch vorurtheilsfreien und nirgends in bloßen schwächlichen Enthusiasmus verfallenden Kritik. Speciell was den Dramatiker Longfellow anlangt, so hütet der Verfasser sich wohl, die Erzeugnisse desselben für mehr als Buchdramen zu erklären. „Unsers Wissens ist kein einziges Bühnenwerk Longfellow's", so schreibt er, „jemals über die Breter gegangen. Er theilte uns einmal brieflich mit, sein «Spanischer Student» sei in Deutschland aufgeführt worden; wo, sagte er jedoch nicht. Sicher ist, daß dies Opus niemals zu einem Repertoirestück werden wird." Es wäre theatergeschichtlich nicht uninteressant, jetzt noch zu ermitteln, welcher kühne deutsche Theaterunternehmer einmal das Experiment mit dem „Spanish Student" gemacht haben soll.

4. Die französische Kriegs- und Revanchedichtung. Eine zeitgeschichtliche Studie von Joseph Schlüter. Heilbronn, Henninger. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Joseph Schlüter's fleißige Monographie, die wol gewissenhaft die ganze vorhandene Literatur in Contribution gesetzt hat und die erste — besser (weil kaum noch eine Nachfolgerin sich einstellen wird) die einzige — ihrer Art ist, welche auf ernsterm kritischen Studium beruht, trägt als Motto Friedrich's des Großen Worte: „Toujours en vedette", und dem entsprechend ist für den Verfasser ein „dritter punischer Krieg" mit Frankreich uns „ständig und sicher in Sicht. Weniger diese an sich — von humanem und culturgeschichtlichem Standpunkt — nur traurige Erkenntniß als die dadurch gebotene Umsicht und Wachsamkeit in weitern Kreisen zu fördern, dazu möchte diese kleine Schrift an ihrem Theil mitwirken." Nun, gesetzt auch, dieser „dritte punische Krieg" käme noch lange, lange nicht oder niemals „in Sicht": dennoch wird es sich schon in sittengeschichtlicher und völkerpsychologischer, wenn auch freilich weniger in der rein dichterischen Beziehung, stets verlohnen und die deutschen Leser zu Dank verpflichten, daß Schlüter's Bemühungen eine so eigenartige und psychologisch hochinteressante Blüte am Baum der modernen Poesie, wie diese französische Kriegs- und Revanchelyrik, wissenschaftlich analysirt und conservirt dem Herbarium des allgemeinen Erkennens der Zeiten und Menschen einverleibten.

Eine Probe genüge, und wir nehmen dazu ein Gedicht des „Akademikers" Victor de Laprade. „Gretchen" sitzt träumend am Fenster, über den Rhein hinschauend; es denkt des Geliebten, der in Burgund oder der Champagne ein wenig geplündert hat (a fait son petit butin). Der Liebes-, zugleich Bettelbrief ist eben fertig geworden, und nun soll ihr das Blumenorakel sagen, ob der gute Junge ihr auch gute Beute mitbringt, ein wenig — viel — ungeheuer viel:

La fleur lui dit, si son amant,
Dans les châteaux qu'il déménage,
Lui fait bonne part, du pillage,
Un peu, beaucoup, énormement!
Fritz n'a pas des instincts féroces,
Gretchen n'a pas les doigts fripons;
Mais il faut encore des jupons
A son mince trousseau de noces.
Elle voudrait, pour les grands jours,
Quelques fins mouchoirs de batiste;
Les dentelles sur le velours
Font très bien... Gretchen est artiste.
Oui, blonde Gretchen, vous aurez
Plus que Fritz n'ose vous promettre,
Tous les trésors énumérés
Dans le pathos de votre lettre.
Jamais grisettes de Paris
N'ont écrit en Saxe, en Thuringe,
Pour prier amants ou maris
De vous dérober votre linge.
Car nous avons aussi — pardon
Au graff, au margraff, vos ancêtres —
Dormi chez vous sous l'édredon
Et parlé, quelquefois, en maîtres.
Nous avons doucement passé
Dans vos manoirs quelques années,
Et, dit-on, nous avons laissé
Vos jupes un peu chiffonnées.
Du moins nous ne les volions pas
Et vous n'avez pas porté plainte.
Vous avez reçu sans contrainte
Les honneurs dus à vos appas.
Ceci, genereuse Allemande,
Soit dit sans vous donner du noir;
Ce n'est pas qu'on vous redemande
Fichu, camisole, peignoir!
Gardez à jamais, nobles dames,
Nos rubans, nos chapeaux fanés;
Si nous les rapportions, nos femmes
Nous les jetteraient par le nez!

Hier ist in der That, was der Franzose selbst in seiner charakteristischen Weise sagt: la langue a son parfum. Freilich ist es der Parfum der Zote, des Cynismus, der sittlichen Fäulniß.

Steigen wir aus derartigem Pfuhl wieder zu reinen Höhen empor und betrachten wir zuletzt:

5. Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. Von P. von Radics. Leipzig, Foltz. 1879. Gr. 8. 4 M.

Ludwig August Frankl, welcher mit rühmlichem Eifer an die sofortige Sammlung der literarischen Schätze

Anastasius Grün's, des Grafen Anton Alexander Auersperg, ging, als dieser Edle am 12. September 1876 das Zeitliche gesegnet hatte, beschränkte sich darauf, die bereits längst in der Oeffentlichkeit vorhandenen Schöpfungen des Verstorbenen der Nation, der Welt als dessen „Gesammelte Werke" darzubieten, und so schloß sich davon eine stattliche Reihe geistiger Productionen in Poesie und Prosa aus, die dennoch den Nachkommen aus dem denkwürdigen Wirken des Dichters und Politikers Grün-Auersperg in „verschollenen" und „vergilbten" Papieren erhalten sind. Deshalb hat sich P. von Radics, der bekannte verdiente österreichische Specialhistoriker und Genealog, pietätvoll der Mühe einer Nachlese unterzogen, einer Mühe aber, die außerordentlich und doch nur entsprechend sich gelohnt hat — denn die deutsche Literatur, und mit ihr die Weltliteratur, bekommt in dem Radics'schen Buche ein durchaus unentbehrliches Supplement zur Gesammtausgabe der Werke Grün's. Wir hätten nicht den vollständigen, den ganzen Grün, wenn wir nicht auch noch diese nachträgliche Sammlung von leuchtenden Spuren, die der bedeutende Mann und Charakter hinterlassen, als ein erwünschtes Geschenk erhalten hätten.

Ohne diese Sammlung wäre des Verstorbenen parlamentarische Thätigkeit in vormärzlicher Zeit (im krainischen Landtage), seine epochemachende Schrift: „Die ungarische Bewegung und unsere Pflicht" (1861), der Nekrolog auf seinen alten Freund Fellner, dem er einst die erste Ausgabe des „Letzten Ritters" gewidmet, und manch anderes noch, in Handschrift und Separatdruck, auf Ständearchiven und Privatbibliotheken begraben. Und sollen wol — um mit den eigenen Worten des verdienstlichen Sammlers zu reden — „eine nicht geringe Anzahl der schönsten hellglitzernden Edelsteine, die der Lebende aus seinem poetischen Hausschatz, edelmüthig und mittheilsam in seinen Gaben, so gern und so willig ringsum spendete, deshalb, weil der Ueberreiche ihrer, da er am Abend seines Lebens «In der Veranda» die Erinnerung an sie auffrischte, im Augenblick nicht eingedenk war oder sie für eine nächste Nachlese noch aufsparen wollte, nun für immer in aller Welt zerstreut umher liegen gelassen werden"?

Warum Graf Auersperg sich wol den Dichternamen „Anastasius Grün" gewählt hatte? Darüber belehrt uns Radics. Der Jubilar hat selbst seinerzeit die betreffende Auskunft in einem Schreiben ertheilt, das er im Hinblick auf die Festfeier vom 11. April 1876 (seinem siebzigsten Geburtstag) an den Sohn seiner Schwester Therese in Beantwortung der Anfrage eines Festredners richtete und das der Adressat, Alfons Graf Auersperg, k. k. Linienschiffslieutenant a. D., unserm Verfasser freundlich zu Gebote stellte. Darin heißt es: „Der Dichtername ist durch seine sprachliche Etymologie erklärlich und heißt «als Grün (pseudonym) auferstanden oder wiedererstehend», nachdem der wahre Name der damaligen Censurverhältnisse wegen nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten." Hier etwas Beilänfiges, doch auch höchst Charakteristisches für „die damaligen Censurverhältnisse":

Ebenfalls ihrethalben mußte ein Literaturblatt, wie es Oesterreich dank der Unternehmungslust und Ausdauer des Hauses Gerold an den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" besaß, auf die Besprechung der „Spaziergänge eines wiener Poeten" — auf deren Titelblatt gar kein Verfasser genannt war — absolut verzichten. Und nicht minder mußte diese im allgemeinen vorzügliche und heute ein Quellenwerk repräsentirende Revue damals den „Schutt" ignoriren.

Den „Wiener Spaziergänger" — wir würden vielleicht nicht so geschrieben haben, um Verwechselungen vorzubeugen (da für die junge Generation der „Wiener Spaziergänger" wol vielmehr Daniel Spitzer als Anastasius Grün ist) — also den „Wiener Spaziergänger bei Hof 1845", dies launige Kapitel möge man im Radics'schen Buche selbst nachlesen, sowie noch verschiedene andere werthvolle Beiträge, d. h. Nachträge zu einer Biographie des Dichters, ergänzende Striche und Züge zu seinem Porträt im Rahmen seiner Zeit. Uns möge es hier genügen, wenn wir nun noch anführen, daß Radics auch die bisherige Annahme, das Geburtshaus Anastasius Grün's sei auf dem sogenannten Neuen Markt oder heute Auersperg-Platz in Laibach zu suchen, als eine irrige nachgewiesen hat. Er schreibt in Bezug darauf:

Die heimatlichen Forscher und die, welche ihnen nachschrieben, verleitete wol der Umstand, daß Graf Alexander Auersperg (der Vater) durch mehrere Jahre das Haus Nr. 10 auf genanntem Platze eigenthümlich besaß, welches Haus er jedoch später an seinen Verwandten aus der Stammlinie, Richard Grafen Auersperg, verkaufte. Des Dichters Geburtshaus in Laibach ist das Deutsche Haus, das Comthurgebäude des Deutschen Ritterordens. Auf den Ruinen eines Neptuntempels hatten im frühen Mittelalter die Tempelherren sich in dem fränkischen, aus den Trümmern der Römerstadt Emona wiedererstandenen Laibach ihr Ordenshaus erbaut. Als sie auf Befehl der Ortenburger, der Herzoge im benachbarten Kärntnerlande, die in ihnen nicht mit Unrecht Feinde sahen, die Stadt verlassen mußten, rückten die Ritter des Deutschen Ordens in den Besitz. Das Deutsche Haus in der deutschen Gasse, wie es heute vor uns steht, wurde 1579 „von Grund auferhebt", wie eine Inschrift besagt, nachdem ein „grausames Erdpidem" den frühern Bau 1511 in „Schutt" verwandelt hatte. Die Stürme dreier Jahrhunderte gerade sind also jetzt schon an der massiv-soliden Construction des Hauses spurlos vorübergegangen. In demselben hatte zu Beginn unsers Jahrhunderts, durch die Güte des damaligen Rathsgebietigers der Balley Niederösterreich Alois Grafen Auersperg, der Vater Anastasius Grün's, Graf Alexander Auersperg, ein Absteigequartier eingeräumt erhalten, ehe er sich das früher genannte Haus Nr. 6 auf dem heutigen Auersperg-Platz kaufte. Dieses Absteigequartier benutzten Graf Alexander und Gemahlin bei temporärem Aufenthalt in der Hauptstadt, wenn sie von ihrem reizenden Schlosse Thurm am Hart hereinkamen, und so weilte denn die Mutter des Dichtergrafen eben im Lenze des Jahres 1806 in Laibach und es erblickte am 11. April des genannten Jahres der Sohn Anton Alexander hier im Deutschen Hause das Licht der Welt.

Zur Reiseliteratur.

Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. Erinnerungen eines norddeutschen Offiziers. Von F. von Unger. Drei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 12 M.

Das vorstehend genannte Buch gehört in keiner Weise zu den forcirt-pikanten Erscheinungen der modernen Literatur, und damit möchten wir demselben von vornherein viel eher Lob als Tadel ertheilt haben. Der Verfasser, Julius von Unger, herzoglich braunschweigischer Kammerherr und Major a. D., vereint, wie das in Rede stehende Werk beweist, ein gut Theil classischer Bildung mit praktischer Lebenserfahrung und militärischen Kenntnissen. In anspruchsloser und doch ansprechender und lebensvoller Darstellung entrollt er vor uns Erinnerungsbilder aus seinem Leben in wildbewegter Zeit, in Kriegs- und Friedensjahren.

Der erste Band enthält auf 253 Seiten vier verschiedene Schilderungen, die also betitelt sind: „In Tivoli", „Eine Unterredung mit Pius IX.", „Ein Tag in der Garnison" und „Erinnerungen aus Schleswig-Holstein". Die drei ersten Schilderungen fallen in das Jahr 1848, die letzte fällt in das Jahr 1849. Zunächst führt uns der Autor in eine muntere Gesellschaft deutscher Männer, die sich am Abend des 10. März 1848 in den zwar nicht glänzend erleuchteten, aber in hohem Grade anheimelnden Räumen der Palumbella, nahe beim römischen Pantheon, zusammengefunden hatten, um in zwangloser Weise bei einem Glase des besten Montefiascone die Erlebnisse des Tags zu besprechen, neue Plane zu gemeinsamen Ausflügen zu berathen und sich gegenseitig die aus der Heimat nach Rom gelangten Neuigkeiten mitzutheilen. Zu den dort Versammelten gehörten unter andern Wilibald Alexis (Georg Wilhelm Heinrich Häring, der preußische Walter Scott), Gustav zu Putlitz, Levin Schücking, ein Hauptmann von Seydlitz, Bodenstedt und der Verfasser; man kam auch dahin überein, am nächsten Tage eine Fahrt nach Tivoli und der Villa des Hadrian zu unternehmen, und zwar in Begleitung der Damen Lätitia Häring, Luise Schücking und Frau von Seydlitz. Wir lassen aus der Schilderung dieser Fahrt hier eine kleine Stelle folgen:

Es ist eine eigene Sache um den Oelbaum. Steigt man von den Alpen herab in die lombardische Ebene, so gewahrt man mit einem Gefühle der Enttäuschung die vielen verkrüppelten grauen Weiden, welche zwischen den Maisfeldern die Gegend bevölkern. Aber auf den Höhen des Apennin veredelt sich bald die Gestalt des weidenähnlichen Oelbaums. Die wunderbar zerspaltenen und zerklüfteten Stämme werden höher, die Kronen dichter; die Farbe der Blätter geht vom harten Grau in ein duftiges silberschillerndes Meergrün über. Hier aber, bei Tivoli, waren es mächtige Bäume von hohem Alter, in unregelmäßigen Zwischenräumen aus dem felsigen Abhange gewachsen. Vom hoch und durchsichtig aus der Erde ragenden Wurzelgeflecht schwingt sich in phantastischer Krümmung der graue Stamm auf, jeder durch wunderliche Bildung ein von dem nächsten geschiedenes Original und kaum noch Stamm zu nennen, so hohl, so gespalten, so gerissen und durchbohrt von vielfachen Oeffnungen abgestorbener Aeste, wie er ist. Aus der morschen, gebrechlichen Baumruine aber schießen weithin ragende jugendkräftige Aeste, mit immergrünen Blättern bedeckt und reichlichen Segen der Früchte spendend. Und das beim hellen und doch alles in magisches Dunkel hüllenden Schein des Vollmondes! Wol eine Stunde lang schlenderten wir langsam und schweigend in der thauigen Frühlingsnacht bis zur Villa des Horaz. Nach dem sinnverwirrenden Lärm der eben verflossenen Carnevalstage — welch heilige Ruhe! Lange saßen wir auf den Ruinen der Villa, das Wort des Dichters begreifend und wiederholend: Hic mihi praeter omnes angulus ridet. Melodisch drang zu uns das Rauschen der Caseatellen herüber, in den Bäumen wehte der Nachtwind. Dann gingen wir langsam auf demselben Wege zurück. War es zu verwundern, daß ich auf dem Rückwege lebhaft mit Putlitz den Plan eines Drama discutirte, welches die spannenden, die poetischen und die heitern Momente unsers Reiselebens für immer festhalten sollte? „Die Touristen" wurden auch wirklich geschrieben und waren der Stunde nicht unwürdig, der sie den Ursprung verdankten, jedoch zu persönlichen Inhalts, um für die Veröffentlichung geeignet zu sein.

Die Unterredung, welche der Autor Ende März 1848 mit Pius IX. hatte, bietet manches Interessante dar. Hoch schlugen überall in Europa die Wogen der Revolution. Frankreich war Republik; Wien hatte den Sturz des allgewaltigen Metternich gesehen; in Berlin hatte Friedrich Wilhelm IV. die Revolution erst mit Waffengewalt niederzuwerfen gesucht, dann aber selbst anerkannt. Auch Italien stand in Flammen, und an der Spitze der Freiheits- und Einheitsbewegungen befand sich das Oberhaupt der katholischen Kirche selbst, der Papst Pius IX. Derselbe erklärte dem Verfasser, daß er die Deutschen liebe, und daß es „von der Haltung des deutschen Volks, namentlich Preußens, abhängen werde, ob die Italiener aus dem entbrannten Kampfe als Sieger oder als Besiegte hervorgehen würden; in Deutschland werde sich Italiens Schicksal entscheiden". Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß diese Worte des Papstes im Laufe der Zeit wörtlich in Erfüllung gingen. Nicht Frankreichs Siege bei Magenta und Solferino, sondern Preußens Haltung und Auftreten verschafften im Jahre 1859 den Italienern die Lombardei; Sadowa gab ihnen im Jahre 1866 das venetianische Königreich, und die Siege über Frankreich im Jahre 1870 ließen sie die Stadt Rom gewinnen. Zu jener Zeit freilich, wo Julius von Unger mit Pius IX. sprach, hätte niemand ahnen können, daß derselbe Mann, der damals Rom zur Hauptstadt von ganz Italien zu erheben trachtete, zweiundzwanzig Jahre später diejenigen verfluchen und mit Bann und Interdict belegen würde, die es dann wirklich thaten.

Die Züge, welche der Verfasser aus seinem Garnisonsleben und aus dem nicht gerade sehr ruhmreichen Kriege mit Dänemark im Jahre 1849 mittheilt, sind theils humoristischer, theils ernster Natur und tragen zu der Charakteristik der damaligen Zeit nicht wenig bei.

Der zweite Band bietet dem Leser auf 236 Seiten „Pyrmonter Tagebuchblätter" und die Schilderung einer

Reise auf Sicilien; beides im Jahre 1851. Die Tagebuchblätter berichten in spannender Weise über ein romanhaftes Ereigniß im Leben des Verfassers und über das traurige, fast erschütternde, dabei aber etwas räthselhafte Schicksal einer psychologisch höchst interessanten Dame. Aus der sicilianischen Reise heben wir als besonders gelungen die Schilderung der Seefahrt, die Fahrt nach Taormina und die Besteigung des Aetna hervor. Beachtenswerth ist z. B., was der Autor über die sagenhaften Strudel der Scylla und Charybdis bemerkt. Nach Homer's Darstellung scheinen diese gefährlichen Wirbel nahe beieinander gewesen zu sein, während man gegenwärtig die Scylla bei dem Felsen La Rema zeigt, die Charybdis aber in der Nähe des davon mindestens zwei Stunden entfernten Cap Faro.

Der dritte Band enthält die Beschreibungen einer Reise in das Riesengebirge (1854), einer Harzwanderung (1865), eines Besuchs von Venedig (1868) und einer Schweizerreise (1871). Die ersten drei dieser Reisebilder sind zwar geschickt entworfen und anmuthig und schön ausgeführt, bieten aber sonst nichts Außergewöhnliches dar; anders ist dies jedoch mit der Schweizerreise, die im Herbst des Jahres 1871 unternommen wurde und sich namentlich durch eine lebhafte Schilderung der wilden Jochhöhe des Valserberges auszeichnet. Der Autor, welcher die Kunst, Naturschönheiten treffend zu schildern, mit einer treuen Wiedergabe der Sitten und Gebräuche der Bevölkerung verbindet, hatte Gelegenheit, auf dem Valserberge einem achtzigjährigen Greise das Leben zu retten. Wiederholt wird durch das Unger'sche Buch die Wahrheit von Jean Paul's Ausspruch bestätigt: „Das Begegnen freundlicher Menschen im Leben gleicht dem Erscheinen flimmernder Sterne über nächtlicher Bahn; sie erinnern an den Himmel und erleichtern den Weg." Rudolf Doehn.

Zwei Biographien aus der Feder Leopold von Ranke's.

Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm der Vierte. Zwei Biographien von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Zwei historisch-biographische Cabinetstücke des Altmeisters deutscher Geschichtschreibung, die zunächst für die „Allgemeine deutsche Biographie" (herausgegeben von der Historischen Commission der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften) bestimmt waren. Die Verlagsbuchhandlung hat sich durch die besondere Herausgabe dieser Lebensbilder ein Verdienst erworben, für das ihr alle Freunde vaterländischer Geschichte zu Danke verpflichtet sind. Die Charaktere der beiden bedeutenden Regenten, ihr Wesen und Wirken, ihre Beziehungen zur allgemeinen politischen Bewegung ihrer Zeit werden hier in den Hauptpunkten vorgeführt, und das alles im knappsten Rahmen eines kaum 170 Seiten umfassenden Büchleins; „in der Beschränkung zeigt sich der Meister". Während in der Schilderung des interessanten „Romantikers auf dem Königsthron", wie billig, das persönliche Element vorherrscht, erscheint dieses in der Biographie Friedrich's des Großen mehr zurückgedrängt. Hier vermeidet der Verfasser sichtlich, sich in Einzelheiten zu verlieren und etwa solchen Lesern zu Willen zu schreiben, die einen genauern Einblick in den Entwickelungsgang dieses gewaltigen Herrscher- und Heldenlebens gewinnen wollen. Ihm kommt es hier nur darauf an, eine Gesammtanschauung der kriegerischen Thaten, der politischen Handlungen Friedrich's zu geben und die allgemeinen Verhältnisse und Combinationen darzulegen, mit denen Friedrich's Staatskunst zu rechnen und zu kämpfen hatte, die er zu benutzen, nicht selten wol auch selbst hervorzurufen wußte. Und gerade in solchen allgemeinen Darlegungen, in ihrer gedrängten und doch durchsichtigen Zusammenfassung zeigt Ranke noch heute den ungetrübten Blick, die feste, feinfühlende, edel formende Hand des Meisters. Zu tieferer Forschung, zu kritischen Streifzügen und neuen Aufschlüssen ist in dem Büchlein natürlich wenig Raum; aber die kurzen Andeutungen, die über die Stellung Friedrich's zu Oesterreich und zu Maria Theresia, zu den deutschen Fürsten, zur Kirche gegeben werden, sind auch für den Kenner anregend und über den vorliegenden Gegenstand hinaus fördernd. Man lese z. B., was er über den Kampf um Schlesien und über dessen Wirkungen sagt:

Es ist der Friede von Breslau (11. Juni 1742), der das Verhältniß der beiden deutschen Mächte auf immer bestimmt hat. Aus den dynastischen Ansprüchen hat sich der politische Gedanke herausgebildet. Niemals war eine Erwerbung für irgendeinen Staat opportuner und wichtiger als für den preußischen die Eroberung Schlesiens, welches eine gleichartige Bevölkerung in Bezug auf Herkunft, Landesart, Religion in sich schloß und der preußischen Krone erst die Kräfte verschaffte, durch die sie sich andern Kronen ebenbürtig zu einer europäischen Macht erhob, in der Mitte von Polen und Sachsen, die dadurch immer auseinandergehalten wurden, in der Mitte von Rußland und von Oesterreich. So viel Oesterreich an Ausdehnung verlor, so kann man doch sagen, daß die österreichische Monarchie in diesem Conflicte zu einer nähern Identificirung mit den Nationalitäten der Landschaften und Völker, aus denen sie sich zusammensetzte, gelangte. Von größtem Werth war für sie die erwachende Hingebung der Ungarn; in Böhmen und Oesterreich regten sich die katholischen Sympathien für das Erzhaus aufs neue. Hier behauptete sich doch das im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs gegründete System. Es ist die vornehmste Handlung Friedrich's II., daß er Schlesien diesem System entrissen und es mit seiner Krone verbunden hat; Action und Reaction hiergegen haben die Geschicke der beiden Mächte bestimmt.

Von besonderm Interesse ist gerade gegenwärtig folgende Stelle, die von der Kirchenpolitik Friedrich's handelt:

Eine neue Aufgabe erwuchs ihm aus der Vermehrung seiner

katholischen Unterthanen; von dem Papste forderte er die nämlichen Rechte, die derselbe katholischen Fürsten gewährte; er wußte mit den kirchlichen Behörden in den Provinzen in ein gutes Verhältniß zu treten; denn der Geist des Jahrhunderts war überhaupt nicht mehr auf das strenge Festhalten, sondern auf die Beseitigung der religiösen Differenzen gerichtet. Die Idee des Staats kam insofern empor, als man dieser Differenz allen Einfluß auf die gegenseitigen politischen Beziehungen zu entreißen suchte. Was Friedrich darunter verstand, wenn er sagte, er setze Religion der Religion entgegen, sieht man unter anderm aus seinem Verfahren in Schlesien. Den österreichischen Jesuiten, die einen großen Einfluß auf die Verwaltung und die Erziehung ausübten, setzte er eine Schule französischer Jesuiten entgegen, ebenso gut katholisch wie die andern, jedoch frei von österreichischen Sympathien. Auf diesem Wege konnte er die religiöse Toleranz aufrecht erhalten und sie zum Grundprincip seines Staats machen. Den schlesischen Evangelischen hatte er Sicherheit verschafft, die Regierung des Landes aber wollte er nicht in ihre Hände legen. . . . Den beiden protestantischen Parteien der Lutherischen und der Reformirten ließ er gleichmäßigen Schutz angedeihen; denn ihr Hader hätte Beunruhigungen veranlassen können, und für die einander schroff gegenüberstehenden Meinungen hatte er überhaupt keinen Sinn. Von gesundem Urtheil zeugt der Rath, den er den Geistlichen gab: die Welt zu nehmen wie sie ist, übrigens aber die Heilige Schrift zu studiren, u. s. f.

Auf Friedrich's deutsche Politik fallen mancherlei interessante Schlaglichter, so z. B. bei Besprechung des Bairischen Erbfolgekriegs:

Groß war der Vortheil in Bezug auf die allgemeinen deutschen Angelegenheiten, der dem König aus dem Bairischen Erbfolgekriege erwuchs. Seine Autorität nahm unbeschreiblich zu. Die deutschen Fürsten hatten ihn bisher gefürchtet, sie fanden jetzt ihre Stütze an ihm. Gerade durch diese Haltung sind die bedeutendsten Staatsmänner der spätern Zeit, Stein und Hardenberg, bewogen worden, den preußischen Dienst zu suchen; denn Preußen trete für das gute Recht ein. Die unruhige Beweglichkeit des Kaisers Joseph, der nun seiner Mutter gefolgt war, aber die alte rücksichtsvolle conservative Politik des Hauses Habsburg verleugnete, ließ es als eine moralische Nothwendigkeit erscheinen, einen Rückhalt gegen ihn zu haben. Das große Ereigniß der Epoche, die Emancipation der amerikanischen Colonien, blieb nicht ohne Einfluß auf dies Verhältniß. Wenn der König von England, Kurfürst von Hannover, seine Stellung in Deutschland dazu brauchte, deutsche Kriegsvölker in englischen Sold zu nehmen, um in Amerika für das englische Parlament zu fechten, so sprach Friedrich den lebhaftesten Widerwillen gegen dieses Verfahren aus, was dem deutschen Nationalgefühl doch einen unerwarteten Ausdruck gewährte. Die Fürsten und die Nationen faßten Vertrauen zu ihm.

Eben hierher gehört folgende Bemerkung (gegen den Schluß):

Dem Reichsoberhaupte, welches von allen gefürchtet wurde, trat ein reichsständischer Bund entgegen, als dessen Oberhaupt der König von Preußen erschien, der einzige unter ihnen, der eine selbständige Macht besaß. Ein Moment für die Geschichte und Nation liegt doch darin, daß dadurch die Entzweiungen der beiden Confessionen, die bisher Deutschland gleichsam in zwei verschiedene Körper getrennt hatten, factisch beseitigt wurden. Der nationalen Einheit wurde weitere Bahn gemacht, und die Herrschaft dieses Gedankens in künftigen Zeiten vorbereitet.

Und endlich stehe hier noch folgende kurze, mit wenigen Strichen viel sagende Charakteristik Friedrich's:

Was er unter dem mannichfaltigsten Wechsel von Glück und Unglück und unter den größten Anstrengungen auf Leben und Tod vertheidigt hatte, das wollte er auch behaupten. In dieser Haltung beruht der Anspruch Friedrich's auf den Beinamen des Großen, an den er selbst nicht gedacht, den ihm aber die Nachwelt zuerkannt hat; sie hat damit nicht etwa alles sanctioniren wollen, was von ihm ausging; denn nicht eben alles ist groß, was ein großer Mann thut, und an manchem, was von ihm ausging, hat nicht blos der Neid und die Misgunst etwas auszusetzen gefunden; aber groß ist in Friedrich ein militärisches Talent, welches das Einzelne umfaßt und sich zur genialen Heerführung erhebt, am glänzendsten in den Momenten der größten Gefahr; nicht minder der gesunde zum Ziel treffende politische Blick, der sich über den Zustand der Dinge keinen Täuschungen hingibt; der Geist, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen antreibt, wenn sie in den Kreis seines politischen Daseins gehören, und dann doch abhält, über denselben hinauszugehen; endlich die moralische Entschlossenheit, die auch in der äußersten Gefahr aushält und in der Hauptsache niemals einen Schritt breit zurückweicht. Auf diese Weise hat er sein Preußen als europäische Macht allen andern ebenbürtig begründet und behauptet.

Die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. steht unsern Tagen noch zu nahe; ihr Wirken greift noch zu sehr in die Gegenwart herein, sie ist noch zu sehr von Sympathien und Antipathien umgeben, als daß ein geklärtes und abschließendes Urtheil möglich wäre. Mit strenger Selbstkritik bescheidet sich Ranke, eingehend nur bei zwei Punkten zu verweilen, in Betreff deren ihm eine wirklich methodische Forschung, und zwar mit Hülfe authentischer Actenstücke aus dem königlichen Hausarchiv, offen stand. Es sind aber Punkte von hoher Wichtigkeit: sie betreffen die Erziehung Friedrich Wilhelm's, und diejenige seiner Handlungen, welche als die wichtigste erscheinen mag, die Berufung des Vereinigten Landtags. Diese beiden Momente, über welche manches Unbekannte mitgetheilt, manches Bekannte neu aufgehellt und beleuchtet wird, stehen im Mittelpunkte, während die sonstige Lebensgeschichte, ohne darum in den Hauptpunkten der Vollständigkeit zu ermangeln, nur als Rahmen dient. Vorsichtig und bescheiden, unbefangen und ruhig, immer aber mit unabhängiger und freier Gesinnung erörtert der Biograph die Verdienste des Königs um das preußische Verfassungsleben (wobei auch der Stellung des Prinzen von Preußen, nachmaligen deutschen Kaisers, gedacht wird), Friedrich Wilhelm's Träume und Täuschungen von einer mittelalterlich-modernen, feudalliberalen Constitution, sein Verhalten zur deutschen Erhebung und zu den sie begleitenden revolutionären Bewegungen. In letzterer Beziehung verdoppelt Ranke seine Behutsamkeit; doch sind seine Mittheilungen gerade hier von Interesse, und zwar nicht nur des Gegenstandes halber, sondern weil der Verfasser hier zum Theil aus eigener Anschauung schöpft und mittheilt, was er selbst gehört. Er sagt:

Man wird mir zugute halten, wenn ich diese und die folgenden Ereignisse nur summarisch erwähne. Es war mir unmöglich, über dieselben zu einer Information zu gelangen, durch welche die historische Wißbegier einigermaßen befriedigt worden wäre. Ich kann nur die Ansicht vorlegen, die mir durch den

Gang der Begebenheiten und das weitere Verhalten Friedrich Wilhelm's IV. erwachsen ist. Es bleibe dahingestellt, ob König Friedrich Wilhelm dem Sturm des 18. März nicht besser hätte widerstehen sollen. Er hat dem Verfasser dieser Zeilen später oft gesagt: „Damals lagen wir alle auf dem Bauche." Jener Moment trat ein, in welchem er, auf den Balkon des Schlosses tretend, die Volksbewegung gleichsam anerkannte. Für ihn war es zugleich verführerisch und verwirrend, daß sich die deutsche Frage, die er immer im Herzen getragen, plötzlich dringender als jemals erhob und eine Entscheidung derselben von seiner Seite möglich schien. Der König hat einen Augenblick geglaubt, durch eine Wiederberufung des Vereinigten Landtags der preußischen sowol wie der deutschen Bewegung gerecht werden zu können; allein wie ganz vergeblich war dies Bemühen.

Ueber die Beweggründe zur Ablehnung der Kaiserkrone sowie über das Frontmachen Preußens gegen die Unruhen in Sachsen, Baden u. s. w. wird Folgendes berichtet:

Für Friedrich Wilhelm IV. lag darin (in dem Anerbieten der Kaiserkrone) an sich eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Dem widerstrebte aber die lebendige Erinnerung an die Formen des alten Kaiserthums und die Betrachtung, daß die Versammlung das Recht, den Kaiser zu wählen, usurpire. Durch die Annahme der für das Reich entworfenen Verfassung, die man ihm zugleich anmuthete, fürchtete er, in die Bahnen der Revolution unwiderstehlich fortgerissen zu werden. Aus diesen beiden Gründen lehnte er die ihm angetragene Krone nicht, wie man gesagt hat, häsitirend, sondern mit festem, freiem Entschluß ab. Aber dabei hielt er doch für die Pflicht seiner Stellung, gleichsam das Amt des erledigten Kaiserthums zu verwalten. Wie die Empörung, die sich im Innern des Staats selbst an manchen Orten regte, durch die bewaffnete Macht niedergeschlagen wurde, so leistete die preußische Armee den bedrohten benachbarten Regierungen eine willkommene und selbst unentbehrliche Hülfe. Ein paar preußische Bataillone brachten die gesetzmäßige Ordnung der Dinge in Dresden wieder zu Wege. Dann rückte eine kleine Armee ins Feld, um die Pfalz für Baiern zu retten und den Großherzog von Baden, der zur Flucht genöthigt war, wieder herzustellen. Der König hat mir damals gesagt: „Sie sehen, ich habe Lust zu raufen." Er zeigte sich wieder muthig entschlossen. Wenn es mir erlaubt ist, noch etwas aus meiner Erinnerung hinzuzufügen, so wäre es Folgendes. Als ich den König im Sommer des Jahres 1848 zum ersten male wieder sah, so machte er mir den Eindruck eines jungen Mannes, voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgendeine Zufälligkeit durchgefallen ist. Das Selbstvertrauen, das früher aus ihm redete, war verschwunden. Jetzt aber war er wieder der alte geworden. Aus seinen Privatbriefen ergibt sich, daß er nur im Vertrauen zu Gott und zu der guten Sache der gesetzlichen Ordnung handelte.

Ueber des Königs Krankheit und trauriges Ende geht der Verfasser kurz hinweg. Er hat ihn in den ersten Monaten seiner Krankheit (nachdem ein Schlaganfall seiner Regententhätigkeit ein Ende gemacht, 8. October 1857) noch gesehen; der König machte damals den Eindruck „eines verfallenen Bergwerks, aus dessen Tiefe Silberadern hervorblitzen". Auch aus Ranke's Darstellung erhellt, daß Friedrich Wilhelm IV. ein geistvoller, eigenartiger und ideal angelegter Mensch, aber trotzdem oder eben darum nicht aus dem Holze war, aus dem Herrscher und Staatsmänner geschnitzt werden. „Er hatte vielleicht mehr Gemüth, als der Staat ertragen kann." Arnold Bodek.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Das Werk „The Russians at home and abroad" von Sutherland Edwards (2 Bde., London 1879) ist vielfach die Abkürzung eines nicht lange nach Alexander's II. Thronbesteigung erschienenen Buchs, das damals nur unter dem Titel „The Russians at home" auftrat und keinerlei Bezug auf Politik nahm. Der hinzugetretene zweite Band behandelt die Lage Rußlands und der Russen in ihren Beziehungen zum Auslande. Er zeigt, was in den letzten Jahren die russische Regierung nicht nur „zu Hause", sondern auch in Verbindung mit Polen, Centralasien, den Slawen der Balkanhalbinsel und mit dem Panslawismus ist und sein will.

— Von den „Bombay Sanskrit Series" enthält Nr. 16 das fünfactige Drama „Vikramorvasîyam" von Kâlidâsa, mit englischen Noten, von Shankar P. Pandit herausgegeben (Bombay 1879). Ein bemerkenswerthes Kennzeichen dieser Ausgabe ist, daß sie vom Urtexte die Prakrit-Verse wegläßt, ebenso die Anleitung bezüglich deren Recitation, die gewöhnlich im langen Selbstgespräch des Königs im vierten Acte des Schauspiels zu finden waren. Der Herausgeber stützt sich dabei auf einen der beiden Commentatoren, Kâtavema, der von diesen Prakrit-Versen, den Tänzen und darauf bezüglichen Anleitungen nichts kennt.

— „Torpedoes and Torpedo warfare" heißt eine Schrift von C. W. Sleeman (Portsmouth 1880). Der Verfasser, selbst Ingenieur, will ein leichtfaßliches Werk über den Torpedokrieg bieten und erlangte die Kenntnisse über diesen Gegenstand durch seine Theilnahme an der Verfertigung von Torpedos in England sowie aus der einschlägigen Literatur. Das prunkvoll ausgestattete Buch enthält elf Kapitel, einen Anhang und 54 erläuternde Tafeln. Mit der frühesten Geschichte des Torpedo beginnend, behandelt es nach und nach eingehend alle bekannten Systeme und die in allen Ländern darüber angestellten Versuche.

— Von Sheldom Amos erschien (London 1880) „Fifty years of the English Constitution (1830—80)" mit einem sinnreichen, vortrefflich gewählten Motto aus Coleridge's „Lay sermons". Der Inhalt des anziehenden Werks besteht zum Theil aus Vorlesungen, die des Herausgebers Vater, Professor des englischen Rechts am Universitätscollegium zu London, in den Jahren 1828—29 und 1835—36 hielt und auf die sich die neuen Betrachtungen des Verfassers über englische Constitution bis 1880 stützen. Dieser weist besonders darauf hin, daß die englische Constitution kein steifer Mechanismus sei, sondern ein natürliches und nothwendiges Product aller latenten Kräfte des nationalen Lebens und Charakters, und daß es nicht mehr der Rechtsgelehrten und Gesetzbücher bedürfe, um das englische Volk zu belehren, unter welcher Art von Regierung es lebe. Weit mehr habe es sich um die Aeußerungen der Staatsmänner, die Acte öffentlicher Politik, die Haltung der Majorität im Parlament und die Handlungen der Executivgewalt zu kümmern. Damit ist die Tendenz des Werks genugsam gekennzeichnet.

— „Economic Studies" von Walter Bagehot, herausgegeben von Richard Holt Hutton (London 1880), mit sieben Kapiteln und einem Anhang, sind ein posthumes Werk, das nicht

vollständig ist und namentlich in den zwei letzten Essays über das „Anwachsen des Kapitals" und die „Produetionskosten" große Lücken hat. Trotz dieser Mangelhaftigkeit fehlt es dem Ganzen jedoch nicht an Fülle der Angaben.

— Aus dem Italienischen ins Französische übersetzt bringt Henri Bellenger „Le Nihilisme et les Nihilistes" (Paris, Dreifuß). Das Werk hatte in Italien einen großartigen Erfolg; es kann eine gute Compilation genannt werden; denn man findet darin den größten Theil der Doeumente vereinigt und mit einer gewissen Ordnung klassifieirt, die sich auf die noch so dunkle und geheimnißvolle Frage des Nihilismus beziehen. Weß Geisteskind der Uebersetzer als Franzose ist, geht daraus hervor, daß er die Deutschen für die gegenwärtige soeiale Lage Rußlands verantwortlich macht. Wir können uns nicht versagen, einige Stellen aus dem Vorworte des Herausgebers hier anzuführen: „Die schwerfälligen Deutschen", sagt er, „welche Rußland unter eisernem Netze gefangen halten und sich bemühen, den so großherzigen und edeln Aufschwung der slawischen Rasse methodisch niederzuhalten, waren nach dem Tode Nikolaus' und der Thronbesteigung Alexander's die wahren Herren des Landes geblieben. Sie fuhren fort zu herrschen und zu regieren, indem sie sich hinter ihre verantwortlichen Chefs verkrochen. . . . Das Attentat gegen den Zaren hat ihnen den ersehnten Vorwand geboten, die Maske endlich abzuwerfen, die alte Ordnung der Dinge aus der Zeit Nikolaus' wieder herzustellen, nebst allen den Bedrückungen, die ihre Absurdität (sic) ihnen dictirte, und die Zügel der Macht wieder zu ergreifen. Sie haben es gethan, mit der ganzen kalten und massiven Brutalität, welche die teutonische Rasse kennzeichnet" u. s. w.

Theater und Musik.

An den Hoftheatern zu Wien, Berlin, Dresden, in Leipzig und an vielen andern Bühnen hat ein Schwank von G. von Moser „Der Bibliothekar" einen sogenannten Lacherfolg gehabt. Unsere ersten Kunstanstalten trachten jetzt sehr eifrig nach solchen Lacherfolgen; denn auch die Kassenrapporte gewinnen dann auf längere Zeit ein lachendes Ansehen, während die tragische Muse, wenn sie nicht classischer Herkunft ist, auf diesen Repertoiren und Rapporten meistens ein sauersüßes Gesicht schneidet. G. von Moser hat denn ein lustiges Stück aus dem Aermel geschüttelt; kopfüber ist es herausgefallen; dennoch hat es sich rasch auf die Füße gestellt. Faschingsartige Verwechselungen, welche das Publikum in heiterer Laune erhalten und hageldicht aufeinanderfolgen, reihen sich an einen sehr lockern Faden; von irgendwelchen hervorstechenden komischen Charaktertypen, von irgendwelchen satirischen Gesellschaftsbildern ist nicht die Rede. Der Verfasser hat sogar nicht einmal den Hintergrund des deutschen soeialen Lebens gewählt, sondern er läßt das Stück in England spielen, nur aus dem Grunde, weil die Schuldhaft in Deutschland durch das Gesetz aufgehoben ist, in England aber noch fortbesteht, und weil der Autor für seine Verwickelungen den Schuldarrest durchaus nöthig hat. Im übrigen werden wir nur durch die rothjackigen Fuchsjäger an England erinnert: das geistige Colorit, soweit davon die Rede sein kann, ist deutsch, so deutsch, daß fortwährend Schiller citirt wird von den englischen Jünglingen. Die Verwickelungen sind mannichfacher Art: ein junger Mann gibt sich für den „gesuchten" Bibliothekar aus und erscheint so auf dem Gute eines Grundbesitzers, in dessen Tochter er sich verliebt; der wirkliche Bibliothekar wird für ein geisterhaftes Medium gehalten, als er mit seiner Reisetasche infolge eines erhaltenen Telegramms nachgereist kommt; ein Schneider gibt sich für einen Gentleman aus und macht bei den Vorbereitungen zur Fuchsjagd als Reiter bittere Erfahrungen. Das geht alles Hals über Kopf; für manche Situation wird auch das treffende witzige Wort gefunden. Der Schwank hat sein gutes Recht; doch gehört er nicht auf die Hoftheater ersten Ranges.

— Victorien Sardon's neuestes Drama „Daniel Rochat" ist am Théâtre français in Paris ausgetrommelt und ausgepfiffen worden. Sardou hat kein Glück mit dem Theater der Rue Richelieu: nur ein einziges seiner Stücke: „La papillonne", ist früher dort gegeben worden und hatte einen Miserfolg. Ein besseres Geschick war der neuen Arbeit des Akademikers, der sich jetzt in dem Fauteuil der Unsterblichen wiegt, auch nicht beschieden. „Daniel Rochat" behandelt die Frage der Civilehe und der kirchlichen Ehe nicht ganz mit dramatischer Objectivität, sondern mit einer merklichen Hinneigung zu den Anschauungen der Klerikalen. Dafür weht gegenwärtig in Paris keine günstige Luft. Doch ist das Stück keineswegs blos dem Kampf der Parteien zum Opfer gefallen: die letzten Acte sind langweilig, der Charakter des Helden wird sehr uninteressant. Sardou hatte offenbar die Absicht, für das erste französische Theater eine vornehmere Haltung einzunehmen als in vielen seiner Boulevardsdramen mit ihrer pikanten Komik. Doch Sardou ist kein Augier; er ist mehr ein Lustspieldichter im deutschen Sinne und ist auch schon früher in seinen Zugeständnissen an die comédie, an die Rühr- und Sensationseffecte nicht immer glücklich gewesen.

Bibliographie.

Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausgegeben von E. Gettke und dem Central-Bureau der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 8ter Jahrg. 1880. Kassel, Voigt. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Alten, F. v., Die Bohlwege (Römerwege) im Herzogthum Oldenburg untersucht 1873—1879. Oldenburg, Stalling. 1879. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Annalen des Reichsgerichts. Sammlung aller wichtigen Entscheidungen des Reichsgerichts, sowie aller auf die Reichsrechtsprechung bezüglichen Erlasse und Verfügungen. Unter Mitwirkung von K. Braun herausgegeben von H. Blum. 1ster Bd. 1stes Hft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Berg, Maria vom, Der Burgunderzug. Ein Idyll aus St. Gallens Vergangenheit. Frauenfeld, Huber. 12. 3 M. 40 Pf.

Blumenthal, O., Aus heiterm Himmel. Gesammelte Epigramme. Bern, Frobeen u. Comp. 12. 3 M.

Börckel, A., Inko, der Huronenhäuptling. Dramatisches Gedicht. Mainz, Diemer. 8. 1 M. 20 Pf.

Boetticher, G., Die Wolfram-Literatur seit Lachmann mit kritischen Anmerkungen. Eine Einführung in das Studium Wolframs. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Claus, N., Wir sind Brüder. Gedichte italienischer Zeitgenossen mit deutscher Uebersetzung, nebst einem Anhang deutscher Verse von demselben mit italienischer Uebersetzung von verschiedenen italienischen Dichtern. Stuttgart, Roth. 8. 3 M.

Dehn, P., Die Jungfrau von Tegernsee. München, Franz. 16. 50 Pf.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. 9ter Jahrg. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Lex.-8. 6 M.

Ebner-Eschenbach, Marie Freifrau v., Aphorismen. Berlin, Ebhardt. 16. 3 M. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 123: Verhaftet. Erzählung von F. Thal. — Nr. 124: Bartholomäus Blume, der Bürgermeister von Marienburg. Historischer Roman von W. Grothe. Berlin, Behrend. 8. à 1 M.

Rittershaus, E., Für Oberschlesien. Barmen, Taddel. 8. 25 Pf.

Schnorf, K., Der mythische Hintergrund im Gudrunlied und in der Odyssee. Zürich, Schulthess. 1879. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sickinger, C., Reisebilder aus Italien. 3ter Thl.: Von Neapel bis zum Brenner. Würzburg, Woerl. 12. 4 M.

Sophokles, Oedipus in Kolonos, deutsch von T. Kayser. Tübingen, Fues. 8. 2 M. 20 Pf.

Stacke, A., Deutsche Geschichte. In Verbindung mit Anderen. Mit zahlreichen Tafeln in Farbendruck, mit geschichtlichen Karten und authentischen Abbildungen im Text. 1ste Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 4 M.

Thiele, R., Thomas Abbts Anteil an den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Eine literarhistorische Studie. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Treitschke, H. v., Ein Wort über unser Judenthum. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 60 Pf.

Willy, M., Heros und Eros. Gedichte. Leipzig, Roßberg. 16. 1 M. 50 Pf.

Wisotzki, E., Die Vertheilung von Wasser und Land an der Erdoberfläche. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Königsberg, Hartung. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Bei J. BAEDEKER in Iserlohn erschien soeben:

RELIGION UND KUNST,

in ihrem gegenseitigen Verhältniss

dargestellt von

Lic. Dr. Gustav Portig.

Gr. 8. Zwei Theile.

Erster Theil Geschichtliches. Geh. 8 M., elegant geb. 10 M.
Zweiter Theil Systematisches. Geh. 8 M., elegant geb. 10 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von

G. Locella.

1.—5. Bändchen. Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone.

Diese Sammlung der beliebtesten italienischen Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, bietet ein vorzügliches Hülfsmittel zur Erlernung der italienischen Umgangssprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre

aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 15 M.

Der berühmte Verfasser entwirft in diesem Werke ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810.

Von

Adolf Beer.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Bei Schilderung der weltgeschichtlichen Ereignisse im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts konnten bisher noch niemals die wiener archivalischen Quellen benutzt werden. Der verdienstvolle österreichische Historiker Beer gibt im vorliegenden Werke zum ersten mal eine Darstellung jener wichtigen Geschichtsepoche, welche sich auf die Actenstücke des Staats- und Kriegsarchivs stützt und auf Grund derselben eine Reihe überraschend neuer Thatsachen ans Licht gezogen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht des Deutschen Reiches.

Von

Ludwig von Rönne.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 23 M. Geb. 26 M.

Das nun vollständig vorliegende Werk, eine systematisch-wissenschaftliche Darstellung des gesammten Staatsrechts des Deutschen Reichs durch den berühmten Juristen und Abgeordneten Dr. von Rönne, ist unentbehrlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Verwaltungs- und Justizbeamte, Kreis- und Communalbehörden, Rechtsanwälte und jeden, der sich mit den Reichsgesetzen gründlich bekannt machen will. Durch beigefügte Nachträge und ein genaues Sachregister wurde in jeder Weise für Erleichterung des Gebrauchs Sorge getragen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen Buchs „Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's" bietet mit vorliegendem Werke einen Cyklus von Briefen, welche ein „stereoskopisches" Bild vom Wesen des Weibes im Vergleich zu dem des Mannes entwerfen und geistvolle, vieles Neue enthaltende Betrachtungen über Liebe und Ehe daran knüpfen. Weibliche wie männliche Leser werden den originellen und höchst anregenden Excursen mit gespanntem Interesse folgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Phraseologisches Handbuch der kaufmännischen Correspondenz

in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache.

Von

Otto Kistner.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Für Deutsche, welche in französischer, englischer oder italienischer Sprache zu correspondiren haben, ist hier ein bequemes Hülfsbuch geboten, solche im kaufmännischen Verkehr häufig vorkommende Wörter und Redensarten enthaltend, die in den Dictionnairen theils gar nicht, theils nicht zu geeigneter Anwendung auffindbar sind. Als ein besonderer Vorzug sei hervorgehoben, daß sämmtliche mitgetheilte Ausdrücke vom Verfasser selbst in eigener Praxis gesammelt und erprobt wurden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 18. März 1880.

Inhalt: Ein Dramenkleeblatt von Heinrich Kruse. Von Rudolf von Gottschall. — Philosophische Schriften. Von Karl Göring. — Plattdeutsche Literatur. Von A. Hermanny. — Eine Geschichte der französischen Literatur. Von Karl Bartsch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Dramenkleeblatt von Heinrich Kruse.

1. Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1877. Gr. 8. 2 M.
2. Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1878. Gr. 8. 2 M.
3. Der Verbannte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1879. Gr. 8. 2 M.

> Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
> Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Diese Schiller'schen Worte müssen jedem einfallen, der das heutige Repertoire der deutschen Bühne ins Auge faßt. Momus überall, Momus wohin man blickt; auch die ersten Hoftheater huldigen ihm fast ausschließlich und verpflanzen den „lauten Markt" in ihre sogenannten Kunsttempel. Die nothwendige Folge davon ist, daß die „edlern Gestalten" nicht auf der Bühne erscheinen dürfen, daß sie von ihr flüchtend ein anderes Asyl sich suchen müssen, wo der „edle Sinn" einer kleinen stillen Gemeinde ihnen seine Sympathien schenkt, mit einem Wort, daß die Kluft zwischen Bühnendramatik und Buchdramatik, die bereits glücklich in der jungdeutschen Epoche überbrückt worden war, sich wieder klaffend aufthut . . . immer ein Zeichen des Verfalls der Bühne, von der die nach höhern Zielen ringenden dramatischen Talente sich lossagen, weil sie bei dem systematisch herabgedrückten Geschmack des Publikums keine glänzenden Kassenrapporte erreichen, in denen wiederum die Intendanten und Directoren das ruhmvollste Zeugniß ihres erfolgreichen Wirkens sehen, und weil die zum großen Theil in den unfähigsten Händen sich befindende Theaterkritik nur vor Lacherfolgen sich in Ehrfurcht verneigt oder den französischen Schund respectvoll analysirt, für die Werke deutscher Dichter aber nur herabsetzende Urtheile und wohlfeilen Spott hat. Diese Testimonia paupertatis, die sie sich selbst ausstellt, werden aber von dem Publikum nicht als solche erkannt.

Zu den von der Bühne zurückgeschreckten Talenten gehört auch Heinrich Kruse, der Dichter der mit einem Preisappendix von der berliner Schiller-Commission ausgezeichneten „Gräfin", der seit einer Reihe von Jahren keins seiner Stücke, weder „Moritz von Sachsen", noch „Marino Faliero", noch „König Erich", noch eins der Erzeugnisse der drei letzten Jahre, die wir jetzt besprechen wollen, auf die Bühne gebracht hat. Es ist natürlich, daß, wenn sich das Theater von den Dichtern abwendet, auch diese sich vom Theater abwenden und nicht darauf bedacht sind, der Bühne der Gegenwart irgendwelche Zugeständnisse zu machen in Bezug auf das effectvolle Arrangement der Scenen, auf wirksame Abgänge, auf jene Detailmalerei, welche der Schauspielkunst zu statten kommt, auf die äußere glänzende Inscenirung, wie sie Hauptvorgänge der geschichtlichen Tragödie verlangen; ja die gegenseitige Entfremdung der Bühne und der Bühnendichter kann auf die dramatische Dichtung selbst nur nachtheiligen Einfluß ausüben. Denn es ist unverkennbar, daß viele der theatralischen Wirkungen auch dramatische sind, aus Vorzügen des dramatischen Stils hervorgehen, wie dies an Schiller's und Shakspeare's Tragödien leicht nachzuweisen ist.

Heinrich Kruse, der in jedem der drei letzten Jahre ein fünfactiges historisches Trauerspiel erscheinen ließ, gleichviel ob neue Productionen oder umgearbeitete frühere, scheint immer mehr auf glänzende Bühnenwirkungen zu verzichten und jenem Zuge seines Talents zu folgen, der ihn auf das Einfach-Naive hinweist, welches gelegentlich das Gepräge stiller Größe gewinnen kann, während es auch ebenso oft unterschiedslos mit der geschichtlichen Chronik verschmilzt. Auch diese neuen Dramen lassen als seine Hauptvorzüge die klare Ausprägung der Charaktere, deren Eigenart besonders im naiven Genre oft überraschend hervortritt, sowie den edeln dichterischen Stil, in dessen

schlichte Gewandung oft originelle Bilder gewebt sind, erkennen, während die Führung der Handlung selbst meistens wenig spannend ist und, wie schon oft in den frühern Dramen, lustspielartige Motive den Keim bilden, aus dem sich tragische Situationen entwickeln. Das Drama „Das Mädchen von Byzanz" (Nr. 1) hat zum Helden den Sieger von Platää, Pausanias, welcher bekanntlich in Byzanz persischer Ueppigkeit pflegte, nach Alleinherrschaft in Griechenland strebte, die Bundesgenossen der Spartaner geringschätzig behandelte, mit dem Perserkönig geheime Unterhandlungen anknüpfte, dann von den Ephoren, denen einer seiner Briefe in die Hände gespielt wurde, verurtheilt, im Tempel auf der Akropolis von Sparta, wohin er sich geflüchtet hatte, von Steinen eingemauert, den Hungertod starb. Diese Thatsachen, die aus Cornelius Nepos schon den Schülern geläufig sind, bilden die Grundlage der dramatischen Handlung des Stücks, mit wenigen Modificationen. Aber das Mädchen von Byzanz? wird man fragen. Wodurch wird dies die Titelheldin des Trauerspiels? Im Grunde ist sie für Pausanias nur der Stein des Anstoßes, über den er mit allen seinen hochfahrenden Planen stolpert und fällt . . . die leidenschaftliche Ueppigkeit des entarteten Spartaners wird so der äußere Anlaß, daß seine eigentliche tragische Schuld, das Streben nach der Alleinherrschaft über Griechenland, offenbar wird. Pausanias sieht ein Mädchen, Kleonike, die Tochter des Hauses, in dem er wohnt, und entbrennt in Leidenschaft für sie; sie aber liebt den jungen Chares, den Pausanias zu dem großen Perserkönig mit einem Brief geschickt hat. Pausanias verlangt, daß das Mädchen ihn in seinem Gemach besuche; sie entschließt sich schwer dazu; die Aeltern fürchten den Zorn des Gewalthabers und überreden sie, daß sie dem Willen desselben gehorcht. Sie tritt in das Gemach . . . man hört ein lautes Gepolter, einen Aufschrei im dumpfen Fall. Pausanias stürzt heraus mit blutigem Schwert. Er hatte geträumt, sah sich im Schlaf von Mördern überfallen, hörte Schwerter klirren . . . es war eine eherne Lampe, welche drin umgestoßen wurde; schlaftrunken hat Pausanias Kleonike ermordet. Ein Zufall . . . aber war das freche Gelüsten des Sparterfürsten auch ein Zufall, die Ueppigkeit, welche des jungen Freundes Braut sich zum Opfer ersieht? So denkt der heimkehrende Chares und will das Schwert der Rache zücken gegen den Sparterkönig; doch die inzwischen eingetroffenen Ephoren bestimmen ihn, statt dessen ihnen das Antwortschreiben des Perserkönigs auszuliefern und so das Werk der Rache noch sicherer zu vollenden. Es geschieht; sie belauschen außerdem Pausanias . . . und sein Urtheil ist damit gesprochen. Im fünften Aufzug wird es vollzogen. Die Mutter hat nach der Geschichte sich an der Einmauerung des todgeweihten Sohnes im Tempel der Pallas betheiligt: auch im Kruse'schen Drama trägt sie den ersten Stein herbei; dann aber bringt sie dem Sterbenden Früchte zur Labung:

Denn wenn ein Sohn noch so entartet ist,
Behält er doch ein Recht an seine Mutter.

So bleibt sie bei dem sterbenden Pausanias, der stets von Kleonike phantasirt. Natürlich konnte der Dichter eine so wichtige dramatis persona wie die Mutter nicht erst im letzten Act auftreten lassen; sie besucht schon im vierten den Sohn in Byzanz, um ihn zu warnen, und wird von ihm ohne Ehrfurcht mit Rauheit abgewiesen.

Das Mädchen von Byzanz ist weniger die Heldin als die Achillesferse des Stücks: ein unschuldiges Opfer, das einem traurigen Geschick verfällt. Das Mitleid, das sie erregt, ist durchaus nicht das aristotelische! Die ganze Katastrophe des dritten Acts erscheint etwas grell beleuchtet: man fragt sich, wird Pausanias gerade schlafen, wenn er ein schönes Mädchen erwartet? Der Dichter muß den Mittagsschlaf seines Helden sorgsam motiviren, mit schwerem Chierwein, mit einer vorhergehenden abenteuervollen Nacht; er will uns in dieser Situation der aufgeregten Erwartung doch nicht glaubwürdig genug erscheinen; bekennt doch Pausanias die Glut, die ihn beherrscht, mit einem Feuer, das durchaus die Gedanken eines Mittagsschläfchens nicht aufkommen läßt:

Ausflüchte! Dieser Widerstand empört
Erst recht mein Blut und stachelt die Begier.
Den Pfeil der Sehnsucht hat ins tiefste Herz
Die goldne Aphrodite mir geschnellt.
Ich rufe: „Kleonike!" tausendmal,
Auch wenn ich meine Lippen nicht bewege,
Und stets umschwebt mich ihre Huldgestalt.
Noch fehlt ihr Fülle, die sich leise nur
Durch ihren sanft erhobnen Busen meldet.
Sie könnte mit dem schwärmerischen Blick
Für einen jungen Dionysos gelten
Und einen traubenschweren Epheukranz
Sich flechten durch das feine, weiche Haar,
Das gleich den flüssigen Schlingen edler Reben
Sich üppig um die zarten Schläfen rankt.
Mich lockt das halbgeschlossne dunkle Auge,
Mich reizt der schlanke Wuchs, ihn zu umspannen,
Mich brennt der lieblich aufgeworfne Mund,
Und ich verschmachte schier nach ihrem Kusse!
Ich könnte, wie verliebte Jünglinge,
Die rauhste Nacht vor ihrer Schwelle liegen,
Erweicht' ich dadurch ihren spröden Sinn.
O diese herbe Mädchenhaftigkeit,
Die Unerfahrenheit, die Schüchternheit,
Die leise Rede mit gesenktem Blick
Und wechselndem Erröthen — alles das
Vermag den stumpfen Gaumen noch zu reizen!
Und müßt' ich gleich dem Zeus, als unter Blitz
Und Donner er die schöne Semele
Umarmte, alles um mich her zerschmettern:
Ich schwör's beim Styx, mein soll sie werden, mein!

Dieser Monolog ist zugleich eine Stilprobe; die Sprache ist kräftig, nicht mit Bildern überladen; doch öfters mit einer neuen, nicht abgebrauchten Metapher geschmückt. Die Liebesscenen zwischen Kleonike und Chares sind von anmuthiger Naivetät und die erstere eine echte byzantiner ingénue:

Doch wenn sie mich zur Heirath zwingen wollen
Mit jenem Ekel, jenem Laches, lauf' ich
Auf und davon und spring' ins tiefste Wasser.
Ist ihnen recht. Sie tragen selbst die Schuld.

Da können sie dann auf die Stelle sehen,
Ob eine Nereide kommen will,
Damit sie wieder eine Tochter haben.
Denn Nike kommt nicht wieder! Kommt nicht wieder!

Die tragische Schuld des Pausanias ist übrigens nicht der Vaterlandsverrath: davon spricht ihn der Dichter frei. Er will nur mit Hülfe der Perser, die er dann abzuschütteln gedenkt, sich in Hellas die Alleinherrschaft sichern.

Das zweite Trauerspiel: „Rosamunde" (Nr. 2), behandelt die Ermordung des Longobardenfürsten Alboin durch sein Weib, die Gepidentochter, welche des Vaters Tödtung an ihm rächt und außerdem den grausamen Zwang, aus dem Schädel des Ermordeten trinken zu müssen. Der Stoff ist oft behandelt worden, auch in neuer Zeit von zwei österreichischen Dichtern, Joseph von Weilen und von Wartenegg. An dem eigentlichen Vorgang, wie ihn die Geschichte überliefert, können die einzelnen Poeten kaum Wesentliches ändern: nur die Intrigue, welche die Ermordung Alboin's vorbereitet, läßt verschiedene in den Faden geknüpfte Knoten zu. Uns will es scheinen, als hätte Kruse hier den Faden zu sehr verknotet und einigen Zwirn hineingedreht, der eigentlich mehr für das Lustspiel bestimmt ist. Wir erfahren im ersten Act, daß Alboin in seiner Thatenlust sich wenig um sein Weib kümmert, desto mehr der feingebildete Helmichis, der mit dem kräftigen Barbaren in einen sehr wirksamen Contrast gesetzt ist. Im zweiten Act findet bereits die Tafelscene statt; Rosamunde weigert sich lange Zeit trotzig, zu erscheinen und dem Befehl des Königs zu gehorchen. Endlich erscheint sie. Der Dichter führt uns in die Vorhalle zu den aufwartenden Damen: sie sprechen von dem Reichspokal, dem Schädel des Königs Kunimund. In diese Vorhalle verlegt der Dichter die Hauptscene, die aus lauter dramatischen Lakonismen besteht:

Dritter Diener.

Was ist das? Sagt! Der Lärm verstummt mit einmal,
Und Grabesstille scheint im Saal zu herrschen,
Als wäre Kunimund emporgestiegen
Aus seiner Gruft. (Alle lauschen).
Horch! Eine dumpfe Stimme!
Um Gottes willen, wem gebietet so
Mit diesem fürchterlichen Grimm der König?

(Rosamunde stürzt aus dem Saale. Alboin folgt ihr in der größten Aufregung, den Becher in der Rechten.)

Alboin.

Du trinkst daraus! Du trinkst daraus! Du sollst!

Rosamunde

(nimmt den Becher, zögert aber noch zu trinken. Da fliegt Alboin's Schwert aus der Scheide und er schwingt es über ihrem Haupt, wie zum Schlage bereit. Erwartungsvolle Pause. Man sieht, wie in Rosamunde der Trotz der Todesfurcht weicht. Sie setzt den Becher an den Mund, zuckt schaudernd zusammen und thut einen Zug. Es schwindelt ihr, sie schwankt und droht zu fallen. Anna kommt ihr zu Hülfe und nimmt den Becher, den sie auf einen Seitenbord zu andern Pokalen stellt, während Rosamunde zu Boden sinkt).

Mir ist, als hätt' ich Vaterblut getrunken!

Alboin (versucht die Königin aufzurichten).

Rosamunde.

Aus meinen Augen!

Alboin.

Rosamund!

Rosamunde.

Barbar, (aufstehend)
Ich hasse dich!

Alboin.

Wir sind ja Mann und Weib,
Laß unsern Zwist der Welt kein Schauspiel geben.

Rosamunde.

Vermähle dich mit Schlangen und mit Drachen!
Für diese Schmach, die du mir angethan —

Alboin.

O still doch!

Rosamunde.

— nehm' ich Rache!
(Sie geht rasch ab.)

Im dritten Act versucht der König vergeblich, sich mit seiner innerlich empörten Gemahlin auszusöhnen . . . Er hat den Schädel ihres Vaters begraben lassen . . . zu spät! In Rosamunde regt sich die Tochter des Gepidenvolks: es ist dies psychologisch berechtigt, und diese Wendung findet auch einen schwunghaften poetischen Ausdruck:

Auf weiten Ebenen, am breiten Strom,
Der wie der König aller Wasser prangt,
Dem tausend Flüsse huldigen, wie einst
Die Völker meinem Ahnherrn Ardarich —
Dort irren jetzt in Wäldern und in Sümpfen
Noch wenige Gepiden wol herum,
Zerstreut, verfolgt, die letzten eines Volks,
Das ausgetilgt ward von der weiten Erde.
Erschöpft von Müh' und Hunger, wissen sie
Ihr Elend weiter nicht zu schleppen, werfen
Sich nieder und die alten Wunden brennen,
Aus jener letzten Longobardenschlacht.
Sie seufzen, wenn sie jenes Tags gedenken;
Noch einmal hören sie das furchtbare
Geheul: „Der König fiel!" im Geiste wieder,
Und ihre Seele wird zum Tode matt;
Noch einmal irrt ihr trüber Blick zum Himmel,
Als suchten dort sie das Gepidenreich,
Das wie ein Wolkenbild verschwunden ist.
Dann sinken sie ins feuchte Schilf zurück,
Die Häupter stützend auf den alten Schild,
Und enden schweigend, einsam, namenlos.
So gehn die letzten der Gepiden unter.
Ich unterdeß, in Herrlichkeit und Pracht,
Ich sitz' am lauten, schwelgerischen Mahl
Und trink' aus ihres Königs bleichem Schädel,
Zu dem, als Fleisch und Leben ihn umgab,
Ich schmeichelnd oft die Hand erhoben habe,
Liebkosend, töchterlich.

Der Freund Rosamundens, Helmichis, liebt sie mehr aus Ehrgeiz als aus Leidenschaft; mehr die Königin als das Weib: von ihm verlangt sie, daß er sie an Alboin räche. Jetzt nehmen die Verwickelungen den erwähnten lustspielartigen Charakter an: Peredeo, der Schwertträger von Helmichis, ist ein treuherziger deutscher Bär, dem König ergeben. Helmichis lehnt selbst die Ermordung ab, weil er der Milchbruder Alboin's sei; doch sucht er Peredeo dafür zu gewinnen. Dieser liebt das Fräulein Euphrosyne, eine üppige Sicilianerin; doch die Zusage vollen Liebesglücks vermag ihn nicht zu bestimmen, daß er seinen Fürsten tödte. Da verwandelt sich die Tragödie in ein französisches Intriguenstück.

Nach longobardischem Gesetz ist jeder des Todes, welcher die Königin berührt. Darauf bauen Helmichis und Rosamunde ihren Plan. Letztere begibt sich in das Gemach Euphrosyne's zur Zeit eines Rendezvous, das die üppige Zofe Peredeo gewähren will. Und dieser tappt blindlings herein und berührt statt seiner Geliebten die Königin. Er ist des Todes, und es bleibt ihm nur die Wahl, selbst zu sterben oder den König zu tödten. Er wählt das letztere; doch nach dem ersten Mordstreich zögert er, und Helmichis vollendet das Werk. In diesem Complot, das auf einer in der Komödie beliebten Verwechselung beruht, liegt nach unserer Ansicht eine Versündigung gegen den ernsten großen Gang der Tragödie. Dafür entschädigt einigermaßen der dichterisch schöne Monolog Peredeo's vor seinem Selbstmord in einer Bergschlucht der Apenninen.

Der letzte Act ist der schwächste: Rosamunde und Helmichis haben eine heimliche Ehe geschlossen. Von den Longobarden vertrieben, suchen sie Schutz in Ravenna. Helmichis mishandelt seine Gattin; sie beklagt sich darüber bei dem Exarchen Longinus; er rächt sie, indem er Helmichis Gift reichen läßt. Rosamunde warnt ihn dann vergebens und leert nach ihm den Giftbecher. Das Schwankende in der Handlungsweise Rosamundens, der Wandel im Charakter des feingebildeten Helmichis, der auf einmal wie einer der brutalsten Barbaren sich geberdet: das alles ist nicht genugsam motivirt; die Flamme des Dramas geräth hier in eine hin- und herzitternde Bewegung. Dabei wird der dramatische Stil mit geschädigt; seine Naivetät verliert sich ins Grobe und Brüske. Der Exarch Longinus, den Rosamunde merkwürdigerweise wegen seiner glatten Vornehmheit rühmt, bedient sich sehr kräftiger Ausdrücke:

Ich werd' euch von dem Schufte schon befrein ...
Wie jener Schurke dich verschüchtert hat ...
Ihr hohen Frau'n habt manchmal seltne Launen,
Gleich Schwangern, die nach faulenden Orangen
Gelüstet, sonst begreif' ich wirklich nicht —
Was sahst du an dem selbstzufriednen Tölpel?

Helmichis nennt den Haushofmeister „Hasenfuß", „Knirps". Das ganze Colorit wird gerade dicht vor dem Opferfest der Katastrophe etwas trivial.

Kruse's neuestes Trauerspiel „Der Verbannte" (Nr. 3) hat zum Helden den Grafen Corfitz Ulfeld, den dänischen Coriolanus, den auch schon Martin Greif zum Helden einer Tragödie gemacht hat. Das Kruse'sche Stück ist sehr umfangreich: es umfaßt fünf Acte und ein Vorspiel und hat ganz die Dimensionen und den Charakter der Historie, mit wechselnden Schauplätzen und mit einer Menge von Gestalten, die nur in einzelnen Scenen auftreten, in die Handlung eingreifen und dann wieder verschwinden. So zersplittert sich das Ganze in ein Scenenconglomerat; aber auch die wenigen Hauptauftritte, in denen die Gegner sich gegenübertreten, sich Aug' in Auge sehen, in denen die Höhenpunkte der dramatischen Handlung sich ausprägen, sind zu flüchtig skizzirt; dem dramatischen Pathos, das für diese Höhenpunkte unerlaßlich ist, geht zu früh der Athem aus und die Vorliebe des Dichters für das Anekdotische verwirrt hier durch Nebensächliches.

Es ist keine Frage: Kruse geht absichtlich allem aus dem Wege, was an dramatisches Pathos erinnert; das Naive, Natürliche soll an Stelle desselben treten. Er folgt darin dem Zuge der Zeit, dem Evangelium des Realismus. Wir verweisen dagegen nicht nur auf Schiller, nicht nur auf die attischen Tragiker, die gerade durch den vollen Fluß dramatischer Beredsamkeit ergreifen, sondern auch auf Shakspeare, der in manchen Historien sogar an einer Ueberfülle schwülstiger Rhetorik leidet, in seinen Meisterwerken aber die hinreißende Sprache echt poetischer Eloquenz spricht. Mit Recht sagt Hegel, der Dramatiker soll sein Pathos expliciren. Das dramatische Schlagwort, das vielsagend epigrammatisch zündet, ist damit nicht ausgeschlossen — an der rechten Stelle: aber es kann für jene ergreifenden Ergüsse keinen Ersatz bieten.

Das Vorspiel führt uns den Proceß vor, den König Christian IV. von Dänemark gegen seine Gattin in morganatischer Ehe, Christine Munk, Gräfin von Schleswig-Holstein, eingeleitet hat. Sie ist angeklagt des Versuchs, den König zu vergiften, und überdies des Ehebruchs mit dem Rheingrafen Otto Ludwig. Corfitz Ulfeld tritt als ihr Vertheidiger auf, die Anklagen werden siegreich widerlegt; der König söhnt sich mit seiner Gemahlin aus und gibt Ulfeld die Hand seiner und ihrer Tochter Leonora. Ein eifersüchtiger Nebenbuhler, Graf Sehested, fordert Ulfeld zum Zweikampfe, in welchem sich dieser großmüthig benimmt und den in seine Hand gegebenen Gegner schont.

Das Vorspiel ist originell und dramatischer als das Stück selbst: der Reiz desselben liegt in der Zeichnung des Königs Christian, die ein eigenartiges Charakterbild von großer Naivetät gibt. Dieser zutappende, etwas alberne Fürst, der in seiner gemüthlichen Jovialität ein echter Despot ist, beherrscht die Situation des Vorspiels in jeder Hinsicht, in welchem im übrigen die Proceßführung selbst dramatisch lebendig ist.

Im ersten Act des Stücks tritt Prinz Friedrich, der neue König, mit seiner hochfahrenden Gemahlin Sophie Amalie am meisten hervor: sie haßt Ulfeld und die Halbschwester ihres Gatten, die Frau des Reichshofmeisters. Ulfeld wird durch die Intrigue einer Dirne, Dina Windhöfer, mit welcher ein ehrloser Offizier im Complot ist, beschuldigt, er habe den König vergiften wollen. Diese Anklage wird zwar widerlegt, doch die Königin klagt ihn dafür bei ihrem Manne des Hochverraths an, des Strebens, sich der Krone zu bemächtigen, vor allem der Unterschlagungen, und demüthigt Leonora, seine Gemahlin.

Im zweiten Act sehen wir Ulfeld mit Leonora auf einem schwedischen Landhause, die Scene hat einen idyllischen Hauch:

Leonora.

Ein klarer Herbsttag hier im Norden ist
Das Schönste doch, was diese Erde hat.

Ulfeld.

Wo warst du denn?

Leonora.

An meinem Lieblingplatz.

Ulfeld.

Der kleinen Felsenbucht?

Leonora.

Wo du die Bank
Aus Birkenstämmen selbst mir zimmertest;
Denn jeden Wunsch befriedigst du mir gern,
Am liebsten aber mit der eignen Hand.
Der Schärengarten bricht den Ungestüm
Des Meeres, und das blaue Wasser spielt
So sanft und friedlich in der kleinen Bucht,
Daß kaum es sich am Ufer leise kräuselt.
Da draußen wälzen sich die weißen Kämme
Der wilden Wogen, Schiffe ohne Zahl
Von allen Nationen gehn und kommen
Und Wagen und Gewinnen ist ihr Ziel.
Wie glücklich wir jetzt, fern vom Weltgewühl
An unsrer kleinen Felsenbucht zu leben!
Doch hörtest du auch, was ich eben sprach?

Ulfeld.

Ja! Nein! Was sagst du?

Leonora.

Sieh, du hörtest nichts.
Ich sah es längst an deiner trüben Stirn.
Ist so gewettet? Wollten wir nicht froh
In Lilla Edet leben, das mit Recht
Den Namen führt: „das kleine Paradies"?
Hier, wo von jenen Felsenhöhn die Wasser
Zu Thal mit lustigem Geplätscher stürzen —
Das einzige, was ich in meiner schönen
Heimat vermisse — hier, wo sanft die Winde
Und weich vom Meer wehn und die Luft so rein ist,
Daß Mücken, Schnaken, Kanker, Schlangen oder
Was sonst von lästigem Gewürm es gibt,
Hier nicht zu finden sind, da hofft' ich auch
Dich frei zu sehn von allen läst'gen Sorgen.

Ulfeld hat sich von diesem Landgut aus gerechtfertigt; doch er soll nach Kopenhagen zu diesem Zweck kommen, das verlangen seine Gegner, und als er nicht kommt, wird er seiner Aemter und Würden entsetzt. Da erscheint Schwedens König Karl Gustav bei ihm und nimmt ihn in seine Dienste. Er schlägt rasch ein, obschon er weiß, daß Karl Gustav auf Krieg gegen Dänemark sinnt. Hier hätten wir einen lebhaftern Kampf in der Brust des Helden zu sehen gewünscht; hier wären die schönen Worte, die er später zu seiner Rechtfertigung an Leonoren richtet, besser am Platze gewesen:

Das Vaterland ist jedem ewig theuer;
Doch unser Vaterland muß größer sein.
Der ganze Norden, über dem am Himmel
Hoch oben unser schöner Nordstern funkelt,
Und still im Kreis Karl's Siegeswagen fährt,
Wo unsre alte, schöne Sprache klingt,
Und Saga singt, mit Runen auf der Zunge,
Von einer längst verklungnen Wunderwelt —
Das ist es, unser großes Vaterland!

Bald erscheint er denn auch im Geleite der schwedischen Truppen auf Seeland. Die Bedeutung dieser Scene wird durch die anekdotischen Genrebilder sehr abgeschwächt, mit denen der Dichter hier den Charakter des Königs Karl Gustav zwar ganz glücklich illustrirt, aber auf Unkosten der Bedeutung der Situation. Ulfeld schließt Frieden mit den Dänen, doch unter Bedingungen, die dem Schwedenkönig zu günstig scheinen. Er spricht Mistrauen gegen den Dänen Ulfeld aus. Dieser verläßt seinen Dienst.

Im dritten Act, in welchem die historische Chronik durch Gespräche der Bürger vertreten ist, hebt sich aus diesen Volksscenen nur die große Scene hervor, in welcher Ulfeld an der Spitze des Adels zur Unterschrift eine Handfeste einreicht, welche die königliche Macht wesentlich beschränkt. Der König läßt ihn verhaften. Hier fehlt dem Drama der große Zug: der Act tönt matt aus, indem Unterhaltungen der Bürger wieder die entscheidende Scene genrebildlich und chronikenhaft abschließen.

Von jetzt ab zersplittert sich die Handlung vollständig, eine Reihe von Vorgängen spielt sich vor uns ab, denen jede dramatische Concentration fehlt. In der ersten Hälfte des vierten Actes sehen wir den Grafen Ulfeld als Gefangenen auf Schloß Hammershuus auf der Insel Bornholm unter der Aufsicht des Hauptmann Fuchs und seine Befreiung; in der zweiten Hälfte des Actes finden wir ihn mit Leonora in Brügge, wo sein Sohn Mogens den ihn verfolgenden Hauptmann Fuchs erschlägt. Den ganzen letzten Act, der am linken Ufer des Rheins spielt, nimmt ein Gespräch zwischen den beiden Söhnen des Verbannten, Mogens und Ludwig, ein — ein Nachen treibt am Schilf mit einem todten Mann — es ist Graf Ulfeld, ihr Vater.

Diese Auflösung der Handlung in eine Folge locker verknüpfter Scenen macht eine Bühnenwirkung des Stücks unmöglich. Wir sehen mit tiefem Bedauern, daß der Dichter auf eine solche verzichtet; aber auch das dramatische Gefüge bleibt ohne Zusammenhalt. Kruse's schönes Talent, das sich besonders in einer naturwahren Charakterzeichnung, in stimmungsvollen Malereien, in trefflich ausgeführten Genrebildern und wirksam illustrirten Anekdoten zeigt, wird durch den Mangel an dem Sinn für dramatische Architektonik und wahrhaft ineinandergreifende Handlung um die Erfolge gebracht, die es sich und der deutschen Bühne erringen könnte.

Rudolf von Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Atomistik und Kriticismus. Ein Beitrag zur erkenntnißtheoretischen Grundlegung der Physik. Von Kurd Lasswitz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Auf Grund verschiedener Voraussetzungen gelangt der Verfasser zu dem Resultat, daß der Kant'sche Kriticismus, zu dem er sich im ganzen bekennt, mit Nothwendigkeit zur Annahme der „kinetischen Atomistik" als Grundlage der theoretischen Physik führe. Seine Voraussetzungen sind hauptsächlich die folgenden, der Fortschritt der Erfahrung ist zu leiten durch die Untersuchung der Bedingungen einer möglichen Erfahrung, durch die Aufstellung der nothwendigen und unabweislichen Grundsätze, welche aus der Natur der menschlichen Erkenntnißfähigkeit überhaupt fließen, sodaß durch sie allererst Erfahrung möglich wird. Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, den Wechsel unserer Empfindungen zu begreifen; eine formale Bedingung a priori unserer Erfahrung ist die Kategorie der Causalität, durch welche erst der Inhalt der Erfahrung begreifbar wird. Begreifen ist zwar meistens relativ, doch hindert dies nicht, eventuell auch nach dem absoluten Begreifen zu suchen. Unser Bedürfniß, zu begreifen, gewöhnlich Causalitätsbedürfniß genannt, wird nun befriedigt durch einfache Vorstellungen, die nicht weiter begriffen zu werden brauchen. Die Wissenschaft darf Annahmen über diese erklärenden Elemente machen, welche die allgemeinste und einfachste Beschreibung ermöglichen; diese einfachsten Elemente werden stets Anschaulichkeit einschließen und aufgefunden werden können, wenn man der primitiven Entstehung der Erfahrung auf den Grund geht. Das natürliche Bewußtsein erzeugt unmittelbar die Begriffe von Raum und Stoff, und zwar immer beide zusammen, hat daher zunächst nur ganze, solid zusammenhängende Körper. Erst das wissenschaftliche oder causale Bedürfniß führt zum Begriff des Atoms, d. h. zum Begriff eines so kleinen Körpers, wie wir ihn nach dem dermaligen Stand der Erfahrung zur Erklärung der Naturerscheinungen nöthig haben. Wir erzeugen das Atom im Stoffe, indem wir in der discontinuirlichen Materie fortgehen bis zu einem genügend kleinen Körper (wobei wir die Materie ebenso wenig zerlegen wie beim Fortgehen im Raume den Raum, sondern wir suchen nur unter den vorhandenen phänomenalen Körpern die genügend kleinen heraus; wir erzeugen ja erst die Körper wie den Raum). Dort halten wir an, um denselben als Element unserer Weltconstruction zu Grunde zu legen. Die Atome sind der Naturwissenschaft so nöthig, aber auch so sicher, wie der Geometrie der Raum, der Arithmetik die Zahl; sie sind Gegenstände der Erfahrung, nothwendige Erzeugnisse der Erfahrung. Durch die Phänomenalität dieser kriticistisch gefaßten Atome erklärt sich nun sehr leicht, was dem dogmatistischen Atomismus unlösbare Schwierigkeiten bereitet, nämlich die Verbindung und wechselseitige Beziehung der Atome; denn das anschauende Subject stellt diese Verbindung von vornherein her. Die Bewegungsgesetze der Atome sind nichts als die Gesetze, nach welchen sich unsere Empfindungen verändern. Bewegung nehmen wir unmittelbar wahr als „Andrangsempfindung"; sie ist die phänomenale Form, in welcher unser unmittelbarer Verkehr mit den unbekannten Dingen an sich erscheint.

Hieraus ergibt sich nun das erste Axiom: „Bewegung wird von einem Körper an den andern nur mitgetheilt durch unmittelbare Berührung (Stoß)." Bewegung läßt nun auch eine quantitative Schätzung zu, woraus das zweite Axiom abgeleitet wird: „Jeder Wirkung entspricht eine gleiche Gegenwirkung." Das Ursprüngliche in der Mechanik, von welchem wir bei der Herleitung der Principien ausgehen müssen, ist die Empfindungsthatsache der Bewegung als Andrangsempfindung; wir können sie „Kraft" nennen, da Kraft eben nichts anderes ist als Bewegung. Aus dem Begriff dieser unmittelbar empfundenen Kraft ergibt sich mit Hülfe des Geschwindigkeitsbegriffs der Begriff der Masse. Mit und durch diesen Kraftbegriff entsteht zugleich der Begriff des Stoffs, indem man das Undurchdringliche Stoff nennt; eine weitere Auflösung des Stoffs in Kräfte wird durch die Organisation unserer sinnlichen Natur unmöglich gemacht. Hiermit sind die Grundbegriffe gegeben, aus welchen die Principien der Mechanik abgeleitet werden. Die Gesetze werden zwar erst allmählich von der Wissenschaft erkannt, sie können ohne Empirie nicht gefunden werden, „aber wir können sie ohne das a priori nicht endgültig beweisen"; das a priori ist aber nicht ein „Früheres" der Erfahrung gegenüber, sondern der objective und subjective Factor sind gleichzeitig in der Erkenntniß verbunden. Die Grenzen unserer Sinne sind die Grenzen unserer Erfahrung, und „nur die welterschaffende Kraft unseres Selbst verbürgt der Natur unerschütterliche Gesetze". Der „Stoß" der Atome ist nicht auf ihre Elasticität, sondern die Elasticität ist auf den Stoß der Atome zurückzuführen. „Atomwelt und Empfindung sind beide Vorstellung, nur ist die Atomwelt die nach ganz bestimmten Gesetzen unserer Erkenntnißthätigkeit (als Folge unserer Sinnlichkeit) geordnete Empfindungswelt".

Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers wie seine klare und präcise Darstellung sichern dem Werke seinen Werth, auch wenn die Resultate desselben nicht durchweg stichhaltig erscheinen sollten. Sie stehen und fallen zum großen Theil mit den aus dem Kant'schen Kriticismus entnommenen Voraussetzungen über die Beschaffenheit unserer Erfahrung, über welche die wissenschaftliche Discussion noch nicht geschlossen ist.

2. Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung von Benno Erdmann. Leipzig, Voß. 1878. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Seitdem Schopenhauer nachdrücklich auf die Verschiedenheit des Inhalts der ersten und zweiten Auflage der Kant'schen „Vernunftkritik" in wesentlichen Punkten hingewiesen hat, sind von mehrern Philosophen mehr oder minder gründliche Erörterungen über dieses Thema angestellt worden. Eine Hauptschwierigkeit hierbei lag in Kant's eigener Erklärung, daß die Aenderungen der zweiten Auflage lediglich formaler Natur, der Inhalt ganz derselbe geblieben sei, was sich jedem, der beide Auflagen verglich und nicht durch Vorurtheile an der richtigen Auffassung des Thatbestandes verhindert wurde, als irrig erweisen mußte. Freilich haben bis in die neueste Zeit viele die Behauptung Kant's einfach nachgesprochen, da ja das jurare in verba magistri überall bequemer ist als selbst denken und untersuchen. Bei dieser Sachlage hat sich der Verfasser des vorliegenden Buchs ein wesentliches Verdienst durch seine gründlichen Untersuchungen über die alte Streitfrage erworben, welche folgendes Resultat ergeben:

Sachliche Abweichungen von der ersten Auflage liegen allerdings vor ... Kant's Versicherung in der Vorrede zur zweiten Auflage, daß er an den Sätzen selbst und ihren Beweisgründen schlechterdings nichts zu ändern gefunden habe, ist demnach, sachlich genommen, eine irrthümliche. Jedoch der Irrthum, den sie enthält, läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß dieselbe, subjectiv genommen, die volle Wahrheit enthalte. Kant konnte sich der eingetretenen Modification seiner Lehre als einer solchen nicht bewußt werden, da ihm die Bedeutung seiner Ergebnisse für den Aufbau einer wissenschaftlichen Metaphysik und die Freilegung des Fundamentes der Ethik nicht zweifelhaft gewesen, und die Wirklichkeit der Dinge sowie das Ich an sich nicht zweifelhaft geworden war.

Das eigentlich Wichtige dieser Zusammenfassung ist, daß die zweite Auflage sachliche Abweichungen vom Text der ersten enthält, weil damit die Berechtigung, vielmehr die Nothwendigkeit dargethan ist, bei der Untersuchung über den Hauptzweck der „Vernunftkritik" die erste Auflage zu Grunde zu legen. Ueber diesen Hauptzweck hat auch der Verfasser ausführlich gehandelt und zu den ganz verschiedenen, sogar zum Theil entgegengesetzten Auffassungen Stellung genommen: er findet, daß Kant an Hume's Empirismus anknüpft und so einen Kriticismus aufstellt, dessen eigentliche Absicht die Grenzbestimmung gegenüber dem Dogmatismus ist, der aber, wiewol er die Apriorität der Verstandeserkenntniß bestehen läßt, als „Epikureismus zu einer Art des Empirismus wird. Denn in der That kommen alle wesentlichen Merkmale dieses gleichsam problematischen Empirismus dem Standpunkte Kant's gleichfalls zu". Diese Ansicht, welche schon von Jacobi aufgestellt wurde, dürfte uns dann begründet erscheinen, wenn man den Schwerpunkt der Kant'schen Absicht in der „Grenzbestimmung" findet, aber nicht nur dem Dogmatismus gegenüber, sondern ebenso wol dem Hume'schen „Skepticismus" gegenüber, von welchem Kant einen „erschrecklichen Umsturz" befürchtete. Ein gründlicher Kenner der Kant'schen Philosophie, E. Arnoldt, hat ganz kürzlich erst diese Auffassung gegen unsern Verfasser geltend gemacht in der Schrift: „Kant's Prolegomena nicht doppelt redigirt": „Weiß der Verfasser (Erdmann) nicht, in welcher Endabsicht Kant sein ganzes System erbaut hat? Man greift in einem gewissen Verstande, aus einem gewissen Gesichtspunkte gar nicht fehl, wenn man sagt: in keiner andern Endabsicht, als um den Glauben an die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes zu sichern. Der ethische Sinn aber, aus dem dieser Glaube entspringt, war Kant nicht «inzwischen werthvoll geworden», sondern er war ihm werthvoll gewesen von jeher, und er blieb ihm werthvoll unaufhörlich." Der letzte Satz wendet sich gegen die Behauptung Erdmann's, daß die bekannte Erklärung Kant's in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Vernunftkritik": „Ich mußte das Wissen aufheben, um für das Glauben Platz zu bekommen", ihm in einer momentanen Erregung des Unmuthes über die Aufnahme der ersten Auflage seitens der für den Glauben besorgten Zeitgenossen entschlüpft sei und deshalb keine weitere Beachtung verdiene. Vielmehr ist diese Ansicht über den obersten Zweck der Vernunftkritik bei weitem die wahrscheinlichste, und zwar ebenso aus äußern wie aus innern Gründen. Deshalb wäre zu wünschen, daß der Verfasser, der seine hervorragende Befähigung zur Lösung verwickelter und schwieriger Fragen bereits hinlänglich dargethan hat, die Summe seiner Ueberzeugungen hinsichtlich der Kantfrage noch einmal einer gründlichen Revision unterziehen möchte, da seine Entscheidung nach der einen oder andern Seite jedenfalls von Einfluß auf die definitive Beantwortung der Frage sein wird.

3. Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Socialphilosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit. Zu seinem hundertsten Todestage (30. Mai 1878) von J* P*. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 2 M.

Der Titel dieses originellen Buchs kündigt nur einen Theil seines reichen Inhaltes an. Das erste Drittel desselben enthält einen zuweilen etwas überschwenglichen Dithyrambus auf Voltaire, der als Befreier der Menschheit von leiblichen und geistigen Fesseln gepriesen wird. Was Voltaire noch zu thun übriggelassen hat, will der leider ungenannte Verfasser vollenden, nämlich auch die Reste aller „Scholastik" vertilgen, welche ihm darin besteht,

irgendwelche historisch gegebene, fortgepflanzte oder eben entstandene Absurdität als ein Problem anzusehen, dessen Schwierigkeit wir zu bekämpfen verpflichtet wären; das ist ja dasselbe, als ob man jedes Stück Leder, das im Kothe liegt, aufheben und für einen Fehdehandschuh halten wollte.

Mit diesem unsinnigen Respect vor überliefertem Aberglauben verbindet sich auch jetzt noch „jene Schwäche des Geistes", welche sich durch die besondere Art der Beklei-

dung eines Menschen, wie z. B. des Papstes, imponiren läßt; würde der Papst wie andere Menschen im schwarzen Frack spazieren gehen, so würde ihn niemand für den Statthalter Gottes auf Erden ansehen. Den alten Traditionen „verdanken die Europäer ihre Nervosität, ihre Streitsucht, ihre so plötzlich hervorbrechende Wildheit, ihre Mischung von Zartheit und Grausamkeit, ihre Unverläßlichkeit", endlich die „Roheit der Massen, die in den glaubensfestesten Zeitaltern am rohesten waren; die Religionen erwecken mehr neue Arten von Roheit, als alle andern Ursachen zusammengenommen". Eine durchgreifende Verbesserung der Sitten ist daher nur zu erreichen durch gänzliches Verschwinden der Religionen wie durch eine Besserung der materiellen Lage der Gesammtheit. Die letztere darf man nicht etwa von der Nationalökonomie erwarten, die „lauter bestrittene Definitionen, keinerlei Einsicht, die nicht jeder routinirte Kaufmann noch viel besser besitzt, und überhaupt keine prophetische Kraft" hat; ebenso wenig von den zahlreichen Systemen des Communismus und Socialismus, welche mit ihrer abstracten Gleichmacherei und „Wuth, alles zu organisiren", zur Aufhebung aller Selbstbestimmung des Individuums und damit zum größten aller Uebel führen würden. Mit Beiseitelassung aller dieser unnützen Theorien will der Verfasser die sociale Frage lösen oder ihr wenigstens die schärfste Spitze nehmen durch seinen Vorschlag, allen ohne Ausnahme ein Minimum des Allernothwendigsten zu bieten an Nahrung, Wohnung, Kleidung, Heizmaterial, Medicamenten, ärztlicher Hülfe. „Wie soll aber dieses Minimum herbeigeschafft werden? Durch Einführung der allgemeinen Nährpflicht", vermöge deren jeder seine vorgeschriebene Dienstzeit in der Nährarmee thätig zu sein verpflichtet ist. Daß dies keine Utopie, sondern leicht zu realisiren sei, leitet der Verfasser aus folgender Statistik ab: in Großbritannien und Irland regierten im Jahre 1874 das Land 106000 Menschen; 136000 vertheidigten es, 441000 belehrten und 1,700000 ernährten es. Durch die „allgemeine Nährpflicht behufs ausnahmsloser Vertheilung eines Minimums" würde allen Menschen das „Recht zu leben" garantirt, und damit eins der drückendsten Uebel, die physische Noth, beseitigt sein. Andern Uebeln, Verbrechen und Strafen wäre durch eine Umänderung unserer Strafgesetzgebung abzuhelfen; statt der nichts nützenden Strafe, welche eine Uebelthat am Uebelthäter ist, soll eine öffentliche Bekanntmachung über jedes Vergehen eines Menschen alle andern genau unterrichten und sie dadurch in den Stand setzen, sich gegen ihn zu schützen. Dies würde ein wirksameres Mittel sein als die bisher angewandten, noch dazu ganz unmotivirten Strafen und einen weit bessern Zustand aller socialen Verhältnisse herbeiführen:

> Aber: was für einen Werth hat die schönste Einrichtung des Lebens, wenn jeden Augenblick einer oder mehrere zu mir kommen und sagen können: „Zieh in den Krieg und laß dich tödten"? Ist das nicht der merkwürdigste Widersinn in unsern heutigen, wenigstens den continentalen Staatseinrichtungen, daß die Gesellschaft zu jedem sagt: „Wie du dich ernährst und dein Leben fristest, kümmert mich nicht, das ist deine Sache; wann du es aber verlieren sollst, das kümmert wieder dich nicht, andere werden darüber entscheiden"?
>
> Deshalb soll keiner gezwungen werden können, mit in den Krieg zu ziehen, sondern es soll jeder gefragt werden, ob er mitziehen will oder nicht:
>
> Wer durch seine Unterschrift dem Kriege zustimmt, der muß in das active Heer eintreten; wer sich nicht meldet, an den hat man weiter kein Recht.
>
> So hört die „Pflicht zu sterben" auf, ohne daß für den Staat besondere Nachtheile entstehen würden; es werden sich immer Leute genug finden, welche nach wie vor in den Krieg ziehen und das Land schützen, weil der Egoismus zur Selbsterhaltung treibt, mögen nun Wölfe und Tataren oder civilisirte Armeen das Land bedrohen. Populäre Kriege werden stets von einer großen Anzahl geführt werden.
>
> Hiermit werden diejenigen wol beruhigt werden, die fürchten, es werde keine Kriege mehr geben, weil sich zu wenige, vielleicht Ehrgeizige und Taugenichtse ausgenommen, melden würden.

Das Buch verdient, aufmerksam gelesen, und vieles darin, beherzigt zu werden.

4. Die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung. Nebst einem Anhang über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip. Von Georg von Gizycki. Breslau, Köhler. Gr. 8. 8 M.

Der als guter Kenner der ältern englischen Philosophie bereits vortheilhaft bekannte Verfasser hat in dem vorliegenden Buche die Ethik Hume's ausführlich und getreu dargestellt, was als ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen begrüßt werden muß. In Deutschland ist gegenwärtig vielfach die Meinung verbreitet, als ob Hume's Philosophie durch den Kant'schen Kriticismus vollkommen widerlegt sei, daher überhaupt nicht mehr in Betracht komme. Dazu stellt man Hume dem Publikum gewöhnlich als Skeptiker vor, und dieses Schlagwort verfehlt bekanntlich nie die beabsichtigte Wirkung auf schwache Gemüther und urtheilslose Köpfe. Der Verfasser hat nun das Verdienst, unwiderleglich gezeigt zu haben, daß der Vorwurf der Skepsis die Moralphilosophie Hume's in keiner Weise treffen kann; man müßte denn, was freilich sehr beliebt ist, jeden Zweifel an irgendwelchen willkürlichen Dogmen sofort als Skepsis bezeichnen. Hume war ein ebenso consequenter als resoluter Denker von durchaus unabhängiger Gesinnung, welcher es nicht nöthig hatte, eigene intellectuelle und moralische Schwäche hinter den üblichen Redensarten pseudomoralischer Phantasien zu verbergen, der aber dafür das Seinige für die Begründung einer wirklichen und auch brauchbaren Ethik gethan hat. Eine solche ist uns gerade jetzt nöthiger als je, d. h. was wir brauchen, ist die Befolgung vernünftiger ethischer Lehren. Für diese ist nun aber vor allem die Einsicht nöthig, daß die Ethik gänzlich unabhängig von aller Metaphysik begründet werden kann und muß, und hierzu bietet der vom Verfasser

gegebene Auszug der Grundlehren der Hume'schen Ethik einen schätzenswerthen Beitrag. Auch die selbständige Arbeit des Verfassers, welche im „Anhang" die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip aufstellt, hat wissenschaftlichen Werth. Das Buch ist gut und lesbar geschrieben und erleichtert dadurch, soweit möglich, die Schwierigkeit moralphilosophischer Untersuchungen.

5. Die Grundprobleme der Mechanik, eine kosmologische Skizze von P. Langer. Halle, Nebert. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese Schrift soll der Tendenz nach dasselbe, was die berühmte Schrift von Riemann: „Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen", für die Geometrie geleistet hat, ihrerseits für die Mechanik leisten, nämlich die mechanischen Grundbegriffe durch Verallgemeinerung ihres bisherigen sinnlichen Gepräges entkleiden. Diese Aufgabe löst die vorliegende Schrift zunächst für die Begriffe der „Kraft" und des „Trägheitswiderstandes" in klarer und präciser Darstellung, sie verdient daher auch von denjenigen gelesen zu werden, welche principielle Gegner ihres Standpunktes sind.

6. Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur von E. F. W. Pflüger. Zweite Auflage. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der bekannte Physiologe sucht in dieser interessanten Schrift durch Thatsachen aus seiner und aus verwandten Wissenschaften den Nachweis zu liefern, daß die Verbindung von teleologischer und causaler Naturbetrachtung geboten ist. Das teleologische Princip, welches eine unbefangene Untersuchung niemals aus der Erklärung der Verrichtungen lebender Wesen wird eliminiren können, ist der Instinct, der ihnen von Anfang an innegewohnt haben muß.

Die erste lebendige Materie am Anfang der Dinge muß die Fähigkeit besessen haben: sich zu ernähren, zu wachsen, sich fortzupflanzen, sowie in zweckmäßiger Weise auf ihre Umgebung zu reagiren. Die fundamentalsten Probleme der Physiologie sind also eigentlich schon mit der ersten lebendigen Urmaterie gegeben.

Der Verfasser ist zu der Einsicht gelangt, daß in „allgemeinen Fragen" auch die Philosophen ein Wort mitzusprechen haben, und beruft sich daher öfters auf die Autorität des Aristoteles, auf „ihn, der so gewaltig war, daß sein Name nach zwei Jahrtausenden noch mit solchem Glanz im Gedächtniß der Besten fortlebt". Mit Recht.

7. Gedanken über die Teleologie in der Natur. Ein Beitrag zur Philosophie der Naturwissenschaften von Friedrich von Baerenbach. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Schrift des den Lesern d. Bl. bereits hinlänglich bekannten Verfassers verwirft den herkömmlichen Begriff der transscendenten Teleologie und setzt an deren Stelle die „immanente natürliche Teleologie", welche ihm als die wahre Consequenz des Darwinismus, und zugleich als die richtige Mitte zwischen der abgethanen Teleologie theologischen Ursprungs und der gänzlichen Verwerfung aller Teleologie erscheint. Sein Schlagwort ist „Zielstrebigkeit", ein Begriff, für dessen Berechtigung er die Autorität von Baer's und Ulrici's anführt. Auch diese Schrift ist, wie alle bisherigen des Verfassers, dem Laien leicht verständlich.

8. Das Vernünftige und Bewußte in der Natur und die Weltanschauung der Zukunft. Von A. Völkel. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M.

Wie schon das früher in d. Bl. besprochene Schriftchen des Verfassers „Christenthum und Wissenschaft", so wendet sich auch die vorliegende Abhandlung an die „starke Mittelpartei der Gebildeten, welche in der Versöhnung der crassen Gegensätze (zwischen kirchlicher Orthodoxie und wissenschaftlichem Unglauben) das Heil erblickt". Seine Weltanschauung ist ein „Monopantheismus", welcher an ein „vernünftiges, selbstbewußtes Universum" glaubt, das den Lauf der Dinge mit höchster Weisheit und Güte lenkt und dadurch den ideal strebenden Menschen mit der frohen Zuversicht erfüllt, daß seine Ideale dereinst verwirklicht werden, wenn auch seine eigene individuelle Existenz mit dem zeitlichen Tode ihr Ende erreicht.

9. Zur Philosophie der Astronomie von Johannes Huber. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

„Ich halte dafür, daß eine nüchterne Naturwissenschaft auf alle Constructionen vom Anfang und Ende des Weltprocesses vorerst verzichten sollte." Dieser vollkommen berechtigten Mahnung des Verfassers dürfte die weitere Ausdehnung zu geben sein, daß diese Speculationen überhaupt aufzugeben sind. Die klare Darstellung des Verfassers ist sehr geeignet, ein größeres Publikum über sein Thema zu unterrichten. Karl Göring.*)

*) Aus dem Nachlaß unsers zu früh verstorbenen Mitarbeiters Professor Göring. D. Red.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Plattdeutsche Literatur.

1. Pap Kuhn. 'ne Geschicht ut de oll plattdütsch Tid. Von Edmund Hoefer. Stuttgart, Cotta. 8. 5 M.

Die plattdeutsche Literatur, lange in Vergessenheit gerathen und erst durch Fritz Renter's Schriften wieder mehr in Aufnahme gekommen, hat ihre vielen Freunde und Liebhaber, denen sich aber auch mancher Feind gegenüberstellt.

Als Beleg hierfür wollen wir nur an den Ausspruch eines namhaften, jetzt auch schon heimgegangenen Schriftstellers erinnern, daß „wenn er Renter höre, er immer

an Hausknechte denken müsse"; mit andern Worten, an grobe ungebildete Leute. Diese Meinung steht durchaus nicht vereinzelt da.

Wollten aber alle, die eine solche hegen, sich an Ort und Stelle informiren, so würden sie sich bald überzeugen, daß diejenigen, welche Plattdeutsch sprechen, schreiben und gern haben, nicht durchweg „Hausknechte" sind, sondern oft recht gescheite und feingebildete Menschen.

Die plattdeutsche Literatur schreitet indeß trotz aller Anfeindungen rüstig vorwärts und sucht sich ihren Weg. Daß nun auch eine Menge Autoren sich berufen gefühlt haben, ein so lange brach gelegenes Land jetzt fleißig zu beackern, nimmt uns nicht wunder.

In den letzten drei Jahren sind namentlich sehr viel plattdeutsche Dichter und Schriftsteller aufgetreten. Ihre Schöpfungen sind sehr verschiedenartig. „Viel Köpfe, viel Sinne", sagt das alte Sprichwort. Es erfüllt sich hier.

Schon in der kurzen Zeit, daß die plattdeutsche Literatur sich wieder Bahn gebrochen, ist in betheiligten Kreisen manche Fehde ihretwegen ausgefochten.

Bisher verfaßte jeder seine Producte in der Mundart seiner engern Heimat, die ihm am geläufigsten, und schrieb die Worte wie sie gesprochen werden, oder richtete sich nach der Reuter'schen Schreibweise.

Jetzt soll es anders werden; man will keine mannichfachen Dialektdichtungen mehr leiden und strebt eine einheitliche Orthographie an, die jeder plattdeutsche Schriftsteller anzuwenden hat. Daß diese Sache in der Theorie ihr Gutes hat, wollen wir nicht in Abrede stellen, fürchten aber, sie wird in der Praxis doch manches zu wünschen übriglassen.

Vorläufig aber, wo es mit dieser geplanten Einheit noch weit im Felde ist, glauben wir, dem großen Publikum, welches durch die plattdeutschen Producte erfreut werden soll und welches nicht durchweg aus gründlichen Kennern dieser Sprache, sondern meistens aus Laien besteht, wird besser gedient, wenn die Autoren sich des Dialekts bedienen, in dem die größte Anzahl das A-B-C gelernt hat; wir meinen die Reuter'schen Werke, die im mecklenburgischen Idiom geschrieben sind, von dem die pommersche Mundart wenig abweicht, sodaß sie gleichfalls leicht verständlich ist.

Wir wollen hiermit keineswegs gesagt haben, daß diese Dialekte die reinsten und richtigsten seien; nur ist der erstere aller Welt am bekanntesten und geläufigsten.

Unsere Ansicht ist ja nur eine individuelle; doch scheint sie keineswegs wirklich vereinzelt dazustehen.

Mit einer gewissen Befriedigung haben wir Edmund Hoefer's erstes plattdeutsches Werk „Pap Kuhn" aus der Hand gelegt, nachdem wir gesehen, wie dieser allbekannte und beliebte hochdeutsche Autor dasselbe ebenfalls nach Reuter'schem Muster abgefaßt hat, also auch wol der Meinung sein wird, die wir bereits ausgesprochen.

Alle Freunde plattdeutscher Literatur können sich übrigens zu diesem Geschenk Hoefer's gratuliren. Wenn eine so bewährte Feder sich ihrer Sache annimmt, so ist das schon ein guter Schritt vorwärts.

An dies Buch nun unser anatomisches Messer legen zu wollen, um einzelne Stellen herauszuschneiden, die wir den Lesern als ganz besonders beachtenswerth empfehlen, wäre thöricht. Das ganze Werk ist ein durchweg gelungenes. Jede Seite bietet Erfreuliches und Amusantes, und keine darf überschlagen werden.

Der Leser gewinnt die Gestalt des biedern, eigenartigen „Pap Kuhn", der zuletzt durch eigene Kraft doch noch „zu etwas kommt", ungemein lieb. Das Leben und Thun im Hause der Familie von Lüssow ist ganz reizend und wahr geschildert; der Charakter der alten Haushälterin vorzüglich. Auch in der Pfarre wird sich jeder Leser, dem Gelegenheit geboten war, in Wirklichkeit einmal zu erproben, wie es dort zugeht und wie die Bewohner derselben in jenen Gegenden sich zeigen, sofort heimisch fühlen und alles und jeden an seinem richtigen Platze finden. Die so prächtig gezeichnete Persönlichkeit des alten Schiffers Rolof, dessen helfende Hand überall eingreifen muß, hat uns ungemein erfreut, und gedachten wir jedesmal beim Auftreten dieses Biedermannes an eine ähnliche Figur in Boz' „Dombey und Sohn", Kapitän Cuttle, die ein passendes Pendant zu jenem abgibt.

Die Handlung spinnt sich fließend und gemüthlich ab; man glaubt die einzelnen Figuren vor sich zu sehen und lebt alles, was sie erleben, beim Lesen dieses Buchs mit durch, so deutlich und klar sind alle Zeichnungen.

Wir selbst haben den „Pap Kuhn" mit außerordentlichem Interesse gelesen und träumten uns dabei an jene Stätten unserer Jugendzeit zurück, wo wir ähnliche Menschen gekannt und gleiche Scenen sich abspielen sahen. Vielleicht ergeht es andern Lesern noch gleich uns. Jeder Liebhaber des Plattdeutschen wird sich selbst die größte Annehmlichkeit bereiten, wenn er sich recht bald mit diesem ansprechenden Werk bekannt macht, und erfreut sein, in dem Autor einen so würdigen Vertreter des Reuter'schen Genre zu begegnen.

Der plattdeutschen Sprache nicht ganz Mächtige finden als Anhang noch einige Seiten Wörtererklärungen, die der Verfasser ihnen als, wenn auch kleines, doch nicht zu verachtendes „Vocabulaire" mitgibt.

2. Spledder un Spöhn. I. Ut de Hansbunkentid. Snackſche Vertellung von C. V. Derboeck. Berlin, Drewitz. 12. 3 M.

Jedes Erstlingswerk nehmen wir mit einer gewissen Spannung in die Hand.

Das vorliegende, dessen Verfasser sich — wie wir erfahren — vorläufig noch unter dem Pseudonym Derboeck bergen will, ist ebenfalls ein solches, doch müssen wir gestehen, daß dieser „Erstgeborne" ganz beachtenswerth ist.

Wir haben es hier nicht mit einem schwachen Säugling zu thun, der, von starken Händen unterstützt, ängstlich ins Leben tritt, sondern mit einem ganz derben Buben, der mit kräftigen Füßen in die Welt springt und bereits

eine recht kernige Sprache führt. Den Titel „Splitter und Späne" trägt das Buch — dessen erster Band „Ut de Hansbunkentid" hier fertig vor uns liegt — ganz mit Recht; denn eingesammelte Splitter und Späne kann man es wol nennen, was hier in Gestalt von lustigen „Dönkes" und heitern Erlebnissen verschiedener Persönlichkeiten mit geschickter Hand in den Gang einer Erzählung geflochten ist, deren weitern Verlauf wir in den folgenden Bänden erfahren werden.

Der kundige Leser merkt gleich, daß der Verfasser dieses Buchs die plattdeutsche Gegend seine engere Heimat nennt; denn Land und Leute sind in demselben so richtig und treu geschildert, wie es nur jemand versteht, dessen Wiege auf solchem Boden stand und dem die ganze Ursprünglichkeit des Geburtslandes in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Wenn uns in der Sprache, die fast überall treffend wiedergegeben — zuweilen freilich etwas gar grobkörnig —, einzelne Ausdrücke und Redewendungen im Munde eines Mecklenburgers gewissermaßen befremdeten, so wollen wir dem Autor solche nicht allein zur Last legen, sondern sie auf Zufälligkeiten schieben und erst im Wiederholungsfalle genauer darauf eingehen. Auf eins möchten wir denselben aber jetzt gleich aufmerksam machen: er hüte sich vor zu großer Breite in den Schilderungen einzelner Kleinigkeiten. Ueber nichts ganz angenehm plaudern können, ist eine beneidenswerthe Gabe manches Schriftstellers; nur muß dies Plaudern auch immer ein solches bleiben, welches den Leser nicht langweilt.

Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß der Ausdruck „Hansbunkentid" die Zeit bedeuten soll, wo Leute noch zu allerlei tollen Streichen aufgelegt sind, mit denen sie andere entweder ärgern wollen oder auch zum Lachen zwingen. So spricht man ebenfalls von „Hansbunkenstreich", „Hun'nstreich", „Dummjungsstreich" u. s. w., was gleichbedeutend ist und die Thaten eines „Hans Dampf in allen Gassen" bezeichnen soll.

Wir zweifeln keineswegs, daß Derboeck's Buch in betheiligten Kreisen gern empfangen und Anklang finden wird; wir wollen uns freuen, wenn wir an dieser Stelle bald dem zweiten Band der „Spledder un Spöhn" unsere Aufmerksamkeit widmen können.

3. De latinsch Buer un sien Nabers. Von Angelius Beuthien. Kiel, Lipsius u. Fischer. 8. 3 M.

Ziemlich dasselbe, was wir bereits über des Verfassers früher erschienenes Werk „Klaas Hinnerk" gesagt haben, müßten wir hier nochmals niederschreiben, wollen es indessen dabei bewenden lassen, einfach zu bemerken, daß wir Angelius Beuthien durchaus nicht Talent absprechen; doch wäre es gerathen, er hätte sich die Art und Weise etwas zum Muster genommen, wie beliebte plattdeutsche Autoren dabei zu Werke gehen.

Die Beuthien'sche Manier kann uns durchaus nicht gefallen. Es ist ein Wust von gleichgültigen Dingen und eine so eigenthümliche Sprache in seinen Schriften zu finden, daß die paar gemüthlichen Momente und treffenden Schilderungen, die der Leser wirklich antrifft, leicht vergessen werden über dem, was ihm überall wieder die gemüthliche Stimmung raubt.

Wir stehen mit unserer Ansicht in diesem Fall vielleicht allein da; denn wie wir auf dem Umschlag des Buchs sehen, haben eine Menge anderer Zeitungen und Zeitschriften Beurtheilungen gebracht, in denen gerade das Gegentheil behauptet wird von dem, was wir aussprechen.

Der Geschmack ist eben verschieden, und können wir nur mit Fritz Reuter sagen: „Wer't mag, de mag't; wer't äver nich mag, de mag't je woll nich mägen."

Das eine nur bestreiten wir ganz entschieden, daß, wie es in der „Schlesischen Presse" heißt, „Beuthien als ein berufener Epigone Reuter's zu begrüßen sei". Da müßten seine Producte doch noch aus andern Augen die Leser anschauen. Da müßten wir wünschen, daß die Erzählung in guter Form, ohne alle überflüssige Zuthaten, sich kurz, erbaulich abwickelte und der Leser bei derselben in eine gemüthswarme Stimmung versetzt würde.

4. Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von Johann Meyer. Zweite Auflage. Hamburg, J. F. Richter. 8. 4 M.

Die von Johann Meyer in dithmarscher Dialekt übertragenen Hebel'schen Gedichte sind bereits in zweiter Auflage erschienen, und zwar noch bereichert durch alle Gelegenheitsgedichte Hebel's.

Wie meisterhaft Meyer es verstanden, die alten alemannischen Poesien, von denen uns ja auch viele im hochdeutschen Gewande begegnen, zu übersetzen, ist eigentlich schon genugsam besprochen, und können wir hier fast nur wiederholen, was andere zuvor auch gesagt, daß diese freie Uebersetzung eine vorzügliche Arbeit ist.

Etwas ganz Neues scheint uns hier entgegenzutreten, und dennoch dünkt uns alles so lange bekannt; das macht, weil überall die schönen, tiefen Gedanken der Originale wieder zu treffen sind, doch in so veränderter, lieblicher und ansprechender Form, als wäre es eine eigene Schöpfung geworden. Die an den heimgegangenen Hebel gerichtete Widmung auf den ersten Blättern des Buchs ist ganz reizend. Lustige Schelmerei und tiefe Empfindung gehen hier eng aneinander geschmiegt Hand in Hand; man freut sich, wie geschickt und ansprechend der Dichter Ernst und Scherz zu verweben versteht, sodaß das Ganze nicht schroff berührt, sondern erfreulich wirkt. Ueberhaupt ist die Idee, dem todten Freunde das, was einst sein gewesen, in einem andern Kleide als Geburtstagsangebinde noch darzubringen, sehr hübsch ausgedacht. So wird denn auch die zweite Auflage dieser Gedichte — die in ihrem äußern geschmackvollen Gewande schon jeden einladen, sich an dem würdigen Inhalt zu erfreuen — gewiß einen schnellen Absatz finden.

5. Lähm up. Wat de Trängsoldate Mattigges Pappstoffel, dei met synem Pasteoer im Franßeosenlanne wiäsen is anplatz Köster, vam grauten Kryge to vertellen weit. Erlebnisse im Feldzuge 1870—1871 im paderborner Dialekt mitgetheilt von einem Sohn der rothen Erde. (Niu lustert mol! Neue Folge.) Celle, Literarische Anstalt. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine recht productive Kraft scheint dieser „Sohn der rothen Erde" zu sein, denn wiederum liegt ein Werkchen vor uns, womit er seine Landsleute erfreut hat. Der Inhalt desselben sind die Erlebnisse eines Trainsoldaten, Matthias Pappstoffel benamset, der an Stelle des Küsters mit seinem Pastor den französischen Feldzug 1870—71 mitgemacht hat.

Was wir in Nr. 23 d. Bl. f. 1879 bei Besprechung von desselben Verfassers „Niu lustert mol" gesagt, daß der paderborner Dialekt ein nicht ganz leicht zu verstehender ist, wollen wir hier nochmals wiederholen.

Vielleicht legt auch darum mancher dies Buch unbefriedigt aus der Hand. Wer sich indessen einer nähern Durchsicht desselben unterzieht, findet seine Mühe wohl belohnt durch einige angenehme Stunden, die ihm dessen Lektüre bereitet. Namentlich wird es für alle diejenigen Interesse haben, die damals „selbst mit dabei gewesen sind", da gewiß viele ernste und heitere Stellen die Erinnernng an eigene Erlebnisse wachrufen.

Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort bemerkt, bei seiner Arbeit auch nur daran gedacht, den Landleuten seiner Heimat ein Geschenk mit diesem Büchlein zu machen, und zweifeln wir keineswegs, daß unter diesen alle solche, die einst „zweierlei Tuch" getragen, dasselbe als eine dankenswerthe Gabe empfangen werden.

Den Titel „Lähm up!" ein eigenartiger, gewiß den meisten Lesern unserer Gegend fremder Ausruf, erklärt der Autor auf Seite 10 und 11 ausführlich, woraus wir hier nur so viel entnehmen wollen, daß „Lähm up" etwas Aehnliches ausdrücken soll, als unser „An die Gewehre!"

6. Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken von Fritz Reuter. Lustspiele und Polterabend-Gedichte (Julklapp). Leipzig, C. A. Koch. 8. 2 M. 10 Pf.

Fritz Reuter! Wie eigen berührt uns dieser einfache Name; welche Erinnerungen ruft er in uns wach! Jahre schon schlummert ja der Träger desselben unter grünem Hügel eines stillen Friedhofs. Er ist lange todt, unser alter Landsmann „Fritzing", aber sein Name lebt in seinen Werken fort. Ueber Land und Meer sind beide getragen, und wohin sie gedrungen, haben sie einen guten Klang. Wo dieser Name nur genannt wird, da zeigt sich auf den Gesichtern — auch sonst griesgrämigen — wol ein freundliches Lächeln im Andenken an die angenehmen Augenblicke, welche man durch Lesen oder Hören dieser oder jener seiner Schöpfungen einst genossen.

Freundeshand hat Reuter's Nachlaß gesichtet; vorstehende beiden Bände sind als das Ergebniß dieses Sichtens zu betrachten nnd werden nun allen Verehrern des Dichters als Ergänzung seiner Werke dargeboten.

Der Inhalt des ersten Bandes ist das Lustspiel „Der erste April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen".

Reuter selbst bezeichnete früher dies Erzeugniß seiner Feder als „nicht gelungen". Dennoch ist es bei Aufführungen nicht ohne erfreulichen Beifall des Publikums vorübergegangen. Wir selbst wohnten einer solchen bei — irren wir nicht, so machte einst Ludolf Waldmann und seine Plattdeutsche Gesellschaft die Berliner mit diesem Product Reuter's bekannt — und können nur constatiren, daß uns, und wie wir glauben allen Anwesenden, heitere Stunden dadurch bereitet wurden.

Höchst drastisch-komische Momente verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Liebesscene zwischen „Murrjahne" und „Zamel" ist recht ergötzlich; ebenfalls die, wo „Murrjahne" den „Botteklacks" zur Beruhigung der Gemüther herumbietet. Figuren wie Onkel Jochen und Zamel heimeln ungemein an, und ihr Auftreten versetzt den Hörer oder Leser sofort in den gemüthlichen Bekanntenkreis aller von Reuter geschaffenen Gestalten.

Der dramatische Schwank „Fürst Blücher in Teterow" bietet durch die vielen darin vorkommenden Irrthümer und Verwechselungen des Originellen genug, sodaß bei etwaigen Aufführungen desselben, mit tüchtigen Trägern der einzelnen Rollen, wol auch eine ganz hübsche Wirkung erzielt werden dürfte.

Der zweite Band: „Julklapp", enthält Polterabendgedichte in niederdeutscher und hochdeutscher Mundart und gehört des letztern Genres halber eigentlich nicht so ganz vor unser Forum.

Wir glauben, daß mancher gewiß aus den fünfundzwanzig hier gebotenen Gedichten zu einem ländlichen Polterabend u. s. w. das ihm Passende herausfinden wird.

Uns selbst scheint Nr. 2: „Eine alte Kinderfrau", recht gelungen. Manche in diesem Stück enthaltene Stellen sind höchst charakteristisch, wie z. B. die hier folgenden Strophen beweisen:

Un nahsten heww'ck di lopen lihrt:
„Ganz leining, leining, ganz alleining.
Up dine leiwen, flinken Beining",
Bet du so fixing lopen lihrst,
As wenn du'n lütten Kiwitt wirst.
Un as du man irst lopen künnst,
Dunn lihrt ick di de schönsten Künst;
„Wo gröting büst du?" „Kaukenbacken"
Un „Soltvekõpen", „Hukebacken";
Un endlich lihrt ick di dat Schnacken.

Auch Nr. 12: „Das liederliche Kleeblatt", wird, wenn gut und geschickt vorgeführt, gewiß ergötzlich wirken; so noch mehrere andere. Nr. 11: „Die Zigeunerin", und Nr. 14: „Tag und Nacht" (beide hochdeutsch), zeichnen sich durch tiefes Gefühl, zarte, schöne Gedanken und Bilder, die in hübsche Verse verwoben sind, aus.

Unter jedes, auch des größten Dichters oder Schriftstellers Erzeugnissen finden wir wol eins und das andere, welches wir mit dem Ausdruck bezeichnen: „Es ist schwächer als die übrigen." So wollen wir von diesen

beiden Ergänzungsbänden zu unsers Fritz Reuter's Werken auch gerade nicht behaupten, daß es seine beste Gabe ist, die uns hier geboten wird.

Allein wir nehmen gern auch dies letzte Geschenk seiner längst erkalteten Hand dankbar, voller Pietät entgegen und empfehlen allen Verehrern und Freunden des Heimgegangenen und seiner Werke diese beiden Bände zur Vervollständigung derselben. A. Hermanny.

Eine Geschichte der französischen Literatur.

Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit, für die obern Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von F. Kreyßig. Fünfte Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. Berlin, Nicolai. 1879. Gr. 8. 6 M.

Eine populäre Darstellung der Geschichte der französischen Literatur für das deutsche Publikum sowie für Schulen ist längst ein Bedürfniß, namentlich eine, die die gesammte Literatur mit Einschluß des Mittelalters umfaßt: denn für die Zeit vom 17. Jahrhundert abwärts fehlt es nicht an Hülfsmitteln. Daß das Kreyßig'sche Buch, das zuerst 1851 erschien, jetzt schon in fünfter Auflage vorliegt, ist ein Beweis, daß es insbesondere für die Schule einem Bedürfniß entsprach, wenn es auch nicht allen Anforderungen genügt, die man vom Standpunkte der Forschung an ein derartiges Buch stellen darf.

Das bekannte Geschick und die Darstellungsgabe des zu früh verstorbenen Verfassers bewährt sich auch hier; er weiß aus dem überreichen und massenhaften Stoffe das für das Publikum Geeignete mit Geschmack auszuwählen und es geschmackvoll darzustellen. Das Buch ist von Anfang an dazu bestimmt gewesen, auch als Stoff zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische zu dienen, und darauf beziehen sich die unter dem Texte hinzugefügten französischen Phrasen und Ausdrücke. Da es an guten und brauchbaren Büchern der Art nicht fehlt, so hätte ich, aufrichtig gestanden, es lieber gesehen, wenn in der neuen Auflage dieser Zweck weggefallen und der dadurch gewonnene Raum benutzt worden wäre, um literarische Angaben und Nachweise in etwas größerm Umfange zu geben, um demjenigen, der sich eingehender mit einem einzelnen Theile des großen Gebiets beschäftigen und sich genauer darüber unterrichten will, die Gelegenheit dazu zu bieten und den Weg zu weisen.

Die neueste Auflage ist unter Mitwirkung von Lamprecht bearbeitet worden und hat manche Verbesserung erfahren. So sind die mitgetheilten Proben aus französischen Schriftstellern nach den neuesten Ausgaben verglichen, die Citate nach diesen Ausgaben hinzugefügt, Angaben von Zahlen und Namen nach den besten und neuesten Hülfsmitteln berichtigt, die Bibliographie, namentlich in den Kapiteln über das Mittelalter, vervollständigt worden u. s. w. Naturgemäß und dem Zwecke des Buchs entsprechend nimmt das Mittelalter einen nur beschränkten Raum ein, etwas mehr als ein Viertel des Ganzen, und hier sind wieder die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters verhältnißmäßig ausführlicher behandelt als das 12. und 13., in denen der Schwerpunkt der altfranzösischen Literatur liegt. Einigermaßen läßt sich indeß auch dies durch den Zweck des Buchs entschuldigen, da in der Schlußperiode des Mittelalters die „moderne Zeit" ihre ersten Regungen entfaltet.

Daß die hervorragenden Autoren eine eingehende, ihre einzelnen Werke analysirende Darstellung gefunden haben, ist selbstverständlich und durchaus dem Zwecke des Buchs nur angemessen. Aber bei der im übrigen so praktischen Einrichtung des Buchs ist es nicht praktisch, daß ein und derselbe Autor an den verschiedensten Stellen behandelt wird. So finden wir Voltaire, freilich den vielseitigsten unter den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, unter folgenden Abschnitten behandelt: unter Philosophie, Geschichtschreibung und schildernde Prosa, Roman, Tragödie, bürgerliches Trauerspiel, weinerliches Lustspiel, Epos, poetische Erzählung, didaktische Poesie. In dieser Zerrissenheit ist es unmöglich, ein Gesammtbild von Voltaire's literarischem Wirken zu erhalten, da man es sich aus allen Theilen erst zusammenlesen muß.

Im einzelnen wird auch bei einer neuen Auflage noch gar mancherlei, namentlich in der ältern Literatur, zu berichtigen sein. Ich will nur einiges der Art probeweise anführen.

Von der Stelle aus einem Sirventes des Bertran de Born auf S. 12 ist eine mehrfach ganz falsche Uebersetzung gegeben. Ebenda wird von Liebeshöfen bei den Provenzalen schon im 11. Jahrhundert gesprochen. Richard Löwenherz und Friedrich II. werden als eifrige Jünger der „fröhlichen Wissenschaft" bezeichnet, während dieser Ausdruck (ganz abgesehen davon, daß Friedrich II. niemals provenzalisch gedichtet hat) „gaya sabensa" oder „gay saber" für die Poesie doch erst im 14. Jahrhundert aufkam.

Auch über die Herleitung der provenzalischen Reimkunst aus dem Arabischen wird mancher Forscher den Kopf schütteln. Die „heilige Eulalia" ist nicht erst im 10., sondern schon im 9. Jahrhundert gedichtet; die Uebersetzung des Stücks aus derselben ist nicht frei von Fehlern. Dem normannischen Trouvere Wace wird auf Grund einer jetzt längst beseitigten Behauptung der Vorname Richard gegeben. Die Erklärung der Herkunft des leoninischen Verses ist nicht ohne Bedenken und wol mehr als ein Scherz denn im Ernst zu nehmen. Unrichtig ist, was

über den Uebergang der Assonanz in den Reim gesagt wird. Daß das Wort Graal celtisch sei, ist eine ganz unrichtige Behauptung; ebenso daß Chrestien de Troyes den altfranzösischen „Tristan", von welchem wir Bruchstücke besitzen, gedichtet habe. S. 35 wird als literarische Angabe die Ausgabe der Werke des Chrestien de Troyes von Förster (Halle 1878) erwähnt; aber dieselbe ist bisjetzt (1880) noch gar nicht erschienen! Der „Elberich von Bisenzun", den die Anmerkung S. 36 erwähnt, ist doch nicht so ganz unbekannt! Die altfranzösische Lyrik wird S. 63 etwas sehr obenhin und summarisch abgethan. Freilich kam es nicht darauf an, ein langes Verzeichniß von Dichternamen hier mitzutheilen, sondern es mußte sich darum handeln, diejenigen Seiten der französischen Lyrik, die ein charakteristisches Moment darbieten, hervorzuheben. So durfte die Bedeutung der Pastourelle um so weniger umgangen werden, als auch für die neuere französische Dichtung gerade diese Gattung, die noch Froissart mit Liebe cultivirte, nicht ohne Wichtigkeit ist.

Karl Bartsch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

So viel neue Lyrik auch in den Krebsballen zurückkehrt und in den Lagerhäusern schlummert: es gibt doch immer unter vielen Nieten des Erfolgs einzelne Treffer. So liegt von den Gedichten von Emil Rittershaus (Breslau, Trewendt) die sechste Auflage, von den Liedern und Gedichten von Julius Rodenberg (Berlin, Gebr. Paetel) die vierte vermehrte Auflage, von den Gedichten von Ernst Scherenberg (Leipzig, Keil) die zweite Auflage vor. Diese drei Poeten haben gemeinsam, daß sie frische Klänge anschlagen, den Ton des Liedes in gemüthvoller Weise treffen, daß ihre Lyrik zu den leichten Waffengattungen gehört, nirgends mit zu schwerem Gepäck erscheint, vor allem das Lied, das Natur- und Stimmungsbild pflegt, zu Oden und Hymnen, zu künstlerischen Reimgebäuden sich selten entschließt, den Problemen des Gedankens, den skeptischen Stimmungen aus dem Wege geht. Rittershaus ist der Sänger der Pflicht und des Familienglücks, der anmuthigen Naturbilder, der Liebe und des Weins; Rodenberg verwebt viele touristische Eindrücke phantasievoll in seine Lieder; bekannt durch ihre Frische sind seine Helgoländer Gedichte; ihnen schließen sich seine Gesänge vom Neckar, seine Gedichte aus Wales und dem schottischen Hochlande an. Auch die wenigen, aber schwunghaften Kriegslieder von 1870 sind in die Sammlung aufgenommen worden. Ernst Scherenberg ist besonders glücklich im Wurf des patriotischen Liedes, aber auch sonst findet sich viel Stimmungsvolles in seiner Sammlung. Von dem reizenden epischen Gedichte „Hugdietrich's Brautfahrt" von Wilhelm Hertz (Stuttgart, Gebr. Kröner) liegt eine dritte Auflage vor. Auch von den „Poetischen Verbrechen" von August Gemming, in denen uns vielfach der naive Humor der „Fliegenden Blätter" begegnet, liegt eine dritte vermehrte, verbesserte und illustrirte Auflage vor.

Ausländische Literatur.

Zwei englische Werke über deutsche Zustände ist viel auf einmal, besonders wenn sie so tiefgehende Fragen berühren wie die der Erziehung und des Militarismus. „Germany, Past and Present" von S. Baring-Gould (2 Bde., Regan Paul u. Comp.) ist das eine, das andere hat den Titel: „Berlin under the New Empire" (2 Bde., Tinsley Brothers); sein Verfasser ist Henry Vitzelly. Beide Werke haben nur den Gegenstand, von dem sie handeln, gemein, sonst sind sie sehr unähnlich, indem das erstere von großem Werth, das andere werthlos ist. Wenn der Zweck eines Schriftstellers der wäre, Vorurtheile und Haß zwischen Nationen zu säen und zu pflegen, so hätte Vitzelly diesen Zweck erreicht. Während Baring-Gould seinem Gegenstande mit historischem Forschergeiste näher tritt, die Phänomene des socialen und politischen Lebens in Deutschland objectiv betrachtet und den Satz aufstellt und verfolgt, daß der Culturzustand einer Nation nicht nach dem einer andern bemessen werden könne, sondern nach den Höhepunkten, die sie zu verschiedenen Zeiten in ihrer Geschichte erreichte, ging Vitzelly in ganz anderer Weise vor. Wie der Pharisäer dankt er Gott, daß er nicht sei wie die Landsleute Luther's und Goethe's. Ihm ist alles, was englisch heißt, bewundernswerth, alles Fremde barbarisch. Nachdem er die Entdeckung gemacht, daß eine Horde Wilder irgendwo im Norden Deutschlands eine sandige Wüste bewohnt, und daß der Hauptkraal, ein erbärmliches Mauerwerk, Berlin heißt, erzählt er, wie diese Geschöpfe es anfangen, leben zu können, welches ihre Institutionen, Sitten, Belustigungen, Industrien sind u. s. f. Nicht aus verletzter Eigenliebe gegenüber diesem zartfühlenden Sohne Albions, sondern aus Verachtung unterlassen wir es, auf das Werk Vitzelly's weiter einzugehen und behalten uns dies für das andere geistreiche Buch vor, das für uns Deutsche viele weise Lehren enthält.

Baring-Gould sieht sich das Leben in allen Schichten der Gesellschaft an. So behandelt er in zwei Kapiteln die höhere und niedere deutsche Aristokratie, die bekanntlich von der englischen sehr verschieden ist. Er geht auf das Wort „Adel" ein und zeigt, wie dessen Vorrechte geschwunden sind und nur der militärische Rang anerkannt wird. Er weist auf die Kluft hin, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen in Deutschland trennen, und gibt sie als Ursache der gegenwärtigen tiefgehenden Unzufriedenheit an. „Der Bauer hält sich für alles", sagt er, „und haßt den Bürger. Der Bürger verachtet den Bauern und den Adelichen, und die Adelichen leben in ihrem engen, exclusiven Kreise, in dem sie ihre Kräfte verzehren mit der Sehnsucht nach unwiderbringlich Verlorenem." Dann schildert der Verfasser den bäuerlichen Grundbesitzer; er hält nicht viel von der kleinen Güterwirthschaft, gleichwol ist er überzeugt, daß die ackerbautreibende Bevölkerung glücklicher ist als die mit Industrie beschäftigte und gelangt zu der traurigen Schlußfolgerung, daß das commerzielle Gedeihen eines Landes und die Summe seines Volksglücks im umgekehrten Verhältnisse stehen. Er stellt statistische Beweise auf, daß die sittliche Verkommenheit in den Städten Norddeutschlands größer ist als in andern Städten Europas: die Ehen seien in Abnahme begriffen, während die Bevölkerung zunehme. Dabei kommt er jedoch auf den Einfall, dem Militärsysteme allein diese Thatsache in die Schuhe zu schieben: denn, sagt er, es sei dem Manne selten möglich, vor dem vierzigsten Jahre einen Hausstand zu gründen, da die ersten und schönsten seiner Lebensjahre ihm genommen würden. Baring-Gould scheint demnach von unserm Wehrsystem nichts näher zu kennen, und wären nicht andere seiner Beobachtungen nur zu sehr zutreffend,

so könnte man um den Werth seines Buchs besorgt werden. Aber er weiß uns sofort zu versöhnen, denn wenn er von der deutschen Frau spricht, kennt sein Entzücken keine Grenzen; er stellt sie als Muster aller Frauen hin. „Die Engländerin ist liebenswerth", sagt er, „die Französin reizend, aber eine Deutsche ist engelhaft." Leider kann er diese Eigenschaft nicht auch den Männern zuertheilen, die er ungehobelt, bäurisch und Feinde weiblicher Gesellschaft nennt; sie hätten zwar alles in sich, um vortreffliche Männer abzugeben, allein der Diamant bedürfe des Schliffes, das Silber der Verfeinerung. Ueber die Jugenderziehung entwickelt der Verfasser treffliche Ansichten; er bewundert die deutschen Schulen, meint aber, die deutschen Jungen erwerben selten eine praktische Lebenskenntniß. Besonders gut ist er auf die niedern Bildungsanstalten zu sprechen, die Universitäten kommen nicht so gut weg: wie Lasker ist er der Meinung, das von diesen verfolgte System führe zu Einseitigkeit und Beschränktheit. Unser Militärwesen und unsere Armeen entlocken ihm so gerechte und scharfsinnige Aussprüche, daß wir, um sie hier mitzutheilen, den Inhalt der Reden wiedergeben müßten, welche in unserm Reichstage und in der Presse über die deutschen Militärzustände das stehende Kapitel bilden. Aber er ist gerecht und erkennt an, daß gegenwärtig dieses kolossale Heer für Deutschland nothwendig und seiner erschrecklichen Kosten werth sei. Auch der „Culturkampf" erhält sein Kapitel, in welchem er unter anderm Folgendes sagt: „Der Culturkampf ist als ein Krieg der Erziehung und Cultur gegen Unwissenheit und Aberglaube dargestellt worden. Es mag dem so sein, doch war dies nicht die Ursache, weshalb er erklärt wurde. Betrachten wir die Statistiken über Erziehung in Deutschland, so finden wir nicht, daß die Katholiken gegenüber den Protestanten bezüglich der Erziehung zu kurz kommen. . . . Der wirkliche Zweck des Culturkampfs war nach meiner Ansicht die Centralisation." Vom Gesichtspunkte des Militärdespotismus aus hält der Verfasser die Maigesetze für vernünftig und nothwendig, und wenn, fügt er hinzu, Deutschland nur als ein großes Feldlager betrachtet werden soll, so müssen alle Fragen von diesem Standpunkte aus gelöst werden. Auch die Paragraphen über die Socialdemokratie heißt er gut, und er weist nach, daß der Socialismus ein deutsches Gewächs und vom französischen Communismus ganz verschieden sei. In seinen endlichen Triumph setzt er keinen Glauben, denn der „Bauernstand" sei für ihn nicht zugänglich. Den Arbeitern widmet Baring-Gould ein treffliches Kapitel, wobei er jedoch wie immer ab ovo beginnt, was zuweilen ermüdet, d. h. als Unterhaltungs- und Belehrungslektüre, dagegen für den emsigen Forscher treffliche Quellen bietet. Wir wünschen dem Buche Baring-Gould's viele Leser in unserm Vaterlande: er ist ein warmer Freund deutschen Wesens, und seine Worte sind vielfach Gold.

Bibliographie.

Brentano, F., Novellen. (Verlorene Leben. Eine Künstlergeschichte. — Das Geheimniß des Forsthauses.) Berlin, Luckhardt. 8. 3 M.

Caro, E., In der Sommernacht. Novelle in Versen. Wien, Rosner. 12. 2 M.

Endner, W., Zur Judenfrage. Offene Antwort auf das offene Sendschreiben des Herrn Dr. Harry Breßlau an Herrn von Treitschke. Berlin, Hahne. Gr. 8. 60 Pf.

Ernst, O., Die Renegatin. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Gindler, F., Waldvöglein auf der Lebensreise. Ein allegorisch poetisches Märchen für Jung und Alt. Berlin, F. Luckhardt. 8. 3 M.

Gooß, J. W., Johannes Arnold Barop. Eine biographische Skizze. Weimar. 1879. 8. 60 Pf.

Göring, Auguste, König Saul. Trauerspiel. Weimar, Zuckschwerdt. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.

Heller, E., Sänger aus Helvetiens Gauen. Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Original-Beiträgen zusammengestellt und herausgegeben. Bern, Wyß. Lex.-8. 16 M.

Herquet, K., Chronologie der Grossmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge. Berlin, Schlesier. Gr. 8. 1 M.

Horst, W. P. A. F. Freih. von der, Sieben Edelsteine. Dichtungen aus früherer Zeit. Minden, Körber u. Freytag. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.

Jagwitz, F. v., Von Plewna bis Adrianopel. Geschichte der zweiten Hälfte des russisch-türkischen Krieges 1877/78 unter besonderer Berücksichtigung der russischen Taktik. Nach russischen und türkischen Quellen bearbeitet. Berlin, Luckhardt. Gr. 8. 8 M.

Julius, Alte und neue Zeit. Duoscene. Wien, Neidl. Gr. 8. 40 Pf.

Kautsky, K., Irland. Kultur-historische Skizze. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M.

Kienzl, W., Die musikalische Declamation, dargestellt an der Hand der Entwickelungsgeschichte des deutschen Gesanges. Musikalisch-philologische Studie. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 4 M.

Klein-Hamburg, K., Dichtertraum. Gedichte und Dramen. Hamburg, Selbstverlag. Gr. 8. 4 M.

Knorr, O., Elpenor. Ein Trauerspiel. Berlin, Bohne. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Koch, W., Valeska, die Tochter des Stadthauptmannes von Petersburg. Erzählung. Köln, Theissing. 1879. 8. 2 M.

Köhler, C., Woahina oder „Gewogen — und zu leicht befunden". Eine Südsee-Geschichte, nach den Aufzeichnungen eines jungen Missionärs erzählt. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Laube's, H., Dramatische Werke. 12 Bde. Leipzig, Weber. 8. à 1 M.

Lehmann, Rabbi Joselmann von Rosheim. Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. 1ster Thl. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1879. 8. 2 M.

Linderer, E., Die kleine Handschuhmacherin. Solo-Scherz. Musik von Götz. Chemnitz, Hager. 16. 25 Pf.

— — Frau Wulff oder: frisch und gesund und meschugge. Solo-Scene mit Gesang im jüdischen Dialekt. Musik von Götz. Chemnitz, Hager. 16. 25 Pf.

Lohmeyer, K., Geschichte von Ost- und Westpreussen. 1ste Abth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M. 80 Pf.

Maas, H., Zum Frieden zwischen Staat und Kirche. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Mair, A., Der letzte Postillon. Humoristisch-dramatisches Zeitbild mit Musik, Gesang und Tanz. Chemnitz, Hager. 8. 25 Pf.

Meyer, J., Op'n Amtsgericht. Schwank. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M.

Munch, P. A., Aufschlüsse über das päpstliche Archiv. Herausgegeben von G. Storm. Aus dem Dänischen übersetzt von S. Löwenfeld. Berlin, Weber. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Neuse, G., Haus- und Gesellschafts-Theater. Lustspiele, komische Scenen, Possen mit Gesang, Soloscherze, Vorträge und Couplets. Mülheim, Bagel. 8. 1 M. 50 Pf.

Pichler, F., Margaretha von Schweden. Novelle in Versen. Schleswig, Meves. 8. 1 M. 20 Pf.

Prince-Smith's, J., Gesammelte Schriften. 3ter Bd.: Kommissions-Bericht über das Gewerbegesetz vom 9. Februar 1849. Der Handelsminister auf 6 Stunden. Grund- und Kapitalrente. Vom volkswirthschaftlichen Kongress. Vermischte volkswirthschaftliche Schriften. Lebensskizze verfasst von O. Wolff. Herausgegeben von K. Braun-Wiesbaden. Berlin, Herbig. 8. 8 M.

Herr von Puttkamer und die Simultanschulen in Preußen und Deutschland von X. Berlin, Schleiermacher. Gr. 8. 60 Pf.

Richter, Ueber den Spiritismus. Ein Vortrag. Hildesheim, Lax. Gr. 8. 80 Pf.

Rosen, J., Gesammelte dramatische Werke. 13ter Bd. Berlin, Lassar. 8. 4 M. 50 Pf.

Schmidt, P. W., Neutestamentliche Hyperkritik, an dem jüngsten Angriff gegen die Aechtheit des Philipperbriefes auf ihre Methode hin untersucht. Nebst einer Erklärung des Briefes. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 M.

Schneider (Sartorius), E., Isabella auf dem Nürnberger Reichstag (von 1524). Dramatische Dichtung. Nürnberg, Raw. 16. 75 Pf.

Schreiber, E., Abraham Geiger als Reformator des Judenthums. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1879. Gr. 8. 3 M.

Strackerjan, L., Die Ofenberge. Ein Landschaftsbild aus dem Oldenburgischen. Oldenburg, Stalling. 1879. 8. 75 Pf.

Neues Wiener Theater. Nr. 100: Aus'm gewohntem G'leis. Posse mit Gesang von L. Anzengruber. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Thenen, J., Der Wunder-Rabbi. Roman. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Troost, B., Zur weiteren Begründung der Lichtäther-Hypothese zur Erklärung der Entstehung der Naturkräfte, der Grundstoffe, der Körper, des Bewusstseins und der Geistesthätigkeit des Menschen. Aachen. 1879. Gr. 8. 1 M.

Ueberweg's, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 3ter Thl.: Die Neuzeit von dem Aufblühen der Alterthumsstudien bis auf die Gegenwart. 5te, mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Auflage, bearbeitet und herausgegeben von M. Heinze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1280: Die Hexe. Novelle von K. E. Franzos. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vincenti, C. v., Wundergeschichten der Liebe. Wien, Manz. 8. 2 M. 40 Pf.

Volger, F., Beim Täßchen Kaffee! Dramatischer Scherz. Landsberg a/W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

— — Im Warte-Salon. Dramatischer Scherz. Landsberg a/W., Volger u. Klein. 8. 1 M.

Wasserburger, L., Ein versenktes Eden. Romanische Erzählung aus Adelsberg. Wien, Konegen. 8. 2 M. 40 Pf.

Waetzoldt, S., Ein Wintermärchen. Hamburg, O. Meißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Woenig, F., Das Weltgericht bei Sedan. Epische Dichtung. Chemnitz, Hager. 16. 25 Pf.

Zettel, J., Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung. Ratibor, Scheer u. Söhne. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Sprachwerkzeuge

und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute.

Von

Georg Hermann von Meyer.

Mit 47 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 42. Band.)

Der Verfasser, Professor der Anatomie an der Universität Zürich, bietet hier ein allgemein interessantes, für Physiologen, Sprachforscher, Redner und Sänger aber besonders werthvolles Werk, das über den Bau der Stimmorgane wie über die Hervorbringung der verschiedenen Laute gründlich und angenehm belehrende Auskunft gibt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Fünfte Auflage.

6 Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Seit länger als funfzig Jahren behauptet Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" einen Ehrenplatz unter den Geschichtswerken der deutschen Nation. Schule und Welt vereinigten sich aufs glücklichste in dem Verfasser, der die besten Kräfte seines ungewöhnlich langen Lebens an diese Arbeit setzte und den vollen frischen Kern der Wissenschaft in die schöne Form einer gediegenen Darstellung zu kleiden verstand. Sicher wird die vorliegende fünfte Auflage, die dritte der wohlfeilen Volksausgabe, das berühmte Werk in immer weitere Kreise tragen.

In demselben Verlage erschien:

Kupfer und Karten zu Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit". In Umschlag 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vier Jahre in Afrika. 1871—1875.

Von

Ernst von Weber.

Mit Abbildungen und Holzschnitt, einem Plane und einer Karte.

Zwei Theile.

8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Dieses fesselnde und gehaltreiche Werk ist aus Berichten entstanden, welche der Verfasser während seines vierjährigen Verweilens auf den Diamantenfeldern Südafrikas und während seiner Rückreise längs der ostafrikanischen Küste an die Freunde in der Heimat gesandt hat. Die darin enthaltenen Mittheilungen nehmen das vielseitigste Interesse in Anspruch und werden um so willkommener sein, als gerade jetzt jene Ländergebiete: die Transvaal-Republik, der Oranje-Freistaat, Natal, die besondere Aufmerksamkeit auch der politischen Welt auf sich gelenkt haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Areigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe,

herausgegeben und vervollständigt

von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives" ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grundlehren des Christenthums

aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt

von

Dr. **Daniel Schenkel.**

8. Geh. 9 M.

Der berühmte Verfasser wendet sich mit diesem neuen Werke an keine besondere theologische oder kirchliche Partei, sondern an weitere Kreise des christlichen Volks überhaupt, welche das Bedürfniß fühlen, vermittels eines auf freier Forschung beruhenden Lehrganzen sich von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen. Schulausdrücke sind deshalb möglichst vermieden, doch wird das Werk wegen seiner Uebersichtlichkeit auch Geistlichen und Studirenden der Theologie als orientirender wissenschaftlicher Leitfaden dienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe

von

Johann Philipp Freiherr von Wessenberg

aus den Jahren 1848—1858

an

Isfordink-Kostnitz,

österreichischen Legationsrath a. D.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M. 50 Pf.

In diesen hier zum ersten mal veröffentlichten Briefen äußert sich Freiherr von Wessenberg, 1848 österreichischer Ministerpräsident, mit intimer Offenherzigkeit über die Ereignisse und Zustände der Jahre 1848—1858 wie über die leitenden Personen, mit denen er in fortgesetzter naher Verbindung blieb. Seine Briefe bilden eins der interessantesten Memoirenwerke und sind namentlich für die Geschichte der österreichischen Politik von ganz hervorragendem Werth.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 25. März 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Friedrich Soldin. — Philosophische Schriften. Von Karl Göring. (Beschluß.) — Neue Lyrik. Von Alexis Aar. — Zur Kenntniß des Seelenlebens der Thiere. — Eine neue Ovid-Uebersetzung. Von Rudolf von Gottschall. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Nirgends wird es dem Dichter höherer Art so schwer durchzudringen wie in Deutschland, und der „Widerstand der stumpfen Welt“ erweist sich in keinem Lande so unüberwindlich wie gerade in unserm Vaterlande. Daß ein großer Theil der Schuld an der Gleichgültigkeit desjenigen Volks liegt, welches sich noch immer gern das „Volk der Dichter und Denker“ nennen läßt, ist bekannt. Der Deutsche hat es nie für eine Ehrenpflicht gehalten, die Werke seiner Dichter zu kaufen. Romane bezieht er aus der Leihbibliothek; Epen in Versen liest er nur, wenn sie mit besondern Reizmitteln ausgestattet sind, wie z. B. diejenigen Hamerling's, und auch dann kauft er sie nicht, sondern er borgt sie und zwar womöglich vom Autor selbst; ernste Dramen sieht er sich kaum einmal auf der Bühne an, geschweige denn daß er sie in Buchausgabe lesen sollte, und Lyrik legt er höchstens zu Weihnachten als Allotria seinen Töchtern auf den Nipptisch und zwar meistens auch nur, wenn und insofern sie bataillonsweise aufmarschirt, d. h. in Anthologien vereinigt ist; die einzelne, wenn auch noch so eigenartige, dichterische Individualität hat für die Oberflächlichkeit der Meisten längst allen Reiz verloren. Das sind sämmtlich alte, schon oft beklagte Uebelstände, und sie halten das Gedeihen der Poesie nach wie vor hemmend danieder. Die Schuld aber liegt nicht blos am Publikum, sie liegt andererseits auch an der Kritik. Nicht als ob es in Deutschland nicht kenntnißreiche, ästhetisch durchgebildete und gewissenhafte Kritiker gäbe! Im Gegentheil, wir besitzen eine nicht geringe Zahl von solchen, deren Feinfühligkeit stets das Richtige trifft und unbedingt vertrauenswürdig ist. Aber leider gibt es in Deutschland keine höchste literarische Instanz, gegen deren Entscheidung kein Protest mehr möglich wäre, und die einstimmige Anerkennung aller competenten Kritiker Deutschlands bewahrt den Kritisirten durchaus nicht davor, hinterher noch von irgendeinem incompetenten mit Hohnlachen in den Staub gezogen zu werden. Wenn in Frankreich in der „Revue des deux mondes“ ein neu auftauchendes Talent (wie in letzter Zeit z. B. L. Ackermann) von einem anerkannten Kritiker (z. B. in diesem Falle Caro) mit entschiedenem Lobe eingeführt worden ist, so ist die literarische Carrière des betreffenden Talents damit sozusagen gemacht; jeder würde dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, wer hinterher ein solches Talent noch herunterreißen wollte, und die einfachste Pietät vor ihren schaffenden und kritisirenden Matadoren hält die Franzosen ab, diesem Fluch der Lächerlichkeit sich auszusetzen. In Deutschland hingegen sind bekanntlich selbst die Classiker im Grabe nicht sicher, so und so viele Jahre nach ihrem Tode ihren sauer erworbenen Ruhm durch kritische Himmelsstürmer in Frage gestellt zu sehen, geschweige denn daß die anerkannten Lebenden das Privileg der Unantastbarkeit hätten. Ich sehe hierbei ganz ab von der kritischen Großmannssucht solcher Individuen, die — vorläufig gänzlich unbekannt — keine bessere Methode, sich selber geltend zu machen, zur Verfügung zu haben glauben, als indem sie durch keckes Absprechen in bewußtvoller Absicht Aufsehen zu erregen suchen. Ich habe vielmehr ganz ehrliche Leute vor Augen, die ohne selbstsüchtige Hintergedanken ihre gute Meinung aussprechen; und wenn wir nun fragen, warum diese oft so ganz verkehrte und schiefe Urtheile zu Tage fördern, so liegt der Grund nicht selten in der Verbissenheit in gewisse einseitige Theorien, die z. B. Otto Ludwig bewogen, an Schiller kein gutes Haar zu lassen.

Ein anderer nicht zu unterschätzender Grund aber — und das ist es nun, worauf wir hier hauptsächlich kommen wollten — liegt darin, daß in Deutschland der unreifste Jüngling nicht für zu jung gilt, um in ästhetischen Dingen kritisch mitsprechen zu können. Nun gibt es ja allerdings

auch frühreife Kritiker (man denke an Goethe und seine Recensionen in der „Frankfurter Zeitung", obgleich auch Goethe doch damals weit älter war als manche Kritiker von heute); im ganzen aber wird man doch daran festhalten müssen, daß die Jugend unter Umständen wol sehr früh productives Genie offenbaren kann, daß aber die Kritik viel mehr Sache des reifern Alters ist. Denn es gehört dazu nicht blos angeborene Feinfühligkeit, sondern auch eine erst im Verlaufe der Jahre zu gewinnende Schulung und Durchbildung der ästhetischen Einsicht, wie sie die Jugend nicht haben kann. Diese hat Sympathien und Antipathien, aber kein objectiv gerechtes Urtheil. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort", hat schon Schiller gesagt, und deshalb bewegen sich die Urtheile der Jugend meist in Extremen und Einseitigkeiten, die von unparteiischer Würdigung himmelweit entfernt sind. Examinatoren können freilich für die kritische Durchbildung nicht eingesetzt werden, und auch ein bestimmtes Jahr läßt sich selbstverständlich nicht bestimmen, nach welchem die kritische Mündigkeit beginnen soll. Jedenfalls aber sollten es die Redactionen als ihre strengste Pflicht anerkennen, diejenigen, denen sie das kritische Richteramt anvertrauen, sich zuvor sehr genau anzusehen und nicht dem ersten besten Radoteur, der kaum die Schulbänke hinter sich hat, ohne Scrupel die Spalten ihrer Blätter zu öffnen. Denn im allgemeinen kann es in Deutschland als Regel gelten, daß der unverfrorene Jüngling, nachdem er die Zwanzig überschritten und sich etwa durch ein auf eigene Kosten gedrucktes lyrisches Bändchen legitimirt hat, sich nun auch in kritischen Dingen für competent hält und durch orakelhafte „Besprechungen" eine Macht zu werden sucht. Und was dabei herauskommt, hat man leider oft genug Gelegenheit zu sehen. Der durchaus grüne Kritiker glaubt seine „Originalität" und den „Muth der eigenen Meinung" nicht besser documentiren zu können, als wenn er irgendeinen Großen niederkritisirt und danach einen noch völlig Unbekannten „entdeckt" und auf den Schild hebt. Da ist mir z. B. jüngst eine lyrische Sammlung von einem bisher unbekannten jungen Dichter durch den Buchhändler zugesandt worden. Sofern es sich hier für mich nicht um eine Kritik oder gar einen persönlichen Angriff, sondern lediglich um eine Plauderei handelt, werde ich nicht nöthig haben, jetzt und im Folgenden die in Betracht kommenden Persönlichkeiten mit Namen zu nennen. Dieser Sammlung (es war angeblich bereits die zweite Auflage) waren Recensionsauszüge hinten angehängt. Und unter diesen Besprechungen fand ich unter anderm die fett gedruckte Erklärung: „Eins dieser Lieder wiegt die ganze Poesie der letzten dreißig Jahre auf." Man wird gestehen, daß sich ein großes Wort nicht gelassener aussprechen läßt, und daß man einen Genius ersten Ranges nicht mit vollerm Trompetenton einführen könnte. Was müssen das für wunderbare Lieder sein, von denen *eins* die *ganze* Poesie der letzten *dreißig* Jahre aufwiegt? Man glaubte bisher annehmen zu dürfen, daß seit dem Jahre 1848 in der deutschen Poesie doch immerhin mancherlei erschienen sei, was sich sehen lassen könne. Eins jener Lieder aber wiegt nicht nur die gesammte Lyrik, sondern sogar die ganze „Poesie" seit 1848 auf! Ich sah mir nun die „Lieder" etwas näher an und fand z. B. folgendes:

Als ich sie sah zum ersten mal,
Erschien sie mir ein Englein:
Zwei weiße Flüglein fehlten blos,
Dazu ein Lilienstenglein.

Doch als ich sie dann öfter sah,
Erschien sie mir ein Gänschen —
Zwei weiße Flüglein fehlten blos,
Dazu ein weißes Schwänzchen.

Das ist das ganze Lied, und dieses Lied, welches in seiner Art durchaus nicht allein steht, wog also nach der Anschauung des Recensenten „die ganze Poesie der letzten dreißig Jahre" auf. Und wer war dieser Recensent? Etwa ein greiser Literaturkenner, welcher die „ganze Poesie der letzten dreißig Jahre" an sich hatte vorübergehen sehen und auf dessen Urtheil möglicherweise etwas zu geben war? Schlechterdings nicht, sondern ein junger Schriftsteller, dessen Lebensalter (nach Ausweis des Hart'schen Literaturkalenders) noch bei weitem nicht an die „letzten dreißig Jahre" hinanreichte. Und da mußte ich mir denn doch sagen, daß eine derartige hyperbolische Kritik nicht blos grenzenlos naiv, sondern ein himmelschreiendes Unrecht gegen sämmtliche Dichter der „letzten dreißig Jahre" sei; und wenn ich mir nun dazu noch vergegenwärtigte, daß ich von derselben Seite wiederholte Mistrauensvota gegen einen Mann wie Geibel gelesen hatte, so konnte ich lediglich die Verwirrung der Ansichten beklagen, welche infolge einer derartigen Handhabung der Kritik von seiten so jugendlicher Kritiker im ungeschulten Publikum nothwendig entstehen muß.

Als fernere Belege für die hier in Rede stehende Frage sind mir in letzter Zeit drei Aufsätze in einer angesehenen Zeitschrift aufgefallen. Der eine betitelte sich „Ketzereien von der münchener Kunstausstellung" und frappirte durch die hyperbolische Vertretung eines — nicht etwa besonnenen und motivirten, sondern geradezu unsinnigen, überderben Realismus, wobei über berühmte idealistische Bilder, z. B. die sixtinische Madonna, Bemerkungen seltsamster Art abfielen. Der zweite Aufsatz des vielseitigen Scribenten fiel über Georg Ebers her und machte ihn wegen einiger stilistischer Unebenheiten wie einen Schulknaben herunter. Der letzte schließlich beschäftigte sich mit Stieler's „Hochlandsliedern", und kein Mensch würde an sich etwas dagegen einzuwenden haben, wenn dieselben, wie sie es verdienen, nach Gebühr gelobt wären. Das ihnen gespendete Lob aber war ein so überschwengliches und maßloses, daß dasselbe Karl Stieler selbst nur unangenehm sein konnte. Und zudem ließ sich der Verfasser an der bloßen Besprechung der „Hochlandslieder" nicht genügen; vielmehr fiel er in der Einleitung auf die keckste

Manier über andere Dichter und Literarhistoriker her und geberdete sich, als ob die wahre Einsicht in das Wesen der Kunst erst von ihm an datire. Ueber das Wesen des Reims wurden Theorien ausgekramt, die an Unklarheit nichts zu wünschen übrig ließen (um die Sache tiefsinnig zu machen, warf er dabei fortwährend mit dem Ausdruck „dialektisch" um sich); wer „reine Reime" in der Poesie verlangt, ist nach dem Verfasser einfach „ein Narr"; „Herr von Platen" wurde wegen angeblicher „Melodielosigkeit" abgekanzelt, und Geibel als der erste aufgeführt, welcher die Form der Ode in der richtigen Weise behandelt habe. Klopstock, Hölderlin und andere Odendichter existiren einfach nicht für diesen auf hohem Rosse sitzenden Kritiker, und das, worin Geibel selbst sicherlich nicht seine größte Stärke sehen wird, erfuhr hier eine ganz ungebührliche Werthschätzung. Und wer ist nun dieser Autor, der sich auf so verblüffende Art als souveräner Gesetzgeber im Gebiete des Schönen aufspielt? Vor gar nicht langer Zeit saß er noch auf den Bänken eines sächsischen Gymnasiums und ist noch bis heute nicht zum Abschluß seiner akademischen Studien gekommen! Und das wirft sich in Deutschland zum Geschmacksrichter auf, das gefällt sich in Ausdrücken wie „Epigonen", „Hausnarren" u. a., das titulirt verdiente Männer mit überlegener Ironie „Herr" Ebers, „Herr" von Platen und spricht davon, wie viele, die heutzutage für „große Dichter" gelten, dereinst „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle dastehen werden"! Man könnte es wirklich manchmal für Löwengebrüll halten. Ist in der That und Wahrheit aber doch etwas ganz anderes, nämlich das verworrene Gerede geistiger Unreife, die in der Arena der Kritik nicht mitzureden hat.

Friedrich Soldin.

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 12.)

10. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Briefe an eine Freundin über die natürliche Geschichte der Schöpfung. Von L. Meyn. Schleswig, Bergas. Gr. 8. 6 M.

Der etwas erbauliche Titel, welcher aber doch eine „natürliche" Schöpfungsgeschichte verspricht, zeigt den Standpunkt des Verfassers deutlich genug an. Er polemisirt einerseits gegen den „Misbrauch" der Religion, in deren Namen sicher bewiesene Wahrheiten in Abrede gestellt werden; andererseits will er der Religion durch die Naturwissenschaften eine Stütze geben — kurz, er ist ein Mann der Aufklärung im historischen Sinne des Worts: „Gott hat uns wahrlich nicht blos Ohren gegeben, zu hören, er hat uns auch Augen gegeben, zu sehen; strafwürdig ist jeder, der eins von beiden verschließt." Dabei bleibt freilich noch die Frage, wie weit man Augen und Ohren öffnen soll, und es scheint, als ob der Verfasser meinte, nicht allzu weit, damit man nicht über die traditionellen Schranken hinauskommt. Abgesehen hiervon sind die ihrem Inhalt nach als geologisch zu bezeichnenden Briefe durchaus zu empfehlen, da sie mit Sachkenntniß geschrieben sind und daher dem Leser die nöthige Orientirung über die betreffenden Fragen und zwar in gefälliger Form bieten.

11. Häckel und die monistische Weltanschauung. Vortrag, gehalten in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin von Otto Vogel. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wie jede wirklich systematische und consequente Weltanschauung (und bloße Sammlungen von einzelnen allen möglichen Standpunkten entnommenen Gedanken sollte man überhaupt nicht mit dem Namen Weltanschauung beehren), so bietet auch Häckel's „Monismus" manche Angriffspunkte, welche der Verfasser dieses Vortrags scharfsinnig herausgefunden hat. Was er selbst dagegen behauptet, daß die Einheit von Teleologie und Mechanismus in der Natur eine letzte Thatsache und daß der Grund der Natur Geist sei, ist mindestens ebenso anfechtbar wie die von ihm bekämpften Ansichten.

12. Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede, gehalten in der dritten allgemeinen Sitzung der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu München am 22. September 1877 von Rudolf Virchow. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Gr. 8. 1 M.

Dieser vielbesprochene Vortrag des berühmten Gelehrten und Politikers macht mit vollem Recht auf die Gefahren aufmerksam, welche die angebliche „Popularisirung der Wissenschaft" nothwendig nach sich zieht. Denn nur darin, nicht im Aussprechen der kühnsten Consequenzen vor einem wirklich gebildeten und urtheilsfähigen Publikum liegt die Gefahr; wie Virchow sehr richtig sagt, sieht im Kopfe des Laien eine Theorie ganz anders aus. Hieran scheitert freilich jede Popularisirung der Wissenschaft überhaupt und ist deshalb schon rein theoretisch betrachtet nicht nur ein müßiges, sondern auch ein schädliches Beginnen, weil es im Laien statt des vor allem nöthigen Gefühls seines Nichtwissens den falschen Schein des vollen Wissens hervorruft, sobald er sich ein paar Schlagwörter glücklich angeeignet hat. Soweit Virchow also meint, daß das Treiben der modernen Zwischenhändler zwischen der producirenden Wissenschaft und dem aufnehmenden großen Lesepublikum schädlich wirken könne, hat er vollkommen recht; denn die schädlichen Wirkungen sind längst eingetreten, wie jeder leicht sehen kann, der überhaupt sehen will. Einige schwächere Punkte des Vortrags sind in der sogleich folgenden Schrift aufgedeckt.

13. Virchow und Häckel vor dem Forum der methodologischen Forschung. Von Otto Caspari. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Der bekannte Verfasser gedenkt zuerst „mancherlei ergötzlicher Scenen“: „Dieselben Forscher großentheils waren es, welche Herrn Häckel ihren Beifall zollten und kurz hinterher wieder Herrn Virchow in einer Art zujubelten, daß man irre daran wurde, ob man noch das nämliche Publikum vor sich hatte.“ Diese Urtheilslosigkeit in allgemeinen Fragen erklärt der Verfasser daher, daß viele Forscher gegenwärtig sich zwar „eine hervorragende und in ihrer Art unübertreffliche Routine im wissenschaftlichen Stiftdrehen, in der Detailforschung“ erworben haben, aber sich nicht im geringsten darum kümmern, welche Bedeutung diese Kleinigkeiten für die Gesammtwissenschaft haben. Deshalb hat Häckel recht, wenn er „hinsichtlich des synthetischen Forschungselements mit seinen Nachbarwissenschaften, resp. mit der Gesammtwissenschaft überhaupt, im beständigen Austausch und Verkehr zu verbleiben“ strebt. Wenn Virchow meint, man könne nach dem heutigen Stande der Forschung z. B. generatio aequivoca oder Schöpfung annehmen, so ist dies abzuweisen, da es ganz und gar nicht im subjectiven Belieben steht, „irgendeiner Philosophie (wie irgendeiner Religion) zu huldigen, um von hier aus subjective Träumereien in die Wissenschaften zu tragen“. Ebenso berechtigt ist der Satz, daß man ohne Hypothesen in keiner Wissenschaft auskommt; denen, welche wissenschaftlich denken gelernt haben, sind sie daher auch nicht vorzuenthalten, und andern nützen sie ohnehin nichts. Freilich kommt hier ein eigenthümliches Moment in Betracht: stellt man Hypothesen als das hin, was sie wirklich sind, nämlich als Hypothesen, so wird man niemals den Beifall der Menge erlangen, was freilich auch, wenigstens vorläufig, nicht die Absicht der Wissenschaft sein kann.

14. Die Geisteskräfte der Menschen verglichen mit denen der Thiere. Ein Bedenken gegen Darwin's Ansicht über denselben Gegenstand. Von Ludwig Strümpell. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der weitern Kreisen längst vortheilhaft bekannte Verfasser gelangt auf Grund subtiler Untersuchungen in dieser interessanten Schrift zu dem Resultat, daß bei dem Menschen zur allgemeinen thierischen Naturanlage ein neues Princip hinzukommt, durch welches ein mehr als blos gradueller Unterschied zwischen Mensch und Thier constituirt wird. Wenn der Mensch mehr als eine einzige Reihe von Vorstellungen oder überhaupt geistigen Zuständen in seinem Bewußtsein ablaufen läßt, wenn er Allgemeinvorstellungen und Begriffe bildet und mittels derselben den Erfahrungsinhalt der Außenwelt getreulich in sich aufnimmt, mithin noch andern als den bloßen Naturgesetzen seines physiologisch-psychologischen Mechanismus folgt und durch Befolgung der erstern Gesetze zur Unterscheidung von Wahrheit und Irrthum gelangt — dann tritt dieser Mensch aus der Reihe der blos thierischen Organismen heraus und ist von ihnen nicht blos dem Grade, sondern der Qualität nach unterschieden. Die klar geschriebene Abhandlung wird namentlich auch psychologischen Dilettanten und Thierfreunden sehr willkommen sein.

15. Die sensoriellen und sensitiven Sinne von Susanna Rubinstein. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 1 M.
16. Psychologisch-ästhetische Essays. Von Susanna Rubinstein. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 6 M.

Die erste dieser Schriften gibt in klarer Darstellung einen guten Auszug aus wissenschaftlichen Werken, um eine Theorie der Sinne zu begründen, an welche sich eine Art von symbolischer Charakteristik derselben anschließt. Denselben etwas vermehrten Inhalt hat auch der erste von den Essays, welche das zweite Buch bietet. Der zweite Essay ist betitelt: „Zur Sprachwissenschaft“; er beginnt mit einer Untersuchung über die Apperception, deren Wesen er vornehmlich im Anschluß an Steinthal darlegt. Daß diese so wichtige Lehre der Psychologie auf solche Weise in weitere Kreise gebracht wird, ist sehr erfreulich. Auch die sonstigen Ausführungen dieses, wie die der übrigen Essays: „Ueber das Gedächtniß“, „Einbildungskraft und Phantasie“, „Charakteristik der jüdischen Phantasie“, „Charakteristik der christlichen germanischen Phantasie“, bekunden die Belesenheit der Verfasserin, wie ihre Befähigung, sich die Resultate wissenschaftlicher Untersuchungen anzueignen und sie getreulich wiederzugeben. Die zahlreichen Citate sind gut gewählt und unterbrechen den Gang der Deductionen in angenehmer Weise, sodaß das Interesse an der Lektüre stets aufrecht erhalten wird.

17. Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Eine philosophische Untersuchung von Eugen Dreher. Dritte, durch „Beiträge zur Theorie der Farbenwahrnehmung“ vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Hempel. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Da die zweite Auflage dieses Buchs erst unlängst in diesen Blättern besprochen wurde, so mag hier nur noch einiges über den neuen Beitrag bemerkt sein. Der Verfasser scheint das von Johannes Müller aufgestellte Gesetz der specifischen Sinnesenergien noch als durchaus gültig zu betrachten, während es doch von Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie“ beseitigt ist. Dagegen wird man ihm zustimmen müssen, wenn er sich der Annahme „einer starken Blaublindheit der Hellenen“ anschließt, da er diese Annahme gut begründet. Schätzbar ist auch sein Bericht über eigene Untersuchungen, welche er an drei partiell Farbenblinden angestellt hat.

18. Die Physiologie des Schönen. Von S. A. Byk. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 6 M.

Warum dieses sonst gute Buch gerade den Titel „Physiologie des Schönen“ erhalten hat, ist ganz und gar nicht ersichtlich, da keine einzige physiologische Untersuchung in ihm vorkommt. Einen Druckfehler kann man auch nicht wohl annehmen; so bleibt nur die Vermuthung, daß der Verfasser „Physiologie“ für einen anziehendern Titel ge-

halten haben möchte als den sachlich begründetern „Psychologie" des Schönen. Er will die drei vorhandenen Behandlungsweisen der Aesthetik, die „somatiko- und psychiko-pathologische" (Hutcheson und Burke), die „psychologische" (Kant) und die „metaphysische" (Hegel) durch seine eigenen Untersuchungen vollenden. Seine Methode ist die empirisch-inductive; die Nichtigkeit aller vermeintlichen reinen Deduction hat er klar erkannt und in der Vorrede ausgesprochen. Seine Untersuchungen sind gründlich und legen Zeugniß ab von der Selbständigkeit seines Denkens. Mancherlei findet sich in dem Buche, über dessen Zugehörigkeit zu demselben sich starke Zweifel aufstellen lassen, z. B. die Erörterungen über Satire und Ironie; sollte dieses Genre wirklich ungezwungen unter den Begriff des Schönen eingereiht werden können?

19. Der Schönheitsbegriff. Eine ästhetisch-psychologische Studie. Von Constantin D. Dimitrescо. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser unterscheidet eine „rein formale Schönheit, wobei die objectiven Verhältnisse der Formen den Grund des ästhetischen Gefallens bilden", und eine „geistig belebte Form derselben, wobei die objectiven Formen in Beziehung zu einem subjectiven Gehalte stehen". Er befragt die äußere und innere Erfahrung analytisch, weil er mit Recht eine wissenschaftliche Auflösung des Problems nur auf diesem Wege für möglich erklärt. Im allgemeinen sind es nur möglichst einfache Verhältnisse, die ästhetisch gefallen. Die Grundlage des Schönen bilden die Formverhältnisse, und zwar 1) „eine niedere Form, das Formal-Schöne, zugleich die Grundform aller ästhetischen Genüsse; 2) eine höhere Form des Schönen, ein Ideal-Gehalt, wo die objectiven Formen mit Ideen in Verbindung stehen müssen". Die Abhandlung ist lesenswerth und instructiv.

20. Ueber das ἄπειρον Anaximander's. Ein Beitrag zur richtigen Auffassung desselben als materiellen Princips von Friedrich Lütze. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Frage, was sich der alte Anaximander unter seinem „Apeiron" eigentlich gedacht habe, ist noch immer nicht endgültig beantwortet. Auch der Verfasser der gut geschriebenen vorliegenden Monographie hat sich begnügt, wie er selbst erklärt, „gleichsam den Schutt irriger Meinungen, der sich mit der Zeit vielfach darüber gelagert, abzuräumen". Doch hat er so viel wahrscheinlich gemacht, daß das Apeiron ein Materialprincip, ähnlich wie Wasser, Luft u. s. w., ist, und damit einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der alten Philosophie geliefert.

21. Die Platonische Frage. Sendschreiben an Herrn Professor Dr. E. Zeller von A. Krohn. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser vertheidigt in diesem „Sendschreiben" seine früher aufgestellte Ansicht, daß der „Staat" Plato's nicht einheitlich redigirt sei, indem die ersten Bücher ihre Entstehung der sogenannten Sokratischen Periode des Platonischen Philosophirens verdanken, während die spätern erst nach Conception der „Ideenlehre" geschrieben seien. Dies geht zwar gegen die herrschende Meinung, wird aber vom Verfasser ziemlich wahrscheinlich gemacht durch den Nachweis, daß die Wörter ἰδέα und εἶδος in den ersten Büchern zweiunddreißig mal nur in der Bedeutung von Gestalt, Gattung, Art vorkommen (ἰδέα erscheint nur in der ersten Bedeutung). „Hatte nun Plato seine Metaphysik vorher ausgebildet, so wäre diese luxurirende Wiederholung eines Wortes, mit dem er vorher einen in der Philosophie epochemachenden Sinn verbunden hat, kaum zu erklären, wenn es überall etwas anderes bezeichnen soll als diesen." Hierin wird man dem Verfasser beistimmen müssen; denn bei Plato ist zwar vieles möglich, aber dies ist doch zu unwahrscheinlich. Jedenfalls hat der Verfasser so viele und gute Gründe für seine Ansicht beigebracht, daß er den Anspruch, sie sorgfältig geprüft zu sehen, ehe man sie verwirft, mit vollem Rechte erhebt. Im einzelnen berichtigt er noch manche Irrthümer, durch welche uns statt des wirklichen ein „modern präjudicirter" Plato octroyirt werden soll.

22. Des Aristoteles Erhabenheit über allen Dualismus und die vermeintlichen Schwierigkeiten seiner Geistes- und Unsterblichkeitslehre. Von Anton Bülsinger. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M.

Für den Verfasser war es „immer eine ausgemachte Sache, daß Aristoteles über allen Dualismus erhaben, daß nach ihm Gott der Schöpfer des Weltalls sei"; daher ist auch das Resultat dieser Schrift, daß „von einem Dualismus bei Aristoteles keine Rede sein kann". Ebenso wenig hat Aristoteles „zwei Nuse" im Menschen gelehrt, sondern der „leidende" und der „thätige" Geist sind nur zwei Seiten an einem und demselben Geist, welcher „trotz einiger Vergeßlichkeit" unsterblich ist. Die in frischer, kerniger Sprache abgefaßte Abhandlung liest sich gut, nimmt es aber doch wol mit einigen Schwierigkeiten der Aristotelischen Philosophie etwas zu leicht.

23. Aristoteles, Lessing und Goethe. Ueber das ethische und das ästhetische Princip der Tragödie. Von Hermann Baumgart. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die viel besprochene Ansicht des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie wird hier von neuem behandelt, wobei einige neuere Commentatoren des Aristoteles, namentlich Bernays und Döring, schlecht genug wegkommen: „höchst widersinnig", „höchst widerwärtig", „völlig verkehrt", „ein wahres Horrendum" u. s. w. Auf daß das schöne Privilegium der soliden philologischen Grobheit nicht untergehe! Nach dem Verfasser hat schon Lessing den Aristoteles falsch verstanden, Goethe dagegen hat zwar seine Worte ebenfalls misverstanden, deren richtigen Sinn aber „divinirt", nämlich daß Aristoteles nur an eine „augenblickliche", nicht wie Lessing wollte, an eine bleibende Wirkung der Tragödie gedacht habe, womit zugleich

die Frage beantwortet ist, ob die Wirkung der Tragödie eine ethische oder eine ästhetische sei.

24. Der Sokrates der Neuzeit und sein Gedankenschatz. Sämmtliche Schriften Spinoza's gemeinverständlich und kurz gefaßt mit besonderer Hervorhebung aller Lichtstrahlen von M. Dessauer. Köthen, Schettler. Gr. 8. 3 M.

Wie der Titel angibt, bietet dieses Buch mehr als „Lichtstrahlen", nämlich einen gut gearbeiteten Auszug aus Spinoza's sämmtlichen Schriften. Die Vorzüge dieser Art der Bearbeitung liegen am Tage. Außer einer Lebensbeschreibung des großen Denkers ist dem Werke ein Theil seines Briefwechsels beigegeben, am Schluß ein Sachregister, welches auch einige Namen von Freunden Spinoza's enthält. Die zahlreichen Verehrer Spinoza's werden sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, in diesem Buche gleichsam den Extract der Philosophie ihres Meisters zu genießen.

25. G. E. Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza von Karl Rehorn. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

Der oft discutirte Spinozismus Lessing's beschränkt sich, wie der Verfasser nachweist, auf das eigentlich metaphysische Gebiet, wogegen seine ethische Weltanschauung wesentlich von der Spinoza's abweicht. Das Ziel, welches Lessing dem Menschen steckt, ist die Erfüllung des Guten, „nur darum allein, weil es das Gute ist, nicht anderer Rücksichten wegen". Dagegen ist das Ziel Spinoza's die beatitudo, welcher die Tugend nur als Mittel dient. So löst sich der Widerspruch, daß Lessing selbst sich als Spinozisten bezeichnete und zugleich sagen konnte: „Mein Credo steht in keinem Buche." Hiermit dürfte wol dem Verfasser das Verdienst zukommen, die alte Streitfrage definitiv beantwortet zu haben.

26. Ungedruckte Briefe von und an Herbart. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Robert Zimmermann. Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Mit zwei Facsimiles. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser dieser Ausgabe bisher ungedruckter Briefe von und an Herbart, ein bekannter Herbartianer, hat eine orientirende Einleitung über Zeit und Veranlassung dieser Briefe beigegeben. Die von Herbart selbst herrührenden sind zum Theil an verschiedene Jugendfreunde, zum Theil an ältere Bekannte gerichtet, sehr viele auch an seinen göttinger Zuhörer Griepenkerl, während die an Herbart gerichteten sowol von ältern Zeitgenossen wie auch von Schülern desselben geschrieben sind; einer stammt von dem bekannten Philosophen Beneke, der beträchtlich jünger als Herbart war. Der Herausgeber hat ein chronologisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher bisher gedruckter Originalbriefe Herbart's beigegeben und sich dadurch den Dank der zahlreichen Verehrer des bedeutenden Denkers erworben.

27. Historisch-biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie. Bearbeitet von Ludwig Noack. In Lieferungen. Leipzig, Koschny. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Da unsere Zeit vorzugsweise philosophiegeschichtlichen Studien zugewandt ist, so kommt das vorliegende Lexikon einem wirklichen Bedürfniß entgegen. Sein Umfang und Preis sind mäßig; sein Inhalt läßt, was die Personen betrifft, in den bisher erschienenen Lieferungen an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig, wie auch die Darstellung der verschiedenen Meinungen und Systeme wol allen billigen Ansprüchen genügen dürfte. Mit Recht richtet sich, wie der beigegebene Prospect ausdrücklich betont, die Ausführlichkeit der Behandlung des Persönlichen wie des Sachlichen nach der philosophischen Bedeutung; und dies erscheint auch im ganzen ziemlich gut durchgeführt, mit einziger Ausnahme Fr. von Baader's, dem unverhältnißmäßig viel Raum gewidmet ist, nämlich beinahe anderthalb Bogen, während alle andern Philosophen viel kürzer behandelt sind (Hegel kommt ihm mit 18 Seiten am nächsten, wogegen der Geistesverwandte Baader's, A. Günther, nur drei Spalten erhalten hat). Von Kleinigkeiten mag hier erwähnt sein, daß der Tod des bekannten Naturrechtsphilosophen Ahrens irrthümlich in dessen achtundsechzigstes Lebensjahr gesetzt wird, wodurch, weil sein Todesjahr nicht angegeben ist, dieses nach Maßgabe seines Geburtsjahres 1808 in das Jahr 1875, wo nicht gar 1876 fallen könnte; er starb aber 1874.

28. Ueber Leben und Schriften des Johannes Scotus Erigena, die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit, die Voraussetzungen seines Denkens und Wissens und der Gehalt seiner Weltanschauung. Von Ludwig Noack. (Philosophische Bibliothek. 233. Heft.) Leipzig, Koschny. Gr. 8. 50 Pf.

Scotus Erigena nimmt als der erste Scholastiker auch jetzt noch unser Interesse in Anspruch; da die neueste Philosophie energisch damit beschäftigt ist, sich definitiv aus den Fesseln der Scholastik zu befreien, so ist es ebenso interessant wie lehrreich, die ersten Anfänge der letztern kennen zu lernen, zumal wenn sie in so knapper und guter Darstellung wie hier geboten werden.

29. Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes von David Hume. Uebersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Hume's versehen von J. H. von Kirchmann. Zweite vermehrte Ausgabe. (Philosophische Bibliothek. 13. Band.) Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine zweite Auflage hat gewöhnlich schon die Hauptschwierigkeiten, welche sich der Verbreitung namentlich philosophischer Werke entgegenstellen, siegreich überwunden. Es mag daher hier nur kurz nicht nur auf die bleibende Bedeutung Hume's für die Philosophie, sondern auch darauf hingewiesen werden, daß er als unmittelbare Veranlassung der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft" gegenwärtig ziemlich stark in den Vordergrund der philosophischen Discussion getreten ist und auch voraussichtlich sich noch lange darin erhalten wird.

30. Dialoge über natürliche Religion. Ueber Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele. Von David Hume. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Friedrich Paulsen. (Philosophische Bibliothek. 246. bis 248. Heft.) Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese „Dialoge" hat Hume mit Aufwand seines ganzen Scharfsinns und aller Kräfte seines reichen Geistes geschrieben, daher er persönlich ihnen großen Werth beilegte. Sie sind auch jetzt noch sehr lesbar, wiewol im allgemeinen das frühere rationalistische Interesse an der „natürlichen" Religion stark abgenommen hat und man sich mehr historisch, sei es in zustimmender oder ablehnender Weise, mit der Religion beschäftigt. Hume's Gedanken sind, wie die aller wirklich bedeutenden Männer, auch jetzt noch belehrend genug, um die lebhafte Theilnahme des gebildeten Lesepublikums für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Die Uebersetzung und die vorausgeschickte orientirende Einleitung des Herausgebers sind gut.

31. Supplementband zu Kant's Werken. Abtheilung II. Die vier lateinischen Dissertationen Kant's. Herausgegeben von J. H. von Kirchmann. (Philosophische Bibliothek. 261. und 262. Heft.) Gr. 8. 1 M.

Wie die Vorrede sagt, ist mit dieser zweiten Abtheilung des Supplementbandes die hier gelieferte Ausgabe der Kant'schen Werke in einer Vollständigkeit geboten, welche die aller bisherigen Ausgaben übertrifft. Von philosophischem Werth sind die dritte Dissertation: „Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio", und namentlich die vierte, die bekannte Inauguraldissertation von 1770, mit welcher Kant seine ordentliche Professur antrat: „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis." Diese interessante Abhandlung bildet den Uebergang vom Empirismus der ersten Periode Kant's zum sogenannten Kriticismus der zweiten Periode, welche mit der Herausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" 1781 äußerlich markirt ist.

Karl Göring.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von August Sturm. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist der Sohn des allbekannten Dichters Julius Sturm, der sich durch seine innigen und gemüthvollen Lieder längst Namen und Gunst erobert und noch in letzter Zeit dem Kranze seines Ruhms durch Veröffentlichung einer Sammlung von geistreich humoristischen Fabeln ein neues Blatt zugefügt hat. Der Sohn tritt in die Fußstapfen des Vaters, wenigstens insofern er mit demselben die heitere Weltanschauung, den harmonisch gestimmten Ton theilt. Zwar auch ihn haben die tiefernsten, wenn nicht düstern Fragen des Weltenräthsels beschäftigt, denen sich kein geistig waches Kind unserer Zeit zu entziehen vermag. Doch er hat seinen festen Standpunkt ihnen gegenüber gefunden und spricht denselben in dem Gedichte „Auf der Wanderschaft" aus:

Dich fleh' ich, den kein Name nennt,
Den trotz der Nacht
Der Zweifel, trotz des Wahnes Macht
In Kampf und Tod mein Herz bekennt,
Führ' mich zum Licht!

Gegen diejenigen, die nicht so schnell und leicht zur Versöhnung mit sich und der Welt gekommen sind, nimmt er in entschiedener Weise Stellung. Doch treffen seine theils im Ernste („An die modernen Weltschmerz-Dichter"), theils im Spott („Pessimisten-Jammer") polemisirenden Gedichte nicht immer den Kernpunkt der ihm entgegengesetzten Weltanschauung.

Der Band enthält fünf Bücher Gedichte. Das erste Buch ist wesentlich ethisch-philosophischen Inhalts. Ein längeres Gedicht „Die Ideale" in wohlklingenden Terzinen schließt sich an dasselbe an und feiert als Ideal des Lebens die Liebe. Das zweite Buch steigt unmittelbarer ins Leben hernieder und ist dem Vaterlande, der Heimat und ihren Sagen, sowie den Freunden gewidmet. Sehr schön sind die Gedichte „Thüringen" und „Jena", obwol

Mein Jena! in der Sonne Glanz
Strahlst du im stillen Grunde,
Wie eine Braut im Myrtenkranz
In deiner Berge Runde! —

einigermaßen an Scheffel's „Altheidelberg" erinnert:

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut —

Im dritten Buche finden wir Liebeslieder, die keineswegs sich mit der Wiederholung herkömmlicher Gedanken und Redensarten abfinden und zuweilen einer tief und originell empfundenen Stimmung einen äußerst glücklichen, volksliedermäßigen Ausdruck verleihen, wie z. B. „Wohl über Nacht":

Die holden Vöglein sind erwacht
Wohl über Nacht
Mit reichem Liedersegen.
Bald singt im Hain die Nachtigall
Mit süßem Schall
Der Nachtigall entgegen.

Die duft'gen Blüten sind erwacht
Wohl über Nacht;
Es blüht auf allen Wegen!
Bald glüht in sanfter Lüfte Hauch
Die Ros' am Strauch
Und blüht der Ros' entgegen.

Was wunder, wenn zur Lieb' erwacht
Wohl über Nacht

Mein Herz mit bangen Schlägen?
O du, des Lenzes schönste Zier,
O komm zu mir!
Es schlägt nur dir entgegen!

Auch „Nausikaa", „Ein Frühlingstraum", „Kahnfahrt", „Abschied" sind aus dieser Abtheilung als besonders gelungen anzuführen. „Heimkehr" erinnert etwas an Heinrich Heine's „Doppelgänger".

Das nächste Buch bringt eine Fülle lustigen Humors. Hier ist besonders zu erwähnen: „Zaunkönig", „Meister Klug", „Der verliebte Esel", „Herr Niemand", „Hildebrand's Brautfahrt". Das fünfte Buch endlich enthält Uebersetzungen aus dem Französischen.

August Sturm gebietet über ein schönes, hoffnungsreiches Talent. Hoffentlich erhört seine Muse das im Eingang des Buchs an sie gerichtete Flehen, ihm, dem Dichter, treu zu bleiben durch alle Irrgänge des Lebens bis an dessen Ende.

2. Leichtsinnige Lieder von Alfred Friedmann. Hamburg, Richter. 1878. 8. 4 M.

Die Lieder sind weder so leichtsinnig noch so leichtwerthig als der nicht gerade glücklich gewählte Titel schließen lassen könnte. Derbe Lebenslust ist dem Verfasser eigen und die Gabe, sich heil und ohne viel Beschwerden durch die Leiden und Freuden des Lebens hindurchzuschlagen. Dabei gibt er sich gern einmal den Anschein eines Don Juan und warnt:

Rafael's und Phidias' Werk
Wird dich stets entzücken,
Doch bei Menschen mag dir, merk',
Solches selten glücken!
Einmal küsse!

Dann versichert er wieder:

Und käm' der Blumen Königin
Und spräche: „Nimm mich an die Brust!"
Ich legte nicht die Rose hin,
Wo einst mein Veilchen ruht' in Lust!

Ein echter Poet, wechselt er fortwährend die Maske und führt uns jede Stimmung seines wandlungsfähigen Herzens vor. Die erste Abtheilung „Leichtsinn" beginnt mit einer Anrufung der „leichten Muse" und bewegt sich allerdings fast ausschließlich in den Sphären heitern und dauerlosen Sinnengenusses. Es fehlt hier nicht an gewagten Situationen, doch bewahrt ein gewisser überlegener Humor, oft sogar mit einem glücklichen Zug scharfer Satire verbunden, den Verfasser stets vor einem wohlgefälligen Versinken in geistlose Frivolität. Die zweite Abtheilung „Herzenslieder" zeigt, daß der Dichter auch noch eine edlere Auffassung der Liebe kennt, eine Auffassung, die wir zuerst nur zuweilen aus Hohn und Spott herauszuempfinden vermocht hätten. Die besten Gedichte, sowol der Form als dem Inhalte nach, enthält die Abtheilung „Reisen", die uns durch den Süden Europas sowie nach England und Schottland führt. Hier ein Beispiel:

Aufgeweckt hat mich das Tosen
In des Morgens erster Stunde,
Und mir war's, als brächt' die Welle
Mir von allen Ländern Kunde.

Tausend wechselnde Gedanken
Brandeten in meinem Geiste,
Während dort der Schwarm der Möven
Ueber einem Boote kreiste.

Mächtig stürmt die Riesenwelle
Ueber tausend runde Kiesel,
Wirft sie auf, und strebt zurück dann
Unter sanfterem Geriesel. —

Und die Steine pfeifen, rollen,
Wenn der Welle Macht gebrochen,
Wie der Griechen Beifallsmurmeln,
Wenn der Völkerfürst gesprochen!

Und noch ein weiteres: „Neptuntempel. Pästum."

Ich stehe in der Cella offnen Hallen,
Durch die ich Schneegebirg' und Meer erschaue;
Wie liegt es lieblich da, das dunkelblaue,
Mit Wellen, die wie stille Pilger wallen.

Die Lichter, die auf goldne Säulen fallen,
Sie wechseln langsam in dem Riesenbaue,
Und mich umweht die Meeresluft, die laue,
In die vereinsamt Vogelrufe schallen.

Am Architrav wächst wuchernd der Acanth,
Und in der Säule halbgeborstnen Rinnen
Seh' ich die Schnecke stille Tage spinnen.

Dir, stumme Klausnerin, bin ich verwandt!
So möcht' ich bergen mich und so vergehen,
Indeß mich Griechensagen lind umwehen!

Die letzte Abtheilung enthält Sonette, Vermischtes und Balladen.

Die mitgetheilten Proben beweisen, daß der Verfasser den Demant seines Talents nicht, wie er behauptet, in lauter Kleingeld verwandelt hat. Doch würde eine kritischere Auswahl der einzelnen Gedichte und eine sorgfältigere Feile namentlich in formeller Beziehung den Werth des Ganzen wesentlich erhöhen. Das Gedichtbuch ist Johannes Scherr gewidmet.

3. In der Sonnenwende. Neueste Gedichte von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 16. 3 M.

Stephan Milow's Name hat einen guten Klang. Wenn auch die Physiognomie des Dichters, die eine eigenartige, scharf ausgesprochene Individualität besitzt, nicht jedermann anspricht: wer einmal sein Freund ist, wird ihm nicht untreu werden und jede neue Lebensäußerung mit Freude begrüßen. Man hat Milow schlechthin unter die Dichter des Weltschmerzes gereiht. Dies ist aber nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Sein Herz liegt mit dem Geiste im Streit. Sein Herz empfängt und empfindet die holden Gaben des Lebens mit lebhafter, ungemischter Dankbarkeit; aber sein Geist, der dem unerreichbaren Höhern zustrebt, kann sich der Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit irdischen Glücks, kann sich dem irdischen Jammer ringsumher nicht verschließen. Und dann wirft auch der

übermächtige Geist zuweilen einen Schatten tiefer Trauer über das Herz. Dieser Widerstreit tritt nirgends schöner hervor als in dem Gedichte „An mein Weib. Zum zehnten Jahrestage unserer Vermählung“:

Ich möchte prüfend überschauen,
Was ich an Gütern dir gegeben,
Seit du in liebendem Vertrauen
Dein Los geeint mit meinem Leben;
Ach, nichts, was stolz ich weisen kann
In all den abgelaufnen Jahren!
Doch schlag' es zu gering nicht an,
Daß wir zusammen glücklich waren.

Nicht auf den Höhen schrittest du,
Wie dir's, du Herrliche, gebührte;
Kein rauschend Leben fiel dir zu,
Still war der Pfad, den ich dich führte.
Ach, nichts, was ich für dich gewann
In all den abgelaufnen Jahren!
Doch schlag' es zu gering nicht an,
Daß wir zusammen glücklich waren.

Ich ring' empor mit festem Muth —
Wann wird mir der Erfüllung Segen,
Daß ich vor dir in sel'ger Glut
Ihn huld'gend könnte niederlegen?
Ach, was ich auch gestrebt, gethan,
Nichts will den Sieg noch offenbaren!
Doch schlag' es zu gering nicht an,
Daß wir zusammen glücklich waren.

Und wenn mich in des Todes Nacht
Das waltende Geschick entrückte,
Bevor mein Mühen dir gebracht,
Womit ich dich so gerne schmückte:
Treu schirmt' ich dich, und was ich sann,
Galt dir, das hast du doch erfahren
Und schlägst es zu gering nicht an,
Daß wir zusammen glücklich waren.

Ebenso in dem folgenden Gedichte „An meine Söhne“.

Auch Milow's philosophische Weltanschauung ist keineswegs der moderne Pessimismus. Viel eher steht er auf dem Standpunkte Kant's, und dessen Einsicht, daß wir von dem, worauf es uns gerade ankommen würde, nichts wissen können, klingt durch das Gedicht „Erdenwallen“:

Schlafwandelnd geh' ich durch die Welt;
Wie ist mir wunderbar zu Sinn!
Ich fühle mich dem Staub gesellt
Und meine, daß ich ewig bin.

Ein Nichts, in Nichtigkeit gebannt,
Erbeb' ich, hülflos und verwaist,
Und fühl' es dennoch, tief entbrannt,
Es zuckt in mir der Weltengeist.

Wohin ich sehen mag im Raum,
Kämpft bange Qual nur weit und breit;
Mir aber geht durchs Herz ein Traum
Von Glück und hoher Freudigkeit.

Als höbe leis der Schleier sich,
In den gehüllt der Dinge Kern,
So wogt's vor mir, so faßt es mich,
Und die Erlösung winkt von fern.

Ich seufze bang, ich trage schwer,
Doch möcht' ich rufen: Es ist nichts!
Und in der Nacht, die um mich her,
Ahn' ich das Dämmern goldnen Lichts.

Die dritte Abtheilung „Hymnen der Liebe“ legt Zeugniß ab, wie der Dichter Glut und Zartheit der Empfindung verbindet, ein Vorzug, der auch schon manchem der in der ersten Abtheilung enthaltenen Liebeslieder (z. B. „Einem Mädchen“, „Werdende Liebe“) eigen ist. Die Hymnen sind in freien Rhythmen geschrieben. Und hier zeigt es sich, daß Stephan Milow dieser Form nicht ganz gerecht wird, daß er ihr nicht jenen schwungvollen Fluß zu verleihen weiß, dessen sie bedarf, um den Mangel an Reim und strenger Gliederung zu ersetzen. Eine der schönsten Hymnen ist die folgende:

Nie kann in der Liebe
Der Mann so reich beschenken
Als wie das Weib.
Trägt jener, werbend, doch
Das Wort voraus dem Gefühle,
Und was er zuletzt gewährt,
Es ist schon viel,
Wenn er nur hält,
Was tausend und tausend mal
Er lockend verheißen.
Jedoch das Weib!
So keusch verschlossen,
So ganz unnahbar,
Stets tiefer, himmlischer bergend,
Was jener ersehnt!
Und dann —
Wenn all die Scheu
Erlegen der Sehnsucht:
Ganz überquellend,
Vor nichts erschreckend,
Gelöst in dem einen Gefühl:
Dein bin ich, dein!

Die letzte Abtheilung „In der Einsamkeit“ enthält eine Anzahl philosophischer Träumereien.

4. Neue Gedichte von Hieronymus Lorm. Dresden, Pierson. 16. 2 M.

Wer sich überzeugen will, daß Milow kein echter Weltschmerzdichter ist, der nehme nach ihm Hieronymus Lorm zur Hand. Dieser tief unglückliche und beklagenswerthe Dulder überträgt sein eigenes, höchst persönliches Schmerzgefühl auf das ganze Weltall, auf das lebendige sowol wie auf das leblose. Das haben ja andere vor ihm auch schon gethan, daß sie die äußere Natur wie ein persönliches Wesen theilnehmen ließen an den Stimmungen und Empfindungen ihres Herzens, und man könnte sagen, der Zauber so manchen Volksliedes und so vieler Lieder von Heine und Lenau beruht gerade auf dieser sympathischen Wechselbeziehung der Natur und des menschlichen Herzens. Aber das ist neu, daß ein Dichter jede Bewegung der Wogen, jedes Rauschen der Blätter, überhaupt jede Lebensregung der Natur als etwas, dem Schmerzgefühl eines in Verzweiflung ringenden Menschenherzens Entsprechendes

deutet. Das Weltall erhält hierdurch in dem Spiegel von Lorm's Seele einen unheimlichen Zug von Nervosität. Man vergleiche nur „Natur und Schicksal" („Alle Blätter, alle Wogen nehmen theil an solchem Schmerz"), „Stern und Blume", und vor allem auch „Naturgewalt":

Was hier als Seufzer durch die Herzen streicht,
Ist dort das Aechzen windgepeitschten Baumes;
Und gleichen Grund, wie daß der Tag erbleicht,
Hat das Erbleichen jedes holden Traumes.

Lorm ist der specifische Dichter des Schmerzes; er feiert ihn geradezu als „Heiland" Schmerz. Eine große Reihe seiner Gedichte erscheint wie eine fortwährende Variation von Alfred de Musset's:

Le seul bien, qui me reste au monde,
C'est avoir quelque fois pleuré.

Dabei ist manches von ungewöhnlicher Kraft der Empfindung, z. B. „Begegnung":

Erstaunlich fremde Wonnen dringen
Durch meine nie verwundne Qual.
Der Seele märchenhaft Erklingen —
Wie deut' ich mir's? Es schwankt die Wahl!

Hab' ich des Lebens Gruß vernommen?
Bin ich dem nahen Tod geweiht?
Wenn nicht dein erstes Glück gekommen,
O Herz, dann ist's dein letztes Leid.

Oder „Der Geist des Wehs":

Was mir das Herz zerreißt,
Ich kann es dir nicht klagen;
Des Wehs geheimster Geist
Vermag kein Wort zu sagen.

Er schaudert vor dem Laut:
Er hört die Herzen brechen!
Einst klang ein Wort, — ihm graut,
Ein zweites selbst zu sprechen.

Er webt das Leichentuch
Des Himmels und der Erde,
Seit er vernahm den Fluch
Des ersten Worts: Es werde!

Einige der Balladen, z. B. „Benedicta", „Die Trappisten", „Der Liebende", zeugen von plastischer Gestaltungskraft. Aber in der Hauptsache beruht hierin weder die Stärke noch auch die Tendenz der Lorm'schen Muse. Nicht die lebensvolle wirkliche Welt, sondern die blutleere Welt seiner Gedanken führt uns Lorm vor, seiner Gedanken, die sich, soweit sie sich auf die Wirklichkeit beziehen, mit den intensivsten Schmerzensempfindungen decken. Es ist die Atmosphäre einer Krankenstube, die in diesem Buche athmet. Kein Gesunder kann sich ihrem Einfluß auf die Dauer entziehen, wenn er sich demselben aussetzt, und wer lange in dieser Luft geweilt hat, auf den wird auch das frische Leben draußen nicht sogleich wieder vollkräftig wirken. Und doch soll und muß dies geschehen. Auch Sophokles, der gewaltigste Schilderer des Menschenschicksals in seiner furchtbaren Erhabenheit, läßt seinen Oedipuschor, als dieser aus dem Munde des unseligsten der Könige dessen entsetzliches Schicksal vernommen, in die Worte ausbrechen: „Nie geboren zu sein, ist der Wünsche höchster!" Das ist unter diesem Eindrucke natürlich. Unnatürlich aber und menschlich unwahr bleibt es, diese Worte für alle Stunden, alle Ereignisse, alle Regungen des Lebens bereit zu haben. Geradezu unverständlich dagegen sind sie im Munde des Philosophen. Denn eine Weltanschauung, die es unternimmt, die Welt nach ihrem Werthe zu prüfen, richtet sich, wie Theodor Vischer erst kürzlich wieder schlagend nachweist, von selbst, da sie den Maßstab zu ihrem Urtheile nirgend anderswoher nehmen kann als aus der zu verurtheilenden Welt selbst.

Alexis Aar.

Zur Kenntniß des Seelenlebens der Thiere.

1. Liebe und Liebesleben in der Thierwelt. Von Ludwig Büchner. Berlin, A. Hofmann. 1879. Gr. 8. 6 M.
2. Wald- und Jagdstudien in jeder Jahreszeit. Von Victor Coßmann. Mit 4 Illustrationen und 4 Vignetten. Wien, Hartleben. 1879. Gr 8. 3 M.

Die Anerkennung neuer Ergebnisse der Forschung in der wissenschaftlichen Welt und ihre Einbürgerung in weitern Kreisen gehen gar häufig nicht in der Weise Hand in Hand, wie man es wol erwarten könnte. Während nicht selten epochemachende Entdeckungen sofort zum Gemeingute aller werden, sträubt sich in andern Fällen ein beharrliches Vorurtheil gegen die Aufnahme von Errungenschaften der Wissenschaft, welche gerade wegen ihrer besondern Beziehung zu der Stellung des Menschen in der Schöpfung auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben dürften. Gerade hierin ist aber auch schon die Ursache dieser Erscheinung berührt. Es ist die Ueberzeugung, daß der Mensch mit den übrigen Geschöpfen nichts theile als eine mehr oder minder weit gehende äußere Aehnlichkeit. Empfindungen oder Erwägungen ethischer Art können aber natürlich die Folgerichtigkeit wissenschaftlicher Erörterungen nicht beeinträchtigen, und so können sie auch hier nichts daran ändern, daß die Zeiten vorbei sind, in denen auch die Naturwissenschaft Schranken zwischen Mensch und Thier kannte. Man darf wohl sagen, daß die competenten Fachkreise jetzt allgemein auf dem Standpunkte stehen, den Wundt in den Worten präcisirte: „Alle geistigen Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades, nicht der Art."

Die Ansicht, daß das Thier nicht mit Ueberlegung, sondern nur mit Instinct handle, hat übrigens auch aus der Laienwelt jederzeit Gegner gefunden, die mit liebe-

voller Vertiefung das Leben der Thiere studirt und in zahlreichen Handlungen den Beweis dafür erkannten, daß zumal den höher stehenden Thieren Vernunft nicht abzustreiten sei. Diese Ueberzeugung wäre sicher allgemeiner verbreitet, wenn die einschlägigen Beobachtungen mehr bekannt, wenn sicher Erkanntes und Fabelhaftes stets streng auseinander gehalten worden wären. Eine recht verdienstvolle Bearbeitung des Gegenstandes lieferte L. Büchner, dessen treffliches Werk „Aus dem Geistesleben der Thiere" (Berlin 1876) sich mit Recht viele Freunde erworben hat und namentlich das Staaten- und Gesellschaftsleben der Insekten eingehend und anschaulich behandelt. Demselben Verfasser verdanken wir nun ein neues Buch, das ein verwandtes Thema: „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt" (Nr. 1) behandelt, und das sicher nicht minder wie jenes citirte für viele eine reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung abgeben wird. Treten wir nun dem Inhalt desselben näher!

Für jeden feinfühligen, edler denkenden Menschen hat es immer etwas Peinliches, sich des sinnlichen Charakters auch der reinsten Liebe bewußt zu werden oder auch nur zu erfahren, daß die innerste Triebfeder der Liebe schließlich doch das Geschlechtsleben ist. Wenn bei feiner erzogenen gebildeten Menschen dieser Gesichtspunkt scheinbar mehr in den Hintergrund tritt, so hat das seinen Grund doch nur darin, daß die Summe der Reize sich erweitert, von dem rein Sinnlichen in die Sphäre des Gemüths und Geistes sich erhebt. So kommt es denn schließlich, daß man der sinnlichen Grundlage der Liebe sich nicht mehr bewußt ist und recht im Gegensatze zum Thiere es als menschlichen Vorzug schätzt, das Hauptgewicht in der Liebe auf die Gemeinsamkeit der Geistes- und Herzensinteressen gerichtet zu wissen. Gleichwol ist das nach der einen wie nach der andern Richtung hin eine Illusion. Wenn ich sage auch nach der andern, so bezieht sich das auf die Meinung, als ob thierische Liebe und sinnliche Liebe gleichbedeutend seien, eine Ansicht, der man gewiß noch viel öfter begegnen wird als jener von der Zurückführung des Geisteslebens der Thiere auf das Räthsel des Instinctes. Gerade der Widerlegung dieses Irrthums ist die Schrift gewidmet, deren Titel wir oben citirt haben, und jeder Thierfreund, jeder, dem das Seelenleben der Thiere ein Gegenstand des Interesses ist, wird mit Vergnügen sich einführen lassen in die ganze Sphäre der edlern Regungen des Liebeslebens der Thiere. Wenn auch, so meint Büchner, im Menschen und durch den Menschen sich die Liebe in ihrer höchsten Macht und Bedeutung entfaltet, so fehlt es doch auch den Thieren keineswegs an jener von bloßer Sinnlichkeit weit entfernten Befreundung der Individuen und an jener ganzen Summe idealer, mit der Geschlechtsliebe als solcher nur in näherm oder entfernterm Zusammenhang stehenden Gefühle, Empfindungen und Neigungen, welche das Liebesleben des Menschen in seinen allgemeinsten Beziehungen so reich, mannichfaltig und anregend machen. Und so sehen wir bei den Thieren nicht nur die mannichfachen Aeußerungen der Verliebtheit, das Brautwerben, die Gattenliebe und oft inniges Familienleben mit allen seinen Vorzügen, aber auch mit seinen Kehrseiten der Untreue, der Eifersucht u. s. w. uns entgegentreten, sondern auch die allgemeine Nächstenliebe in Mitleid und Fürsorge für andere, in Hülfsleistungen aller Art, ja selbst in Großmuth und inniger Freundschaft sich äußern, ganz zu geschweigen von der oft ans Fabelhafte grenzenden Liebe, Treue und Anhänglichkeit einzelner Thiere an den Menschen. Hierfür liefert fast jede Seite des Büchner'schen Buchs sprechende Belege, die geeignet sind, unsere Schätzung der gesammten geistigen Thätigkeit des Thiers zu steigern. Wie wenig mit dem Worte Instinct erklärt und gesagt ist, dafür nimmt Büchner auch die musikalischen, bei der Liebeswerbung in Betracht kommenden Leistungen der Singvögel als Beleg in Anspruch. Die Fähigkeit des Gesanges ist dem Vogel so wenig angeboren wie dem Menschen, und hier wie dort macht erst Uebung den Meister. Die jüngern Männchen werden von den ältern im Gesange unterrichtet und der Vortrag des Lehrers wird für den Schüler bestimmend. So kommt es, daß nicht nur ältere Männchen der Nachtigallen reicher und vollendeter schlagen als jüngere, sondern auch jede Gegend ihre eigene Gesangsweise hat. Der Vogel muß seine Melodien erst erlernen, und ohne Unterricht im Gesang bleibt er ein Stümper.

Anläßlich des eben berührten Punktes sei es mir gestattet, einen Misstand hervorzuheben, der bei allen derartigen Forschungen schwer ins Gewicht fällt, nämlich die Zuverlässigkeit der angezogenen Quellen. Man wird in dieser Hinsicht nicht streng genug sein können, und es würde den Werth der Büchner'schen Schrift erhöht haben, wenn noch mehr als es geschehen die Literaturbelege angegeben worden wären, was, ohne die Lesbarkeit des Buchs zu beeinträchtigen, in kurzen am Schlusse desselben angefügten Anmerkungen hätte geschehen können. Uebrigens ist es auch nicht ausreichend, nur überall auf citirbare Quellen zurückzugehen, es bedarf auch strenger Kritik derselben. In letzterm Falle aber würde z. B. folgende nach Montegazza citirte Stelle wol nicht Aufnahme gefunden haben. Es heißt da:

> Im stillen Waldesschatten sinkt das Nachtigallenmännchen hülflos zusammen und stirbt, weil es mit der Macht seiner Töne nicht den glücklichern Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen im Stande war.

Se non è vero, è ben trovato! rufen wir dem italienischen Forscher zu, auf den sich unser Verfasser bezieht; aber erfunden ist die Geschichte denn doch ohne Frage!

Interessant sind die zahlreichen bezüglich der Eifersucht vorgebrachten Belege; einer der besten wol folgender: Ein Papagai liebte seinen Herrn zärtlich, wollte aber diese Liebe nicht mit den andern Vögeln theilen, welche im Besitz desselben Herrn waren. Eines Tags liebkoste der letztere einen Canarienvogel, der auf seinem Finger saß, während der Papagai Zeichen höchster Unruhe von sich

gab. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten, stürzte wie wüthend auf den armen Gelbrock und schüttelte ihn tüchtig ab. Er wurde dafür bestraft und verschloß seinen Mismuth in seiner Brust, stieß auch andern Tags nur heftige Schreie aus und sträubte das Gefieder, als er abermals seinen Gebieter den Canarienvogel liebkosen sah. Kaum aber hatte sein Herr das Zimmer verlassen, als er sich dem Käfig näherte, in dem sein Nebenbuhler eingeschlossen war, das Thürchen mit großer Geschicklichkeit öffnete, den armen kleinen Vogel ergriff und so heftig schüttelte, daß er ihn sicher erwürgt haben würde, wenn nicht der Herr auf das Geschrei des Opfers herbeigeeilt wäre und dasselbe gerettet hätte.

Es wäre leicht, hier für die ganze Scala der Leidenschaften, wie sie die Brust des Menschen kennt, auch aus der Thierwelt die entsprechenden Beispiele vorzuführen; doch würde das zu weit abführen. Nur auf eine, wol den meisten unserer Leser nicht bekannte Erscheinung sei noch hingewiesen, da sie uns auch die Seite des moralischen Urtheils beim Thier vor Augen führt. Es sind namentlich bei Vögeln nicht selten Gerichtsscenen beobachtet. So weiß man z. B. von den Krähen, daß sie zuweilen in großen Massen zusammenkommen und eifrige Verhandlungen pflegen, während einige wenige mit gesenkten Häuptern dasitzen. Nach Verlauf einiger Zeit sieht man, daß sich die Versammlung wieder auflöst, während ein Todter oder deren mehrere auf dem Platze liegen bleiben. Entziehen sich auch in solchen Fällen die innern Beweggründe unserm Urtheile, so ist das doch nicht immer so, wie folgender Fall zeige. Ein Landmann hielt einen zahmen Storch, dem er zur Gesellschaft einen andern beigab. Aber der zahme fiel über den neuen Ankömmling her und biß ihn so heftig, daß derselbe entfloh. Vier Monate später aber kam er in Gesellschaft von drei andern Störchen zurück, welche alle über den zahmen herfielen und ihn tödteten. Aehnliche Fälle von Rache sind öfter beobachtet worden, und sie nehmen, wie schon erwähnt, nicht selten die Form der Lynchjustiz oder eines regelrechten Gerichtsverfahrens an, wie man es namentlich nach Ehebruch beobachtet hat. Bekannt sind die Storchgerichte. Schon Aelian läßt die Störche ihre Ehebrecherinnen tödten. Glaubwürdige Schriftsteller verschiedener Zeiten behaupten, daß die Störche manchmal über Missethäter ihrer Art ein förmliches Blutgericht halten. Flachat erzählt, er habe einst zahlreiche Störche in einem Kreise versammelt gesehen, in deren Mitte ein Storch mit gesenktem Kopfe stand. Einer nach dem andern aus dem Kreise ging zu ihm und versetzte ihm einen Stich mit dem Schnabel, bis er zerfleischt niederstürzte. Ein anderer Schriftsteller berichtet über einen ähnlichen Vorgang aus dem 16. Jahrhundert, wo über hundert Störche auf einer Wiese ein solches Gericht hielten, indem sie nach einer zweistündigen Berathung zugleich über den Schuldigen herfielen und ihn tödteten.

Einigermaßen ähnliche Ziele wie das eben besprochene Werk verfolgen die „Wald- und Jagdstudien“ von Victor Coßmann (Nr. 2). Sie sind Erinnerungsblätter aus einem dreißigjährigen Wald- und Jagdleben. Wir können nur dem beipflichten, was der Verfasser selbst in der Vorrede als seine Ueberzeugung ausspricht: „daß, obwol ich wenig Neues biete und selbst das Bekannte weder in Form noch Stil ein originelles Kleid trägt, ich dennoch ein stets anziehendes und fesselndes Thema erwählte“. Und so mag es denn wol sein, daß unter Weidmännern und Forstleuten diese anspruchslosen Studien sich Freunde erringen.

Eine neue Ovid-Uebersetzung.

Ovid's Elegien der Liebe. Deutsch von Hermann Oelschläger. Leipzig, Teubner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Die „Amores“ des geistreichen römischen Dichters waren bisher unserm Publikum nur in Uebersetzungen zugänglich, welche, von Gelehrten verfaßt, auf selbständigen Werth in Bezug auf poetische Form keinen Anspruch erheben konnten. Mehr oder weniger paßten auf viele Ovid-Uebersetzungen die Xenien, mit welchen die weimarer Dioskuren den Zorn des breslauer Gymnasialdirectors Manso auf sich geladen hatten; sie brachten in pedantischer Weise das Liebliche, ja Lockere zur Anschauung. Ihnen gegenüber ließ sich, wie von dem modernen Dichter des Lehrgedichtes „Die Kunst zu lieben“, sagen, daß die Grazie nur auf der Grazie Ruf kommt, daß das Entsetzlichste ist

Ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu sein —

oder:

Alles kann mislingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht was sich bestrebt, reizend und lieblich zu sein.

Gilt das nicht von den pedantischen Uebersetzern dieses geistvollsten Sängers des Augusteischen Zeitalters? Ein Distichon mag das Verdienst der correctesten wissenschaftlichen Interpretation in Anspruch nehmen; es mag auch richtig gebaut sein; die Cäsuren mögen dem Hexameter und Pentameter an der rechten Stelle sitzen und kein leichtfertiger Trochäus den schwerwiegenden Spondeus ersetzen wollen: ohne die geistesverwandte, leicht geflügelte Grazie wird der deutsche Spiegel des Ovid nur ein sehr trüber bleiben. Nur Dichter sollen Dichter übersetzen.

Darum freuen wir uns über diese neue Uebersetzung der Ovid'schen Liebeselegien. Hermann Oelschläger hat unter seinen eigenen Gedichten bereits Elegien von stimmungsvoller Haltung und tadellosen Distichen aufzuweisen: so ist sein Beruf für eine Uebertragung des Ovid von Hause aus unanfechtbar, und er hat in der That eine Uebersetzung geliefert, welche den Uebersetzungsproben römi-

scher Elegiker, wie sie Otto Gruppe gegeben, und den vorzüglichen Leistungen Emanuel Geibel's in Wiedergabe römischer Poesien ebenbürtig ist.

Die „Amores" von Ovid sind besser als ihr Ruf: zwar hat sich der Uebersetzer genöthigt gesehen, eine geringe Zahl derselben zu unterschlagen; doch die übrigen, die er uns hier bietet, sind keineswegs lüstern oder cynisch; sie athmen eine gesunde, frische Sinnlichkeit, und wenn sie auch nicht für Confirmandinnen bestimmt sind, so können sie doch nur bei einer übertriebenen Prüderie Anstoß erregen. Die Beweglichkeit der Phantasie des Ovid, ihre Unerschöpflichkeit in Bezug auf immer neue Motive, mag er sie der eigenen Lebenserfahrung entlehnen, oder der mythologischen Ueberlieferung, oder beides geschickt verknüpfen, bleibt immer bewundernswerth. Bald ist es ein Ring, ein Papagai, was dem Dichter Anlaß gibt zu graziösen Phantasien; bald ladet er mit weihevoller Idyllik die Geliebte aufs Land ein. Wie reizend ist der Beginn dieser Elegie:

Sulmo hält mich gebannt, das Drittel der Flur von Pelignum,
Klein ist das Land, doch gesund, rings von Gewässern durchrauscht.
Mag herdrängend auf feurigen Bahnen die Sonne den Boden
Spalten, und mag auch des Hunds heißerer Stern uns bedrohn:
Hier die pelignische Flur durchsprudeln die klarsten der Quellen,
Ueppig auf heiterer Au grünt uns das duftigste Gras.
Reich ist an Ceres' Gaben das Land, noch reicher an Trauben,
Auch die Olive gedeiht schön auf dem lockeren Grund.
Rastlos neigt in die Fluten und hebt aus den Fluten das Gras sich,
Rasenbeschattet am Bach dehnen die Matten sich hin.

Wie reizend der Abschluß:

Ohne dich aber — wenn gleich mir mit rankenden Reben die Gärten
Ringsum prangen, die Flur rauschende Bäche durchziehn,
Sacht in Gräben den rieselnden Quell hinleitet der Landmann,
Und ein kühlerer Wind fächelnd die Blätter durchläuft —
Glaub' ich doch nimmer zu athmen die heilsame Luft der Peligner,
Nicht in der Heimat zu sein auf dem ererbten Besitz,
Nein, bei Skythen vielleicht, bei Kiliken, bei grünen Britannen,
Auf bluttriefendem Fels, wie ihn Prometheus umschrie.
Liebt doch die Ulme die Rebe, die nimmer sich trennt von der Ulme:
Weßhalb werde so oft ich von der Herrin getrennt?
Schworst du's nicht heilig mir zu, bei mir, bei den eigenen schönen
Augen, du wolltest gewiß ewig zur Seite mir sein?
Leichter als fallendes Laub sind Mädchenworte; die flücht'gen
Wirbeln im Winde dahin, treiben im Strome mit fort.
Aber blieb nur ein Hauch dir von Liebe für mich, den Verlass'nen,
Auf dann, mache zur That, was du so lang mir versprachst.
Schirre die sausenden Klepper sogleich an den flüchtigen Wagen,
Schwing' um die Mähnen, im Wind flatternd, die Geißel du selbst.
Und dann sollen, sobald du erscheinst, sich die Hügel dir senken
Und durchs gewundene Thal leite dich freundlich der Weg.

Bald singt der Dichter die Liebe der Flüsse; bald wendet er sich gegen einen zu strengen, dann wieder gegen einen zu gefälligen Ehemann. Den Ehemännern und den Thürhütern ergeht es freilich schlecht in diesen Gedichten, ebenso den Kupplerinnen: Ovid theilt die Abneigung des Horaz gegen dies Gezücht; dagegen werden willige Zofen, wie die Kypassis, mit einem aparten Lorber umkränzt. Der eigenen Unsterblichkeit vergessen die Sänger nie im begeisterten Aufschwung zu gedenken; so auch Ovid in dem Gedicht „Der Sänger der Liebe". Ein Lieblingsbild, der auch von Horaz gesungene Kriegsdienst der Liebe wird von Ovid in Kampf- und Siegesliedern ausgebeutet; schön ist besonders das folgende:

Der Triumph.

Schlingt um die Schläfe mir euch, siegkündende Zweige des Lorbers:
Sieger bin ich, besiegt ruht mir Corinna im Arm —
Sie, von dem Mann, von dem Wächter, der eichenen Thüre, von allen
Feindlich bewacht, daß sie nie falle, von Listen umgarnt!
Wohl ist des höchsten Triumphs der Sieg werth, welcher die Beute,
Wie sie gewaltig auch sei, nirgends mit Blut doch befleckt.
Nicht mit niedrigen Mauern und winzigen Gräben ein Städtchen —
Hier ward erobert ein Weib, ich war der Führer im Kampf.
Als einst Troja erlag zehnjährigem Kriege, wieviel denn
Ward dem Atriden zutheil unter so vielen an Ruhm?
Doch mein Ruhm ist allein mein eigen, kein anderer Krieger
Theilt ihn; der herrlichen That rühmet kein anderer sich.
Also kam ich zum Ziel — mein eigner Soldat und mein Feldherr,
Fußvolk, Reiter und trug selbst mir die Fahne voran.
Nicht ein Zufall gab mir im Kampfe das Glück zum Begleiter;
Selber erfocht ich den Sieg, selber den stolzen Triumph.
Auch ist mein Grund zum Kriege nicht neu: blieb Helena züchtig,
Blieb auch von Asien, blieb fern von Europa der Krieg.
Hat die Lapithen des Walds nicht zum Kampf mit den wilden Centauren
Einst mit berauschendem Wein schmählich getrieben ein Weib?
War es nicht wieder ein Weib, das zum zweiten male den Trojern
Kriegsnoth brachte und Krieg, edler Latinus, auch dir?
Weibern zu Liebe nur stürzten, das Schwert in der Faust, der Sabiner
Wüthende Scharen auf Rom, das noch kaum eben erstand.
Ja selbst Stiere schon sah ich im Kampf um die schneeige Gattin,
Die zuschauend von fern selber noch reizte die Wuth.
Wie gar viele so hat denn auch mich Cupido zu seinen
Fahnen geworben, zum Krieg, fröhlich wie keiner noch war.

Diese Proben werden genügen, um die Oelschläger'sche Uebersetzung als eine vollberechtigte, poetisch werthvolle Leistung voll Schwung und Grazie zu empfehlen.

Rudolf von Gottschall.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Interessant wird unsern Lesern ein kurzer Ueberblick über die neueste portugiesische Literatur sein, von der allerdings im allgemeinen nichts besonders Hervorragendes zu erwähnen ist, nach dem auch hier bestätigten Grundsatze, daß kleine Länder nur wenige große Geister hervorbringen. Gleichwol fehlt es auch hier nicht an werthvollen Arbeiten, wenn auch Uebersetzungen von Novellen, ziemlich werthlose Wörter- und Schulbücher u. s. w. das Hauptcontigent bilden. Das Hinderniß ist in Portugal immer noch der schwebende Vertrag mit Brasilien wegen des literarischen Eigenthums. Zwei Werke von Oliveira Martins: die „Geschichte der iberischen Civilisation" und die „Geschichte von Portugal", erregen das meiste Aufsehen, da besonders das letztere den verderblichen Einfluß des Hauses Braganza auf die Beschleunigung des Verfalls der portugiesischen Nationalität hervorhebt. Da Costa gibt die „Geschichte des Marschalls Saldanha" heraus, die nichts anderes ist als die Verherrlichung des Onkels durch den Neffen. Pereira Caldas veröffentlicht den „Cancioneiro" des Königs Dom Pedro; in Oporto erschien auch eine editio princeps des „Hyssope" von Diniz mit Illustrationen und kritischen Noten. Das Werk ist ein werthvoller Beitrag zur portugiesischen Literatur. Alberto Tellas gab ein Werk „Lord Byron in Portugal" heraus, das einige Thatsachen aus dem Leben dieses Dichters definitiv feststellt. Fünf verschiedene Ausgaben der „Lusiaden" und zwei Uebersetzungen, ins Englische und ins Lateinische, wovon letztere am 10. Juli 1880 als dem hundertjährigen Geburtstage Camoëns' erscheinen soll, sind in Vorbereitung, doch scheint es nicht, daß für diesen Gedenktag von seiten der Regierung viel geschehen wird, denn sie hat kein Geld für solche — Nebensachen. Ein hervorragender Platz gebührt den „Os Noivos" des Queiroz, worin das Bürgerthum in Lissabon und das Leben en famille in den dortigen Hotels köstlich abconterfeit ist. Derselbe Verfasser schreibt gegenwärtig noch einen andern Roman „O Senhor Ministro", und die begabte Eça de Queiroz kündigt einen Roman „A Capital" an. Ortigaõ gab in Rio de Janeiro „Notas de Viagem" heraus, in neunzehn Briefen über die Pariser Ausstellung bestehend; es fehlt darin nicht an attischem Salz. Auch ein neues Talent ist aufgetaucht in einem gewissen Augusto Vieira, einem Studenten der Medicin in Oporto, der eine Serie Novellen mit dem Titel „Phototypias de Minho" veröffentlichte und die Volksgebräuche des Minho mit viel Scharfblick schildert. Originell und eine tiefsinnige Satire auf die Anarchie in der portugiesischen Kirche ist unter anderm darunter der „Cura de uma Nevrose". Nicht ohne Werth ist die „Musa em Ferias" von Junqueira, namentlich durch den hohen Schwung seiner Verse. Außerdem findet das philosophische Journal „O Positivismo" (Verlagshandlung Magelhaes u. Moniz) seine Fortsetzung, ebenso wie die Internationale Buchhandlung eine Analyse des Constitutionalismus in „As Soluçoes Positivas da Politica Portugueza" herausgibt, worin nachgewiesen werden soll, wie revolutionäre Bestrebungen in demokratische Ideen umzuwandeln seien, ein Beweis, wie sehr überhaupt in Portugal die positive Philosophie thätig ist, und ein charakteristisches Zeichen der Zeit.

— Ein umfangreiches Buch, betitelt „Studies in German Literature" von Bayard Taylor (Neuyork, Putnam's Sons), mit einem Vorwort von George H. Boker ist von den Testamentsvollstreckern des kürzlich verstorbenen Verfassers herausgegeben worden und enthält zwölf Vorlesungen desselben, die er an der Cornell-Universität hielt. Von der frühesten gothischen Literatur bis auf Goethe und Jean Paul Richter herab die Hauptzüge der deutschen Literatur wiedergebend, bietet das Werk indeß kaum etwas anderes als längst Bekanntes: der Rahmen ist zu eng für ein so großes Geschichtsbild, wenn auch die kritischen Betrachtungen Taylor's über Goethe's „Faust" und über Richter von vielem Scharfsinn zeugen und manches neue Gesichtsfeld eröffnen. Schade ist es, daß dieses schöne Talent der Tod so früh dahinraffte, es wäre Großes von ihm zu erwarten gewesen. Ein Punkt aus Goethe's Leben ist nicht unwichtig und klingt aus dem Munde eines Ausländers besonders auffallend. Er reinigt nämlich Goethe von dem ihm oft und vielseitig gemachten Vorwurfe hinsichtlich seiner Frau, Christiane Vulpius. „Nichts in Goethe's Leben", sagt der Verfasser, „ist so wenig verstanden und so falsch dargestellt worden wie seine Beziehung zu Christiane Vulpius. Als ich kürzlich in Weimar war, entdeckte ich eine große Menge Thatsachen, die ein vollkommen neues Licht über diesen Gegenstand verbreiten. Christiane war ein wenig gebildetes Weib, von viel niedrigerer Stellung in der Gesellschaft, allein sie verstand Goethe's Natur besser als irgendjemand anders." Wir haben von der Gerechtigkeit der Zeit nie einen andern Ausspruch erwartet; daß er aber zuerst aus dem Munde eines Fremden kommen würde, hätten wir kaum vermuthet. Hoffentlich findet sich nun auch ein Deutscher, der diese leidige Sage über Goethe's Frau einmal ins rechte Licht stellt. Wir behalten uns vor, über diesen Gegenstand an anderer Stelle eingehender zu handeln.

— Die kürzlich in London erschienenen „Lectures on the Philosophy of Kant" von Professor Adamson am Owens-Collegium erscheinen demnächst auch in deutscher Uebersetzung von Professor Schaarschmidt in Bonn, dem Herausgeber der „Philosophischen Monatshefte". Professor Schaarschmidt wird dem Werke einen einleitenden Essay vorangehen lassen.

— Dr. Rudolf Buddensieg schreibt dem „Athenaeum" aus Dresden in Bezug auf Wieliffe: „Aus prager und wiener Manuscripten schrieb ich das Ganze aus John Wieliffe's polemischen Werken gegen den Papst, die Kirchenherrschaft und Kirchenordnung, die Mönche u. s. w. ab und stehe im Begriff, gegen Mitte März 1880 den wichtigsten polemischen Tract: «De Christo et Adversario suo Antichristo», in funfzehn Kapiteln herauszugeben. . . . Da das kleine Werk als Programm unsers Gymnasiums erscheint, wird es keinen Verleger haben." (Es wird bei Teubner in Leipzig gedruckt.)

— Das Erscheinen einer englischen Uebersetzung von Hackländer's „Europäisches Sklavenleben" (London, Tinsley u. Comp.) gibt dem „Athenaeum" Veranlassung, einige Worte über Hackländer selbst zu sagen, wobei der Kritiker die Zumuthung zurückweist, Hackländer als „deutschen Dickens" gelten zu lassen. Die Analogie sei nur gering, sagt er, nie hätte Dickens ein Werk wie das „Europäische Sklavenleben" geschrieben; es sei düsterer und zeuge von weniger Humor als irgendeins der Werke des englischen Schriftstellers. Die englische Uebersetzung wird ausgezeichnet genannt und dem Buche ein bedeutender Absatz vorhergesagt.

— „The Life in a German Village", von Frau Chetwynd (London, Blackwood u. Sons) erzählt die Erfahrungen dieser Dame in einem Dorfe, wahrscheinlich in Norddeutschland; eine nähere Bezeichnung fehlt. Man sollte meinen, hinter solchem Titel müsse sich eine geistreiche, entweder satirische oder gemüthvolle Schilderung von Land und Leuten finden: aber nein! Die Dame scheint einen uns unbekannten Zweck gehabt zu haben, der wenigstens aus diesem Buche unmöglich erkannt werden kann,

und man sieht nicht recht ein, wozu diese Schilderung altbackener Hausgeschichten gut sein soll.

— Die italienische „Rivista Europea" bespricht in ihrer Nummer vom 1. Januar 1880 die Zeitschrift „Unsere Zeit" in lobenden Ausdrücken und kommt unter anderm auch auf das Gedicht des Herausgebers, Rudolf von Gottschall, zu sprechen, das im ersten Heft dieses Jahrgangs enthalten war. Die „Rivista" nennt das Gedicht eine „glänzende Poesie" und ist auch sonst des Lobes voll.

— „La Nouvelle Revue" (Paris) bringt in ihrem dritten Heft vom 1. November 1879 auf 128 Seiten Folgendes: einen Aufsatz über die „Italienische Politik" von E. Gioia; „Die Eisenbahnen vor dem Parlament" von E. Level; „Die Manöver des 15. deutschen Armeecorps in Elsaß-Lothringen"; den dritten Theil des Romans „Lucie Rodey" von H. Gréville; ferner „Die Tochter der Republik Venedig" von A. D. Gubernatis; eine Charakterstudie von K. Bigot, „Albert Glatigny"; „Erinnerungen eines Sängers" (dritter und letzter Theil) von G. Duprez; „Lied der lateinischen Völker" von J. Gaillard; „Musikalische Plaudereien" von C. Saint-Saëns; endlich „Briefe über äußere Politik"; eine „Politische Chronik"; ein Wochenjournal und ein bibliographisches Bulletin.

— Die Revue „Le Livre" (Paris 1880, erster Band, erstes Heft) mit dem Motto „Scripta manent" behandelt die Bibliographie und enthält als Hauptartikel „Le Baron Taylor et sa bibliothèque dramatique"; ferner: „Die Bibliographie in England"; einen Aufsatz über den illustrirten Einband mit prächtigen Mustern und Wappen; eine Notiz über das Leben und die Werke Octave Delepierre's; eine Abhandlung über Einbände mit dem Helmschmuck des Dauphin; die Biographie des Buchbinders Trautz-Bauzonnet, nebst dessen Bildniß für die Abonnenten; die große Bücherversteigerung Firmin-Didot's. Eine zweite Abtheilung enthält die neuere Bibliographie aus allen Ländern. Die Revue bildet so ein fast unentbehrliches Handbuch für den Bibliophilen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Feodor Wehl, der mit dem Titel eines Geheimen Hofraths das stuttgarter Hoftheater leitet, hat die erste Klasse des würtembergischen Kronenordens und damit den persönlichen Adel erhalten. Unsers Wissens ist Wehl von adelicher Herkunft, obschon er seit langer Zeit darauf verzichtete, jenen Adel geltend zu machen. Immerhin ist diese Auszeichnung eines der liebenswürdigsten Schriftsteller und Bühnenleiter erfreulich, der allen Talenten stets das freundlichste Entgegenkommen bewies und durch manche sinnige Production in Lyrik und Drama sich als Autor hervorthat, durch manche treffliche dramaturgische Winke und Einrichtungen classischer, besonders Shakspeare'scher Stücke sich um die Bühne verdient machte, der er von Jugend auf die wärmste Theilnahme zugewendet hat. Mehrere Jahre hindurch war er Mitarbeiter unserer „Blätter für literarische Unterhaltung" und nur die wachsenden Pflichten seines Amtes haben ihn denselben entfremdet. Er besprach die neu erschienenen Dramen nicht nur mit Milde und eingehender Würdigung, sondern auch mit besonderer Berücksichtigung der Technik der Bühne und der durch die Dichtung auf derselben erreichbaren Wirkungen: ein Gesichtspunkt, der für unsere jungen strebsamen Buchdramatiker von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 42ster u. 43ster Bd.: Die Dampfmaschine. Geschichte ihrer Entwickelung. Von R. H. Thurston. Bearbeitet und mit Ergänzungen versehen von W. H. Uhland. Mit 188 Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Theile. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Britannia-Bibliothek. 16ter bis 18ter Bd.: Freundschaft. Von Ouida. Straßburg, Schultz u. Comp. 8. 10 M.

Büdinger, M., Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte. Wien, Konegen. Gr. 8. 9 M.

Bühnen-Almanach. 44ster Jahrg. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. 12. 5 M.

Caro, C., Ein Wiedersehen. Lustspiel. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Dritter Band in 2 Abtheilungen: Das Mittelalter. 3te neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 14 M.

Christa. Eine Todtenklage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 90 Pf.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Die zwölfte Perle. Roman in 3 Bdn. Breslau, Schottländer. 8. 15 M.

Findel, J. G., Der innere Zerfall der Socialdemokratie. Leipzig, Findel. 8. 20 Pf.

Die Fortschritte der Urgeschichte. Nr. 5. 1868—79. Mit Sachregister über Nr. 1/5. 1871—79. Leipzig, Mayer. 8. 2 M.

Frankl, L. A., Gesammelte poetische Werke. 3 Bde. Wien, Hartleben. 8. 9 M.

Frohschammer, J., Monaden und Weltphantasie. München, Th. Ackermann. 1879. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Grabow, H., Die Lieder aller Völker und Zeiten in metrischen deutschen Uebersetzungen und sorgfältiger Auswahl. Nach dem Vorbilde von J. G. von Herder's „Stimmen der Völker". Zusammengestellt und herausgegeben. Hamburg, Kramer. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Güthner, N., Balladen, für den Vortrag geeignet. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 75 Pf.

Hagen, E. v., Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Hannover, Schüßler. Gr. 8. 1 M.

Jahrbuch deutscher Dichtung. Herausgegeben von M. Stempel. 1879. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Kardorff-Wabnitz, W. v., Die Goldwährung. Ihre Ursachen, ihre Wirkungen und ihre Zukunft. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Kantzsch, E., Johannes Buxtorf der Aeltere. Rectorats-Rede. Basel, Bahnmaier. 1879. Gr. 8. 1 M.

Korzeniowski, J., Der Speculant. Roman in 2 Theilen, aus dem Polnischen deutsch von H. Max. Wien, Manz. 8. 4 M.

Kübler, J., Erzählungen aus der helvetischen Revolution. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Landau, L. R., Sammlung kleiner Schriften. Ein Beitrag zur Schilderung der literarischen Zustände unserer Zeit, nebst einer autobiographischen Skizze. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lobstein, E., In Mußestunden. Dichtungen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 5 M.

Molitor, W., Die Blume von Sicilien. Dramatische Legende. Mainz, Kirchheim. 12. 3 M.

Möllhausen, B., Der Schatz von Quivira. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Nadyr, M. A., Offener Brief eines polnischen Juden an den Redacteur Herrn Heinrich von Treitschke. Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 60 Pf.

Nathusius-Königsborn, W. v., Hermann von Nathusius. Rückerinnerungen aus seinem Leben. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Gr. 8. 1 M.

Naudh, H., Professoren über Israel von Treitschke und Bresslau. Berlin, Hentze. 8. 60 Pf.

Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Weidmann. 8. 15 Pf.

Remusat, Gräfin, Palastdame der Kaiserin Josephine, Napoleon I. und sein Hof. Memoiren. Deutsche Original-Ausgabe von A. Ebeling. 1ster Halbbd. Köln, Ahn. 8. 3 M.

Sanders, D., Kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen. 2te, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bairischen, die österreichischen, die preußischen und die würtembergischen Schulen vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 75 Pf.

Schanz, J., Ein Dichter der Monarchie. (Vittorio Imbriani.) Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 50 Pf.

Scheffler, H., Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Principien der abstracten Wissenschaften. Für Naturforscher, Mathematiker, Logiker, Philosophen und alle mathematisch gebildeten Denker. 3ter Thl.: — A. u. d. T.: Theorie der Erkenntniss oder die logischen Gesetze. Enthaltend die Gesetze des Verstandes, des Gedächtnisses, des Willens, des Gemüthes und des Temperamentes. Mit 12 Figuren-Tafeln. Leipzig, Förster. Gr. 8. 15 M.

Schlief, E., Die Verfassung der Nordamerikanischen Union. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Der Untergang Sr. M. Schiffes „Großer Kurfürst", auf Grund der gerichtlichen Untersuchungsakten dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Volger, F., Zu Befehl, Herr Hauptmann! oder die Ordre ist Schnarchen. Militärischer Schwank. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

— — Eine gemischte Ehe oder Infanterie und Kavallerie. Militärischer Schwank mit Gesang. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Zedtwitz-Liebenstein, Graf C., Wos Funklnoglnais. Gedichte in Egerländer Mundart. Prag, Dominicus. 12. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Im unterzeichneten Verlage erschien in elegantester Ausstattung:

Ausgewählte Gedichte

von

Giosuè Carducci.

Metrisch übersetzt von

B. Jacobson.

Mit einer Einleitung von

Karl Hillebrand.

In 16. Brosch. 3 Mark, elegant geb. 4 Mark.

Einer der hervorragendsten Kritiker, Professor Karl Hillebrand, sagt von Carducci, er sei einer der bedeutendsten, vielleicht der erste unter den Diehtern, welehe Europa seit dem Tode Heinrieh Heine's hervorgebraeht.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

Verlag des

„Magazin für die Literatur des Auslandes".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quer durch Afrika.

Von

Verney Lovett Cameron.

In zwei Theilen.

Mit 156 Abbildungen in Holzschnitt, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Cameron's Schilderung seiner weltberühmten Reise von der Ostküste bis zur Westküste des äquatorialen Afrika, das bedeutendste Reisewerk der Gegenwart, wird hier in einer autorisirten, mit Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Der zweite Theil, welcher das Werk abschließt, übertrifft den ersten noch bei weitem an Interesse, da er durch die bisher gänzlich unbekannte, vor Cameron von keinem Europäer betretene Gegenden führt und so unsere Kenntniß von Innerafrika in erheblichster Weise fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bulgarische Volksdichtungen.

Gesammelt und ins Deutsche übertragen

von

Georg Rosen.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Der sprachkundige Kenner der Balkanhalbinsel, Generalconsul Rosen, bietet hiermit ausgewählte bulgarische Lieder und Gesänge in einer deutschen Uebertragung, welche die Gedanken wie die Diction und Versform der Originale mit möglichster Treue wiedergibt. Infolge der politischen Ereignisse der Jetztzeit muß diesen Zeugnissen des bulgarischen Volksgeistes ein besonderer Werth beigelegt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
IUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit

Constantinus de Tischendorf.

Editio sexta.

Prolegomena recognovit collationem codicis Vaticani et Sinaitici adjecit

Eberardus Nestle.

2 tomi. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Tischendorf's weitverbreitete Ausgabe der Septuaginta erscheint in der vorliegenden sechsten Auflage mit einem sehr wichtigen und umfänglichen Supplement, enthaltend die von Dr. Eberhard Nestle gewonnenen Resultate seiner Collation des Vaticanischen und des Sinaitischen Codex. Auch der Text selbst ist vielfach verbessert und so der kritische Werth des Werks namhaft erhöht worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Sechste Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in sechster Auflage vorliegt.

Von E. Lobedanz erschien in demselben Verlage:

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Zweite Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutschthum und Judenthum.

Von

Ludwig Bamberger.

(Separatabdruck aus „Unsere Zeit".)

Zweite Auflage. 8. Geh. 60 Pf.

Vorliegende Schrift des bekannten Reichstagsabgeordneten wendet sich vornehmlich gegen H. von Treitschke's Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern", dessen Ausführungen in ruhiger, objectiver Weise widerlegt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1880.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Wiener Novellisten und Feuilletonisten. Von Oskar Welten. — Zur Psychologie der Lyrik. Von Friedrich von Baerenbach. — Max Nordau's Kreuz- und Querzüge durch Europa. Von Leopold Katscher. — Ein Werk über das Eigenthum. Von H. von Scheel. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Wiener Novellisten und Feuilletonisten.

Wir fassen unter dieser Aufschrift die jüngst erschienenen Werke einer Reihe von Autoren zusammen, die, wenn auch nicht alle geborene Wiener, so doch seit Jahren in Wien literarisch thätig sind, hier ihre ersten Lorbern errungen haben und ein specifisches Oesterreicherthum in ihren Werken zur Schau tragen oder wenigstens nicht verleugnen können. Wir führen zuerst die Novellisten ins Treffen.

1. Der Schelm von Bergen. Einer unverklungenen Sage nacherzählt von Julius von der Traun. Dritte Auflage. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Goldschmiedkinder. Roman von Julius von der Traun. Wien, Rosner. 1880. 8. 5 M.
3. Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Mit einer Plauderei als Vorrede. Zwei Bändchen. Wien, Rosner. 1879. 8. 6. M.
4. Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1879. Gr. 16. 20 Pf.
5. Ein stummer Musikant. Die Geschichte einer Künstlerliebe. Von Maximilian Bern. Stuttgart, Göschen. 1880. 16. 3 M. 40 Pf.
6. Verliebte Wagnerianer. Novelle von D. Spitzer. Sechste Auflage. Leipzig, Klinkhardt. 1880. Gr. 16. 3 M.

Julius von der Traun, in Finanzkreisen als Bankier Julius Schindler, in politischen Kreisen unter gleichem Namen durch eine Reihe von Reden schneidiger Art vortheilhaft bekannt, welche er zur Zeit des Bürgerministeriums im wiener Abgeordnetenhause gehalten, hat auch in seiner dritten und Lieblingseigenschaft als Poet bereits zahlreiche, wenn auch bisher nicht unbestrittene Erfolge erzielt. Nicht unbestritten vielleicht darum, weil er in gebundener Form schrieb und diese einen höhern dichterischen Gehalt erheischt, als ihm zu Gebote zu stehen scheint. Wenigstens machte ein Band Gedichte, den wir seinerzeit gewissenhaft durchgelesen, den Eindruck auf uns, als wäre Julius von der Traun ein besserer Reimschmied als Dichter. Wenn sich aber solche Empfindung dem Leser lyrischer Gedichte aufdrängt, dann hat es mit der Echtheit der poetischen Individualität des Autors immerhin seine Bedenken. Dies war auch der Grund, weshalb wir den größern epischen Dichtungen Traun's geflissentlich aus dem Wege gingen. Wer langweilig ist in seinen lyrischen Versen, wird in den epischen Versen, die ein Breitschlagen des Gedankens mehr ermöglichen, noch langweiliger sein; wir aber stellen uns bis zu einem gewissen Grade auf die Seite des Franzosen, der da meint: „Tous les genres sont permis hors le genre ennuyeux."

Als Prosaredner war aber Julius Schindler sehr witzig, sehr amusant gewesen, warum nicht auch als Prosaschriftsteller? Und wenn er vollends ein poetisches Thema in Prosa behandelt, vielleicht schießt er da gerade den Vogel vom Baum. Form und Inhalt werden sich da wahrscheinlich decken, und mit etwas Humor versetzt mag ein recht gelungenes Werk zu Tage gefördert werden. Und in der That! „Der Schelm von Bergen" (Nr. 1) ist ein solches, das jeden Leser nicht nur unterhalten, sondern bisweilen wirklich poetisch stimmen wird, eine sehr gelungene Arbeit, keck in der Motivirung und Führung der Handlung, voll feinen Humors und von bestrickendem sinnlichen Reiz: ein Hohes Lied, gesungen dem Siege des Naturrechts über menschliche Satzungen und Vorurtheile. Denselben sagenhaften Stoff von der Kaiserin und dem Henkerssohn hat ein anderer österreichischer Dichter, Karl Egon Ebert, in einer längern und sehr hübschen Ballade „Schelm vom Berge" schwungvoll bearbeitet; es ist auch unverkennbar, daß Traun auf diesem Gedichte fußt. Das schmälert sein Verdienst aber

durchaus nicht, und wir erkennen mit Vergnügen an, daß die Erzählung viel reizvoller, poetischer und pikanter ist als die Ballade.

Wir empfehlen demnach angelegentlich dieses Werk, so wenig Gutes wir über den Roman „Goldschmiedkinder" desselben Autors (Nr. 2) sagen können. Der Stoff reicht eben nur zu einer kurzen Novelle aus, und das massenhafte schildernde Beiwerk, auch in der Novelle unzulässig, vermag keinen Roman zu schaffen, es erregt nur die Ungeduld des Lesers. Dies aber um so mehr, als die Geschichte, die uns erzählt wird, ungemein peinlich wirkt und wir für den geistig beschränkten Helden weder Sympathie noch Interesse zu empfinden im Stande sind. Und daß diese geistige Beschränktheit zur Ursache des geistigen Unterganges eines schönen und edeln Mädchens wird, kann das Peinliche des Sujets nur erhöhen. Wenn übrigens Julius von der Traun diese Geschichte durchaus erzählen wollte, so hätte er die knappe, concise Form der italienischen Novelle, welche er hineinflicht, zum Muster nehmen sollen. Unbedingt aber glauben wir, daß der Verfasser seinen Lorber auf dem Felde der humoristischen, nicht auf dem der ernsten Muse zu pflücken berufen ist.

L. Anzengruber, dessen Dorfroman „Der Schandfleck" wir seinerzeit eingehend besprochen, bietet diesmal in zwei mäßigen Bändchen mit zwei sehr selbstbewußten und gepanzerten Vorreden acht Dorfgeschichten von meist befremdendem und unerquicklichem Inhalt. Befremdend scheint es uns, daß in nicht weniger als fünf dieser Geschichten das Thema von Gott und Glauben erörtert wird, einmal im „Gottüberlegenen Jakob" humoristisch, die andern male in „Gänseliesel", „Eine Begegnung", „Wie der Huber ungläubig ward", „Die fromme Kathrin'" tragisch, ernst, philosophisch. Abgesehen davon, daß es keine der markantesten Geisteseigenschaften des Bauernstandes ist, sich über Glaubensfragen den Kopf zu zerbrechen, sondern vielmehr eine Vorliebe des Verfassers, im Sinne des beschränktern Bauernverstandes über Religion zu philosophiren, sind es auch durchaus keine frappirenden oder gar neuen Ideen, die er entwickelt, und gereicht überdies die Monotonie solchen Inhalts seinen „Dorfgängen" nicht eben zum Vortheil. Mit der „Gänseliesel" und dem „Gottüberlegenen Jakob" hätte der Autor die beiden Marksteine, zwischen denen das religionsphilosophische Denken des Bauernverstandes eingeengt ist, gesetzt: den Verstand, der an Gott verzweifelt, und den andern, der Gott überlistet. Alles übrige ist nicht markant genug, es ist nicht specifischer Bauern-, es ist gesunder Menschenverstand: und dieser ist in allen Ständen derselbe.

Von den peinlichen Geschichten macht „Das Sündkind" vom Anfang bis zum Ende einen geradezu abstoßenden Eindruck, und wir begreifen gar nicht, wozu uns Anzengruber damit quält; ästhetische Berechtigung hatte er keine dazu. „Diebsannerl" dagegen, reich an ergreifenden Momenten, eine echte Dorfgeschichte, würde trotz des Umstandes, daß die Heldin, für welche wir Theilnahme und Interesse fühlen sollen, an Kleptomanie leidet, wirklich in hohem Grade anmuthen: so vertieft sind die Charaktere, so dramatisch bewegt die Handlung, so künstlerisch geformt das Ganze — wenn der Verfasser nicht zum Schlusse den groben Fehler beginge, das Diebsannerl noch einmal rückfällig werden zu lassen. Das verdirbt uns den Geschmack am Ganzen, und nun hilft es nichts, wenn die letzten Zeilen versöhnend ausklingen und der Erzähler uns versichert, Diebsannerl habe nun nicht mehr gestohlen. Jetzt glauben wir ihm nicht mehr. Wirklich reinen Eindruck hinterläßt nur die erste Geschichte „Die Polizze". Frei von religionsphilosophischem Beiwerk, anmuthig, sympathisch, liebenswürdig ausklingend macht diese Geschichte keinen andern Anspruch, als eine einfache Dorfgeschichte zu sein. Den Erwartungen, welche man an eine solche stellen kann, entspricht sie auch vollkommen, und sie zeigt uns den Autor noch so einfach, liebenswürdig, natürlich, wie er's gewesen vor einem Dutzend Jahren als unberühmter Mann. Die später so unerwartet rasch erworbenen Lorbern und die zahlreichen Enttäuschungen, die den ersten Siegen folgten, scheinen in Anzengruber nebst krankhaftem Ehrgeiz und Schaffenstrieb auch ein zu starkes Selbstgefühl und Verbitterung erzeugt zu haben. Beides spricht aus den zwei als Vorreden bezeichneten Plaudereien und dürfte seiner ursprünglich liebenswürdigen Individualität Abbruch gethan haben.

Gleichfalls einen allzu regen Schaffensdrang, ohne sein künstlerisches Gewissen dabei zur Genüge zu Rathe zu ziehen, bekundet Alfred Friedmann, und so kommt es, daß seine Leistungen, anstatt immer besser, immer geläuterter, immer edler in Inhalt und Form zu werden, wie es von einem talentvollen jungen Autor erwartet werden darf, der Kritik immer mehr den Zwang auflegen, zu tadeln, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, der Verfasser möge strenger gegen sich selbst, vorsichtiger in der Wahl der Stoffe und mehr eingedenk sein der ersten Pflicht jedes echten Poeten, bei allem Realismus ein verklärtes Bild des Lebens zu geben, ideal zu gestalten. Friedmann thut nichts mehr von alledem, seine drei Novellen „Lebensmärchen" (Nr. 4) beweisen es nur allzu deutlich, und wenn er dennoch glaubt, er thue es, so ist er nicht mehr derselbe Friedmann, welcher die Gesänge „Aus Hellas", welcher „Augioletta" und andere hochpoetische Gaben gebracht und uns damit entzückt hat; dann ist ihm die reine poetische Ader versiegt und er arbeitet als Schriftsteller von Handwerk weiter wie hundert andere, die aber nicht als Dichter von Apollo's Gnaden begonnen haben wie er.

Von den „Lebensmärchen" haben wir das zweite: „Das Bild Tizian's", schon im Vorjahre gelegentlich der Besprechung seiner Novelle „Vertauscht" eingehend kritisirt und auf die Nothwendigkeit der Umarbeitung einzelner Partien, so namentlich des ideal sein sollenden, aber nur unwahren Schlusses hingewiesen. Der Autor hat hiervon keine Notiz genommen und uns damit die Gelegenheit entzogen, etwas Neues über die Arbeit zu sagen. „Räthsel-

haft" betitelt ſich die erſte Erzählung der Sammlung: ein ſchlechter Titel, weil zu allgemein gehalten, und keine gute Novelle, weil eine ſolche ein Problem aufſtellen, aber auch löſen ſoll, nicht aber blos das erſtere. Eine Novelle, welche gewiſſermaßen mit der Frage an den Leſer ſchließt: Kannſt du mir vielleicht Aufklärung geben über den Grund und die Urſache deſſen, was ich dir hier mitgetheilt? hat gar keine künſtleriſche Berechtigung, und der Autor darf es uns nicht verübeln, wenn wir ihm zur Antwort geben: Wollten Sie uns zum beſten haben?, wie wir etwa jemand antworten würden, der uns ein Räthſel aufgibt, ohne die Löſung deſſelben zu kennen. Das Räthſel aber, das uns Friedmann aufgibt, iſt folgendes: Ein junges unerfahrenes Mädchen heirathet einen ſchönen, aber wie ſich nachträglich herausſtellt, brutalen und liederlichen Menſchen, von dem ſie ſich endlich ſcheiden läßt. Ein Knäblein entſpringt dieſer Ehe, ein ſanftes, gutes Kind, kein Tropfen vom Blute ſeines Vaters. Nach einiger Zeit geht nun dieſe geſchiedene Frau eine zweite Ehe ein mit Karl von Oſten, einem ſehr tüchtigen, braven Menſchen. Auch dieſer Ehe entſpringt ein Sohn; doch merkwürdig, dieſes Kind geräth nicht nur in ſeinen Charakteranlagen, ſondern auch in ſeinem Exterieur nach dem erſten Gatten der Frau. Da dieſer zur Zeit, als das zweite Kind gezeugt ward, ſich zufällig in derſelben Stadt befand, ſo verdächtigt Oſten jetzt ſeine Frau insgeheim des Treu-, des Ehebruchs. Sie iſt aber rein und fleckenlos, kein Vorwurf trifft ſie; auf dieſe Weiſe iſt das Räthſel der unglückſeligen Aehnlichkeit nicht zu löſen. Dennoch findet Oſten keine Ruhe mehr und forſcht und grübelt über dieſe Aehnlichkeit und ihre Urſache, bis er ſeine Frau ins Grab und ſich ſelbſt um den Verſtand gegrübelt hat. Einen Punkt, einen Gedankenſtrich machen wir anſtatt des Friedmann'ſchen Fragezeichens. Entweder die Geſchichte hat ſich wirklich ereignet, dann iſt ſie nicht als Novelle wiederzugeben und anders einzuleiten, als der Verfaſſer es that. Iſt ſie aber nur erfunden, dann mußte ſie ſo erfunden und durchgeführt werden, daß der Schluß die Löſung des Räthſels brachte. Das erſte mal gehört ſie in ein wiſſenſchaftliches Journal, das andere mal in eine Novellenſammlung. Der Mittelweg, den Friedmann eingeſchlagen, war der einzig unſtatthafte.

Sehr ſchwach iſt die dritte Erzählung „Der neue Romeo". Der Titel iſt durch nichts berechtigt, was in der Novelle erzählt wird: denn der Umſtand, daß der Held derſelben, Richard, von einem Mädchen verrathen, ſich in ein zweites verliebt, das ein wenig mit ihm kokettirt und ſich als ebenſo unzuverläſſig erweiſt wie das erſte, läßt den Titel „Der neue Romeo" noch nicht zu. Daß aber dieſer Richard ſich über ſein wiederholtes Liebesunglück damit tröſtet, daß er Stücke ſchreibt und zu erfolgreicher Aufführung bringt — ſchließt für ihn die Bezeichnung Romeo ſogar gänzlich aus. Denn ſoviel mir bekannt, war Romeo kein dramatiſcher Dichter; dieſe dramatiſche Dichterei aber iſt doch der Angelpunkt der Arbeit.

Viel weniger productiv als Friedmann, doch von ſeltener Gewiſſenhaftigkeit, von echtem künſtleriſchen Streben beſeelt iſt ein anderer junger Novelliſt, Maximilian Bern, deſſen neueſte Arbeit „Der ſtumme Muſikant" (Nr. 5) ſich in demſelben Maße wie ſeine frühern Verſuche auf dieſem Gebiet durch Gediegenheit in Form und Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Er iſt in ſeinen landſchaftlichen Schilderungen von ſeltener Anſchaulichkeit und Stimmungskraft, ebenſo in der Darlegung ſeeliſcher Zuſtände, namentlich ſeeliſchen Leidens wahr, warm und tief; ſeine Geſtalten haben ausgeprägte Phyſiognomie und volles Leben. Und ſo kommt es, daß uns ſeine Geſchichten feſſeln, obgleich ſie an Mannichfaltigkeit viel zu wünſchen laſſen. In allen herrſcht derſelbe trübe Ton des Verzichts auf ferneres Liebesglück vor, weil der Held einmal in der Liebe Schiffbruch gelitten. Und ſo müſſen wir denn auch bei rückhaltloſeſter Anerkennung des ehrlichen Wollens und tüchtigen Könnens den Autor des „Stummen Muſikanten" auf dieſen Mangel, auf dieſe Monotonie in ſeinen Novellen aufmerkſam machen, die für ihn mit der Zeit verhängnißvoll werden könnte; denn jemand, der immer daſſelbe erzählt, hören wir ſchließlich doch nicht mehr zu, und mag er noch ſo hübſch erzählen. Allem Anſchein nach ſteckt Bern fortwährend die Erinnerung an eine unglückliche Jugendliebe in Kopf und Herzen.... Immerhin! Das auszunützen iſt dem Poeten geſtattet, endlich aber muß er ſich doch davon losſchreiben und über etwas anderes fabuliren als über ſich und die Treuloſe: vom Erhabenen zum Langweiligen iſt nur ein Schritt.

Bern hat dieſen Schritt noch nicht gethan, und ſein „Stummer Muſikant" wird nur ſolche Leſer unbefriedigt laſſen, welche an D. Spitzer's, des „Wiener Spaziergängers", neueſtem Opus „Verliebte Wagnerianer" (Nr. 6) Gefallen finden. Wir müſſen offen geſtehen, daß wir ſchon lange kein ſo ſchales, geſchmackloſes Buch in die Hand bekommen haben wie dieſes. Es iſt eigentlich unter aller Kritik, und wenn wir dennoch darüber etwas ausführlicher ſchreiben, ſo zwingt uns dazu weniger der ziemlich bekannte Name des Verfaſſers als die Reclame, welche namentlich auf dem Wege des Inſerats dafür gemacht wurde. Spitzer's „Herrenrecht", ſo verwerflich es in ſeiner Tendenz ſein mochte, war noch eine ſtiliſtiſch tüchtige Arbeit und reich an feinen Wendungen, ſpitzen Bemerkungen und andern Vorzügen der Spitzer'ſchen Feder aus beſſern Zeiten. Der Inhalt entſprach auch dem Titel und das Ganze konnte Anſpruch machen, als Ehebruchsnovelle von Dandys und Damen der Halbwelt „claſſiſch" befunden zu werden. Geiſt, Witz und eine gewiſſe liederliche Grazie waren dem „Herrenrecht" nicht abzuſprechen. Die „Verliebten Wagnerianer" entbehren aber ſowol dieſer Vorzüge als auch der ſtiliſtiſchen Feinheit, und wer darin eine Perſiflirung des modernen Wagner-Cultus ſucht, wird ſich vollends enttäuſcht finden. Denn das bischen Verhöhnen der Atlashoſen und der alliterirenden Verſe, oder Stellen wie die folgende: „Gerade als Sie eintraten, ſpielte ich die herrliche Liebesſcene zwiſchen Siegmund und Sieglinde...", worauf die Antwort kommt: „So — das war eine Liebesſcene? Und als ich bei Ihrer

Thür war, glaubte ich schon, der Klavierstimmer sei hier!" können wol nicht als geistreiche Verspottung Wagner'scher Musik gelten, ebenso wenig als die Caricaturen, welche uns in dem Buche vorgeführt werden, irgendwelchen Anspruch auf Lebenswahrheit erheben dürfen. Possenreißerei und nicht Persiflage ist das Charakteristische dieser überflüssigen Arbeit, in welcher der zweideutige Witz — ohne Feigenblatt — in wahrhaft fanatischer Weise gezüchtet wird. Einige Proben zur Illustration des Gesagten möge man uns gütigst — nachsehen; zuerst Stilproben:

Von den beiden jungen Männern, die miteinander sprachen, ohne jedoch einander zuzuhören, war der eine ein Arzt, der ein leidenschaftlicher Klavierspieler war (!) und infolge dessen, wenn er zu einem Patienten gerufen wurde, in hohem Grade zerstreut war (!!) —.

Von langathmigen Perioden, welche alle nur durch die Fürwörter „der, welcher ..." höchst ermüdend verbunden sind, wimmelt es in dem Buche. Nun aber auch etwas vom Witzragout:

„Ach Schwanhilde", seufzt Goldschein, „für (!) die Opfer, die ich für deine Nebelgestalt gebracht habe, hätte ich mir schon die dickste Ballettänzerin aushalten (!) können.

Kann man sich wol noch unrichtiger und vulgärer ausdrücken? — Auf der folgenden Seite lesen wir:

Die Liebe macht auch nicht productiv; ich habe mich in die Majorswitwe verliebt, aber was habe ich bisjetzt davon gehabt? Nicht die geringste „Rêverie" ist mir noch eingefallen; ich habe mir sogar aus ihrem Kleid, und gerade aus jenem Theil, wo es anfängt, von epspöischer Breite zu werden, ein Paar Componirhosen machen lassen, nicht einmal ein kleines „Souvenir" habe ich darin zu Stande gebracht. Sie hat ihr ausgeschnittenstes Kleid getragen und ich habe eine geschlagene (!) halbe Stunde neben ihr gesessen, so nahe, als wenn ich, Gott soll mich bewahren, angewachsen wäre, ich habe alles Mögliche wogen gesehen bei ihr, sodaß ich mich im Bett schlaflos herumgewälzt habe (!), und am Morgen, wie ich aufgestanden bin, war nicht die Spur von einer „Barcarole" bei mir zu finden. Was ist dagegen Schwappel für ein Genie! Guten Abend! hat ihm kaum diese Frau von Malzan gesagt und er hat schon eine Erinnerung ohne Worte componirt gehabt. Ich glaube, wenn diese Frau von Malzan einen Busen gehabt hätte so groß wie die Majorswitwe, er würde schon ein ganzes Oratorium fertig gemacht haben.

Und weiter heißt es:

Und ich würde mich verbeugen und immer wieder verbeugen, daß ich drei Tage Kreuzschmerzen hätte. Um wie viel lieber aber hätte ich die Kreuzschmerzen von der Ehre als wie jetzt von den Hämorrhoiden.

Wir glauben von der Citirung noch anstößigerer Stellen, wie sie das Buch im Ueberfluß enthält, Umgang nehmen zu sollen.

Wir wenden uns nun den wiener „Feuilletonisten" zu. Ein Humorist von ganz anderm Schlage als Spitzer, doch leider zu früh gestorben, mag das letzte Wort haben.

7. Wiener Tageblätter. Von Sigmund Schlesinger. Anno Taaffe und Hohenwart. Wien, Stern. 1880. 12. 3 M. 60 Pf.
8. Musikalische Momente. Geschichten und Erinnerungen von Hugo Wittmann. Mit 7 Illustrationen von H. Ströhl. Leipzig, Klinkhardt. 1879. 8. 2 M.
9. Kleine Münze. Skizzen und Studien von Ferdinand Groß. Mit einer Einleitung „Ueber das Feuilleton" von Karl Emil Franzos. Breslau, Schottländer. 1878. 8. 4 M.
10. Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben von Ludwig Richard Zimmermann. Zweite umgeänderte und illustrirte Auflage. Graz, Leykam-Josefsthal. 1879. Gr. 8. 3 M.

Sigmund Schlesinger, der feine graziöse Lustspieldichter und gediegene, wohlwollende Theaterkritiker, verfügt neben Geist und Witz auch über eine so liebenswürdige Individualität, daß seine politischen Plaudereien, obgleich vom Tage für den Tag aufs Papier geworfen, in strenger Sichtung wohl Anspruch haben auf Beachtung über den Tag hinaus. Und dies um so mehr, als die Vorzüge einer schönen Sprache und prägnantester Charakteristik von Menschen und Verhältnissen diese Aufsätze formell adeln und inhaltlich hoch über ähnliche für die Tagesliteratur bestimmte Productionen hinausheben. Unbewußt, unwillkürlich kommt eben auch bei der flüchtigsten Conception der Schriftsteller, der Künstler in Schlesinger immer zur Geltung. Damit ist der Verfasser, ist das Buch, in welchem er uns eine Reihe seiner in den Jahren 1868—72 veröffentlichten Feuilletons bietet, vollständig gekennzeichnet und damit auch aufs beste empfohlen. Wir greifen aus der Sammlung nur eine wol allgemein interessirende Charakterskizze des berühmten wiener Advocaten und Bürgermeisters Dr. J. N. Berger heraus, auf daß der Leser selbst zu urtheilen in der Lage sei. Schlesinger schreibt:

Wenn man die parlamentarische Redemethode des Dr. Herbst mit dem Secirmesser des Anatomen zu vergleichen pflegt, so schlägt sich die Rede Dr. Berger's wie die jähen Spitzen aufspringender Schröpfköpfe in ihren Gegenstand ein. Es ist das eine Methode wie jede andere, und es sind schon glücklichste Resultate, wahre Wundercuren damit erzielt worden; aber man weiß, wie es mit solchen Systemen und Methoden zu sein pflegt, in welche sich ein Arzt hineingelebt hat und mit denen er verwachsen ist — er läßt sich leicht verleiten, sie überall anzuwenden und kleinste Fälle mit derselben drastischen Schärfe wie die schwersten zu behandeln. Dr. Berger vergißt den Schröpfapparat seines Wortes nie zu Hause, und er applicirt ihn nicht blos als Heilinstrument, sondern er handhabt ihn auch wie eine Art gesellschaftlichen Scherzspiels. Ob er den Witz des ernsten Gedankens oder des heitern Einfalls aufspringen läßt: die Spitze wird immer demjenigen, welchem sie vermeint ist, an der sichern Stelle in den Leib fahren. Der Begriff „Rücksichtnahme" fehlt in dem geistigen Organismus Dr. Berger's. Weder sein Gedanke noch sein Wort haben die gefällige conventionelle Kunst des Ausweichens und des Abbiegens gelernt. Er ist die Verkörperung dessen, was man die „erbarmungslose Consequenz der Logik" nennt; die Natur hat nun einmal seinen Kopf so und nicht anders eingerichtet — aber er weiß das und hält sich darauf etwas zugute; er sucht folglich auch an dieser natürlichen Anlage seines Wesens nichts zu mildern, sondern im Gegentheil sie in möglichster Herbigkeit hervorzukehren. Das Physische des Mannes paßt sich dem auch ganz außerordentlich an. Die schneidend helle Stimme, welche in letzter Zeit durch die trübende Krankheit etwas von der Helle der Klangfärbung, nichts aber von der innern Schneidigkeit verloren hat, arbeitet gleichmäßig fort mit der widerstandslosen Schärfe der Dampfsägemaschine, welche auf der Linie, in

die einmal der erſte Einſchnitt gefahren, vorwärts dringt, bis es nichts mehr aufzuarbeiten gibt. Und in derſelben Scharfkantigkeit iſt der auf einem kraukhaft ſeinen Körper ſitzende, geiſtig intereſſaute Kopf gehalten, mit dem trotzig ernſten Zug der Stirnlinie, dem durch das Augenglas nicht gedeckten, ſondern geſchärften Blick, den in gleicher Trotzigkeit ſchwellenden Naſenflügeln und aufgeworfenen Lippen, an die ſich Schnurr- und Knebelbart in nicht minder herausforderndem Charakter hängen. Entgegenkommendes, zur Annäherung Ermuthigendes hat Dr. Berger nichts als ſein Lachen, ein Lachen, welches ſo voll und herzlich, ſo aus dem Innerſten heraustönen kann, daß man es ihm kaum zumuthen und, wenn man es mit der Erſcheinung des Lachers zuſammenhält, beinahe fragen möchte: „Wer lacht da?“

Man nennt ihn hochmüthig. Er iſt es wol nicht in dem gewöhnlichen, banalen Sinne des Wortes; aber er hat etwas von der barſch abweiſenden, zurückwerfenden Manier des ſtolzen Emporkömmlings, nicht eines Empörkömmlings des Geldes oder des Zufalls oder der Protection, ſondern eines Emporkömmlings des Geiſtes. Als der mag er bezeichnet ſein, und es iſt ein Ehrentitel, den wir ihm damit zu geben vermeinen. Denn ob man mehr oder minder ſympathiſch von ſeinem perſönlichen Weſen angemuthet werde, ob man ſich ſeltener oder häufiger von der techniſchen Art und Weiſe ſeines öffentlichen Auftretens angezogen fühle: den einen Ruhm wird man ihm nicht ſtreitig machen können, daß er ſich zu ganz ungewöhnlicher geiſtiger und wiſſenſchaftlicher Höhe emporgearbeitet hat, und zwar emporgearbeitet aus mühſeligen Anfängen und mit ſchweren Hinderniſſen kämpfend, welche ſchon das Vorwärtsſtreben des Knaben hemmend umlagerten.

So weit Schleſinger über Dr. Berger, der aus dieſer Charakterſilhouette ſich leibhaftig und in ſeinem geiſtigen Weſen mit ſeltener Klarheit und Körperlichkeit uns darſtellt. Tageblätter wie dieſes dürfen gewiß nicht verloren gehen, eher einige hundert Bände Novellen und Romane, wie ſie heute auf den Markt geworfen werden.

Hugo Wittmann iſt gleichfalls ein ſehr productiver Feuilletoniſt, doch unterſcheidet er ſich weſentlich von Schleſinger in Form und Inhalt. Schleſinger iſt, wie wir geſehen und angedeutet, knapp, präcis, graziös; er hat franzöſiſche Leichtigkeit und Eleganz im Stil und im Gedanken — er ſchreibt aber beinahe nie über die Franzoſen. Wittmann dagegen ſchreibt mit Vorliebe über Franzoſen; doch ſo ſehr er die Vorzüge der von ihm begünſtigten Nation uns Deutſchen anpreiſt und als nachahmenswürdig vor Augen zu führen ſucht: er ſelbſt hat weder im Stil noch im Gedanken etwas auch nur Schleſingeriſch-Franzöſiſches. Er iſt breit und behäbig, von gezwungenem oder wenigſtens ſchwerfälligem Humor und liebt es, komiſche Momente mit ſolcher Behaglichkeit auseinanderzulegen, daß einem raſch auffaſſenden Geiſt darüber das Lachen vergeht. In ſeinem vorliegenden Buche „Muſikaliſche Momente“ (Nr. 8) bricht ſich überdies eine bedenkliche Neigung, auf die Thränendrüſen ſeiner Leſer zu wirken, Bahn. So kommt es, daß dieſe Geſchichten und Erinnerungen aus vorwiegend deutſchen muſikaliſchen und Muſikerkreiſen, ſtofflich intereſſant, oft ſogar draſtiſch oder ergreifend und ohne Ausnahme der künſtleriſchen Behandlung würdig, durch die Form, in welche ſie von Wittmann gegoſſen werden, weſentlich an ihrer eingeborenen Wirkſamkeit Einbuße erleiden. Am meiſten iſt dies der Fall in dem zu einer 50 Seiten ſtarken Humoreske aufgeblaſenen Stücke „I Flauti“, am wenigſten im „Verſchleierten Baß“ und im „Stillen Haus“, welch letzteres Stück kurz gehalten und wirklich ſtimmungsvoll iſt. Und dieſe Wirkung wäre noch nachhaltiger, wenn Wittmann ſich nicht zum Schluß zu einer ſeiner Lieblingsphraſen verleiten ließe, die, nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnitten, viel ſagen ſollen, einer Prüfung auf ihren logiſchen Inhalt aber nicht ſtandhalten können. Er ſagt:

Ein Feuilleton iſt ein Ungefähr, ein Zufall, ein fröhliches Erleben, ein wehmüthiges Gedenken, ein Lob, ein Tadel, ein Lächeln, eine Thräne. Sie ſind ein Feuilleton, Madame, oder vielleicht (?) das ſtille Haus, das wir ſoeben verließen.

Oder vielleicht ſonſt noch was? fragen wir unwillkürlich und ſind faſt geneigt, noch eine ganze Reihe von Dingen namhaft zu machen, die nach Wittmann'ſchem Muſter auch Feuilletons ſein könnten. Doch da fällt uns noch rechtzeitig ein, daß Karl Emil Franzos in der Einleitung zu der Sammlung von Skizzen und Studien „Kleine Münze“ (Nr. 9), die wir nun zu beſprechen haben, auf 40 ſtattlichen Druckſeiten beſtrebt iſt, uns über den Begriff des Feuilleton aufzuklären und eine möglichſt prägnante Definition deſſelben zu liefern, welche er denn auch, nachdem er uns gezeigt, wie höchſt ſchwierig dies eigentlich ſei, in den Worten zuſammenfaßt:

Das Feuilleton iſt eine kleinere poetiſch-proſaiſche „Gattung“ der ſchönen Literatur, welche zum Zwecke der Unterhaltung und Anregung einen beliebigen Stoff vom Standpunkte ſubjectiver Auffaſſung in lebhafter, das Intereſſe raſch erregender Darſtellung und in künſtleriſch durchgebildetem Stil behandelt.

Sehen wir uns nun dieſe Definition genau an und halten wir ſie zuſammen mit einzelnen claſſiſchen Productionen, wie z. B. mit den berühmten Novellen Boccaccio's: ſo werden wir finden, daß dieſe Novellen ſämmtliche Merkmale jener Definition aufweiſen, und erfahren ſo plötzlich, was wir noch nicht gewußt, daß Boccaccio eigentlich ein Feuilletoniſt war und ſeine meiſterhaften, wenn auch etwas kurzen Novellen Feuilletons ſind. Ein gleiches iſt mit den Volksmärchen von Muſäus und Anderſen der Fall, welche wir bisher auch nicht in die Kategorie der Feuilletons einzureihen vermochten u. ſ. w. Mit Einem Worte, die Definition iſt unrichtig, wie die Vorausſetzung, daß Feuilleton überhaupt eine „Gattung“ der ſchönen Literatur ſei. Feuilleton iſt von Haus aus nur eine Zeitungsrubrik und hatte, ſofern wir recht berichtet ſind, urſprünglich den ausſchließlichen Zweck, literariſche Kritiken aufzunehmen. Später kam dann alles Mögliche, vom kürzeſten Bonmot bis zum längſten Roman, in dieſer Rubrik zum Abdruck, und die Franzoſen, der eminente Jules Janin vor allen, ſchufen ein journaliſtiſches Genre leichteſten Kalibers, welches nach der Rubrik, in der es zu leſen war, kurzweg Feuilleton genannt wurde. Nach dieſem Sprachgebrauch iſt Feuilleton allerdings eine Gattung, doch ebenſo wenig eine neue Gattung der ſchönen Literatur, wie die Leitartikel eine neue Gattung der Hiſtoriographie ſind; ein Feuilletoniſt de pur sang bleibt ebenſo nur Journaliſt wie der

Leitartikelschreiber, und beansprucht er mehr zu heißen, ohne mehr zu leisten, so wird er sich ebenso einer Anmaßung schuldig machen wie ein Leitartikler, der sich Geschichtschreiber nennen wollte. Im übrigen haben wir der Gattungen genug in der schönen Literatur, und ich verpflichte mich, von 100 sogenannten Feuilletons, die mir Franzos vorlegt, vollkommen correct 90 in eine der vorhandenen Rubriken einzureihen, und was übrigbleibt, ist eben weder nach Form noch nach Inhalt von irgendwelchem künstlerischen Werth, und die Bezeichnung „Plauderei vom Tage" wird es als journalistisches Product am prägnantesten charakterisiren. Franzos hätte sich viel Mühe und eine falsche Definition erspart, wenn er die Frage: Was ist ein Feuilleton? nicht hätte zu lösen gesucht, ehe er sich vergegenwärtigte, wie das Feuilleton entstanden ist, welchem Zwecke es in seiner ursprünglichen Bedeutung diente.

Ferdinand Groß, dem Franzos bei Veröffentlichung der „Kleinen Münze" Pathendienste geleistet, bestätigt unsere Ansicht über das Feuilleton unwillkürlich, indem er diese Sammlung von Aufsätzen nicht Feuilletons, sondern „Skizzen und Studien" benennt, und wenn wir hinzufügen „über das weibliche Geschlecht", so haben wir den Hauptinhalt des Buchs gekennzeichnet, denn von diesem in seinen verschiedenen Stadien der Entwickelung (geistiger und gesellschaftlicher) handeln die meisten seiner Aufsätze. Und es sind recht hübsche Gedanken, ein wohlthuender Zartsinn und eine ganz anerkennenswerthe Wahrheitsliebe, welche er je nach Bedarf und stets am rechten Platze in der Beurtheilung des schönern Geschlechts zum Ausdruck bringt. Insofern also können wir dem Buche unsern Beifall nicht versagen. Doch hätten wir es lieber gesehen und wäre es einzelnen Aufsätzen von besonderm Nutzen gewesen, wenn der Verfasser nur Eigenes gegeben hätte. Die Belesenheit, die er über das fragliche Thema entwickelt, und eine daraus resultirende Redseligkeit und Citatensucht, ebenso unangenehm an Bogumil Goltz wie an den Anekdotensammler Karl Julius Weber erinnernd, ermüden und versanden manche gut angelegte Studie. Auch der allzu leichte Plauderton (Kunstgattung Feuilleton) ist nicht zu empfehlen, wenn man wirklich etwas von Belang über die Frauen zu sagen gewillt ist und zu sagen weiß, so sehr auch die Mehrzahl der Frauen gerade diesen Ton lieben mag. Auch wäre eine strengere Sichtung des gebotenen Materials dem Buche nur von Vortheil gewesen. Aufsätze wie „Hochzeitsreisende", „Die Völker unterwegs", „Falsche Salons" und andere sind nicht Studien und nicht Skizzen, sondern nur Feuilletons — Literatursurrogat.

Wir schließen diese Besprechung mit der wärmsten Empfehlung der „Losen Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben" (Nr. 10) von Ludwig Richard Zimmermann, einem Badenser und naturalisirten Oesterreicher, der in seinem zweiten Vaterlande als Arbeiterführer schweren Verfolgungen ausgesetzt war, lange Zeit in Wien und Graz domicilirte und vor kurzem am Chiemsee gestorben ist. So trübe dieser kurze und auch unzulängliche Bericht über das Leben des Mannes klingt, eine solche Fülle von ursprünglichem, unwiderstehlichem Witz und Humor enthalten seine „Losen Skizzen", und wir können mit allem Lobe dem Buche nicht so gerecht werden wie mit der Citirung auch nur einer Stelle aus demselben. „Der Ballkönig" ist die Skizze betitelt, welcher wir diese entnehmen:

Während die Jugend im Ballsaal räthselhafte Sprünge macht, sitzt der Alte (der Oberst) im Spielzimmer und mustert mit gewohntem Scharfblick seine Umgebung. Da sind es vor allem die Hauptleute F. und S., welche seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln; ersterer lang, hager, braun, voll majestätischen Ernstes in Haltung und Rede, letzterer infam-blond, kugelrund, ewig quiekend und beweglich. Dieses Pärchen spielt Piquet und trinkt dazu außerordentlich viel Wein.... Angezogen von dem interessanten Schauspiel, setzt sich der Alte endlich zum Piquettisch und spricht freundlich: „Mit Ihrer Erlaubniß will ich ein bischen kibitzen (zuschauen)." „O bitte sehr! ... viel Ehre! ... Vergnügen!" quiekt der Dicke, hin- und herrutschend. „Quartmajor! ... Vierzehn Aß!" spricht feierlich der Lange, macht eine majestätische Verneigung gegen den Obersten und leert sein Glas mit einem Zuge. „Hm! Hm!" murmelt der Alte vor sich hin und blickt unwillkürlich unter den Tisch, „wo dieser Grand von Spanien nur das alles hinthun mag?" Je länger das Spiel dauert, je öfter die Flaschen wechseln, desto ernster und straffer wird der Lange, während sein dicker Kamerad allmählich zu schluchzen beginnt, hin und wieder eine Karte fallen läßt, beim Aufheben derselben an ein Tischbein stößt und sich dafür bei dem Obersten entschuldigt. „Ach, Sie hielten dieses kunstreich geschnitzte Krummholz für die Beine Ihres alten Obersten?" spricht Strengau voll milden Hohns. „O bitte sehr, Herr Oberst, bitte sehr!" ächzt der Dicke, wirft seine Karten in die Aschenschale und spielt die angebrannte Cigarre mit solchem Nachdruck aus, daß die Funken umherfliegen.

Der Lange wirft einen Blick voll ernsten Staunens auf seinen Gegner, leert sein Glas und wartet kaltblütig, bis der Dicke sich besinne. Dieser ist entsetzt über die geschehene Verwechselung, holt die Karten wieder aus dem Aschenbecher und wirft dafür, Entschuldigungen stammelnd, die sprühende Cigarre auf Strengau's Beine.... „Ach! Entschuldigen Sie, Herr Oberst, in der That ... meine Zerstreuung" ... und wie um diese letztere recht anschaulich zu machen, beginnt er die befleckte Hose seines Obersten auszuklopfen, spielt mit der andern Hand alle Karten auf einmal aus und leert schließlich in gerechtem Erstaunen über sich selbst das Glas seines Gegners. Dieser winkt voll Hoheit einem Diener, läßt sich ein anderes Glas bringen, füllt und leert es mit Bedacht und legt nach einem letzten prüfenden Blick auf den Dicken die Karten weg. Die nun entstehende Pause benutzt letzterer bestens, über die Füße des Obersten zu stolpern, sich hierfür bei einem vorübergehenden Diener zu entschuldigen und nach Beschreibung einer mächtigen Curve die Thür zu gewinnen. „Immens bekneipt!" murmelt der Alte vor sich hin und beobachtet mit neuem Erstaunen, wie der lange Hauptmann gerade wieder sein Glas leert.... (Mittlerweile wird im Ballsaal eine Galopade getanzt, und die jungen Tänzer sind bereits athemlos.) Doch schon naht kräftige Unterstützung. Der dicke Hauptmann hat sich in irgendwelcher Weise restaurirt und ist, von jäher Jugendlust ergriffen, in die Reihen der Springer getreten. Kühn engagirt er die Tochter des Ballgebers, die schöne, schlanke Marianne, und stürzt sich mit ihr in das Getümmel. In diesem großen Moment erscheint Oberst Strengau unter den Zuschauern. Er sieht den dicken Kapitän mit alleszerschmetternder Wucht in die Reihen der minder gutgenährten Lieutenants fahren, er hört Rufe des Schreckens, des Zorns und des Schmerzes von Tänzern

und Tänzerinnen und zieht, heiterer Ahnungen voll, die Augenbrauen höher und höher. Im Ballsaal reißt Panique ein. Hier werden zwei Paare mit unwiderstehlicher Macht aneinandergeschleudert, dort wird eine brave Majorstochter wie vom Luftdruck einer Kanonenkugel aus den Armen ihres graziös hüpfenden Tänzers geschnellt; lange Streifen von Tüll, Flor und Gaze wirbeln durch die Lüfte, abgerissene Uniformknöpfe klirren hülflos auf den Boden, zerrissene Beinkleider erregen ästhetische Krämpfe, und zermalmte Hühneraugen knirschen um Rache gen Himmel.

Schrecklich, unnahbar wie Achill auf den Feldern vor Troja, rast der dicke Hauptmann durch den freigefegten Raum; in seinen Armen, zerrissen, zerquetscht und zerknirscht die halbohnmächtige Marianne. Alle andern Paare sind in vollster Deroute nach allen Ecken und Wänden gewichen; nur dieses eine durchtobt noch den Raum in nimmermüdem Jagen. Das ist nicht Muthwille des Dicken; das ist unerbittlicher Zwang, galopirendes Verhängniß! Die heiße Luft des Ballsaals, das rasche Umherwirbeln haben die Geister des Weins in seinem Haupte wieder wachgerufen; er empfindet furchtbaren Schwindel, er fühlt sich „illustrirter" denn je und weiß, daß er im Moment des Stehenbleibens allen Halt verlieren, umfallen muß wie ein durchs Hirn geschossener Held! Darum tanzt er weiter mit letzter Kraft seiner Beine und Lunge; er tanzt um Ehre und Reputation.... In diesem Augenblick ist der lange Hauptmann, nachdem er selbstverständlich zuvor sein Glas geleert, in den Ballsaal getreten und durchwandelt ihn mit königlichem Anstand, um zu seiner gegenübersitzenden Ehehälfte zu gelangen. Seine natürliche Grandezza verbietet ihm, sich umzublicken, und so kann er denn auch nicht bemerken, wie sein dicker Kamerad in rasender Eile hinter ihm herwirbelt. Alle warnenden Blicke, alle telegraphischen Handbewegungen der entsetzten Gattin sind vergebens — der Zusammenstoß erfolgt mit furchtbarer Gewalt, und das Trifolium: Generalstochter, dicker und dürrer Hauptmann ist — par terre. Marianne ist wirklich ohnmächtig geworden, der Dicke fingirt es zu sein, und beide werden mit vielem Pomp beiseite geschleppt. Der lange Hauptmann aber erhebt sich größer, ernster und kaltblütiger denn je, geht nicht zur händeringenden Gattin, sondern macht auf dem Absatze Kehrt, schreitet gemessen ins Spielzimmer zurück, leert dort zwei Gläser nacheinander und füllt ernstsinnend das dritte.

Wer über lustige Schilderungen nicht mehr lachen kann, dem ist überhaupt nicht zu helfen, und er darf die Schuld nicht dem Autor, sondern nur sich selbst zuschreiben.

Oskar Welten.

Zur Psychologie der Lyrik.

Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie. Von Karl du Prel. Leipzig, E. Günther. 1880. Gr. 8. 4 M.

Die Macht althergebrachter Schlagworte und neu aufgestutzter Phrasen hat wol auf keinem Gebiete bedenklichere Dimensionen erreicht als auf dem der Aesthetik. Der zersetzende kritische Skepticismus, der schon so mancher vermeintlichen Wissenschaft jeden Rechtstitel auf den Charakter der Wissenschaftlichkeit entzogen hat, verschwendet keinen Pfeil gegen die „Aesthetik", deren Titel und Autorität sich der unwissende Tagesschriftsteller, der phrasensüchtige Kunstkritiker, der redselige Schöngeist mit vollem Recht anmaßen zu dürfen glaubt, weil außer den entseelten und hohltönenden Phrasen, die längst Gemeingut aller Sprechenden und Schreibenden geworden sind, kein Lehrsatz einhellig bestimmt und anerkannt oder wissenschaftlich begründet zu sein scheint. Eine geistreiche, witzhaschende, zuweilen recht oberflächliche und von subjectiven Motiven bestimmte Tageskritik beherrscht das Feld der Geschmacksbildung und macht für das große Publikum feuilletonistische Aesthetik. So wird für viele, die den gebildeten, ja zuweilen auch den wissenschaftlichen Kreisen angehören, die leichte, geistreiche Causerie eine Uebungsschule für Geschmacksbildung.

Nur ein geringerer Theil wendet sich den Aesthetikern von Fach zu, welche großentheils noch mit aprioriischen Kategorien und Deductionen operiren und durch den abstracten Charakter ihrer subtilen Untersuchungen manchen tiefsinnigen Metaphysiker überbieten. Auch diejenigen, welche diese hohe Schule der Aesthetik besuchen, kehren oft genug ohne erhebliche Einsichten, aber im Besitze einer reichen Phraseologie zurück. Oft ohne Verschulden des Lehrers. Denn für diejenigen, welche sich keiner großen Abstrahirungsfähigkeit und Strenge des Denkens erfreuen, bleibt nur die Terminologie jener subtilen Untersuchungen zurück, da ihnen der geistige Kern unzugänglich ist. Zeigt sich aber, daß selbst diejenigen, die „nach der Wesen Tiefe trachten", ohne erhebliche Bereicherung ihrer Einsicht und ohne die mit der Gewinnung allgemeiner Gesetze und mit der Lösung der Probleme verbundene intellectuelle Befriedigung den größten Theil der geschriebenen Aesthetik bei Seite legen, so scheint es fast, als ob ein anderer Weg der Geschmacksbildung zu suchen und eine dem ziemlich allgemeinen Bildungsbedürfniß Befriedigung verheißende Wissenschaft der Aesthetik noch zu schaffen wäre.

Damit soll auch nicht im entferntesten das Verdienst des von bedeutenden und berufenen Autoren bisher Geleisteten geschmälert werden. Unzweifelhaft verdienstvoll bleiben die Anregungen und Anfänge der ältern Autoren, der Pionniere in der Geschichte der Aesthetik. Der Werth der nie zu entwerthenden Edelsteine in den reichen Geistesschachten unserer Classiker bleibt über jeden Zweifel erhaben, auch wenn wir dieselben als Keime und Theile eines künftigen größern Ganzen betrachten müssen. Wer wollte sie alle nennen und ihre Leistungen preisen, über welche die tiefere Kritik längst geurtheilt hat? Philosophen und Dichter, kritische und productive Geister ersten Ranges stehen auf diesem Wege. Lessing, Herder, Goethe, Schiller ragen aus der Schar der tüchtigen Denker hervor, allen voran der gewaltige Königsberger, der mit der kritischen Leuchte in das künftige Reich weist. Bei diesen und andern findet sich Besseres als in vielen Lehrbüchern der

Aesthetik. Herder, dieser universelle prophetische Geist, gibt Schritt für Schritt die bedeutsamsten Winke und Weisungen zur Aufgabe und Methode einer wissenschaftlichen Aesthetik.

Aber auch das Verdienst der Lebenden darf nicht verkleinert werden. Gewiß haben sich manche derselben dauernde Verdienste erworben und mit Rücksicht auf das Entwickelungs- und Uebergangsstadium der für sie wichtigen philosophischen Disciplinen viel für die Förderung des Zwecks geleistet. Um als Repräsentanten verschiedener Richtungen nur einige berühmte Namen zu nennen, mögen hier F. Vischer, M. Carriere und als ein für die exacte Forschung bahnbrechender und reformatorischer Geist G. Th. Fechner erwähnt werden. Die Werke dieser Männer gehören nicht zu denen, die vergeblich geschrieben worden sind. Wenn wir von der Verschiedenheit ihrer Methode, ihrer Ausgangspunkte absehen, so haben sie schon mit Rücksicht auf zahlreiche werthvolle Einzelheiten, auf die Behandlung einzelner Theilgebiete der Aesthetik ihre Verdienste. Nicht die geringsten derselben gebühren freilich den cultur- und kunstgeschichtlichen und den psychologischen Aufschlüssen, welche uns mit verschiedenem, aber stets bedeutendem Interesse bei einzelnen Leistungen von Vischer und von Carriere verweilen lassen. In ganz besondern Maße tritt mit der psychologischen die physiologische Wurzel der Aesthetik bei Fechner hervor. Schließlich gebührt außer diesen wissenschaftlichen Bearbeitern auch manchen rühmlichen Ausnahmen der feinern Kunst- und Literaturkritik das Verdienst, einzelne Zweige und Blätter der angestrebten wissenschaftlichen Aesthetik im Wachsthum gefördert zu haben: dem Ganzen aber gilt das erste Urtheil, daß in der populären Aesthetik die Phrase, in der wissenschaftlichen der abstracte Apriorismus oder bloßer Historismus herrscht, daß eine wissenschaftliche Aesthetik noch ein theoretisches Ideal der Zukunft ist. Ein ausgezeichneter Schriftsteller dieses Fachs hat diesen Stand der Dinge deutlich ausgesprochen, und zwar kein Geringerer als eben F. Vischer.

Worauf es für die wissenschaftliche Reform der Aesthetik zunächst ankommt, wurde schon leise angedeutet. Die Wortklauberei, die Phrase und die schwungvolle Rhetorik müssen dem Geist der Forschung, die scholastischen Subtilitäten, die metaphysisch-transscendenten, ja noch öfter mystischen Potenzen und Entitäten müssen psychologischen Analysen weichen. Dann kann es auch auf dem heutigen Niveau der letztern Disciplin an angemessener Berücksichtigung des physiologischen Correlats nicht fehlen. In der Aesthetik muß auf manchem Theilgebiet der Schritt vom Dogmatismus zum Kriticismus trotz Kant erst gethan werden. Das Subject, der anschauende, empfindende, verbindende und trennende, der Geschmacksurtheile fällende Mensch muß sein Recht haben. Die anthropologische Philosophie markirt auch den Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Aesthetik. Nicht in verborgenen und maskirten Entitäten, sondern im Menschen sind die Wurzeln des ästhetischen Urtheils zu suchen und zu studiren. Deshalb versprechen wir uns von sorgfältigen psychologischen Analysen das Beste für die Aesthetik; deshalb verdient Fechner's experimentelle Aesthetik die ernsteste Beachtung und Ueberlegung; deshalb wünschen wir weniger Lehrbücher, Systeme, Compendien, Geschichten, erschöpfende Theorien der Aesthetik, weniger Beherrscher des ganzen weiten Gebiets, weniger von der häufigen Sorte der Aesthetiker „unter dem Strich"; aber mehr Beobachtung der elementaren Phänomene, mehr physiologische und psychologische Erfahrungsdata, mehr psychologische Analysen als bisher; sei es auch anfänglich nur in unvollständigen, einseitigen oder lückenhaften Abhandlungen und Monographien, die dem Studium und der Kritik positive Ergebnisse bieten und das wissenschaftliche Ziel klar zur Anschauung bringen. Auf diesem Wege winkt der Wissenschaft vielleicht langsames, aber auch sicheres Wachsthum.

Nach diesen Bemerkungen bedarf es nicht der Versicherung, daß wir die neueste Arbeit von Karl du Prel mit Interesse begrüßen. Hat sich doch der Autor, der seine Vorliebe für interessante und vordem wenig behandelte Probleme, seine originelle Denkweise und seine kühne, phantasiereiche Naturauffassung schon bei andern Gelegenheiten bekundet hat, eben jenes Gebiet ausersehen, das lange Zeit zu den geheimnißvollen, räthselhaften, bald von der Phrase und bald von phantasievollen Conjecturen beherrschten gehörte. Seine Schrift enthält Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie, besonders aber — wie der Titel angibt — Beiträge zur Psychologie des Lyrikers. So viel auch über verschiedene Dichtungsarten bisher ist gesagt worden, so Ausgezeichnetes hierüber unsere vielseitigsten Classiker geschrieben haben: durch relative Vollständigkeit und manches Detail der Untersuchung, am meisten aber durch Aufsuchung der psychologischen Wurzeln hat du Prel sich ein originelles Verdienst erworben.

Schon der erste Satz der Vorrede markirt den ästhetischen Standpunkt des Autors: „Die Aesthetik muß ihren Anspruch, eine aprioriische Wissenschaft zu sein, so gut aufgeben, als die Philosophie überhaupt. Sie ist nur berechtigt als Analyse des Schönen, aber nicht gesetzgeberisch für den Künstler."

Der Verfasser will auch nicht „ästhetische Regeln" formuliren, sondern „psychologische Untersuchungen über das künstlerische Organ und seine Functionsweise" anstellen, die dichterische Phantasie und ihre Verwandtschaft mit der Traumphantasie erläutern und die „unbewußte Productionsweise" daraus ableiten, „daß die künstlerische Fähigkeit, aber freilich nur im Genie, als Naturanlage gegeben ist". Wo diese vorhanden, verrathe sich aus dem Product das producirende Organ, als ein Anschauungsvermögen — „wie das jede Zeile von Shakspeare beweist". Gegenüber „unserer modernen Lyrik" begnügt sich der Verfasser mit der „indirecten Polemik des Schweigens", obwol ihm das fast ausschließliche „surrogative Verfahren der bewußten, reflectiven Production" in derselben sowie die Schädigung des Geschmacks durch die „Pagodenverehrung" in Deutsch-

land manchen Grund zur Polemik geboten hätte. Wir danken ihm dies, weil er dadurch manche unerquickliche Secirung vermied und bei der Hauptsache blieb.

Soll nun zunächst ein summarisches Urtheil über die Arbeit abgegeben werden, so ist hervorzuheben, daß sie unter dem Gesichtspunkt derselben Weltanschauung betrachtet sein will, die sich in dem geistvollen Verfasser mit fortschreitender Festigkeit entwickelt und ganz besonders in seinem ebenso kühnen als geistreichen Versuch einer Philosophie der Astronomie in dem Werk „Der Kampf ums Dasein am Himmel" (2. Aufl., Berlin 1876) ausgeprägt hat. Die Naturauffassung des Autors gründet sich auf die moderne Entwickelungslehre und die Darwin'sche Selectionslehre in ihrer consequenten und universellen Durchführung. Wie die Vorgänge des Sideralreichs, die Probleme makrologischer Naturforschung, so subsumirt er auch die psychophysischen Vorgänge und die psychologischen Processe, die Probleme mikroskopischer Molecular- und Seelenforschung denselben Principien. Auch kehrt hier in weit höherm Maße als in der Philosophie der Natur die physiologisch-psychologische Kategorie des „Unbewußten" wieder, welche als solche, als negatives Zeichen, als Collectivbenennung für die intermediären Zustände des mehr oder weniger mangelnden Bewußtseins oder völliger psychischer Indifferenz ihre Bedeutung und Berechtigung hat. Gleichwol will es uns scheinen, als hätte diese, zwar einen thatsächlichen Zustand markirende, aber ganz und gar nichts erklärende physiologisch-psychologische Kategorie eine noch weit sparsamere Verwerthung verdient.

Der Verfasser hat offenbar Vorliebe für sie. Wäre dies nicht der Fall, so wäre vielleicht die Schrift um manche geistreiche Ausführung ärmer geworden; an Klarheit der Begründung hätte sie nichts verloren. Gerade die naheliegende Ueberschätzung jener intermediären Zustände nach Art derjenigen, die aus ihnen, den Zuständen lebender Wesen, alles Zuständehabende und dann auch alle Zustände hervorgehen lassen, die einen einzigen, wenig aufgeklärten physiologischen Zustand zum weltschöpferischen Princip machen, läßt uns eine öftere Trübung des sonst so klaren Gedankenverlaufs des Autors besorgen. Um so mehr müssen wir anerkennen, daß er sich der wohlfeilen metaphysischen Kapitalisirung jener psychologischen Scheidemünze enthalten habe und auch das psychologische Moment nur so weit zu verwerthen bemüht war, als im Gegensatz zu dem hochgradigen Bewußtsein des methodischen Denkens das niedergradige Bewußtsein oder jener intermediäre Indifferenzzustand beim künstlerischen Schaffen auf das nachdrücklichste betont werden mußte. Hierbei ist bemerkenswerth, daß nicht etwa das Unbewußte schlechthin als das „all-eine" transscendente Agens angerufen wird, sondern die generelle Verschiedenheit des Gedankenverlaufs und besonders die Herrschaft der Phantasie im Traum und im künstlerischen Schaffen psychologisch erwiesen ist. Die Bedeutung der anschaulichen Elemente des Phantasievorstellens im Gegensatz zum bewußten Denken, die höchste Wichtigkeit der erstern, die negative, ja schädliche Einflußnahme des letztern im künstlerischen Schaffen hat der Verfasser vorzüglich erörtert. Die psychologische Function des „producirenden Organs" hat er auf das sorgfältigste analysirt, und er ist auf dem Weg dieser Analyse zu Ergebnissen gelangt, deren Bedeutung für die Aesthetik bisher theils fast gar nicht, theils nicht in gehörigem Maße gewürdigt worden ist.

Der Standpunkt der modernen Entwickelungstheorie und der Selectionslehre wird, auch wo sich die Schwierigkeiten der Erklärung häufen, nicht verleugnet, wenngleich durch das Ueberwiegen der erwähnten „Kategorie" mehrfach verdeckt. Jener auf dem Boden der Darwin'schen Lehren erwachsene Monismus, der als das verkörperte Streben nach „einheitlicher Weltanschauung" gilt, wird vom Verfasser in die psychologische Analyse der lyrischen Dichtung eingeführt, ja die Lyrik wird letzthin als paläontologische Weltanschauung betrachtet. Die auxiliären biologischen Principien der Entwickelungslehre kommen zur Geltung. „Die künstlerische Phantasie als angeborene Anlage kann nur eine durch Generationen vererbte und befestigte Fähigkeit sein, welche vermöge günstiger Umstände, die sich dem Blick entziehen, im künstlerischen Individuum aus der Latenz heraustritt."

Zunächst wird die unbewußte Productionsweise als solche betrachtet und der specifische Unterschied zwischen dem logisch gegliederten bewußten Gedankenverlauf und dem gleichsam abgekürzten Verfahren der Phantasie ausführlich erläutert, wobei der Verfasser besonders auf alle Vorgänge Gewicht legt, die ersichtlich „im Unbewußten" verlaufen, bei denen nämlich der letztere Verlauf an Stelle des im gewöhnlichen Bewußtsein gegebenen erstern tritt.

Hier finden sich sehr gute Bemerkungen über die ursprünglich anthropopathische Naturauffassung des Naturmenschen, über die sozusagen psychologischen Reflexbewegungen in der naiven wie in der künstlerischen Naturanschauung, das mühelose Zustandekommen der künstlerischen Leistung, über die Einbuße, die wir von diesem Gesichtspunkt aus erlitten haben: „Wir haben die Kunst, zu sehen, verlernt, mag es sich nun um das leibliche Sehen handeln oder um das geistige reproducirende Sehen der Phantasie."

Sehr gut sind auch die Bemerkungen über die Bedeutung der plastisch gestaltenden Phantasie für die Architektur, die Unabhängigkeit dichterischer Fähigkeiten vom Bildungsgrade des Individuums, die Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn. Die Bemerkungen zur Charakteristik des Genies weisen uns zurück auf die ergreifend tiefsinnige und großartig einfache Charakteristik, die Schopenhauer gegeben hat und die zu den werthvollsten Beiträgen zur Naturgeschichte des Genies gehört.

Sehr interessant ist der Abschnitt über die dichterische Phantasie im Traume. Die Traumphantasie wird mit der künstlerischen zusammengehalten. „In der künstlerischen wie in der Traumphantasie finden wir also das gemein-

same Merkmal des Unbewußten; in beiden functionirt das Gehirn als reines Naturproduct, nicht als Träger eines subjectiven reflectirenden Bewußtseins."

Hier geht du Prel meist Hand in Hand mit denjenigen neuern Schriftstellern, welche sich die Psychologie und Aesthetik des Traums so sehr angelegen sein lassen. Eine weiter ausblickende Bemerkung möge hier stehen: „Vielleicht läßt sich sogar behaupten, daß es uns überhaupt nicht möglich ist, anders als anthropopathisch in die Natur zu schauen."

Ein anderes Wort gilt den pessimistischen Dichtern: „Pessimistisch mag der Dichter immerhin sein; nur soll er dabei Dichter bleiben, nicht reflectiren, sondern seine Empfindungen schildern."

Das Wirken der Traumphantasie in der Dichtkunst ist sehr gut dargelegt. Auch hier begegnen uns zahlreiche gute Bemerkungen, z. B.: „Jeder wirkliche Dichter ist ein Original und die Welt stellt sich in seinem Kopfe auf besondere Weise dar; er hat eine eigene Weltanschauung.... In der Lyrik handelt es sich nicht um das Object, sondern um das Subject. Das Alte, aber immer wieder anders angeschaut, ist ihr Thema. Eadem sed aliter."

Zahlreiche geistvolle Bemerkungen und klare Raisonnements enthalten auch die Erörterungen über das Malerische in der Lyrik und die ästhetische Anschauung der Linie. Eine Bemerkung wollen wir noch hervorheben zu Ehren einiger namhafter Poeten, die eifrige Reproducenten ihrer Producte sind. „Der wirkliche Dichter hat kein Gedächtniß für seine Producte, während der Talmipoet stante pede in uno seine sämmtlichen Gedichte zu recitiren vermag."

Den Abschnitt über Lyrik als paläontologische Weltanschauung empfehlen wir besonderer Aufmerksamkeit. Die psychologischen Wurzeln der Naturbelebung und der Naturbeseelung sind hier mit Geschick an guten Beispielen vorgewiesen. Im letzten Abschnitte sind die landschaftlichen Elemente in der modernen Lyrik an einer ganzen Menge gut gewählter Beispiele dargestellt. Insbesondere ist die Beseelung des Wassers und der Vegetation geistvoll erörtert.

Die classischen Dichtergenien einerseits, die modernen Lyriker von großer Ursprünglichkeit des Talents andererseits liefern selbstredend die Beispiele und Belege für die Ausführungen des Verfassers. Von den heutigen Lyrikern finden wenige Gnade vor seinen Augen. Längeres Verweilen ist uns hier versagt. Mögen viele Leser diese Bemerkungen im Nachdenken ergänzen. Friedrich von Baerenbach.

Max Nordau's Kreuz- und Querzüge durch Europa.

Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien von Max Nordau. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1880. 8. 12 M.

Reisebeschreibungen tritt man heutzutage nachgerade mistrauisch entgegen, und mit Recht. Wer aber das in der Ueberschrift genannte Werk mit demselben Zagen zur Hand nimmt, wird sich alsbald angenehm enttäuscht sehen. Der Wandertrieb, der in alten Zeiten ganze Nationen auf unerklärliche Weise erfaßte und jahrhundertelang ruhelos umherirren ließ, erwacht heute in einem gewissen Alter in zahllosen Individuen. Welcher Jüngling empfände nicht den lebhaften Wunsch, sich in die unbekannte Ferne zu begeben? Nordau war in der glücklichen Lage, diesen geheimnißvollen Drang nach Herzenslust befriedigen zu können, und so zog er denn sieben Jahre lang durch den größten Theil Europas, vom sagenhaften Norden bis zum romantischen Süden, vom halbbarbarischen Osten bis zum hochcivilisirten Westen. Am längsten — mehrere Jahre hindurch — hielt er sich in Paris auf, und seine „Bilder aus dem wahren Milliardenlande" (2 Bde., Leipzig, Duncker u. Humblot), das Hauptergebniß seiner eifrigen Erforschung des Seinebabels, haben berechtigtes Aufsehen gemacht; denn sie zeugten von dem Vorhandensein eines neuen, geistvollen, formgewandten, kosmopolitischen, unbefangenen Menschenbeobachters und Sittenschilderers. Das uns gegenwärtig vorliegende Buch ist ein weiterer Versuch, einige der Völker, die Nordau während seiner Wanderjahre kennen lernte, in dem Lichte zu zeigen, in welchem sie ihm nach erworbenem Verständniß ihres Seelenlebens erschienen. Er bietet uns Culturskizzen aus Rußland, Skandinavien, Island, Belgien, England, Frankreich und Spanien (er hat gut daran gethan, Italien, das er ebenfalls bereist hat, aus dem Spiel zu lassen, denn dieses schöne Land ist ein doch schon gar zu ausgebeutetes Thema), also eine syrakusanische Tafel, auf der uns nichts verwirrt als der Reichthum und die Fülle des Gebotenen. Der Verfasser beherrscht seinen mannichfaltigen und vielseitigen Stoff durchaus. Er streift die Dinge nicht blos im Fluge, schöpft nirgends blos den Rahm ab, begnügt sich nicht mit der Außenseite der Dinge. Merkwürdig ist, daß er von der Fülle der Erscheinungen nicht erdrückt wird und niemals blasirt erscheint; dadurch wirkt er auf den Leser mit dem ganzen Zauber des Neuen, Frischen, Ungebunden-Freien. Solche Menschen sind recht eigentlich zum Reisen berufen, das eine schwierigere Kunst ist, als viele wol glauben mögen. Dazu kommt, daß Nordau offenbar ein hochgebildeter Weltmann ist, und daß er die Kunst versteht, gleichsam spielend zu belehren. Wohl regt sich an einzelnen Stellen, wo er sich etwas kurz faßt, im Leser vielleicht der Wunsch, länger zu verweilen; aber in solchen Fällen ersetzt die Bestimmtheit der Zeichnung, die Frische des Colorits das etwa Fehlende reichlich.

Referent zwar muß bekennen, daß er selbst nur etwa

die Hälfte der in dem vorliegenden Werke behandelten Länder aus eigener Anschauung kennt, also eigentlich nicht in der Lage ist, die Richtigkeit sämmtlicher Nordau'scher Darstellungen gewissenhaft zu beurtheilen. Allein wenn er von der Qualität der Behandlung der ihm bekannten Gegenstände auf die Beschaffenheit der übrigen Theile des Buchs schließen darf — und dies darf er wol unbedenklich thun —, so wird er diese „Culturstudien" als im großen und ganzen in hohem Grade anregend, wahrheitsliebend, belehrend und authentisch bezeichnen müssen. Am meisten haben uns die „Englischen Studien" interessirt, von denen die beiden ersten Kapitel: „London" und „Ein superiores Boardinghouse", die drastischsten und vorzüglichsten sind. Die Studie „London" sollte eigentlich Londoner Straßenbild betitelt sein; sie ist ein meisterhaftes, feuilletonistisch-glänzendes, aus zahllosen kleinen Zügen zusammengesetztes Porträt des londoner Straßenlebens, wie wir uns ein besseres und anziehenderes kaum denken können. Unrichtig dünkt uns hier nur des Autors Mittheilung, daß „die in feuerrothen Wämsern steckenden kleinen Jungen mit dem Geschäfte des Stiefelputzens das des Zeitungsvertriebes verbinden"; wir wenigstens haben in London niemals gesehen, daß einer der jugendlichen Shoeblacks Zeitungen feilgeboten hätte. Die folgende Stelle über die londoner Luft als Ursache der englischen Reinlichkeitsliebe übertreibt zwar ein wenig, verdient aber citirt zu werden, weil sie einen Punkt berührt, der in Schilderungen Londons sonst wenig Beachtung zu finden pflegt:

Der erste Sinn, der im Straßengewirr von London einen charakteristischen Eindruck empfängt, ist der Geruchssinn. Ein scharfer, prickelnder, brenzelnder Duft stieg mir in die Nase und machte mich fortwährend niesen. Es ist, als wäre die Atmosphäre mit Cayennepfeffer geschwängert. Die Luft von London enthält nämlich fortwährend große Quantitäten Ruß, Kohlenstaub und Rauch, welche die Nase und die Kehle des Fremden lebhaft irritiren und gegen die man erst nach wochenlangem Aufenthalt in der Stadt genügend abgestumpft ist, um sie nicht zu empfinden. Auch dem Auge wird diese Rußbeimischung der Luft sichtbar. Ein feiner Regen von winzigen schwarzen Pünktchen fällt ununterbrochen auf Menschen und Dinge nieder. Die Häuser sind davon mit einer schwarzen Kruste überzogen. Die blühendste Wäsche wird davon in einer halben Stunde absolut unpräsentabel. Man geht morgens als Gentleman aus und kommt mittags als Kohlenbrenner heim. Man wäscht sich Hände und Gesicht vor jedem Besuche, vor jeder Mahlzeit, fünf oder sechs mal im Tage, und das Waschwasser könnte jedesmal zur Bereitung von Tinte dienen. Man geht ein wenig in der Straße spazieren und hat das Gesicht so dicht mit schwarzen Punkten bedeckt, daß man einem Kupferstich in punktirter Manier gleicht; man fährt sich mit Hand oder Sacktuch über die Stirn, die Punkte werden zu Linien und man sieht nun wie ein Porträtkopf in schraffirter Manier aus. Dieses Rußgestöber ist die Verzweiflung aller fremden Damen, die London besuchen, aber es bereichert die Wäscherinnen und Seifenfabrikanten. Es ist die Ursache der großen Reinlichkeit der Engländer, welche sie über die winzigen Waschbecken des Continents in solche Wuth gerathen läßt. In London muß man ein Amphibium sein, wenn man nicht in Schmuz untergehen will. Nur um den Preis fortwährender Ablutionen kann man sich seine weiße Haut bewahren; auf Vernachlässigung der Körperpflege steht rapide Vernegerung als Strafe. Unter solchen Umständen ist die Waschmanie der Engländer eigentlich gar kein Verdienst, und sie thun Unrecht, sich über die angebliche Wasserscheu der Franzosen lustig zu machen. In Frankreich erfordert die Conservirung eines menschlichen Aussehens eben kein fortwährendes phrenetisches Pritscheln!

Ein wahres Cabinetstück an Naturwahrheit und Charakterzeichnung ist Nordau's amusante Schilderung des „superioren" Boardinghouse, in welchem er zwei Monate lang bei einer Bezahlung von siebzig Mark per Woche Hunger litt und in dem obersten Stockwerk wohnte. Die Inhaberinnen der in den aristokratischen Vierteln gelegenen „nobeln" Pensionen — gewöhnlich Witwen von Lakaien oder Haushofmeistern reicher Leute, oft selbst ehedem Stubenmädchen oder Köchinnen in vornehmen Familien — verlangen und geben bei der Aufnahme von Boardern Referenzen; wie die gegebenen „vornehmen" Referenzen beschaffen zu sein pflegen, davon weiß unser Autor ein lustiges Lied zu singen. Die Landladies und die Insassen der „feinen" londoner Pensionen bieten in der Regel viel Stoff zu Charakterstudien, und Nordau hatte in dieser Beziehung besonders Glück; denn in seinem Boardinghouse fand sich eine wahre Musterkarte interessanter, theilweise fragwürdiger Typen zusammen: ein deutscher Geschichtsprofessor, der im Britischen Museum Studien oblag; ein Provinzgeistlicher, der seine Pfründe verkauft hatte und nun eine andere suchte; ein polnischer Graf, der Stolz und die Zierde des Hauses, ein decoratives Stück, mit dem ebenso viel Staat gemacht wurde wie mit dem Familienhelmschmuck und der Photographie eines angeblich mit der Landlady verwandten Lords; eine Dame, deren Mann die gerichtliche Scheidung von ihr wegen Ehebruchs erwirkte, während sie behauptete, sie habe die Scheidungsklage angestrengt; ein pensionirter indischer Oberst, der einen so ausgebildeten „Pendschabkopf" besaß, daß er, als Nordau ihn einmal fragte, ob er auch in Kalkutta gewesen, erwiderte: „Kalkutta? Kalkutta? Lassen Sie mich ein wenig nachdenken; Kalkutta" wiederholte er noch einige male leise vor sich hin und suchte offenbar angestrengt in seinem Gedächtniß; plötzlich fuhr er heraus: „Kalkutta sagen Sie? Ob ich in Kalkutta gewesen bin? Du lieber Gott, ich habe achtzehn Jahre dort gelebt!" Europäer, die lange in Indien, namentlich im Pendschab leben, pflegen an solcher Geistesabwesenheit zu leiden; bei unserm Oberst ging diese so weit, daß er bei Tische wiederholt „eine Schüssel Ragout, die man vor ihn gestellt hatte, damit er austheile, ganz allein verspeiste". Zwei originelle Witwen vervollständigten die reiche Typensammlung, die der Verfasser aufs köstlichste schildert. Schon am ersten Morgen seiner Anwesenheit hatte er einen kleinen Verdruß:

Ich wartete, daß jemand komme, um meine Kleider zu reinigen; das geschah aber nicht. Endlich wurde ich ungeduldig und klingelte. Nach wenigen Minuten steckte das Stubenmädchen den Kopf zur Thür herein und fragte, ob ich noch mehr Wasser wünsche. „Wasser? Nein; davon habe ich dort vier Eimer.

(Der Waschkasten war nämlich mit einem ganzen Arsenal von weitbäuchigen Krügen und Töpfen besetzt, welche warmes und kaltes Wasser und nochmals warmes und kaltes Wasser und ein drittes mal warmes und kaltes Wasser enthielten.) Aber meine Kleider wünsche ich gereinigt zu haben." „Die Bürsten liegen auf dem Tische unten in der Vorhalle", antwortete das Mägdlein prompt und entschwand meinen Blicken. Die Auskunft tauchte mich in tiefe Träumerei. Sie klang mir unverständlich. . . . Ich kleidete mich schließlich an und ging zur Landlady hinab, um sie über den Punkt der Kleiderreinigung zu interpelliren. Sie nahm aber meine Anfrage höchst ungnädig auf und gab mir kurz angebunden — und nicht ohne ihren Hohn über die Unwissenheit und schlechte Lebensart des Ausländers deutlich durchschimmern zu lassen — den Bescheid, daß in superioren Boardinghouses nur Schuhe, aber keine Kleider gereinigt werden. Ein Gentleman komme nie in die Lage, sich zu beschmuzen; geschehe dies ausnahmsweise doch, so kaufe er einen neuen Anzug. Diese Darlegung, ich gestehe es, erregte momentan meinen heftigen Grimm. . . .

Nordau verließ das Boardinghouse, weil er darin so wenig zu essen bekam, daß er — obgleich er außerdem in der City täglich ein großes Beefsteak verzehrte — in zwei Monaten von seinem Körpergewicht acht Pfund verlor. Eine ungemein rührende Episode, die er längere Zeit vom Fenster des Speisezimmers aus beobachtete, verdient hier angeführt zu werden:

Neben unserm Hause befand sich eine „Alley", ein schmales, schmuziges Gäßchen mit Stallungen und einem einzigen Wohnhause, wo außer Stallknechten nur eine arme irländische Familie lebte. Der Vater war ein Trunkenbold, die Mutter krank, und nur eine junge Tochter tüchtig auf den Beinen; sie ernährte sich, die Aeltern und drei kleine Geschwister mit ihrer Hände Arbeit, man kann sich denken, wie kümmerlich! So oft der cats' meat man*) vorbeikam, stand die hübsche Irländerin am Eingang der Alley und kaufte um einen Penny Fleisch, wobei sie immer lange suchte und noch außerdem den Händler bat, ihr doch ein recht reines, recht frisches, recht gesundes Stück zu geben. Eines Abends sagte er denn auch halb scherzhaft, halb ungeduldig: „Ihre Katze muß aber ein ganz besonders heikles und verwöhntes Thier sein, Miß." Das Mädchen wurde feuerroth und eilte so verwirrt von dannen, als hätte man sie auf einem Diebstahl ertappt. Da starrte der Cats' meat man minutenlang in die dunkle Alley hinein, in deren Tiefe die junge Irländerin verschwunden war, fuhr sich plötzlich mit dem Zeigefinger an die Nasenspitze und begann leise vor sich hin zu pfeifen. Es war ihm offenbar ein großes Licht aufgegangen. Von da an bemerkte ich, daß er, wenn das Mädchen mit dem Penny erschien, ihr nicht mehr von der zweideutigen Waare im Wagen gab, sondern aus der Rocktasche ein säuberlich in Zeitungspapier gehülltes Stück Fleisch hervorzog, das er ihr mit freundlichem Grinsen reichte und das sie niedergeschlagenen Auges annahm. Dieser niedere Mann hatte ein Gemüth und eine Zartheit, um die ihn Herzoge beneiden durften. . . .

Die Kapitel „Die obern Zehntausend" und „Die Demokratie in England" zeugen von scharfer psychologischer Beobachtungsgabe des Verfassers. Seine in der Skizze „Englische Religiosität und Sonntagsfeier" ausgesprochene Ansicht, die unerträgliche englische Weise, den Ruhetag zu halten, sei „eine sociale Nothwendigkeit, eine unvergleichliche Wohlthat für neun Zehntel der Nation", können wir durchaus nicht theilen; er sagt, es werde in England ohnehin zu viel gearbeitet und die Arbeitgeber würden ihren Leuten „freiwillig gewiß nicht eine Stunde Rast gönnen, wenn die religiöse Gepflogenheit sie nicht tyrannisch dazu zwänge". Ganz gut; aber wäre es nicht besser, die Leute würden Sonntags arbeiten, statt sich, wie sie das jetzt thun, zu berauschen? Aber es ist ja, um sie vom Saufen abzulenken, gar nicht nothwendig, sie arbeiten zu lassen; man braucht nur die Theater, die Concertsäle, die Museen u. s. w. am Sonntag zu öffnen und auf diese Weise den sich Langweilenden Belehrung und Unterhaltung zu bieten, so würden sie sich von ihrer Wochenanstrengung besser erholen als in den Wirthshäusern. Nordau scheint uns auch im Irrthum zu sein, wenn er glaubt, daß das Sinken der Preise infolge von Ueberproduction „nicht eine Verminderung des Gewinns der Fabrikanten und Kaufleute" nach sich ziehe. Ungemein zutreffend sind des Autors Bemerkungen über das englische Theaterwesen der Jetztzeit. Ein so großer Factor im Nationalleben der Söhne Albions der Sport ist, ein so kleiner ist das Theater, was schon aus der bezeichnenden Thatsache hervorgeht, daß die Zeitungen dem Sport täglich mehrere Spalten widmen, während das Theater zwei-, dreimal monatlich in einem kurzen Artikel abgethan wird. Man drängt sich in die Kirchen, um berühmte Prediger zu hören, aber nicht in die Theater, um große Tragöden zu bewundern. (Solche sind auch gar nicht vorhanden.) Die bessern Kreise erwähnen das Theater niemals in ihrer Conversation und gehen nur in die italienische Oper, die während der Haute-Saison — Mai, Juni, Juli — in zwei Theatern ihren Sitz hat (nicht, wie Nordau sagt, in dreien). Charakteristisch ist übrigens die Thatsache, „daß es sich als Unmöglichkeit erwies, in dem fabelhaft reichen London die Geldmittel für den Bau eines ständigen nationalen Opernhauses aufzubringen". Also selbst die Oper wird in der „Season" nicht aus Interesse an der Kunst besucht, sondern nur, weil man „da gewesen" sein muß! Die englische dramatische Literatur steht, so weit es sich um Bühnenstücke handelt, vollständig auf dem tiefsten Niveau; ob dies die Folge oder die Ursache jener Gleichgültigkeit des bessern Publikums ist, läßt sich schwer entscheiden. Was aufgeführt wird, ist jämmerliches Zeug, das seine Effecte „in gemeiner Hanswurstelei, plärrender Heulmeierei oder widerwärtig rohem Verbrecher- und Mordwesen sucht". Dabei sind die meisten dieser jämmerlichen Stücke nicht einmal Original, sondern sogenannte „Bearbeitungen" zumeist — natürlich! — französischer Stücke. Leider fehlt uns der Raum, auf die ausführliche, höchst scharfsinnige Untersuchung einzugehen, die Nordau der culturhistorisch gewiß sehr merkwürdigen Unfruchtbarkeit des englischen Bühnenlebens widmet; aber wir können nicht umhin, darauf wie auf das ganze Kapitel über „Das englische Theater" nachdrücklich hinzuweisen.

*) D. h. der „Katzenfleischmann", der täglich die Runde durch die Straßen macht und in einem Wägelchen nicht Katzenfleisch, sondern Rindfleisch, das für Menschen bereits ungenießbar, aber für Katzen und Hunde gut genug ist, um 1/2 oder 1 Penny verkauft.

Auch hinsichtlich der meisterhaften englischen Skizzen „An der Wiege Shakspeare's (ein Besuch in Stratford)", „Die Seaside", „Mitternachtsprediger", „Das Derby-Wettrennen in Epsom" und „Die Season" — letzteres eine Thackeray-artige Begabung für sociale Satire offenbarend — müssen wir uns mit einem solchen Hinweis begnügen. Ueberhaupt müssen wir infolge Raummangels darauf verzichten, den Verfasser auf seinen Wanderungen weiter zu begleiten; wollten wir seine ergötzlichen Mittheilungen über die Entstehungsgeschichte und Verbreitungsweise der hervorragendsten spanischen Zeitungen, seine geistvollen Bemerkungen über Süd- und Nordfranzosen, seinen Bericht über die isländische Tausendjahrfeier — bei der er als Vertreter der ungarischen Presse anwesend war —, seine Ansichten über den Socialismus in Frankreich, seine schönen Betrachtungen über das brüsseler Wiertz-Museum, seine Schilderungen aus dem russischen und dem skandinavischen Leben, seine Beschreibung Lyons und Marseilles, der Alhambra und Andalusiens auch nur in ganz kurzen Zügen skizziren, wir bedürften mindestens einer ganzen Nummer d. Bl. Uebrigens wäre es eine Sünde, ein solches Buch „auszuschreiben"; dasselbe will und soll gelesen werden; denn davon gilt, was Gellert einst von einem ihn interessirenden Buche sagte: „Ich unterstrich die Stellen, die mir gefielen, und siehe da, als ich fertig war, zeigte es sich, daß jede Zeile des ganzen Buchs unterstrichen war!" Unter den vielen Vorzügen des Nordau'schen Werks ist der größte, daß sich durch dasselbe ein stets sichtbar bleibender Faden des edelsten Kosmopolitismus zieht, der den Verfasser in den Stand setzt, die Licht- wie die Schattenseiten jeder Nation mit gleich unbefangenem Blick zu erfassen.

Wir scheiden von dem auch äußerlich vornehm ausgestatteten Buche des begabten Autors mit einer recht warmen Empfehlung; wir gehen wol nicht fehl, wenn wir diesen „Culturstudien" denselben günstigen Erfolg prognosticiren, den die „Bilder aus dem wahren Milliardenlande" erzielten.

Leopold Katscher.

Ein Werk über das Eigenthum.

Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. Von Adolf Samter. Jena, Fischer. 1879. Gr. 8. 9 M.

Das vorliegende Werk bildet die Fortsetzung früher von diesem hervorragenden Gelehrten veröffentlichter Studien über das Eigenthum („Der Eigenthumsbegriff, Jena 1878"), denen auch in d. Bl. seinerzeit die gebührende Anerkennung gezollt wurde. Die frühere Schrift bildet als erster Abschnitt einen nur kleinen Theil des jetzigen. Diese zerfällt in vier Theile, überschrieben: „Das Eigenthum", „Die Eigenthumsbildungen der Vergangenheit", „Die Inhaber des Eigenthums", „Die Function des Eigenthums".

Der Grundgedanke des Buchs ist der, zu zeigen, wie das Eigenthum eine sociale Einrichtung ist, deren Form und Inhalt wechselt und mit geschichtlicher Nothwendigkeit wechseln muß, und die nicht in irgendeiner bestimmten Gestaltung — speciell nicht in der römisch-rechtlichen Gestalt des schroffen Privateigenthums — allein berechtigt ist.

Samter untersucht zu diesem Zwecke die Natur des Eigenthums rechtsphilosophisch und rechtshistorisch mit großem Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn und entwickelt ausnehmend beachtenswerthe Gedanken über die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit und die Aufgaben der verschiedenen Formen des Eigenthums: dieses wichtigsten Begriffs und Fundaments unserer ganzen gesellschaftlichen Ordnung, das von den Nationalökonomen bekanntlich erst in neuester Zeit in seiner vollen Wichtigkeit gewürdigt und der einseitigen Behandlung der römischen Juristen und naturrechtlichen Philosophen durch Adolf Wagner, Laveleye, Bücher u. a. entrissen worden ist.

Wir können hier weder auf eine vollständige Schilderung noch auf eine Kritik des reichen Inhalts des Buchs eingehen, sondern müssen uns mit der Andeutung einzelner besonders beachtenswerther Gedankengänge begnügen.

Im geschichtlichen Theil wird das auf die Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse bezügliche Material aus den Forschungen der Cultur- und Rechtshistoriker mit Geschick und Umsicht zu einem Gesammtbilde der Entwickelungsstufen des Eigenthums zusammengestellt, in dem namentlich die römische und die mittelalterliche Periode hervortreten.

In dem „Die Inhaber des Eigenthums" überschriebenen Abschnitt erschien uns besonders beachtenswerth die Darlegung des Zusammenhangs zwischen Art des Inhabers und factischer Gestalt des Eigenthums. Es wird nachgewiesen, wie schon das in einer Familie befindliche Eigenthum nicht mehr reines Privat-(Einzel-)Eigenthum sei, und wie sich dasjenige der Erwerbsgesellschaften noch weiter davon entfernt habe. Durch die offene Handelsgesellschaft, beziehungsweise stille Gesellschaft, die Commanditgesellschaft und Commanditgesellschaft auf Actien habe sich das Actieneigenthum als eine besondere Art des gesellschaftlichen Eigenthums herausgebildet, und noch mehr sei das Eigenthum der unter dem Namen „Genossenschaften" bekannten Vereinigungen ein gesellschaftliches; dann, bei dem Eigenthum der Zwangsgemeinschaften — der Gemeinden und des Staates — trete das Gesammteigenthum in seiner Reinheit hervor. Privateigenthum und gesellschaftliches Eigenthum seien aber auch nicht Gegensätze, ebenso wenig wie Individualismus und Socialismus es sind, sondern zwei zusammengehörige Seiten der menschlichen Natur und Einrichtungen.

Im Verfolg dieses letztern Gedankens wird in dem folgenden Abschnitt, der über die Function des Eigenthums handelt, besonders eingehend und eigenthümlich das genossen-

schaftliche Eigenthum als zwischen Privat- und öffentlichem Eigenthum in der Mitte stehend behandelt. Die Bedeutung des genossenschaftlichen Eigenthums, meint Samter, sei bisher nicht genügend gewürdigt worden, obwol es berufen sei, in der Zukunft eine Rolle zu spielen. Es hat, meint er, zwischen dem unentbehrlichen Privateigenthum und dem gleichfalls unentbehrlichen Eigenthum der Gesammtgesellschaft, dem Collectiveigenthum, die geeignete Mittelstufe zu bilden. Das genossenschaftliche Eigenthum trägt den Charakter beider Eigenthumsbildungen an sich, schleift die Härten jeder der beiden ab, verhindert, daß beide je allein oder unvermittelt nebeneinander existiren, und macht die Existenz des Privat- wie des Collectiveigenthums erträglich. Zwischen diesen beiden ist seine Existenz unabweisbares Erforderniß.

Den uns schon aus einer frühern Schrift Samter's („Gesellschaftliches und Privateigenthum", Leipzig 1877) bekannten Gedanken, daß für das Collectiveigenthum, beziehungsweise das öffentliche Eigenthum der Gemeinden und des Staats sich das Grundeigenthum am besten eigne und in größerm Maßstabe dahin überzuführen sei, finden wir auch hier wieder.

Im letzten Abschnitt: „Die voraussichtliche Entwickelung der Eigenthumsgestaltung", faßt Samter das Ergebniß seiner Forschungen schließlich dahin zusammen:

Das Eigenthum muß ebenso Eigenthum der Einzelnen, wie der freien Personenverbände, wie der Zwangsgemeinschaften Gemeinde und Staat sein. Das Privateigenthum drängt selbst dahin, genossenschaftliches Eigenthum zu bilden; der Staat erkennt es an, daß er nur im Besitz von Eigenthum seine Aufgaben erfüllen kann. Die Aufgabe der vor uns stehenden Zukunft ist, das Eigenthum harmonisch in Händen von Einzelnen, von freien Personenverbänden und von Zwangsgemeinschaften zu gestalten, und dadurch die privatwirthschaftliche, genossenschaftliche und zwangsgemeinschaftliche Productionsweise, die sich gegenseitig zu ergänzen und zu corrigiren haben, zu ermöglichen. Das Programm der Zukunft kann nur sein: harmonisches Zusammenwirken der privatwirthschaftlichen, genossenschaftlichen und zwangsgemeinschaftlichen Productionsweise auf Grundlage des Privateigenthums, des genossenschaftlichen und des Staats- und Gemeindeeigenthums.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Daniel Sanders hat ein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" jetzt in großer Ausgabe herausgegeben (Berlin, Langenscheidt), nachdem eine kleine in vielen Schulen eingeführte Ausgabe bereits in elf Auflagen erschienen ist. Die große Ausgabe ist eine beinahe um das Doppelte erweiterte Bearbeitung der frühern. Das Wörterbuch ist alphabetisch geordnet: es bot nicht geringe Schwierigkeiten, die verschiedenen Fragen und Zweifelsfälle unter den bezeichnendsten Rubriken unterzubringen, sodaß der Nachschlagende mit Leichtigkeit die Lösung der Schwierigkeit findet, die ihn beschäftigt. „Fügung nach dem Sinn", „Stellung der Copula", „Nichtklappende Satztheile", „Vergleichendes Als und Wie" und ähnliche Ueberschriften setzen eine gewisse Bekanntschaft mit dem Wörterbuch voraus, eine Kenntniß der Anordnung, die sich jeder aneignen muß, der es mit Erfolg benutzen will. Unter jenen Ueberschriften finden wir kleine selbständige sprachwissenschaftliche Artikel, welche in der Regel ihren Stoff erschöpfen; wir erwähnen noch Artikel wie „Intransitiva", „Lassen", „Plural von Maßen", „Präpositionen", „Steigerung", „Vergleichendes Als und Wie", die für jeden, auch den Sprachgewandtesten, lehrreich sind. Auch über rhetorische Figuren, „Wiederholung", „Pleonasmus" u. a. gibt das Lexikon Auskunft.

Außerdem liegt das erste Heft einer Ergänzung zum großen Sanders'schen „Wörterbuch" vor (Stuttgart, Abenheim), ein Beweis dafür, daß dieser Sprachforscher mit Unermüdlichkeit aus den Schätzen unserer Literatur und Sprache das Gediegene und Allgemeingültige herauszuheben sucht.

— Eduard Reich's „System der Hygieine" (2 Bde., Leipzig 1870—71), das einzige Werk, welches die theoretische und praktische Hygieine in ihrem ganzen Umfange und von durchaus neuen Gesichtspunkten auffaßt und behandelt, ist kürzlich zu Lissabon in portugiesischer Uebersetzung erschienen. Der Uebersetzer, J. F. Pereira, hat seine Arbeit unter Aufsicht und Einfluß des berühmten Professors der Klinik zu Lissabon, Dr. P. F. da Costa Alvarenga (dessen Werke zum Theil bereits in das Deutsche übertragen wurden und, wie die „Medicinische Thermometrie", das größte Aufsehen machten), in wahrhaft classischer Weise vollführt.

— Das Auctionsinstitut von List u. Francke in Leipzig hat soeben einen ausführlichen Katalog von Autographen versandt (2189 Nummern), deren Versteigerung vom 10. Mai ab erfolgt. Das sorgfältig gearbeitete Verzeichniß weist eine überaus große Anzahl hochberühmter Namen auf; so sind zunächst alle bedeutenden deutschen Dichter von Gottsched bis auf Heine in ausführlichen, literarisch interessanten, ganz eigenhändigen Briefen vertreten, unter ihnen Klopstock und seine Gattin Meta, Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul u. a. Einen sehr werthvollen Theil der Sammlung bilden Autographen berühmter Persönlichkeiten aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, so (um von vielen nur einige erste Namen zu nennen) Luther, Tasso und Leonore von Este, Elisabeth von England, Maria Stuart, Leicester, Essex, Cromwell. Der Katalog ist auf Verlangen von der obengenannten Firma gratis zu beziehen.

Theater und Musik.

Das münchener Hoftheater ist sehr fleißig in der Vorführung von Novitäten. Die norwegischen Dichter concurriren gegenwärtig am meisten mit unsern einheimischen an jenen Theatern, welche dem französischen Schauspiel keine übertriebene Pflege zuwenden. Das bürgerliche und Familiendrama, wie es Björnson und Ibsen pflegen, findet in Deutschland stets einen geeigneten Boden. Ibsen's „Nora" hat am münchener Residenztheater eine beifällige Aufnahme gefunden. Auch von Oskar von Redwitz ist ein neues historisch-romantisches Lustspiel: „Die Gräfin von Provence", mit Beifall gegeben worden, welches allerdings von Ibsen's bürgerlicher Lebensprosa mit seinem lyrischen Duft wesentlich abweicht. Der gefällige Eindruck wurde aber gerade durch diese poetische Färbung hervorgerufen: die Handlung des Stücks, die an „Donna Diana" erinnert, soll an einem etwas dünnen Faden verlaufen.

— „Der Graf von Isolabella" von Dr. Werther, ein

bereits seit längerer Zeit gedichtetes Stück, ist am mannheimer Theater auf Anlaß eines Gastspiels von Friedrich Haase gegeben worden, welcher darin die Titelrolle spielte. Das Stück ist ein Hofdrama an einem fingirten italienischen Hofe, der sich im Knotenpunkte internationaler Verwickelungen befindet.

— In Breslau ist ein Lustspiel Graf Ulrich Baudissin's: „Was ist Liebe?", gegeben worden, das eine freundliche, aber laue Aufnahme fand. Die Handlung bewegt sich von Anfang bis zu Ende um dieselbe Situation: ein Fürst, der als Hauslehrer erscheint, wirbt um die Hand der ihm bestimmten Braut. Die Lösung der etwas verbrauchten Verwickelung ist unbefriedigend, der Dialog aber frisch und lebendig.

Bibliographie.

Arany, J., Dichtungen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. von Sponer. Leipzig, O. Wigand. 16. 2 M.

Armstroff, W., Die Vorschulen zu den höheren Lehranstalten. Duisburg, Mendelssohn. Gr. 8. 50 Pf.

Aufsätze über musikalische Tagesfragen in zwangloser Folge. 1stes Hft.: Ueber das musikalische Urteil. Von C. Kistler. Eichstätt, Krüll. Lex.-8. 60 Pf.

Aus den Bergen an der deutschen Sprachgrenze in Südtirol. Eine Bitte an alle Alpenfreunde von mehreren Alpinisten. Stuttgart, Aue. 8. 1 M.

Bernays, J., Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue Folge. 1ste Lfg. Berlin, Hempel. 8. 60 Pf.

Bitter, C. H., Johann Sebastian Bach. Mit einem Porträt von Johann Sebastian Bach und zahlreichen Facsimiles, meist Compositionen desselben darstellend. 2te umgearbeitete u. vermehrte Auflage. 1ste Lfg. Dresden, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Blüthgen, V., Gedichte. Leipzig, Schloemp. 8. 5 M.

Braun, E., Die dreistufige Arbeit und der deutsche Genossenschafts-Staat. Geschichte ihrer 100jährigen Entwickelung 1880—1980. 1ster Thl.: Die Genossenschafts-Arbeit. 1stes Buch: 1880—1915. Gewerbe-Genossenschaften. Gemeinde-Genossenschaften. Staats-Genossenschaften. Mit dem Character von Innungen. Elberfeld, Fassbender. Gr. 8. 10 M.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von C. Wendeler. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Büscher, K., Philosophie für Jedermann. Auszüge aus dem chinesischen Buche heiliger Wissenschaft. Uebersetzt ins Deutsche. Essen, Silbermann. 12. 50 Pf.

Cassel, P., Die Winterkönigin. Eine nach einem freien Vortrage erweiterte geschichtliche Skizze. Barmen, Klein. 1879. 8. 80 Pf.

Cohen, H., Ein Bekenntniß in der Judenfrage. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Conring, A v., Marroco, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse. Verfassung. Städte. Land. Bewohner. Handelsbeziehungen. Produkte. Politische Verhältnisse. Europäer und deren Vertreter. Aus neuester eigner Anschauung geschildert. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marroco. Berlin, Hempel. Gr. 8. 8 M.

Damas, P., Beiträge zur Geschichte der deutschen Städte zur Zeit der fränkischen Kaiser. Historische Inaugural-Dissertation. Breslau, Koebner. 1879. Gr. 8. 1 M.

Egli, E., Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation in den Jahren 1519—1533. Mit Unterstützung der Behörden von Canton und Stadt Zürich herausgegeben. Zürich, Meyer u. Zeller. 1879. Gr. 8. 20 M.

Ernst, F., Humanität – Christenthum und Schule. Ein Blatt zeitgemäßer Pädagogik für Jedermann. Essen, Silbermann. Gr. 8. 75 Pf.

Fergusson, J., Das Erechtheion und der Tempel der Athene Polias in Athen. Herausgegeben von H. Schliemann. Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 4. 5 M.

Foscolo's, U., Gedicht von den Gräbern (Dei sepolcri), übersetzt von P. Heyse. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Frendenthal, H. F., Bi'n Füer. Geschichten un Gedichten ut de Lüneborger Heide. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 M.

Gemüthliches aus Sachsen. 3tes Heft: Extradumm ist auch schön. Dresden, Axt. 12. 1 M.

Gertler, J., Klatschrosen und Pechnelken. Blätter und Blüten frischen Humors. Warnsdorf. 1879. 12. 1 M. 20 Pf.

Grousilliers, H. de, Gegen Virchow und Genossen oder Offenbarung und Wissen. Berlin, Polenz. Gr. 8. 50 Pf.

Hallmann, H. G., Das Existenz-Gesetz. Das Morgenroth goldener Zeit. Der Anbruch besserer Lebenstage. Ein Wort zur Zeit. 2te verm. Aufl. Hamburg, Kramer. Gr. 8. 1 M.

Heine, W., Japan. Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Bewohner in Wort und Bild. 1ste Abth. Leipzig, Urban. Gr. 8. 5 M.

Holub, E., Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872—1879). Mit mehreren hundert Original-Illustrationen und 4 Karten. 1ste Lfg. Wien, Hölder. Gr. 8. 50 Pf.

Humboldt, A. v., Briefe an seinen Bruder Wilhelm. Herausgegeben von der Familie von Humboldt zu Ottmachau. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Kleinpaul, H., Die Sonne und das Leben. 2te vielfach verb. Aufl. Rochlitz, Bode. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Köhler, H., Herz und Pflicht. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Koerner, O., Die homerische Thierwelt. Ein Beitrag zur Geschichte der Zoologie. Berlin, Nicolai's Verlag. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kurnik, M., Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 1 M.

Laicus, P., Amerikanisches Wanderbuch. Land- und Lebensbilder aus Nord- und Mittel-Amerika. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Nach Lucian Biart frei bearbeitet. 1ste u. 2te Lfg. Einsiedeln, Benziger. Lex.-8. à 60 Pf.

Lemcke, P., Schülerlist und Lehrertücke. Humoreske. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 1 M.

Lindau, P., Gräfin Lea. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M. 50 Pf.

Link, T., Ueber natürliche Religion. Ein Vortrag. M.-Gladbach, Schellmann. 1879. Gr. 8. 75 Pf.

Lippe-Weißenfeld, E. Graf zur, Derfflinger. Berlin, Militaria. Gr. 8. 2 M.

Lotz, W., Des Kaufmanns Traum. Märchen in 1 Akt. Kassel, Freyschmidt. 8. 60 Pf.

Maltzan, H. Freih. v., Zum Cap S. Vincent. Reise durch das Königreich Algarve geschildert. Frankfurt a. M., Kumpf u. Reis. 8. 2 M. 50 Pf.

Mariano, R., Christenthum, Katholicismus und Kultur. Studien. Aus dem Italienischen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Marthe, F., Was bedeutet Carl Ritter für die Geographie? Festrede. Mit einer Zusatz-Anmerkung. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Martins, C., Gesammelte kleinere Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. 1ster Bd. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 8 M.

Meerheimb, F. v., Geschichte der Pariser Commune vom Jahre 1871. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Merkur. Deutsche und internationale Revue. Herausgegeben von F. Stöpel. 1ster Jahrg. 1880. 12 Hefte. Berlin, Expedition des Merkur. Gr. 8. 12 M.

Meyer, S., Zurückweisung des dritten judenfeindlichen Artikels des Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 50 Pf.

Friedrich Eduard Meyerheim. Eine Selbstbiographie des Meisters, ergänzt von P. Meyerheim, eingeleitet von L. Pietsch. Mit einem Vorwort von Berthold Auerbach, und dem Bildniß E. Meyerheims. Berlin, Stilke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Minor, J., Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Mügge, E. A., Barbarina. Lustspiel. Barmen, Inderau. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Niendorf, M. A., Die Randschrift eines Königs. Historische Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Pferd'bahn-(Tramway-)Schnadahüpfln. In oberbayerischem Dialekt. München, Th. Ackermann. 4. 20 Pf.

Pychlau, V. R. v., Das Ideal einer Frau oder die Liebe im Lichte der „Harmonischen Philosophie". Novelle. Leipzig, W. Besser. 8. 80 Pf.

Syrisch-römisches Rechtsbuch aus dem fünften Jahrhundert. Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von K. G. Bruns und E. Sachau. Leipzig, Brockhaus. 4. 36 M.

Renninger, J., Die Grundlage christlicher Politik. Würzburg, Woerl. 1879. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Ritter, C. G., Der milde Welf. Trauerspiel. 2te, durchgesehene Ausgabe. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 3 M.

Ritschl, A., Geschichte des Pietismus. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte des Pietismus in der reformirten Kirche. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Schanz, J., Kornblumen und Immergrün. Eine Dichtergabe aus Italien. 3te Sammlung. Rom. Gr. 8. 2 M.

Schneider, L., Aus meinem Leben. 3ter Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Schwarze, F. O. v., Die Freiheitsstrafe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Dr. Mittelstädt „Gegen die Freiheitsstrafen". Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Seidl's, J. G., Gesammelte Schriften. Mit einer Einleitung von J. von der Traun. Herausgegeben von H. Max. 5ter Bd. (Oesterreichische Volkshymne. Des Gabriel Faërnus Fabeln. Aus dem dichterischen Nachlasse. Novellen und Erzählungen.) Wien, Braumüller. 8. 4 M.

Senoa, A., Diogenes. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Aus dem Kroatischen übersetzt. Agram, Suppan. 8. 3 M.

Stähelin, R., W. M. L. de Wette nach seiner theologischen Wirksamkeit und Bedeutung geschildert. Rede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Steen, A., Ein angehender Lateiner aus dem 16. Jahrhundert. Frei nach dem Holländischen. Bevorwortet von F. Cuntz. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 60 Pf.

Wernicke, A., Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wolzogen, H. v., Ueber Verrottung und Errettung der deutschen Sprache. Leipzig, Schloemp. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Sprachwerkzeuge

und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute.

Von

Georg Hermann von Meyer.

Mit 47 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 42. Band.)

Der Verfasser, Professor der Anatomie an der Universität Zürich, bietet hier ein allgemein interessantes, für Physiologen, Sprachforscher, Redner und Sänger aber besonders werthvolles Werk, das über den Bau der Stimmorgane wie über die Hervorbringung der verschiedenen Laute gründlich und angenehm belehrende Auskunft gibt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Siebenter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die unter dem Titel „Der Neue Plutarch" erscheinende Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart ist bereits ein beliebtes Haus- und Familienbuch geworden und findet immer weitere Verbreitung. Der soeben erschienene siebente Theil bietet die Lebensbilder Napoleon's I. und des Malers Peter Cornelius, ersteres von Dr. Arthur Kleinschmidt, letzteres von Professor Moriz Carriere verfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Religionswesen der rohesten Naturvölker.

Von

Gustav Roskoff.

8. Geh. 4 M.

In dieser für Ethnographen, Psychologen, Religionslehrer und Missionare besonders wichtigen, für jeden Gebildeten interessanten Schrift führt der Verfasser, Professor an der evangel. theologischen Facultät in Wien, aus, dass es keinen noch so wilden Volksstamm gibt, bei dem nicht Spuren von religiösen Vorstellungen wahrzunehmen sind, indem er die Berichte der zuverlässigsten Reisenden citirt und miteinander vergleicht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Geschichte des Teufels. 2 Bde. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika.

Von

Heinrich Hemler.

8. Geh. 7 M.

Der in San-Francisco lebende Verfasser hat sich der sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen, eine Geschichte der zahlreichen Communisten- und Socialistengemeinden, die sich in Nordamerika bildeten und fast sämmtlich nach kurzem Bestande wieder zerfallen sind, auf Grund authentischer Documente zu schreiben. Er bietet damit außerordentlich viel neues Material zur wirksamen Bekämpfung socialdemokratischer Vorspiegelungen und Irrthümer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wendische Volkssagen und Gebräuche

aus dem Spreewald.

Von

Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein neuer Beitrag zur Sagenliteratur, um so wichtiger, als der Verfasser die unverfälschten Originale mittheilt, wie er sie selbst aus der mündlichen Ueberlieferung des Volks sammelte und die noch nirgends aufgezeichnet und veröffentlicht wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Sammlung von nicht geringem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das berühmte Werk des französischen Gelehrten und Akademikers Renan hat auch in Deutschland neben Strauß' „Leben Jesu" vielfache Beachtung und Verbreitung gefunden und wird stets als ein wichtiger Beitrag zur Auffassung des Christenthums für Theologen wie Nichttheologen hervorragendes Interesse bewahren. In die vorliegende vierte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen worden.

In demselben Verlage erschien:

Renan, Ernest. Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 4.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 8. April 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von K. J. Schröer. — Neue Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Neue lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

In einem Aufsatze über die Entstehung von Goethe's „Faust" in Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" (August 1879) habe ich mich gegen die Annahme ausgesprochen: daß das im Jahre 1790 erschienene Fragment der Dichtung alle ältern Theile derselben enthalte, sodaß die bei Publication des ganzen ersten Theils, 1808, neu hinzugekommenen Partien sämmtlich als seitdem neu entstandene anzusehen wären.

Mir scheint manches Unhaltbare, das über Entstehung des „Faust" geschrieben ist, aus einer solchen Annahme hervorzugehen.

Man erwog zu wenig, daß Goethe der ersten Conception seines „Faust" schon 1790 innerlich ebenso fern stand wie 1808; daß mithin auch schon das Fragment neben den Bestandtheilen, die zur ersten Conception gehören, offenbar solche Theile enthält, die entstanden sind, als die Zeit jener ersten Ausströmungen ihm längst in die Ferne gerückt war.

Dies fühlen wir, wenn uns schon im Fragment einzelne Scenen nur wie einzelne Bilder erscheinen, die nicht mehr recht in Zusammenhang stehen mit dem Ganzen der Handlung.

Ich erinnere nur an die Scene „Am Brunnen. Gretchen und Lieschen mit Krügen." Ein meisterhaft durchgeführtes Bild.

Da aber in jener ersten und einzigen Liebesnacht, die sich Gretchen vorzuwerfen hat, Gretchen's Mutter an dem Schlaftrunk starb, den ihr Gretchen, die ihn von Faust hatte, eingegeben, ist die Scene von Anfang bis zu Ende unmöglich.

Man müßte, um sie denkbar zu machen, annehmen, der Tod der Mutter durch den Schlaftrunk sei eine spätere Erfindung des Dichters. Er müßte die betreffenden Stellen in der Scene im Dom (die aber schon im Fragment stand) und in der Kerkerscene*) später eingeschaltet haben. Diese Annahme wäre aber nur dann gerechtfertigt, wenn die Scene am Brunnen als so alt angenommen werden könnte wie die Scenen der ersten im Zusammenhang gedichteten Bestandtheile und wenn sie nicht vielmehr in einer Reihe erschiene mit andern, in denen ebenso das Ganze der Handlung dem Dichter nicht mehr klar vor Augen stand. Zu ihnen gehört die Scene mit Valentin, deren spätere Entstehung, um 1800, bekannt ist. Sie soll die Entfernung Faust's von Gretchen motiviren, ist an sich vortrefflich ausgeführt, steht aber außer allem Zusammenhang zum Ganzen. Wie kann Faust ihr jetzt einen Schmuck bringen wollen, durch Mephisto ihr hier ein Ständchen bringen lassen? Wo war er während der Scenen: Gretchen am Brunnen, Gretchen im Zwinger, im Dom? Sie sind alle trefflich durchgeführt, zeigen aber keinen Zusammenhang mit dem Ganzen. Es sind einzelne Bilder.

Daß der Dichter in den Scenen mit Faust und Gretchen und in der Kerkerscene, Scenen aus Einem Guß, die mit der ersten Conception wie mit dem Ganzen der Handlung in innigem Zusammenhang stehen, in der scenarischen Angabe durchweg „Margarete" schreibt, in jenen andern Scenen aber, die ich einzelne Bilder nenne, durchweg „Gretchen", ist kein Zufall. Es ist ein Kennzeichen mehr zu den übrigen, daß jene Scenen zu anderer Zeit entstanden sind als diese. Die Scenen mit Margarete entstanden noch in Frankfurt, die mit Gretchen später, vereinzelt, nach und nach in Weimar.

Es erklärt sich ganz natürlich aus der innern Entwickelung des Dichters, daß er die Theile der Dichtung, in denen

*) Im Dom: Betst du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Im Kerker: Meine Mutter hab' ich umgebracht —
Und: Sie schlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Faust allein im Mittelpunkt steht, die Scene in Faust's Zimmer, mit dem Erdgeist, mit Wagner, mit Mephistopheles, zur Zeit seines eigenen Titanismus dichtete, da Götz, der „Selbsthelfer in anarchischer Zeit", da Prometheus und der zum Selbstmord getriebene Schwärmer Werther entstanden. Das Nächste waren dann die Liebesscenen, die Tragödie „Faust und Gretchen" sammt der Kerkerscene.

Der Liebhaber Faust ist von dem Titanen dadurch unterschieden, daß die Ueberspannung sich menschlich gelöst hat. Als Goethe kurze Zeit sich als Bräutigam Lili's fühlte, entstand in ihm die glückliche Stimmung, aus der auch der Liebhaber Egmont hervorging. Klärchen ist eine Zwillingsschwester Gretchen's. Wahrscheinlich sind die Theile der Dichtung, die ich mit „Faust allein" und mit „Faust und Gretchen" bezeichnete, sowie die Anfänge des „Egmont" noch in Frankfurt vollendet. Sie waren der Inhalt des Faustmanuscripts, das Goethe nach Weimar mitbrachte.

Mit dem Eintritte in Weimar trat der Dichter in einen neuen Lebenskreis. Er nahm nicht mehr theil an dem Titanen Faust, auch nicht mehr an Faust dem Liebhaber. Nur die Gestalt Gretchen's erschien ihm, ganz allein, in ergreifenden Bildern. Das Gretchenlied: „Meine Ruh ist hin", dürfte nach einer Bemerkung Scherer's*) noch in Frankfurt entstanden sein. Er schaltete es nun, wie ich vermuthe, in Weimar als selbständige Scene mit der Ueberschrift: „Gretchen's Stube. Gretchen (am Spinnrade allein)" zwischen die beiden Gartenscenen ein (so erscheint die Scene noch im Fragment eingeschaltet; erst später erhielt sie ihren Platz nach der Scene „Wald und Höhle"). Die spätere Einschaltung verräth sich durch die Schreibung Gretchen, indem in beiden Gartenscenen die ältere Schreibung Margarete stehen blieb. Diese Scene, Gretchen am Spinnrade, ist die erste von denen, die ich als einzelne Bilder bezeichnete und in denen der Dichter immer Gretchen schreibt. In der zweiten erscheint Gretchen am Brunnen, in der dritten im Zwinger, in der vierten im Dom. Die letztern drei Scenen gehören wol in die Zeit, als der Dichter am „Wilhelm Meister" schrieb. Erinnern wir uns an das 13. Kapitel des ersten Buchs von „Wilhelm Meister", das den Heroismus einer Liebenden vor Gericht schildert. Es ist geschrieben 1778. Um dieselbe Zeit mag entstanden sein das Gedicht „Vor Gericht":

Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib —

Die Valentinscene, die erst 1800 entstand, reiht sich diesen Bildern an. Sie gibt ein ebenso ergreifendes Bild und steht ebenso außer Zusammenhang mit der Handlung, wie sie auch die Schreibung Gretchen nur mit diesen Scenen gemein hat. Wir brauchen uns daher auch nicht damit zu helfen, daß wir die Widersprüche der Brunnenscene in ihrem Verhältniß zum Ganzen, den vorausgegangenen Tod der Mutter durch den Schlaftrunk als einen später eingeschalteten Zusatz erklären, etwa weil Frau Humbert in Wagner's „Kindermörderin" an dem „Schlafpulver" nicht stirbt. Wagner hat Frau Humbert leben lassen, weil er sie in den folgenden Familienscenen noch wirksam verwenden konnte; er hielt sich ja überhaupt nicht genau an das Vorbild. Es würde eine solche Annahme übrigens, auch wenn sie sich rechtfertigen ließe, im wesentlichen an dem nun, wie mich dünkt, durch andere Gründe anschaulich gewordenen Bilde von dem Entstandensein des ersten Theils des „Faust" in der Hauptsache nichts ändern. Die drei Theile: „Faust allein"; „Faust und Gretchen"; „Gretchen allein", scheinen mir doch ganz deutlich drei Entwickelungsstadien in dem Leben des Dichters zu entsprechen und die Reihenfolge ihrer Entstehung sich natürlich daraus zu erklären.

Nun handelt es sich aber noch darum, ob sich denn nicht nachweisen läßt, daß jene zum Theil bedeutenden, im Fragment nicht mitgetheilten Stücke, die aber nach meiner Ansicht bei Veröffentlichung desselben gleichwol längst vorhanden waren, in der That ältern Ursprungs sind.

Das erste derartige größere Stück ist der zweite Monolog Faust's von den Worten an: „Darf eine solche Menschenstimme hier" —. Eine Stelle dieses Monologs bewegt sich in einem Gedankenkreise, den wir bei dem Dichter vom Jahre 1766 angefangen bis 1775 wiederholt und derartig übereinstimmend wiederfinden, daß wir nicht anstehen können, die Abfassung mindestens dieser Stelle — und dann wol auch des ganzen Monologs — in diese frühe Zeit zu setzen. Sie heißt:

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt,
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Dazu vergleiche man die Verse an Riese vom 28. April 1766 („Der junge Goethe", 14):

Mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen — — —
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben wären, um empor zu rudern.
Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen!

(Vgl. „Faust": Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit, Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen —.)

Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie es mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an —
Und bleibt am Staub!

Er denkt wie Faust an die Götter, bedauert, nicht fliegen zu können, und vergleicht sich mit dem Wurm im Staube.

Im „Werther" nun (eine schon oft citirte Stelle 1. T. 18. August: „Der junge Goethe", 3, 291) sehnt sich dieser „nach Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog zu den Ufern des ungemessenen Meeres".

*) „Zeitschrift für das Alterthum", Anz. 20, 1876, S. 284.

Dies erinnert nun ebenso an obige Stelle von 1766 wie an die weitere des Monologs, wo Faust bei den Gedanken an den Tod über die Welt hin zu fliegen denkt: „Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen, Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen, Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!"

Nun ist der Osterspaziergang Faust's mit Wagner auch ein Stück, das im Fragment fehlt. Dort heißt es unter anderm: „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt!"; er möchte der untergehenden Sonne nach: „Die stille Welt zu meinen Füßen" — „Schon thut das Meer sich auf" — Doch sei es „jedem eingeboren", beim Anblick der Lerche, des Adlers, des Kranichs, „daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt". Zuletzt wünscht er noch, daß „Geister in der Luft" ihn emportrügen u. s. w.

Hierzu gehört auch eine Stelle aus der ersten Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz", vom Jahre 1775, die man gleichfalls schon oft citirt hat. Dort heißt es, gleich im vierten Absatz: wir fühlen die Anlage zu fliegen in uns, wenn wir auch sie zu entwickeln verzichten müßten. „Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen." — „Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe — schwebt." — „Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben — —?"

Dieser hieraus ersichtliche Zusammenhang einer Gedankenfolge im „Faust" mit andern Aeußerungen des Dichters aus seiner Jugend in der Zeit von 1766—75 stimmt, doch vielleicht nur zufällig, mit einer Stelle im ältesten Faust-Buche von 1587 zusammen, die gewöhnlich auch hierher bezogen wird. Dort heißt es gleich zu Anfang des zweiten Kapitels: „Fausti datum (stunde) dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er tag und nacht nach, name an sich adlers flügel, wolte alle gründ am himmel und erd erforschen"; und dann: „Wie den riesen war, davon die poeten dichten, daß sie die berg zusammen tragen und wider got kriegen wolten —"; womit denn der Titanismus Faust's schon klar ausgesprochen ist. Wenn hier ein Zusammenhang mit der Dichtung Goethe's vorhanden, so sind nur zwei Fälle denkbar. Entweder der Dichter kannte jenes alte Buch schon 1766, oder die Stelle war in das „Puppenspiel", das er damals schon kannte, übergegangen. Dann reichte diese Reminiscenz wol bis in des Dichters Knabenzeit zurück, nach Frankfurt vor seinem Abgang nach Leipzig.

Damit wäre ein Anhalt gewonnen, der uns berechtigt, auch den zweiten Monolog, der nicht im Fragment steht, sowie den Osterspaziergang in des Dichters Frühzeit zu setzen. Ich möchte nicht annehmen, daß nur die eine Stelle damals geschrieben war. Der ganze Monolog gehörte in Goethe's Jugendzeit. Es ist alles in einem hin geschrieben, und wenn der Dichter auch später wiederholt herantritt, um Einzelnes umzuarbeiten, so wird das nicht viel gewesen sein. Goethe saß nicht gern. Haben wir ja doch die Scenen, die im Fragment mitgetheilt sind, und können sie vergleichen mit der Bearbeitung, in der sie mit dem Ganzen 1808 erschienen sind. Wie gering und unbedeutend sind die Aenderungen insgesammt, die wir da wahrnehmen können. Ich verzeichne sie in der Anmerkung.*) Der wichtigste Zusatz ist die Zeile in der Domscene: „Auf deiner Schwelle wessen Blut?" Loeper nimmt an, daß die Aeußerung Goethe's in dem Briefe an Schiller vom 1. August 1800, er habe heute einen kleinen Knoten am „Faust" gelöst, sich auf diese Zeile beziehe, was mir ganz wahrscheinlich ist. Ein Brief Goethe's vom 16. April 1800 an Schiller deutet allerdings darauf hin, daß er damals mit der Beschwörungsscene beschäftigt war („Der Teufel, den ich beschwöre, geberdet sich sehr wunderlich"). Deshalb anzunehmen, daß die ganze Scene damals gedichtet sei, wäre gewiß verfehlt. Der Eingang ist aus Goethe's Jugend. Alles athmet Jugend darin und erinnert an Goethe's elegische Stimmung in der Zeit, als er „der Wanderer" hieß, oder da er (13. Februar 1775) sich in einem Briefe an Auguste Stolberg bald als Fastnachts-Goethe, dann aber wieder als gefühlvollen Spaziergänger schildert. Zu der eigentlichen Beschwörung könnte er etwa am Schluß im Jahre 1800 ein paar gute Verse hinzugesetzt haben, aber der größte Theil der Beschwörung selbst, der Charakter des Ganzen, gehört Goethe's Jugend an. Man vergleiche den Zauberlehrling von 1797. Mit welch vornehmer Ironie da die Beschwörung behandelt wird; wie die ernsten Worte des Meisters selbst nur skizzenhaft hingeworfen sind, indem hier mit einer Hingebung, mit einem Pathos, mit einer Naivetät die Beschwörung durchgeführt wird, die wir nur Goethe's Jugend zutrauen können. Ich halte diesen letzten Grund für entscheidend. So viel nur als weiterer Beitrag zum Beweis, daß das Fehlen einer Scene im Fragment von 1790 durchaus nicht zu der Annahme berechtigt, das Fehlende sei später erst entstanden. Daß die Kerkerscene Goethe's Frühzeit angehört, habe ich bereits bemerkt und ist seitdem auch wol von anderer Seite ausgesprochen worden.

Noch bedarf aber die entgegenstehende Ansicht Loeper's der Widerlegung. Seine Annahme, daß die Kerkerscene im Mai 1798 entstanden sei, stützt sich auf den Brief Goethe's an Schiller vom 5. Mai 1798. Er sagt daselbst: „Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältniß gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie des-

*) Abgesehen von kleinen orthographischen und andern Aenderungen, wo es sich blos um Buchstaben handelt, wurden nur an vier Stellen Einschaltungen gemacht, die insgesammt nichts Wesentliches enthalten. Außer der oben bezeichneten Stelle in der Domscene, 1. Zwölf Verse in der Hexenküche (2011—2022 in Loeper's Zählung): F. Warum denn just das alte Weib? Kannst du den Trank nicht selber brauen? M. Das wär' ein schöner Zeitvertreib u. s. w. — 2. Vier Verse, 2035—2039, mit der Pointe: Wir kochen breite Bettelsuppen. M. Da habt ihr ein großes Publikum. Also schon eine xenienartige literarische Anspielung auf Tagesliteratur nach dem Geschmack der seichten Menge. — 3. Vier Verse, die Marthe und Mephistopheles sprechen, 2793—2796: Die armen Weiber sind doch übel dran: Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren. — Es käme nur auf euersgleichen an Mich eines Bessern zu belehren. Man sieht, es sind gelegentlich gekommene Einfälle, die in Bezug auf das Ganze nicht viel bedeuten. Die einzige Zeile, die in die Handlung eingreift, ist die oben erwähnte Einschaltung 3432: Auf deiner Schwelle wessen Blut?

wegen in Reime zu bringen, da dann die Idee durch einen Flor durchscheint und die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffs gedämpft wird."

Die Stelle ist in manchem Betracht merkwürdig. Die Worte „einige tragische Scenen" sagen mir unter anderm ganz bestimmt, daß nur einzelne Scenen in Prosa geschrieben waren (also nicht, daß „Faust" ursprünglich in Prosa entworfen war); und welche damit gemeint sind, dürfte unschwer zu errathen sein. Sie sind ja noch da.

Wäre „Faust" ursprünglich in Prosa geschrieben gewesen, wie Scherer annimmt, so hätte sich Goethe hier anders ausgedrückt. Mit dem Ausdruck „einige tragische Scenen waren" wird ausdrücklich gesagt, „Faust" war in Versen geschrieben, ausnahmsweise waren „einige tragische Scenen" in Prosa abgefaßt. Aus dieser Bezeichnung geht auch hervor, daß damit die Kerkerscene nicht gemeint sein kann. Wenn sie allein gemeint gewesen wäre, konnte nicht gesagt werden: einige tragische Scenen. Mit welchen andern Scenen zusammen kann sie hier aber gemeint sein? Ich glaube, sie war hier gar nicht gemeint. Die Kerkerscene hat über 200 Verse. Eine Scene von solchem Umfang und obendrein von solchem Gehalt, von so elementarer Ursprünglichkeit in der Form kann nicht auf diese Weise (durch Uebersetzung von Prosa in Reime) und nicht damals entstanden sein. „Ich suche sie in Reime zu bringen", heißt ferner nicht, er habe sie in Reime gebracht. Er machte den Versuch, der offenbar wieder aufgegeben wurde. „Einige tragische Scenen" sind ja noch in Prosa geschrieben. Es sind die zwei vorletzten: „Trüber Tag. Feld", und „Nacht. Offen Feld".

Die Kerkerscene hat so sehr den Charakter eines ersten Entwurfs, der mit allen Unebenheiten und Dunkelheiten unverändert stehen blieb, daß ich sie nicht als Umarbeitung früherer Prosa ansehen kann. In ihren Versen pulsirt Leidenschaft und Glut, die den ganzen Menschen erfordert, die Goethe nicht aufzuwenden hatte nebenbei, indem er an „Benvennto Cellini" arbeitete, über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins berichtete, oder den Plan zu einer „Achilleis" und zu einem zweiten Theil der „Zauberflöte" entwarf. Die gewaltige Leistung einer Dichtung wie die Kerkerscene hat neben diesen Entwürfen und Arbeiten keinen Raum. Man vergleiche die 1798 entstandenen Gedichte: „Weissagungen des Bakis", „Deutscher Parnaß", „Die Musageten" und andere mehr.

Eine gewaltige, den ganzen Menschen mit aller Kraft und Leidenschaft erfordernde Leistung wäre die Gretchenscene aber auch, wenn sie eine Umarbeitung wäre. Vielmehr die Umarbeitung wäre dann erst die Dichtung. Zu einem Umguß in solche urwüchsige Form gehört mehr Glut, als zu der Herstellung der „Iphigenie" in Jamben, von der der Dichter den 6. Januar 1787 aus Rom angibt: „Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile für Zeile, Periode für Periode regelmäßig erklingen." Einen Monat danach, den 6. Februar 1787, schrieb er, ganz übereinstimmend hiermit, an Kayser: er werde in der neuen Ausgabe seiner Schriften «Iphigenien» umgeschrieben finden (warum ich nicht umgearbeitet sage, werden sie am Stück sehen)."*) So können Jamben entstehen, aber nicht die urwüchsigen Verse der Kerkerscene, die von leidenschaftlicher Jugendfülle hervorgebracht sind.

Wie Goethe bei Ausarbeitung seines „Faust" verfuhr, wissen wir ja. „Meinen «Faust»", schreibt er an Schiller 5. Mai 1798, „habe ich um ein Gutes weitergebracht. Das alte noch vorräthige, höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und die Theile sind in gesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinandergelegt. Nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen."

Das „höchst confuse Manuscript" wurde einem Abschreiber übergeben, der es ins Reine schrieb, sodaß es von außen gleichmäßig aussah. Dadurch, sagt sich der Dichter, habe er den „Faust" um ein Gutes weiter gebracht! Daß es vorher oder nachher mit Sorgfalt durchgelesen und überarbeitet worden sei, das dürfen wir bezweifeln. Sind die Theile, die schon im Fragment gedruckt waren, unverändert geblieben, so ist kaum daran zu denken, daß die andern schon 1790 vorhandenen, aber noch nicht veröffentlichten Theile eine besondere Bearbeitung erfahren haben. Wir werden hier unwillkürlich an des Dichters neue Ausgabe des „Werther" erinnert, die 1787 erschienen ist und dem Uebel des durch Nachdrucke verderbten Textes abhelfen sollte. Goethe ließ zu dem Zweck vor allem seinen „Werther" „ins Manuscript schreiben, er kehrt in seiner Mutter Leib zurück" (Brief an Knebel vom 2. November 1782). Dies war nun das Manuscript, aus dem die neue Ausgabe entstehen sollte. Welchen Druck nahm denn aber der Abschreiber zur Vorlage? Die dritte Auflage des Himburg'schen Nachdrucks, über den sich Goethe beklagt! Er ist aus den Entstellungen und Weglassungen zu erkennen, welche die neue Ausgabe wieder hat, was nun Goethe gar nicht bemerkte! Bekanntlich ist es das große Verdienst Michael Bernays', diesen Umstand zuerst entdeckt und gründlich nachgewiesen zu haben in: „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" (Berlin, 1867).

Als der Dichter den zweiten Theil des „Faust" abschloß, schrieb er an Zelter den 4. Januar 1831: „Ich möchte diesen zweiten Theil von Anfang — wol der Reihe nach weglassen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; mögen es andere thun — sie werden etwas auf zu rathen finden!" Dazu berichtet er an Zelter den 4. September 1831, wie er den vollendeten „Faust" einsiegelt, „wie es auch werden mag"! An Humboldt berichtet er dasselbe den 1. December desselben Jahres. Unüberlesen blieb der zweite Theil des „Faust" versiegelt bis nach seinem Tode.

Alles das soll nur daran erinnern, wie Goethe, der gern

*) Danach werden die Angaben H. Grimm's zu beurtheilen sein, der die „Iphigenie" in Prosa eine „völlig aufgegebene Vorarbeit" nennt zur „neuen Iphigenie, welche in Italien entstand".

auf- und abgehend producirte und lieber dictirte als schrieb, durchaus nicht geneigt war, am Schreibtisch zu sitzen und seine Werke umzuarbeiten. Die Fälle, wo er dies in jungen Jahren doch gethan, bespricht Bernays a. a. O., findet aber zugleich des Dichters Wort: „er sei von jeher in seinen Productionen wenig zu ändern geneigt gewesen", für die in Goethe's mittlerer und späterer Lebenszeit ausgeführten Arbeiten zutreffend. Ich fühle mich stark geneigt zu der Annahme, daß dies für den „Faust" im weitesten Umfange zutreffend sei.

Meine Ueberzeugung ist, daß der erste Theil von Goethe's „Faust" wol stückweise entstand, daß aber diese einzelnen Stücke, abgesehen von ganz geringen unwesentlichen Aenderungen, geblieben sind, wie sie im ersten Entwurf hingeschrieben wurden. Wirklich umgearbeitet wurde nur das eingelegte Lied „Der König in Thule". Eine durchgreifende Redaction des Ganzen ward nie vorgenommen.

Entstanden sind die einzelnen Theile (im großen und ganzen) in folgender Reihe: zuerst die Scenen, in denen Faust allein (dann mit dem Erdgeist, mit Wagner, mit Mephistopheles) auftritt, bis zu Auerbach's Keller. Diese Scenen konnten nur entstehen in der Zeit von Goethe's eigenem Titanismus, neben Götz, Prometheus, Werther. Es folgte hierauf eine Zeit des Verhältnisses zu Lili. Die Spannung läßt nach. Es entstand die Scene in Auerbach's Keller, und darauf wurde die Gretchen-Tragödie in Einem Guß niedergeschrieben. Das Herrlichste im „Faust". Die Liebesscene und die Kerkerscene. Neben ihnen entstanden die Anfänge des „Egmont".

Goethe kam nach Weimar. Die Gretchen-Tragödie war fast vollendet, aber als Faustdrama konnte sie nicht gelten. Unaufgeklärt war Faust's Verhalten und Verbleiben nach dem Tode von Gretchen's Mutter. Nur sein Wiedererscheinen vor Gretchen's Hinrichtung war klar. In der Zeit bis zur italienischen Reise wollte es dem Dichter aber nicht gelingen, die Dichtung zu fördern. Die Zeit des Titanismus war vorüber. Faust und seine Welt zusammt Mephistopheles interessirte den Dichter nicht mehr. Nur Gretchen erschien seinem Geiste noch wiederholt in einzelnen Bildern. Er schaltete dann die Scenen ein: Gretchen am Spinnrade, Gretchen am Brunnen, Gretchen im Zwinger, Gretchen im Dom.

In Rom schrieb er endlich unbegreiflicherweise die wenig erfreuliche Hexenküchenscene, vielleicht auch den Monolog Faust's in Wald und Höhle.

Als er nun 1789 den „Faust" für den Druck „fragmentirte", d. h. diejenigen Stücke davon auswählte, die als Fragment gedruckt werden sollten, ließ er namentlich zwei große zusammenhängende Theile weg. Der erste reicht von Vers 455 (nach Loeper's Verszählung; Scene vor dem Thor) bis Vers 1415. In dieser Partie ist die Vertragsscene enthalten. Der Dichter nahm eine Lage von Blättern aus dem Manuscript heraus und riß damit reimende Verse auseinander. Das nicht publicirte Manuscript schloß mit den Versen:

Mein Busen, der vom Wissensdrang gefüllt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen.

Und das unterbrochene Fragment beginnt mit der Fortsetzung:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem Innern selbst genießen.

Daraus dürfen wir wol schließen, daß das Vorhergehende nicht später erst gedichtet ist, sondern schon vorhanden war, als Goethe seinen „Faust" fragmentirte. Das zweite große Stück, das nicht mitgetheilt war, ist die Kerkerscene.

Der Dichter wollte diese beiden Stücke vorderhand nicht veröffentlichen, weil er sich in Bezug auf die Vertragsbedingungen vorläufig noch freie Hand lassen wollte, und weil er die Entfernung Faust's von Gretchen vor Publication der Kerkerscene erst noch zu motiviren hoffte. Dies geschah ja dann auch noch einigermaßen durch die Valentinscene (1800), die Walpurgisnacht (1801) und den Walpurgisnachtstraum (1797). Der Dichter nahm dann noch die alten Prosascenen: „Trüber Tag. Feld", und „Nacht. Offen Feld", in das Ganze auf. Die beabsichtigte Umarbeitung in Verse war aufgegeben. Damit war „der Tragödie erster Theil" vollendet, soweit er überhaupt vollendet wurde, und so erschien er 1808 das erste mal als Ganzes.

K. T. Schröer.

Neue Romanliteratur.

1. Dem Tode abgerungen. Roman von Valeska von Gallwitz. Zwei Bände. Breslau, Gosohorsky's Verlag. 1880. 8. 4 M.
2. Wenn Frauen hassen. Roman von F. Heukel. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 6 M.
3. Johannes Knade's Selbsterkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation von C. Quandt. Zwei Theile. Hamburg, Oemler. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder und novellistische Skizzen von Marco Brociner. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.
5. Lisbeth. Eine Lebensgeschichte. Der weiblichen Jugend erzählt von J. Brunold. Mit einem Farbendruck. Zweite Auflage. Leipzig, Albrecht. 1880. 8. 4 M.

Schon seit längerer Zeit ist nicht nur bei uns Deutschen, sondern auch bei andern Völkern auf dem Gebiete der Romanliteratur eine Art Ueberproduction zu Tage getreten. Berufene und unberufene Federn sind fortwährend auf diesem Arbeitsfelde thätig, und es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn die Resultate dieser emsigen Thätigkeit von sehr ungleichem Werth sind, wenn manche der dargebotenen

Arbeiten nur einen Scheinwerth haben und vor dem Richterstuhle einer strengern, aber immerhin unparteiischen und gerechten Kritik entweder gar nicht oder doch nur sehr schwach bestehen und das Zeugniß der Reife nicht erhalten. Dies gilt auch mehr oder weniger von einigen der vorstehend genannten belletristischen Productionen.

Die beiden erstgenannten Werke: „Dem Tode abgerungen" und „Wenn Frauen hassen", gehören wol zu der Species der sogenannten Familienromane. Sie haben weder einen geschichtlichen noch einen socialen Hintergrund, sondern begnügen sich damit, in einem verhältnißmäßig engen Rahmen einen psychologischen Conflict zur Lösung zu bringen. Ja die Arbeit von Valeska von Gallwitz (Nr. 1) verdient kaum, ebenso wenig dem Inhalt wie dem Umfange nach, den Namen eines Romans. Es ist nur eine lesbare Novelle. Die Haupthandlung spielt sich theils in Paris, theils auf einem Gute in der Nähe von Metz ab, ohne daß weder das Leben in Paris noch das in Frankreich überhaupt irgendwie näher geschildert wird. Die leitende Idee ist etwa folgende: Ein junges, schönes und edles Mädchen weist die Liebe eines braven Mannes, dem sie sich zu hohem Danke verpflichtet fühlt, zurück, weil sie arm ist; und als sie selbst reich wird, wagt der Mann es nicht, ihr seine Liebe zu gestehen: erst ernste Todesgefahr vermag die beiden Liebenden zu vereinigen. Die einzelnen in der Erzählung vorkommenden Personen sind mit Umsicht und Sorgfalt charakterisirt und treten deshalb klar und deutlich hervor; die Handlung, an sich nicht ohne Interesse, entwickelt sich sach- und naturgemäß, ohne Beihülfe gesuchter, künstlicher Mittel. Die Sprache ist dem Gegenstande angemessen und läßt wenig zu wünschen übrig.

Die Erzählung beginnt damit, daß sie uns den Helden der Geschichte, den jungen Arzt Dr. Etienne Devon, vorführt, wie er in seiner bescheidenen Wohnung in der Vorstadt Saint-Antoine (nicht Saint-Antoin, wie im Buche steht) noch spät in der Nacht wissenschaftlichen Studien obliegt. Da ertönt plötzlich die Nachtklingel und er wird zu seinem ersten Patienten gerufen, aber nicht in das Haus eines Reichen, sondern an das Krankenlager einer in größter Armuth befindlichen jungen Frau, deren feine Gesichtszüge auf frühere außerordentliche Schönheit hindeuten. Rettung war nicht mehr möglich; der Arzt konnte nur noch als Testamentsvollstrecker Hülfe leisten. Die sterbende Mutter übergab nämlich dem Dr. Devon ihr einziges Kind, ein liebliches, blondlockiges Mädchen, etwa fünf Jahre alt, und zwei Briefe. Das Kind, die kleine Alice, die Heldin der Erzählung, soll Devon zu der ebenfalls in Paris lebenden Schwester der Verstorbenen, die an einen reichen Bankier, Namens Rollin, verheirathet ist, führen und dieser den einen Brief überreichen; den zweiten Brief und den Trauring der Mutter, den sie ihrer Tochter als einziges Erbtheil hinterließ, soll er der letztern an ihrem sechzehnten Geburtstage einhändigen. Beide Aufträge werden von dem jungen Arzte, welcher zum Vormund der kleinen Alice bestellt wird, gewissenhaft vollzogen. Wir lassen hier, des bessern Verständnisses halber, in kurzen Worten das Schicksal der verstorbenen Mutter folgen, wie sie selbst es in dem Briefe niederschrieb, den Devon seiner Mündel an deren sechzehntem Geburtstage übergab. Sie war die Tochter eines kleinen, ehrbaren Gutsbesitzers und verlor schon in frühester Jugend ihre Mutter. Ihr Vater, durch den Verlust seiner Gattin tief daniedergebeugt, kümmerte sich wenig um seine Kinder. So wuchs das Mädchen in traurigen Verhältnissen auf. Ohne die leitende Hand einer Mutter und vom Vater wenig beachtet, folgte sie den Versprechungen eines Grafen Franchville und ließ sich wider den Willen ihres Vaters und des Vaters ihres Verlobten mit letzterm heimlich trauen. Doch das Glück dieser Ehe dauerte nicht lange. Die beiden jungen Gatten gingen nach der Schweiz; aber bevor ein Jahr verflossen war, sah sich Alicens Mutter von ihrem Manne verlassen. Sie ging jetzt nach Paris zurück, wo sie in stiller Zurückgezogenheit bei einer armen Wäscherin wohnte und durch Nähen für sich und ihr Töchterchen ein kümmerliches Brot verdiente. Hier fand sie Dr. Devon. Schmerz über ihr verlorenes Glück und bittere Nahrungssorgen hatten ihre einst blühende Gesundheit untergraben und einen frühzeitigen Tod herbeigeführt. Graf Franchville war, nachdem er vergeblich einige Nachforschungsversuche angestellt hatte und sie dann für untergegangen hielt, zu einer zweiten Ehe geschritten, die indeß kinderlos blieb. Er hatte nach dem Hinscheiden seines Vaters eine reiche Erbschaft angetreten und lebte still und zurückgezogen auf seinen Gütern, da auch seine zweite Frau bald gestorben war. Seinen Palast in Paris bezog er nur selten; die Erinnerung an seine erste Ehe und das damit verbundene Schuldbewußtsein hatten ihm seinen innern Frieden geraubt und zehrten am Mark seines Lebens.

Unterdessen war die kleine Alice im Hause ihrer Tante auch nicht auf Rosen gebettet. Sie spielte in der Familie Rollin die Rolle eines Aschenbrödels. Ihre Gestalt wie ihre Züge erinnerten lebhaft an die einstige Schönheit ihrer Mutter, aber gerade deshalb gewann sie nicht die Liebe ihrer Tante und ihrer Cousine Emmi, die sie stets nur wie ein ungern geduldetes, überflüssiges Mitglied der Familie behandelten und von ihr die Hülfsleistungen eines Dienstboten verlangten. Auch ihr Vetter André, der als Offizier ein sehr dissolutes Leben führte und namentlich dem Spiel sehr ergeben war, begegnete ihr stets in der übermüthigsten Weise. Das Einzige, was das unglückliche Kind aufzurichten vermochte, waren die trost- und liebreichen Worte Devon's, der Hausarzt bei dem Bankier Rollin geworden war und im Laufe der Zeit eine große Praxis erlangt hatte. Cousine Emmi war die ältere, und ihr Stolz empfand es schmerzlich, daß Devon, der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten sich den Titel eines Professors erworben und als praktischer Arzt bedeutenden Ruf genoß, sie nicht mit derselben Zuneigung behandelte wie das arme Stiefkind des Hauses. Jahr um Jahr hatte sie die Gefühle Alicens in ihrer Reinheit und Heiligkeit verletzt, sodaß letztere es für angezeigt hielt,

einen undurchdringlichen Schleier über die Liebe zu breiten, die in ihrem Herzen für Devon erwacht war. So geschah es, daß sie jede Annäherung Devon's, der ihr herzlich zugethan war, anscheinend kalt und schroff zurückwies, auch nachdem sie das sechzehnte Lebensjahr erreicht und von ihrem Vormund den Brief ihrer Mutter erhalten hatte, aus dem sie das Schicksal der letztern erfuhr. Um diese Zeit starb der Bankier Rollin; doch sollte das verhältnißmäßig große Vermögen, welches er den Seinigen hinterließ, diesen nicht zum Glück gereichen. Der Sohn verschwendete den auf ihn gefallenen Erbtheil in kurzer Zeit und machte seinem Leben durch Selbstmord ein Ende; die Tochter, welche einen Kameraden ihres Bruders geheirathet hatte, wurde von demselben, nachdem er ihr und ihrer Mutter Vermögen in Saus und Braus durchgebracht, schnöde verlassen. So fanden sich Frau Rollin und ihre Tochter Emmi bald in die gleiche Noth versetzt, in welche Alicens Mutter nach der Trennung von ihrem Gemahl gerathen war. Hier nun trat ein Wendepunkt in Alicens Leben ein. Professor Devon hatte einen intimen Freund, einen Hrn. von Musset, welcher in der Nähe von Metz ein Gut besaß. Nicht weit davon lagen auch die Güter des Grafen Franchville. Sobald er nur dazu Zeit fand, besuchte Devon seinen Freund, dem er wiederholt seine tiefe, innige Neigung zu Alice mitgetheilt und geklagt hatte, daß die Geliebte ihm stets, wenn auch achtungsvoll, doch kalt begegne. Bei einem solchen Besuche lernte er den Grafen Franchville kennen, und der Zufall fügte es, daß dieser von dem traurigen Geschick seiner ersten Frau und dem Dasein einer Tochter unterrichtet wurde. Der von Gewissensbissen geplagte, schwer kranke Mann lebte nicht mehr lange, sondern fand kaum noch Zeit, das von ihm begangene Unrecht dadurch bis zu einem gewissen Grade gut zu machen, daß er testamentarisch Alice als seine einzige Erbin einsetzte und Devon damit betraute, das Testament zu vollziehen. Dies geschah; die arme mutterlose Waise war nun die Besitzerin reicher Güter und schöner Schlösser. Eine ihrer ersten Handlungen war, daß sie sich mildthätig und hochherzig ihrer in Armuth gerathenen Tante und deren Tochter Emmi annahm. Was aber ihr Verhältniß zu Devon anbetraf, so gestaltete sich dasselbe kaum besser; denn wenn früher sie aus falschem Stolz kühl und zurückhaltend gegen den berühmten und wohlhabenden Arzt gewesen war, so benahm sich jetzt er aus dem ähnlichen Grunde ebenso gegen sie, die reiche Gräfin. Aus diesem Dilemma konnten die Liebenden nur durch ein besonderes Ereigniß gerettet werden. Als ein solches Ereigniß hat nun die Verfasserin ein grausiges Schneetreiben gewählt, in welches Alice durch Devon's Schuld geräth und in dem sie ihren Tod gefunden hätte, wenn nicht der Schuldige mit eigener Lebensgefahr sie gerettet. Selbstverständlich erfolgte nun ein offenes Aussprechen und bald darauf Verlobung und Heirath. So schließt die zwar nicht gerade großartig angelegte und mit vollendeter Kunst durchgeführte, doch immerhin lesenswerthe Erzählung.

Etwas bedeutender als „Dem Tode abgerungen" ist die schon eher als Roman zu bezeichnende Arbeit von F. Henkel: „Wenn Frauen hassen" (Nr. 2). Es war die Absicht des Verfassers, darzuthun, daß, wenn Frauen einmal gründlich hassen, sie sich dadurch nur zu leicht zu den schrecklichsten Thaten hinreißen lassen und, wie es an einer Stelle des Buchs heißt, „das Ewigweibliche in den Staub treten". Die Erzählung hat eigentlich zwei Helden und zwei Heldinnen; die erstern sind Horst von Schalken und Hans van der Werft, die letztern Nelly, die Nichte, und Marie Salome, die Tochter des Baron von Schalken. Es ergibt sich aus dem Verlaufe, daß die Heldinnen die Helden im Guten wie im Bösen an Kraft und Energie des Wollens und des Handelns übertreffen. Die Haupthandlung spielt auf zwei nahe beieinanderliegenden Gütern in Süddeutschland, in der Nähe von Freiburg. Das eine dieser Güter, der sogenannte Unterhof, gehört der Familie van der Werft, das andere, Rothenhof, dem Baron Horst von Schalken. Wir lernen zunächst die Besitzerin vom Unterhof kennen. Frau van der Werft hatte in ihrem bisherigen Leben, sie zählte bereits 52 Jahre, nur jene Tage glücklich genannt, welche sie mit ihrer Tochter, ihrem Liebling, ihrem Ideal, zusammen verbracht hatte, eine die andere beglückend. Als ihr diese Tochter durch unglücklich zusammentreffende Verhältnisse geraubt worden war, kannte sie nur noch die Gefühle der Rache und des Hasses. Sie hatte im dreißigsten Lebensjahre ihrem Vetter van der Werft, einem holländischen Offizier, die Hand gereicht, weil sie müde geworden war, mit ihrer stets kränkelnden, übel gelaunten Mutter zu leben, und hatte ihm nach deren Tode und dem Erbantritt des großen Vermögens den Vorschlag gemacht, wegen seines Lungenleidens einige Zeit nach Italien zu gehen, während sie sich mit ihrer kleinen Tochter Johanna nahe bei Freiburg ankaufte, um dort ungestört die geistige und körperliche Entwickelung dieses nicht allzu kräftigen Kindes zu überwachen. Als dem schmächtigen blonden Mädchen nach zehn Jahren noch ein Bruder beschert wurde, brachte dies Familienereigniß anstatt einer Annäherung der Gatten nur eine um so größere Spaltung hervor. Da van der Werft mit der vollen Liebe eines Vaters an dem Knaben hing, gewann die Eifersucht, mit welcher die Mutter fast ausschließlich für die Wohlfahrt ihrer Tochter sorgte, nur noch mehr Nahrung, und als er nach vier Jahren der Krankheit seiner Lungen unterlag, ward sein Sohn, an dem er bis zuletzt mit der innigsten Liebe gehangen, ein vereinsamtes, unbeachtetes Kind, welches kaum dann und wann die Ehre genoß, mit Mutter und Schwester spazieren fahren zu dürfen. Später vom Vaterhause entfernt, auf die Schule und die Universität gesandt, lernte er niemals eine glückliche Heimat kennen, lebte er in keiner Erinnerung, die ihm theuer, die ihm den Zauber glücklicher Kindheit bei liebenden und geliebten Aeltern über das Leben verbreiten konnte, die ihm ein gleiches Leben dereinst zu führen wünschenswerth erscheinen ließ. Im Grunde ein guter und ehrenhafter Mann, den die Natur

mit allen Gaben des Geistes und des Körpers überreich ausgestattet hatte, lebte er, da es ihm an Geld niemals fehlte, sorglos und ohne einen bestimmten Berufszweck zu verfolgen, in der Welt dahin, war bald in Frankreich, bald in Italien, bald in der Schweiz, zu zeiten auch wieder in Deutschland, stürmte von Genuß zu Genuß, bis ihm das Leben schal und reizlos vorkam, und suchte doch immer wieder nach Neuem, das seine blasirte Seele erfrischen und zerstreuen möchte. Wir lernen ihn in Dresden kennen, wo er mit seinem Universitätsfreunde, dem fleißigen und ordnungsliebenden Assessor Robert von Wilding, einen intimern Umgang pflog, ohne selbst einer dauernden Beschäftigung obzuliegen. Hier in Dresden hatte er zufällig die Bekanntschaft eines Barons von Eschen gemacht, der ebenfalls sehr reich war, ein üppiges Leben führte und weiter keine Tugenden besaß, als daß er ein gründlicher Pferdekenner und geschickter Reiter war, dabei gutmüthig und äußerst duldsam gegen die Schwächen seiner Nebenmenschen, auch gegen die seiner schönen und gefallsüchtigen Frau. Diese Frau war die Tochter einer in Armuth gerathenen Witwe, der Frau von Kreß, der Schwester des Barons Horst von Schalken, welchem das obenerwähnte Gut Rothenhof gehörte.

Zum bessern Verständniß des Folgenden ist hier zu erwähnen, daß Horst von Schalken einst mit der Schwester Hans van der Werft's verlobt war, von dieser Verlobung aber zurücktrat, weil er in heißer Liebe zu einer jungen, schönen und talentvollen pariser Schauspielerin entbrannte, die er auch schließlich heirathete und nach seinem Gute Rothenhof führte, wo sie jedoch bei der Geburt einer Tochter, Marie Salome, starb. Hier beginnt nun der erste Conflict der Erzählung, herbeigeführt durch den tiefen, rachsüchtigen Haß, mit welchem Frau van der Werft den Baron von Schalken verfolgt und dafür zu strafen bemüht ist, daß er die Verbindung mit ihrer so heißgeliebten Tochter Johanna auflöste und dadurch wahrscheinlich zu dem frühzeitigen Tode dieses armen schwächlichen Wesens beitrug. Als nämlich Horst von Schalken nach dem Tode seiner Frau, vom Schmerz übermannt und jeder ruhigen Ueberlegung unfähig, abgereist war und sein nach dem Urtheil eines herbeigerufenen Arztes kaum lebensfähiges Kind der Obhut eines treuen Dieners übergeben hatte, wußte sich Frau van der Werft dieses Kindes zu bemächtigen und gab dasselbe gegen eine karge Entschädigung an ganz arme Leute, die es als ihr eigenes aufzogen. Daß die Schwester von Schalken's, Frau von Kreß, hier nicht intervenirte, erklärt sich daraus, daß dieselbe nie mit ihrem Bruder auf einem guten Fuße stand und, selbst arm, ihn mit ihrer Tochter Nelly zu beerben hoffte. Außerdem unterstützte Frau van der Werft die bequeme, herzlose, in hohem Grade egoistische Frau von Kreß und ließ deren Tochter Nelly zu Montreux in der Schweiz erziehen. Da die von der Mutter geplante Verbindung der zu einer üppigen Schönheit herangewachsenen Nelly mit Hans van der Werft scheiterte, wußte sie eine Heirath zwischen dieser ihrer Tochter und dem mit irdischen Gütern reich gesegneten Baron von Eschen herbeizuführen. Während nun Nelly als Frau von Eschen in Dresden Hans van der Werft zu fesseln verstand und an verschiedenen Orten in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich mit ihm in nähere Beziehung trat, ohne ihn jedoch vollständig für sich zu gewinnen, hatte der Zufall es so gefügt, daß die alte Frau von Eschen, Nelly's Schwiegermutter, die bei Bauersleuten aufgewachsene, von Frau van der Werft aber als gestorben ausgegebene Marie Salome von Schalken als Gesellschafterin ihrer geistig und körperlich sehr schwachen Tochter Marie zu sich genommen hatte. Marie Salome genoß mit ihrer Gespielin denselben Unterricht, war ein sehr aufgewecktes Mädchen und erblühte im Laufe der Zeit zu einer zwar zarten, aber wunderlieblichen Jungfrau. Sie war ein vollständiges Ebenbild ihrer so jung verstorbenen Mutter, hatte aber zum Unterschied von ihrer Gespielin Marie von Eschen, die indeß bald eine Beute des Todes wurde, den Namen Marianne annehmen müssen. Unter diesem Namen finden wir sie in Rothenhof, wo sich die alte Frau von Eschen aufzuhalten pflegte, wieder, und zwar zu derselben Zeit, als dort aus verschiedenen Veranlassungen Frau von Kreß, Nelly und ihr Gemahl, Hans van der Werft und Horst von Schalken zusammengekommen waren. Jetzt schürzt sich der Knoten der Erzählung immer enger zusammen. Um unpassenden Anträgen des Baron von Eschen zu entgehen, fand sich Marie Salome oder, wie sie damals genannt wurde, Marianne veranlaßt, heimlich nach dem Unterhof zu flüchten, wo sie mit Bewilligung der immer schwächer und kränker werdenden Frau van der Werft bei deren alter Haushälterin Frau Rieth ein Unterkommen findet, obschon sie sich, um nicht nach Rothenhof zurückgebracht zu werden, sehr versteckt halten muß. So zierlich und klein ihr Körper, so groß und muthig war ihr Geist. Sie wollte in irgendeiner Weise sich eine selbständige Existenz gründen; an Fleiß, Geschicklichkeit und Kenntnissen fehlte es ihr nicht; letztere hatte sie sich ja bei dem mit Marie von Eschen zusammen genossenen Unterricht erworben. Ihr Herz fühlte sich zu niemand besonders hingezogen; nur Hans van der Werft, der sie bis dahin kaum beachtet hatte, war ihr nicht ganz gleichgültig. Frau van der Werft aber ahnte nicht, daß sie in Marianne dem Mädchen, das sie aus grenzenlosem Haß und Rachegefühl heimat- und namenlos gemacht, unter ihrem eigenen Dach einen Zufluchtsort gewährt hatte. Damals gerade fühlte die Frau ihr Ende herankommen; sie konnte es sich nicht versagen, noch bevor der Tod ihre Lippen schloß, Horst von Schalken, den sie für den Mörder ihrer Tochter Johanna hielt, mit eigenem Munde die Mittheilung zu machen, daß sie es gewesen, die auch ihm seine Tochter geraubt und dieselbe unter „Bettelvolk" hätte verschwinden lassen. Sie ließ den früh gealterten, von einem tiefen innern Schmerz gefolterten Mann an ihr Krankenlager rufen und sagte ihm mit matter Stimme, daß sie am Sterbebett ihrer Tochter einen Schwur gethan, deren Tod zu rächen, und diesen Schwur

habe sie gehalten. Sie habe sein Kind, eine Tochter, verschwinden lassen; ob es noch lebe, wisse sie nicht. Bald nach diesen Worten fiel sie bewußtlos in ihre Kissen zurück und verschied.

So endigt der erste Band des zweibändigen Henkel'schen Romans. Im zweiten Bande wird nun erzählt, wie Horst von Schalken bemüht ist, seine Tochter, die doch so nahe bei ihm war, aufzufinden. Nach langem Umherirren gelingt ihm dies endlich, da auch Hans van der Werft, um die Schuld der Mutter zu sühnen, ihm dabei behülflich ist. Das Wiederfinden und die Wiedererkennungsscene zwischen Vater und Tochter sind von dem Verfasser meisterhaft dargestellt. Ebenso ist die verbrecherische, leidenschaftliche Liebe Nelly's zu Hans van der Werft mit glühenden Farben geschildert. Wohl reißt sich letzterer endlich aus den Banden des dämonischen Weibes los, da er in Marie Salome von Schalken das Wesen gefunden zu haben glaubt, die ihn trotz all seiner Irrungen noch glücklich machen könne. Sein Freund Robert von Wilding steht ihm dabei treu und umsichtig zur Seite. Aber jetzt flammt auch der Haß Nelly's hoch auf. Sie zerreißt die fein angebahnte Verbindung und zerstört mit frecher Hand unschuldige Liebe, reine Gefühle. Nachdem sie van der Werft, der kaum von einer schweren Krankheit genesen war, durch ihr plötzliches Erscheinen und ihre Bekenntnisse in einen Zustand vollkommener Schwermuth zurückgeworfen hatte, gerieth sie mit ihrem Manne in Zwistigkeiten, in die auch van der Werft mit hineingezogen wurde. Er konnte der Herausforderung dieses Herrn nicht wohl aus dem Wege gehen und suchte die Sache sogar mit einer gewissen Hast zu beenden. Das Duell fand in der Nähe von Interlaken statt, Assessor Wilding war sein Secundant. Baron von Eschen hatte den ersten Schuß, und seine Kugel drang in die Schulter seines Gegners. Dieser hatte noch so viel Kraft, den zweiten Schuß zu thun; die Kugel traf Hrn. von Eschen in den rechten Arm, der allerdings steif blieb, aber Hans van der Werft erlag seiner Wunde. Fräulein von Schalken eilte auf diese Nachricht zu ihm, er erkannte sie noch und hauchte an ihrer Brust sein Leben aus. Er wurde in Interlaken begraben. Alljährlich reisten von Wilding und Marie von Schalken hinüber und bekränzten das einsame Grab. Nelly ließ sich von ihrem Manne scheiden, lebte einige Zeit bei ihrer Mutter und ging dann mit einem jungen Schauspieler nach Amerika, wo sie ebenfalls die Bühne betrat. Hans van der Werft hatte sein ganzes Vermögen seinem Freunde Wilding vermacht und ihn gebeten, auf dem Unterhofe, wo so lange Haß und Misgunst geherrscht, Liebe und Vergebung walten zu lassen. Das geschah auch, denn Wilding verheirathete sich und führte auf dem Gute seines unglücklichen Freundes die glücklichste, segensreichste Ehe, Frieden und Freude um sich verbreitend. Marie Salome, welche von ihrem Vater Rothenhof geerbt, gründete daselbst ein großes, wohlgeleitetes Waisenhaus. Ob sie unvermählt geblieben, wird nicht erzählt.

Alles in allem genommen ist der Roman „Wenn Frauen hassen" eine wohlgelungene Arbeit. Die Charakterzeichnung ist wahr und markig, der Gang der Handlung lebhaft und künstlerisch gegliedert. Der Stil ist einfach und edel, auch die eingestreuten Naturschilderungen sind voll Poesie, und selbst die Nebenfiguren, wie z. B. die alte Haushälterin Frau Rieth, sind mit Liebe und Sorgfalt behandelt.

Mit den andern drei der obengenannten Bücher können wir uns kürzer fassen.

Was zunächst die Erzählung von C. Quandt: „Johannes Knade's Selbsterkenntniß" (Nr. 3), betrifft, so hat dieselbe unleugbar eine religiöse Tendenz. Eine gewisse Tendenz wird nun zwar jedes Kunstwerk, also auch eine „historische Erzählung" — und so ist die vorliegende Arbeit auf dem Titelblatt bezeichnet — haben müssen, weil damit eine Wirkung erzielt werden soll, sei es nun zu erheitern, zu unterhalten, oder zu erheben und innerlich zu befreien. Es will und soll dies durch die Darstellung und durch die Form, in der das Kunstwerk geboten wird, erreicht werden. Beides ist aber durch den Stoff, den Inhalt in hohem Grade bedingt; daher es letzterer auch selbst ist, durch welchen jene Tendenz erreicht werden kann und soll. Ob nun aber ein positiv religiöser Inhalt, in der entsprechenden Form und mit der entschiedenen Tendenz, eine religiöse Wirkung zu erzielen, zur Darstellung gebracht, einen bedeutenden belletristisch-ästhetischen Werth beanspruchen kann, das erscheint uns mindestens sehr fraglich. Wir finden es begreiflich, wenn religiöse Organe, wie die von Professor Luthardt herausgegebene „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung", die in Rede stehende Erzählung, welche zuerst in dem strengreligiösen Familienblatt „Quellwasser fürs deutsche Haus" zum Abdruck kam, besonders lobend erwähnen und dabei hervorheben, daß dieselbe nicht nur „erbaulich unterhalte", sondern auch „tief belehrend erbaue", und „unter dem künstlerischen Gesichtspunkte den namhaftesten neuern Dichtungen gleichzustellen sei". Anders aber stellt sich die Sache, wenn eine freie und unabhängige, nicht durch religiöse Richtungen beeinflußte Kritik einen rein künstlerischen, in erster Linie den poetisch-ästhetischen Werth berücksichtigenden Maßstab an die vorliegende Erzählung anlegt; in diesem Falle halten wir es für sehr zweifelhaft, ob das C. Quandt'sche Werk dieselben Lobsprüche erhalten wird, welche ihm seitens der genannten religiösen Zeitschrift zutheil wurden. Unter allen Umständen aber ist „Johannes Knade's Selbsterkenntniß" eine beachtenswerthe literarische Erscheinung, die in dem Rahmen eines sich in und um Danzig bewegenden reichen Culturbildes aus der Anfangszeit der Reformation, als die „wittenbergische Nachtigall" ihre Stimme ertönen ließ, das Seelenleben und die Schicksale des Johannes Knade dem Leser vorführt. Den Mittelpunkt der Erzählung, der eine alte Familienchronik zu Grunde liegt, bildet der Predigermönch Knade und sein späteres Ehegemahl Anna Rastenburger. Ob die Verfasserin, denn einer Dame verdanken wir das vorliegende Buch, darin glücklich gewesen

ist, daß sie bei ihrer Arbeit die Sprache des 16. Jahrhunderts möglichst getreu in Anwendung gebracht hat, lassen wir dahingestellt sein, wenn auch zugestanden werden mag, daß für den gewählten Stoff und für die beabsichtigte Tendenz der Chronikenton nicht ungeeignet ist.

In vieler Beziehung bildet die Schrift von Marco Brociner: „Aus zwei Zonen" (Nr. 4), einen schneidenden Gegensatz zu der eben charakterisirten historischen Erzählung von C. Quandt. Wie sich die letztere durch einen religiös-sittlichen Ernst und eine gewisse Keuschheit der Empfindung auszeichnet, so macht sich in den rumänischen Culturbildern und novellistischen Skizzen M. Brociner's überall ein Hautgoût bemerkbar, der sich oft bis ins Unerträgliche steigert. Der leichte, ins Geistreiche schillernde, pikante Stil entschädigt kaum für die sittenlosen Roheiten, die dem Leser geboten werden. Das Leben und die Sitten in Rumänien mögen ja sehr im Argen liegen, wenn sie aber in so dreister Weise und mit so starken Farben aufgetragen und geschildert werden, wie es hier geschehen ist, dann geht jeder ästhetische Genuß verloren. Die Sprache, so gewandt und prickelnd sie auch an manchen Stellen sein mag, gefällt sich doch zu häufig in den vulgärsten Redewendungen. So heißt es z. B. bei der Schilderung einer öffentlichen Wahl:

> Die Folge dieser rührenden und phantasievollen Proclamation war mindestens ein halb Dutzend Ohrfeigen, die Hr. Lupasco vor dem Rathhaus erhielt, kurz darauf, nachdem die genannte Proclamation an den Straßenecken affichirt worden war. Der freigebige Ohrfeigenvertheiler war kein Geringerer als unser guter Freund, Hr. Gergeli, der politische Famulus des Hrn. Mandiano. Daß Hr. Gergeli bei dieser Gelegenheit eine gediegene Tracht Prügel durch den Gutsverwalter des Hrn. Lupasco über sich ergehen lassen mußte, ist zwar in der Folge von erstern in der bestimmtesten Weise bestritten worden, ist aber gleichwol eine Thatsache.

In diesen drei Sätzen schwirrt es ordentlich von Ohrfeigen und Prügeln. Wir verzichten darauf, noch mehr Beispiele von der unschönen und unsaubern Schreibweise des Verfassers, der, wie uns bedünken will, kein Deutscher ist, zu geben, und bemerken nur noch, daß er sein schwer qualificirbares Buch einer Dame „in herzlicher Verehrung" zu widmen gewagt hat.

Schließlich erwähnen wir noch kurz der elegant ausgestatteten Schrift von F. Brunold: „Lisbeth" (Nr. 5). Der Verfasser, welcher sich trotz seines Alters noch eine jugendliche Frische der Anschauung bewahrt hat, entrollt uns in der genannten Erzählung, die vorzugsweise der weiblichen Jugend gewidmet ist, das Bild eines Menschenlebens von den frühesten Anfängen bis zu seiner Blütezeit. In ungezwungener Weise ist der letzte große Deutsch-Französische Krieg in die anmuthige Erzählung eingewoben, deren Heldin ein vielgeprüftes Mädchen ist, welchem Vater und Mutter sterben, das sich aber muthig aufrafft, durch Pflichttreue und starke Willenskraft alle Widerwärtigkeiten besiegt und „lichten Sonnenschein in das Leben seiner Mitmenschen fallen läßt". Daß manche werthvolle pädagogische Winke dem kleinen Buche eingestreut sind, thut demselben keinen Abbruch. Rudolf Doehn.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Läuterung. Gedichte von G. Ressel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.
2. Aus fernen Tagen. Gedichte von Fritz Dannemann. Bremen, Kühtmann u Comp. 1880.
3. Aus vergangener Zeit. Gedichte von Mathilde Raven. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. Gr. 16. 3 M.
4. Schwanwitt. Ein Märchen in funfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Sechste Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 4 M.
6. Aus Westminster-Abtei von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage, reich vermehrt und verschönert. Stuttgart, Göschen. 1880. 16. 3 M. 60 Pf.
7. Des Pfalzgrafen Tochter. Eine Erzählung von Karl Esselborn. Stuttgart, Greiner. 1880.
8. Schein. Ein Skizzenbuch in Versen von Karl Hoff. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.
9. Rosen und Dornen. Gedichte von Otto Haendler. Kassel, Klaunig. 1880. 8. 3 M.
10. Aus unserer Zeit. Poetisches Gemälde von Friedrich Busse. Erstes Buch. Hannover, Hahn. 1879. Gr. 16. 3 M.
11. Christoph Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache. Berlin, C. Duncker. 1879. 16. 4 M.
12. Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Alexander Reifferscheid. Heilbronn, Henninger. 1879. Hoch 4. 8 M.

In der Verlegenheit, nach welchen Gesichtspunkten die uns zur Besprechung vorliegenden Gedichtsammlungen am schicklichsten zu ordnen seien, erschien es uns nicht unangemessen, die neuen Bücher einmal nach den Ortssitzen der Verlagshandlungen zusammenzustellen. Die Firma Kühtmann u. Comp. in Bremen ist mit fünf Sammlungen ins Feld gerückt; aus Stuttgart liegen drei, aus Kassel, Hannover, Berlin und Heilbronn je ein Band zur Beurtheilung vor. Wir machen den Anfang mit den bremer Beiträgen, freilich ohne die Hoffnung, einen „Messias" der Dichtkunst in denselben zu entdecken.

Die unter dem Titel „Läuterung" zusammengestellten achtzehn Gedichte von G. Ressel (Nr. 1) lassen nach

Form und Gehalt eine künstlerische Läuterung noch vermissen.

Auch die Gedichtsammlung von Fritz Dannemann: „Aus fernen Tagen" (Nr. 2), zeigt auf keiner Seite dichterische Eigenart. Der Poet nennt sein Herz, wenig geschmackvoll, einen von der Liebsten Küssen durchloderten Minnegesang; aber dieser Minnegesang ist ohne alle Glut der Empfindung, so artig er sich auch im einzelnen zu geben weiß. Den schwächsten Theil des Buchs bilden die Romanzen und Balladen. Unglücklich gewählte oder abgenutzte Stoffe! Auch in den Abtheilungen „Bunte Blätter" und „Nachlese" findet sich, trotz mancher glücklichen Strophe, kein echter poetischer Vollklang, während der Humor des letzten Abschnitts „Scherz und Satire" auf Stelzen geht oder in das Banale verfällt. Von den Liedern möge eins zur Probe mitgetheilt werden, um zu zeigen, wie die lyrische Stimmung des Verfassers vergebens nach individuellem Ausdruck strebt:

Auf den öden, finstern Straßen
Wogt der Nebel kalt und feucht,
Mit verdrossnem Ruf der Wächter
Einsam nur vorüberschleicht.

Nur der Nachtwind in den Bäumen
Flüstert mit dem welken Laub,
Und erbebend sinkt es leise
Sterbend nieder in den Staub.

Von der alten Kathedrale
Dumpf die Geisterstunde dröhnt,
Und das Echo in den Gassen
Rund umher gespenstisch stöhnt.

In der Ferne dort im Fenster
Freundlich mir entgegenlacht,
Eine Stimme süß und helle
Lockt mit wunderbarer Macht.

Schweigend lausch' ich, bis des Liedes
Holder Frühlingsgruß verklingt,
Bis der Lampe sanfter Schimmer
Träumerisch in Nacht versinkt.

Das scheint ganz artig, und dennoch ist es im Grunde nichts als ein matter Zusammenklang von lyrischen Reminiscenzen, eine Verschmelzung dichterischer Wendungen, die, Allgemeingut geworden, nur zusammengestellt zu werden brauchen, um ein immerhin lesbares Lied hervorzubringen. Nebel, mitternächtige Kathedrale, gespenstiges Echo, Lichtschimmer in der Ferne — Elemente genug für ein stimmungsvolles lyrisches Gedicht! Und wie oft haben die Poeten das nicht in allen Tonarten gesungen!? Aber wie, um einen Spruch Goethe's anzuwenden, hundert graue Pferde nicht einen einzigen Schimmel machen, so machen hundert graue Reminiscenzen noch kein einziges original schimmerndes Gedicht. Und an diesem allgemein zugänglichen Reichthum Jahrzehnte hindurch ausgeprägter und stets aufs neue zusammengewürfelter lyrischer Wendungen, an diesem sprachlich-dichterischen Vorrath, der Tausende von Federn zu versorgen weiß, an diesem „ewig Gestrigen" zahllos wiederholter Empfindungen krankt die Ueberproduction der heutigen Lyrik in bedenklicher Weise. Die Unempfindung tritt in zwei Drittheilen der lyrischen Schöpfungen unserer Tage unzweifelhaft hervor, und Meister Goethe behält recht, wenn er sagt: „Es werden jetzt Productionen möglich, die Null sind, ohne schlecht zu sein: Null, weil sie keinen Gehalt haben; nicht schlecht, weil eine allgemeine Form guter Muster den Verfassern vorschwebt."

In zweiter Auflage liegen die Gedichte von Mathilde Raven vor: „Aus vergangener Zeit" (Nr. 3). Hier hören wir im ganzen selbständigere Töne. Gleich das in flüssigen Ottave rime geschriebene Eingangsgedicht „Meiner Mutter", von welcher sie die „Lust zum Fabuliren" ererbt zu haben bekennt, nimmt für die Verfasserin ein. Ihre Harfe entsendet manchen empfindungsvollen Klang, aber das Instrument ist nicht immer rein gestimmt; Rhythmus und Silbenmessung veranlassen manche Dissonanz, die den vollen Accord der dichterischen Stimmung trübt; im Ausdruck, der oft hart an das Prosaische streift, zeigt sich die Sängerin nicht immer wählerisch; in den Distichen „Mondscheinbilder" und „Rosengeheimniß" finden sich nicht weniger als neun Pentameter, in deren zweiter Hälfte Trochäen an Stelle des gebotenen Daktylus stehen und den Tonfall des Fünffüßlers stocken machen. Und die äußerste Sorgfalt in der Handhabung der Form sollte sich doch jeder heutige Poet zur Pflicht machen! Nur die vollste Eigenart einer dichterischen Schöpfung kann uns über gelegentliche Mängel der Form hinwegsehen lassen; wo sich in der Mehrzahl aber das Alte nur in neuem Gewande gibt, da verlangen wir unerbittlich die höchste Sauberkeit und Correctheit.

Besonders gelingen der Verfasserin anmuthige und sinnig durchgeführte Naturschilderungen, in welchen sie an den liebenswürdigen Hebel, den Sänger der alemannischen Gedichte, erinnert. So kann das in Hexametern verfaßte Poem „Sommernacht" sein Vorbild, Hebel's ebenfalls hexametrisches Gedicht „Die Wiese", nicht verleugnen. Wenn Hebel dem unter dem Bilde eines „Mädelchens" vorgestellten Flüßchen, während es den Bergabhang hinabspringt, die Worte zuruft:

Alleweil andere Weg' und alleweil andere Sprünge!
Fall' mir nicht von dem Abhang dort! — Da haben wir's!
Richtig!
Hab' ich dir das nicht gesagt! —

so ruft Mathilde Raven den sich im Dunkel auf einmal hervordrängenden Sternen zu:

Behutsam! Es gibt noch ein Unglück!
Hui! Da purzelt schon einer kopfunter herunter vom Himmel!
Haltet ihn! Ach, zu spät! Schon liegt er im Gras auf der Nase.
Armer Schelm! So geht's! Das kommt heraus bei dem Vorwitz!

Die liebliche Dichtung „Sommernacht" wird übrigens in ihrer Gesammtwirkung durch einige recht verunglückte, gleich jenem Stern auf die Nase gefallene Hexameter beeinträchtigt; z. B. wenn von der vor dem Monde flüchtenden Nachteule gesagt wird, sie fliehe „wie ein Dieb, wenn die Leuchte des Nachtwächters glänzt um die Ecke".

Neben manchem Bedeutungslosen und dem Gebiet hausbackener Gelegenheitsreimerei Angehörigen, durch dessen Ausscheidung die Sammlung offenbar gewonnen hätte, bleibt indeß eine erfreuliche Anzahl stimmungsvoller Lieder übrig, die eine leicht und gefällig gestaltende Begabung erkennen lassen. Wir geben zur Probe das nachstehende Lied, das bis auf die vorletzte, aus Rückert's „Liebesfrühling" erborgte Zeile poetisches Eigenthum der Dichterin ist:

Wenn ich dich küsse, drückst du mich ans Herz,
Ans treue Herz mit inniger Geberde;
Dann fragst du mich (ist's Ernst dir oder Scherz?),
Ob ich wie heut dich immer lieben werde.

Du fragst ja nicht, wenn du die Sonne siehst,
Ob sie auch morgen wieder golden glühe;
Wenn dich des Frühlings Blumenauge grüßt,
Ob er im künft'gen Jahre neu erblühe;

Horchst sicher auf der Nachtigallen Lied,
Du weißt, sie singen stets die süßen Klagen:
Was fragst du, ob dies Herz, das für dich glüht,
Stets liebeselig für dich werde schlagen?

Ist Lieb' nicht ewig nach des Himmels Schluß,
Wie Sonne, Lenz und Nachtigallenlieder?
Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß:
Komm, küsse mich, und frage mich nicht wieder!

Aber nicht nur im Lyrischen, auch im Epischen bewegt sich Mathilde Raven nicht ohne Glück. Der Gedichtcyklus „Die Insel", in welchem verschiedene Maße kunstmäßig zur Anwendung gelangen, bekundet eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft und zeigt eine Anzahl von Bildern und Gleichnissen, die auf Eigenartigkeit Anspruch erheben dürfen.

Eine weitere epische Gabe derselben Verfasserin ist das in sechster Auflage erschienene Märchen in funfzehn Gesängen: „Schwanwitt" (Nr 4), eine anmuthige Variation des alten Undinenmythus, anspruchslos und gefällig, hier und da von wohlthuender Frische des Ausdrucks, von klangvollen Liedern durchzogen. Von besondern Reiz ist der vierte Gesang, ein echtes Märchenidyll, in welchem Schwanwitt, die Fee, unter ihrer Mutter Leitung zum ersten mal die Oberfläche des Meeres und die Wunder des festen Landes gewahr wird.

Die bei weitem bedeutendste Spende der diesmaligen Sendung des Kühtmann'schen Verlags bilden die von Otto Baisch mit großem Geschick verdeutschten Dichtungen von Alfred de Musset (Nr. 5). Der Uebersetzer beginnt mit zwei größern, an die epische Form anknüpfenden Poesien seines Meisters, „Namouna" und „Rolla", deren letztere auch kürzlich in einer trefflichen Uebertragung von Ludwig Ganghofer in den von Max Stempel herausgegebenen „Deutschen Monatsblättern" veröffentlicht worden ist. Wenn in dem Vorworte behauptet wird, daß in Musset der echt französische Geist zur vollen künstlerischen Entfaltung gelangt sei, so ist dem gewiß nur beizupflichten; aber gerade deswegen werden Dichtungen wie „Namouna", deren Empfindungsgehalt deutsch-nationaler Eigenart in Fühlen und Auffassen allzu sehr widerspricht, die deutsche Lesewelt zum mindesten befremden, wenn nicht gar abstoßen. „Namouna" mag funkeln und gleißen von Geistesblitzen, mag blenden durch Feinheit und Witz, anmuthen hier und dort durch Grazie des Humors: dennoch wird die Art und Weise, in der die Pointe des Schlusses, „daß nur Eine Nacht hienieden dem Glück vergönnt ist", mehr herbeigezerrt als herbeigeführt wird, bei der Mehrzahl deutscher Leser einen ästhetischen Widerwillen hervorrufen. Das System des Liebesgenusses, das Hassan vom Strand der Seine in den Orient mit hinübernimmt, wird man vergeblich bemüht sein, auch ohne alle Pedanterie, selbst in die schlüpfrigsten Paragraphen germanischen Liebessystems einzuordnen. Die Uebersetzung aber gerade dieser Dichtung scheint Baisch vorzüglich gelungen; keine Schwerfälligkeit des Ausdrucks noch Verrenkung des Satzbaues erinnert an die Schwierigkeiten, mit denen der Dolmetsch zu ringen hatte. Freilich hat er hier, und gewiß nicht zu Ungunsten seiner Uebertragung, den Alexandriner aufgegeben und durch den iambischen Quinar ersetzt, den er in sechszeiligen Strophen angeordnet hat.

Die zweite Dichtung des Bandes bildet „Rolla". Während der obenerwähnte Ganghofer in seiner Umdichtung den Alexandriner beibehält, ohne Furcht vor dem so oft verketzerten eintönigen Gleichtakte der Vershälften, hat sich Baisch dadurch zu helfen gesucht, daß er dem Renner aus Boileau's Schule, wie Freiligrath den Alexandriner nennt, ein deutsches Zaumzeug anlegte, das heißt, nach jeder dritten Hebung eine regelmäßig wiederkehrende Senkung einschaltete und durch diese anscheinend so geringfügige Zuthat das französische Maß in das Schema des deutschen modernisirten Nibelungenverses hinüberspielte. Freilich, der Vers, in dem Uhland seine Romanzen geschrieben, Anastasius Grün von dem „Letzten Ritter" gesungen, dieser echt deutsche Vers scheint wenig geeignet, den echt französischen Gehalt jener Dichtung wiederzuspiegeln. Man hat das Gefühl, als ob die blondlockige, keusche und sittige Strophe der Deutschen sich habe decolletiren müssen, um mit dem leichtgeschürzten, gelegentlich cynischen Fremdling wetteifern zu können. Setzt man sich indessen über diesen Zwiespalt zwischen Form und Inhalt hinweg, so hat allerdings der Vers, den Baisch gewählt, die größere Mannichfaltigkeit für ein deutsches Ohr voraus. Man vergleiche die Verse zu Anfang des zweiten Gesangs.

Ganghofer:

Von allen Wüstlingen der ersten Stadt der Welt,
Die stets, an Laster alt, das Laster jung erhält,
Wo überfüllt der Markt, da Wollust schwach im Zoll,
Kurzum der Stadt Paris, — war's Jakob Rolla wohl,
Der es am ärgsten trieb; — nie lag im bleichen Strahl,
Der zitternd sich durchs Glas der Schenkenlampe stahl,
Solch ungefüges Kind mit aufgestütztem Arm
Bei lautem Würfelspiel des Tisches Marmor warm.

Baisch:

Von allen tollen Schlemmern in jener Stadt der Welt,
In der die Sittenfreiheit beherrscht das reichste Feld,

Der ältesten und größten an Lastern: in Paris,
Von allen tollen Schlemmern der schlimmste Jacque Rolla hieß.
Nie saß in den Tavernen beim zitternd matten Licht
Der ärmlichen Laternen ein zügellos'rer Wicht,
Auf die Ellenbogen gelümmelt (!) mitten im Kreis der Zecher,
Wol auch bei dampfender Mahlzeit oder beim Würfelbecher.

Die letzten zwei Zeilen zeigen, wie Baisch an vielen Stellen auch einen freiern Rhythmus in der Anordnung von Hebung und Senkung, nach dem Vorbilde des alten Nibelungenverses, nicht verschmäht. In Bezug auf die dichterische Werthschätzung „Rolla's" verweisen wir auf Ganghofer's Vorrede zu seiner Uebertragung und auf Paul Lindau's treffliches Buch über Alfred de Musset. Mit Recht weisen beide Autoren darauf hin, daß der versöhnende Abschluß des Gedichts nicht über seinen Schöpfer den Stab brechen läßt. Wir sympathisiren mit einem Helden nicht, der nach Verlotterung seines Vermögens, ruinirt, ohne Hoffnung, am Abend des letzten Tags mit geleerten Taschen sein junges Liebchen aufsucht, für dessen Besitz er einen Theil seiner Habe hingegeben, um sich nach einer letzten Liebesnacht im Bette der Dirne zu vergiften. Und dennoch rührt und ergreift uns der Schluß der Dichtung in seiner „traurigen Schönheit".

Die lyrischen Dichtungen des Bandes lassen uns den Sänger immer lieber gewinnen. Welche Echtheit und Aufrichtigkeit der Empfindungen! In den erotischen Gedichten welche Poesie der Sinnlichkeit, z. B. in den Liedern aus Spanien, eine Poesie, die das Gewagteste aussprechen darf, ohne zu verletzen! Man höre ein paar Strophen:

Hör', Holde, das erfreute
Gebell der scharfen Meute,
Die an der Koppel nagt!
Die Füßchen in den Bügel,
Die Händchen an den Zügel,
Wohlauf zur frohen Jagd!

Erst aber, Liebchen, kleide
Dein weißer Arm in Seide
Die göttlich schöne Brust;
Noch in des Kissens Falten
Ist ihre Form enthalten
Zu süßer Ahnungslust.

Nun von der Stirne leise
Streicht deine Hand, die weiße,
Das Haar so schwarz und fein,
Verwoben früh zu Flechten,
Die wir in stillen Nächten
Auflösen im Verein.

Die lichte Schärpe hülle
Um deiner Schultern Fülle,
Um deinen Leib geschwind,
Und in dem Mantel munter
Trag' ich, mein Lieb, hinunter
Dich wie ein schlummernd Kind.

Eine Perle ist das Gedicht „Venedig", in welchem das nächtliche Schweigen der verschlafenen Lagunenstadt mit unvergleichlicher Anschaulichkeit geschildert wird, während die Schönen hinter den Riegeln sich zum Maskenfeste rüsten, und der Poet die Küsse seines Liebchens zählt. Ganz originelle Bilder entfaltet die Ballade an den Mond; gedankenreich und voll tiefster Empfindung sind die Zwiegespräche des Dichters mit seiner Muse in den Poesien „Mainacht", „Augustnacht", „Octobernacht"; das Gedicht „Die Hoffnung auf Gott" erklingt wie ein gigantischer Schmerzensruf, den der Jammer und das Elend der Welt dem Sänger auf die Lippen gelegt.

Wir geben zum Schlusse als weitere Probe der Uebersetzungskunst des für seinen Dichter wahrhaft begeisterten Autors das Poem

Impromptu
(als Antwort auf die Frage: „Was ist Poesie?")

Erinnerungen und Gedanken fassen,
Um einen Goldstab sie sich ranken lassen,
Bewegt und doch gebannt in engen Raum;
Festhalten eines Augenblickes Traum;
Das Wahre und das Schöne lieben, sie
Vereinigen zu edler Harmonie;
In seiner Brust das leise Geistesrauschen,
Den Widerhall des Göttlichen belauschen;
Allein und ziellos singen, weinen, lachen;
Aus einem Seufzer, einem halben Wort,
Aus einem Lächeln, einem Blick sofort
Ein Bild gestalten, Zauberglut entfachen;
Aus einer Thräne eine Perle machen:
Das ist des Dichters Amt, das ist sein Streben,
Sein Ehrgeiz, seine Leidenschaft, sein Leben.

Und nun zu den Gaben die uns Stuttgart beschert! Von Paris und seinem Sänger führen wir den Leser an den Strand der Themse. In fünfter Auflage bereits liegt uns vor die in formgewandten Achtzeilern verfaßte Dichtung „Aus Westminster-Abtei" von Friedrich Wilhelm Rogge (Nr. 6). Eine bedeutende Schöpfung, diese poetische Todtenschau! Die Sarkophage und Grüfte von Helden, Königen und Vasallen umwandelt in Westminsters altehrwürdigem Bau der sinnende, gedankenvolle Poet, in geschichtliche oder allgemein menschliche Betrachtungen verloren; der Staub regt sich und wird ihm Gestalt; das Echo, das seine Schritte wachrufen, erzählt mit Geisterlaut von verschollener Größe und Pracht, von Ruhm und Verbrechen, und die Todtenkränze seiner erinnerungsreichen Reime legt der Dichter auf die geweihten Stätten. Bei der Betrachtung Elisabeth's von England und der Maria Stuart gedenkt Rogge auch Schiller's, der das Andenken der königlichen Dulderin der Nachwelt verklärte. Aber es macht an dieser Stelle einen peinlichen Eindruck, wenn der Pilger in Westminster-Abtei plötzlich ein Wehe ruft über Deutschland, das „einen solchen Seraph" im Elend habe untergehen lassen, und das ewige Gedächtniß dieser Schmach herabfleht. Diese Philippika würden wir in einer neuen Auflage gern getilgt sehen; denn sie wirkt in ihrer Umgebung so ernüchternd und erkältend, daß der geheimnißvolle Zauber des Bauwerks erlischt, wie eine Todesfackel im Hallengemäuer unter plötzlich hereinströmender, schneidiger Zugluft.

Von diesen Grabstätten des Nordens versetzt uns die Erzählung von Karl Esselborn „Des Pfalzgrafen Tochter"

(Nr. 7) mitten in die blühenden Rebengelände des Rheinstroms. Es ist die Mär von der Werbung des jungen Heinrich, des Sohnes Heinrich's des Löwen, um Agnes von Hohenstaufen, die Tochter des Pfalzgrafen Konrad; aber die Mär, die doch der historischen sichern Grundlage nicht entbehrt, erscheint hier allzu sehr ins Märchenhafte übertragen, und der Poet, der seinen Hippogryphen zu einem frohen Ritt ins alte romantische Land von den Musen hat satteln lassen, setzt mit naivem Wohlbehagen über alles geschichtliche Gemäuer hinweg; dem Hufschlag seines Flügelrosses erschließen sich Burgverliese und unterirdische Gänge wie unter dem Zauberschlag einer Wünschelruthe, und die anmuthigsten Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten umflattern wie leichtgewobene Elfenschleier den weit ausgreifenden Pegasus. Aber das Ganze gibt sich frisch, leicht und harmlos, wenngleich eine kunstvollere, die prosaischen Wendungen meidende Behandlung des iambischen Vierfüßlers noch zu wünschen bleibt.

Emil Taubert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Heft 1246 der Philipp Reclam'schen „Universalbibliothek" bringt das dramatische Gedicht „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt, welches zuerst im Jahre 1848 in den Rötscher'schen „Dramatischen Jahrbüchern" erschien, mit einer philosophischen Einleitung des damals hochgefeierten Dramaturgen. Die letzte, vierte Auflage des Stücks war im Jahre 1854 erschienen. Obschon seitdem eine nicht unbeträchtliche Zahl von Christusdramen veröffentlicht worden, von denen wol das bedeutendste „Jesus der Christ" von Albert Dulk ist, so behauptet doch das Drama „Judas Ischarioth" von Elise Schmidt nach wie vor seine hervorragende Stelle in der Dramatik, die ihren Stoff in der geschichtlichen Ueberlieferung des Neuen Testaments sucht. Immerhin ist Judas für den Helden eines Dramas günstiger veranlagt als Christus: die große Weltwirkung der Lehre und des Beispiels von Christus läßt sich im Rahmen eines Dramas nicht in glaubwürdiger Weise versinnlichen; sie sprengt diesen Rahmen; auch fehlt dieser fest in sich gegründeten Idealgestalt der innere Conflict; die stille Hoheit des Geistes und Gemüths führt nur zu einer Passion, welche fast ohne Kampf geduldet wird. Ganz anders bei Judas: in diesem dämonischen Charakter ist ein wild zerrüttender Kampf, der zu verhängnißvoller That, zum Verrath an Jesus und zum Selbstmord führt. Die Dichterin hat den Charakter so aufgefaßt, daß er die Bedeutung des Meisters, seine sieghafte Ueberlegenheit widerwillig anerkennen muß, daß er ebenso widerwillig als Jünger in den Fußstapfen desselben wandelt, während sich sein ganzes Wesen gegen das neue Evangelium der Liebe sträubt, da er gewohnt ist, in trotziger Selbstsucht wilder Lust zu folgen und einer pessimistischen Weltanschauung huldigt. Vergebens sucht er Jesus selbst dazu zu bestimmen, daß er seiner Lehre entsage, sie verleugne; als er sich selbst das Leben nehmen will, wird er durch das Erscheinen von Jesus daran gehindert. Jetzt sinnt er auf die Vernichtung des Mächtigen, dessen Macht ihn selbst, sein ganzes Wesen, sein ganzes Glauben und Fühlen zu Boden drückt, dessen Existenz gleichsam seine eigene zerschmettert; er übergibt ihn den Häschern; aber die Größe, die Jesus im Dulden und im Tode zeigt, verbunden mit den großen elementarischen Ereignissen, welche diese Größe bezeugen, wirkt abermals bewältigend auf ihn; er fühlt, daß sein Leben ohne Inhalt ist, nachdem Jesus gestorben, und wird zum Selbstmörder.

Jesus selbst tritt in dem Stücke nur als Prediger der Versöhnung, als Hoheprieſter der Liebe auf, und gewinnt nur in der Scene mit Magdalena eine mehr menschlich faßbare Seite. Diese aber, das Opfer von Judas und des Pilatus Dirne, wird gleichsam das Urbild der Erlösung, welche das neue Evangelium der sündigen Menschheit bringt. Ueber Magdalena sagt H. Th. Rötscher sehr treffend: „Zwischen Christus und Judas, der aufgehenden Sonne der neuen und dem sich verfinsternden Himmel der alten Welt, steht Maria Magdalena, an welcher sich die zerstörende Gewalt des Judas und die versöhnende Kraft Christi bewähren. In ihrer Wiedergeburt feiert die neue Lehre ihren ersten großen Sieg: er bildet ihre folgenden Triumphe ebenso vor, wie Judas in der allmählichen Entfremdung der Maria von sich die ersterbende Gewalt seiner Lehre und seines Einflusses erfährt. Maria Magdalena erhebt sich aus der Versunkenheit, in welche sie die Noth, Sinnenlust und Judas' Sophistik gestürzt haben, zur höchsten sittlichen Freiheit. Aus der Zerknirschung des Herzens, der erwachenden Scham über sich selbst, gerade in dem Augenblick, wo Glanz und Macht als Preis ihres sinnlichen Lebens harren, aus ihrer freiwilligen Demüthigung ersteht sie durch die trostreiche Hand Christi zu neuem innern Leben. Nachdem sie sich innerlich befreit hat, empfängt sie das verheißende Wort der Verzeihung durch Christus, dessen erhabene Persönlichkeit sie ebenso sehr beseligt als vor jedem Rückfall schützt. Ihre Wiedergeburt ist daher ebenso wol die Verurtheilung des Judas, der über diese Entfremdung der einst Geliebten ergrimmt, als die Bewährung der erlösenden Kraft der Liebe, die allen Schmerz zu heilen und die Sünde hinwegzubannen vermag. So reiht sich Maria Magdalena gleichsam als das vermittelnde Glied zwischen Judas Ischarioth und Christus ein, indem an ihr selbst die Ohnmacht des erstern und die Macht des letztern klar wird."

In der neuesten Ausgabe des Stücks sind einige Scenen eingelegt, welche die biblische Chronik ergänzen; die entscheidenden Wendepunkte im Leben Jesu sind jetzt selbst inseenirt, während früher der Einschlag dieser Fäden in dem metaphysischen Gewebe der Dichtung fehlte. Jedenfalls ist dieselbe eine geniale Conception, eine Gedankensymphonie mit großartigen Fugengängen in einem Stil von großer Originalität und Kraft des Ausdrucks; der Stil derjenigen dramatischen Richtung, die wir als Kraftdramatik bezeichnet haben, tritt uns hier mit einer Frische und Gewalt entgegen, welche an Schiller's Jugenddramen erinnern. Das Hyperbolische erklärt sich freilich zu sehr in Permanenz und ist nicht immer geschmackvoll: doch ist die Dichtung reich an jenen Bildern, welche der Hymnen- oder Odenpoesie aller Zeiten eigen sind und ihr zur Zierde gereichen.

Die Verfasserin erklärt am Schluß des Nachwortes, daß sie, im Gegensatz zur Ansicht Rötscher's, jetzt auf die Bühne rechne; sie erinnert an die Vorgänge der Mysterien, Autos und Sanctos, an die oberammergauer Passionsspiele, an die Aufführung des „Faust". Ohne Frage ist unsere Bühne im Stande, auch eine derartige Dichtung, der es ja nicht an Volksscenen, an theatralischen Wirkungen, wie z. B. das Erdbeben im letzten Monolog des Judas ist, fehlt, zur Aufführung zu bringen; aber einmal ist das Werk von der Verfasserin selbst ursprünglich nicht theatralisch gedacht; dann aber sinkt der Geschmack an ernster drama-

tischer Dichtung von Tag zu Tag immer mehr; schon die äußere Länge eines Monologs, einer poetischen Stelle erschreckt die Bühnenleiter, aus Furcht, dies möchte die Langeweile des Publikums erregen, das ja durch die neuesten Lustspiele daran gewöhnt ist, immer nur halbe, unfertige Sätze, in der Hast der jetzt modischen Komik hingeschleudert, zu genießen. Wir theilen daher nicht den guten Glauben der Verfasserin in Bezug auf die Aufführbarkeit ihres Werks.

— Das „Musikalische Conversations-Lexikon", unter Mitwirkung der namhaftesten Musikschriftsteller herausgegeben von Hermann Mendel, nach dessen Tode fortgesetzt und beendet von Dr. August Reißmann (11 Bde., Berlin, Robert Oppenheim), das im vorigen Jahre zum Abschluß gelangte, erscheint in einer neuen, 124 Lieferungen umfassenden Stereotyp-Ausgabe. Die großen Vorzüge des Werks sind in d. Bl. wiederholt nach Verdienst gewürdigt worden. Alles Material, was frühere Forschungen auf den Gebieten der Geschichte, der Theorie und Aesthetik der Musik, der Composition und musikalischen Literatur, des Instrumentenbaues, der Biographie von schaffenden wie ausübenden Künstlern aller Zeiten und Länder zu Tage gefördert, findet sich hier in kritischer Sichtung beisammen; daran reiht sich nun die ganze Fülle der zeitgenössischen Erscheinungen, die, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft, mit oft staunenswerther Vollständigkeit vorgeführt werden; zahlreiche Notenbeispiele dienen zur praktischen Erläuterung der gegebenen Definitionen, und in den Text gedruckte Holzschnitte veranschaulichen, wo es nöthig erschien, die Form und Technik der Instrumente. Wohl darf man mithin sagen, die Mendel-Reißmann'sche Encyklopädie werde in Fragen der Musik für lange Zeit ein unbestritten maßgebendes Ansehen behaupten. Ein solches Werk ist aber gegenwärtig, wo die Musik nicht blos wegen ihrer innigen Verbindung mit der lyrischen und dramatischen Dichtkunst, sondern überhaupt als ein bedeutender Factor im Culturleben der Völker immer mehr in den Vordergrund tritt, ohne Zweifel für jeden Gebildeten ein höchst schätzbarer Besitz.

Bibliographie.

Adolay, E., Krone und Kerker. Historischer Roman in 5 Büchern. 2 Bde. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 10 M.

Anders, A., Die Wette. Schwank nach Fritz Reuter's „De Wedd". Bernburg, Schmelzer. 8. 50 Pf.

Arendt, O., Die vertragsmässige Doppelwährung. Ein Vorschlag zur Vollendung der deutschen Münzreform. I. Die Unmöglichkeit der Durchführung der einfachen Goldwährung in Deutschland. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Arendts' naturhistorischer Schulatlas. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage von F. Traumüller. 56 Tafeln mit 944 Abbildungen und einem erläuternden Texte. Leipzig, Brockhaus. Qu. 4. 1 M. 80 Pf.

Balck, C. W. A., Landschulwesen in Mecklenburg-Schwerin. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beiträge zu einer Geschichte der Stadt Offenburg. 1stes Heft: Geschichtliche Einleitung „Ortenau und Offenburg". Die Privilegien und Rechte der Stadt Offenburg 1314—1790. Herausgegeben von K. Walter. Offenburg, Hambrecht. Gr. 8. 3 M.

Beleuchtung der wirksamsten Mittel zur Beseitigung des socialen Elendes und der Finanznoth der Staaten. Von einem greisen Patrioten. Dresden, C. Weiss. Gr. 8. 80 Pf.

Bergel, J., Studien über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Talmudisten. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Bleibtreu, K., Der Traum. Aus dem Leben des Dichterlords. Berlin, Schleiermacher. 16. 5 M.

Boyen, M., Von Gott gezeichnet. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Sechzehn Briefe eines Nihilisten aus den Gefängnissen in Sibirien. Uebersetzt und der Oeffentlichkeit übergeben von X. Roux. Leipzig, Wiede. Gr. 8. 50 Pf.

Caro, J., Das Bündniss von Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Constanzer Concils. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Derenburg, H., Carl Georg von Wächter. Vortrag. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 30 Pf.

Egli, J. J., Etymologisch-geographisches Lexikon. Separat-Ausgabe des lexikalischen Theils der Nomina geographica, Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie. Leipzig, Brandstetter. Lex.-8. 12 M.

Embacher, F., Die wichtigeren Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts. In synchronistischer Uebersicht. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 4. 4 M.

Frommel, W., Carl Bernhard Stark. Ein Ueberblick seines Lebens und Wirkens. Berlin, Calvary u. Comp. 8. 1 M.

Girndt, O., Romanhaft. Humoristische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Grousilliers, H. de, Gegen Virchow und Genossen oder Offenbarung und Wissen. 2te Aufl. Berlin, Polenz. Gr. 8. 50 Pf.

Hamerling, R., Lord Lucifer. Lustspiel. Hamburg, Richter. 8. 3 M.

Hofer, H., Gedichte und Lieder eines Achtundvierzigers. Offenburg, Hambrecht. 8. 2 M.

Knabe, C., Geschichte der Stadt Torgau bis zur Zeit der Reformation. Nach den Urkunden zusammengestellt. Torgau, Jacob. Gr. 8. 80 Pf.

Köhler, H. (H. Kegel), Den Lehrern Ober-Schlesiens. Gedicht. Zum Stiftungsfeste des oberschlesischen Lehrerbundes am 2. Mai 1879. Leipzig, A. Krüger. 16. 30 Pf.

Lachèse, Marthe, Die Pflegetochter Salomons. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Freiburg i/Br., Herder. 8. 3 M.

Leo, H., Aus meiner Jugendzeit. Mit Photographie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Caroline von Linsingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungedruckte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlasse des Freiherrn K. von Reichenbach, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von ***. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M.

Meuser, A., Wesen und Einfluß der philanthropischen Schule. Historisch pädagogische Studie. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 1 M.

Naumann, E., Der moderne musikalische Zopf. Eine Studie. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Noetel, R., Ueber Lessings Minna von Barnhelm. Vortrag. Cottbus, Differt. 8. 35 Pf.

Oertzen, G. v., Epigramme und Epiloge in Prosa. Breslau, Trewendt. 8. 3 M.

Overbeck, J., Geschichte der griechischen Plastik. 3te umgearb. u. verm. Aufl. 1ster Halbbd. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 7 M.

Ovids Elegien der Liebe. Deutsch von H. Oelschläger. Leipzig, Teubner. 12. 2 M. 40 Pf.

Reishaus, T., Dr. Hermann Lehmann. Ein Ueberblick seines Lebens und Wirkens. Berlin, Calvary u. Comp. 8. 1 M.

Rischka, R., Verhältnis der polnischen Sage von „Walgierz Wdały" zu den deutschen Sagen von „Walther von Aquitanien". Brody, Rosenheim. Gr. 4. 1 M.

Roux, X., Leon Gambetta und Karl Marx. Enthüllungen über das Treiben der Internationale, der Freimaurer, sowie der geheimen Secten überhaupt. Nebst Brief einer Nihilistin aus Sibirien. Leipzig, Minde. Gr. 8. 1 M.

Schaer, C., Conrad Botes niedersächsische Bilderchronik, ihre Quellen und ihr historischer Wert. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Segesser, A. P. v., Ludwig Pfyffer und seine Zeit. Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im 16. Jahrhundert. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Schweizer in den drei ersten französischen Religionskriegen 1562—1570. Mit einer Karte. Bern, Wyss. Gr. 8. 10 M.

Silberer, V., Ueber den Werth und die Bedeutung der Gymnastik vom Standpunkte der Darwin'schen Theorie. Populärer Vortrag. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Simons, T., Spanien. In Schilderungen. Reich illustrirt von A. Wagner. 1ste Lfg. Berlin, Paetel. Fol. 2 M.

Slowacki, J., In der Schweiz. Eine Dichtung. Uebersetzt von L. Kurtzmann. Wien. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Strobl, G., Eine Sommerreise nach Spanien. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. 8. 3 M. 60 Pf.

Unter dem Schatten der Palme. Geistliche Lieder von A. D. Hannover, Brandes. 12. 2 M.

Voelker, A., Ist der menschliche Wille frei? Mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Zulässigkeit der Todesstrafe. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 60 Pf.

Vogel, H. W., Aus der neuen Hexenküche. Eine Skizze des Spiritistentreibens. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wachenhusen, H., Prinzeß Marianne. Humoristischer Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Karl Georg von Wächter. Nekrolog. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 M.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 64ste Lfg.: In der Waldluft. Lustspiel von E. Böhme. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 75 Pf.

Weber, A., Verfehlt. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Weddigen, F. H. O., Unser Vaterland in Liedern deutscher Dichter älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben für das gesammte Deutschland. Kassel, Freyschmidt. 8. 75 Pf.

Werner, R., Ambrosius Bitschen, der Stadtschreiber von Liegnitz. Ein geschichtliches Charakterbild. Liegnitz, Krumbhaar. Gr. 8. 50 Pf.

Wiese, L., Renaissance und Wiedergeburt. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 80 Pf.

Wimmer, J., Einiges über Jenseits und Diesseits. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 60 Pf.

Windscheid, B., Carl Georg von Waechter. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Wohlmuth, A., Ein moderner Simplicissimus. Original-Lustspiel. München, Palm. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Für die **Belletristische Abtheilung** eines neuen **Moden-Journals,** das seine Interessenten in vornehmeren Kreisen sucht, werden geeignete Manuscripte literarhistorischen und culturgeschichtlichen Inhalts, sowie gediegene **kurze Novellen und Erzählungen,** desgleichen auch vorzugsweise Artikel aus dem **Gebiete der Frauenwelt,** jedoch nur von bessern Autoren gesucht.

Offerten nebst Honorar-Bedingungen werden **sub** Chiffre **H 6** durch die Expedition d. Bl. erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
IUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit

Constantinus de Tischendorf.

Editio sexta.

Prolegomena recognovit collationem codicis Vaticani et Sinaitici adjecit

Eberardus Nestle.

2 tomi. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Tischendorf's weitverbreitete Ausgabe der Septuaginta erscheint in der vorliegenden sechsten Auflage mit einem sehr wichtigen und umfänglichen Supplement, enthaltend die von Dr. Eberhard Nestle gewonnenen Resultate seiner Collation des Vaticanischen und des Sinaitischen Codex. Auch der Text selbst ist vielfach verbessert und so der kritische Werth des Werks namhaft erhöht worden.

Schweinfurth's afrikanisches Reisewerk in zweiter, wohlfeiler Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Im Herzen von Afrika.

Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871

von

Dr. **Georg Schweinfurth.**

Neue umgearbeitete Originalausgabe.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und 2 lithogr. Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Nachdem die erste Auflage des berühmten Schweinfurth'schen Reisewerks (2 Thle. Leipzig 1874. Preis 30 M.) binnen kurzer Zeit gänzlich vergriffen war, entschloß sich der Verfasser zu einer in gedrängterer Form zusammengefaßten Bearbeitung des Stoffs. Dieselbe liegt nun in einem starken Bande vor, welcher außer den sämmtlichen Abbildungen und Karten der frühern Auflage noch eine Anzahl neuer ganzseitiger Holzschnitte bringt, und wird zu ihrem fast auf ein Drittel ermäßigten Preise sicher allgemeinste Verbreitung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Balkan-Haiduken.

Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slawenthums.

Von

Georg Rosen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch des mit den Zuständen der Balkanhalbinsel genau bekannten Verfassers, langjährigen deutschen Generalconsuls zu Jerusalem und Belgrad, kommt zu sehr passender Zeit, da es von dem bulgarischen Volke, welches im russisch-türkischen Kriege eine so wichtige Rolle spielte, neue und ganz merkwürdige Kunde gibt. Es behandelt das in Bulgarien eingewurzelte Haiduken- oder Räuberwesen, den Ursprung und die Folgen desselben, und hebt namentlich seinen engen Zusammenhang mit dem Panslawismus und mit den orientalischen Wirren hervor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Neunter Jahrgang.

8. Geh. 6 Mark.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die culturgeschichtlichen Beiträge werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mersener Bockreiter
des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ergänzender Beitrag zur Geschichte des Deutschen Gaunerthums.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Von dem Verfasser des ausgezeichneten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" (4 Thle., Preis 30 M.) wird hier eine neue Schrift geboten, welche den merkwürdigen Proceß gegen die im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Mersener Bockreiter" bekannte Räuberbande nach bisher undurchforschten Quellen darstellt und eine Fülle besonders für Criminalisten, Polizeibeamte, Theologen, Culturhistoriker und Socialpolitiker höchst interessanter Thatsachen ans Licht fördert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 15. April 1880.

Inhalt: Neue deutsche Lustspiele. Von Karl Nissel. — Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuch". Von Ferdinand Brockerhoff. — Neue lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Taubert. (Beschluß.) — Romane und Novellen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue deutsche Lustspiele.

1. Das vierblätterige Kleeblatt. Originallustspiel in fünf Aufzügen von Gustav Kastropp und Richard Roltsch. Leipzig, Webel. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.

Dieses „Originallustspiel" ist nur als eine Studie, ein Versuch zu bezeichnen, der die Luft der Oeffentlichkeit, das Licht der Bühnenlampen noch nicht verträgt. Die Ansätze zu einer Komödie, die es enthält, geben ihm keine Berechtigung, sich Lustspiel zu nennen; dazu müssen noch ganz andere Bedingungen erfüllt werden, die allerdings leider auch von den meisten unserer modernen Lustspielverfasser unerfüllt gelassen werden. Der gewählte Stoff ist uninteressant, die Motive sind nicht klar verarbeitet. Der Ton klingt stellenweise keck und frisch, aber die Diction ist zu sehr mit Plattheiten durchsetzt. Einzelne Figuren sind recht gut gezeichnet und zeugen für das Talent der Verfasser nach dieser Richtung, aber das Ganze ist verfehlt und durchaus keine Bereicherung des Repertoire der deutschen Bühne.

Noch eine Stufe tiefer steht:

2. Der Imperativ der Liebe. Lustspiel in fünf Aufzügen von J. B. von Wieser. Brünn, Winiker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein vielversprechender Titel und ein gänzlich unbedeutender Inhalt. Dem Lustspiele fehlen Kern, Geist und Witz und vor allen Dingen die Lust. Es ist ein gänzlich verfehltes Werk, das obendrein an sprachlichen Incorrectheiten und Trivialitäten reich ist und hier und dort mit der Logik auf gespanntem Fuße steht. Der gute Wille ist wol vorhanden, aber das Vermögen fehlt gänzlich. Es gehört sogar ein gewisser Opfermuth dazu, diesen ziemlich umfangreichen Imperativ der Liebe, der von Liebe nichts weiß, durchzulesen; das Licht der Bühnenlampen wird er kaum erblicken.

Auf demselben Standpunkte steht:

3. Kosmopolitische Originale. Lustspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Axt. 1878. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die gänzliche Unbedeutendheit und Interesselosigkeit dieser „Kosmopolitischen Originale" macht jede Besprechung überflüssig. Die Farben der Satire müssen brennen, der Spott die Maske des Witzes tragen. Wer über Zeitgebrechen und Thorheiten, über Dinge, die sich auf wissenschaftlicher Basis spreizen, zu Gericht sitzen will, dessen Waffen müssen im Heiligthum des Wissens geschmiedet und geschärft und durch die Kunst geweiht sein, der muß sich der vollendetsten Form bedienen, um Wirkung zu erzielen. Der Spott dieses Lustspiels aber ist so seicht und trivial, die Handlung ohne jede komische Würze und so ermüdend, daß selbst das Lesen desselben schon eine Aufgabe zu nennen ist. Wir können dabei nur mit Platen ausrufen:

Würdig sei, wer spricht vor allen;
Wird er's nie, so sprech' er nie!

Nur wenig besser ist:

4. Die Lustspielconcurrenz. Schwank in einem Act von Karl Saar. Wien, Wallishauser. 1878. Gr. 8. 1 M.

Zwar eine neue, aber keineswegs originelle Variation eines nahezu abgehetzten Themas. Wer nimmt noch Interesse oder findet nur Unterhaltung an der Geschichte eines vermeintlichen Dichters, der sein verfehltes Werk zur Preiswerbung einschickt? Das sind ausgedroschene Aehren. Diese „Lustspielconcurrenz" ist ohne alle geistige Würze und hat weder Zweck noch Ziel. Was wird der armen deutschen Bühne nicht alles zugemuthet!

Das Gebiet wahrer Poesie beschreiten wir in:

5. Die drei Langhänse. Lustspiel in drei Acten von Fritz Reuter. Für die Bühnenaufführung eingerichtet von Emil Pohl. Wismar, Hinstorff. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Dennoch vermögen weder der Name des berühmten Ver-

fassers noch der des bühnenkundigen Einrichters, diesen „Drei Langhänsen" wirksames dramatisches Leben einzuhauchen. Die Idee ist nicht neu, die Motive verbraucht, die Handlung des Lustspiels so uninteressant, daß sie geradezu ermüdend wirken muß. Es macht unbedingt nur den Eindruck des Bruchstücks eines Romans oder einer größern Novelle. Allerdings sind die Charaktere vortrefflich gezeichnet und Kluckhuhn eine komische Originalfigur ersten Ranges, allerdings trägt die Sprache die leuchtenden Farben der Poesie und sind einzelne Scenen von ungemein drastischer Wirkung, funkeln die Streiflichter des Humors darüber hin, aber dem Ganzen fehlt der eigentliche dramatische Pulsschlag, der Mittelpunkt und Kern, es ist zu inhaltsleer. Man wird dem Lustspiel um des Verfassers willen stets mit Achtung begegnen, aber einen festen Platz in dem Repertoire der deutschen Bühne wird es kaum behaupten.

Freundlich treten uns entgegen:

6. Die Stegreifkomödianten. Lustspiel in einem Aufzuge (mit Benutzung von Proverbe-Motiven) von Robert Waldmüller-Duboc. (Wallner's Volks- und Nationaltheater. 4. Lieferung.) Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 1 M.

Eine halbe Stunde leicht hinwegzuscherzen und zu unterhalten, das dürfte wol die Hauptaufgabe dieses kleinen Lustspiels sein, die es auch bestens erfüllt. Mit höhern Ansprüchen tritt das Werkchen nicht auf, und der Name des Verfassers leistet genügend Bürgschaft dafür, daß wir es nicht mit einem Dilettantenversuche zu thun haben, wie sie jetzt auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung üppig wuchernd emporschießen, sondern mit der Arbeit eines Schriftstellers von Beruf und Talent, der auch dem kleinsten seiner Werke sein Handzeichen aufdrückt.

Unser Zwerchfell erschüttert:

7. Hektor. Schwank in einem Act von G. von Moser. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Der auf dem Gebiete des Lustspiels mit Auszeichnung genannte und beliebte Name Moser's genügt, um das schaulustige Publikum anzulocken, und die Neuheit und Fülle überraschender komischer Situationen lassen ein Nachdenken über Gesehenes nicht aufkommen. Man folgt unter herzlichem Lachen und mit Neugier dem Gang der Handlung, die gar kein geistiges Aufathmen gestattet und eine drastische Situation an die andere knüpft. „Hektor" gehört unter die Schwänke, die lediglich Unterhaltung beabsichtigen und keinen Bildungszweck verfolgen, und diese Absicht erreicht er voll und ganz. Der sich dabei höchlichst amusirende Zuschauer läßt sich auch einmal einen theuren Hund als Ursache eines Schwanks gefallen, ohne zu fragen, ob dies der Bühne würdig sei. Der Lacher ist für den Moment stets befriedigt, und mehr verlangt „Hektor" nicht.

Auch die Arbeit eines wahrhaften Dichters ist:

8. 's Jungferngift. Bauernkomödie mit Gesang in fünf Abtheilungen von L. Anzengruber. Wien, Rosner. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Komödie ist im Dialekt des österreichischen Bauernvolks geschrieben und also von Haus aus nur auf ein eng begrenztes Publikum berechnet. Ueber Dialektdramen haben wir uns schon an dieser Stelle ausgesprochen, und zwar bei Besprechung einer andern Bauernkomödie Anzengruber's, mögen also nicht schon Gesagtes noch einmal wiederholen. Was dem Bildungszweck der Allgemeinheit nicht dient, widerstrebt uns. Dies „Jungferngift" hat seine großen Vorzüge, wofür ja schon der Name des Verfassers spricht, dessen poetisches und dramatisches Talent wir sehr hoch schätzen; besonders gelungen ist die Charakterzeichnung; aber ob der nackte Realismus, die unverhüllte Charakterlosigkeit, wie sie diese Komödie zur Schau stellt, würdige Objecte für die Bühne sind, das erlauben wir uns zu bezweifeln. Die Schaubühne ist allerdings ein Spiegel, der uns die Bilder des Lebens widerstrahlen soll, aber nicht wie sie sind in schamloser Nacktheit, sondern wie sie sein sollen, durch die Schönheit geadelt und vom Glanz des Ideals umflossen. So nur kann sie ihren hohen Zweck erfüllen. Zur bloßen Belustigungsstätte ist ein Clowncircus gut genug, und der nackte Realismus hat von jeher der Bühne nur Schaden zugefügt. In die Mitte dieser Bauern, denen jeder höhere Bildungsgrad fehlt, hat Anzengruber in seinem „Jungferngift" einen pedantischen Gelehrten als komische Fignr gestellt. Sie führt aber das Gegentheil der ohne Zweifel beabsichtigten Wirkung herbei. Der Bildungslosigkeit gegenüber darf man mit der Bildung selbst keinen Spott treiben. Ein Dichter wie Anzengruber sollte sein reiches schönes Talent nicht dazu misbrauchen, Bauernkomödien wie „'s Jungferngift" zu schreiben.

Durch die dem Stücke zugefallene Gunst des Schicksals in weitern Kreisen bekannt ist:

9. Durch die Intendanz. Originallustspiel in fünf Acten von E. Henle. Stuttgart, Levy u. Müller. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses am Stadttheater zu Wien mit dem ersten Preise prämiirte Lustspiel hat sehr viel kritischen Staub aufgewirbelt und ist durch die Reclame und sonstige gefällige Federn auf eine Höhe getragen worden, von der es nun, freilich ungern, Stufe um Stufe herabsteigen muß. Man geht in der That auch mit erhöhterm Interesse an die kritische Besprechung eines Werks, das in so prätentiöser Weise auftritt, weil man voraussetzt, daß es alle von der Kunst gestellten Bedingungen erfüllen müsse, um preisgekrönt zu werden. Leider können wir das von dem uns vorliegenden Originallustspiel nicht sagen, da bei ihm selbst die allerersten Forderungen, die man an ein poetisches Kunstwerk stellt, Sprache und Stil, vernachlässigt erscheinen. Der Inhalt ist unbedeutend und interesselos. Ein Lustspieldichter, dessen Lustspiel unliebsame Erfahrungen auf dem Intendanzbureau eines Hoftheaters macht, spielt sich ein wenig groß für eine so kleine Sache auf, und gibt sich dabei einen so weltschmerzlichen Anstrich, als ob von seinem Wohl und Wehe das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit abhinge. Als Dichter noch ein Nichts und als Liebhaber bei aller Dreistigkeit ein rechter echter Jammermensch,

begehrt er dennoch ein sehr unverdientes Interesse und nimmt ein unverdientes Empfinden in Anspruch. Das ist innere Unwahrheit. Nur der Dilettant, das unbedeutende Talent schreien ihre fehlgeschlagenen Unternehmungen — fehlgeschlagen weil sie Misgriffe waren — klagend in die Welt hinaus, als an ihnen verübtes Unrecht, und glauben, alle ihre tauben Hoffnungsblüten müßten Früchte bringen. Dieser Hans Waldau soll erst zeigen, was er kann, und sich im Kampfe mit dem Geschick bewähren: aber auf Grund eines Lustspiels und einer Novelle sich zu einer Höhe gewaltsam emporschrauben, die dem wahren Verdienste erst durch harte Arbeit und schwere Mühen zu erklimmen möglich ist, dabei obendrein als Brautwerber in einer hochangesehenen Familie auftreten, einzig pochend auf seine poetische Unsterblichkeit, und als dies nicht gleich glatt verläuft, als man ihm nicht ohne weiteres die goldenen Früchte entgegenreicht, sich so jämmerlich geberden, daß es ohne moralische Einbuße nicht abgehen kann, das ist eigentlich ein strafbares Wagniß zu nennen. Die Sprache ist salop, dem Dialog fehlen Geist, Witz und Feinheit. Der Inhalt entspricht überhaupt in keiner Weise der Keckheit des dem Lustspiel vorangesetzten Motto:

Ein hoher Preis an Geld und auch an Ehre,
O daß er höher noch und mein schon wäre.

Vielleicht daß er, mit Hinsicht auf das immerhin vorhandene Talent der Verfasserin für das Lustspiel, das in einzelnen Scenen und in der gelungenen Zeichnung des Backfisches zu Tage tritt, bestimmend auf die Preisrichter eingewirkt hat; aus dem Stücke vermögen wir sonst nichts Preiswürdiges herauszufinden.

Noch weniger gelungen ist:

10. Aus Goethe's lustigen Tagen. Originallustspiel in vier Acten von E. Henle. Stuttgart, Levi. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Lessing verlangt für den Lustspieldichter volle Reife, jenes Alter, dem Welterfahrung und klare Anschauung der Dinge entsprechen, Verstandesschärfe verbunden mit Humor; nun läßt sich durchaus nicht behaupten, daß aus dem uns vorliegenden Opus irgendwelche Gereiftheit spräche; wir würden viel eher auf allzu große Jugend schließen, und was dabei ein unbestreitbarer Vorzug der Dame, ist ein Nachtheil für den Lustspieldichter in dem gegebenen Falle. Es ist ein vielversprechender Titel: „Aus Goethe's lustigen Tagen". Was zieht da nicht für eine prächtige Bilderschau an dem Auge vorüber; das muß sprühen und lodern, das muß den ganzen vollen Schmelz der Poesie, die leuchtendsten Farben der Phantasie zur Schau tragen; eine Episode der Goethe'schen Sturm- und Drangperiode, die den Götterliebling in rauschender Jugendfülle und Jugendlust zeigt: das muß blitzen und überschäumen wie das edle Gewächs der Champagne. Dazu sind Stätte und Personen der Handlung durch die Tradition geweiht. Aber nichts von alledem ist in diesem Originallustspiel zu finden; die Personen desselben bewegen sich und sprechen mit einer Ungenirtheit und Naivetät des Ausdrucks, wie man sie an solcher Stelle und in solcher Umgebung schwerlich suchen würde, ja sie überbieten sich förmlich in Plattheiten und Gemeinplätzen und nicht ein Funken Esprit sprüht empor, kein Schimmer Poesie fliegt darüber hin. Der Maskenscherz geht sogar über das Maß des Erlaubten hinaus und verletzt das Empfinden. Um einen derartigen Stoff zu bewältigen und zu verwerthen, muß man eine größere Dosis Phantasie besitzen, als der Verfasserin zu Gebote zu stehen scheint, muß man wahre Poesie im Herzen tragen und vor allen Dingen Herr der gebrauchten Form sein, nicht wohl oder übel die gewöhnlichste Prosa in die Versform zwängen und das Ganze auf entsetzlich hinkende Füße stellen. Aufgelesene Anekdoten helfen darüber nicht hinweg. Die gute Meinung allein genügt nicht, eine Dilettantenarbeit für mehr ausgeben zu wollen als sie ist. Der klare, unbefangene Blick läßt sich nicht täuschen. Zu alledem, was sich Goethe in diesem Lustspiel gefallen lassen muß, fügt der Schluß noch die Beleidigung, ihn wie einen Possenreißer sich mit folgendem Appell an das Publikum wenden zu lassen:

Das Beste ist doch stets bei solchen Sachen,
Wenn alle Leute herzlich dazu lachen.

Wir glauben kaum, daß das geschehen wird; denn nur wenig Theaterleiter dürften eine noch so gänzlich unreife Frucht dem Publikum zum Genusse darbieten.

Reiferes und Besseres bieten:

11. Gesammelte Komödien von Rudolf Genée. Erstes Bändchen. Berlin, Guttentag. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.

Genée gehört zu den Dichtern, die dramatisches Talent mit genauer Bühnenkenntniß verbinden und die deshalb der Bühnenwirksamkeit ihrer Arbeiten von vornherein sicher sind. Das Bühnentechnische liegt ihnen gewissermaßen im Blute. Ueber das einactige drastisch-komische Lustspiel „Durch", dessen Bühnenwirksamkeit sich immer neu erweist, sind die kritischen Acten längst abgeschlossen. Zwar streift es dicht an die Posse, erhebt jedoch keine höhern Ansprüche und bildet noch immer einen recht guten Lückenbüßer, die Lachlust des Publikums zu erregen. Zur Lektüre dürfte es weniger geeignet sein; doch ist es auch nur für die Aufführung geschrieben. „Stephy Girard", zu dem Sealsfield's Romanfragment „Die große Tour" den fertigen Stoff bot, ist eigentlich nur eine dramatische Scene zu nennen, freilich eine hochinteressante, dramatisch belebte Scene, die bei halbwegs guter Darstellung ihren Erfolg nicht verfehlen kann und auch den Leser zufriedenstellt. Aber sie ist eben nur ein Bruchstück, das mit einer Frage schließt und deshalb unbefriedigt läßt. Das Schicksal Thomas Morton's interessirt uns viel zu sehr, als daß wir nicht wünschen sollten, den Vorhang von seiner Zukunft hinweggezogen zu sehen. Vortrefflich ist die Charakterzeichnung.

„Ehestands-Exercitien" ist ein scharf pointirter Soloscherz, der einer muntern Liebhaberin genügend Veranlassung gibt, ihre vielseitige Darstellungskunst im besten Lichte zu zeigen. Der Scherz enthält manche geistreiche Wendung und überschreitet nirgends die Linie der Schönheit.

Die Bearbeitung von Goldoni's „Diener zweier Herrn" darf die Bezeichnung „original" für sich in Anspruch nehmen. Der Dialog ist pikant und gewandt und frei von zweideutigen Anklängen; die fast überreich zu nennende Handlung enthält eine solche Fülle komischer Situationen, daß an der Bühnenwirksamkeit dieser Komödie nicht zu zweifeln ist.

Das nach Hans Sachs bearbeitete Stück „Heiße Eisen" hat durch die Kürzung und Verhochdeutschung, durch das Entfernen aller Trivialitäten das Verdienst leichterer Verständlichkeit für sich, ist zugleich ein treues historisches Genrebild und deshalb den Theaterdirectionen bestens zu empfehlen.

Karl Nissel.

Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Rauner. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Achter und neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1878—79. 8. Jeder Jahrgang 6 M.

Die sieben Aufsätze, welche der Jahrgang 1878 des „Historischen Taschenbuch" enthält, sind ungleich an Umfang, wie auch an Werth und Interesse. In Bezug auf den Raum trägt gleich der erste Artikel den Löwenantheil davon; „Die Beziehungen des Serbenvolks zu Rußland" von Georg Rosen nehmen nahezu den dritten Theil des Bandes in Anspruch. Gewiß eine sehr ausführliche Darstellung, zumal wenn man berücksichtigt, daß sie die in Rede stehenden Beziehungen nur „von ihren Anfängen (im Jahre 1804) bis zum russischen Türkenkriege von 1806", also einen Zeitraum von zwei Jahren behandelt. Auch fürchten wir, daß von den Lesern des Taschenbuchs, die doch vorwiegend nicht dem engern Kreise der Fachgenossen angehören, manche sie etwas lang finden werden. Ihrem Gegenstande dürfte ein allgemeineres Interesse, wie es zur Zeit des Russisch-Türkischen Kriegs allerdings erwartet werden konnte, jetzt nach Beendigung desselben kaum noch entgegenkommen. Die Weise aber, in welcher er zur Sprache gebracht wird, ist nicht sonderlich geeignet, einen weitern Leserkreis mit ihm zu befreunden. Es fehlt zunächst an einer passenden Einleitung; der Verfasser schickt zwar einige allgemeine Bemerkungen voraus, die ihren Werth haben und auch zutreffen mögen; aber besser wäre es doch gewesen, wenn er im Eingange die Zustände und Verhältnisse, aus welchen der Aufstand der Serben entsprang, und dessen Verlauf bis zu dem Zeitpunkte, wo seine Darstellung einsetzt, kurz und klar geschildert hätte. Nur wenigen werden die in Betracht kommenden Vorgänge und Personen so gegenwärtig sein, daß sie sich alsbald zurechtfinden und den weitern Erörterungen mit genügender Kenntniß der Sachlage folgen können. Ohnehin ist dies nicht gerade leicht. Die Arbeit trägt noch manche Spuren der Forschung an sich, aus welcher sie erwachsen ist. Berichtet der Verfasser viele meist recht interessante Thatsachen, so ergeht er sich andererseits doch häufig in Vermuthungen und Combinationen, die er eingehend und scharfsinnig zu begründen sucht. Nicht selten polemisirt er auch, namentlich gegen den russischen Geschichtschreiber Popoff; durchgängig aber ist er bestrebt, die wechselnden Verhältnisse und Situationen möglichst allseitig zu beleuchten, was für ein leichtes und rasches Verständniß nicht eben förderlich ist. Uebrigens hindert ihn diese umfassende Betrachtungsweise nicht, sehr bestimmte Zielpunkte zu verfolgen, die sich aus den Worten erkennen lassen, in welchen er am Schlusse der Abhandlung ihren wesentlichen Inhalt zusammenfaßt:

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist also, daß Rußland, noch bevor man in Serbien an russische Hülfe dachte, den Nutzen, der sich für den schon damals geplanten Türkenkrieg aus dem serbischen Aufstande werde ziehen lassen, erkannte und demgemäß das Volk unter der Hand veranlaßte, die Beistand heischende Deputation vom Jahre 1804 nach Petersburg zu senden; daß ein namens der Behörde der Walachei, eines russischen Schutzlandes, den Serben überbrachter gefälschter Ferman den Bruch mit dem Großherrn herbeiführte; daß Rußland infolge dessen, obwol in vollem Frieden mit der Pforte, den Aufständischen Waffen und Munition zukommen ließ und sich, als es im October 1806 noch mit den friedlichsten Proclamationen in die Moldau und Walachei einrückte, sofort mit den Aufständischen in militärisch-politische Beziehung setzte.

Wir bemerken noch, daß der Verfasser sich in seinen Ausführungen vorzugsweise auf eine bis dahin wenig benutzte, höchst werthvolle Quellenschrift stützt, auf die 1867 in Belgrad erschienenen Denkwürdigkeiten des Erzpriesters Nenadowic, welcher, wie in späterer Zeit, so auch schon in jungen Jahren, an den Freiheitskämpfen seiner Landsleute und den sie begleitenden diplomatischen Verhandlungen einen thätigen und sehr wirksamen Antheil genommen hat. Ob die gewonnenen Resultate im einzelnen überall stichhaltig sind, mag dahingestellt bleiben; im großen und ganzen dürfte die Ansicht des Verfassers zutreffen. Namentlich scheint er uns ausreichend nachgewiesen zu haben, daß das serbische Volk in seiner Gesammtheit, als es sich erhob und auch geraume Zeit nachher, nicht daran dachte, sich zum Behufe der Gründung eines freien nationalen Staates der Oberherrschaft des Sultans zu entziehen, sondern lediglich die Beseitigung seiner unmittelbaren Bedränger, der Janitscharen und türkischen Beamten, im Auge hatte. Nicht in gleichem Maße hat uns überzeugt, was von dem Verhalten Rußlands behauptet wird. Wir glauben zwar gern, daß die Politik des petersburger Cabinets, nachdem sie die serbischen Wirren in den Kreis ihrer Berechnung gezogen, dieselben wenn nicht lediglich,

wie der Verfasser annimmt, so doch vorwiegend im russischen Interesse auszubeuten suchte. Was aber die weite Voraussicht und perfide Schlauheit betrifft, die sie dabei entwickelt haben soll, so können wir die dafür beigebrachten, meist auf Vermuthung beruhenden Belege nicht als hinlänglich sicher ansehen. Die russische Diplomatie gilt einmal mit Recht oder Unrecht für überaus klug und verschlagen; man kommt deshalb leicht dahin, sie für noch klüger und hinterlistiger zu halten, als sie in Wirklichkeit war oder ist.

Ueber den zweiten Aufsatz: „Die Verhältnisse der Protestanten in Oesterreich unter der Kaiserin Maria Theresia und das Toleranzpatent“, von Gerson Wolf, können wir uns kürzer fassen. Die Protestanten in Oesterreich treffen schon jetzt Vorkehrungen, um den in das Jahr 1881 fallenden hundertjährigen Gedenktag des Toleranzedicts Kaiser Joseph's II. festlich zu begehen. Sie haben auch vollen Grund zu solcher Feier. Bewilligte das Edict ihren Vorfahren nicht alle die Rechte, deren sie selbst sich heutzutage erfreuen, so gewährte es denselben für die Zeit, in welcher es erlassen wurde, doch ungemein viel. Sie durften fortan ihren Gottesdienst wenigstens privatim — der öffentliche Cultus blieb ein Vorzug der katholischen Kirche — in eigenen Bethäusern abhalten und die Sakramente selbst verwalten. Sie konnten ferner zu Grundbesitz, zu dem Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden, selbst zu Civildiensten zugelassen werden. Es wurde ihnen somit ein nicht geringes Maß von religiöser und bürgerlicher Freiheit zutheil, während sie bis dahin nicht nur in einer durchaus rechtlosen Stellung gelebt, sondern unter dem steten Drucke einer harten, oft grausamen Verfolgung gestanden hatten. Denn auch die Kaiserin Maria Theresia, sonst so einsichtig und wohlwollend, war, vermuthlich durch die Rathschläge ihres Beichtvaters, des Jesuiten Kampmüller, bestimmt, auf die Unterdrückung des Protestantismus mehr noch als ihre Vorgänger bedacht gewesen. Der Verfasser sagt:

Wer sich aus den Quellen mit der Regierungszeit dieser Monarchin beschäftigt, wird mit einem Gefühl der Bewunderung über die Wirksamkeit dieser wahrhaft großen Frau erfüllt. Ihre zahlreichen Resolutionen zeugen von klarem durchdringenden Verstand, zugleich aber auch von weiblicher Herzlichkeit und Innigkeit. Den Protestanten gegenüber ließ sie die Rücksichten für das Staatswohl, das sie sonst auch dem römischen Stuhl gegenüber wahrte, außer Acht und beachtete sie nicht die Stimme des Herzens. Diesen gegenüber handelte sie ausschließlich als glaubenseifrige, ja man kann sagen zelotische Katholikin.

Eine Reihe von Thatsachen und Verhandlungen, die der Verfasser dem Archive des Ministeriums für Unterricht und Cultus entnimmt und wol in etwas anziehenderer Form hätte mittheilen können, beweist, daß er nicht zu viel behauptet. Um so größer ist das Verdienst des hochsinnigen Fürsten, der diesem ebenso unverständigen wie gefühllosen Treiben der Zeloten ein Ende machte, zumal die befreiende That aus seiner eigensten Initiative hervorging und bei dem heftigen und zähen Widerstande der höchsten Reichsbehörde nur durch die entschiedene Geltendmachung seines persönlichen Willens durchgeführt werden konnte.

Einmal auf dem religiös-kirchlichen Gebiete, schließen wir gleich hier an: „Die Molokanen. Ein Beitrag zur Sektenkunde und Kirchengeschichte Rußlands“, von Traugott Pech. Das russische Reich hat bekanntlich einen wahren Ueberfluß an religiösen Sekten, die sich meist zu recht wunderlichen Ansichten bekennen und deren Gebräuche nicht selten gerechten Anstoß erregen. Zu den wenigen Ausnahmen gehören die hier geschilderten Molokanen oder Milchesser; denn ihre Lehre zeugt von Verstand und Einsicht, während sie im Leben eine höchst achtbare Gesinnung bekunden. Der Verfasser schöpft, was er über sie berichtet, aus Mittheilungen des russischen Geschichtschreibers Nikolaj Kostomarow, welcher, in das Gouvernement Saratow verbannt, vielfach Gelegenheit hatte, mit dort lebenden Anhängern der Sekte persönlich zu verkehren. Von dem auffallenden Namen gibt es mehrere Erklärungen, die uns aber wenig plausibel erscheinen. Wichtiger ist, daß derselbe zwei verschiedenen Religionsgenossenschaften zukommt, die, soviel man sieht, kaum etwas miteinander gemein haben. Die eine von ihnen, die der „Sabbater“, steht ganz auf alttestamentlichem Boden. Sie beobachtet streng die mosaischen Satzungen, sieht in Christus lediglich einen Propheten und wartet auf die Ankunft des Messias. Ganz anders die „Sonntagsbrüder“ oder, wie sie selbst sich nicht mit Unrecht nennen, die „geistlichen Christen“. Von dem Grundsatz ausgehend, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht, führen sie vermittels einer rationellen oder auch allegorischen Auslegung die kirchlichen Dogmen, Einrichtungen und Gebräuche auf ihren geistigen Sinn und Gehalt zurück, der ihnen dann die äußern Formen und Hüllen, aus welchen er extrahirt worden, vollständig ersetzt. So kommen sie dahin, nicht nur die von der bürgerlichen Gemeinde geschiedene Kirche und ein besonderes Priesterthum, sondern auch die Sakramente, selbst Taufe und Abendmahl, sowie alle Cultusgebräuche zu verwerfen. Wie die Sektirer in der Regel, sind auch diese sehr bibelfest; nicht so gewöhnlich aber ist der Scharfsinn und die Gewandtheit, womit sie die geeigneten Stellen der heiligen Schriften nicht weniger als anderweitige Motive für die Begründung ihrer Ansichten zu verwerthen wissen. Man lese z. B., was sie über und gegen die Wassertaufe anführen, und man wird zugeben, daß ihre Polemik kaum eins der in Betracht kommenden Momente unbeachtet läßt. Vom Sakrament der Ehe sagen sie:

Wird denn ein schlechtes Leben zwischen Mann und Frau dadurch geheiligt, daß sie getraut sind? Liebe und Einigkeit — das ist's, worin die Ehe besteht, aber nicht in der Ceremonie. Gott schuf den Menschen, schuf ihn in der Gestalt von Mann und Frau und stellte ihnen das Gesetz, daß der Mann die Vereinigung mit der Frau sucht und die Frau mit dem Manne; sobald der Mann und die Frau in gegenseitiger Neigung zusammengekommen sind, so bedeutet dies, daß sie Gott segnet, und

sie sollen einander lieben, miteinander leben in Freundschaft und Einigkeit und sich nicht trennen; wenn sich aber zwischen ihnen Liebe und Einigkeit nicht einstellt, so ist es besser, sie gehen auseinander; das ist allerdings nicht gut; aber nicht das ist nicht gut, daß sie auseinandergehen, sondern das, daß sich zwischen ihnen keine Liebe eingefunden hat.

Aehnlich wie über diesen Punkt, urtheilen sie über andere; ihre Raisonnements gehen nicht eben in die Tiefe, sind aber klar und einfach verständig; man wird unwillkürlich an unsere Rationalisten erinnert. Auch insofern als sie auf die biblischen Mysterien und Wunder als solche wenig Werth legen, dagegen vor allem die ethische Seite der christlichen Lehre betonen. Dieser moralischen Richtung entspricht ihre einfache, strenge Lebensweise, welche Mäßigkeit in allen Dingen vorschreibt, den Luxus in jeder Form ausschließt und aufregende Genüsse wie frivole und selbst harmlose Vergnügungen meidet.

Eine gründliche, gediegene Arbeit ist die auch vortrefflich geschriebene Abhandlung von Hans Prutz: „Christenthum und Islam während des Mittelalters und die culturgeschichtlichen Ergebnisse der Kreuzzüge". Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß die Frage nach dem Einflusse, welchen die Kreuzzüge auf die Culturentwickelung der christlichen und der mohammedanischen Welt ausgeübt haben, bis dahin nur ungenügend beantwortet wurde. Die hier vorzugsweise in Betracht kommenden Schriften von Heeren und Choiseul d'Aillecourt geben, meint er, abgesehen von der Handelsgeschichte, lediglich allgemeine Betrachtungen und verlieren sich vielfach in mehr oder minder in der Luft schwebenden Vermuthungen, während es doch gerade auf dem culturhistorischen Gebiete vor allem der Constatirung von Einzelthatsachen bedarf und erst aus gut beglaubigten Beobachtungsreihen allgemeine Sätze erschlossen werden dürfen. Er hat sich deshalb die Aufgabe gestellt, den Gegenstand nochmals nach dieser, an sich ohne Zweifel richtigen Methode zu behandeln, glaubt aber, bevor er an die Lösung derselben herantritt, die beiden Vorfragen erledigen zu müssen: „Wie verhielten sich — sowol ihrem religiösen Wesen als auch ihren äußern Beziehungen nach — Christenthum und Islam vor den Kreuzzügen? Und wie hat sich in beiden Beziehungen das Verhältniß zwischen Christenthum und Islam während und infolge der Kreuzzüge entwickelt?" Ob es wirklich nothwendig war, diese Punkte so eingehend und selbständig, wie es geschieht, zu erörtern, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls empfehlen sich die betreffenden Abschnitte (I und II) durch ihren werthvollen und interessanten Inhalt. Als Antwort auf die erste Frage ergibt sich:

Es hat vor den Kreuzzügen weder ein religiöser, noch ein politischer, noch auch ein wirthschaftlicher Gegensatz zwischen Christenthum und Islam in der Art bestanden, daß beide nebeneinander und in Liebe und Freundschaft zu existiren geradezu als unmöglich erkannt und daher stets sich gegenseitig auszurotten gestrebt hätten; im Gegentheil ist das Verhältniß zwischen Christenthum und Islam vor den Kreuzzügen in der Hauptsache beherrscht durch beiderseits geübte religiöse Duldsamkeit, durch gegenseitige fördernde Anregung und durch die vorurtheilslose Pflege der ihnen gemeinsamen politischen und wirthschaftlichen Interessen.

Der Verfasser bezeichnet dieses Resultat als „eine meist völlig verkannte Thatsache", wol nicht ganz mit Recht; wir glauben einer ähnlichen Auffassung doch schon öfter begegnet zu sein. Mehr dürfte die Behauptung überraschen, daß auch nach dem Beginn der Kreuzzüge von einem feindlichen Gegensatze, wie er gemeinhin vorausgesetzt wird, noch für geraume Zeit nicht die Rede sein könne. Der Verfasser begründet dieselbe zunächst durch den Nachweis, daß die Kreuzzüge nicht ursprünglich und nicht der Idee nach ein Glaubenskrieg waren, sondern, abgesehen von mitwirkenden hierarchischen und aseetischen Tendenzen, aus den schweren socialen Missständen hervorgegangen sind, an welchen die meisten abendländischen Staaten krankten und die aus einzelnen derselben eine förmliche Massenflucht bewirkten. Vielleicht ist dabei die Bedeutung des religiösen Moments doch etwas unterschätzt, wie uns denn überhaupt die gegenwärtig bei der Würdigung historischer Ereignisse übliche starke Betonung der realen Lebensverhältnisse die Wirksamkeit idealer Motive mehr als billig zurückzudrängen scheint. Sehr instructiv und auch meist zutreffend ist, was weiterhin über die Franken im Heiligen Lande und ihre Beziehungen zu den in geistiger und sittlicher Bildung wie in wirthschaftlicher Cultur überlegenen Arabern ausgeführt wird. Wenn dann für die allmählich wachsende Verfeindung zwischen den Bekennern der beiden Religionen zuerst und vor allem die Christen verantwortlich gemacht werden, so weiß der Verfasser auch diese, wol einseitige Ansicht mit recht plausibeln Gründen zu vertreten. Etwas gewagt dünkt uns die Behauptung, mit welcher er im dritten Abschnitt seiner eigentlichen Aufgabe näher tritt, daß nämlich die Cultur der Mohammedaner von den Franken einen fördernden Einfluß nicht habe erfahren können; vielleicht sind wir nur außer Stande, denselben nachzuweisen. Dagegen fehlt es nicht an Belegen dafür, daß die abendländische Christenheit von ihren ungläubigen Gegnern auf den verschiedensten Lebensgebieten zahlreiche, tiefe und nachhaltige Culturanregungen empfangen hat. Der Verfasser hebt, von den bekanntern Einwirkungen allgemeiner Art absehend, eine Reihe von charakteristischen Einzelheiten hervor, die sehr geeignet sind, die in Rede stehende Thatsache ins Licht zu stellen. Sie beweisen den Einfluß des Orients in der Kleidung, in der Sitte des Barttragens, in Schmuck und Geschmeide, in den Stoffen und Formen des Kunsthandwerks, in Geweben und Farben im Hausgeräthe, in der Baukunst und in der Bewaffnung, in öffentlichen Institutionen und in Gebräuchen u. s. f. Man ist bei der Lektüre dieses Verzeichnisses überrascht von der Menge und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die sammt ihren Namen aus der mohammedanischen Welt, wenn auch wol nicht durchgängig aus dem Osten und infolge der Kreuzzüge, zu uns herübergekommen sind. Von besonderm Interesse aber ist, was der Verfasser zum Schluß über

den Einfluß bemerkt, welchen die Berührung mit dem Islam auf das geistige, namentlich das religiöse Leben des Abendlandes geübt hat. Er führt hier aus, daß die Kreuzzüge durch ihren schließlichen Ausgang, ganz im Gegensatz zu den in ihnen durch die Kirche vertretenen Tendenzen, der Kirchlichkeit Abbruch gethan, religiösen Indifferentismus und selbst offene Feindseligkeit gegen das Christenthum erzeugt haben.

Adolf Stern schildert in seiner anziehenden, geistvollen Weise den „Musenhof der Königin Christine von Schweden zu Rom“. Die Ueberschrift ist nicht ganz zutreffend; denn der Verfasser beschäftigt sich, bevor er zu dem in ihr bezeichneten Gegenstande kommt, eingehend mit dem nach seiner Ansicht immer noch ungelösten Räthsel, welches die hochbegabte, phantastische Tochter Gustav Adolf's durch ihre Thronentsagung und mehr noch durch ihren Uebertritt zum Katholicismus der Nachwelt aufgegeben hat. Die gewöhnliche Erklärung ihres auffallenden Schrittes erscheint ihm nicht stichhaltig:

> Wer dabei beharrt, daß Christine von Schweden durch ihre Begeisterung für die italienische Literatur und Poesie zur Conversion getrieben worden sei, der verwechselt die Wirkung mit der Ursache. Erst infolge des Uebertritts zur römischen Kirche und der daraus resultirenden Lebensumstände ward Christine wie mit magnetischer Gewalt zum Geistesleben Italiens hingezogen und schließlich an dasselbe gefesselt.

Fragt man nun aber, was denn die Königin zu ihrem Vorgehen bestimmt habe, so weiß auch der Verfasser keine befriedigende Antwort zu ertheilen. Zwar hebt er „einige historisch verbriefte Allgemeinheiten hervor, die daran erinnern, daß auch dies wunderbare, in seiner Weise einzige Menschenschicksal nicht völlig losgelöst von den Bewegungen und geheim wirkenden Kräften seiner Zeit ist“. Doch glaubt er selbst nicht damit begreiflich zu machen, was eben unbegriffen bleiben muß, weil und solange wir über das Geistes- und Seelenleben Christinens in den Jahren ihrer Entwickelung nicht genauer unterrichtet sind, als dies gegenwärtig der Fall ist. Mit mehr Zuversicht und Bestimmtheit läßt sich von der Zeit *nach* dem Eintritt der entscheidenden Wendung reden. Der Verfasser begleitet die Fürstin auf diesem ihrem spätern Lebenswege bis zu dem Augenblicke, wo sie sich (im Jahre 1668) endgültig in Rom niederläßt, um sich dann ausführlich über ihre Beziehungen zur italienischen Literatur und Dichtkunst zu verbreiten. Er schildert mit lebhaften Farben den Zustand des Verfalls, in welchen die Poesie damals in Italien durch den herrschenden Stil des vielgepriesenen Cavaliere Marini gerathen war, und zeigt, daß und wie Christine als Haupt- und Mittelpunkt der literarischen Gesellschaft oder Akademie, die sie um sich vereinigte, eine Wendung zum Bessern herbeizuführen suchte. Die italienischen Literarhistoriker sehen in diesen Bemühungen freilich nur einen müßigen Zeitvertreib. Der Verfasser hält es indeß für ungerecht, ihnen alle Bedeutung abzusprechen; er urtheilt:

> Die wenigen bessern italienischen Autoren des 18. Jahrhunderts und selbst ein Metastasio wären ohne die Bestrebungen der Kreise, deren Mittelpunkt Christine zwei Jahrzehnte hindurch war, nicht zu denken gewesen.

Auf die Poesie mag hier die Musik, wie billig, folgen, wenn auch der sie betreffende Artikel in unserm Taschenbuche vorausgeht. „Christoph Ernst Friedrich Weyse und die dänische Musik seit dem vorigen Jahrhundert“, von Rochus von Liliencron, ist eine geschickt ausgeführte Skizze, die weniger durch den Mann, den sie zum Gegenstande hat, als durch die allgemeinen Gesichtspunkte interessirt, unter welche der Verfasser ihn und sein Wirken zu stellen weiß. Weyse, Organist an der Frauenkirche in Kopenhagen (1774—1842), war ohne Zweifel ein trefflicher, liebenswürdiger Mensch und zugleich ein begabter Musiker, der nicht blos als beliebter Lehrer und durch sein ausgezeichnetes Klavierspiel, sondern auch als Componist von Liedern und Singspielen wie von Kirchen- und Festmusiken zu verdientem Ansehen gelangte. Indeß ist weder seine Persönlichkeit, noch der Werth seiner Leistungen so bedeutend, daß er außerhalb seiner engern Heimat auf größere Beachtung Anspruch machen kann. Der Verfasser hat deshalb sehr recht gethan, die Schilderung seines Lebensganges und seiner Wirksamkeit zu einer eingehenden Darstellung der dänischen Musik- und Bühnenzustände zu erweitern. Das bedeutsame Ganze rückt auch den an sich weniger in die Augen fallenden Theil in ein helleres Licht.

Ueber den siebenten und letzten Beitrag: „Die französische Krisis im Jahre 1877“, von Wilhelm Müller, bemerken wir nur, daß derselbe mit der Berufung Jules Simon's zum Präsidenten des Cabinets beginnt (12. December 1876), sodann ausführlich die Geschichte des Ministeriums vom 17. Mai erzählt und mit der Ersetzung desselben durch das Cabinet Dufaure (16. December 1877) abschließt. Neues, was nicht schon aus den Berichten der Zeitungen bekannt geworden wäre, enthält er nicht, wohl aber bietet er eine klare, frisch und lebendig geschriebene Uebersicht der in Rede stehenden Vorgänge, für deren Beurtheilung übrigens durchgängig die Ansichten und Tendenzen der republikanischen Partei maßgebend sind.

Ferdinand Brockerhoff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue lyrische und epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 15.)

1. Läuterung. Gedichte von G. Ressel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.
2. Aus fernen Tagen. Gedichte von Fritz Dannemann. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880.
3. Aus vergangener Zeit. Gedichte von Mathilde Raven. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. Gr. 16. 3 M.
4. Schwanwitt. Ein Märchen in funfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Sechste Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 1 M. 50 Pf.
5. Dichtungen von Alfred de Musset, übersetzt von Otto Baisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 4 M.
6. Aus Westminster-Abtei von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage, reich vermehrt und verschönert. Stuttgart, Göschen. 1880. 16. 3 M. 60 Pf.
7. Des Pfalzgrafen Tochter. Eine Erzählung von Karl Esselborn. Stuttgart, Greiner. 1880.
8. Schein. Ein Skizzenbuch in Versen von Karl Hoff. Stuttgart, Spemann. 8. 5 M.
9. Rosen und Dornen. Gedichte von Otto Haendler. Kassel, Klaunig. 1880. 8. 3 M.
10. Aus unserer Zeit. Poetisches Gemälde von Friedrich Busse. Erstes Buch. Hannover, Hahn. 1879. Gr. 16. 3 M.
11. Christoph Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache. Berlin, C. Duncker. 1879. 16. 4 M.
12. Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Alexander Reifferscheid. Heilbronn, Henninger. 1879. Hoch 4. 8 M.

Die dritte stuttgarter Gabe „Schein. Ein Skizzenbuch in Versen" (Nr. 8) hat einen Sänger zum Verfasser, der sonst anstatt der Laute die Palette in der Hand zu halten pflegt. Karl Hoff besitzt ein bedeutendes dichterisches Talent. Hören wir, wie der Maler in dem Eingangsgedicht sich einführt:

In Oel und Aquarell, nach der Natur
Bin ich schon lange thätig, und es meinet
Kritik und Publikum, auch mit Talent.
„Das ist nun nicht, was man bescheiden nennt.
Und solcher Ruf berechtigt noch mit nichten,
Als Epiker sich einzuführen, denn
Ein Bild selbst gut zu malen — oder dichten,
Ist zweierlei. Wohin sollt's führen, wenn
Nun plötzlich alle Maler dichten wollten,
Die Dichter malen, wenn man sich zuletzt
Hinwegsetzt über alles, was gegolten,
Seit Lessing Grenzen nachwies, die bis jetzt
Getrennt die Darstellungen der Natur."

Ein kurzes Wort, erklärend, gönnt mir nur,
Da ich im Grund genau dasselbe meine.
Ich bleibe Maler, auch in diesem Buch;
Statt Farben leih' ich Worte buntem Scheine.
Das Ganze ist daher nur ein Versuch u. s. w.

Dieser Versuch ist dem Maler einerseits glänzend gelungen, andererseits freilich auch misglückt. Das Buch besteht nämlich aus zwei nur äußerlich nebeneinander herlaufenden Theilen, denen jeder innere und nothwendige Zusammenhang mangelt. Sie lassen sich trennen ohne Bruch und Lücke. Es ist, als wenn der Maler alle Farben seiner dichterischen Palette hätte anwenden und mischen wollen, um alle Leuchteffecte auf einmal loszubrennen; er führt uns durch die nächtlichen Schatten menschlichen Elends und Herzensjammers, durch das Helldunkel des mit Wonne gemischten Leides, durch den heitern Sonnenschein der Liebe, und wieder in die Dämmerung der Wehmuth und das Abendgrauen schmerzlicher Entsagung, bis wir mit einem male und ganz unvermittelt durch ein Brillantfeuerwerk mehr überrascht als geblendet werden, in welchem Witz, Spott und Satire wie Raketen und Schwärmer aufsteigen und durcheinanderfahren. „Schein", heißt das Skizzenbuch — aber es ist zum Theil zu wesenloser Schein! Wie aber mahnt Platen?

Bunt Aneinandergereihtes ergötzt zwar, doch es ermüdet
Bald; Einfaches erquickt ewig das Auge des Geists.

Heben wir zunächst die Vorzüge des Buchs heraus. Karl Hoff bietet uns eine Erzählung in Versen, die ergreifende Geschichte zweier Schwestern, Johanna und Agnes, deren Gegensatz mit psychologischer Feinheit herausgearbeitet ist. Wie Sinnigkeit und Sinnlichkeit, Ehrlichkeit und Begehrlichkeit, Erharren und Ertrotzen, stilles Glühen und heißes Blenden, Resignation und leidenschaftliches Glückverlangen — so ergänzen sich die Geschwister. Johanna, mehr dem Einfluß ihrer eigensüchtigen, gewissenlos kupplerischen Mutter entzogen, findet in der prächtig gezeichneten Frau Berger, der Besitzerin eines großen Spielwaarengeschäfts, eine Stütze, eine mütterliche Freundin deren Sohn sie liebt und in den Tagen langer Trennung mit stillem und treuem Hoffen erharrt. In der Schilderung der Localitäten zeigt sich überall die scharfe Beobachtung des Malerauges; Straße und Platz, Spielwaarenlager, Treppe und Winkel des Berger'schen Hauses werden mit einer Anschaulichkeit geschildert, die der Phantasie die greifbarsten Bilder einprägt. Agnes hingegen, in einen jungen Maler, dem sie als Modell dient, verliebt, wird von ihrer Mutter, die um jeden Preis nur dem Eigennutze huldigt, mehr und mehr verdorben, zur Koketterie förmlich gezwungen und als Lockvogel für reiche Freier, ohne Rücksicht auf die Herzenssprache der Tochter, gekirrt und geschult. Da gibt es glänzende Schilderungen des Eislaufs und eines farbenprächtigen, vielleicht nur zu breit ausgemalten Künstlerfestes. Nach dem Rausche eines solchen von eben jenem Maler verführt und im Stich gelassen, Mutter eines Kindes während geheimnißvoller Entfernung geworden, hat Agnes dennoch die Stirn, ohne jedes Bekenntniß ihrer Vorgeschichte einem sie innig liebenden, mit Glücksgütern gesegneten Manne die Hand zu

reichen. Die gleißnerische Mutter triumphirt. Aber Johanna, von Gewissensqualen um das Heil ihrer Schwester gequält, beschließt, die Schuld derselben gleichsam auf sich zu nehmen; sie entsagt dem treuen Geliebten, der in der Verzweiflung einen jähen Tod findet, in dem Augenblicke, als sie die gefallene Schwester im bräutlichen Myrtenkranze erblickt; sie geht in ein Kloster und später als Krankenpflegerin in die Neue Welt, wo sie stirbt mit dem Bewußtsein, die sündige Agnes an ihrem Theile entsühnt zu haben; die letztere endlich, auf das Krankenbett niedergeworfen, beichtet dem Gemahl ihr Vergehen, und derselbe, edelmüthig genug, reist in die Ferne, um der Mutter verstoßenes Kind aufzusuchen und es der Reuigen ans Herz zu legen.

Diese einfache Geschichte, reich an ergreifenden Momenten, hätte der Verfasser für sich sollen wirken lassen; aber er umrahmt sie mit den schnörkelhaftesten Arabesken, die eine einheitliche Stimmung und einen ungeschmälerten Genuß in dem Leser nicht aufkommen lassen. Diese meist satirischen Zuthaten drängen sich nicht nur in die Spalten der Erzählung selbst hinein, sondern reißen auch die einzelnen Kapitel gewaltsam auseinander. Bald philosophirt der Dichter, Darwin's gedenkend, über das eheliche Glück eines Kreuzspinnenpaares, bald über die Evastöchter und die verführerische Schlange, bald über die Gesetze, welche die Vaterpflicht behandeln, über die Bedeutung des Lebens, über die Reisegesellschaft auf dem Dampfer, der die Nonne nach Amerika führt; ja, wieder Darwin's gedenkend, malt er sich in einem nahezu widerlich wirkenden Gemälde das Menschengeschlecht, wie dasselbe mit Löwenschwänzen begabt sich ausnehmen und die an die thierische Abstammung erinnernde Naturgabe in der Gesellschaft, auf der Kanzel, im Minnespiel gebrauchen und verwenden würde. Diese Umrahmungen, wie geistreich sie auch geschlungen sein mögen, überwuchern die Geschichte, zersetzen dieselbe wie mit ätzender Lauge und ersticken endlich zum Theil den reinen und schönen Gehalt der Erzählung.

Karl Hoff verfügt über eine an originellen Bildern reiche, rhythmisch leichtfließende und sprachgewandte Darstellungsweise, die freilich, besonders wo sie sich dem Satirischen nähert, oft nur allzu sehr an das Vorbild Heinrich Heine's erinnert. Es ist mitunter, als hörte man den Dichter von „Atta Troll" selber declamiren. Im ganzen aber bleibt Hoff's „Schein" eine hervorragende Erscheinung, und es ist zu wünschen, daß der Maler auch fernerhin zu Zeiten den Pinsel mit der Feder vertauschen möge.

Die Gedichtsammlung „Rosen und Dornen" von Otto Haendler (Nr. 9) vermag im großen und ganzen keinen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen. Es fehlt an jeder Sichtung in dem sehr umfangreichen Bande. Mittelmäßiges, Triviales, kaum Annehmbares findet sich allenthalben neben wirklich Bedeutendem. Und dies ist um so mehr zu rügen, als der Dichter in dem Sonette „Am Grabe Platen's" beichtet, folgende Mahnung an der geweihten Stätte empfangen zu haben:

Der du hier stehst vor dem vergessnen Grabe,
Lehr' unser Volk der reinen Formen Schöne,
Vollende du, was ich begonnen habe,
Daß überwältigt dich die Nachwelt kröne.

Wer sich einer so hohen Sendung bewußt ist und einen so stolzen Lohn erwartet, der sollte doch nur Gereiftes in edelster Form zu bieten beflissen sein. Wie unangenehm aber contrastirt mit jenem Selbstbekenntnisse so manche Strophe in der Abtheilung „Junge Jahre", in der man vergebens einen Jünger Platen's zu erkennen sucht. Man höre einige Proben:

Ich rief ihren Namen wol durch den Wald:
O liebes süßes „Theresel"!
Doch Antwort gab nur das Echo mir,
Und kläglich klang es wie: „Esel"!

Wie wenig fein ist doch der Humor in dem Gedicht „Recept gegen Weltschmerz"!

Eine ganze Apotheke spart
Oft ein rechtzeit'ger Kuß,
Heilt Magenschmerz und Zipperlein
Und Lebensüberdruß.

Die Liebste lacht, die Liebste schreit:
„Au, au, du drückst mich so." —
„Ei, liebes Herz, drück du mich auch,
Dann sind wir doppelt froh."

Der dies geschrieben hat, der ist
Doctor der Poesie;
Noch nie versagte sein Recept
Bei Kamelancholie. (!)

Ob wol Platen, auf eine solche Dissertation hin, seinem Jünger das Diplom eines Doctors der Poesie mit dem Insiegel des Parnasses ertheilt haben würde?

Zum Glück söhnen die frischen Lieder vom Rhein sofort wieder mit unserm Poeten aus; auch die Bilder aus den Alpen (den etwas sehr biderben Humor in dem Gedicht „Auf dem Rigi" wollen wir allenfalls gelten lassen) sind nicht ohne Eigenartigkeit, während in dem Liedercyklus „Melusine" die Form etwas nachlässig behandelt scheint. Die zweite Abtheilung „Hesperische Klänge" beweist den dichterischen Beruf des Verfassers. Gleich das erste Gedicht „Thalatta!" ist von großer Schönheit und enthält anziehende Gleichnisse; die meisten der sicilianischen Sonette sind anmuthig, gedanken- und pointenreich, und hier sind Platen's venetianische Sonette nicht ohne merkbaren Einfluß geblieben; die sapphischen Strophen „Teatro greco von Taormina" gehören zu dem Besten der Sammlung; das Gedicht „Comersee" ist melodisch wie leiser Wogenschlag und von ganz reizendem Abschlusse, und auch die ihm folgenden Lieder muthen an.

Sodann führt uns der reiselustige Poet nach Tunis und Malta und weiß uns auch hier zu fesseln; wir theilen als Probe einen wohlgelungenen Spruch mit:

Im eigenen Lande wird stets der Prophet
Mit seinem Herzen allein bleiben:
Die mit uns gespielt, die verzeihn es uns nie,
Daß wir wachsen und daß sie klein bleiben.

Darauf folgen Volkslieder und Balladen, in denen, wie oben, eine strengere Sichtung hätte obwalten sollen. Verse, wie die folgenden:

Was doch wol jetzt meine Mieze macht? (!)
Ob sie wacht? Ob sie schläft? Ob sie weint oder lacht?

dürfen sich mit dem Schilde der Volksthümlichkeit nicht decken wollen; denn gerade das deutsche Volkslied bietet die feinsinnigsten Klänge. In der Abtheilung „Tutti frutti" wäre ebenfalls weniger mehr gewesen; vieles ist gar zu platt und gemein im Ausdruck, um nicht zu verletzen; das Gedicht „Ländlich, sittlich" beginnt mit der unerhörten Strophe:

Das war der junge Tobias Klotz,
Der kam mit düngerduftiger Frische
Und brüllte wie der Gemeindebull
An unserm städtischen Mittagstische.

Die ganze Abtheilung bietet eine Fülle von Geschmacklosigkeiten, welche dem Poeten, der auf frühern Seiten so manches Gute geleistet, ernstlich zu zürnen herausfordert. Die Lieder „Viola" zeigen ein gleiches verhängnißvolles Gemisch von Fadheit und Wahrheit der Empfindung, während der Abschnitt „Kunst und Künstler" einige gelungene Sonette enthält, in denen sich zuweilen ein starkes Selbstbewußtsein verräth, zu welchem jene oben gerügten Dichtungen wenig berechtigen. Der Liebesgedichte aber wird kein Ende. Das Buch „Letzte Liebe" schüttet ein neues Füllhorn aus, ohne daß es dem Verfasser überall gelingt, uns an seine Leidenschaft und deren Schmerzen wahrhaft glauben zu machen. Der Schluß der Sammlung, „Letzte Gedanken", birgt wiederum manches Bedeutende; ein düsterer Geist durchweht diese Lieder und Sonette, ein Geist, der zuweilen in prometheischem Trotz den Schöpfer zur Rechenschaft ziehen will für das Elend der Welt und ihm zuruft:

Wir ringen noch, wenn wir am Boden liegen,
Du kannst uns brechen, nimmermehr uns biegen.

Reich an großartigen Zügen ist das Schlußgedicht „Die Pest" mit den wenig trostreichen Endzeilen:

Doch wem des Schleiers Spinnengeweb zerriß,
Der ahnt auch, daß dies Leben nur ein Traum,
Ein langer, banger Traum von einem Gotte,
Der täglich seiner Göttlichkeit entsagt
Und wandelt in der Welt in Knechtsgestalten,
Den hungert, dürstet, der gekreuzigt wird
Und täglich aufersteht zu ewigem Leben.

Das poetische Gemälde „Aus unserer Zeit" von Friedrich Busse (Nr. 10) mag etwa ein Gemälde sein, aber jedenfalls kein poetisches. Es führt uns in die Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs und schildert einen Jüngling, der die glorreichen Schlachten mitschlägt, dem aber nach der Rückkehr wegen seiner Parteinahme für das Welfenthum die Hand der Geliebten von dem Vater derselben, einem Landrathe, versagt wird. Ob das Paar in den Hafen der Ehe einlaufen wird, können wir nicht verrathen, da die Fortsetzung der ziemlich kunstlos componirten Erzählung des ersten Buchs nicht in unsern Händen ist. Der Ausdruck ist nichts anderes als versificirte Prosa; politische, nüchterne Declamationen überwuchern die Erzählung, und auch in den eingestreuten Liedern weht nicht der Schöpferhauch eines Poeten von Gottes Gnaden.

Wir machen den Beschluß mit zwei interessanten Sammlungen. „Christoph Lehmann's Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit" (Nr. 11), bietet eine geschickt in Garben gebundene Aehrenlese aus des genannten, einst von Lessing der Vergessenheit entrissenen Verfassers während der Stürme des Dreißigjährigen Kriegs veröffentlichtem Buche „Florilegium Politicum". Den Freunden einer kernig und mit schlagender Kürze vorgetragenen Volksspruchweisheit wird die alterthümlich ausgestattete Ausgabe sicherlich hochwillkommen sein.

Nicht minder zu empfehlen ist die Sammlung: „Westfälische Volkslieder in Wort und Weise, mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Alexander Reifferscheid" (Nr. 12). Die herzgewinnende Naivetät und Anmuth sowie die Innigkeit dieser Volksgesänge empfangen durch die beigefügten, mit leicht spielbarer Begleitung versehenen Melodien erst ihren vollen Reiz; für die Anmerkungen aber wird dem vielbelesenen Herausgeber der Freund des Volksgesanges aufrichtig dankbar sein.

Emil Taubert.

Romane und Novellen.

Das äußere Gewand dieser neuesten zur „Geschenkliteratur" gehörigen Schriften läßt nichts zu wünschen übrig, während der innere Gehalt oft zu vermissen ist: gibt es doch ebenso seelenlose schöne Bücher wie seelenlose schöne Menschen. Doch das Wort: „Keine Regel ohne Ausnahme", gilt auch hier, da die allerliebste kleine Novelle, welche in unserer Revue an erster Stelle genannt zu werden verdient, als von außen und von innen gleich fesselnd bezeichnet werden darf:

1. Gratiana. Eine Harzgeschichte von E. Bely. Mit dem Porträt der Verfasserin. Herzberg a. H., Simon. 1879. 16. 3 M.

Weder im Sujet noch in der Anlage bedeutend, aber charakteristisch und fein durchgeführt, ist diese harzer Herzensidylle, in welcher der Zug eines freiern und höhern geistigen Lebens verklärend und versöhnend, nicht zerstörend auftritt, ein poetisches, treuherziges Gemälde von Land und Leuten, und die schöne Entfaltung einer fremdartigen, in diesem

Stillleben lange verborgenen und erst durch die Liebe ans Licht gelockten Mädchenblüte, Gratiana, bietet in ihrer interessanten Erscheinung ein anmuthendes Bild. Die sinnige Erzählung eignet sich ihres edeln Gehalts, ihrer natürlich-poetischen Sprache, der an geeigneter Stelle die derbere volksthümliche Beimischung nicht fehlt, sowie ihres fesselnden Inhalts wegen besonders zur Verbreitung in der Frauenwelt, wo sie den zahlreichen Verehrerinnen der mit Recht geschätzten Autorin viele neue Freundinnen gewinnen wird.

Aehnliche Anerkennung verdienen drei aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig hervorgegangene Werke, die zwar speciell der Jugend gewidmet und besonders für den Weihnachtstisch bestimmt sind, die aber jederzeit Beifall finden werden und auch zu andern festlichen Tagen und Zeiten des Jahres als „Geschenkbücher" geeignet erscheinen; haben doch Verfasser und Verleger das Möglichste gethan, um den pädagogischen Satz, daß das Beste für die Jugend gerade gut genug ist, zu erfüllen. Leider müssen wir uns in d. Bl. auf wenig mehr als diesen empfehlenden Hinweis beschränken, es Aeltern, Lehrern und Erziehern überlassend, selbst zu prüfen und das Beste zu behalten. Der erste dieser drei Bände betitelt sich:

2. Kuning Hartfest. Ein Lebensbild aus der Geschichte unserer deutschen Ahnen, als sie noch Wuodan und Duonar opferten. Der deutschen Familie, vornehmlich der Jugend gewidmet von D. F. Weinland. Mit gegen 60 Textabbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1879. Gr. 8. 4 M.

Mit Liebe zur Sache und dem Verständniß des Sachkundigen geschrieben, von Künstlerhand mit Bildern geschmückt, wird „Kuning Hartfest" viele jugendliche Freunde um sich sammeln, die bei der Lektüre dieses altgermanischen Götter- und Heldenbildes sich mit Lust ihrer kriegerischen, freiheitsliebenden Ahnen vom Teutoburger Walde erinnern werden.

Unserer modernen Auffassung um viele Jahrhunderte näher gerückt, wenn auch noch immer des Wunderbaren und Sagenhaften genug bietend, um jugendliche Gemüther zu fesseln, ist die zweite Schrift:

3. Der Eisenkönig. Historische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und des großen Mongolensturmes. Unter theilweiser Benutzung von Léon Cahun's „la bannière bleu" erzählt von A. Ohorn. Mit 90 Textabbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1879. Gr. 8. 4 M.

Alles Anerkennende, was von dem ersten Buche gesagt worden, läßt sich auch hier wiederholen, nur auf andere Zeiten, andere Völker, andere weltgeschichtliche Ereignisse bezogen, deren Zusammenhang und Tragweite der Verfasser selbst in der Vorrede zu dem ebenso lehrreichen als spannenden Buche darlegt.

Der dritte Band in dieser Sammlung von Wahrheit und Dichtung ist betitelt:

4. Mit Gott und durch eigne Kraft. Aufzeichnungen aus dem Tagebuche eines jungen Mädchens von M. Franck. Mit Initialen, Kopfleisten und 5 Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1879. Gr. 8. 3 M.

In Bezug auf gute Absicht, würdige Ausstattung und noble Haltung der vorgeführten Charaktere ist auch dieses Buch für die weibliche Jugend zu loben, wenn auch ein freierer und anmuthigerer Ton demselben nur zum Vortheil gereichen würde; die christlich-moralisirende Tendenz, so lobenswerth sie an sich ist und so berechtigt, wenn sie mit Maß berücksichtigt wird, beeinträchtigt nach unserm Dafürhalten die volle Wirkung dieser Pensionsgeschichte.

Nachdem wir so der Literatur für unsere Jugend den Tribut freundlicher Berücksichtigung dargebracht, steuern wir nun mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Kritik von Romanen und Novellen in des Wortes eigentlicher Bedeutung, die der Mehrzahl nach mit so viel Behagen und so wenig Witz in immer wachsender Menge producirt werden. Hier gilt es meist, sich durch ein Mittelgut durchzuarbeiten, das als das „genre ennuyeux" verboten sein sollte und das doch nie verschwinden will. So ist der Roman:

5. Katharina. Roman von August Niemann. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1879. 8. 4 M.

nicht ohne Talent geschrieben und entbehrt nicht scharf markirter und interessanter Situationen und Charaktere, besonders in seinen beiden Hauptfiguren, Katharina von Axelstädt, der welfisch-gesinnten Vollblutaristokratin, und dem Lieutenant Ferdinand Steinberg, der als „bürgerlich und preußisch" trotz seiner Vorzüge als Mann und Offizier die Geliebte erst nach den bittersten Kämpfen gewinnt; aber die Darstellung und der Stil sind häufig so wenig correct und künstlerisch durchgebildet, daß die Blumenlese von wenig ästhetischen und sprachlich nicht gestatteten Bildern und Vergleichen, die wir uns als Curiositäten zusammengestellt, auf 431 Seiten Druck mehr als 40 kühne Redewendungen und stilistische Unmöglichkeiten gibt, wie: „den Magen mit Bier kränzen", „es ist mit mir so ähnlich wie mit —", „und die einzige Freundin, die du gehabt hast, wie die starb, da bist du am Tage nachher . . .", „überschlucken" statt verschlucken, „das Lügen ist nichts Schlimmes", „sie sind alle überein" statt gleich, „etwas fortbeweisen", „das Dummste" u. s. w. Der Wahrheit die Ehre gebend, müssen wir zugestehen, daß wir trotzdem uns durch die ganze Liebes- und Leidensgeschichte durchgelesen haben, da, wie gesagt, der Stoff und das Talent des Verfassers ganz ansprechend sind und nur die Hülle, in der sich beide präsentiren, noch etwas burschikos-ungenirt ist. Wir hoffen, in dieser Hinsicht bald einen Fortschritt des gewiß strebsamen, aber in dem Gebrauche seines „geliebten Deutsch" auf Irrwege gerathenen Autors verzeichnen zu dürfen.

Ebenfalls Mittelgut, dazu von stark christlich-aristokratischem Colorit ist die Novelle:

6. Alpenrose und Edelweiß. Eine Novelle aus dem Badeleben. Berlin, Schleiermacher. 1879. 16. 1 M. 80 Pf.

Eine einfache Geschichte, welche die Liebe zwischen einem talentvollen, edeln, aber bürgerlichen Maler und einer hochgeborenen frommen Gräfin schildert, die, in jugendlicher Unschuld und Schönheit erblüht, wol den Namen Alpenrose verdient, den ihre Freunde ihr beilegen; der Kampf ihrer Liebe mit dem Standesvorurtheil und der Pflicht der Dankbarkeit gegen den Führer und Erzieher ihrer Jugend, der ihr mehr als väterliche Liebe entgegenbringt, dazu der Hintergrund einer köstlichen Gebirgslandschaft und am Ende der Sieg eines reinen, gläubigen Frauenherzens über alle Gefahren, die das Leben und die Gesellschaft ihm bereiten: das ist, kurz angedeutet, der Inhalt der hier angeführten Novelle, die im bescheidenen Gewand der Anonymität durch die literarische Welt pilgert und in gewissen Kreisen auch ihre Leser finden wird.

Gleichfalls in dem Badeleben, aber nicht in der Alpennatur, sondern an dem Meeresstrande sich abspielend, dazu das Problem der Liebe nach seiner versöhnenden und seiner verderblichen Seite hin mit Glut, ja mit dämonischer Gewalt darstellend sind:

7. Ostseenovellen von E. Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 2 M.

Der talentvolle Verfasser, der sich auch als Dichter durch seinen „Geisterkranz", seine „Jugendlieder" und mehrere Dramen in die Literatur eingeführt hat, gibt in den drei unter obengenanntem Titel zusammengefaßten Novellen, die man mit Recht als psychologische Studien über die Liebe bezeichnen darf, eine oft glühende Darstellung von ihrem mächtigen Einfluß auf das Gemüth der Menschen. So schildert er in der ersten Novelle „Morgenroth" den Schmerz und die Umkehr eines Gatten, der einst die Gattin am Ostseestrande gefunden, sich aber seit langer Zeit nicht mehr von ihr verstanden glaubt. Bei einem Besuch der Gegend, die ihn einst als glücklichen Bräutigam gesehen, erwacht die alte Liebe, deren süßes Lied die Wellen ihm verlockend singen, von neuem in seinem Herzen, und während das Morgenroth am Meeresstrande seine zauberische Pracht über die Landschaft ergießt, flammt neue Liebe, neues Leben im Herzen des Einsamen auf. Schnell und dankbar eilt er heimwärts, mit Jubel von den Seinen empfangen: im Morgenroth hat er die Ahnung eines neuen, schönen Glücks gelesen.

Den dämonischen Einfluß der Liebe, auf den wir oben schon hindeuteten, schildert der Verfasser in der zweiten Novelle: „Das Fischerkind", indem er die Heldin derselben als eine jener elementaren Naturen zeichnet, die, durch eine plötzlich erwachte übermächtige Leidenschaft aus den engen Grenzen ihres Denkens, ihrer Lebensformen, ihrer Anschauungen herausgerissen, unrettbar zu Grunde gehen, da die Bedingungen zu einem wahren Glück in solcher extremen und doch manchen Charakteren naturgemäßen Uebermacht des Empfindens nicht enthalten sind. Wie in der Empörung der Elemente der Mensch dem Untergang entgegentreibt, so muß Erna, das Fischerkind, an ihrer ersten und einzigen Liebe zu dem fremden Mann, der dieselbe kaum zu erwidern vermag, vergehen; die Lösung ihres Lebensräthsels wird für sie zum Weltweh, und erschüttert sehen wir, wie ein jäher Tod das geistig-einfache, sinnlich und seelisch so stark und glühend empfindende Mädchen dahinrafft. Eine gewitterschwüle, unglückverheißende Stimmung liegt über diesem dämonischen Strand- und Seelengemälde ausgebreitet.

Die dritte dieser Seegeschichten: „Corswand", behandelt gewissermaßen die Bezähmung einer kleinen liebenswürdigen Widerspenstigen durch die Liebe; der Trennungsschmerz um den Geliebten verwandelt das übermüthige Mädchen zur sinnigen, ihrer weiblichen Würde eingedenk bleibenden Jungfrau, und nach dreijähriger Prüfungszeit finden sich die Liebenden an dem Ostseestrande wieder, der das Erwachen ihrer Neigung sah. Liebhaber einer über dem Niveau des Gewöhnlichen stehenden Lektüre, die es mit einem gelegentlich zu kühnen Ausdruck, einer Ungeheuerlichkeit in den Bildern der Rede, die bisweilen an Sturm und Drang erinnert, einer stilistischen Waghalsigkeit, wie „den Rahmen des Taktes sprengen" u. s. w., nicht allzu genau nehmen, werden an der frischen, ja leidenschaftlichen Kraft, an der Poesie und Gewalt der Natur- und Situationsschilderungen der „Ostseenovellen" gewiß Gefallen finden.

Auf diese starkduftenden Blüten in unserm Novellenstrauße mögen hier die Dichterblumen eines zartbesaiteten und sinnigen Frauengemüths folgen:

8. Was die Schwalben sangen. Von Margarethe Treu. Norden, Soltau. 1879. 16. 1 M.

Liebliches Vogelgezwitscher und duftiges Geplauder à la Elise Polko von der Liebe Leid und Lust, von Menschenschmerz und Menschenglück, wie es die klugen Vögel mit ansehen und einander erzählen; eine ansprechende Erzählung, die sich besonders für Verbreitung in Frauenkreisen eignet.

Tiefer in der Anlage der Charaktere, die sittlichen Aufgaben des Menschen in den Kreis ihrer Darstellung ziehend, episch-einfach in der Entwickelung der Handlung und durchweg fesselnd und anregend, ohne in den Ton der trockenen Moralpredigt zu fallen, ist die Erzählung:

9. Unterm Schnee erblüht. Erzählung von Clementine Helm. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. 16. 2 M.

Wir haben diese Dorfgeschichte, die uns weder in ihrer Wildheit abstoßende Menschen noch philosophirende und problematische Charaktere in Bauernkleidern, sondern einfache, nicht aus den Grenzen der Verhältnisse heraustretende Naturen zeichnet, die „Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben", mit viel Theilnahme und Wohlgefallen gelesen. Nicht die herrliche Gegend allein (die Salzburger Alpen), auch die Bewohner des Fuscherthals, der wohlhabende, ehrenhafte, etwas harte Wildbachbauer, seine sanfte

Frau Leni und seine beiden ungleichen, aber einander nicht feindlichen Söhne, der ungestüme Christian und der weichherzige Joseph, sowie die diesen beiden Namen entsprechenden Bräute sind wahrheitsgetreu geschildert. Es gereicht dem Leser zur Freude, wenn er, nachdem er sich mit den Hauptpersonen der spannenden Erzählung durch die Conflicte zwischen Trotz und Liebe, Starrsinn und Eitelkeit hindurchgekämpft, nun auch sieht, wie der unter dem Lavinenschnee Verunglückte dem Leben zurückgegeben wird, und wie dann die zarte Blume der Liebe und Eintracht auf hoher Alm sich zu schöner Pracht entfaltet; wer aber erfahren will, wie diese Wunder geschehen, der nehme das Buch selbst zur Hand.

Eine ebenfalls bewährte und beliebte Kraft auf dem Gebiet der Frauenliteratur ist Sophie Verena, ein liebenswürdiges und fleißiges Talent, dessen uns heute vorliegende Gaben unter dem Titel gesammelt sind:

10. Altes und Neues. Novellen und Erzählungen von Sophie Verena. Berlin, H. W. Müller. 1879. 8. 4 M.

Vier ansprechende Erzählungen, die uns den Conflict zwischen Liebe und Pflicht und den Sieg eines reinen Empfindens über eine Herzensverirrung (erste Geschichte „Im Hafen"), oder den Triumph der Liebe über Standesvorurtheil (dritte Erzählung „Nur bürgerlich"), oder die Leiden der Liebe, die eine edle, aber von Werther'scher Sentimentalität angekränkelte Natur (zweite Geschichte „Namenlos") ins Verderben stürzen, oder die Liebe im Kampfe mit der Schuld und den dunkeln Räthseln des Daseins („Die Königin der Nacht") darstellen. Ist der sprachliche Ausdruck auch nicht durchweg correct, so ist der Herzenston doch innig und warm, die Gesinnung rein ohne Pedanterie, die Entwickelung der Charaktere und Situationen bei aller Lebenswahrheit doch poetisch und wirkungsvoll, wie auch die landschaftlichen Reize, wo die Landschaft den Rahmen der Dichtung bildet, mit Geschmack und liebevollem Verständniß geschildert sind. Wie die Kritik, wird besonders die weibliche Leserwelt Sophie Verena auch in diesen Producten ihrer Muse willkommen heißen.

Als noch kräftiger in der Lebensanschauung und ebenso ansprechend in der dichterischen Verkörperung derselben ist hier ferner ein Band Novellen zu erwähnen:

11. Wilde Blumen. Zwei Novellen, den deutschen Frauen gewidmet von Marie Calm. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 4 M.

Die auf dem Gebiete der Frauenbewegung als Vorkämpferin für eine gesunde und vernünftige Emancipation ihres Geschlechts wohlbekannte Schriftstellerin gibt uns in diesen Novellen unter dem Sinnbilde zweier Blumen: „Maßliebchen" und „Männertreu", die Schilderung zweier Mädchengestalten, welche in Wesen und Haltung ihren Blumenschwestern gleichen. Die Verfasserin entwickelt neben warmer Empfindung einen klaren Blick für das Leben und eine besonders für Frauen und Mädchen heilsame Philosophie über des Menschen Dasein und Zweck. So soll „Maßliebchen" das Verderbliche jeder maßlosen Ueberschreitung gegebener Verhältnisse veranschaulichen, indem Adele, die Heldin der ersten der vorliegenden Novellen, ein treues, einfaches, sinniges Mädchen, durch die leidenschaftliche Liebe ihres Bräutigams geopfert wird, der da, wo er Treue bis in den Tod und die innigste, keusche Zuneigung findet, die wilde Glut eines feurigen Naturells fordert und so die zarte Mädchenblume tödtet, die über ein maßvolles Gewähren nicht hinauszugehen vermag.

Weniger tragisch endet die zweite, gleich gutgeschriebene und gleich ansprechende Novelle desselben Bandes: „Männertreu"; sie erzählt das Schicksal einer jungen Deutschen, die als Erzieherin in England wirkt und dort als eine Art Jane Eyre ihren Rochester findet, wenn ihr auch die Liebe, erst nachdem sie die „Treue" gefunden hat, den vollen Kranz des Glücks reicht. Um hier noch kurz auf zwei besonders poetische Momente der im ganzen schlicht und klar gehaltenen Darstellung zu verweisen, erinnern wir nur an die schöne Schilderung von dem Gefühl tiefer Vereinsamung, das Veronica inmitten des überfüllten Concertsaals heimsucht, eine Empfindung, wie sie uns oft gerade im rauschenden Weltleben überfällt, und an die schöne Beschreibung der vom Blitz verzehrten Eiche.

Den Schluß unserer kritischen Uebersicht möge die Erwähnung eines ganz modernen und in Bezug auf sein Sujet sogar ganz prosaischen Romans bilden:

12. Im Kampfe ums Dasein. Roman von Guido Bucheck. Berlin, F. Luckhardt. 1879. 8. 3 M.

Die Bezeichnung „agrarischer Roman", welche der Verfasser in der Vorrede des mit Sachkenntniß, Lebendigkeit und einem den Situationen angepaßten Humor geschriebenen Buchs anwendet, charakterisirt die Bedeutung und Tendenz desselben deutlich genug, sodaß wir uns bei allem lebhaften Interesse für den genannten Roman ein weiteres Eingehen auf denselben ersparen. Leser, welche Fachbücher dieses Genres lieben, gleichviel ob sie den Nothstand einer heruntergekommenen Bevölkerung in Irland oder in Polen schildern, werden es nicht bereuen, diesen agrarischen Roman zur Hand genommen und mit dem Verfasser über die praktische Lösung der socialen Frage nachgesonnen zu haben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Zu unserer neulichen Besprechung der drei letzten Dramen von Heinrich Kruse in Nr. 12 d. Bl. bemerken wir berichtigend, daß der Verfasser nicht blos seine „Gräfin" und den „Wullenwever", sondern auch seinen „Marino Faliero" auf die Bühne gebracht hat. Das Stück ist nicht blos im königlichen Schauspielhause zu Berlin, sondern auch auf dem kölner Stadttheater gegeben worden und hat sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt.

Ausländische Literatur.

Unter den französischen Novitäten finden sich einige von größerm Werthe, darunter „Le Tyrol et le pays des dolomites" von Jules Leclercq, mit einer Karte der Dolomiten-Alpen (Paris, Quantin). Bei seinen Ausflügen durch Tirol, von dem der Verfasser sagt, es sei zu bedauern, daß dieses merkwürdige Land, das gebirgigste Europas, gegenüber der Schweiz so sehr vernachlässigt werde, kommt er nach jenem Theile der tiroler Alpen, welcher sich zwischen der Etsch, der Eisack und dem Piave erstreckt, in die Region der Dolomiten. Das Land ist fast ganz entblößt von Straßen, der Telegraph ist dort unbekannt, das Maulthier das einzige Beförderungsmittel; doch findet sich noch jene naive Gastfreundschaft, die auch früher in der Schweiz herrschte, nun aber dort zu den Sagen gehört. Alle Theile und Orte, die Leclercq beschreibt, sind für den Geologen von Wichtigkeit; dabei ist die Sprache fließend und das Ganze mehr eine Reisebeschreibung mit wissenschaftlichem Hintergrunde. Die beigegebene Karte ist ein kleines Meisterstück von Farbendruck.

— „Famille et Divorce" von Abbé Vidieu (Paris, Dentu) liegt bereits in dritter Auflage vor, welche eine Erwiderung auf Alexander Dumas' Buch über dasselbe Thema enthält. Das Werk behandelt, wie vorauszusetzen, die Familie und Ehescheidung vom kirchlichen Standpunkte aus, und als die erste Ursache zu der bekannten Controverse zwischen Dumas und dem Autor gab es zu dem Werke des erstern „La Question du Divorce" Anlaß.

— „Le Chansonnier historique du XVIIIe siècle", zweiter Theil (Paris, Quantin), dessen erster Theil die „Regentschaft" behandelt, bringt als Titelbild ein Porträt der Herzogin von Berry (1695—1719); außerdem enthält er die charakteristischen Bilder des Cardinals von Rohan (1674—1749), Rouvroy's, Herzogs von St.-Simon (1675—1755), und des Herzogs von Autun (1655—1736). Es ist eine hochinteressante Sammlung von Liedern, Gedichten und Widmungen aus jener vielbewegten Zeit und ein Spiegelbild der sittlichen Verkommenheit am französischen Hofe. Das ganze Werk besteht aus fünf Abtheilungen, von denen der zweite Theil der ersten Abtheilung vorliegt.

— Eine Bereicherung der Lexikographie ist das „Dictionnaire Samoa-Français-Anglais" und „Français-Samoa-Anglais" mit vorangehender Grammatik der Samoasprache von Le P. L. Violette (Paris, Maisonneuve u. Comp.). Die Grammatik ist systematisch angelegt und in drei Theile: Aussprache, Etymologie und Syntax, geschieden, woran sich dann das Wörterbuch anschließt. Bei der Ausdehnung unsers deutschen Handels nach den Samoa-Inseln ist dieses Wörterbuch mit Grammatik von Bedeutung für unsere merkantilischen Fachschulen.

Von nicht geringerm Werthe, wenn auch auf anderm Gebiete der Wissenschaft, ist das „Dictionnaire de chimie pure et appliquée" von A. Wurtz, Supplement, erstes Heft (Paris, Hachette). Dieses werthvolle Werk behandelt in seinem ersten Hefte die Artikel von „Abiétique (acide)" bis „Aniline (industrie)" und ist mit guten erläuternden Tafeln und Zeichnungen versehen. Die einzelnen Artikel stammen ersichtlich aus den besten fachwissenschaftlichen Federn und sind, wie überhaupt fast alle Werke der Männer der Wissenschaft in Frankreich, in leichtverständlicher Sprache geschrieben, ohne daß dem Wesen der Sache im geringsten Abbruch geschieht.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ludmilla Assing ist am 25. März d. J. in Florenz in der Irrenanstalt San Bonifacio, wohin man sie einige Tage vorher hatte bringen müssen, bewußtlos gestorben: die zweite in Italien lebende deutsche Schriftstellerin, die von dem gleichen Schicksal betroffen wurde; denn auch die unter dem Namen Arthur Stahl bekannte Dichterin Valeska Voigtel, die ebenfalls wie Ludmilla Assing einen italienischen Offizier geheirathet hatte, starb in Mailand im Irrenhause.

Ludmilla Assing war eine der geistig regsamsten deutschen Schriftstellerinnen: sie gehörte jener Epoche des geistreichen berliner Salons an, welche jetzt bereits als verschollen betrachtet werden muß, nachdem der Rout in den Gesellschaften und in der Literatur in den Vordergrund getreten ist. Geboren im Jahre 1821 in Hamburg als die Tochter des tüchtigen Arztes Assing und der als Dichterin bekannten Rosa Maria, der Schwester von Varnhagen von Ense, nahm sie der vorzügliche Biograph im Jahre 1842 in sein Haus auf, wo sie die Traditionen des Rahel'schen Salons fortpflanzte; alles was damals in der Literatur und zum Theil auch in der Politik eine Rolle spielte, war in dem Varnhagen'schen Salon zu finden: die jungdeutschen Autoren Gutzkow, Laube, Mundt, der begabte Romanschriftsteller von Sternberg, eine interessante Persönlichkeit, der den Bleistift für die Contouren von Porträts so geschickt handhabte, wie Varnhagen selbst die Silhouettenschere, die jüngern Lyriker, die Anhänger der politischen Opposition u. a. Hier befand sich Ludmilla Assing im Mittelpunkte der literarischen Bewegung und machte die Honneurs des Hauses, besonders wenn der Onkel durch oft plötzlich eintretende Krankheitsanfälle verhindert wurde. In diesen Kreis gehörte auch die Gräfin Ahlefeldt, die Freundin Immermann's, deren Biographie Ludmilla Assing in ihrem ersten größern Werke schrieb (Berlin 1857). Eine Biographie von Sophie von Laroche ließ sie dieser ersten Lebensbeschreibung folgen (Berlin 1859). In allen diesen Schriften zeigte sie sich als eine gelehrige Schülerin des biographischen Meisters Varnhagen, voll Feinfühligkeit und ausgebildeten Sinnes für die wesentlichen Charakterzüge sowie von lebendiger und geschmackvoller Darstellung. Varnhagen hatte sie testamentarisch zur Erbin seines überaus reichhaltigen literarischen Nachlasses eingesetzt: der Pflicht der Veröffentlichung desselben unterzog sie sich mit größter Treue und Ausdauer. Gleich die erste Publication: „Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense" (Leipzig 1860), erregte große Sensation und zog der Herausgeberin viele Anfeindungen zu. Wegen der darauf folgenden Veröffentlichung: „Tagebücher von Varnhagen von Ense" (Bd. 1—6, Leipzig 1861—62), wurde sogar ein Preßproceß in Berlin gegen sie angestrengt, der mit ihrer Verurtheilung zu achtmonatlicher Gefängnißstrafe endete. Sie hatte aber bereits 1861 Berlin verlassen und ihren Wohnsitz in Florenz aufgeschlagen. Hier fuhr sie unermüdlich fort mit der Veröffentlichung der nach-

gelassenen Memoiren und Briefschätze Varnhagen's, welche, wenn sie auch nicht das gleiche Aufsehen erregten wie die Humboldt'schen Briefe, doch für die Literaturgeschichte jener Epoche von großer Wichtigkeit sind, wie sie auch ein klares Bild des socialen Lebens in derselben geben. Scharf umrissen sind die Porträtstudien, mit denen Varnhagen selbst die Briefe der damaligen Literaturgrößen, eines Brentano, Fouqué, Chamisso u. a., einleitete. Die Hand von Ludmilla Assing fügte manchen ergänzenden Pinselstrich hinzu. Die Pietät gegen Rahel sprach sich ebenfalls in mehrern Veröffentlichungen brieflicher Sammlungen aus; wir erwähnen von diesen: „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel" (6 Bde., Leipzig 1875) und „Aus Rahel's Herzensleben" (Leipzig 1877).

Der Herausgeberin des Varnhagen'schen Nachlasses überließ auch Fürst Pückler-Muskau den seinigen; doch konnte Ludmilla Assing von dem über zwanzig Bände umfassenden Material nur neun Bände der Oeffentlichkeit übergeben (1873—76); die Zeit Semilasso's war eben vorüber; so genial einige Plaudereien des geistreichen Weltfahrers sind, so war doch für eine so reichhaltige Ausbeute aus denselben nicht die Theilnahme der Verleger und des Publikums zu gewinnen.

In Florenz hatte sich Ludmilla Assing eine Villa gekauft, in welcher sie gegen durchreisende Deutsche eine liebenswürdige Gastlichkeit übte und für die Vermittelung zwischen deutscher und italienischer Literatur nach Kräften wirkte. Ihre Sympathien galten von Hause aus den liberalen Bewegungen in Italien; namentlich hatte sie eine warme Verehrung für Mazzini, dessen Schriften sie in deutscher Uebersetzung herausgab (2 Bde., Hamburg 1868).

Eine Heirath mit einem weit jüngern italienischen Versagliere-Offizier Grimelli (1874) wurde nach einiger Zeit wieder getrennt. Ueber diese Ehe und Scheidung wurden in Deutschland die unwahrsten Skandalgeschichten verbreitet. Grimelli zog nach Piacenza, wo er als Redacteur lebte, dann nach Livorno, gerieth in politische Conflicte, infolge deren er sich selbst das Leben nahm.

In der Villa, Via Luigi Alamanni, in Florenz stehen noch große Schränke mit den aufs sauberste geordneten Aufzeichnungen Varnhagen's: Ludmilla Assing wollte sie zuletzt als Beiträge zur Culturgeschichte der Gegenwart deutschen Bibliotheken vermachen; wir wissen nicht, ob sie darüber eine testamentarische Bestimmung getroffen hat.

— Am 29. März starb in Berlin der Schriftsteller Dr. G. Bernhard Oppenheim, einer der namhaftesten Publicisten der liberalen Partei. Er war am 20. Juli 1819 zu Frankfurt a. M. geboren, studirte die Rechte in Göttingen, Heidelberg und Berlin und habilitirte sich als Privatdocent des Völkerrechts, welchem auch seine ersten literarischen Veröffentlichungen galten, in Heidelberg. Im Jahre 1848 schloß er sich an die Bewegungspartei, besonders an Arnold Ruge an, mit dem er zusammen die „Reform" redigirte. Um einem Preßproceß zu entgehen, flüchtete er ins Ausland und lebte als Flüchtling in Frankreich, England, der Schweiz, den Niederlanden. Im Jahre 1860 kehrte er nach Deutschland zurück und gab mit Lasker und Twesten zusammen die „Deutschen Jahrbücher" heraus, die viele gediegene Abhandlungen aus seiner Feder brachten. Von 1874 bis 1876 war er im Reichstage Abgeordneter für das Fürstenthum Reuß älterer Linie. Oppenheim war ein Publicist von großer Klarheit und Schärfe des Stils und von tüchtiger, aber maßvoller Gesinnung.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Der Improvisator. Roman in 2 Thln. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von E. J. Jonas. Illustrirte Ausgabe. Berlin, Bichteler u. Comp. 8. 3 M.

Ausfeld, E., Lambert von Hersfeld und der Zehntstreit zwischen Mainz, Hersfeld und Thüringen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bang, A. C., Voluspá und die Sibyllinischen Orakel. Aus dem Dänischen übersetzt und erweitert von J. C. Poestion. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Bauer, P., Das Licht des Lebens. Ein Lied von Jesu, als Festgabe dargebracht. Hamburg, Kriebel. 16. 1 M. 50 Pf.

Bever, C. F., Die Frage des Goldes und Silbers und ihrer Währungen, in populär-wissenschaftlicher Form erörtert. Magdeburg, E. Baensch jun. Gr. 8. 2 M.

Birnbaum, K., Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Bornier, Vicomte H. de, Die Töchter Rolands. Drama. Nach dem Französischen von A. Giers. Bonn, Strauß. Gr. 8. 3 M.

Deschmann, C., und F. v. Hochstetter, Prähistorische Ansiedelungen und Begräbnissstätten in Krain. Von J. Sombathy. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Imp.-4. 10 M.

Eucken, R., Ueber Bilder und Gleichnisse in der Philosophie. Eine Festschrift. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Féval, P., Jesuiten! Aus dem Französischen von F. L. W. B. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Frantz, C., Blätter für deutsche Politik und deutsches Recht. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1873—75. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 3 M.

Geiser, B., Unter welchen Bedingungen kann die Sozialdemokratie zum Siege gelangen? Principielle Erörterung. Leipzig, G. Körner. Gr. 8. 1 M.

Hedler, Spiritismus und Schule. Ein Wort der Mahnung an alle wahren Freunde unserer Jugend. Hamburg, Grädener. 8. 50 Pf.

Herbart und seine Jünger. Freunden und Gegnern zur Verständigung. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 60 Pf.

Jellinek, A., Franzosen über Juden. Wien, Gottlieb. 8. 80 Pf.

Ilgen, T., Markgraf Conrad von Montferrat. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M.

Kaden, W., Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Koch, M., Das Quellenverhältniss von Wielands Oberon. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 16tes Heft. 2ter Thl.: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Die Ereignisse bei der II. Armee vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Krieg, C., Der Monotheismus der Offenbarung und das Heidenthum. Religionsgeschichtliche Studie. Nach H. Formby aus dem Englischen bearbeitet und mit Noten versehen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 M.

Laicus, P., Die Rose vom Wetternsee. Historischer Roman. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Laube, H., Die Böhminger. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 M.

Lauth, F. J., Aus Aegyptens Vorzeit. 2tes Heft: Die geschichtlichen Zeiträume. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 2 M.

Lobstein, E., J. F. Lobstein scn., Professor der Anatomie und Chirurgie. Ein Lehrer Goethe's in Strassburg. Nebst einem Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals von Strassburg. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Elsässische Litteraturdenkmäler aus dem XIV.—XVII. Jahrhundert. Herausgegeben von E. Martin und E. Schmidt. Mit Unterstützung der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen. 2ter Bd.: Joseph. Biblische Komödie von Thiebold Gart. 1540. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 3 M.

Mittheilungen der litauischen literarischen Gesellschaft. 1stes Heft. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 60 Pf.

Niedermüller, Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn ein Werk Friedrich List's. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Pawel, J., Klopstocks Oden. (Leipziger Periode.) Ein textkritischer Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M.

Philippson, M., Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen bis zu den Freiheitskriegen. 1ster Bd. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Die neue Reichs-Militärvorlage. Unparteiische Betrachtungen von einem Fachmanne. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Schaffner, A., Lord Byron's Cain und seine Quellen. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Stumpf, F., Der volkswirthschaftliche Senat. Antwort auf Nr. 8 der Publicationen der volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt. Gr. 8. 25 Pf.

Wachenhusen, H., Dame Orange. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Warum bedürfen wir eine Landesbefestigung? Eine Mahnung an das Schweizervolk. Von einem Stabsoffizier. Mit einer Karte. Bern, Dalp. Gr. 8. 1 M.

Zeller, E., Ueber das Kantische Moralprincip und den Gegensatz formaler und materialer Moralprincipien. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Syrisch-römisches Rechtsbuch
aus dem fünften Jahrhundert.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin
aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von
Karl Georg Bruns und **Eduard Sachau.**

4. Geh. 36 M.

Zwei der hervorragendsten berliner Gelehrten, Geh. Rath Dr. Bruns, Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Dr. Sachau, Professor der Orientalischen Literatur, verbanden sich zur Herausgabe dieser syrischen, arabischen und armenischen Texte, denen sie die deutsche Uebersetzung nebst einem literargeschichtlichen und juristischen Commentar hinzufügten. Das Werk ist sowol für die Rechtswissenschaft wie für die vergleichende Sprachkunde von grosser Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reinhold Buchholz'
Reisen in West-Afrika

nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen.
Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen.
Von **Carl Heinersdorff.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Reinhold Buchholz, früher Professor der Zoologie in Greifswald, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten der Gelehrtenwelt bekannt, bereiste mehrere Jahre, zum Theil auf Kosten der Humboldt-Stiftung, die Westküste Afrikas und starb kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat. Vorliegende Schilderung dieser Reisen nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen bietet die mannichfachste Unterhaltung und Belehrung, für Zoologen aber noch specielles Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Schauspiele
des
Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Den Schauspielen der Englischen Komödianten in Deutschland, welche im 13. Bande der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts vorgeführt sind, läßt der Herausgeber hier die in demselben Geiste und für dieselbe Darstellungsweise verfaßten Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius folgen. Sowol Literarhistoriker von Fach wie Freunde der deutschen Literatur werden diese neue, billige und wohlcommentirte Ausgabe mit Dank entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Erechtheion
und der
Tempel der Athene Polias in Athen.

Von
James Fergusson.
Herausgegeben von
Dr. Heinrich Schliemann.

Mit 4 Tafeln. 4. Geh. 5 Mark.

Ein neuer interessanter Versuch, die architektonischen Probleme, die sich an die Trümmer des Erechtheion knüpfen, auf einfache und natürliche Weise zu lösen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.
Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Octav-Ausgabe.

Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Gebunden in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Die beliebte und bereits vielverbreitete Octav-Ausgabe der „Goethe-Galerie" von Pecht und Ramberg, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quart-Ausgabe, in verkleinertem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst dem vollständigen erläuternden Texte enthält, liegt nun in zweiter Auflage abgeschlossen vor und ist zu obigen außerordentlich wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In demselben Verlage erschien:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. **Octav-Ausgabe.** Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Geb. in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. **Octav-Ausgabe.** Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. in Leinwand 10 M., in Leder 12 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutschthum und Judenthum.

Von
Ludwig Bamberger.

(Separatabdruck aus „Unsere Zeit".)

Zweite Auflage. 8. Geh. 60 Pf.

Vorliegende Schrift des bekannten Reichstagsabgeordneten wendet sich vornehmlich gegen H. von Treitschke's Aufsatz in den „Preußischen Jahrbüchern", dessen Ausführungen in ruhiger, objectiver Weise widerlegt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GESELLSCHAFT Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 22. April 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuch". Von Ferdinand Brockerhoff. (Beschluß.) — Episches und Lyrisches. Von Reinhard Mosen. — Neue Erzählungen. Von Oskar Riecke. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Seitdem das Princip des Realismus in der Literatur auf der ganzen Linie siegreich ist, drängt sich immer mehr die Frage auf: wie weit hat der Dichter das Recht, die Wirklichkeit, deren Spiegelbild seine Dichtung sein soll, getreu bis in all ihr abstoßendes Detail oder mit einer die Sinnlichkeit mächtig erregenden Anschaulichkeit in seinem Werke zu schildern?

Die neufranzösische Romandichtung legt diese Frage am nächsten: denn sie hat schon seit langer Zeit nicht die Wirkungen verschmäht, welche aus solchem Ausmalen üppiger Situationen hervorgehen; ebenso wenig ist sie zurückgeschreckt vor der Schilderung von Lebensverhältnissen, denen näher zu treten in Deutschland nicht für anständig gilt. Was übrigens einzelne realistische Autoren, welche gleichsam ihre poetische Praxis in solchen zweideutigen Kreisen hatten, wie der jüngere Dumas, bisher auf diesem Felde geleistet haben, ist weit übertroffen worden von dem jetzigen Moderomancier, dem Realisten de pur sang, Emile Zola, und dieser wiederum hat alle seine Schilderungen sinnlich-üppigen Lebens, die sein Romancyklus „Les Rougons-Macquard" bisher enthielt, weit hinter sich gelassen in seinem neuesten Roman, der ein Glied dieser Kette bildet: „Nana". Der buchhändlerische Erfolg dieses Romans ist ein geradezu unerhörter, siebzig Auflagen in kürzester Zeit, und selbst in Deutschland hat er einen solchen Absatz gefunden, daß er mit den züchtigen Erzeugnissen der keuschen Muse von Gustav Freytag und Georg Ebers, hinter deren buchhändlerischen Resultaten Schiller und Goethe zurückstehen oder wenigstens zur Zeit des Erscheinens ihrer Schriften zurückstanden, wetteifern kann.

Das Werk eines trotz seiner Auswüchse genialen Dichters! rufen unsere Kritiker aus der französischen Schule und erklären damit den Erfolg; ein Sittengemälde ersten Ranges! rufen unsere Culturhistoriker und stellen Zola neben Petronius. Doch ein so momentaner, wir möchten sagen, überhasteter Erfolg ist niemals dem innern Werth eines Werks zuzuschreiben: der bricht sich erst allmählich die Bahn. Bei solchen Explosionen muß man den Explosionsherd aufsuchen: und man wird dann irgendeinen Dynamit finden, welcher in der Chemie der Aesthetik keine Rolle spielt.

In der That, die brüske Rücksichtslosigkeit in der Schilderung des Ekelhaften und Wollüstigen, in der Nuditätenmalerei hat in Zola's Roman einen früher nicht gekannten Höhenpunkt erreicht. Indem er seine resolute und markige Darstellungsweise, seinen Sinn für anschauliches Detail einem Stoff zuwendet, der sich schon an und für sich außerhalb der Gesichtslinie der anständigen gesellschaftlichen Möglichkeiten befindet, indem er seine Pinselführung, unbekümmert um jedes Veto der moralischen und ästhetischen Grenzgötter, mit rücksichtsloser Energie handhabt, hat er ein Werk geschaffen, das allerdings im Stande war Sensation zu erregen, dessen Erfolg aber kein Erfolg der dichterischen Bedeutung, sondern der prickelnden Neugierde, des Hautgoût einer epikuräischen Lesewelt war.

Nana ist eine Heldin der Prostitution, verbittet sich aber jeden Vergleich mit einer Aspasia oder Magdalena; sie hat keinen Funken von jenem Geist, der die erstere auszeichnet, oder von einem Herzen, das der Liebe und Reue fähig ist; sie ist eine Tochter des pariser Straßenpflasters, und der Dichter gefällt sich darin, sie als herzensarm und geistesbeschränkt, ja geradezu als eine verthierte Schönheit zu schildern. Er beabsichtigt zwar nicht entfernt eine Apotheose der Bestialität; im Gegentheil, er will uns nur das wohlgetroffene Titelkupfer einer moralisch versunkenen Epoche geben; er will uns zeigen, wie alt und jung, vornehm und gering, wie Vertreter aller Stände sich zu Grunde richten im Cultus einer Schönheit, die nichts zu bieten hat als die Plastik körperlicher Formen, als den sinnlichen

Reiz. Wir wollen hier keine Inhaltsangabe des Werks mittheilen; wir erwähnen nur, daß Nana anfangs als Schauspielerin im Vaudevilletheater auftritt und zwar als blonde Venus, und obschon sie keinen richtigen Ton singen kann, doch einen glänzenden Erfolg hat, daß sie eine gesuchte Heldin der Mode ist, daß sich zu ihr die unreifsten Gymnasiasten und die abgelebtesten Greise drängen, daß ihr anfangs ein Bankier eine Villa, später ein Graf ein Palais in Paris kauft, daß sie abwechselnd bald im höchsten Glanz lebt und sich bald mit den schmutzigsten Dirnen zusammen auf der Straße herumtreibt, daß sie einmal sogar aus Vorliebe für die faunische Häßlichkeit des Theaterkomikers mit diesem eine kürzere Zeit zusammenlebt, daß sie aber immer und jederzeit der Polyandrie huldigt, dem Cultus der Venus Vulgivaga, daß sie den reichen Grafen ruinirt, die Gräfin, seine Frau, zu gleicher Verschwendung und zu ähnlichem Lebenswandel verführt, daß sie einen Knaben zum Selbstmord bringt, einen Offizier zu Defecten verleitet, die sein Leben vernichten, und daß sie zuletzt an den Blattern stirbt, an denen sie ihr Kind verloren, gerade zur Zeit als der Ruf „Nach Berlin!“ in den Straßen der Hauptstadt ertönt.

Bei discreter Schilderung würde ein solcher Stoff, so wenig anmuthend er ist für große Kreise des Lesepublikums und so ungern man dem Autor in den Bereich des socialen Lasters folgt, doch mehr seine sittliche Tendenz herauskehren; man würde dem Autor für die Wahl des Stoffs Absolution ertheilen in Betracht seines juvenalischen Pathos, mit dem er eine verwerfliche Epoche dem Verdammungsurtheil der Nachwelt preisgibt. Doch gerade seine Darstellungsweise läßt dies nicht zu; sie verstößt gegen Grundgesetze der Aesthetik, auch noch gegen die liberalen Zugeständnisse, welche die Aesthetik des Häßlichen dem Dichter macht; sie ist ein Ausfluß des rohesten Materialismus und insofern wie alle Verirrungen lehrreich, da die Grenzen des rechten Maßes durch ein so keckes Ueberschreiten dem Auge einleuchtender werden.

Der Cynismus Zola's ist die eine Seite, die unästhetisch berührt. Der Zeitgeschmack hat in verschiedenen Epochen den Cynismus sanctionirt; so in der Zeit Shakspeare's und der altbritischen Dichter. Immerhin waren diese Cynismen nur Spiele des Witzes, gleichsam ein Aufflackern, das Schwefelgestank zurückläßt. Ebenso in Goethe's „Faust“, bei Jean Paul. Etwas anderes ist das cynische Verweilen bei unappetitlichen Schilderungen. Zola liebt es, den Geruchsinn in Anspruch zu nehmen; er schildert mit Vorliebe schmutzige Localitäten jeder Art, er appellirt allzu oft an die Schleimhäute des Riechorgans. Die Gas- und sonstigen Gerüche im Musentempel weiß er uns in drastischer Weise nahezubringen, und wenn er die verlassene Garderobe der Figurantinnen schildert, so vergißt er keins der Utensilien zu erwähnen, welche auf die Atmosphäre in derselben unvortheilhaft einwirken. An andern und zwar unwitzigen Cynismen fehlt es nicht. Der Theaterdirector, der durchaus darauf besteht, daß sein Kunstinstitut mit einem andern geradezu schmachvollen Namen bezeichnet werde, der die Art seines Regiments gegenüber widerspenstigen Künstlerinnen in der derbsten Weise charakterisirt (je leur allonge un coup de pied dans le derrière), kann wol als ein Cyniker der rohesten Art bezeichnet werden. „Das alles ist Lebenswahrheit“, sagen die Realisten; wir aber sagen, daß es Stoffe gibt, vor denen die Musen und Grazien reißaus nehmen, daß das Ekelhafte, besonders in epischer Schilderung, aus der Poesie herausfällt.

Dasselbe gilt von der Chronik der brutalen Thatsachen, wenn sie sich in Permanenz erklärt und durch keinen Reiz des Contrastes beleuchtet wird. Die ausschließliche Herrschaft der animalischen Instincte ruft eine widerwärtige Monotonie hervor, und über diese Einförmigkeit kann uns selbst die in hundert Facetten geschliffene Bestialität nicht täuschen. Wir kennen in unserer deutschen Literatur nur die Marketenderin Courage von Grimmelshausen, die sich mit Zola's Nana in Bezug hierauf in Eine Linie stellen kann; außerdem dürften die Heldinnen von Julius von Voß mit ihr zu wetteifern im Stande sein.

Zuletzt aber hat die Vorliebe Zola's für üppige Schilderungen nichts mit der Mission des Sittenmalers zu thun. Diese Darstellungen sind mit einem selbstgenügsamen Raffinement ausgeführt und übertreffen hierin sogar die bekanntesten Muster der Weltliteratur; man müßte die Vorgänger Zola's in der Winkelliteratur aller Zeiten suchen. Die blonde Venus auf der Bühne, in ihrer Garderobe, wo sie sich in Gegenwart der Prinzen und Grafen aus- und anzieht, die Selbstberauschungsscene vor dem Spiegel, vor dem sie ihre Schönheit bewundert, die Scene mit dem greisen Marquis: das sind alles so farbensatte, mit so raffinirten Nuancen ausgestattete Bilder, daß es sich bei ihnen nicht um irgendein Interesse der Schönheit oder Wahrheit handelt, sondern nur um die herausfordernde Keckheit, die auf eine blos sinnliche Wirkung ausgeht.

Um das ästhetische Sündenregister Zola's vollständig zu machen, erwähnen wir noch seine Vorliebe für die Darstellung der sinnlichen Brunst bei den Massen und Einzelnen.

Wenn dieses Werk Zola's als die letzte Consequenz der realistischen Darstellung gepriesen wird, so beweist dies nur, daß der einseitige Realismus überhaupt keine Berechtigung hat. Im übrigen dürfte es die Grenze zwischen deutscher und französischer Darstellungsweise scharf bezeichnen, wie viel Mühe sich auch unsere Deutsch-Franzosen geben, sie zu verwischen. Ein solches Buch wäre in Deutschland eine Unmöglichkeit, und wir wundern uns, daß eine Uebersetzung desselben angezeigt wird.

Rudolf von Gottschall.

Zwei Jahrgänge des „Historischen Taschenbuch“.

(Beschluß aus Nr. 16.)

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Achter und neunter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1878—79. 8. Jeder Jahrgang 6 M.

Von den sechs Aufsätzen, die der Jahrgang 1879 enthält, zeichnen sich drei durch größern Umfang und einen reichern Inhalt vor den übrigen aus. Zu ihnen gehört: „Patrik Gordon. Ein Beitrag zur Geschichte Rußlands im 17. Jahrhundert“, von A. Brückner. Wer sich auch nur obenhin mit der neuern Geschichte beschäftigt hat, kennt die durchgreifende Umgestaltung des russischen Staatswesens, welche von Peter dem Großen zu Anfang des 18. Jahrhunderts ausgeführt wurde. Nicht so allgemein bekannt dürfte sein, daß und wie diese denkwürdige Reform schon in den vorausgehenden Jahrzehnten auf mannichfache Weise vorbereitet worden ist. Es geschah dies nicht blos insofern, als Peter selbst zu dieser Zeit die für seine spätere Wirksamkeit bestimmenden Eindrücke und Anregungen empfing; auch im russischen Volk wurde, wie Brückner im Eingange seiner Abhandlung hervorhebt, den Neuerungen dadurch der Boden bereitet, daß vieles zusammentraf, um es für die Aufnahme abendländischer Culturelemente empfänglicher zu machen. Namentlich waren es die in Rußland lebenden Ausländer, welche mannichfache Keime zu Reformen jeder Art ausstreuten. Die Colonie von Westeuropäern der verschiedensten Nationalität, Confession und Berufsstellung, welche im 17. Jahrhundert unmittelbar vor den Thoren Moskaus sich zu bedeutender Blüte entwickelte, war einem Sauerteig zu vergleichen, der in die träge Masse des russischen Staates neue Lebenskeime einführte, in dem Organismus der russischen Gesellschaft eine heilsame Gärung zu Wege brachte und damit eine neue Epoche der Geschichte Rußlands einleitete. Unter diesen fremden Ansiedlern nun nimmt der Schotte Patrik Gordon, als einer der thätigsten Vermittler zwischen Rußland und Westeuropa, eine ausgezeichnete Stelle ein. Der Verfasser sagt von ihm:

Kaum ein anderer unter den in Rußland lebenden Ausländern jener Zeit, den bekannten Franz Lefort nicht ausgenommen, hat so viel Anspruch an die Aufmerksamkeit der Geschichtsforschung wie Gordon. Seine Bildung und Erfahrung, seine hervorragende Stellung in Staat und Gesellschaft, die lange Dauer seines Aufenthalts in Rußland (1660—99), seine Antheilnahme an den wichtigsten Begebenheiten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, seine persönlichen Beziehungen zu den Würdenträgern in Rußland, vor allem aber sein intimes Verhältniß zu Peter dem Großen in den Jahren 1689—99: alles dieses verleiht dem General Patrik Gordon eine Bedeutung, welche weitaus diejenige anderer in Rußland wirkender Westeuropäer überragt.

Das Leben eines solchen Mannes verdient ohne Zweifel die eingehende Darstellung, welche Brückner ihm gewidmet hat. Ihren Inhalt entnimmt dieselbe vorzugsweise dem von Gordon hinterlassenen ausführlichen Tagebuch, das bis dahin wenig berücksichtigt, ja kaum bekannt, nicht blos über den Lebensgang seines Verfassers, sondern auch über die Geschichte Rußlands in den Jahren 1660—99 reiche Aufschlüsse gibt. In engem Anschluß an diese Quelle berichtet Brückner zunächst von dem abenteuerlichen Jugendleben Gordon's, der, einer streng katholischen Adelsfamilie Schottlands entsprossen, schon im Alter von 16 Jahren seine Heimat verließ (1651), eine Zeit lang im Jesuitencollegium zu Braunsberg den Studien oblag, bald aber, des eingezogenen Lebens müde, sich dem Kriegshandwerk zuwandte und mehrere Jahre abwechselnd in schwedischen und polnischen Diensten umhertrieb, auch wol auf eigene Hand und nicht ohne pecuniären Erfolg den Freibeuter spielte. Weiterhin folgen wir ihm dann nach Rußland, wo er im Jahre 1660 als Major in die Armee trat und trotz der vielfachen Hindernisse, die sich ihm, dem Fremden und Ketzer, entgegenstellten, infolge der umsichtigen und energischen Thätigkeit, welche er namentlich in den Kriegen mit Polen, den Türken und den Tataren bewährte, zu Rang, Ansehen und Wohlstand gelangte. Von besonderm Interesse sind die nahen Beziehungen Gordon's zum Zaren Peter, dem er sich, als 1689 der Conflict mit der Regentin Sophie zum Ausbruch kam, rechtzeitig anschloß und als Lehrer und Berather, später bei seinen Expeditionen zur Eroberung Asows, und durch die Niederwerfung der Strelitzen (1698) wesentliche Dienste leistete, welche Peter mit seinem persönlichen Vertrauen und durch Verleihung von Ehren und Gaben reichlich vergalt. Uebrigens schildert der Verfasser neben dem öffentlichen auch das Privat- und Familienleben seines Helden, nicht minder Charakter und Denkweise desselben. Außerdem erfahren wir manches über Personen und Verhältnisse, mit welchen Gordon in Berührung kommt. So über den Schweizer Lefort, dessen Bedeutung Brückner doch wol etwas unterschätzt, über die eigenthümliche Stellung der Ausländer, die, von Volk und Klerus gehaßt, der Regierung für unentbehrlich galten und selbst, wie das auch Gordon erfuhr, mit Gewalt zurückgehalten wurden, über den muth- und zuchtlosen Geist des russischen Heers u. s. w.

Ein zweiter, vortrefflich geschriebener Artikel von H. M. Richter behandelt die „Reformation und Gegenreformation in Oesterreich“. Die Erwerbung der spanischen Krone durch das Haus Habsburg hatte zur Folge, daß die österreichischen Erblande desselben, die nunmehr nur einen Theil der neuentstehenden Universalmonarchie ihres Fürstenhauses bildeten, aus der politischen Verbindung mit dem Deutschen Reiche ausschieden. Durch die spätere Unterdrückung des Protestantismus wurde dann auch ihre geistige Gemeinschaft mit Deutschland gelöst; sie waren von ihm fortan durch eine tiefe Kluft getrennt, die kaum noch eine Berührung zuließ. Diese Trennung aber ist nicht eine freiwillige, volksthümliche, sondern eine gewaltsame, erzwungene gewesen. Der

Verfasser, dem wir bisher gefolgt sind, hat sich die Aufgabe gestellt, dies nachzuweisen. Zu dem Ende erzählt er den Verlauf der reformatorischen Bewegung auf österreichischem Boden, zunächst unter der Regierung Ferdinand's I. Er zeigt, wie die neue Lehre in sämmtlichen Erblanden, in Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark, Kärnten, Krain und selbst in die Berge von Tirol Eingang fand, überall schnell Wurzel faßte und vor allem im Adel und in den Städten, aber auch unter dem Landvolk zahlreiche Anhänger gewann. Die Mandate und Verbote der Regierung, ihre Drohungen und Strafen vermochten diesen raschen Fortgang nicht zu hemmen. Freilich fehlte ihnen der rechte Nachdruck; es kam hier, wie im Reiche, den Protestanten zu statten, daß Ferdinand beständig ihrer Hülfe gegen die Türken bedurfte. Nach seinem Tode aber gestalteten sich die Schicksale des Protestantismus in den einzelnen Erblanden, welche unter seine drei in ihrer religiösen Richtung sehr voneinander abweichenden Söhne getheilt waren, ganz verschieden. Maximilian, der älteste der Brüder, hegte schon in jungen Jahren eine ausgesprochene Vorliebe für die neue Lehre, zum großen Leidwesen seines Vaters, wie man unter anderm aus dem Testament des letztern ersieht, in welchem es heißt:

Ich betrachte das Wesen der Welt, und wie die Ketzereien und neuen Sekten sehr überhandnehmen, und daß Ihr nicht werdet unangefochten bleiben, Euch darin zu verführen, und principaliter hab' auf Euch, Maximilian, mehr Sorg' als auf Euer andern keinen; denn ich hab' allerlei gesehen und gemerkt, das mir einen großen Argwohn bringt, als wolltest du, Maximilian, von unserer Religion fallen und zu der neuen Sekten übergehen, um von nöthen dieselbigen Ursachen anzuführen. Gott wolle, daß das nicht sei und daß ich dir darinnen unrecht argwohnen soll; denn Gott weiß, daß mir auf Erden kein größeres Bekümmerniß fürfallen möchte, als daß Ihr, Maximilian, als der Aeltere und der meisten wird haben zu regieren, solle von der Religion fallen; es wäre mir auch von Euch andern ein groß Leid und Bekümmerniß und so groß, daß ich wollt viel lieber Euch todt sehen, als daß Ihr in die neuen Sekten und Religionen fallen solltet; und bitt Gott ganz treulich täglich, daß er Euch davon behüten solle, und ehe daß er Euch darinnen fallen sollt lassen, ehe wollt er Euch, dieweil Ihr, als ich hoffe, gute Christen seid, von dieser Welt abfordern.

Diese väterlichen Ermahnungen waren indeß ebenso erfolglos wie die Bekehrungsversuche der Jesuiten; die religiöse Denkweise Maximilian's erfuhr, auch als er Kaiser geworden, keine Aenderung. Im Gegentheil trat sie noch entschiedener hervor, sodaß man seinen förmlichen Uebertritt zum Protestantismus erwartete. Doch dazu kam es nicht; Rücksichten der Staatsraison und Familienpolitik, auch wol die ihm eigene Charakterschwäche, hielten ihn von dem entscheidenden Schritt zurück. Es begreift sich aber, daß unter seiner Regierung die protestantische Bewegung in den von ihm unmittelbar beherrschten Ländern Ober- und Niederösterreich die größte Ausbreitung gewann. Anders stand es in den Gebieten, in welchen seine streng katholischen Brüder Ferdinand und Karl das Regiment führten. Der erstere, Herr von Tirol, hatte hier schon früher einen Aufstand der wiedertäuferisch gesinnten Bauern benutzt, um mit ihm den Protestantismus gewaltsam niederzuwerfen. Der letztere war, als er in Steiermark, Kärnten und Krain zur Regierung gelangte, eifrig bemüht, mit Hülfe der Jesuiten und ihrer Schulen die festbegründete Macht der neuen Lehre zu untergraben. Was ihm nur theilweise gelingen wollte, erreichte sein Sohn Ferdinand (seit 1590), ein ehrlicher Fanatiker, dem es Ernst war mit den Worten: „Lieber wolle er über eine Wüste herrschen, lieber betteln gehen und seinen Leib in Stücke hauen lassen, als die Ketzerei dulden." Er hatte auf einer Wallfahrt nach Loreto der Muttergottes, seiner „Generalissima", die Vernichtung des Protestantismus gelobt, und er hielt Wort, indem er die Anhänger desselben zwang, zur römischen Kirche zurückzutreten oder das Land zu räumen.

Inzwischen war auch in Oesterreich die Gegenreformation nach der Thronbesteigung Rudolf's II. in Gang gekommen. Vollständig durchgeführt wurde sie hier erst, als Ferdinand auch in diesen Landestheilen die Regierung übernommen hatte (1619). Damit sind wir an den Schluß der Ausführungen Richter's gelangt und bemerken nur noch, daß deren Werth vorzugsweise auf der Fülle von Thatsachen beruht, durch welche jede einzelne Phase der dargestellten Entwickelung illustrirt wird.

Reich an interessantem Detail ist auch der dritte größere Essay: „Der Zweikampf in der Geschichte der westeuropäischen Völker", von Friedrich Zimmermann. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß das heutige Duell dem classischen Alterthum unbekannt gewesen, sein Ursprung vielmehr bei den germanischen Völkerschaften und zwar im Norden zu suchen sei. Er beginnt die Geschichte desselben indeß nicht, wie man erwarten sollte, mit den nordischen Reichen, sondern mit Deutschland. Hier war der Zweikampf schon in den ältesten Zeiten als gerichtliches Beweismittel bekannt, und er blieb als solches das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch. Erst als im Anfang des 16. Jahrhunderts das Römische Recht größere Verbreitung gewann, kam er allmählich in Abnahme. Der Verfasser erörtert eingehend die einzelnen Fälle, in welchen er Anwendung fand, und schildert recht anschaulich die dabei beobachteten Formen und Gebräuche. Weiterhin führt er dann aus, wie neben dem gerichtlichen Zweikampf noch eine andere Form von Zweikämpfen für nicht eigentlich kampfbare Sachen entstand. Es wurde üblich, Beleidigungen, üble Nachreden und anderweitige Ehrverletzungen mit den Waffen zu rächen. Geschah das zunächst unter öffentlicher Autorität, so kam man doch bald dahin, noch einen Schritt weiter zu gehen und solche Ehrenhändel in nicht öffentlicher Weise, jedoch mit Beobachtung der hergebrachten Kampfregeln auszufechten. Namentlich waren es Adeliche, Studenten und Kriegsleute, bei welchen diese Sitte Eingang fand und sich trotz der strengen Verbote und Strafen, womit geistliche und weltliche Behörden ihr entgegenwirkten, mehr und mehr befestigte. Dieselbe hat sich denn auch, und nicht ausschließlich in den eben genannten Kreisen,

bis in unsere Tage erhalten. Doch liefert die Darstellung des Verfassers den tröstlichen Nachweis, daß ihre Geltung wie in Deutschland, so auch in den übrigen zur Sprache kommenden Ländern, in Frankreich, Italien, Spanien, Großbritannien und den nordischen Reichen sich erheblich vermindert hat. Die Blütezeit der Duelle fällt in das 17. und 18. Jahrhundert, als selbst die Frauen den Männern und einander im Zweikampfe gegenübertraten. Der Verfasser erzählt aus der Zeit Ludwig's XIV.:

Im Jahre 1689 hatte eine Schauspielerin in Paris, Namens Maupin, als Fechterin und Duellantin große Berühmtheit erlangt. Sie befand sich eines Tags auf einem Balle und erlaubte sich gegen eine Dame unverschämte Bemerkungen. Drei Cavaliere, die Begleiter jener Dame, verlangten vergeblich von der Maupin, daß sie sich entferne. Letztere forderte sie, nöthigte sie, herauszugehen, tödtete sie alle drei und kehrte dann ruhig in den Ballsaal zurück. Sie erhielt Gnade von dem König, der sich damit half, daß er erklärte, er habe die Duelledicte nur in Bezug auf Männer, nicht aber auf Frauen gegeben.

In England kamen die Duelle besonders zur Zeit der Restauration in Aufnahme. Der Verfasser berichtet:

Das Theater, die Bälle, öffentliche Straßen, Freuden- und Kaffeehäuser waren die Orte, an welchen beständig Scenen von Streit und Blutvergießen stattfanden; zu jeder Stunde in der Nacht konnten die friedlichen nach Hause gehenden Bürger das Aufeinanderklirren der Schwerter hören und in Gefahr gerathen, von den feinen Herren und den Löwen des Tags beleidigt und mishandelt zu werden. Die Duellwuth hatte sich allmählich aller Stände bemächtigt. Aerzte verfochten sogar ihre wissenschaftlichen Ansichten mit der Spitze des Schwerts. Später fochten ganze Trupps miteinander auf der Straße; es bildeten sich Clubs, in welche niemand aufgenommen wurde, der nicht seinen Gegner im Duell getödtet hatte; der Präsident hatte ein halbes Dutzend getödtet, und die übrigen Mitglieder rangirten nach der Zahl der von ihnen ausgeführten Tödtungen.

Zahlreiche andere Belege und Beispiele dieser Art mag man in der Abhandlung selbst nachlesen, in welcher übrigens auch die das Duell betreffende Gesetzgebung eingehend berücksichtigt wird.

Von den drei kürzern Aufsätzen erwähnen wir zunächst den von Bernhard Kugler: „Zur Charakteristik der Staufer“, genauer der beiden ersten geschichtlich mehr hervortretenden Staufer, des Herzogs Friedrich von Schwaben und seines jüngern Bruders Konrad, Herzogs von Franken und spätern deutschen Königs. Im Anschluß an Giesebrecht und Bernheim, die neuerlich nachgewiesen haben, daß die Herrschaft der ältern Staufer bis zur Thronbesteigung Friedrich's I. nicht ohne ihre eigene Schuld so kläglich schwach und des spätern Glanzes des staufischen Namens völlig unwürdig gewesen, will der Verfasser zeigen, „inwiefern gerade die geistige und sittliche Natur der Staufer zu den schlechten Ergebnissen ihrer Politik von 1125—52 beigetragen hat“. Er unterwirft zu diesem Zwecke die Regierung beider Fürsten einer eingehenden und scharfen Kritik, aus welcher sich ergibt, daß es dem einen wie dem andern durchaus an den für einen Regenten und Staatsmann erforderlichen geistigen Fähigkeiten gefehlt hat, und bei Konrad außerdem der Charakter neben gewinnenden Zügen manchen schlimmen Flecken zeigte. Die unzulängliche Begabung dieser ältern Vertreter des staufischen Hauses aber läßt es dem Verfasser fraglich erscheinen, ob es ganz gerecht sei, daß die Thaten Kaiser Friedrich's und seiner Nachfolger von Geschichte, Sage und Dichtung dem Namen der Staufer zugeschrieben werden. Er meint:

Von seinen Ahnen väterlicherseits hat Friedrich I. den Geist, der ihn erfüllte, soviel wir wissen, nicht ererbt; sein Vater insbesondere scheint eher geistesarm als irgendwie in höherer Weise begabt gewesen zu sein. Die Mutter Friedrich's also, die welfische Judith, dürfte nach dem Satze, daß die Bedeutung der Söhne vom Geist der Mutter abzuhängen pflegt, als Quelle seines Geistes anzusehen sein. Hier liegt es nun nahe, zu sagen, daß die herrschgewaltigen Männer, die seit 1152 den Thron des alten Deutschen Reichs geziert haben, eigentlich Welfen genannt werden müßten und nicht Staufer.

Bei den gespannten Beziehungen, welche gegenwärtig zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland obwalten, darf die Arbeit von Wilhelm Niemann: „Der Vertrag von Kalisch vom 27./28. Februar 1813 und unsere Ostgrenze“, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. In dem Vertrag von Kalisch, durch welchen sich Preußen mit Rußland zur gemeinsamen Bekämpfung Napoleon's verband, wurde unter anderm festgesetzt, daß bei der demnächstigen Herstellung des preußischen Staates der Provinz Preußen ein Gebiet hinzugefügt werden solle, welches sie in jeder sowol geographischen wie militärischen Beziehung mit Schlesien verbinde. Diese Bestimmung ist indeß später nicht ausgeführt worden, und es war, wie der Verfasser im ersten Abschnitt aus den Verhandlungen des Wiener Congresses nachzuweisen sucht, Kaiser Alexander selbst, der seinen Bundesgenossen um diese Erwerbung und damit um eine mehr geschlossene Ostgrenze gebracht hat. Preußen mußte sich mit der Linie Thorn-Prosna begnügen, die weder eine ausreichende und sichere, noch auch die natürliche deutsche Grenze bildet. Als solche muß vielmehr nach der Ansicht des Verfassers, die er im zweiten Abschnitt ausführlich entwickelt, der Landrücken betrachtet werden, welcher das Flußgebiet der Oder und der untern Weichsel von dem Flußgebiet der mittlern Weichsel scheidet und sich von der untern Przemsa bis zur Soldau hinzieht. Ob die geographischen, geologischen, strategischen und ethnographischen Momente, die er zur Begründung seiner Ansicht der Reihe nach hervorhebt, zutreffen, mögen Sachkenner entscheiden. Wenn er aber zum Schluß meint, Rußland könne das zur Herstellung dieser wahren deutschen Ostgrenze erforderliche Areal von etwa 450 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Einwohner recht wohl freiwillig abtreten, da der betreffende Landstrich für dasselbe weder einen politschen noch strategischen, sondern nur einen finanziellen Werth habe, der sich berechnen und erstatten lasse, so ist das unsers Erachtens ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung schwerlich zu erwarten steht.

Im sechsten und letzten Artikel, von August Geyer, wird „Ein politischer Volkskatechismus aus dem 18. Jahrhundert“, den der Freiherr von Moser in seinem „Neuen

patriotischen Archiv" freilich lieber ein „Lehrbuch des Christ-Fürstlichen Sultanismus" nennen möchte, im Auszug mitgetheilt und zugleich von dem Verfasser desselben, dem Fürstbischof August von Speier (1770—97), ein recht interessantes Lebens- und Charakterbild entworfen.

Ferdinand Brockerhoff.

Episches und Lyrisches.

1. Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else von Johann von Wildenrad. Hamburg, Meißner. 1879. 8. 6 M.
2. In der Wurfschaufel. Epische Gedichte von Johann Hinrich Fehrs. Hamburg, Richter. 8. 2 M.
3. Vom Tigris zum Ganges. Episches Gedicht in fünf Büchern von Emil Baumeister. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 2 M.
4. E. Neubürger's gesammelte Gedichte. Stuttgart, Metzler. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Gedichte von Richard Leander. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1877. Gr. 16. 3 M.
6. König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie von Gustav Kastropp. Zweite Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 16. 2 M. 80 Pf.
7. Gedichte aus Riga. Zweite Sammlung. Riga, Kymmel. Gr. 16. 3 M.
8. Alexis Adolphi's poetischer Nachlaß. Riga, Brutzer u. Comp. Br. 8. 5 M.
9. Ein Wonnejahr von Richard Hamel. Rostock, Werther. 1879. Gr. 16. 3 M.
10. Gedichte von Max Liebermann von Sonnenberg. Berlin, Denicke. 8. 3 M.
11. Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 4 M.
12. Blätter aus meinem Album. Gedichte von C. Paul. Magdeburg. 1879.
13. Gedichte von August Kellermann. Mühlheim a. d. Ruhr. 1879.
14. Geisterkranz. Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit von Ernst Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 1 M.

Dem Gedicht Johann von Wildenrad's: „Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else" (Nr. 1), dienen die Kämpfe der Dithmarschen um ihre Freiheit gegen Ende des 15. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts zum Hintergrund. Die Hauptfiguren der Geschichte sind: der holsteinische Ritter Hartwig von Reventlow, der im Auftrage des Marschalls Busso zu Segeberg einen kaiserlichen Brief an die Aeltesten der Marsen zu Heide zu überbringen hat und von diesen als Geisel bis zur Rückkehr ihrer eigenen Boten an den Erzbischof von Bremen und den Marschall zurückgehalten wird, und Elsbeth, die älteste Tochter des Landvogts Olde Kumpen, der dem Ritter Obdach gewähren muß. Während Hartwig's Geschick ihn in bittersten Zwiespalt zwischen Treue gegen den Fürsten, dem er seine Dienste gewidmet hat, und neuerwachter Liebe zum freien Bruderstamm der Marsen treibt, erhebt sich Else in keuscher Hoheit über nichtswürdige Verleumdungen und Ränke zur Führerin des Marsenheers und Trägerin der heiligen Fahne. Hartwig findet sühnenden Tod auf dem Schlachtfelde von Hemmingstedt, wo Else und ihr Verlobter, Wolf Isebrand von Oldenwörden, nach langer Trennungsqual vom Priester eingesegnet werden.

Das ist in knapper Angabe die Grundlage der in vierfüßigen Trochäen geschriebenen „Historia", die uns Wildenrad in glücklicher Vereinigung poetischer Fiction und historischer Treue erzählt. Und der Dichter erzählt gut. Die Handlung ist reich und oft, wie vor allem in den Schilderungen der Volksversammlungen und des Kampfes, voll Bewegung und Leben, Kraft und Farbe. Nur ist nicht genügend motivirt, warum Uwe Jens, der alte Wächter, durch sein Schweigen Else so lange unter dem schmählichen Verdacht leiden läßt. Im einzelnen ist ferner manche Schilderung des Beiwerks, z. B. der Costüme, des Geräthes u. s. w., zu breit. Hinsichtlich dieser Pflege der Culturgeschichte wird in unsern neuern epischen Gedichten seit dem „Rattenfänger" zu stark — sit venia verbo! — gemeiningert. Wozu beschreibt Wildenrad die Anzüge seiner Figuren so ausführlich, wie z. B. Grete's Festgewand zum Kirchgang? Das hat ja poetisch gar keinen Werth, den es wol haben könnte, wenn es geschickt an richtiger Stelle mit ein paar markanten Strichen angedeutet wäre. Wie viel hübscher und tiefer prägen sich gegen dergleichen Krimskrams Scenen solcher Art wie die improvisirte Feier der Verlobung im dritten Abschnitt ein! In der Sprache ist Wildenrad auch sonst noch oft zu breit und wortreich, was in den langen Reflexionen seiner Helden besonders ermüdet. Solches Frage- und Antwortspielen mit sich selbst ist wol in einem lyrischen Intermezzo, doch nicht im Verlaufe der eigentlichen Erzählung wirksam und statthaft.

Diese im Vergleich mit dem Ganzen geringen Fehler werden aber hoffentlich nicht verhindern, daß Wildenrad's „Historia", die auch in stattlichem äußern Gewand vor das Publikum tritt, sich rasch dauernde Freundschaft erwerbe; zieht doch schon die markige Schilderung der Schlacht von Hemmingstedt, aus der wir nachstehend eine kleine Probe geben, daß hier ein berufener Dichter singt und sagt. Wir können ihm mit Recht ein freudiges Glückauf! zurufen:

In der Nordsee unterdessen
Steigt die Flut, die Schlensenwächter
Lauschen auf den Meeresdeichen
Scharfen Ohrs. Und durch die Brandung
Kracht es dumpf — täuscht ihre Sinne
Nicht ein fremder Laut? Aufs neue
Hallt es dröhnender und stärker —
Das ist Isebrand! Ein Zeichen-
Soll's den Wächtern sein. Da öffnen
Sie die Schleusen; langsam wälzen
Sich des Meeres salz'ge Wogen

In die Gräben. Aber höher
Steigt die See, und voller, wilder
Strömen ihre grünen Wasser
Durch die sonst so wohlverwahrten
Pforten ein. Das ist der Marsen
Fürchterlichster Kampfgenosse,
Aber theuer nur verkauft er
Seine Hülfe, so verderblich
Jenen fast, die ihn gerufen,
Wie den Feinden, die zu zwingen
Seine Kraft gefordert wird.

Aber um das Marsenbollwerk
Tobt in immer engern Kreisen
Fürchterlich der Kampf. Die Garden
Trieben zweimal in die Schanze
Isebrand zurück, und dennoch
Bricht er todverachtend wieder
Auf sie ein. Wohl sinkt ermattet
Von dem ungeheuren Würgen
Mancher Arm; doch ohne Murren
Raffen sie den Rest der Kräfte
Noch zum letzten Stoß zusammen;
Denn im Feindesheer nicht minder
Will der trotz'ge Muth erlahmen.
Isebrand voran, die Streitaxt
Ueber seinem Haupte schwingend,
Fallen sie gleich grimmen Leuen
Jetzt zum dritten mal der Garden
Dreifach überlegne Massen
Wüthend an.

In einem unscheinbaren Heftchen und unter einem gezwungenen, schwer verständlichen Titel bergen Johann Hinrich Fehrs' epische Gedichte: „In der Wurfschaufel" (Nr. 2), einen Schatz echter Poesie; wenn sie auch noch nicht frei von Schlacken erscheinen, als da sind schlecht gewählte Ausdrücke, Unwahrscheinlichkeiten in der Erzählung, Verstöße gegen das Metrum und andere, so glänzt doch unter alledem reinstes Gold der poetischen Empfindung und Erfindung dem prüfenden Blick entgegen. Wo sich Fehrs mit energischem Ausdruck und wahrem, weil aus dem Innern drängendem Schwunge erhebt, zeigt er uns überall, daß sein Talent ihn bei sorgsamer Pflege bald weit über das Mittelmaß emportragen wird.

Die ersten drei Gedichte des Hefts: „Kurt Rainer", „Alte Schätze" und „Im Wetter", erzählen einfache Dorfgeschichten in einem oft an Klaus Groth's innigste Weise anklingenden Ton. In der ersten Geschichte fällt auf, daß der „Junkerbauer" in edelster Freundschaft

Durch Geld und tausend Worte
Bei Klein und Groß bis hoch hinauf zum König —

es erreicht haben soll, daß man ihn, den Schuldlosen, dem unglücklichen Kurt, der eine rasche unselige That im Zuchthaus verbüßen muß, als Gefährten in der Zelle gibt. Das ist doch zu romantisch erfunden, als daß es mit noch so milden Gesetzen in Einklang zu bringen wäre. Sonst zeichnet sich gerade dies Gedicht durch innige Kraft aus. Manchmal verwirrt sich Fehrs auch in den Bildern, wie z. B. wenn er von einem Bart, der „ein sonnverbranntes, schönes Antlitz tief umschattet", sagt, derselbe sei:

Lindenkronen gleichlich,
Die ein Haus mit Anmuth dicht umkränzen.

So ist es auch sehr gewagt, vom „Antlitz meiner Seele", von der „Stirn" eines Bachs zu sprechen, und nicht minder erscheint es uns sehr bedenklich, wenn Fehrs im vierten Gedicht seiner Sammlung den Helden, Saul, wild das große Haupt schütteln läßt. Das sind Unebenheiten und Irrthümer, die noch zu glätten sind, um den Dichtungen zu vollem Eindruck reiner Schönheit zu verhelfen. Am bedeutendsten zeigt sich die Kraft des Dichters in den beiden Gedichten „Saul's Tod" und „Rizpa", in denen er alttestamentliche Stoffe mit der ganzen ihnen gebührenden Kraft behandelt und bewältigt. Es sei vergönnt, aus der ersten dieser beiden großartigen Dichtungen eine Stelle anzuführen:

Wie ein wunder Stier, so bricht der König
In die dichten Scharen, übermächtig
Schallt die Stimme aus der breiten Brust ihm,
Furchtbar flammt das Aug' durch buschige Brauen,
Daß sie stürzen, fliehen und im Schrecken
Ihre Waffen schleudern auf das Blachfeld;
Dann mit Klagen kniet er bei dem Liebling:
„Jonathan, du Blume meiner Helden,
Schatten meines Mittags, o mein Kleinod!
Samuel, der harte, starre Seher,
Segnen mußt' er dich an meiner Seite!
Jubel scholl durch Stadt und Dorf und Lande,
Wenn das Ohr vernahm: der Helden schönster,
Jonathan weilt heut' in unsern Thoren!
Perle du inmitten meiner Krone,
Ausgebrochen hat dich Gottes Finger!
Krönen wollt' ich dich zum stolzen Herrscher —
Alle Hoffnung, alle, alle Hoffnung
Hingestreckt im Staube auf dem Blachfeld!"
Stöhnend schweigt er eine lange Weile,
Dann mit lautem Ruf, um ihn zu wecken:
„Jonathan, die Philistäer kommen!"
Aufrafft sich der Held — dann sinkt er kraftlos,
Roth entquillt ein Blutstrom aus der Brust ihm.
„David rächt!" — das ist sein letzter Ausruf.
Sterbend sinkt das Haupt in Gras und Blumen —
Wie die Abendsonne matt verglühet,
Also schließt sich müd' das Heldenauge.

Die Kraft echt poetischen Ausdrucks wird man solchen Versen nicht absprechen können. Wie zur Erholung von dem schweren Ernst der fünf Gedichte gibt Fehrs als Anhang ein humoristisches Gedicht „Traum und Nebel", dessen Sprache in lustigen vierfüßigen Trochäen dahinhüpft. Bis auf die letzte Unterredung des alten Grafen Hans von Putzig mit seiner Nichte Bertha, die etwas Häßliches und Unangenehmes hat, ist es ein sehr hübsches und trotz mancher Derbheit anmuthiges Gedicht, das gleich seinen Vorgängern unser lebhaftes Interesse für den Dichter und sein Werk wachruft und erhält.

Das können wir leider von Emil Baumeister's epischem Gedicht in fünf Büchern „Vom Tigris zum Ganges" (Nr. 3) nicht sagen. Es mögen zwischen fünf und sechshundert Strophen von je vier Zeilen zu je acht Trochäen sein; muthig hat Referent sich in diesen brausenden Schwall von Versen geworfen, aber trotz alles Ruderns und Ringens ist er nicht an das ersehnte Ziel gelangt.

Diese unendliche Masse weiblicher Reime lähmt die Aufmerksamkeit und Kraft um so mehr, als aus dem Leuchtthurm des Gedankens kaum ein Mittellicht auf die breite Wasserwüste der unglücklich gewählten Form fällt. Dann und wann blitzt es freilich heller auf und die erleichterte Brust hebt sich frischer (z. B. beim dritten Abschnitt des ersten Buchs, „Die Wüstenreise", die, wenn auch stark an Freiligrath anklingend, nicht ohne poetischen Werth ist); doch sind solcher Erquickungspausen nur gar wenige; der derbsten Geschmacklosigkeiten sind desto mehr zu finden, von denen „die grüne Wanze", die „vampyrgleich in engen Cirkeln kreist" um den Wanderer, noch nicht einmal die schlimmste ist. Das Gedicht hätte sehr der Kürzung und Feilung bedurft, und daher ist dem hoffentlich noch jugendlichen Autor das alte „nonum prematur in annum" aufrichtigst ans Herz zu legen.

Mit ernsten, tiefen Augen, deren Blick oft durch eine dunkle Wolke der Schwermuth verdüstert wird, schaut uns E. Neubürger aus seinen „Gesammelten Gedichten" (Nr. 4) an. Sie enthalten Lieder und Balladen, Oden und vermischte Gedichte, Erzählungen und Idyllen, denen eine Komödie „Der neue Plutus" sowie Uebersetzungen und Nachbildungen englischer, französischer und anderer Gedichte beigefügt sind.

Das Leben muß sich diesem Dichter früh in seinem herbsten Ernst gezeigt haben; denn selbst durch die Lieder, in welchen er die ewigen und unerschöpflichen Stoffe der Lyrik in neuen und schönen Weisen bemeistert, klingt ernste und trübe Reflexion hindurch; von fröhlichem Selbstvergessen in Gottes schöner Welt, wie sie doch gerade dem Dichter am herrlichsten sich offenbart, ist darin wenig zu finden, sodaß sie fast einen herben Eindruck hinterlassen könnten. Davor schützt uns freilich die weise Würde, mit welcher der Dichter selbst nach bangem Schmerzensrufe auf einen versöhnenden Punkt verklärender Ruhe hinzuweisen versteht. Bedeutend höher als auf dem Gebiete des Liedes und der Ballade, die übrigens nur durch wenige Proben im Buch vertreten ist, steht Neubürger dort, worauf ihn sein hoher Ernst und sein sinnendes Gemüth besonders hinweist, auf dem Gebiete der Ode und des Idylls. Tiefe und durchdringende Lebensanschauung redet in den in antiken Maßen gehaltenen Oden mit ruhiger Weisheit oder energischer Kraft zu Herz und Verstand manches inhaltschwere Wort; die Idyllen greifen frisch ins Leben und rühren durch warmen Ton und innigen Ausdruck. In ihnen ist wol die eigentlichste Kraft und Bedeutung Neubürger's zu erkennen. Einzelne, wie „Die Linde", „Die stille Mühle", sind Prachtstücke, die Allgemeingut zu werden verdienen. Aus den „Vermischten Gedichten" sind „Napoleon auf dem Zuge nach Rußland" und besonders das erquickliche „Schau' dich um!" zu nennen, während „Caraccioli's Auftauchen" eine zu grausige Satire ist. Mit der Satire ist Neubürger überhaupt nicht glücklich. Seinen „Neuen Plutus" hätte man gern entbehren mögen, denn diesem fehlt nicht allein der großartige Aufschwung des Aristophanes, von dem er einige Motive entlehnt hat, sondern auch die allgemeine Bedeutung und Wirkung, da zu viel locale Beziehungen darin stehen gelassen sind. Aristophanes verspottete allerdings auch vor allem die Verhältnisse und Personen seines Wohnorts, aber Athen und Frankfurt a. M. — das ist doch noch ein Unterschied. Die Uebersetzungen und Nachbildungen sind gewandt und formvollendet. Jedenfalls ist es Pflicht der Kritik, auf diese Gedichte, die bei wenig Mislungenem und Schwachem sehr viel Schönes und Bedeutendes enthalten, mit warmen Worten aufmerksam zu machen. Als Proben aus dem Bande mögen hier stehen das lyrische Gedicht:

Mein Herz, es lachte freudig;
Ich stand auf blüh'nder Au,
Rings froh die Vögel sangen,
Rings glänzte der Blumen Prangen
Frisch wie vom Morgenthau.

Es rauschten so lustig die Bäume
Und lachten im Sonnengold,
Und muntrer Genossen viele
Sich drängten zum Reigen und Spiele,
Gestalten traut und hold.

Und mitten in der Freude
Mir eigen Weh geschah;
Die Vöglein begannen zu schweigen,
Es schwanden vom Spiel und Reigen
Mählich die Freunde da.

Auf Wald und Au und Blume
Erlosch der goldne Schein,
Mich wehet an ein Schauer,
Mein Herz erfasset Trauer —
Was soll ich noch hier allein?

und das Idyll:

Die Linde.

Wunder geschehn auch jetzt, es errettet den Guten noch immer,
Hemmt den Versucher noch jetzt auf eigene Weise die Gottheit.
Hört, was jüngst man erzählt mir vom Heiner, der wildesten Buben
Einem dereinstens im Dorf, der nun zu den Wackersten zählet!
Rüstig war er und stark und kühn, der gewürfeltste Bursche,
Schön von Gestalt und begütert, und setzte den Schneider in Nahrung,
Hatte gedient als Husar und verstand's mit den Mädchen zu reden,
Und sie lächelten all' ihm zu, und manche bethört' er.
Und so hatt' er gewonnen das Kind vortrefflicher Aeltern
Aus dem Gehöft, die Gretchen, die drin allein mit der Mutter
Hauste; denn lange dahin schon war ihr geschieden der Vater.
Aufstehn hatte das Fenster sie ihres Gemaches gelassen
Oben im höheren Stock, und hoch im Geäste der Linde,
Die ins Zimmer hinein fast reicht' und zugleich an die Mauer,
Spähte der Heiner und lauschte, ob alles zur Ruh' im Gehöfte.
Sieh, da fühlt' er sich plötzlich von mächtigem Zauber gebunden,
Mächtig erfaßt von unzähl'gem Gezweig; nicht konnt' er sich regen,
Und es erscholl ihm ins Ohr ein gewaltig Rauschen und Brausen:
„Manch Jahrhundert herab auf dieses Gehöftes Bewohner
Schaut' ich erfreut, dem nun du nahst mit frevlem Beginnen.
Sieh, du sollst mir erschaun, wie diese gewesen von jeher,
Und wie künftig erblüht ihr Geschlecht, wenn geziemlich du handelst,
Dann auch sehn, was ersprießt, wenn aus du führest die Schandthat."

Und es umnebelten gleich ihm Zaubergerüche die Sinne,
Und es erschaut' alsbald sein Auge erfreuliche Bilder.
Rüstiger Männer und Frau'n, umspielt von blühenden Kindern.
Zahllos, alle sich gleich und ähnelnd wie Apfel dem Apfel,
Saßen sie unter dem Baume geschäftig in rühriger Arbeit,
Alle vergnügt und einig im harmlos thätigen Leben.
Und abging von der Schar ein Mädchen; in Hader und Zwietracht
Stürzt' es das Haus, die Mutter verstieß es, unsäglichen Jammer
Mußt' es erdulden und ein in die Schuld sank's tiefer und tiefer.
Früh hinstarb sie verlassen im Hospital, und es fielen
Die sie geboren, die Kinder, der Schuld anheim und dem Elend.
„Frevelnder Mensch, nun wähle", so rauschte gewaltig die Linde;
Aber der Heiner besann sich nicht lange, herab von dem Baume
Sprang er, ein völlig veränderter Mensch, so ernst und bedachtsam.
Stets mehr brachte empor ihn der Fleiß; bald warb er ums Gretchen,
Und nun wohnt er beglückt im Gehöft mit dem Weib und den Kindern.

Ueber die Gedichte von Richard Leander (Nr. 5) ist es nicht leicht, eine Kritik zu schreiben. Wer so wie dieser Dichter von Gottes Gnaden frühlingsselige Lebens- und Liebeslust zu singen weiß, dem kann man mit ehrlichem Sinne eigentlich nur die Hand zu drücken wünschen. Mehrfach habe ich die Feder angesetzt, um Leander wegen unstatthafter Reime, wie „still" und „Füll'", oder „Hals" und „niemals" und andere, zur Rede zu stellen, oder ihm auseinanderzusetzen, daß es keinem Dichter gebühre, zwei seiner eigenen Gedichte eo ipso als „Volkslieder" zu bezeichnen; aber immer ist es mir bei erneuter Durchsicht des Buchs wieder gewesen, als setzte sich auf die Spitze des Federhalters ein bunter Sommervogel und lockte mich mit leisen Bewegungen seiner farbenduftigen Schwingen hinaus in den alten Märchenwald, hinaus in die weite, schöne Welt goldiger Jugendtage. Ja, Richard Leander kann wohl sagen: „Und so sitz' ich denn und zaubre", auch in anderm Sinne, als wie er es in seinem köstlichen, vom lustigsten Humor getragenen Idyll singt. Er ist ein echter Hexenmeister, vor dem man am besten thut, die Waffen zu strecken und nicht thöricht über Kleinigkeiten zu nörgeln. Wer das nicht glauben will, der lese nur einmal solche Gedichte wie „An zwei kleine Füße", „Ein Idyll", oder vor allem das folgende:

Erster Frühling.

Vor dem Thore, wo in sanftem Bogen
Um des Hügels Fuß der Fluß sich windet
Wie ein Knabenarm um Mädchenhüften,
Liegt der Liebsten Haus in stillem Garten;
Und derweil rundum die ersten Blüten
Zögernd aus der Knospe Haft sich ringen,
Und nur spärlich Büsche noch und Bäume
Mit dem ersten jungen Grün sich schmücken:
Hat der Frühling seinen ganzen Zauber
Dort verschwenderisch schon ausgegossen,
Und die Leute, die vorüber wandeln,
Bleiben stehn und staunen ob dem Wunder.
Gelbe Primeln, weiße Anemonen
Blühen, Veilchen, Crocus und Narcissen,
Und herab von Kirsch- und Apfelbäumen
Weht der Blütenflocken Schneegestöber. —
Kaum zwei Wochen sind es her; vorüber
Längst zwar schien es mit des Winters Strenge;
Nieder von den Bergeshängen stürzten
Offnen Arms und jauchzend sich die Bäche.
Triumphirend stand die Sonn' am Himmel,
Und hinauf in den krystallnen Aether
Schmetterte ihr Morgenlied die Lerche:
Doch in gleicher Schärfe heut wie gestern
Durch die Fluren wehte noch der Ostwind,
Und der Frühling zögerte zu kommen.

Endlich, endlich kam der Langersehnte!
Aus dem Thale stieg er auf zum Städtchen.
Purpurn glühten ihm vom Weg die Wangen;
Denn auf beiden Armen, hochgethürmet,
Trug er eine reiche Last, der Gute:
Gelbe Primeln, weiße Anemonen,
Veilchen, Crocus, Kirsch- und Apfelblüten.
Lose hatte er zur duft'gen Garbe
Sie gebunden; und dem Kind vergleichbar,
Das dem Vater zum Geburtstagsfeste
Seine Gabe darbringt — selbst am meisten
Freut es ihrer sich; es strahlt sein Antlitz,
Und den Vater bald und bald die Gabe
Schaut entzückt es an — so ließ der Frühling
Wechselnd auf der bunten Last sein Auge
Selig ruhn und wonneselig wieder
Ueber sie in alle Fernen schweifen.

Also schritt er; und bald hier bald dorthin
Blüten streuend kam er zu der Liebsten
Hause. Sieh, da lehnte an dem Fenster
Just die Holde, und dem hochwillkommnen,
Ach so oft erbetnen Gaste sah sie
Sehnsuchtsvoll ins Angesicht. Da schrie er
Laut vor Freude auf; die beiden Arme
Hob er auf zu ihr und auf zum Himmel,
Und in süßem Schrecken, ihr zu Füßen,
Ließ er nieder auf die Erde fallen
All den Reichthum! —

Seit dem Tage liegt nun
Wie in Blüten dort das Haus begraben.
Ueberall, von Büschen und von Bäumen,
Weht der Blütenschnee; ein bunter Teppich
Dehnt der Rasen sich. Wir aber beide
Wandeln durch den Garten, und geschäftig
Les' ich aus der Liebsten dunkelm Haare
Die verwehten weißen Blütenflocken.

Wer das liest, den muß doch sein eigenes Herz, wenn es noch nicht ganz verphilistert ist, an Leander's poetischen Genius glauben lehren.

Mit den Sinngedichten, die den Schluß des Bandes bilden, ist es freilich nicht so gut bestellt. Das meiste davon haben andere schon besser gesagt. So hat z. B. manchen dieser Gedanken E. Fröhlich in seinen trefflichen Fabeln unter anderm oder ähnlichem Bilde treffender ausgedrückt, und gegen die göttliche Grobheit Goethe's und Mörike's ad titulum „Recensenten" kommt Leander's Vergleich mit den Enten etwas gezwungen heraus.

Die „lyrische Rhapsodie" von Gustav Kastropp, die den Titel „König Elf's Lieder" (Nr. 6) führt, ist ein gewagter, aber zum größten Theil gelungener Versuch, eine Novelle in lyrischen Gedichten zu erzählen. Den Stoff hat

dieselbe schwedische Volkssage gegeben, welche Julius Mosen seinem „Königelfenstück" in den „Bildern im Moose" zu Grunde gelegt hat. Kastropp hat die bedeutenden lyrischen Momente dieses Sagenstoffs richtig erkannt und in meist guten Gedichten verwerthet; dagegen sind ihm die mehr epischen Stellen in Ausdruck und Erfindung weniger gelungen, da manche von ihnen trocken und überstürzt sind. Letzteres ist besonders bei dem Zweikampfe Harold's, wie Kastropp den Geiger nennt, mit seinem Nebenbuhler der Fall. Wir sollen doch entschieden an Harold's Absicht des ehrlichen Zweikampfs glauben; aber derselbe sieht trotz den Worten „Sie kämpften frei" mehr nach einem mörderischen Ueberfall aus dem Hinterhalt aus.

Die „Gedichte aus Riga" (Nr. 7), von einer Anzahl junger Dichter und Dichterinnen herausgegeben, bringen einen frischen Lenzhauch über das Baltische Meer zu uns herüber. Daß manches der in der Sammlung abgedruckten Gedichte besser gemeint als gemacht ist, das ist ein Schicksal, welches alle solche Sammlungen theilen; was aber die vorliegende auszeichnet, das ist der fröhliche Jugendmuth, der die meisten Beiträge durchzieht. Freundlich muthet vor allem das Gedicht von Helene von Engelhardt an:

Noch jung.

Mich zieht hinaus des Frühlings Weben,
Hinaus der Sonne warme Glut,
In meinem Busen fühl' ich's beben
Wie kühnen Jugendübermuth;
Ich kann noch träumen, sehnen, hoffen,
Noch trägt mich hoch des Geistes Schwung,
Noch steht die weite Welt mir offen
Im Vollgefühl: ich bin noch jung!

Die Kraft der Jugend in mir waltet
So ungebrochen, unbedroht,
Das heil'ge Feuer, nicht erkaltet,
In hellen Flammen aufwärts loht.
Die Pulse schlagen voll und schnelle,
Die Brust erfüllt Begeisterung;
Schwill an, du schwanke Lebenswelle,
Heb' mich empor — ich bin noch jung!

Und träte just in solcher Stunde
Der bleiche Sensenmann herein,
Ich grüßte ihn mit heiterm Munde:
Sieh da, was führt dich her, Freund Hein?
Mich suchst du? — nun kein lang Bedenken,
Nur her mit Lethes kühlem Trunk!
Laß zum Ade mich's Hütchen schwenken,
Ich scheide leicht, ich bin noch jung!

Auch die Gedichte, in denen sich innige Liebe zu den deutschen Gauen und dem deutschen Wesen ausspricht, sind von hübscher Wirkung. Mögen sich die Herausgeber des liebenswürdigen Büchleins ihre Sangeslust freudig und rein erhalten, daß es singe und klinge von ihnen zu uns. Hoffentlich wird dann auch einst eins oder das andere aus diesem bunten Gefieder an seinen eigenen Weisen als schmetternde Lerche zur Sonnenhöhe des Dichterruhms emporsteigen.

Der poetische Nachlaß von Alexis Adolphi (Nr. 8) beweist, mit welcher Innigkeit der zu früh geschiedene Dichter alles Wahre und Schöne erfaßte und in echter Frömmigkeit die Versöhnung des Irdischen mit dem reinsten Begriff des Göttlichen zu finden suchte. Großen Werth poetischer Kunst haben diese Gedichte nicht, sie werden daher außerhalb des Freundeskreises Adolphi's wol wenig bekannt werden und bald ganz vergessen sein. Das hätten der oder die Herausgeber des Nachlasses vielleicht verhindern können, wenn sie dem Buche eine Biographie des Verfassers beigefügt hätten. Denn der Lebensgang eines so tiefen und reinen Gemüths, wie Adolphi, nach diesen Gedichten zu schließen, in sich getragen haben muß, würde interessirt und auf sein poetisches Schaffen ein besonderes Licht geworfen haben. Trotz dieses Mangels thäten manche junge Theologen unserer Zeit, die bei ihren Predigten so häufig die Wirkung poetischer Eloquenz außer Acht lassen, gut, zur Anregung dann und wann einen nicht zu flüchtigen Blick in dieses Buch zu werfen, und wenn einmal jemand ein Buch über das Wirken und Weben des germanischen Geistes in den Ostseeprovinzen schreiben sollte, so wird er gewiß Adolphi's Namen nicht vergessen dürfen.

Den Dithyramben, welche einige Kritiker über Richard Hamel's Dichtung „Ein Wonnejahr" (Nr. 9) so überlaut angestimmt haben, kann ich nicht beistimmen. Eine solche Gefühlsseligkeit, ein solches geistreich und gemüthvoll sein wollendes Zergliedern der einfachsten und natürlichsten Gefühle ist mir unverdaulich erschienen, obwol nicht zu leugnen ist, daß in dem Wust mancher schöne Gedanke in trefflicher Form zu finden ist. Hamel ist wol zu rasch daran gegangen, sein verlorenes Glück in der Poesie zurückzaubern zu wollen; doch wird ihm hoffentlich eine Zeit kommen, wo er lernt, wie sich ein wahrer Dichter einen großen Schmerz von der Seele singt. Uebrigens ist die zweite Hälfte des Buchs, die das Leiden und den Tod der Geliebten umfaßt, ansprechender und bedeutender als die erste. Wenn jedoch von Alexander Jung, auf den sich Hamel auch in der Vorrede beruft, das Buch als Geschenk „für wahrhaft Liebende im Sinne des Idealreichs, für solche, die sich bereits verlobt haben oder verloben werden", dringend empfohlen wird, so will ich andererseits nicht unterlassen, zwei markante Stellen des „Wonnejahrs" anzuführen:

Was ist alle Umarmung? Die lieben, thörichten, klugen Leute, welche wähnen, die Natur habe uns zu Narren, und der ganze Zweck der Sehnsucht zweier Geschöpfe sei der, ein neues Leben zu schaffen . . .

Welch ein Wagniß, welch eine Verantwortung, ein Wesen, über dessen Individualität wir trotz aller Erblichkeitstheorien wenig genug, nichts zu wissen vermögen, ins Dasein zu rufen! Souveränes Recht des Menschen! Können wir doch thun und lassen, was wir wollen. Also werden wir wol auch die Verantwortung zu tragen haben. Doch wer möchte sie tragen, wenn ein Bösewicht sein Kind ist? Also ist doch wieder die Gnade nöthig.

In der That ein seltsames Brautgeschenk!

Wenn man die „Gedichte" von Max Liebermann von Sonnenberg (Nr. 10) in die Hand genommen und sich über den Zusatz „Verfasser der Rheinreise" mit der Erinnerung an Goethe's berühmte Frage an den Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

getröstet hat, kann man sich ganz behaglich dem glatten Fluß der Verse mit ihren zierlichen und oft pikanten Reimen überlassen. Je weiter man sich aber in das Buch hineinliest, desto dringlicher steigt einem die Frage auf, ob Liebermann wirklich poetisches Talent besitzt, oder ob ihm nur ein Kobold die Leier in die Hand gedrückt hat, um die Weisen der Meister darauf nachzuahmen. Namentlich ist die Imitation der Heine'schen Manier hier so stark auffällig, daß wir Max Liebermann laut anrufen müssen, damit er, falls er wirklich echtes Talent besitzt, sich auf sich selbst besinne und auf eigene Füße stelle. Die den Schluß bildenden „Eichenkränze" sind warmem Patriotismus entstammt, doch mit Ausnahme des Gedichts auf den Sieg von Düppel von geringem Werth.

Die „Jugendlieder" von Ernst Rethwisch (Nr. 11) sind recht unbedeutend, wenn auch herzlich gut gemeint. Neu ist das Wort „Vaterwehen", das schwerlich im Grimm'schen Wörterbuch einen Platz finden wird. Recensenten, die es lieben, aus einer armen Mücke einen plumpen Elefanten zu machen, sind diese Gedichte sowie die „Blätter aus meinem Album" von C. Paul (Nr. 12) zu empfehlen, mehr noch die Gedichte von August Kellermann (Nr. 13), die einen höchst schätzenswerthen Beitrag zu dem Kapitel der unfreiwilligen Komik im Selbstverlag auf den Markt bringen.

Hier ist nur noch dem „Geisterkranz" von Ernst Rethwisch (Nr. 14) eine kurze Aufmerksamkeit zu widmen. Das nicht ungeschickte Vorwort läßt auf verständige Auffassung der selbstgestellten Aufgabe, und auch die in dem Buche verherrlichten Namen lassen eher auf alles andere als auf so thörichte, widerliche Schmeichelei schließen. Wenn der Verfasser da Rudolf Virchow ansingt:

Von König Midas geht die Sage:
Was er ergriff, das wurde Gold;
Du König Midas unsrer Tage,
So hat's Natur mit dir gewollt.

Wie unter echten Künstlers Händen
Der dumpfe Stein zum Ideal
Des Menschen reift, und Segenspenden
Entquillen ihm, des Lebens Qual

Zu lindern manchem Sinn, so reifen
Gedanken, die erfaßt dein Geist,
In Gold u. s. w.

so wird Virchow ihm sein berühmtes „pathologisches Interesse" nicht versagen. Vollständig ist hier aber als Probe für das Buch und seine Zeit folgender Hymnus zu citiren, den Paul Lindau über sich ergehen lassen muß:

An Paul Lindau.

Hab Dank, du Geist von Lessing's Gnaden,
Daß du den Weg geebnet hast,
Auf dem, so hoff' ich, mancher Sänger
Uns lindern soll des Lebens Last.

Du hast mehr Geist, nur Lessing hatte
Mehr Herz wie du; das Hohelied
Der Menschenliebe hätt'st du nimmer
Gesungen, wie's von ihm geschieht.

Doch Lessing fehlte eine Gabe,
Die jeder Dichter haben muß,
Deß Werke uns erquicken sollen,
Es fehlte ihm der Grazien Kuß.

An deiner Wiege sind die holden
Nicht ausgeblieben; was du sprichst,
Ob schaffend, ob Geschaffnes lobend,
Ob du das Herz dem Schächer brichst,

Sie leiten dich auf allen Wegen,
Drum bist du uns so werth und lieb,
Und Lob und Tadel wirken tiefer,
Wenn ein graziöser Geist sie schrieb.

Ja, ja! Das steht wirklich in dem „Geisterkranz" von Ernst Rethwisch gedruckt zu lesen.

Reinhard Mosen.

Neue Erzählungen.

1. Gloria. Zeitroman von B. Perez Galdós. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von August Hartmann. Zwei Theile. Berlin, Schleiermacher. 1880. 8. 8 M.
2. Der Carneval von Venedig. Novelle von Karl Heigel. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 3 M.
3. Lukis Laras. Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe von Demetrius Bikélas. Aus dem Neugriechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Wilhelm Wagner. Hamburg, Grädener. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Das Pfarrhaus. Roman, dem Leben nacherzählt von Martha Lossie. Zwei Bände. Berlin, Haack. 1880. 8. 7 M.
5. Philipp Elsen. Ein Lebensbild von C. Winter. Mit einem Vorwort von Freytag. Norden, Soltau. 1879. 8. 2 M.
6. Aus dem Leben. Zwei Erzählungen von Marie Mindermann. Bremen, Dierckſen u. Wichlein. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Schöne Geister. Künstlernovellen und Skizzen von Bernhard Stavenow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 8. 4 M.
8. Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. und 39. Jahrhundert von Kurd Laßwitz. Dritte Auflage. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 3 M.

Der Roman „Gloria" (Nr. 1) von B. Perez Galdós, übersetzt von August Hartmann, verdient unter den vorliegenden Büchern zuerst genannt zu werden; denn es genügt, denselben nur flüchtig durchgelesen zu haben, um in ihm die Gabe eines nicht gewöhnlichen Dichtertalentes zu erkennen. Wie aus einem längern Vorworte des Uebersetzers hervorgeht, gehört Galdós nach dem Urtheil der Kritiker und der eigenen Collegen zu den angesehensten Romanschriftstellern des heutigen Spaniens, ja der bekannte Literarhistoriker Don Armando Palacio Valdés weist ihm sogar den ersten Platz an und ruft begeistert aus: „Galdós ist ein Phänomen, ein wahrer Erlöser auf dem Gebiete des Romans, den er aus dem Halbdunkel der Subscriptions- und Eisenbahn-Literatur auf eine hohe

Stufe geistigen Glanzes emporgehoben hat. Alle sind wir diesem Messias der spanischen Belletristik jauchzend entgegengezogen, alle haben wir unsere literarischen Erzeugnisse auf dem Boden ausgebreitet, daß sie dem Verfasser der «Gloria» als Teppich dienten, und wie Palmzweige unsere Federn gesenkt!" Deutsche Leser und Kritiker werden diesen Empfehlungsbrief, ausgestellt sozusagen von einem Concurrenten, mit Achtung entgegennehmen; aber freilich wird Galdós in Deutschland nicht jene ruhmvolle Bewunderung erreichen, die er in seinem Vaterlande genießt, obgleich in seinem Werke alle Merkzeichen eines Genies vorhanden sind. Die Würde eines Messias des spanischen Romans ist gar zu beschränkter Natur, als daß sie innerhalb des Rahmens der deutsch-französisch-englischen Weltliteratur hervorragende Bedeutung haben könnte. Begnügen wir uns damit, unsern Lesern Don Perez Galdós als einen höchst begabten Romanschriftsteller vorzustellen, der den Vergleich mit den hervorragenden Romandichtern anderer Länder nicht zu scheuen nöthig hat.

Ein tiefgreifender culturhistorischer Conflict, welcher Jahrtausende gedauert hat und vermuthlich noch Jahrhunderte überdauern wird, bildet die Basis, auf welcher sich die Handlung des Romans „Gloria" aufbaut, die Gegensätzlichkeit der christlichen und jüdischen Religionssatzungen und deren unglückselige sociale Folgen. Gloria ist die jugendliche Tochter eines altadelichen Privatgelehrten in Cantabrien, welche wie üblich in den Grundsätzen der alleinseligmachenden Kirche Roms erzogen worden ist. In ihren Adern rollt aber das heiße Blut des Südens, und ihre Natur neigt zur Romantik. Eine Neigung zur Ketzerei tritt dann und wann bei ihr zu Tage, wird aber stets schnell von ihr selbst unterdrückt, sobald sie sich derselben bewußt wird. Diese liebenswürdige junge Dame macht die Bekanntschaft eines unbekannten Mannes, welcher am Gestade Cantabriens Schiffbruch erlitten hatte und für todt in das Haus ihres Vaters getragen wurde. In breiter behaglicher Manier schildert der Autor die Geschichte der keimenden Liebe Gloria's zu dem Deutsch-Engländer Morton, welchen alle im Hause für einen Protestanten halten. Er weicht aber den Fragen nach seinem Glauben geschickt aus und weiß alle Bekehrungsversuche, welche der Onkel Gloria's, Bischof Angelo, ein seelensguter aber beschränkter Geistlicher, macht, vorsichtig und leise zurückzuweisen. Dies wird von den Freunden und Verwandten der Familie um so mehr bedauert, da Morton sich sonst als ein durchaus ehrenwerther, gebildeter und liebenswürdiger Mann erweist. Das Liebesverhältniß zwischen dem Mädchen und dem Fremden knüpft sich insgeheim enger und enger . . . da kommt der Augenblick der Abreise und des Abschieds und zu gleicher Zeit eine bittere Enttäuschung für Gloria. . . . Morton gesteht seiner Geliebten bei einem letzten tête-à-tête, daß er — Jude sei. Von diesem Augenblick an gewinnt die anerzogene und angeborene Religions- und Rassenantipathie in Gloria Gewalt über ihre Liebe, und selbst die eindringlichsten Bitten und Compromißvorschläge ihres Geliebten können ihre Verachtung gegen den Heiden, der Christus ans Kreuz genagelt, nicht zurückdrängen. Der Autor hat seine ganze ungewöhnliche Kunst in der psychologischen Schilderung Gloria's aufgeboten, um auch dem fernstehenden Leser den Seelenkampf zwischen menschlicher Liebe und geistlichem Haß anschaulich zu machen. Es gelingt ihm mit Beihülfe einer trefflichen Charakteristik der religiösen Weltanschauung, welche dem spanisch-katholischen Volke in den Provinzen eigen ist. Man irrt sich aber, wenn man glaubt, ein Bild pfäffischer Unduldsamkeit entrollt zu sehen, vielmehr weiß uns der Autor aus der socialen Bedeutung der kirchlichen Autorität heraus in natürlichster Weise den Conflict zwischen Rom und Zion begreiflich zu machen. Von dem Kapitel an, wo Morton sich als Hebräer demaskirt, weisen die Schilderungen des Lebens, der Personen und der Anschauungen große culturhistorisch interessante Bezüge auf, die uns in dem Autor nicht nur einen gewandten und poesiereichen Erzähler, sondern auch einen erfahrenen Menschenkenner und vorurtheilsfreien Philosophen kennen lehren, ohne daß jedoch die Erzählung doctrinär würde. Die Handlung an sich ist nur mager, sie besteht wesentlich in dem vergeblichen Ringen des Juden, seine Geliebte zu toleranten Grundsätzen und zu einer Mischehe zu bereden; Gloria aber hat einen festen Entschluß gefaßt und wird in demselben von ihren Verwandten bestärkt: die Sünde und Schande, welche über sie gekommen sei, durch Buße in der Einsamkeit und freiwillige Trennung von dem Geliebten zu sühnen. An Morton tritt nunmehr die Frage heran: soll er sich zum Christenthum bekehren, oder die schwärmerisch Geliebte in Schande sitzen lassen. Die heißen Kämpfe, welche seine Seele und seinen Geist durchwogen, sind mit tiefer psychologischer Kenntniß des Menschenherzens geschildert. Die Frage dreht sich bei Morton, der ein gebildeter und philosophisch tolerant denkender Mensch ist, nicht darum, das eine Lippenbekenntniß mit dem andern zu vertauschen, sondern um seinen Abfall von dem Volk, welchem er angehört. Auch in ihm regt sich der Rassenhaß, der immer wieder deutlich in sein Bewußtsein tritt, wenn er sich seiner Familie und seiner Freunde erinnert, die ihn, den Abtrünnigen, verfluchen würden. Endlich aber siegt in diesem Kampfe doch die Liebe, und infolge einer Verabredung mit einem zweiten Onkel Gloria's, der in Madrid Bankier ist und über Rassen- und Religionsunterschiede durchaus nur conventionell denkt, ist er im Begriff, ohne innern Drang dazu, zum katholischen Christenthum überzutreten. Da tritt im letzten Augenblicke die Mutter Morton's hinzu und sucht dies auf perfide Weise zu hintertreiben. Gloria erfährt mit Gewißheit, daß ihr Geliebter nur aus Liebe zu ihr, nicht zu Christo, sich taufen lassen will, und verzichtet. Doch Morton gelingt es, an der Wiege seines und ihres Kindes noch einmal mit Gloria zu sprechen; sie erkennen beide den Abgrund, der sie auf der Erde für immer trennt, aber gemeinsam blicken sie auf zum Himmel,

wo der eine ewige Gott thront. Gloria erliegt körperlich den ausgestandenen Seelenfoltern, entschlummert aber im seligen Gefühl ihrer Liebe zu Morton. Dieser sucht vergebens Ruhe und Zufriedenheit; nach einigen Monaten wird auch er von einer Gemüthskrankheit hinweggerafft.

Man sieht, daß Galdós in seinem Roman einen großen culturhistorischen Stoff bearbeitet hat, der auch schon in vielen andern Erzählungen, meist aber in tendenziöser Weise behandelt worden ist. Die Tendenz liegt dem spanischen Dichter gänzlich fern, er schildert Thatsächliches, und darin finden wir auch die künstlerische Bedeutung seines Werks. Es ist erstaunlich, daß trotz dieser Tendenzlosigkeit bei einem so heiklen Probleme der Roman dennoch einen unwiderstehlichen Effect auf den denkenden und gebildeten Leser ausübt. Das Geheimniß desselben liegt eben in der originellen kraftvollen dichterischen Begabung des Autors; er arbeitet wie ein Maler, der zuerst in genialer Weise die Grundidee entwirft und dann mit sicherer Hand alle charakteristischen Einzelheiten hineinmalt, bis schließlich das Gemälde als ein großes und einheitliches Ganzes vor dem bewundernden Auge erscheint. Dem fremdländischen Leser wird nur das localspanische Colorit störend sein, welches natürlich auch in der Uebersetzung, die sich wie ein Original liest, nicht fehlt. Alles in allem genommen ist „Gloria" einer der geistig bedeutendsten und künstlerisch vollendetsten Romane der Gegenwart, welcher auch über Spaniens Grenzen hinaus Freunde finden wird.

Auch Karl Heigel's Novelle „Der Carneval von Venedig" (Nr. 2) spornt den Leser an, über die Bedeutung des religiösen Bekenntnisses im socialen Gesellschaftsleben nachzudenken. Der Verfasser verfügt nicht über die glänzenden dichterischen Fähigkeiten Galdós', aber große Gewandtheit der Darstellung, klar bewußtes Wollen und Können in der Ausarbeitung der Handlung, sowie ein ernstes sittliches Streben sind ihm nicht abzusprechen. Es handelt sich diesmal um die Resultate der modernen Erziehung, welche so vielfach ihren Pflegebefohlenen neben vielen überflüssigen Kenntnissen auch ein conventionelles Lippenbekenntniß lehrt, welches bei ernstern Conflicten nicht standhält. Ein junges Mädchen aus adelicher, aber armer Familie, in den Grundsätzen conventioneller Religiosität und Moral erzogen, heirathet einen reichen Landwirth in Pommern, der sich weder durch körperliche Schönheit noch durch geistige Bedeutendheit auszeichnet. Obgleich er seine junge Frau auf Händen trägt, fühlt diese sich auf dem Gutshofe vereinsamt und gelangweilt. Sie sieht in ihrem Gatten nur einen täppischen ungeschlachten Bauer und faßt sogar gegen das eigene Kind eine Abneigung, da es dem Vater ähnelt. Wiederholte Besuche in der Residenz, wo sie sich mit Wollust den gesellschaftlichen Vergnügungen hingibt, erzeugen endlich in ihr den Wunsch, dem Joch der Ehe zu entfliehen. Die Gelegenheit findet sich, als ihr unvermuthet eine reiche Erbschaft zufällt. Alle Grundsätze der Religion und Moral vergessend, entflieht sie in Begleitung ihres leichtsinnigen Bruders nach Venedig, wo gerade der lustige Carneval sein buntes Treiben entfaltet. Unterdessen erhält der Gatte auf seinem beschneiten Gute in Pommern die Nachricht von der Flucht seiner Frau, und kurz entschlossen reist er der Abtrünnigen nach. Es gelingt ihm auch, mancherlei Hindernisse glücklich zu beseitigen und mehrfache Unterredungen mit seiner Frau, die sich bereits in einen Kreis von Lebemännern eingelebt hat, zu erreichen. Eine Versöhnung, ein Ausgleich sind unmöglich; alle Versuche scheitern an dem Widerwillen der Frau, sich aufs neue den Pflichten einer wirthschaftlichen Gutsfrau zu unterwerfen, conventionelle Moral und Religiosität halten nicht Stich; und endlich reist der Gatte, tief betrübt im Herzen, zu gleicher Zeit aber auch voller Verachtung gegen die Schwäche und Ehrlosigkeit seiner Frau, allein ab, um in der Erziehung seines Kindes und in treuer Berufserfüllung die Episode seiner Ehe zu vergessen. Die Frau wird eine jener vornehmen Abenteurerinnen, die Lebemännern ein pikantes Interesse einflößen, in allen anständigen Kreisen aber gemieden werden.

Die Erzählung liest sich gut, und der Leser wird stets in Spannung gehalten. Besonders wirkungsvoll sind die scharf herausgearbeiteten Contraste, welche sich aus der Anlage der Handlung in natürlicher Weise ergeben. Die Charakterzeichnungen gleichen Porträts, die dem wirklichen Leben entnommen sind, und die Schilderungen des bunten Carnevalstreibens in Venedig, welches dem ehelichen Zwiste als wirksame Folie dient, sind lebendig und phantasiereich. Freilich gelingt es dem Autor nicht, den schrillen Misklang am Ausgange der Erzählung zu mildern, aber vielleicht lag dies nicht in seiner Absicht. Der tendenziöse Zweck, die bösen Folgen einer oberflächlichen conventionellen Erziehung, welche leider in den bessern Ständen so oft angetroffen wird, an einem Beispiel zu statuiren, ist kräftig und mit wünschenswerther Wirkung zum Austrag gekommen.

In Demetrius Bikélas, dem Verfasser der Erzählung „Lukis Laras" (Nr. 3), lernen wir einen neugriechischen Schriftsteller kennen, dessen Name im deutschen Lande bisher niemals genannt wurde. Wenn er und seine Erzählung uns auch heute noch unbekannt geblieben, so wäre das kein großes Unglück gewesen. Die eigenthümliche Schreibart mag dem Geschmacke der Neugriechen zusagen, uns Nichtgriechen wird sie stets fremdartig berühren. Was in diesem kleinen Büchlein geboten wird, sind lose verknüpfte Scenen, Skizzen und Bilder aus dem Befreiungskampf der Griechen in den zwanziger Jahren, die stofflich wol einiges historisches Interesse bieten, aber als einheitliche Erzählung den Ansprüchen ästhetisch gebildeter Leser durchaus nicht genügen. Die breite Geschwätzigkeit des Autors, welcher seine Erzählung häufig mit Reflexionen und Entschuldigungen, daß er es überhaupt wage, zu schriftstellern, unterbricht, spricht nur theilweise an. Der Uebersetzer hat sich seiner Aufgabe in bester Weise entledigt und auch ein Nachwort hinzugefügt, in welchem dankenswerthe

Hinweise auf die Bedeutung und Eigenthümlichkeit der modernen griechischen Literatur zu finden sind.

Wenige Worte genügen, um der Erzählung „Das Pfarrhaus" von Martha Lossie (Nr. 4) denjenigen Platz innerhalb der zeitgenössischen Literatur anzuweisen, welcher ihr gebührt. Sie ist eine Dilettantenarbeit, die so anspruchsvoll auftritt, daß die überwiegenden Schwächen die wenigen guten Seiten vollständig in den Schatten stellen. Die orthodoxkirchliche Anschauungsweise der Verfasserin beengt in merklicher Weise die natürliche Urtheilskraft und läßt die Charaktere der bösen „Weltkinder" in vollständig falschem Lichte erscheinen. Dazu gesellen sich ein vergebliches Ringen, den Phantasiegebilden plastische Deutlichkeit zu verleihen, und eine merkwürdig salope Sprache sowol in den Schilderungen wie in den Dialogen. Ich bedauere, einer Dame gegenüber in meinem Urtheil nicht höflicher sein zu können, und bezweifle sogar, daß „Das Pfarrhaus" selbst in exclusivorthodoxen Kreisen große Begeisterung hervorrufen wird.

Dagegen läßt sich von einer andern „frommen" Erzählung: „Philipp Elsen" von C. Winter (Nr. 5), nur Gutes sagen. Die Absicht des Verfassers, das Lebensbild eines biedern und frommen Kahnführers an der Unterweser zu schildern, ist in edler, einfacher und tendenzloser Weise zur Ausführung gekommen. Es gewährt Freude, mit den trefflich geschilderten Personen, die trotz der im Munde geführten Bibelsprüche voll derber Natürlichkeit sind, zu jubeln und zu trauern. Zwar offenbart sich in der Darstellungskunst des Verfassers kein großes Talent; aber was wir lesen, ist gesund gedacht und gefühlt und entspricht durchaus dem Verständnisse einfacher Leser.

Die zwei Erzählungen unter dem Collectivtitel „Aus dem Leben" von Marie Mindermann (Nr. 6) bilden eine zusammenhängende Familiengeschichte, welche von einem Arzte erzählt wird, der, einer alten deutsch-französischen Adelsfamilie entstammend, sich aus armen Verhältnissen emporgearbeitet hat und nun, still zufrieden mit dem Errungenen, Stimmung und Laune gefunden hat, seine eigenen Schicksale und die seiner Vorfahren in anschaulicher und gemüthlicher Weise zu schildern. Die Erzählung entbehrt aller sensationellen Effecte, wird bisweilen recht breit auseinandergezogen, schreitet aber doch stetig vorwärts und schließt endlich befriedigend ab, ohne die Nerven des Lesers gar zu sehr aufgeregt zu haben.

In dem zweiten Theile, betitelt „Ein Conscribirter", interessirt vorzüglich die Schilderung der traurigen Verhältnisse in den Staaten des Rheinbundes während der Zeit, die dem russischen Feldzuge Napoleon's voranging. Wie es scheint, ist diese Geschichte thatsächlichen Erlebnissen befreundeter Personen nacherzählt, sie macht deshalb bei der ruhigen und einfachen Darstellungsweise einen natürlichen und angenehmen Eindruck.

Im Gegensatz zu den soeben besprochenen vier Erzählungen, denen eine gewisse hausbackene Tendenz anhaftet, treibt in den folgenden Werken ein geistvoller und lustiger Esprit sein Wesen. Von höchst actuellem Interesse sind die „Künstlernovellen" von Bernhard Stavenow (Nr. 7), der in zwölf kleinen Erzählungen Künstlers Leid und Lust anmuthig und pikant illustrirt. Der größere Theil derselben verdankt Anekdoten und hervorstechenden Charakterzügen berühmter Künstler sein Dasein; der kleinere knüpft an Erlebnisse des Autors an, welcher Europa, wie es scheint, von einem bis zum andern Ende durchwandert hat und überall interessante Verbindungen mit künstlerischen Berühmtheiten suchte. Sehr hübsch und von biographischem Interesse ist z. B. die kleine Skizze „Der Lieblingsschüler Chopin's", welche eine anschauliche Charakterschilderung des Componisten und Welttouristen Adolf Gutmann bietet. Reizend und zartsinnig in Form und Darstellung ist die kleine historische Novelle „Eine Künstlerliebe". Sie behandelt die Liebe eines Schützlings Calderon's de la Barca, der schönen und berühmten Sängerin Florita Müller, zu einem spanischen Granden. Ich verzichte darauf, noch mehreres aus der hübschen Sammlung anzuführen; die Freunde der Kunst und des Künstlerlebens werden das Buch nicht ohne Zufriedenheit und Anregung aus der Hand legen.

Von hinreißend erheiternder Wirkung sind Kurd Laßwitz' „Bilder aus der Zukunft" (Nr. 8), die bereits in dritter Auflage vorliegen. Wir können hinzufügen, daß sie die Gunst des Publikums und die weiteste Verbreitung in allen Kreisen gebildeter Leser vollauf verdienen. Der Stachel der Satire wendet sich in diesen Erzählungen gegen die vielfach angetroffene Ueberhebung der Naturforschungsbeflissenen und die vagen Hoffnungen des Laienpublikums, welches an eine stetig fortdauernde Machtentfaltung des menschlichen Geistes und Wissens bis ins Grenzenlose glaubt, sodaß schließlich nur noch ein Religionscultus übrigbleiben wird: die Selbstvergötterung. Laßwitz entwirft in großartigen phantastischen Umrissen Bilder der Zukunft, die den Einbildungen mancher materialistisch gesonnenen Menschen ungefähr entsprechen dürften, und weiß die haarsträubendsten Consequenzen aus der modernen Naturforschung mit so trockenem Humor und so genialen Einfällen zu ziehen, daß sein satirisches Talent uns den größten Respect abnöthigt, zumal weil hier dem denkenden und feinfühlenden Leser die geistvolle Ironie stets verständlich bleibt. In dieser Beziehung ist besonders die zweite Erzählung: „Gegen das Weltgesetz", hervorzuheben. Der Autor löst sein Wort in bester Weise ein: „Wir blicken in den Spiegel der Zukunft und das Gesicht der Gegenwart schaut uns entgegen, befremdlich zum Theil und nicht ohne Verzerrung, aber doch erkennbar und vertraut. Die Nase ist wol etwas lang, der Mund leidlich groß gerathen, und höher die Stirn; aber aus den Augen leuchtet das alte herzliche Gemüth, das unsterbliche göttliche Erbtheil der Menschheit: Sitte und Schönheit. Und das ist der Ernst der Sache!"

Oskar Riecke.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus der neuesten französischen Literatur haben wir mehrere recht werthvolle Neuheiten zu verzeichnen, und allen voran stehen zwei Werke über Goethe: „Faust, Première partie", übersetzt und mit einer Vorrede versehen von Blaze de Bury (Paris, A. Quantin), und „Goethe et la Musique" von A. Jullien (Paris, Sandoz u. Fischbacher). Das erstere, in reicher Ausstattung, enthält außer dem Bildniß Goethe's aus seinen jüngern Jahren elf Illustrationen in Aetzmanier und eine große Anzahl gutgezeichneter Vignetten. Die Uebersetzung ist verständnißvoll und fließend, und der Interpret ist ein begeisterter Anhänger der Goethe'schen Lyrik. Das zweite Werk ist vom Verfasser der Frau Klara Schumann dedicirt. Im ersten Theile behandelt es die Ansichten Goethe's über die musikalische Kunst, bespricht die Eindrücke, welche unser genialer Dichter bei Anhörung des einen oder andern Meisterwerks empfand, und weist die ziemlich wichtige Rolle nach, welche in Goethe's Familienkreise die Musik spielte. Der zweite Theil constatirt den beherrschenden Einfluß, den die Meisterschöpfungen seines Genies auf die Componisten aller Schulen und aller Länder ausübten. Beide Werke verdienen empfohlen zu werden.

Alfred Duquet bringt eine geschichtliche Behandlung der Schlachten von Wörth bis Sedan unter dem Titel „Froeschwiller, Chalons, Sedan" (Paris, Charpentier), mit fünf Karten der militärischen Operationen. Der Verfasser, ganz Franzose, ist gleichwol in seinen Berichten ganz objectiv; wenn er sich auch von der Liebe zu seinem Lande und der französischen Armee leiten läßt. So kommt er, besonders gegenüber der bekannten Unfertigkeit und Unentschlossenheit der ganzen damaligen Kriegführung bei Beginn des Kampfes, zu Schlüssen, die allerdings nur das Ergebniß schon erkannter Wahrheiten sind, immerhin aber im Munde des „unparteiischen" Franzosen überraschend klingen. Das Werk ist ein klares Bild der Zustände in damaliger Zeit auf seiten des französischen Volks, der Obern sowol wie der Untergebenen, und enthält manches Neue und Anziehende.

„Bonaparte et son temps, 1769—99" von Th. Jung (2 Thle., Paris, Charpentier), mit mehrern Karten, unter andern einer ausgezeichneten Specialkarte von Corsica, stützt sich auf bisher unbekannte, wie es scheint, authentische Documente. Im Leben Napoleon's I. sind die Episoden gerade dieses Zeitraums die psychologisch merkwürdigsten, weil sich der spätere Charakter des Kaisers hier begründete; auch bieten sie wohlthuendere Lichtblicke in das Leben dieses phänomenalen Mannes als die darauffolgenden Tage des ersten Kaiserreichs.

Von A. Furetière's interessantem Buche „Le Roman Bourgeois" liegt eine neue Ausgabe vor, die in elegantester Ausstattung mit einer Reihe vorzüglicher Kupferstiche geschmückt ist (Paris, A. Quantin). Es bildet den siebenten Band der bei demselben Verleger erscheinenden „Kleinen Luxusbibliothek" und kennzeichnet sich dadurch selbst. Der Roman erschien bekanntlich zum ersten mal im Jahre 1666 und schildert die Sitten jener Zeit in oft drastischer Weise, und wenn er auch in bürgerlichen Kreisen sich bewegt, so ist doch deutlich zu erkennen, wie der Verfasser ganz andere Persönlichkeiten im Auge hatte, als er diese launigen Erzählungen niederschrieb.

Noch sei einer von der französischen Akademie preisgekrönten Schrift Erwähnung gethan, welche die Metaphysik und ihre Beziehungen zu den andern Wissenschaften behandelt (Paris, Thorin). Der Verfasser, Th. Desdouits, Professor der Philosophie am Lyceum zu Versailles, bezeichnet die metaphysische Wissenschaft als diejenige, welche die Principien aller andern enthält, und wundert sich, daß gerade ihre Gewißheit und ihr wissenschaftlicher Charakter meist angezweifelt werden. Er tritt gegen den heute herrschenden Skepticismus auf und sucht durch logische Beweise die Erkenntniß der Dinge aus der höchsten Ursache, dem Urwesen, abzuleiten, womit sich bekanntlich unsere neuern sensualistischen Ideologen nicht einverstanden erklären.

Berichtigung.

In dem Referate „Wiener Novellisten und Feuilletonisten" in Nr. 14 d. Bl. ist ein Irrthum des Verfassers zu berichtigen. Julius von der Traun heißt mit seinem bürgerlichen Namen nicht Julius, sondern Alexander Schindler, und war nicht Bankier, sondern Advocat.

Bibliographie.

Anhäuser, W., Nora. Trauerspiel. Trier, Lintz. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein Beitrag zur Frage der Goldwährung im deutschen Reiche und zur Demonetisirung des Silbers. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Byr, R., Eine geheime Depesche. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Dein, A. (A. M. Freih. v. Luttwitz), Aus vergangenen Tagen. Gedichte. 2te verm. Aufl. Eichstätt, Krüll. 8. 2 M. 40 Pf.

Findel, J. G., Der Orden der närrischen Käuze (Oddfellows) vor dem Leipziger Schöffengericht. Beantwortung der Privatklage des Herrn Dr. med. Degener in Bremen, hannövrischer Distrikts-Grossmeister des Ordens. Leipzig, Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Franzos, K. E., Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 5 M.

Friederichs, Adelheid, Hilda und Antonius. Schauspiel. Bremen, Tannen. 8. 1 M.

Frischbier, H., Die Zünfte der Königsberger Junker und Bürger im Kneiphof. Ihr Leben in Hof und Garten und ihre Morgensprache. Nach den Protokollen der Morgensprache. Königsberg, Nürmberger. Gr. 8. 1 M.

Gedichte eines Studenten im Career. Königsberg, Hartung. 12. 50 Pf.

Hochstetter, F. v., Prähistorische Ansiedelungen und Begräbnissstätten in Niederösterreich und in Krain. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 30 Pf.

— — Ergebnisse der Höhlenforschungen im Jahre 1879. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Lex.-8. 60 Pf.

Hollenberg, W., Die sociale Gesetzgebung und die christliche Ethik. Haarlem. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hugo, V., Das höchste Erbarmen. Uebersetzt von W. de Bach. Prag, Mercy. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Humbert, C., Ein verschollenes Werk von Carl Fr. Becker: Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet. Berlin, Friedberg u. Mode. Gr. 8. 60 Pf.

Isaac, H., Wissenschaftlichkeit und Idealismus in der Realschule. Eine Kritik der Gründe der Mediciner gegen eine Weiter-Berechtigung der Realschule. Berlin, Friedberg u. Mode. Gr. 8. 60 Pf.

Kleinpaul, R., Roma Capitale. Römische Lebens- und Landschaftsbilder. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Krusch, B., Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie. Der 84jährige Ostercyclus und seine Quellen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Der Lebens-Magnetismus, dessen Erscheinungen und Anwendung. Praktische Anleitung zur Ausübung desselben. Von T. S. Wien, Bensinger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schultz, C., Ein Beitrag zur Vivisectionsfrage. Berlin, Th. Barth. 1879. Gr. 8. 75 Pf.

Schumacher, A., Gedichte. (Chronologisch geordnet.) Mainz, Diemer. 8. 3 M.

Stähelin, R., W. M. L. de Wette nach seiner theologischen Wirksamkeit und Bedeutung. Rede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Sturm, J., Neue Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Hansnarren. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 15 M.

Woringer, L. A., Unsere Zeit und die sie unterscheidenden Merkmale, nach der heiligen Schrift beleuchtet in vier Vorträgen. Augsburg, Preyß. 8. 1 M. 50 Pf.

Wychgram, J., Albertino Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des 14. Jahrhunderts. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arendts'
Naturhistorischer Schulatlas.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

56 Tafeln mit 944 Abbildungen in Holzschnitt und einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 3 M.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Dampfmaschine.
Geschichte ihrer Entwickelung.

Von

Robert H. Thurston.

Bearbeitet und mit Ergänzungen versehen von

W. H. Uhland.

Zwei Theile.

Mit 188 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. in 1 Bande 11 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 43. und 44. Band.)

Das vortreffliche amerikanische Werk des Professor Thurston wird durch die vorliegende Bearbeitung deutschen Ingenieuren und Mechanikern zugänglich gemacht und ist ausserdem allen zu empfehlen, welche sich über die Erfindung und Ausbildung der Dampfmaschine belehren wollen. Als Anhang hat der deutsche Bearbeiter, W. H. Uhland, einen Bericht über die neuesten Constructionen von Dampfmaschinen hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Neunte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Diese Dichtungen, in denen sich ein tief religiöser Sinn in anmuthigster Form äußert, haben bereits einen weiten Kreis von Freunden gefunden und verdienen in jeder Familie heimisch zu werden.

Von dem Dichter erschien in demselben Verlage:

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Gedichte. 4. Auflage. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Neue Gedichte. 2. Auflage. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Für das Haus. Liedergabe. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.
Zwei Rosen. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Fünfte Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Vierte Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Vierte Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Dritte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. (Separatausgabe aus den „Wanderjahren in Italien".) 8. Cart. 1 M. 80 Pf.
Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. — Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theodor Große. 4. Eleg. cartonnirt 7 M.
Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 3 M. 60 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1880.

Inhalt: Philosophische Revue. Von Friedrich von Baerenbach. — Karl Gutzkow's hinterlassener Roman. Von Eugen Zabel. — Gegenwart und Zukunft. Von Karl Fortlage. — Schriften über die Kunst der Stenographie. Von Rudolf Dochn. — Tennyson's Tragödie „Harald". Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Revue.

1. Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besondern Wissenschaften dargestellt von W. Windelband. Erster Band: Von der Renaissance bis Kant. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1878. Gr. 8. 10 M.

Windelband's „Geschichte der neuern Philosophie" kommt einem Bedürfniß weiterer gebildeter Kreise entgegen und scheint bestimmt, eine Lücke in der philosophischen Literatur auszufüllen. Dies lag auch in der Absicht des Verfassers, der im Vorwort den Mangel einer relativ gedrängten Geschichtsdarstellung, welche auch den außen Stehenden für die Philosophie zu gewinnen vermöchte, constatirt. In der That sind weder die vorzüglichen Compendien von Erdmann und Ueberweg noch die größern und wissenschaftlich bedeutendsten Darstellungen, zu welchen der Verfasser ausdrücklich nur die von Erdmann und Kuno Fischer zählt, zu dem bezeichneten Zweck besonders geeignet.

Dieses Bedürfniß soll das Werk des Verfassers befriedigen. Er erkennt unumwunden das Verdienst Zeller's an, der „für das engere Gebiet der deutschen Philosophie" in die bezeichnete Lücke „mit glücklichster Abwägung der verschiedenen Aufgaben" eingetreten ist. Die hervorragende Leistung Zeller's umfaßt aber nur ein Theilgebiet. Eine zusammenfassende Geschichtsdarstellung der Entwickelung der Philosophie in der Neuzeit blieb noch zu schaffen. Nur der völlige Mangel einer solchen läßt es dem Verfasser natürlich erscheinen, daß ein Werk wie das von Lewes „bei uns eine Art von literarischem Erfolg gehabt hat".

Schon die Ausgangspunkte des Autors lassen erwarten, daß er eine Leistung von ganz anderm Stil und wissenschaftlichem Werth beabsichtige als der geistreiche, sehr productive Lewes, der ebenso wenig zum philosophischen Selbstdenker als zum kritischen Historiker der Philosophie berufen schien.

Aus Studien über die Methode der Philosophie ist das vorliegende Buch hervorgegangen. Methodologisch-historische Untersuchungen führten den Autor auf die Frage: „wie viel von ihren Ansichten die großen Systeme den von ihnen aufgestellten Methoden, und wie viel sie andererseits den Bewegungen der allgemeinen Cultur und den Errungenschaften der übrigen Wissenschaften verdanken? Mit seltenen Ausnahmen stellte sich dabei der schöpferische Werth der philosophischen Methoden als sehr gering heraus."

Die methodologischen Studien haben dem Autor für die kritische Geschichtsdarstellung treffliche Dienste geleistet. So sehr er sich bewußt blieb, nur in geringem Maße neue Beiträge zur „Aufhellung des Thatbestandes" der vorgetragenen Lehren geben und in mancher Hinsicht ausgezeichnete frühere Bearbeitungen (unter welchen er die hervorragenden Leistungen Kuno Fischer's obenan stellt) nicht überbieten zu können, hat er doch manches Neue und Gute geleistet, wo seines Erachtens beides noch anzustreben war: „in der Auffassung des ganzen Entwickelungsgangs, in der zusammenfassenden Gruppirung, in der kritischen Beleuchtung der Systeme".

Es ist unstreitig das originellste Verdienst dieser Geschichtsdarstellung, die Entwickelung des philosophischen Denkens, der Systeme und der Methoden nicht von den theoretischen und praktischen Errungenschaften der einzelnen Erfahrungs- und Wissensgebiete zu trennen, sondern sie mit diesen und mit der allgemeinen Culturentwickelung in engen Zusammenhang zu bringen, die Fäden des philosophischen Denkprocesses in ihnen aufzuweisen, die Wurzeln desselben in den besondern Wissenschaften und in andern Culturphären zu entdecken. Auch weist der Autor im einzelnen nach, daß die philosophischen Systeme nicht mit logischer, sondern mit psychologischer Nothwendigkeit entstehen, indem sie doch logische Geltung beanspruchen, und

daß sie daher zugleich pragmatisch und kritisch, zugleich causal und teleologisch betrachtet sein wollen.

Dem Zweck der Darstellung entspricht nicht blos Auswahl und Behandlung des Stoffs, sondern auch die Vermeidung der Aufnahme des gelehrten Apparats, der üblichen Verweisungen und Citate, der beliebten Meinungsvergleichung und Polemik. Diese Reserve schließt nicht aus, daß der Kenner der einschlägigen Literatur die Beziehungspunkte und Uebereinstimmungen zwischen dem Autor und andern, zumal Kuno Fischer und Zeller, herausfinden und die Verwerthung der neuen Specialforschungen an geeigneter Stelle dankbar anerkennen wird.

Alles in allem betrachtet, ist dieser erste Theil des Werks eine inhaltlich und formell gereifte und hervorragende Leistung, welche den Wunsch des Autors, weitere gebildete Kreise für das Studium eines der größern Systeme zu gewinnen, zu verwirklichen Aussicht hat. Die gedrängte und zugleich übersichtliche und klare Behandlung der einzelnen Systeme, die gemeinfaßliche, dem Ernst des Gegenstandes angemessene, aber das schwerer Faßliche nicht überflüssig verdunkelnde Darstellung, das richtige Maßhalten in der Darstellung des Lebens und der Lehre der einzelnen Philosophen, die Ausscheidung des Unwesentlichen und die zweckdienliche Beleuchtung des Wesentlichsten, des charakteristischen Elements, der originellen Leistung und der fortschrittlichen Bedeutung der bedeutendsten philosophischen Systeme, die wohlangebrachte Steigerung der Darstellung und die größere Ausführlichkeit der Kritik, wo es sich um Höhenpunkte der Entwickelung handelt, verdienen als ebenso viele Momente hervorgehoben zu werden, die annehmen lassen, daß Windelband's Werk im bessern Sinne des Wortes populär werden dürfte. Wir stimmen ihm durchaus bei, wenn er sagt, daß sich Philosophie überhaupt niemals populärisiren lasse, sondern immer den ganzen Ernst wissenschaftlicher Vertiefung fordere. Daß sich aber die meisten Gegenstände des philosophischen Denkens und der Entwickelungsgeschichte desselben so behandeln lassen, daß sie der Auffassung und dem lebhaften Interesse derjenigen, deren Beschäftigung mit einer Specialwissenschaft oder deren wissenschaftliche Berufsbildung weitere und tiefere philosophische Studien nicht zuläßt, nahe gebracht werden, davon hat uns eben das in edelm Stil ausgeführte Werk Windelband's von neuem überzeugt.

Das Studium und das Nachdenken im einzelnen können wir dem denkenden Leser nicht ersparen. Es ist schwer, einzelne Abschnitte eines so organisch gebildeten Ganzen besonders auszuzeichnen. Soll es doch sein, so möchten wir die Abschnitte über Francis Bacon, Descartes, Spinoza, Locke, Berkeley, Hume, Leibniz ganz besonders dem Studium empfehlen. Möchten viele durch die Lektüre nach dem Wunsch des Autors angeregt werden, an das Studium eines und des andern dieser Philosophen heranzutreten und eine „wahrhaft philosophische Bildung" erlangen durch „bis ins Einzelste dringende Vertiefung in eins der großen Systeme".

Nach den Leistungen des ersten Theils dürfen wir dem zweiten Theil mit besonderm Interesse entgegensehen, um so mehr, als derselbe sich mit Kant und mit der Entwickelung der Philosophie seit Kant befassen wird. Eben auf diesem Gebiete wünschen wir dem Verfasser zu begegnen, indem wir von seiner Darstellung der Kant'schen Philosophie wie der Philosophie nach Kant keine geringen Erwartungen hegen.

2. Schlaf und Traum. Eine physiologisch-psychologische Untersuchung. Von Paul Radestock. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. Gr. 8. 7 M.

Das merkwürdige Unternehmen, Schlaf und Traum zum Gegenstand einer eingehenden physiologisch-psychologischen Untersuchung zu machen, trägt seine Rechtfertigung in sich selbst. Merkwürdig ist das Unternehmen sowol gegenständlich als wegen der bisherigen Vernachlässigung derartiger Untersuchungen auf dem der dichterischen Phantasie willig eingeräumten und mancherlei Aberglauben preisgegebenen Gebiete. Die dunkeln Schachte des Traums, des Schlaflebens, die seit Jahrtausenden eine Fundgrube für Dichter, Seher und Propheten wie für ungezählte Ausbeuter des Volksaberglaubens waren, Phänomene, deren Erörterung in der Wissenschaft nicht zu den wichtigen Gegenständen gehörte, mit deren vermeintlichen Erklärungen sich nur anhangsweise eine scholastisch gefärbte empirische Psychologie befassen mochte, sollen nunmehr seitens der physiologischen Psychologie tiefer untersucht werden. Wohl behandelten schon früher philosophische Schriftsteller und Psychiater denselben Gegenstand in mehr oder weniger ausführlichen Specialabhandlungen: so Scherer, Volkelt, Strümpell, Spitta u. a. Aber erst neuestens kam eine vergleichsweise umfassende Monographie zu Stande, welche das Wesentlichste des bisher Geleisteten zu registriren und auf eigenen Wegen die Behandlung des Gegenstandes vom Gesichtspunkte der physiologischen Psychologie unternimmt.

Der Autor dieser Monographie bekundet eine ungewöhnliche Belesenheit auf verschiedenen Literaturgebieten. Seine Darstellungen über die Auffassung der Alten, zumal der griechischen und römischen Autoren in der besprochenen Frage legen Zeugniß von fleißigen philologischen Studien ab. Aber auch in der ethnologischen und völkerpsychologischen wie in der neuern philosophischen, speciell der psychologischen Literatur ist der Verfasser bewandert. In Sachen der Methode lehnt er sich im wesentlichen an F. A. Lange an, auf dessen Ausspruch über die somatische Methode er sich im Vorwort ausdrücklich beruft. Den psychologischen Erörterungen ist Wundt's „Physiologische Psychologie" zu Grunde gelegt.

Die Probleme des wachen Lebens, welche die vereinigte Arbeit der wachen Geister des Jahrhunderts fordern, sind so zahlreich, daß es gestattet ist, zu zweifeln, ob sich das Nachdenken vieler den Erscheinungen des Schlaf- und Traumlebens zuwenden werde. Gleichwol ist nicht zu bezweifeln, daß diese Erscheinungen, wie bisher schon, das Interesse mancher Naturforscher und insbesondere der Psychologen

auch weiterhin gewinnen und wach erhalten dürften, sofern eben diese dunkeln Gebiete gleich den nervenpathologischen Phänomenen eine besondere Anziehungskraft zumal auf jüngere Forscher ausüben. Daß es dabei im ganzen an weitgehenden Erklärungsversuchen, an originellen Hypothesen und kühnen Generalisationen nicht fehlen werde, ist schon heute nicht zu bezweifeln.

Wir können aber zugleich mit Vergnügen constatiren, daß sich der interessante Anfang, den der Verfasser auf diesem wenig gebahnten Wege gemacht hat, von dem Ballast derartiger Entdeckungen im ganzen frei erhalten und vor dem Ehrgeiz, der sich gern in der Construction höchst originellerer und alles erklärender Theorien bekundet, gehütet hat. Die Erörterung der Unterschiede des Traums vom wachen Denken und die Vergleichung des Traums mit dem Wahnsinn läßt noch manche Frage offen. Hingegen sind die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über Ursachen und charakteristische Eigenthümlichkeiten des Schlafs mit Geschick verwerthet, die einschlägigen Theorien vielfach richtig beurtheilt. In weitern gebildeten Kreisen dürften insbesondere die ersten Kapitel über die Wichtigkeit des Schlafs und die Bedeutung des Traums in der Völkerpsychologie und in der politischen Geschichte, und über den Traum bei Dichtern und Philosophen lebhafteres Interesse erregen.

3. Das Menschengeschlecht. Von A. de Quatrefages. Zwei Theile. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 30. und 31. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1878. 8. 9 M.

Dieses Werk des rühmlich bekannten pariser Anthropologen bildet eine werthvolle Bereicherung der anthropologischen Literatur, die zwar schon manche werthvolle Specialforschungen und Monographien, manche dem speciellern Bereich der Ethnologie und Ethnographie angehörige Leistung, aber sehr wenige umfassende und systematische Bearbeitungen sämmtlicher Hauptgebiete anthropologischer Forschung aufweist. In die letztere Lücke tritt de Quatrefages mit seinem Werke ein. Obwol in demselben die große Menge ethnologischer Detailforschungen unverwerthet bleibt und den überaus wichtigen psychologischen und sociologischen Charakteren, welche hauptsächlich den Bau der Anthropologie ungleich vielumfassender und vielgestaltiger machen als den der Zoologie, nur wenige orientirende Bemerkungen gewidmet werden, so sind doch die wichtigsten Grundfragen erörtert, die Umrisse einer umfangreichen systematischen Ausführung der Anthropologie als Wissenschaft geboten oder wenigstens angedeutet worden.

Im ersten Theil wird der Mensch als „Glied des organischen Reichs" betrachtet. Der Verfasser unterscheidet nämlich mit Pallas ein unorganisches und ein organisches Reich. Dem erstern gehören die beiden Unterreiche, das Sideralreich und das Mineralreich, an, dem zweiten die zwei Oberreiche, das Pflanzenreich und das Thierreich. In dem Schema des Autors sind auch die in den einzelnen Reichen wirkenden Kräfte an ihrem Ort angeführt. So beim Sideralreich: Kepler'sche Bewegung = Gravitation; beim Mineralreich außer jener: physikalisch-chemische Vorgänge = Aetherkraft. Beim Pflanzenreich treten zu den vorigen noch: vitale Vorgänge = Leben, und beim Thierreich zu allen diesen noch: Willensäußerungen = Thierseele hinzu. Den genannten Reichen stellt de Quatrefages als ein selbständiges fünftes das Menschenreich gegenüber, in dem zu allen genannten Kräften als specifische noch Moralität und Religiosität = Menschenseele! hinzukommen sollen. Obwol der Autor auch bei Erörterung der einzelnen Grundfragen in Betreff der Klassificirung und Charakteristik auf das entschiedenste für die Sonderstellung und ein besonderes Reich des genus homo eintritt, läßt er doch weder die psychologischen Charaktere im allgemeinen noch etwa die specifisch intellectuellen und theoretischen Charaktere als die wesentlichsten unterscheidenden Merkmale des Menschen gelten. Der generische Unterschied beginnt für ihn nicht bei der Intelligenz:

In den Aeußerungen der Intelligenz lassen sich demnach wesentliche Unterschiede zwischen den Menschen und den Thieren nicht nachweisen (?!). Dafür erkennen wir im Menschen drei wesentliche oder Grundäußerungen, an welche sich auch noch eine Anzahl secundärer Aeußerungen anreihen und die bei den übrigen belebten Wesen, vollends aber im Reiche des Unorganischen auch nicht einmal spurweise angetroffen werden: 1) Der Mensch hat die Vorstellung von Gut und von Böse, die durchaus unabhängig (?) vom physischen Wohlbefinden und vom physischen Leiden Wurzel schlägt. 2) Der Mensch hat den Glauben an höhere Mächte, die auf sein Geschick bestimmend einwirken können. 3) Der Mensch hat den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode. Die beiden letztgenannten Aeußerungen stehen immer untereinander im genauesten Zusammenhange, sodaß sie auf die gleiche Wurzel, auf die Religiosität bezogen werden dürfen; die erste jener drei Aeußerungen dagegen entstammt der Moralität.

Die Unterscheidung zwischen den letztern und den vorwiegend intellectuellen psychologischen Charakteren, die beiläufige Polemik gegen die Behandlung derselben als „Ausflüsse der Vernunft" scheint uns auf einen Wortstreit hinauszulaufen. Es bleibt dem Autor unbenommen, die Menschenseele mit jener „unbekannten Ursache, auf welche die Moralität und die Religiosität hinweisen", zu identificiren; diese Neuerung in der Terminologie dürfte aber ohne sonderliche Folgen für die klarere und tiefere Einsicht in das Wesen oder die Gesetze der physio-psychologischen, der psychophysischen und der anscheinend subtiler psychischen Phänomene sein. Es verdient alle Anerkennung, daß der Verfasser mit dem „längst schon gebräuchlichen Namen" der Menschenseele nicht die Schranken überschreiten will, welche auf wissenschaftlichem Gebiete durch die Erfahrung und die Beobachtung gesteckt sind, sondern nur die „unbekannte Ursache jener lediglich die menschliche Existenz berührenden Vorgänge" bezeichnen will. Er verwahrt sich vielmehr auf das entschiedenste dagegen, ins Gebiet der Philosophie und der Theologie hinüberzustreifen, denen allein er die Untersuchung der schwerwiegenden Frage, ob der Mensch lediglich ein thierischer Organismus ist, anheimgibt. Ja er überläßt es jedem, „unter den aus-

einandergehenden Ansichten zu wählen und sich für jene zu entscheiden, die seinem Herzen und der Vernunft am meisten zusagt". Es ist demnach nur zu bedauern, daß der Autor in einer der psychologischen Grundfragen dieser Praxis der Zurückhaltung und Entsagung untreu wird, um die psychische Differenz zwischen dem Menschenreich und dem Thierreich schlechthin auf Religiosität und Moral zu reduciren, bezüglich welcher die vergleichende Psychologie keine genauen Daten liefert, und die specifischen Formen menschlicher Intelligenz, die Geistesentwickelung im Kampf um die Wahrheit nicht in jener Differenz mitzubegreifen.

Die vereinzelten, mehr gelegentlich eingestreuten Erörterungen über psychologische Fragen gehören zu den schwächsten Theilen des Werks. Die besondern psychologischen Charaktere der Species Mensch sind im zehnten Buch am Schluß des zweiten Theils gleichsam nur anhangsweise, jedenfalls in der Hauptsache aphoristisch und in psychologischen Details ganz nebenher behandelt. Allerdings hat der Autor selbst diese Bemerkung vorweggenommen, indem er vom Gesichtspunkte des Anthropologen die anatomischen und physiologischen Charaktere als die beständigern, vom Wechsel der socialen und religiösen Institutionen und Sprachen nicht beeinflußten Charaktere für die Hauptsache, für den wichtigsten Gegenstand der Anthropologie erklärt. Der Unzufriedenheit der Sprachforscher, der Theologen und der Philosophen mit dieser Entscheidung gewiß, schiebt er die Behandlung nicht blos der metaphysischen Streitfragen, sondern auch das Detail der psychologischen Untersuchung denselben bei jedem Anlaß bereitwilligst zu, indem er als Naturforscher innerhalb der Grenzen der Beobachtung und Erfahrung verharrt. Die Philosophie erkennt dankbar die Achtung vor ihrer Competenz und die Reserve des Naturforschers an, indem sie einerseits die blos beiläufige Behandlung der psychologischen Cardinalfragen ungenügend findet, andererseits aber vom Gesichtspunkte einer weitern Auffassung der universalen Aufgaben einer wissenschaftlichen Anthropologie die tiefere und eindringendere, ja möglichst erschöpfende Behandlung für nöthig erachtet und von der vereinigten Arbeit vieler Forscher erwartet.

Die Ueberzeugung von der Dringlichkeit dieser Arbeit für eine im Werden begriffene universale Wissenschaft, welche in umfassender und systematischer Weise die Specialforschungen der bisherigen Anthropologen verwerthen müßte, ließ ungewöhnlich lange bei einer Bemerkung verweilen, welche nur der Meinungsverschiedenheit in der Seelenfrage und hinsichtlich der specifischen Differenzen zwischen Mensch und Thier Ausdruck geben sollte. Der Werth zahlreicher werthvoller Details und instructiver Bemerkungen im psychologischen Theil ist damit keineswegs geleugnet oder verringert.

Höchst bemerkenswerth sind die Ausführungen des Autors über die Methode der anthropologischen Forschung und die Grundbegriffe der Naturwissenschaften, im besondern der Biologie. Die botanischen und zoologischen Detailforschungen sind mit Umsicht und kritischem Verständniß verwerthet. Trotz der ziemlich ausgedehnten Polemik gegen Darwin und den Darwinismus wie gegen manche Amendements zur Schöpfungs- und Entwickelungslehre adoptirt der Autor nicht nur die wichtigsten Grundprincipien, zumal auch das wesentlichste auxiliäre Princip der Darwin'schen Hypothese, sondern stützt sich auch bei der Erledigung der anthropologischen Grundfragen in Sachen der Klassification und specifischen Charakteristik auf das allgemeine Entwickelungsgesetz und die Anwendung desselben auf das Menschenreich.

Die Ergebnisse der wesentlichsten Forschungen und theoretischen Discussionen werden vorgeführt und kritisirt. Der Umänderung der Rassen, dem Variiren, der Verschmelzung, der geschlechtlichen Kreuzung, den Bastardbildungen sind besondere Abschnitte gewidmet. Bei der Kritik der verschiedenen Entwickelungshypothesen vertheidigt der Verfasser mit großer Ausdauer seinen monogenistischen und theilweise antidarwinistischen Standpunkt.

Sehr lesenswerth sind die Abschnitte über das zeitliche Auftreten des Menschen und die Bevölkerung der Erde. Mit besonderer Ausführlichkeit sind die fossilen Menschenrassen behandelt, wobei der Autor das große Material der ungewöhnlich verzweigten Specialforschungen in nahezu erschöpfender und sehr umsichtiger Weise — selbstredend nur mit Rücksicht auf Ergebnisse — verwerthet hat. Wir bedauern, daß dem überaus wichtigen Theil der Anthropologie, der von den physischen Charakteren der gegenwärtigen Menschenrassen handelt, keine ausführlichere Behandlung zutheil wurde. Die einschlägigen Details gehören zwar der Anatomie, der Physiologie und der Pathologie an, aber auch das Wesentlichste hätte eine breitere Behandlung zugelassen, wozu allerdings die Vergrößerung des Umfangs des ganzen Werks erforderlich gewesen wäre. Von jenem größern Gesichtspunkte, welcher die großartige Ausdehnung des Gebiets der Anthropologie voraussetzt, werden eben die beiden letzten relativ kurzgefaßten Theile als Grundlagen der ganzen Wissenschaft betrachtet und auf das eingehendste behandelt werden müssen.

Auf dem heutigen Standpunkte der anthropologischen Forschungen ist aber auch die Beschränkung, die sich der Autor nicht zwecklos auferlegt, dankenswerth. Denn die gedrängte und theilweise aphoristische Fassung des Werks, die Berücksichtigung der wichtigsten Forschungen und Meinungen, die gesonderte Behandlung einzelner Cardinalfragen lassen dasselbe ganz besonders geeignet erscheinen, in wissenschaftlichen und in weitern gebildeten Kreisen die bisher gewonnenen anthropologischen Kenntnisse zu verbreiten und zur Vertiefung in specielle Aufgaben anzuregen. Mit Recht durften die Herausgeber auf die Fülle des Gebotenen und die Klarheit der Darstellung hinweisen. Denn wenn das Werk auf so geringem Raum auch nicht jede einzelne Hauptfrage auf das erschöpfendste behandeln konnte (weshalb auch die Bemerkung der Kritik Bedauern und nicht Tadel enthält), so ist es doch gewiß eins der inhaltreichsten und über das ganze Gebiet belehrenden anthropologischen Werke, das sich überdies durch die durchsichtige Klarheit seines

Stils, durch den maßvollen Ton der Kritik und eine seltene Fülle wissenschaftlicher und literarischer Daten auszeichnet.

4. Die Fortschritte des Darwinismus. Von J. W. Spengel. Köln, E. H. Mayer. 1879.

Eine lebhaft geschriebene, auf engem Raum viel zusammenfassende Schrift, deren Verfasser in der Literatur pro und contra Darwin ungewöhnlich bewandert ist und ohne weitläufige Kritik durch Zusammenstellung und Vergleichung gutgewählter Schlagstellen die Selbstvernichtung der Hypothesen einzelner Anti-Darwinianer herbeiführt. Der Autor gelangt zu dem Schluß, daß sich die bisher gebotenen gegnerischen Hypothesen (Migrationstheorie, heterogene Zeugung, Einheit des Bauplans) als unhaltbar erweisen, und daß die Selectionstheorie selbst der Vervollkommnung entgegengehe. Die Beweisführung ist zu kurz, um gründlich zu sein.

Friedrich von Baerenbach.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Karl Gutzkow's hinterlassener Roman.

Die Paumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman von Karl Gutzkow. Drei Bände. Mit dem Porträt Karl Gutzkow's in Radirung. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 12 M.

Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten des Gutzkow'schen Geistes, daß er rastlos an seinen Schöpfungen fortarbeitete, auch wenn diese bereits zu festern Stützen seines literarischen Ruhms geworden waren. Nie vermochte er sich genug zu thun, auch wenn der Erfolg auf seiner Seite stand und eins seiner Werke bereits zum eisernen Inventar unserer Nationalliteratur zählte. Wer die Bände seiner „Gesammelten Werke" mit den frühern Ausgaben vergleicht, wird der bessernden Hand, die sich sogar kaum zu bemerkender Feinheiten des Stils annahm, auf Schritt und Tritt begegnen. Seine Dramen unterlagen dieser Durchsicht genau so wie seine Romane und publicistischen Schriften. Es war dieser Eifer im Höherstreben und Bessermachen, der ihn veranlaßte, seine epochemachenden Culturbilder der Gegenwart: „Die Ritter vom Geiste" und den „Zauberer von Rom", die in der ursprünglichen Fassung zu je neun Bänden angeschwollen waren, in fünf handlichen Bänden neu herauszugeben und hierdurch zu allgemeinen lesbaren Nationalwerken zu machen. Wenn Gutzkow der Welt gegenüber oft schroff und selbstbewußt erschien, so liegt in dieser Kritik, der er die eigenen Arbeiten unterwarf, in dieser oft unbarmherzigen Cur, die er sich vorschrieb, um stets jung und frisch zu erscheinen, eine Bescheidenheit, die ihm nicht vergessen werden sollte.

In seinen letzten Lebensjahren unmittelbar nach der Vollendung der „Neuen Serapionsbrüder" lag ihm eine Neubearbeitung seines Hauptwerks auf dem Gebiete des historischen Romans, „Hohenschwangau", am Herzen. Diese ursprünglich als „Roman und Geschichte" bezeichnete Schöpfung litt an dem Fehler, daß der Verfasser sich aus dem schwerfälligen Material der Chroniken, mit denen er sich umgeben, nicht immer zur Freiheit der dichterischen Anschauung emporgearbeitet hatte. Die Fähigkeit, das Geschichtliche rasch in das Menschliche übergehen zu lassen, war ihm bei dem eingehenden sachlichen Studium theilweise verloren gegangen, sodaß namentlich der erste und der letzte der fünf Bände des Romans einen wenig erfreulichen Eindruck hinterließen. Jener hatte einen zu langen, dieser einen zu kurzen Athem, indem dort geschichtliche Massen aufgethürmt wurden, ohne daß der Leser ihren Zusammenhang mit der Idee des Kunstwerks erfaßte, und hier der Schluß den Dichter in den Ton der trockenen Geschichtserzählung verfallen ließ, um die sich überstürzende Handlung zu Ende zu führen. In beiden Fällen war der Stoff nicht durch die Phantasie gegangen, nicht zu Gestalt und Farbe belebt worden, während allerdings die mittlern Bände ebenso reiche wie übersichtlich ausgeführte Bilder dichterischer Culturmalerei enthielten.

Wir erinnern daran, daß Gutzkow, als im Jahre 1842 die „Goldene Chronik von Hohenschwangau" von Joseph Freiherrn von Hormayr herausgegeben wurde, in derselben einen Stoff für dramatische Behandlung zu besitzen glaubte. Die bairische Königsburg war dem geschichtlichen Blick wie dem öffentlichen Interesse näher gerückt. Während der Historiker sie uns als Römercastell, dann als Burg der Ritter von Schwanstein und endlich als Besitz des zum Freiherrn erhobenen augsburger Kaufmanns Paumgärtner erblicken ließ, der von italienischen Künstlern ein stattliches Schloß an Stelle der alten Burg aufführen ließ, hatte Kronprinz Max von Baiern 1832 das von den Tirolern verwüstete Schloß gekauft und nach den Plänen von Quaglio, Ohlmüller und Ziebland eine neue Burg zu bauen begonnen. Der Dichter, der von dem Historiker zur Ausführung eines Lebensbildes jener Zeit aufgemuntert wurde, schreckte doch vor der Ausführung des Plans immer wieder zurück, weil er fürchtete, in den historischen Thatsachen zu viele Veränderungen eintreten lassen zu müssen. Als er den Wurf endlich wagte, blieben die Spuren der mühseligen Arbeit, die ihm als Voraussetzung dienten, an ihm haften. Die Geschichte löste sich nicht dichterisch auf, um als Lebenselement den Organismus zu durchdringen, sondern drohte das Kunstwerk zu gefährden, indem sie sich selbständig daneben lagerte.

Diese Einschmelzung der Geschichte, diese Herstellung einer lichtvollen Architektonik des Romans ist dem Dichter selbst nur in den beiden ersten Bänden gestattet worden.

Der Tod nahm ihn von der Arbeit fort, den unermüdlich Schaffenden, der über Krankheit und Verstimmung stets triumphirt hatte, sobald es sich um die großen Fragen des Lebens und der Kunst handelte. Der Prospect der Verlagshandlung theilt mit, daß eine „anerkannt bewährte Kraft" die Arbeit vollendet habe, deren Absichten in einer Anzahl von Briefen dargelegt waren. Die Gliederung des Stoffs in diesem letzten Theile gibt keinen Anlaß zu Ausstellungen; nur merkt man, daß dem Schlusse des Autors Hand gefehlt hat aus einer Eigenthümlichkeit, die uns fast ein Vorzug zu sein scheint. Während es in den ersten Bänden an literarischen Anmerkungen und satirischen Bemerkungen nicht fehlt, versiegen diese im letzten gänzlich, und der ruhige Fluß der Erzählung wird durch keine solche Stromschnelle mehr unterbrochen. Am auffälligsten erscheint diese absichtliche Trübung der dichterischen Stimmung an einer Stelle des zweiten Bandes, wo erzählt wird, daß Maria von Ungarn, die Schwester Karl's V., von Georg von Brandenburg Güter in Ungarn gekauft habe, und der Erzähler dann fortfährt: „Leider waren es Landstriche, die unter Zapolya's Herrschaft gerathen waren. Noch besitzen wir die Kaufacten! Noch die genaue Angabe der Pfänder, auch in Deutschböhmen! Fürst Bismarck soll daraufhin seine Kronsyndici fragen, ob nicht Preußen auch auf Böhmen und Ungarn Ansprüche hat."

Der Roman liest sich in seiner neuen Gestalt, ohne der Geduld durch trockene Darstellungen lästig zu fallen, während seine Vorzüge, das an sich Fesselnde eines unserer Zeit verwandten Sujets, das Spannende der Verwickelung, die glänzende Ausmalung des Details, die geistreiche und bedeutende Auffassung des Lebens, dieselben geblieben sind. Das Gerüst, an dem das Gebäude emporwuchs, ist abgebrochen, alles überflüssige Ornament beseitigt worden, und nun erst werden sich die Leser des außerordentlichen Aufwandes von Wissen und Können, das in dem Buche steckt, ununterbrochen freuen. Steigt doch ein Bild deutscher Tüchtigkeit und deutschen Ernstes vor uns auf, dessen Eindruck unauslöschlich in unserer Seele lebt. Von der Reformation ausgehend, erhält der Roman durch diesen Protest des Geistes gegen zu eng gewordene Schranken seinen Grundton, der, wie weit auch das Gewebe der Handlung ausgesponnen werden mag, überall vernehmlich nachklingt. Die Personen haben diesen historischen Athem desto mehr, je weniger sie selbst historisch sind. Mit feinem Takt werden die gewaltigen geschichtlichen Figuren, ein Luther, ein Kaiser von Deutschland, eine Königin Maria, entweder episodisch vorgeführt oder in den Berichten anderer genannt, da die Unmöglichkeit, ihre Büsten lebensgroß zu meißeln, auf der Hand lag. Die beiden wesentlichen Gruppen des Romans sind dem Adel und dem Bürgerthum entnommen, von denen jener durch Wilhelm von Grumbach, den Mann der Grumbach'schen Händel, und durch die Freundin Luther's, Argula, vertreten sind, während dieses in der augsburger Familie der Paumgärtner seine Repräsentanten findet. Zwischen beiden Gruppen bewegt sich der Held des Romans Ottheinrich, den wir als Kaufmann im Geschäft der Paumgärtner kennen lernen und von dem wir als Pfarrer in Schmalkalden Abschied nehmen. In diese Figur hat Gutzkow viel von seinem eigenen Wesen hineingethan; namentlich sind die theologischen Anwandlungen, die den Helden in den verschiedensten Situationen, auf der Reise von Augsburg nach Venedig und wieder zurück, bei der Begegnung mit Theophrastus bis zu der Umwandlung des Kaufmanns in den Geistlichen erfassen, durchaus Fleisch von des Dichters Fleisch und Geist von seinem Geist.

Bei der Ausführung der Adelsgruppen bewundern wir das hervorragende Talent Gutzkow's, historische Personen nicht nur in der Art wie sie sich räuspern und spucken, sondern in ihrer geschichtlichen Bedeutung zu erfassen. Figuren wie die Grumbach's entwickeln sich in der vollen Breite ihres Wesens, und die einzelnen Charakterzüge, wie sie in den Geschichtsbüchern vorliegen, sind zu vollen plastischen Gestalten zusammengeschweißt. Mit noch größerer Liebe ruht des Dichters Auge jedoch auf der Gruppe des augsburger Bürgerthums. Die Ausmalung der Charaktere des alten Rathes, seiner Töchter und Söhne ist so meisterhaft, daß man ihre Profile vor sich zu haben glaubt. Aber Gutzkow steigt noch tiefer in das Leben der damaligen Zeit hinab und gibt Charakterköpfe von geradezu classischer Vollendung. Wir denken hierbei namentlich an die Schilderung des Treibens in der „finstern Stube" zu Augsburg, wo der Vater des berühmten Homunculus, Paracelsus, eine tonangebende Rolle spielt. Ueberall treten uns Leben und Bewegung, eine Fülle von Charakteren, ein Feuerwerk glänzender Gedanken und Aperçus entgegen, und doch ist dieser Reichthum geistig beherrscht und, wie es dem echten Kunstwerke geziemt, in einen festen Rahmen, den der reformatorischen Bewegung, gefügt.

Es ist anzunehmen, daß die „Paumgärtner von Hohenschwangau" Gutzkow zu seinen alten Freunden zahlreiche neue gewinnen werden, seitdem dieses bisher schwer lesbare Werk eine handliche Form und einen gefälligen Fluß der Darstellung erhalten hat. Der Dichter hat die deutsche Tugend der Treue in hohem Maße besessen und geübt. Wie er seinem Genius treu blieb, der ihn immer auf die Höhen der Menschheit wies, so war er seiner Nation als erster Schriftsteller und Erwecker zum Idealen bis zum letzten Athemzuge treu. Sein uns so theures Gedächtniß auch über das Grab hinaus fortzupflanzen, wird uns stets Ehre und Pflicht sein.

Eugen Zabel.

Gegenwart und Zukunft.

Moderne Zustände. Von Alexander Jung. Rostock, Werther. 1880. 8. 7 M.

Die Schriften, mit denen Alexander Jung uns von Zeit zu Zeit beschenkt, tragen mehr oder weniger einen prophetischen Charakter, insofern die Vorausverkündiger kommender Zeiten auf den Namen von Propheten Anspruch haben. Die Propheten des Alten Bundes sahen im Geiste und in der Hoffnung eine Zeit universellern Menschheitlebens wie im ungewissen Nebel, jedoch ihrem innern Auge wahrnehmbar genug, aufdämmern, ein männlicheres Zeitalter, wo bei gesunkenem Leichtsinn einer kindischen Götzenverehrung die Völker der Erde sich um den ernsten Altar des Monotheismus auf Zion versammeln würden. Ihre Ahnungen sind in Erfüllung gegangen. Wer die Zeichen am Gesichtskreise unsers heutigen Völkerlebens zu deuten versteht, dem tritt ebenfalls im ungewissen Nebel der Ahnung und wahrscheinlichen Berechnung ein nicht zu fernes Ziel vergrößerter Ausdehnung sowol als Vertiefung unserer heutigen, noch immer verhältnißmäßig engen und partienlaristischen Culturwerke in seinen innern Gesichtskreis, ein Ziel vollkommenerer Beherrschung der Natur durch den Geist an der Hand einer gesteigerten philosophischen Erkenntniß, eine Zeit des entschiedenen Idealismus, Humanismus und Kosmopolitismus. Dieses ist, wenn wir ihn recht verstehen, die Verkündigung des vom Geiste getriebenen Propheten Alexander Jung.

Die gegenwärtige Schrift ist dem ehrfurchtsvollen Andenken zweier kürzlich verstorbener hervorragender Männer gewidmet, welche beide all ihre Kräfte ebenfalls den uns bevorstehenden Zielen eines philosophischen Menschheitlebens gewidmet haben, dem Andenken der Philosophen Hermann Immanuel Fichte und Karl Rosenkranz. Der Standpunkt aber, von welchem aus das specielle Thema des gegenwärtigen Buchs seine Beleuchtung empfängt, spricht sich bereits im Motto des Titelblattes aus:

> Du stellst die Frage mir: Was ist modern?
> Frühreife Frucht ist's, oft nicht reif der Kern.

Dem Philosophen als solchem kann es ziemlich gleichgültig sein, in welcherlei Thorheiten eine solche gärende Uebergangszeit der Cultur, als in welcher wir uns befinden, sich immer noch umhertreibt. Denn sein Bestreben ist vorzugsweise auf die methodischen Arbeiten gerichtet, welche zum soliden Aufbau der Fundamente einer bevorstehenden erhöhten Lebensperiode der Menschheit dienen werden. Er kann daher auch gern alle mögliche Geduld haben und alles um sich herum geschehen lassen, unter der einzigen Bedingung, daß man ihm in seinem logischen Laboratorium, dieser Sternwarte einer höhern Welt, auch wieder alle mögliche Ruhe und Besinnung gestattet; denn zur Förderung seines Werks genügt, daß die ewige Lampe freier Speculation, wenn auch in verborgener Krypte, nicht eine Stunde lang verlösche.

Anders steht der Prophet zu den vielfachen unreifen Sittenzuständen der Gegenwart. Er liebt die Menschen leidenschaftlich und brennt voll Ungeduld darauf, sie wie zu einem bevorstehenden Feste vorzubereiten zum würdigen Empfange der von ihnen noch ungeahnten höhern Güter, von deren Herannahen ihm sein Geist und seine Hoffnung Zeugniß gibt. Er muß daher vor allem warnend aufmerksam machen auf das Seelenzerstörende der drei Grundübel, welche die Menschen in allen Zeitaltern um den innern Frieden gebracht haben und auch noch heutzutage bringen, der Grundübel des Materialismus, des Atheismus und der Unsterblichkeitsleugnung, dieser drei aus verzagtem Kleinmuth entspringenden Schwächezustände des seine hohe Würde verkennenden Menschengeistes. Der Prophet wird zwar die Leugner des unsterblichen Lebens keineswegs bekehren, nämlich nicht die wirklichen Trotzköpfe unter ihnen, welche die Opposition gegen den Glauben der Vernunft an sich selbst mit vollem Bewußtsein und wahrer Freude an dem Ziel, welchem sie entgegengehen, betreiben. Alexander Jung ist auch nicht der Thor, es hierauf anzulegen. Dagegen den schwachen eingeschüchterten Seelen, welchen die Zudringlichkeit prahlerischer Wortführer imponirt, Muth machen, daß sie aus ihrer Betäubung erwachen, sich auf eigene Füße stellen, sich besinnen im eigenen Nachdenken: das vermag der Prophet, und darin erkennt er mit Recht seine große Aufgabe.

Was kann nicht der Prophet einer bessern Zukunft auf solchem Wege, wie wir ihn bereits früher von Herder und Jean Paul, später von Moriz Carriere, Melchior Meyr und Bogumil Goltz eingeschlagen finden, für unermeßlichen Nutzen stiften, besonders bei der Jugend, welche in der Regel allen Eindrücken offen steht, nicht minder den guten wie den schlechten! Die guten wirken unfehlbar Begeisterung und erhöhen die Thatkraft zu allen Culturwerken; die schlechten lähmen die moralische Kraft, indem sie lehren an allen Dingen griesgrämlich herumzunörgeln, alle warmen Jugendgefühle auf Eis zu setzen, das frische Leben mit dem kranken Dünkel einer superklugen Welt- und Menschenverachtung aufzublähen. Vor Zeiten nannte man dieses Weltschmerz, einige Decennien später vornehme Blasirtheit; gegenwärtig ist der beliebte Name dafür Pessimismus. Wer bereits von dieser seelischen Schwindsucht ergriffen ist, den kann man freilich nur bemitleiden. Denn zu helfen ist einem solchen in der Regel nicht, und ihn noch überdies zu schelten über das Unglück, das an seiner Seele nagt, wäre grausam. Aber daß die Krankheit nicht gar durch eine künstlich begünstigte Verpestung der geistigen Atmosphäre, worin wir gemeinschaftlich athmen, zur Epidemie werde: dafür läßt sich dasselbe thun, was der Arzt thut durch Gegenmittel zum Schutz gegen den Ausbruch epidemischer Krankheiten.

Es geht nichts über eine gesunde geistige Luft. Die

erquickt die Brust wie Frühlingsäther und Lerchenschlag. Entwöhnen wir uns nicht allzu sehr dem reinen Gedankenäther, in welchem ein Lessing, ein Herder, ein Goethe, ein Schiller, ein Kant, ein Fichte geathmet haben! Blicken wir auch auf unsere Eisenbahnschienen und Telegraphendrähte nicht mit den blöden Augen der Gedankenlosigkeit, als ob sich das alles nur so von selbst verstünde, sondern mit dem Geistesauge des reflectirenden Menschen, welchem sie ein Fingerzeig sind, da so wunderbare Dinge bereits ins Leben traten, wie vieles noch in Zukunft demselben Geschöpfe zu vollbringen aufgetragen sei, welchem Gott die Herrschaft über diesen Planeten anvertraut hat!

Der specielle Inhalt obiger Schrift über moderne Zustände ist so bunt und vielfarbig wie diese Zustände selbst. Nach einem Vorwort und der humoristischen Schilderung eines beim Dichter Ludwig Tieck in Dresden einst verlebten Abends, wobei durch einen Zaubernebel phantastischer Bilder Selbsterlebtes in ungewissen Umrissen hindurchschimmert, springt der Autor über in seine satirische Rundschau über die mancherlei Gifte in der heutigen Civilisation, über Gründerwesen und Reclame, Mystification und Todtschweigen, Geselligkeit und Klatsch, Correspondenzkarten und Telegramme, das weibliche Doctorat, Physikat und Cölibat, insbesondere aber und mit der breitesten Ausführung über die galopirende Schwindsucht der Seele auf dem Gebiete der Presse, die Confusion in der laufenden Literatur und die gegenwärtigen Gefahren derselben, über die Herabwürdigung geistiger Werke, das Verhältniß der leiblichen zur geistigen Arbeit, die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen auf dem Literaturgebiete, endlich über heutige Philosophie und Naturwissenschaft. Dieses bunte Gewebe von Satire und Humor bildet aber nur den schattigen Untergrund, den schwarzen Lack gleichsam, welcher den sparsamer aufgesetzten Lichtern ernster Reflexion zur contrastirenden Folie dient. Die Themata stehen untereinander oft nur in sehr geringem Zusammenhange. Das einzige feste Verbindungsglied zwischen den funkelnden Steinen dieses Kaleidoskops ist der in allen gleichmäßig durchschlagende Gedanke des Idealismus und Humanismus. Auch unterläßt der Autor nicht, im letzten Abschnitte mit der Ueberschrift „Ueberlegenheit der Jetzigen" diejenigen Eigenschaften hervorzuheben, in denen seinem Urtheile nach das neueste Literaturwesen sich frühern Perioden überlegen zeigt. Er bezeichnet sie als Umsicht, Verwaltungsgeschick, Erfindungsgeist, Sinnigkeit, in den Moment und in die Geselligkeit einschlagende Phantasie, neue Gesichtspunkte, glückliche Einfälle, Combinationen, scharfe Zeichnung, glänzende farbensatte Malerei, und unter den Begabtesten geistvollen Witz und Humor in nie ausgehender Fülle. Zu denjenigen Mitarbeitern an der neuesten Literatur, in denen er seine eigene Richtung am meisten wiedererkennt, rechnet er außer Bogumil Goltz und ihm ähnlichen bereits verstorbenen Autoren vorzugsweise Hugo Delff, Friedrich von Bodenstedt, Adelma von Vay, Marie Hanstein, Hieronymus Lorm, Drammor, und unter den Ausländern Emerson in Amerika und Carlyle in England. Manche lesenswerthe Charakteristiken älterer Schriftsteller laufen mit unter, so die von Tieck und seinem Abscheu vor den berliner ästhetischen Theecirkeln, von Bogumil Goltz, von Schopenhauer und seinen Anhängern, von Karl Rosenkranz, von Victor Hugo, von Jean Paul und seiner besonders in der „Selina" bekundeten Theilnahme an Philosophie und Naturwissenschaft. Die hoffnungsvolle Zuversicht auf ewige, in einem unsterblichen Leben begründete Gesetze geistigen Fortschritts auf Erden findet unter andern in folgenden Worten ihren Ausdruck:

> Fürchtet nichts! Es werden auch wieder erhabenere Zeiten kommen! So lange die ewigen Sterne funkeln, so lange der sanfte, liebliche Mond stets wiederkehrt, so lange Gott lebt, wird es auch immer einen neuen Kastor und Pollux nicht blos am Himmel, sondern auch auf Erden geben, und auch Romeo und Julie werden nie aussterben, denn das wahre Geisterreich ist ewig. . . . Das alles läßt schließen, daß eine Krisis nahe ist, die das Kranke vom Gesunden scheidet, welche die literarische Sphäre reinigt, auf daß die Abgelebtheit, nun gar die Falschheit, die äußerste Perfidie, die Schminke, deren wir oben gedachten, abfällt, die galopirende Schwindsucht der Seele und des Geistes in der Familie, im Staat, in der Gemeinde, in der Kirche, in der Literatur ihrem Ende entgegeneilt. . . . Dennoch, wie weit die Verdorbenheit auch gedrungen sein mag, es unterliegt keinem Zweifel, daß wir Deutsche einem neuen, noch nie dagewesenen Aufschwunge in der Poesie und Philosophie entgegeneilen.

Alexander Jung darf als Schüler von Rosenkranz für einen Schriftsteller der Hegel'schen Schule rechtsseitiger Richtung gelten. Obgleich kein Theilnehmer an der Methodik dieser Schule, gehört er ihr doch mindestens ebenso nahe an, als man Schriftsteller wie Feuerbach, Noack und Max Stirner immer noch zu ihrer linksseitigen Richtung rechnen muß. Alexander Jung steht den Letztgenannten diametral gegenüber. Die Hegel'sche Schule hat das anfangs nicht erwartete Geschick gehabt, in der einen Hälfte ihrer Mitglieder entweder halb oder ganz dem Materialismus in die Arme zu sinken. Sogar Strauß ist auf dieser schiefen Ebene von Zeit zu Zeit immer tiefer hinabgeglitten. Rosenkranz hat einst diesen unerwarteten und interessanten Geistersturz in einem lehrreichen Artikel der Hilgenfeld'schen „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" sinnvoll beleuchtet. Bei völliger Consequenz hört freilich auf dieser Seite aller Zusammenhang mit dem Idealismus und folglich auch mit dem Hegel'schen System selbst auf, weil dieses System doch ursprünglich auf idealistischer Grundlage und zwar auf der Grundlage der Fichte'schen „Wissenschaftslehre" errichtet war. Wer es daher von jetzt an mit dem Idealismus ernstlich meint und nicht etwa nur wie Feuerbach dialektisch mit ihm spielen mag, der weiß nun genau, welche sumpfigen Niederungen er zu meiden, welche sonnigen Aufstiege er zu betreten hat, wofern er zu den Urquellen gelangen will, aus denen der Hegel'sche Idealismus nebst seinen Geistesverwandten ihren Ursprung haben.

Ohne Zweifel ist dieses der richtige Weg: entschiedener und von allen realistischen Halbheiten freier Idealismus.

Wenn in Zukunft die Idealisten mit ebenso lobenswerther Entschiedenheit ihre Sache vertreten, wie es bisher fast allein die Materialisten, Naturalisten und Pessimisten gethan haben und noch täglich thun, so wird sich bald herausstellen, auf welcher Seite das wirkliche geistige Uebergewicht sich befindet. Bisher konnte sich über die innere Stärke und äußere Tragweite beider Principien unmöglich ein reines Urtheil herausstellen. Denn es verschob sich bisher das Verhältniß zwischen ihnen gewöhnlich durch den Umstand, daß die Idealisten selten den Glauben gewannen, die Materialisten als unversöhnliche Widersacher sich gegenüber zu haben, und daher gewöhnlich noch meinten, durch eine Nachgiebigkeit in minder wichtigen Punkten (einen sogenannten Idealrealismus) einen Frieden und ein dauerndes Bündniß herstellen zu können. Dieses war eine verfehlte Taktik, welche ihren Gegnern alle Vortheile, ihnen selbst alle Nachtheile zugezogen hat. Die Gegner sind nur dafür zu loben, daß sie von solchen Compromissen fortan nichts mehr wissen wollen. Sie haben sich längst in die correcte Position begeben. Ahmen wir ihnen darin nach. Verlassen wir die Zwitterstellungen und seien wir ganz, was wir sind.

Karl Fortlage.

Schriften über die Kunst der Stenographie.

1. Die deutsche Stenographie und die öffentlichen Interessen. Von Julius Zeibig. Dresden, v. Zahn. 1879. Gr. 8. 1 M.
2. Die Stenographie in der Rechtspflege und in der Verwaltung. Im Auftrage des Vereins für Advocatur, Gerichts- und Verwaltungsstenographie zu Dresden verfaßt von Julius Zeibig. Dresden, v. Zahn. 1879. Gr. 8. 1 M.

Die Stenographie ist, wie der Verfasser der vorstehend genannten Schriften in seiner „Geschichte der Literatur der Geschwindschreibkunst" (Dresden 1879) dargethan hat, keine Erfindung der Neuzeit. Schon die alten Griechen und Römer kannten und übten diese Kunst. Sie war sogar damals schon bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit gediehen. Nach langem scheinbaren Todesschlafe im Mittelalter erwachte sie erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder, und seit jener Zeit sind sehr verschiedene Stenographiesysteme aufgetaucht, und noch immer treten neue Versuche an die Oeffentlichkeit. Diese Thatsachen dürften den Beweis liefern, daß das Bedürfniß nach einer Schnellschrift von jeher vorhanden war; in der Neuzeit ist es nur dringender hervorgetreten. Es liegt auch auf der Hand, daß eine Kunst, die ihren Kenner und Praktiker befähigt, dem geflügelten Wort zu folgen und die kaum ausgesprochenen Gedanken im Fluge auf das Papier zu bannen, von der größten Wichtigkeit für unsere Tage sein muß. Es erscheint kaum nöthig, hier im Detail den Beweis zu führen, daß die Stenographie eine treue Helferin bei allen geistigen Arbeiten ist, daß sie nicht nur dem Gelehrten bei seinen Studien und dem Dichter bei seinen Schöpfungen, dem Reisenden bei Sammlung seiner Entdeckungen und Erlebnisse hülfreich zur Seite steht, sondern daß sie auch dem Geschäftsmann im Drange der Tagesmühen, kurz jedem, der die Feder oder den Stift zu führen hat, die Arbeit erleichtert. Der Verfasser der beiden vorliegenden Broschüren setzt daher auch mit Recht den Nutzen der Stenographie für den Privatgebrauch voraus; ihm gilt es vielmehr, die Wichtigkeit der Schnellschreibekunst für das öffentliche Leben (Nr. 1) ins Auge zu fassen, den Versuch zu machen, die Vorurtheile zu zerstreuen, die man über die Qualificationen praktischer Stenographen und den Werth ihrer Leistungen hegt, die Nothwendigkeit praktisch befähigter Stenographen für den öffentlichen Dienst, wie in Parlamenten so auch bei der Rechtspflege, vor Gericht, in der Verwaltung (Nr. 2) u. s. w., zu betonen und die Frage der Honorirung stenographischer Dienstleistungen zu erörtern. Was die Legitimation des Autors zur Erörterung dieses Gegenstandes anlangt, so möge hier erwähnt werden, daß Professor Dr. Julius Zeibig eins der ältesten und verdienstvollsten Mitglieder des königlich sächsischen stenographischen Instituts zu Dresden ist, daß er in der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und in dem Unionsparlament zu Erfurt sächsischer Stenograph war und als solcher jetzt auch im deutschen Reichstag fungirt.

Da es ein Erfahrungssatz ist, daß tüchtige stenographische Praktiker aus den verschiedensten Systemen hervorgehen, so läßt der Verfasser die Frage, welches System für die Praxis den Vorzug verdiene, unberührt; ziemlich ausführlich verweilt er aber bei der Aufzählung der nothwendigen Eigenschaften eines Berufsstenographen. Außer der nöthigen technischen Fertigkeit muß ein solcher auch nicht geringe körperliche Kräfte und geistige Fähigkeiten besitzen. Die Sinne des Praktikers müssen besonders geschärft und geübt sein, namentlich das Gehör, um auch den leisesten Vortrag vernehmen und zu Papier bringen zu können, nicht minder das Auge, um während der hin- und herwogenden Debatte den Wechsel der Redner zu verfolgen. Neben diesen und andern körperlichen Vorbedingungen bedarf der stenographische Praktiker eines hellen Verstandes, einer schnellen und klaren Auffassungsgabe und einer scharfen Urtheilskraft. Er muß Sprachkenntnisse, vornehmlich genaue Bekanntschaft mit der Muttersprache nach ihrem ganzen Bau in Wort und Schrift, dann aber auch Kenntniß der alten sowie einiger neuerer Sprachen, z. B. der französischen, englischen und italienischen, wegen der mannichfachen in Reden und Vorträgen unterlaufenden Citate aus fremden Schriftstellern, besitzen. Er darf in der Philosophie, in Geschichte, Geographie, Statistik, Rechtswissenschaft,

Nationalökonomie u. s. w. nicht ganz unbewandert sein, kurz ihm muß ein mehr als oberflächliches encyklopädisches Wissen innewohnen. Der Autor bringt für diese Behauptung verschiedene Citate aus französischen, englischen und deutschen Schriftstellern über Stenographie. Aber auch die genannten körperlichen und geistigen Eigenschaften genügen noch nicht; auch sittliche Eigenschaften müssen dem Stenographen in nicht geringem Maße eigen sein, z. B. Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit, Unbestechlichkeit, Fleiß, unermüdliche Ausdauer und Mäßigkeit. Für die Nothwendigkeit des Vorhandenseins dieser sittlichen Eigenschaften werden verschiedene Fälle aus den parlamentarischen und strafrechtlichen Verhandlungen angeführt.

Hinsichtlich der Anwendung der Stenographie bei der Rechtspflege bezieht sich Professor Zeibig mehrfach auf die Urtheile deutscher und ausländischer Juristen, so z. B. auf den Oberappellationsrath Lamm, den Appellationsgerichts-Vicepräsidenten Busch, den Oberstaatsanwalt Ritter von Arbter, den Staatsanwalt Tessendorf, den Dr. jur. Delannay in Paris, den Advocaten Turin, ebenfalls in Paris, die Mitglieder der französischen Akademie Vandermonde, Roi und Cousin u. s. w. Der englische Jurist Jeremias Bentham verlangte die Zuziehung von Stenographen zu den Verhandlungen im Criminal- und Civilverfahren, als ein Mittel zur Herstellung der unbeschränkten Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens. Professor Bar in Rostock erklärte: „Namentlich bei den Verhandlungen der streitigen Gerichtsbarkeit im Civil- und Criminalproceß verspricht die Verwendung der Stenographie noch ganz außerordentlichen Erfolg für die Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen"; und Hofrath Dr. Schulze in Breslau meinte: „Es ist unzweifelhaft, daß der Stenographie auf dem Gebiete der Rechtspflege noch ein großes Feld vorbehalten ist." Die Vortheile, welche die stenographische Aufnahme von Gerichtsverhandlungen hat, werden in England immer mehr anerkannt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschieht dies in noch entschiedenerer Weise. In letzterer Beziehung citirt der Verfasser ausführlich Verhandlungen und Beschlüsse, welche in der Legislatur des Staates Südcarolina stattfanden.

Alle Vortheile nun, die aus der Uebung der stenographischen Kunst für den Richter und Anwalt in Hinsicht auf leichtere Ansammlung von Notizen, auf erschöpfendere Protokollführung, auf wortgetreue Aufnahme von Aussagen Sachverständiger und Zeugen u. s. w. entspringen, gelten auch für den Verwaltungsbeamten. Von besonderer Wichtigkeit ist namentlich die Kenntniß und Anwendung der Stenographie für die Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes, vorzugsweise für die Gensdarmerie. Ihr fällt häufig die Aufgabe zu, durch Ermittelung der Spuren einer strafbaren That und Sammlung der Beweise der Thäterschaft auf frischer That in umfassender Weise dem Strafrichter vorzuarbeiten. Nicht selten kommt es hierbei darauf an, den Wortlaut von Aeußerungen eines Zeugen oder Bezichtigten festzustellen. In solchen Fällen werden nicht nur an das Auffassungsvermögen, sondern auch an das Gedächtniß so hohe Anforderungen gestellt, daß ein Gensdarm, welcher der Stenographie kundig ist, nur durch stenographische Notizen, die seine Wahrnehmungen auf das getreueste festhalten, sich die sicherste Unterlage für die von ihm der Behörde zu erstattende schriftliche Anzeige zu verschaffen vermag. Es ist daher mit Anerkennung zu begrüßen, daß die Stenographie in einzelnen Staaten, z. B. in Sachsen, auch in militärischen Kreisen, aus welchen die genannte Beamtenklasse sich vorzugsweise ergänzt, eifrigst gepflegt wird.

Die zweite der obengenannten Schriften ist im Auftrage des Vereins für Advocatur-, Gerichts- und Verwaltungsstenographie zu Dresden abgefaßt; derselben sind deshalb auch die Statuten dieses Vereins als Anhang beigefügt.

Rudolf Doehn.

Tennyson's Tragödie „Harald".

Harald. Ein Drama von Alfred Tennyson. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Hamburg, Grüning. 1880. 12. 2 M.

Ueber Tennyson hat ein englischer Dichter, Alfred Austin, gesagt, nie habe es einen Dichter von so richtigem Urtheil und so gesundem Menschenverstand gegeben; er besitze das, was Carlyle als „die Vollständigkeit eines beschränkten Geistes" bezeichne. Jeder große Erfolg findet Anfechtungen, und der Vorwurf, diese oder jene dichterische Leistung sei lediglich ein Werk großer Verstandesschärfe, ist nicht neu. Schon Calderon hatte sich seiner zu erwehren. Vor dem Urtheil derjenigen, welche in Shelley's und Browning's poetischen Phantasien die höchsten Aufgaben der Dichtkunst gelöst wähnen, kann freilich Tennyson's Muse nicht bestehen; aber auch nicht Goethe's Muse, ob sie schon für Shelley und Browning mit verantwortlich ist.

Tennyson hat, wie alle durch ihre lyrischen Leistungen berühmt gewordenen Dichter, lange der Versuchung widerstanden, über die Form der poetischen Erzählung hinauszugehen. Endlich ist es ihm wie Rückert, Platen, Uhland, Geibel ergangen: er hat das Bedürfniß empfunden, die dichterisch ihm lebendig gewordenen Gestalten auch verkörpert zu sehen und die ihnen auf die Lippen gelegten Worte von dem Flüsterbann zu erlösen, der sie innerhalb der Papp- und Lederdeckel zierlicher Goldschnittbände gefangen hielt. Da ist ihm denn zunächst jene geheimnißvolle Schwierigkeit entgegengetreten, die für unzählige schrift-

stellerische Mittelmäßigkeiten nicht existirt, die Schwierigkeit, bühnengerecht zu schreiben, und dann die kaum minder große, das Publikum erst an die Möglichkeit glauben zu machen, der Dichter von „Locksley Hall", von „Little Lilian", von „Enoch Arden" könne auch ein Drama schreiben. Daß täglich Personen, die ohne wirklich dichterische Begabung sind, für die Bühne allerlei ganz Brauchbares zu Tage fördern, ist etwas, was niemand bestreitet. Aber ein Lyriker von Gottes Gnaden wie Tennyson? Nein, der soll bei seinem Leisten bleiben, der kann unmöglich Dramen schreiben. Dies Vorurtheil ist zu beklagen und sollte öfter dadurch bekämpft werden, daß, wie dies Garrick that, fähige Bühnendirectoren sich der Mühe unterziehen, den in solchem Grade schon als großen Meister anerkannten Dichter zu berathen und aus seinem Werke das nicht Bühnenwirksame auszumerzen. In den meisten Fällen wird die Ausbeute immer noch eine lohnende sein, und dem auf diesem Gebiete noch Unheimischen wird — was im Interesse aller ist — für seine weitern Arbeiten der Weg zu bühnengerechtem Schaffen geebnet und abgekürzt. Jedenfalls hat die Kritik sich zu hüten, nicht auch von solcher Voreingenommenheit beeinflußt zu werden.

Ueber eine frühere Tragödie Tennyson's, über „Queen Mary" — die sogenannte katholische Marie — ist früher wol in d. Bl. schon berichtet worden. Das Werk hat große Längen und ist vorwiegend dramatisirte Historie. Es beginnt mit den Parteifehden, welche damals die spanischen Heirathspläne Mary's hervorgerufen hatten. Im weitern Verlauf kommt die Heirath Mary's und Philipp's zu Stande, und das Verbrennen der Ketzer soll dem Lande Frieden schaffen. Elisabeth, in Woodstock internirt, ist nahe daran, zum Scheiterhaufen verurtheilt zu werden. Dann läßt Philipp ihr Anerbietungen machen für den Fall, daß die kränkelnde Mary ihre bevorstehende Entbindung nicht überleben sollte. Inzwischen geht Calais an die Franzosen über, Mary verliert über Philipp's Abneigung gegen sie mehr und mehr den Verstand. Und der Schluß ist, daß sie stirbt, nachdem sie Elisabeth zu ihrer Thronfolgerin einsetzte, worauf diese das Stück mit den Worten endet:

Her life was winter, for her spring was nipt,
And she loved much: Pray God, she be forgiven.

Die Schwerkraft dieses Dramas lag in der getreuen und immer lebendigen Vorführung eines für England ewig denkwürdigen Zeitabschnitts; die letzten Scheiterhaufen des Papstthums brennen; Cranmer, dem der ganze vierte Act gewidmet ist, erhebt sich aus seiner widerspruchsvollen Schwäche zu einer heroischen Haltung und besiegelt mit seinem Tode den Bund mit dem Glauben der künftigen Generationen Englands. Elisabeth tritt als verheißender Stern aus Nebel und Dogmendunst glorreich hervor. Im übrigen war die Gestalt Mary's zu sehr nach dem Leben gezeichnet, um interessiren zu können. Ihre leidenschaftliche, nicht erwiderte Liebe zu dem 11 Jahre jüngern Philipp rührt uns nicht, denn das Ketzerschmoren bildet den widerlichen Hintergrund dieser Liebe. Ebenso unsympathisch ist uns Philipp, in dessen Herzen, wie Mary mit Recht klagt, man nach seinem Tode nur die Worte Politik, Politik! finden wird. Elisabeth aber hält sich klug abseits. Was solchermaßen dem Stücke nach der Seite des Ansprechenden fehlt, ist Erhebliches. Sehr Großes leistet es dagegen im strengen Durchführen der Charaktere und im Dialog. Niemand hatte diese Fähigkeit in solchem Grade bei Tennyson vermuthet, oder doch höchstens nur die wenigen, welche dem eigentlichen Reiz seiner größern erzählenden Dichtungen auf den Grund gegangen waren. Namentlich die Volksscenen sind von bewundernswürdiger Naturwahrheit, ebenso von köstlichem Humor die Scene zwischen Gardiner und Bonner im dritten Act, sehr anmuthig die Scene Elisabeth's in Woodstock, und erschütternd die Sterbevorbereitungen Cranmer's. Und endlich bei dem Niedergange des Vorhangs wird man von dem erfrischenden Hauch einer neuen und bessern Zeit angeweht.

Tennyson's neues Stück „Harald" läßt einen solchen Abschluß vermissen und mußte ihn vermissen lassen. Der nationale Held ist mit seinen Briten den normannischen Eindringlingen erlegen, und der listige Erbschleicher William der Eroberer ruft nach gethaner Blutarbeit:

Die Heil'gen lobt! Es ist vorbei, kein Blut mehr!
Wenn sie mir nicht entgegen, bin ich König
Von England nun und herrsch' nach ihrer Satzung.

Im übrigen darf der Stoff für dramatisch weit brauchbarer gelten als jener andere, denn er verwickelt den Helden in einen Conflict schwerwiegendster Art; es wird uns die Frage gestellt: „Ist ein in Unfreiheit geleisteter Eid für den ehrlichen Mann bindend oder nicht?" In der That, ein hochtragisches Motiv von großer Entwickelungsfähigkeit. Sehen wir, wie der Dichter es verwerthet hat.

Der erste Act orientirt über die allgemeinen Verhältnisse. Eduard der Bekenner, schwach und lediglich vom Himmel und den Heiligen alles Heil erwartend, Harald, von dem König als sein Nachfolger ausersehen, Edith, die liebende Braut Harald's, Aldwyth, die schöne intriguante Witwe Griffyth's, drei Brüder Harald's, ein Erzbischof von York, ein anderer, nur vom Gegenpapste Benedict investirt und deshalb dem Könige nicht kanonisch genug: man hat genau aufzupassen, um sich zurecht zu finden. Zuletzt überblickt man einigermaßen die Situation. Harald will nach dem Festlande, wie er dem einen sagt: um Abwechselung zu haben, um mit Falke und Fanghund sich auf der Jagd zu vergnügen; wie er dem König noch weiter andeutet: um seinen (Harald's) Bruder Wulfnoth, der noch als Geisel in der Normandie weilt, zurückzuholen; denn der Normannengraf William sei ja dem König wie Harald befreundet.

Der König, minder arglos als Harald, erlaubt ihm nur nach Flandern zu gehen. Das ist ihm nöthigenfalls auch recht. Es kommt ihm in der That nur auf einen Monat Erholung an, nachdem er zwölf Jahre für den König Fehden ausfocht. Inzwischen soll, so plant jene

intriguante Aldwyth, der Mitbewerber um die Thronfolge, Tostig, durch eine Rebellion der Northumberländer aus dem Lande gejagt und für die Thronfolge unmöglich gemacht werden, wobei sie sich mit der Hoffnung schmeichelt, diese Förderung der Ansprüche Harald's durch seinen Verzicht auf Edith gelohnt zu sehen, natürlich zu ihren eigenen Gunsten.

Der zweite Act spielt zunächst an der Seeküste von Ponthien, wohin Harald durch einen Sturm verschlagen wurde, und dann im Palast zu Bayeux, am Hofe William's von der Normandie, wohin man ihn als Gefangenen gebracht hat. Gut Freund im Herzen mit Harald ist William nämlich keineswegs. „Im Sprenkel sitzt der Auerhahn aus Sachsen", sind seine ersten Worte. Uebrigens gibt er sich das Ansehen, Harald als seinen lieben Gast zu betrachten, mit welcher Methode er jedoch allmählich die Forderung zu verbinden weiß, Harald solle William's Ansprüche auf die Thronfolge in England unterstützen. Wulfnoth, jener als Geisel von William festgehaltene Bruder Harald's, und ebenso ein dem Harald aufrichtig gewogener Normanne Namens Malet dringen in Harald, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und seiner sprichwörtlichen Wahrhaftigkeit diesem Ränkeschmied gegenüber zu entsagen, und so kommt Harald nach und nach aus kleinen Zugeständnissen zu deutlichern Versprechungen, bis er, von William überlistet, plötzlich vor dem ganzen Hofe und der ganzen Klerisei auf diese Versprechungen auch noch den Eid, sie halten zu wollen, leisten muß.

Das ist ein ungemein ergreifender Act: immer weniger hat Harald dem ihm innewohnenden Zuge unbedingter Wahrhaftigkeit folgen können; Schritt für Schritt sehen wir ihn sich der Falle nähern, die für ihn gestellt ist; als er wenigstens nur mit dem bloßen Wort lügen zu müssen glaubt, kommt die Ueberrumpelung mit Hof und Klerisei hinzu, die beim Auseinanderrollen der zweiten Gardine schon feierlich dastehen, und als Harald endlich den Schwur auf das goldene Bahrtuch geleistet hat, zeigt sich's gar noch, daß unter demselben die Gebeine des heiligen Pancratius liegen.

So bricht denn auch, nachdem Harald wieder allein ist, seine Wuth in wilden Worten aus:

Gaukler und Bastard! Bastard, ja, das haßt er,
William, des Gerbers Bastard! Hört' er's nur!
O Gott, stünd' ich auf weitem, wüstem Feld
Mit nichts als meiner Streitaxt nur und ihm,
Sein Hirn zu spalten! Mag die Erde bersten,
Mag sie verschlingen diese gottverfluchten
Normannen und mich selbst! — Zerreiße, Himmel,
Und sende deine Heil'gen, daß ich ihnen
In's Antlitz sag': Wenn ihr's mit William haltet,
Seid ihr nicht edel! — Wie sie nach mir wiesen
Mit Fingern! Bin ich Harald, Harald, Sohn
Des großen Godwin? Seht, ich greif' den Arm mir,
Das Bein — sie sind nicht mein, sind eines Lügners!
Ich will ein Lügner sein — bin nicht gebunden —
Und Stigand spricht mich los! — Bewegte sich
Der Schrein, bewegt' er sich? — O, ich bin feig!
O Wulfnoth, Wulfnoth, Bruder, du betrogst mich!

Wie man sieht, ist hier am Schluß des zweiten Acts die Klippe des Stoffs. Wird es möglich sein, das Interesse für Harald vor dem Sinken zu behüten, wenn er selbst so rasch entschlossen ist, eidbrüchig zu werden? Was unsere Theilnahme erregte, war die Ueberlistung eines hochsinnigen, die Lüge hassenden Menschen und die Sorge um die Lösung des ihm aufgedrungenen, in Ehren, so scheint es, unlösbaren Conflicts. Es lag in der Wahl des Dichters, seinen Helden die weitern Folgen dieses Conflicts in solchem Sinne ganz auskosten zu lassen, daß er, um nicht wortbrüchig zu werden, die Pflichten gegen sein Vaterland verletzt; oder ihn gleichsam über den Eid hinwegkommen zu lassen, indem er sich von demselben durch den Gegenpapst entbinden läßt, wo er dann, der Nemesis verfallen, von dem andern Papst in den Bann gethan, dem Aberglauben der Menge zum Opfer fällt.

Der letztere Weg hält sich mehr auf historischem Boden, und Tennyson hat sich für eine Strecke desselben entschieden.

Wir sehen Harald daher im dritten Acte auf diesen Weg einlenken, wenn auch nicht ohne Skrupel. Stigand, der gegenpäpstliche Erzbischof, stellt ihm die Sache als gar nicht so schlimm vor:

Still, still! Ich sprech' dich los. Sprichst du mir Hohn,
Weil ich mein Pallium von Canterbury
Hab', vom entsetzten Papst?

Harald.

Nein, Stigand, nein!

Stigand.

Ist denn im Leben nackte Wahrheit möglich?
Ich hört' ein Wort von deinem Vater Godwin:
„Der Staatsmann, der die nackte Wahrheit spräche,
Er gälte nur für den gewandtern Lügner."

Als der sterbende König dann auf die Sache zu sprechen kommt und Harald sagt: Stigand gab mir die Absolution, meint der König, dieser sei nicht kanonisch genug, um Harald vor den normannischen Heiligen zu schützen:

Stigand.

Normann genug! Hat England keine Heil'gen,
Uns gegen ihre Brüder dort zu helfen?

Edward.

Prälat, eins sind die Heil'gen, aber jene
Sind mächt'ger als die unsern. . . .

Endlich beruhigt sich der König, für den Fall wenigstens, daß eine Sühne geschehe: Edith möge sich opfern, möge ins Kloster gehen.

Dies will Harald nicht zugeben. Darüber stirbt der König, und Harald wird als sein Nachfolger ausgerufen.

Aber die Sorge wegen der Sühne erfüllt jetzt Edith, und als die Kunde von dem Einfall der Norweger in Northumberland Harald in die Ferne ruft, bringt sie ihm den ihr von ihm gegebenen Ring wieder auf:

Ich wag's nicht, ihn zu tragen.

Harald.

Doch ich wag's!

Gott segne dich.

Edith (allein).
Der König fluchte ihm,
Wenn er mich ehlicht; und der Papst verflucht ihn,
Ob er mich ehlicht oder nicht! Gott helf mir!
Nur beten, beten — nur Gebet ist Hülfe!
Ein Hauch, der über dieser eh'rnen Welt
Hinschwebt und ihn berührt, der sie geschaffen.

Man sieht, Harald selbst ist über die Scham, sein Wort gebrochen zu haben, schon ziemlich hinaus, und auch von anderer Seite wirkt der Vorgang nicht auf der Grundlage sittlicher Anschauungen fort, sondern als eine Verletzung kirchlicher Pflichten. In ihm selbst aber gärt es unklar. So sagt er:

Zuweilen
Erscheinen mir zu eng die Glaubenslehren
Der alten Erde, deren Kinderauge
Sie ganz genügten. Narr und weise, fürcht' ich
Den Fluch und — spotte sein.

Und dann wieder: „Besser Wotan und ew'ger Krieg, als Frieden, drin die Heil'gen, die Heiligsten aus unsern Heil'gen, die Mitbetrüger William's wären."

Im vierten Act läßt der Dichter dies wichtige Thema völlig beiseite. Harald ist den Northumberländern zu Hülfe geeilt; doch macht das alte dänische Blut sich in vielen von ihnen geltend; sie wollen von dem König von England nichts wissen, er entschließe sich denn, die feindliche Spannung zwischen den Nachkommen Godwin's und Alfgar's zu schlichten, indem er Aldwyth heirathet. Nach langem Widerstreben fügt er sich, wenn auch mit der an Aldwyth gerichteten Frage:

Kannst du ihn lieben, der nicht wieder liebt?

Worauf sie:

Die Liebe, hoff' ich, wird die Liebe wecken.

Nun wird die Schlacht von Stamfordbridge geschlagen, nach deren siegreichem Ende die alten Thane sich sorglos ihren Zechgewohnheiten überlassen, sodaß, als Harald plötzlich die Nachricht von der Landung des normannischen Heers erhält, er entsetzt ausruft:

Englands Fluch!
(Auf die Zecher weisend.)
Sie sind ertränkt in Wein und sehn die Welt nur
Durch ihre Weine! Laßt sie! — Aldwyth, dich auch
Muß ich nun lassen! Herb' ist diese Zeitung
Und herb' ist unser Honigmond! —

Der Eidbruch hat, wie man sieht, in diesem Act höchstens in der Verbindung Harald's mit Aldwyth noch eine Art moralischer Nachwirkung, insofern jenem ersten Schritte der zweite folgt, beide den Helden Harald dem Politiker zum Opfer bringend. Ausgesprochen wird nichts Derartiges. Das Wort Eid kommt in den Verhandlungen mit den Northumberländern sogar ohne irgendwelchen Bezug auf jenen Eidbruch vor, und niemand scheint sich des letztern zu erinnern.

Erst der fünfte Act bringt eine Wiederaufnahme des Themas, indem Harald in den Bann gethan wird. Jetzt kommen dem Sieger von Stamfordbridge trübe Gedanken. Es hat irgendwo ein Kreuz gewankt. Das beunruhigt ihn. Es steht ein Zusammenstoß mit den Normannen bevor. Er gönnt sich eine kurze Ruhe, und nun erscheinen ihm im Traum zunächst Edward, dann Wulfnoth (der immer noch als Geisel in Frankreich schmachtet), dann Tostig, dann die normannischen Heiligen — alle prophezeien ihm seinen nahen Tod auf dem Hügel von Sanguelac.

Er erwacht und wirft einen Blick auf den Zusammenhang der Schicksalsschläge, die ihn trafen. Aber seine Fassung kehrt zurück:

Nein — einen
Sturmlosen Schiffbruch leiden unsre wachen
Gedanken in den Tümpeln dumpfen Schlummers
Und stieben auseinander im Erwachen.
Nur Träume, drin mein eigen Selbst mir selbst
Entgegensteht! Warum? — Um einen Funken
Von Selbstverachtung, der in mir entglomm,
Als falsch ich schwor dem falschen Normann über
Dem goldnen Schrein voll heil'ger Mumien,
Bei denen unbewußt, ich schwor — für mich nicht,
Für England — doch nicht gänzlich —
(Edith tritt auf.)
Edith, Edith,
Geh in dein Kloster, wie's der König heischte,
In sichern Schutz: der Graf, der Meineidskrämer,
Zu wohl hat er genützt die heil'ge Kirche,
Er bricht nicht die Clausur! Der große Gott
Der Wahrheit füll' dort deine Zeit mit Frieden!
Ein Lügenteufel hetzte mich — mein Eid —
Mein Weib — ich wollt', ich hätte meine Ehe
Zur Lüge nicht gemacht — ich konnt's nicht — du
Bist meine Braut und du in spätern Jahren
Für meine arme Seele betest du
Vielleicht in kalter weißer Zelle, unter
Dem eis'gen Mond. — Dies dir zum Angedenken!
Und England lass' ich meinen Krieg mit Rom,
Von Kind zu Kind, von Papst zu Papst, allzeit,
Bis einst die See mit ihren Ufern gleich
Und bis der Papst ein Diener Christi!

Aldwyth (tritt auf).
(Zu Edith.) Fort!

Edith.
Ich will ... Ich sprach kein Wort zum König. Eines
Muß ich ihm sagen: Lebe wohl! (Geht.)

Harald.
Noch nicht!
Bleib hier!

Edith.
Wozu?

Harald.
Der König, Weib, befiehlt's. —
(Zu Aldwyth.) Ist deiner Brüder Streitmacht eingetroffen?

Aldwyth.
Ich fürchte: nein.

Harald.
So bist auch du denn machtlos!
Du hast von Edward's Ohr Besitz genommen,
Mich von dem Weib zu trennen, das ich liebte.
Du hast Northumbrien aufgehetzt, das stolze,
Bist falsch gewesen gegen mich und England.
In einem Sinn war ich's auch gegen dich!
Laß mich! Nichts mehr! Verzeihn wir uns, und geh!

Aldwyth.
Ach, Herr, ich liebte dich!

Harald.
Mit einer Liebe,
Die jene noch für Griffyth übertraf:
Drum dies mein erst' und letzt Gebot erfülle:
Geh!

In dieser Weise verstößt er die aus politischen Gründen kurz zuvor zu seinem Weib Genommene, und doch ist auch dieser Bruch eines Gelöbnisses nur ein halber; denn als Aldwyth fragt:

Harald, Gatte, sehen wir uns wieder?

Da antwortet er:

Ja, nach der Schlacht. — Geh! — Nach der Schlacht.

Ohne Zweifel soll damit kein wirkliches Wiedersehen gemeint sein, denn er ist ja von Todesahnungen erfüllt; aber ob auf der Bühne diese Redewendung nicht wie eine Unentschiedenheit Harald's anmuthen muß, möchte doch fraglich sein.

Als Aldwyth fort ist, tauschen Edith und Harald noch innige Abschiedsworte aus; er zeigt ihr, daß er ihren Ring am Finger trägt, er umarmt sie, und dann treibt ihn das Ha Ron! der Normannen in die Schlacht.

Ueber den Verlauf derselben berichtet der alte „unkanonische" Stigand, den Harald schickte, damit er Edith im Kloster in Sicherheit bringe, dem sie aber nicht folgen will, da die Schlacht sie mehr interessirt, und der nun, wie der Soldat in der „Jungfrau von Orleans", getreulich erzählt, was auf dem Hügel von Senlac vorgeht.

Nachdem die Schlacht verloren ist, wechselt die Scene. Es ist Nacht geworden. Auf der Walstatt begegnen sich Aldwyth und Edith, um Harald's Leiche zu suchen. Aldwyth, welche sich vorher, als sie durch Harald fortgeschickt wurde, zu den Worten hatte hinreißen lassen: „Wie sie hier steht, könnt' ich sie tödten!" ist jetzt gebrochen und mild. „Verzeih mir!" sagt sie zur Nebenbuhlerin. Diese aber antwortet:

Stör' mich nicht!
Ihn such' ich, dem ich heimlich mich vermählt.
Still! nur die Engel Gottes wissen's. — Ha!
Was suchst du hier? hier unter all den Todten?
Den Todten streift man dort die Kleider ab,
Und du, du kamst zu rauben ihre Ringe!

Aldwyth.
O Edith, Edith! Ich verlor die Krone
Und den Gemahl.

Edith.
So ich.

Aldwyth.
Ich sag' dir, Mädchen,
Ich suche meinen todten Harald hier!

Edith.
Und ich den meinen.

Und dann, als sie ins Irrereden hineinzukommen scheint, entsetzt sich Aldwyth und ruft:

Sie ist toll!

Edith.
Das kümmert keinen! — Senkt die Fackeln nieder.
Hier muß er sein.

Inzwischen ist William aufs Schlachtfeld gekommen; er fragt: was die Weiber suchen; denn Edith hat eben Harald's Leiche trotz deren Verstümmelung ausfindig gemacht; da nennt sich Edith wiederum: sein Weib! Man berichtigt die Angabe und stellt Aldwyth dem König als Harald's Witwe vor; denn mancher habe Edith wol für „sein heimlich Weib" gehalten, mancher aber auch nur für „seine Liebste". Nun zieht Edith der Leiche den Ring vom Finger, zum Zeugniß, daß sie sein Weib sei, und steckt ihn an die eigene Hand; dann ruft sie: „Dein Weib bin ich für immerdar!" und stürzt todt auf Harald's Leiche. Und so verfügt William endlich:

Hüllt sie zusammen
In einen Purpurmantel, legt sie beide
Auf Hastings öden Strand, dort zu bewachen
Das Land, für das er selber sich verschwor.

Dies ist die Tennyson'sche Tragödie.

Der Stoff ist uns sehr viel fremder als den Landsleuten des Dichters, und auf einer englischen Bühne müssen daher andere Ansprüche an historische Treue berücksichtigt werden, als wir sie erheben würden. Dem Vernehmen nach hat Tennyson den Wunsch geäußert, sein Stück möge ins Deutsche übersetzt werden, und Graf Wickenburg ist ausschließlich dazu autorisirt worden: eine Aufgabe, welcher der rühmlichst bekannte Uebersetzer sich, wie die mitgetheilten Proben beweisen, mit Liebe unterzogen hat. Ohne Zweifel werden auch die vielen Verehrer des Verfassers von „Enoch Arden" mit hohem Interesse den zahlreichen Schönheiten des Werks, von dem hier nur ein bloßer Abriß gegeben werden konnte, durch die Lektüre des Originals oder der Uebersetzung näher treten. Für unsere Bühne wird die Tragödie von minderm Interesse sein. Worin ihre Mängel mir zu liegen scheinen, habe ich bereits angedeutet. Der Conflict ist durch die Energie, womit er im zweiten Act hingestellt ist, wie es sein mußte, uns als die thatsächliche Achse, um die sich alles übrige drehen wird, zur Hauptsache geworden. Aber im Verlauf des Stücks verflüchtigt sich seine Bedeutung. Wenn Harald ein oder das andere mal beiläufig von einem Schauder des Unbehagens geschüttelt wird, so genügt das nicht für die Bühne. Ueberdies schwächt er selbst durch sophistische Silbenstecherei die Wucht des Eidbruchs ab, dessen er sich schuldig machte, und sein ganzes Thun und Lassen hat so viel politische Rechtfertigung, daß wir unwillkürlich ihm in der Annahme beizustimmen beginnen, die Sache lasse sich im Grunde als etwas nicht gar so Erhebliches betrachten. Mit Ausnahme des überfrommen Edward und der sanften Edith interessirt der Eidbruch fast niemand im Stück, ja sogar die Folge desselben, den kirchlichen Bann, verschmäht der Dichter irgendwie auf die Entwickelung der Handlung Einfluß üben zu lassen. Der den Bannfluch verkündende Mönch wird rasch auf die Seite geschafft, und die Wirkung des Bannes schrumpft solcherart für das Stück zu einer so schwachen homöopathischen Verdünnung zusammen, wie diejenige war, die

in unsern Tagen Pio Nono dem Rè galantuomo unter dem nicht mehr schrecklichen Titel Bannfluch zu kosten gab. Diese innern Widersprüche würden weniger stören, wenn Harald von vornherein als ein bloßer politischer Kopf geschildert worden wäre; wenigstens hätte auch die Aufgabe, einen solchen untergehen zu lassen, indem er einzig als Freigeist sich durchzuschlagen wagt, mit dem Stoffe in lohnender Weise verknüpft werden können. Aber die Betonung von Harald's wahrhaftigem Wesen — sagt doch selbst William: „Denn du bist wahrhaft und dein Wort Vertrag" — schloß die Möglichkeit aus, ohne Schädigung der ganzen Leistung den Stoff aus dem ethischen auf das politische Gebiet hinüberzuspielen.

Doch ich erinnere mich, vielleicht zu spät, daß schon Swift die Geschwindigkeit des kritischen Aburtheilens und die Fleiß, Zeit, Geduld und Mühe kostende Arbeit des dichterischen Producirens mit dem raschen, in einer halben Stunde fertig gebrachten Verspeisen von Hühnchen vergleicht, deren Fettmachen dreißig Tage beansprucht habe:

Though chickens take a month to fatten,
The guests in less than half an hour
Will more than half a score devour! —

und ich stimme gerade in diesem Punkt so sehr mit Swift überein, daß ich herzlich wünsche, durch die obigen Bedenken niemand von der Lektüre von Tennyson's „Harald" abgeschreckt, im Gegentheil dies interessante Werk, wie alle Arbeiten Tennyson's es verdienen, der allseitigsten Beachtung empfohlen zu haben. Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" bringt eine Reihe Besprechungen deutscher Werke, von denen die meisten allerdings nur cursorisch behandelt sind, andere dagegen subjective Betrachtungen enthalten. Von diesen letztern geben wir nachstehend einige der wichtigern. Hinsichtlich des Werks „Servet und die oberländischen Reformatoren" von H. Tollin; Bd. 1: „Michael Servet und Martin Butzer" (Berlin, Mecklenburg) sagt die Zeitschrift: „Es ist erstaunlich, wie viel Tollin über Servet zu schreiben weiß, oder vielmehr zu schreiben findet. Butzer war natürlich besorgt wegen des Skandals, den die Ketzereien Servet's nothwendig in der Reformation hervorrufen mußten, und bemühte sich, sie abzuschwächen, ja er sagte sich von denselben los; er selbst aber war ein sehr liberaler Theologe, und sicher hat Tollin recht, wenn er meint, daß Butzer's Dazwischentreten hauptsächlich dictirt war von Beweggründen der Politik. Dies ist fast alles, was er zu sagen hatte, und es scheint unbegreiflich, wie es ihm möglich war, das in solcher Ausdehnung zu sagen." Gegenüber diesem abweisenden Urtheil sei bemerkt, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung" demnächst eine eingehendere Besprechung des Werks Tollin's bringen werden, und vielleicht gelingt es uns alsdann, das Urtheil der „Saturday Review" richtig zu stellen, nicht sowol in Bezug auf den Tadel der oft ermüdenden Weitschweifigkeit des Verfassers, sondern in Betreff des Werths der Arbeit Tollin's selbst, in der wir manchen bedeutsamen Lichtblick nachweisen konnten.

Ueber Gustav Roskoff's „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker" (Leipzig, F. A. Brockhaus) sagt das Blatt: „G. Roskoff, der Verfasser eines werthvollen Werks über Aberglauben in Verbindung mit Dämonologie, untersucht die vielbestrittene Frage, ob wilde Völker gänzlich der religiösen Ideen entbehren. Er behauptet energisch das Gegentheil, indem er darauf hinweist, daß fast jedes entgegenstehende Zeugniß aus den Berichten der Missionare und solcher, deren Religionsauffassung eine sehr beschränkte sei, herrühre, die damit aber eigentlich nur aufstellen, daß die barbarischen Völker, die sie beschrieben, den ihrigen analoge religiöse Begriffe entbehren."

Was die „Briefe Alexander's von Humboldt an seinen Bruder" (Stuttgart, Cotta) anlangt, so sind die neuerdings aufgefundenen 37 Briefe Alexander's, zwischen 1819 und 1827 geschrieben, fast nur in französischer Sprache. Sie beziehen sich hauptsächlich auf Privatangelegenheiten, sind aber häufig untermischt mit geistreichen Beziehungen auf Literatur und Wissenschaft. Der Werth des Ganzen wird erhöht durch eine gutgeschriebene einleitende Skizze über Wilhelm von Humboldt's Leben in seiner Verbindung mit seinem weltbekannten und ebenso berühmten Bruder. „Der Gegensatz zwischen den deutschen und französischen Briefen", sagt die „Saturday Review", „ist ein schlagender Beweis von der Ueberlegenheit der deutschen Sprache über die französische als Mittel des Ausdrucks für Empfindung und Gefühl."

Bezeichnend ist, was das Blatt über Karl Gutzow's historischen Roman „Die Paumgärtner von Hohenschwangau" (3 Bde., Breslau, Schottländer) sagt. Nachdem es bemerkt, der Roman sei eine Episode aus der Zeit der Reformation und gewissermaßen die Fortsetzung eines frühern Werks, erkennt es zwar die darin zu Tage tretende Bewegung und Lebensfrische an, meint aber, die lobenswerthen Anstrengungen, daraus ein getreues Bild jener Zeit zu machen, geben dem Werke das Ansehen einer Compilation. Der dritte Band des von Gutzkow unvollendet gebliebenen Werks sei von anderer Hand hinzugefügt, zur Freude des Verlegers vielleicht, nicht aber zur Befriedigung des Publikums. Die Vorzüge Gutzkow's beruhten in der Leichtigkeit des Dialogs: der Fortsetzer vermeide den Dialog, soviel er könne.

Bibliographie.

Bonn, F., König Mammon. Roman aus der Gegenwart. Köln, Bachem. 8. 3 M.

Böttcher, K., Lustige Briefe. Streifzüge durch eine deutsche Schule im Auslande. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 12. 50 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 1ster Bd. 5tes Heft: Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie von P. Haffner. Frankfurt a. M., Fösser. Gr. 8. 40 Pf.

Büchner's, G., Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von K. E. Franzos. Mit Porträt des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1879. 8. 8 M.

Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. 5ter Bd.: Apulische Landschaften. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M. 40 Pf.

Keller, L., Oecher Dütsch. Prosa und Gedichte in Aachener Mundart, nebst einer kurzen grammatikalischen Abhandlung und einem Wörter-Verzeichnisse. Aachen, Cremer. 12. 60 Pf.

Müller, F. M., Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens. Strassburg, Trübner. 8. 7 M.

Prefer, C., Gedichte. 2te Aufl. Eichstätt, Krüll. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Samhaber, E., Presirenklänge. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 8. 2 M.

Turner, A., Die Geologie der primitiven Formationen. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 4. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Syrisch-römisches Rechtsbuch
aus dem fünften Jahrhundert.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin
aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von

Karl Georg Bruns und **Eduard Sachau.**

4. Geh. 36 M.

Zwei der hervorragendsten berliner Gelehrten, Geh. Rath Dr. Bruns, Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Dr. Sachau, Professor der Orientalischen Literatur, verbanden sich zur Herausgabe dieser syrischen, arabischen und armenischen Texte, denen sie die deutsche Uebersetzung nebst einem literargeschichtlichen und juristischen Commentar hinzufügten. Das Werk ist sowol für die Rechtswissenschaft wie für die vergleichende Sprachkunde von grosser Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung
und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Dieses als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannte und bereits in weiten Kreisen verbreitete Werk umfaßt eine Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit. Nicht blos dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und neuer Gesichtspunkte dar: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Die fünf Bände sind unter folgenden Specialitäten auch einzeln zu beziehen:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Dritte Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Dritte Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Dritte Auflage. Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Zweite Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Zweite Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Roma Capitale.
Römische Lebens- und Landschaftsbilder
von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Kleinpaul's „Roma Capitale" entrollt Bilder aus Rom und der Campagna, die ähnlich wie Gregorovius' classische Schilderungen Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte Italiens auf das anmuthigste miteinander verknüpfen. Sowol als Erinnerung an die Ewige Stadt wie als kundiger Begleiter durch Rom und nicht minder als geist- und poesievolle Lektüre wird das Buch sich bald Anerkennung und Gunst erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Erechtheion
und der
Tempel der Athene Polias in Athen.

Von

James Fergusson.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit 4 Tafeln. 4. Geh. 5 Mark.

Ein neuer interessanter Versuch, die architektonischen Probleme, die sich an die Trümmer des Erechtheion knüpfen, auf einfache und natürliche Weise zu lösen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Vierte Auflage.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Gebunden in 9 Bände 27 M.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten Vertretern der poetischen Uebersetzungskunst herausgegebenen Uebertragung von Shakespeare's dramatischen Werken finden immer allgemeinere Anerkennung, wie das Erscheinen der vorliegenden vierten Auflage bezeugt. Jedes Drama ist von einer literargeschichtlichen Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, und die Schlußlieferung enthält einen „Rückblick auf Shakespeare's Leben und Schaffen" vom Herausgeber. Ein **Prospect** über die Ausgabe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

GERMANISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 6. Mai 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Ferdinand Moesch. — Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. I. — Philosophische Revue. Von Friedrich von Baerenbach. (Beschluß.) — Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Unter dem Titel „Die Judenfrage in Deutschland" bringt die „Revue des deux mondes" vom 1. März l. J. einen mit G. Valbert gezeichneten längern Artikel in herber, beißender Sprache. Verfolgt man den Inhalt aufmerksam, so kommt man zu dem Schlusse, daß der Verfasser Partei ist und pro domo spricht. Er schreibt mit Geist, aber oberflächlich und von Deutschenhaß verbittert; er behandelt die angeregte Frage mit Scharfsinn, aber ohne Gründlichkeit: es ist ein geistreiches Geplauder, hinter dem die Satire lauert, die indeß ihre Spitze nicht allein gegen diejenigen richtet, welche sich dem Judenthum feindlich zeigen. Selbstverständlich war die Gelegenheit zu schön, um sich zugleich an Deutschland und den Deutschen zu reiben, und es geschieht mit der Verbissenheit, die so tiefe Wurzeln geschlagen hat in Geistern, die Besseres zu thun hätten, als ihre feindseligen Gesinnungen in den Vordergrund zu drängen. Wäre der Artikel in einer andern Zeitschrift enthalten, als in der „Revue des deux mondes", er könnte ruhig übergangen werden; so fordert das Ansehen des Blattes eine Erwiderung.

„Man begreift in Frankreich nur schwer", sagt Valbert, „daß es in Deutschland eine Judenfrage gibt und daß diese Frage die klarsten Köpfe zu erhitzen und Stoff zu giftigen Polemiken zu bieten im Stande ist. Dank dem Himmel! in Frankreich ist vieles auf immer geregelt, und vergeblich würde man versuchen, es in Discussion zu ziehen. Keinen Shylock wieder, er könnte sich den Beweis ersparen, daß Juden wie Christen Augen, Hände, Sinne, Leidenschaften, einen Körper und eine Seele besitzen, daß sie lachen, wenn man sie kitzelt, bluten, wenn man sie verwundet, und wie die Christen sich an dem rächen, der sie beschimpft und mishandelt. Wir wußten dies seit langem, und seit langem wissen wir auch, daß die Gesetze für alle sind, daß man nicht an die Gottheit Christi zu glauben braucht, um Schutz von ihnen zu erlangen. In Deutschland ist das anders." Einen schlechter gewählten Beweis für die allgemeinen Menschenrechte der Juden konnte Valbert kaum beibringen, als Shylock, den Urtypus des herzlosen Wucherers. Was aber das Nichtglauben an die Gottheit Christi anlangt, so hat dies allerdings mit dem Rechte für Alle vor dem Gesetz nichts zu thun. Dieses Recht gilt auch bei uns, und die Integrität des deutschen Richterstandes ist so unantastbar, daß für den Kenner deutscher Zustände an der gleichmäßigen Handhabung der Gesetze gegenüber allen Religionsbekenntnissen nicht der leiseste Zweifel gestattet ist. Wußte das Valbert, oder wußte er es nicht?

„Man sollte meinen", sagt Valbert ferner, „daß, seitdem Deutschland seine Träume von Größe und Einheit verwirklichte, seitdem es ein großes und furchtbares Reich geworden, es eine mehr kaiserliche Denkweise angenommen und mit seinen alten Institutionen auch seine frühern Vorurtheile in das Kehricht geworfen habe. Schickt es sich nicht für Mächtige, einen freien Geist zu zeigen, und für Riesen, die Dinge von oben herab anzusehen? Aber es geschieht zuweilen, daß große Erfolge die Herzen verengen und verhärten, anstatt ihnen einen freiern Schlag zu geben. Ein eminenter Schriftsteller, Dr. Graetz, Verfasser einer beredten und umfangreichen Geschichte der Juden, die ein wahrhaftes Monument ist, erlaubte sich die Bemerkung, daß, als die Franzosen ihre Ketten brachen, sich ihr Zorn gegen die Mächtigen richtete, und daß die Deutschen nach den Unabhängigkeitskriegen zur Feier ihres Triumphes nichts Besseres zu thun hatten, als sich an denen zu vergreifen, die damals die Schwachen unter den Schwachen waren, an den Ausgestoßenen des Schicksals und der Menschen, an den Kindern Israels; es war ihnen eine Lust, diesen Staub mit Füßen zu treten." *) Es ist wahr,

*) Graetz, „Geschichte der Juden u. s. w.", XI, 338. Dr. Graetz ist Professor an der Universität Breslau.

die Zeiten der Heiligen Allianz nach den Unabhängigkeitskriegen, von der Wiener Schlußacte an bis vor 1848, bilden kein ehrendes Denkblatt in der deutschen Geschichte. Aber hatten damals die Juden allein zu leiden? Traf nicht die gleiche Verfolgung auch diejenigen, welche den autokratischen Machtsprüchen Widerstand leisteten? Die einen hatten zu leiden von der Erbitterung der untern Klassen, die andern unter der Verfolgungssucht der demagogenriechenden Obern. Weshalb aber war die niedere Volksklasse erbittert gegen die Juden, als die französischen Heere wieder dem Rhein den Rücken kehrten? Die Sache ist klar. Die französische Revolution von 1789 hatte die Juden emancipirt: der Eroberer, der Erbe der Revolution, emancipirte auch die deutschen Juden. Was geschah alsdann? Manche Juden waren unter der Napoleonischen Herrschaft die dankbaren und getreuen Helfershelfer der französischen Bedrücker, in vielen Städten und Orten, im Süden wie im Norden Deutschlands. Sie verriethen, wo etwas zu verrathen war; sie dienten als Rathgeber, wenn es sich bei Contributionen darum handelte, den letzten Pfennig aus den Säckeln der bedrängten Städter oder Dorfbewohner zu holen; sie trugen, in voller Verblendung über die Dauer der fremden Willkürherrschaft, ihre Sympathien für die fremden Bedrücker offen zur Schau. Was wunder, wenn nach dem Sturz Napoleon's I. der Haß der niedern Volksklassen losbrach und es an verschiedenen Orten zu Gewaltthätigkeiten gegen die Juden, die Freunde ihrer Feinde, kam! Das Volk vergaß dabei, wie viele Juden auch tapfer in den Reihen der Befreiungskämpfer mitgefochten hatten. Begünstigten die Regierungen etwa solche Excesse? Wo will man nachweisen, daß die Obrigkeit als solche nicht überall Derartigem nachdrücklichst entgegentrat?

„Wie die Unabhängigkeitskriege", fährt Valbert fort, „hatten auch die neuesten Siege der Deutschen die Wirkung, daß sie die Teutomanie, was Graetz «die christliche Deutschthümelei» nennt, wachriefen. Der Teutomane ist wesentlich mistrauisch, argwöhnisch, ein Rabulist, ein Hetzer; anstatt sein Glück stolz zu genießen, sieht er überall Schlingen, finstere Complote, Todfeinde, die sich zu seinem Untergange verschwören. Er würde vor Langeweile sterben, wenn er nicht im innersten Herzen fortwährend einen stets unersättlichen, stets ungestillten Haß hegte, den er jeden Morgen mit einem Russen, einem Welschen, einem Papst oder einem Juden fütterte. Soll man hinzusetzen, daß der Teutomane der am wenigsten liberale unter den Menschen ist? Der Liberalismus besteht in der Ansicht, daß die Freiheit geheime Kräfte enthält, daß sie allein die Uebel zu heilen vermag, die sie veranlaßt, und daß die erste Pflicht einer starken Regierung die ist, die Rechte der Minoritäten zu respectiren. Der Teutomane glaubt an die Kraft der Decrete, der discretionären Gewalt, der Maßregeln für das öffentliche Wohl, der Ausnahmegesetze, und die Minoritäten scheinen ihm keiner Beachtung werth; er läßt sie grausam die Schwere seiner Faust fühlen, die ebenso schwer ist wie der Hammer des Gottes Thor oder das Schwert Armin's, des Königs der Cherusker und Besiegers des Varus. Heiße er Hofprediger Stöcker oder Professor an der berliner Universität, Mitglied des Reichstags, abtrünniger Liberaler von Treitschke: der Teutomane erachtet, daß es in der Welt nur Raum für das Deutsche Reich gebe, daß die Mücken anderswo ihr Leben fristen mögen. Der Teutomane hat sie gezählt, diese Mücken, es gibt fünfundvierzigtausend in Berlin, nahezu fünfmalhunderttausend in ganz Deutschland, und das ist entschieden zu viel." Als Antwort auf die Anhäufnug von Widersinn und Galle in diesen wenigen Worten wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß die Judenfrage nur in den Köpfen einiger unruhiger und fanatischer Leute spukt, wie sie in allen Ländern zu finden sind, daß sie im Erlöschen begriffen ist, weil den Agitatoren durch den gesunden Sinn nicht nur der Gebildeten, sondern des weitaus größten Theils der deutschen Bevölkerung der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Hofprediger Stöcker, von dem Valbert selbst bekennt, daß er kein gewöhnlicher Mann sei, ein Philanthrop, der die sociale Frage durch das Evangelium lösen wolle, der aber das unter der Asche glimmende Feuer zur offenen Flamme anfachte, ist von der öffentlichen Meinung in Deutschland gerichtet. Auch wir lassen seinen sonstigen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren, ebenso wie der Energie seines Charakters und seiner Ueberzeugungen; aber niemand wird es gut heißen, daß ihn sein Eifer bis zu solchem Grade fortriß, wie es geschah. Die Geschichte eines großen Volks, wie es die Deutschen sind, wird nicht von einem Hofprediger und einigen Broschürenschreibern gemacht, und der Zeitgeist ist mächtiger als die Hetzereien einiger fanatischer Heißsporne. Das ist der Kern der Sache, und es gehört eine eiserne Stirn dazu, das deutsche Volk dafür verantwortlich zu machen.

Welches ist nun aber der Grund zu dieser „querelle d'Allemands", wie Valbert die Judenfrage verächtlich bezeichnet? Er beantwortet selbst diese Frage, indem er in richtiger Erkenntniß der Sachlage seinen Glaubensgenossen die zu beherzigenden Worte zuruft: „Ihr seid zu glücklich gewesen, ihr könnt das Glück nicht ertragen und seid übermüthig geworden." Er sagt dies in den folgenden Worten:

„Die Klugen dieser Welt, wenn sie zu glücklich sind, wenn ihnen alles lacht und sie auf die Gunst der Winde und Sterne zählen zu können vermeinen, lassen sich beinahe immer zu irgendeiner Unklugheit fortreißen. Die deutschen Juden, sie müssen dies zugestehen, nahmen einen zu thätigen Antheil am «Culturkampf», der sie eigentlich nichts anging, und für gewöhnlich kommen diejenigen übel weg, die sich in etwas mischen, das sie nicht angeht. Unter den Bekennern des Mosaischen Gesetzes gibt es heutzutage weniger Talmudfanatiker als Skeptiker, aber man wird manchmal fanatisch in seinen Zweifeln. Als der deutsche Reichskanzler der Kirche den Krieg erklärte

und der preußischen Landesvertretung eine Reihe Maßregeln vorschlug, von denen einige dazu angethan waren, nicht nur Rom zu ärgern, sondern auch die orthodoxen Protestanten zu beunruhigen, verheimlichten die Juden die Freude nicht, die ihnen dieser Feldzug verursachte; sie haben ihn gut geheißen und mit zu viel Eifer unterstützt; sie ließen zu deutlich ihren Haß hervortreten und die Hoffnungen, die sie hegten; sie thaten alles, um die Karten immer mehr untereinander zu werfen, damit die Dinge aufs Aeußerste kämen. Die Proteste der Katholiken erregten ihre Heiterkeit; mit beißendem Spotte beantworteten sie die Klagen der Altlutheraner, denn ihnen gefällt Luther ebenso wenig wie der Vatican, und sie freuten sich, die beiden klagenden Theile vereint heimschicken zu können. An dem Tage, als es Bismarck gefiel, dem Kampfe ein Endziel zu setzen, als es ihm geeignet erschien, die Leidenschaften, die er erregte, zu besänftigen, vollzog sich eine Reaction, und diese richtete sich gegen die Juden. Hofprediger Stöcker konnte sich in seinem Rechte glauben, als er sagte: «Ihr mischt euch sehr viel in unsere Angelegenheiten, erlaubt, daß wir uns ein wenig in die eurigen mischen.» . . . Man ist immer mehr oder minder schuldig an seinem Geschick." Aus der Feder eines ihrer Glaubensgenossen sind diese Worte geflossen, und es läßt sich nur hinzufügen, was derselbe an anderer Stelle sagt:

„Das Wort Heine's: «Das Judenthum ist keine Religion, das Judenthum ist ein Unglück», ist nicht mehr wahr. Die Juden haben in der Politik eine zu große Rolle gespielt, sie bemächtigten sich der Leitung der nationalliberalen Partei, der sie einige ihrer Führer und die meisten ihrer Ansichten lieferten; alle Neuerungen, welche diese Partei in Uebereinstimmung mit Bismarck seit dem Tage nach Sadowa in die Gesetzgebung einführte, schlugen zu ihrem Nutzen aus. Die Gesetze über die Freizügigkeit, die Banken, die Actiengesellschaften, die Gewerbefreiheit, den Wucher, sind von ihnen eingegeben oder ausgebeutet worden. Nach Begründung des Deutschen Reichs nahm ihr Glück einen neuen Aufschwung. Sie waren die einzigen, die sich bei den fünf Milliarden nicht verrechneten; das Gesetz über die Goldwährung brachte ihnen ungeheuern Nutzen, und als die Preußische Bank in die Reichsbank umgewandelt wurde, verstanden sie es, diese wichtige Anstalt für sich in Besitz zu nehmen; die Centralcommission, welche sie leitet, besteht aus 15 Mitgliedern und 15 Ersatzmännern, unter denen 21 Juden sind. Sie können sich ohne Uebertreibung rühmen, daß das Deutsche Reich für sie gegründet wurde, daß es ihnen gegenüber alle Versprechungen hielt, daß, während Industrie und Handel darniederlagen und ganz Deutschland sich in Klagen erging, sie über nichts zu klagen hatten und ihre Geschäfte nach Wunsch gediehen."

Trotz dieser klaren Erkenntniß der Thatsachen versäumt jedoch Valbert das Heilmittel anzugeben, das allein im Stande ist, nicht nur die gegenwärtig noch schwebende Judenfrage für jetzt zu beseitigen, sondern sie vollständig und für immer aus der Welt zu schaffen. Die Verbissenheit hat seinen Blick verdunkelt und seine Logik umnebelt. Er sieht die Ursache, aber an Besserung und Heilung denkt er nicht in seiner Oberflächlichkeit. Er beklagt nur, daß die preußischen Liberalen stillschwiegen, daß sie dem Volke Israel die Sorge überließen, sich gegen die Teutomanen und ihre „heißhungrigen Hunde" zu vertheidigen, daß sich keine autorisirte Stimme vernehmen ließ, um die „Besessenen" zur Vernunft zu bringen. „Doch wir täuschen uns", fährt er fort, „es fand sich ein preußischer Liberaler, der sich nicht scheute, zu sprechen. In dem Augenblick, als der Streit anfing hitzig zu werden, bat man ihn, einem Wohlthätigkeitsconcerte in der Synagoge zu Berlin anzuwohnen; indem er diese Einladung annahm, sprach er einige Worte, die ein Echo fanden. Später dankte er einem schlesischen Pastor, daß er die Sache der Toleranz so edel vertreten habe, und bei dieser Gelegenheit sagte er, wie hoch er den religiösen Frieden schätze. Dieser muthige Liberale ist nicht der erste Beste; er nimmt eine hohe Stellung im Staate ein; eines Tags wird er den preußischen Thron und die Kaiserkrone erben." Das alles ist gut und wahr, aber auch der mächtigste und gerechteste unter den deutschen Kaisern wird nie im Stande sein, die Juden vor ähnlichen Vorgängen, wie sie hier besprochen wurden, zu schützen, wenn diese selbst sich absondern und mistrauisch schmollend beiseite stehen. Sie mögen herantreten mit offenem Auge und in der warmen Ueberzeugung, daß die große gebildete Mehrheit unsers Volks keinen Religionsunterschied kennt, daß sie nur auf die Handlungsweise sieht, nicht aber auf das Religionsbekenntniß, und sie werden Freunde genug finden, die sie gegen die Angriffe fanatischer Hitzköpfe oder böser Buben schützen. Ferdinand Moesch.

Zur Goethe-Literatur.

I.

1. Goethe's Märchendichtungen. Von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg, C. Winter. 1879. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Goethe's Jugend. Eine Culturstudie von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 2 M.

In Nr. 9 d. Bl. f. 1876 hat der Berichterstatter eine Schrift von Hermann Baumgart: „Goethe's Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters", besprochen; abermals liegt in „Goethe's Märchendichtungen" (Nr. 1) eine Arbeit verwandten, obwol diesmal weit umfassendern Inhalts vor, eine Gesammterläuterung nämlich der drei Märchendichtungen Goethe's, von denen der „Neue Paris" in „Dichtung und Wahrheit", die „Neue Melusine"

in „Wilhelm Meister's Wanderjahren", das Märchen „Von der schönen Lilie" in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" aufgenommen sind. Der Sammler und Erläuterer hat dabei nicht die historische Reihenfolge der Entstehung bewahrt; der „Neue Paris", das einfachste der drei Märchen, ist 1811 entstanden, die „Neue Melusine" 1807, „Die schöne Lilie" 1795; die im Buche gewählte Reihenfolge aber hat ihren guten Grund, indem von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, von dem verhältnißmäßig am meisten Märchenhaften zum Symbolisch-Allegorischen vorgeschritten wird. Wir folgen dem Buche auf diesem Wege.

Zunächst gibt der Verfasser eine aus vier kürzern Aufsätzen bestehende Einleitung über Goethe's Märchendichtung und ihre Deutung. In dem ersten Abschnitte: „Goethe's Dichtungsweise", wird darauf hingewiesen, wie Goethe lebenslang eine Hinneigung zum Ahnungsvollen, Räthselhaften, zum Geheimniß gehabt; wie die Mehrzahl seiner Dichtungen aus Erlebtem hervorging, welches aber stets symbolisch umgestaltet ward; aus Goethe's gesammter poetischer Anschauung und Production erhelle, derselbe habe nie irgendein Kunstwerk schaffen können, welches nichts sei als ein liebliches Spiel der Phantasie, bei dem man sich nichts Allgemeines, Bedeutungsvolles zu denken habe. Ein kurzer Abschnitt handelt von dem Märchen in seinen beiden Hauptgestalten, dem Volks- und dem Kunstmärchen.

In dem Abschnitte „Goethe als Märchendichter" wird weiter dargethan, wie der Dichter von seinen Kinderjahren an Neigung für Märchen gehabt, sie mit Lust gehört und früh selbst fabulirt, wie er in der stillen Zeit zwischen Leipzig und Straßburg Märchen schreibt, wie er Friederiken in der Laube ein Märchen erzählt. Dann regt sich erst in der Mitte der neunziger Jahre die versunkene Liebhaberei; das Märchen von der schönen Lilie findet getheilten Beifall; weitere Entwürfe gestalten sich in des Dichters Geiste nicht voll aus; vielleicht daß die beiden 1807 und 1811 aufgeschriebenen Dichtungen aus jenen Anregungen der neunziger Jahre hervorgegangen sind. Schließlich in dem Abschnitte „Ueber Märchendeutung" entwickelt der Verfasser die Gesetze, denen sich jede Deutung eines Märchens unterwerfen muß, und welche keine verletzen darf, wenn sie nicht von vornherein als hinfällig betrachtet werden soll. Diese Gesetze sind folgende:

1) Es muß ein allgemeiner Gedanke, ein geistiger Mittelpunkt der Dichtung aus der Deutung hervorgehen; 2) müssen alle wesentlichen, d. h. alle zur Handlung nothwendig erscheinenden Personen, wie ihre von der Dichtung als wesentlich hervorgehobenen Eigenschaften und Handlungen eine Erklärung finden, wenn auch das Unwesentliche als poetisches Beiwerk ungedeutet bleiben mag. 3) Die Deutung darf die einzelnen Personen nicht untereinander, nicht mit dem Gang der Ereignisse und nicht mit der allgemeinen Idee in Widerspruch bringen.

Eine sich widersprechende Deutung wird lächerlich; eine sich dem Kunstwerk anschmiegende, verständnißvolle erhöht den Genuß desselben in ungeahnter Weise. Wer aber die symbolische Dichtung eines großen Genius zu deuten unternimmt, der muß sich lange Zeit hindurch seinem Geiste unbefangen hingegeben haben, damit ihm die Einsicht in seines Wesens Tiefe und Eigenart aufgehe. Nur da, wo der empfangende Geist mit den Werken des Dichters fortdauernden liebevollen Umgang gepflogen hat, bildet sich das untrügliche Gefühl, welches mit Sicherheit zu empfinden weiß, was dem Wesen und der Natur des Dichters gemäß, was derselben fremd und widersprechend ist. Um die einzelne Schöpfung eines bedeutenden dichterischen Geistes zu verstehen, zu würdigen und zu erklären, muß man die in allen seinen Werken ausgesprochenen Ueberzeugungen, Ansichten und Grundsätze, muß man seine gesammte Weltanschauung vorurtheilsfrei in sich aufgenommen haben.

Soweit die allgemeine Einleitung, gegen deren Berechtigung sicher nichts einzuwenden ist. Das ist alles richtig, sinnvoll, geistreich; nichtsdestoweniger muß der Berichterstatter, auf die Gefahr hin, zu den im Schlußworte des Verfassers charakterisirten, einer gerechten Würdigung Unfähigen gezählt zu werden, von vornherein mit einer großen Ketzerei beginnen, dem Bekenntniß nämlich, wie er Meyer's Ansicht durchaus nicht theilt, daß wir in Goethe's Märchen „Perlen der Märchendichtung besitzen, mit denen sich nichts, was die Literaturen der Culturvölker in diesem Genre hervorgebracht, vergleichen läßt".

Unter Märchen verstehen wir poetische Erzählungen, für welche die Naturgesetze und ihre Schranken aufgehoben sind, die sich in einer von der Einbildung erzeugten Welt des Wunderbaren und Unerhörten bewegen. Aber diese Aufhebung des gesetzmäßigen Zusammenhangs der Dinge, diese zauberhafte Welt des Uebernatürlichen und Wunderbaren wird von der schaffenden Einbildungskraft als eine gegebene Ordnung der Dinge, als das Gesetzmäßige und Wirkliche dargestellt und beansprucht in dem Hörer oder Leser jenen gläubigen Sinn, der Kindern wie geistig unentwickelten Menschen und Völkern eigenthümlich und den der Gebildete künstlich in sich erzeugt, um „von allem Wissensqualm entladen" den Geist in dem erfrischenden Thau der Phantasie gesund zu baden.

So der Verfasser. Ganz einverstanden, nicht minder mit der Andeutung, daß das Volksmärchen entstand zu einer Zeit, wo noch der gesammten Nation jener gläubige Gemüthszustand eigen war, den das Märchen bedingt. Unschwer erkennen wir in vielen von ihnen Reste uralten Götterglaubens, der im Laufe der Jahrhunderte zur Heldensage abgeschwächt, im Volksmärchen schließlich seine letzten Ausläufer hinterließ. Volksmärchen werden nicht gemacht; sie entstehen, wie der Baum im Walde, im Bewußtsein der Nationen, und ist ihnen der natürliche Boden verloren gegangen, vermag auch die genialste Kunst nicht sie wieder von neuem ins Leben zu rufen. Das Kunstmärchen ergreift entweder einen vorhandenen Sagen- oder Märchenstoff zu völlig freier poetischer Umgestaltung („Der neue Paris", „Die neue Melusine"), oder erfindet den Stoff so gut wie die Form (das Märchen in den „Ausgewanderten"). Aber das Kunstmärchen als solches ist den allgemeinen Gesetzen des Kunstwerks unterworfen und findet nur dann seine Existenzberechtigung, wenn die schaffende Einbildungskraft durch eine allgemeine Idee ihre Richtung erhält, die alle bunten Bilderschemen und kaleidoskopischen Erscheinungen der Phantasie gestaltend durchdringt und zur Einheit verbindet. Kein Märchen, das von Künstlerhand geschaffen wurde, kann auf den Rang eines Kunstwerks Anspruch machen, wenn es nicht im edelsten Sinne symbolisch ist. Das Märchen, obwol die Schöpfung einer Phantasie, die alles Bestehende negirt, hat dennoch seine Wahrheit. Jedes Märchen ist ein Räthsel, sein verborgener Sinn aber, der durch

des Dichters zeugende Kraft unsere Phantasie auf das lebhafteste aufregt, ist seine Wahrheit, die am innigsten empfunden wird, wenn der Mensch sie selbst entdeckt zu haben glaubt.

Wenn ich des Verfassers Ansicht recht erfasse, wäre also das Volksmärchen ein naives, das Kunstmärchen ein bewußt geschaffenes, ein symbolisches Kunstwerk, ein solches, welches unter dem lieblichen Spiel der Phantasie eine Idee verbirgt. Sehen wir genau zu, so finden wir, daß zwar nicht in allen, aber doch in vielen Volksmärchen, in den ernsten nämlich, eine solche Idee wie ein Goldfaden hindurchgeht, und zwar ist diese Idee gemeinhin eine tief sittliche; das Volksmärchen zeigt uns in zahllosen Variationen, wie der Bescheidene und Bedrängte erhoben, der Gute, Treue, Ausharrende belohnt, der Unschuldige gerechtfertigt, der Hochfahrende gedemüthigt, der Böse bestraft wird; sogar das rein humoristische Volksmärchen fügt bisweilen scherzend eine solche Idee bei, wie wenn es am Schlusse der Geschichte vom Wettlauf des Swinegels mit dem Hasen heißt: „Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn, datt siene Fro ook en Swinegel is, un so wieder."

Diese durch das ernste Volksmärchen gehende Idee ist allezeit eine höchst einfache, sodaß sie sogar dem ungeschulten Verstand, dem naiven Empfinden derjenigen faßbar ist, in deren Kreisen das Volksmärchen von Jahrhundert zu Jahrhundert geht; nicht die einzelnen Personen, sondern die gesammte Handlung in ihrem Fortschritt — man denke beispielsweise an „Aschenbrödel" oder „Rothkäppchen" — spricht die innewohnende Idee aus.

Nun bin ich allerdings damit ganz einverstanden, daß auch das Kunstmärchen, sofern es nicht lediglich humoristisch, sondern ernst ist, einer durchgehenden Idee bedarf und ohne eine solche in Gefahr ist, ein leeres Phantasiespiel zu werden; aber es scheint mir, daß diese vom bewußten Dichter in sein Märchen gelegte Idee, wenn es anders ein Märchen sein soll, gleichermaßen ganz einfach sein muß, denn sonst würde die Märchenform mit der Idee in unlösbaren Zwiespalt gerathen; kommt die Idee des Kunstmärchens dem Geistigarmen, dem jugendlich ungebildeten oder halbgebildeten Leser auch nicht ohne weiteres entgegen, so wird sie doch dem einigermaßen geschärften Blicke sichtbar werden müssen; so geschieht es beispielsweise in Chamisso's „Peter Schlemihl", den ich, es ehrlich herauszusagen, als Märchen Goethe's „Melusine" gleichstelle, dem „Paris" und gar der „Schönen Lilie" entschieden vorziehe. Gerade der größte Dichter, derjenige, der in seinen Schöpfungen den tiefsten Gehalt an Gedanken, Empfindungen, Erfahrungen aufspeichert, ist am wenigsten geeignet, sich in den Kinderhimmel der Märchenwelt zurückzuversetzen; es ist in meinen Augen kein Vorwurf für Goethe, wenn er es zwar versuchte, aber nicht vollständig vermochte, während andere, wie Lessing, Schiller u. s. w., es überhaupt nicht versuchten. Wenn ich Goethe's „Paris" und „Melusine" als im Wesen humoristische Märchen betrachte, so ist damit nach dem vorher Bemerkten schon ausgesprochen, daß ich von denselben keine durchgehende, jedenfalls keine sittliche Idee verlange, sondern nur ein heiteres Hinundherspielen der Phantasie, und weil der Dichter sich damit in diesen beiden Märchen begnügte, so halte ich sie auch für die gelungenern der drei Kunstwerke, die „Melusine" für das gelungenste, weil die Handlung am einfachsten vorwärts schreitet, am wenigsten auf einen möglichen symbolischen Hintergrund hinweist. Indem Goethe den „Neuen Paris" dem Bericht über seine Jugendjahre einfügte, war er unwillkürlich genöthigt, denselben auch in der Weise eines phantastischen Kindermärchens zu halten, wenn auch der reife Kunstdichter ihm die Naivetät des Kindermärchens nicht mitgeben konnte; in der „Melusine" krystallisirten sich Erinnerungen an das Märchen, welches er in frischen Jugendtagen der holden Friederike erzählt hatte, und so erklärt sich der heitere, auf dem Grunde volksmäßigen Sagenstoffs aufgebaute Inhalt desselben; dagegen auf der Höhe seiner künstlerischen Entwickelung, zwischen „Tasso" und „Hermann und Dorothea", in den Flitterwochen des Geistesaustausches mit Schiller, im Sommer 1795, war Goethe seiner ganzen Stimmung nach nicht befähigt, ein Märchen im wahren Sinne abzufassen; das Märchen, welches auch in seiner Kunstgestalt in der durchleuchtenden Naivetät, im Durchgehen eines einfachen Ideenfadens an die Urform des Volksmärchens erinnern muß, ward in der „Schönen Lilie" zu einem derartigen allegorisch-symbolischen Phantasiespiel, daß, wenn man sich nicht begnügen will mit der allerdings für einen solchen Aufwand von Personen und Vorgängen herzlich dürftigen Idee, welche Schiller andeutet, mit „dem gegenseitigen Hülfeleisten der Kräfte und dem Zurückweisen aufeinander", man zu den wunderbarsten Deutungen greifen muß, die denn auch ebenso mannichfaltig ausgefallen sind. Ich wage daher auf die Gefahr eines allgemeinen Steiniget ihn! der Goethe-Verehrer, zu denen ich mich im übrigen selbst rechne, es auszusprechen, daß meines Erachtens wol niemals ein Dichtungswerk mit geringerm Recht den Titel eines Märchens getragen hat als Goethe's „Schöne Lilie".

Es sind das freilich Anschauungen, welche denjenigen des Verfassers schnurstracks widersprechen; sie mußten vorausgeschickt und in der Kürze begründet werden, um nicht den weitern Gang der Besprechung an unrechter Stelle zu unterbrechen.

Meyer läßt nunmehr die drei Märchen einander folgen, und zwar werden dieselben, was sehr zweckmäßig erscheint, abgedruckt, sodaß der Leser nicht genöthigt ist, sie an den verschiedenen Stellen zu suchen. Zunächst der „Neue Paris" aus „Dichtung und Wahrheit". Es schließt sich an denselben die Würdigung und Deutung, welche stets mit einer Berichterstattung und Kritik der frühern Deutungsversuche verbunden sind. Eingehende Darstellung der Art und Weise, in welcher nun Meyer die verschiedenen Personen und Vorgänge des „Neuen Paris" in allegorisch-symbolischer Weise deutet, ist hier nicht möglich: Goethe, das ist etwa die Hauptsache, tritt durch das kleine Pförtchen

in das Reich der Phantasie, durch welches ihn die Weisheit führt. Um in dessen Inneres einzudringen, muß er Hut und Degen, das äußere Philisterthum, ablegen; er überschreitet den Strom der Realität und ist nun im Reiche der Schönheit, des künstlerischen Ideals; im Heiligthume derselben wohnen die Göttinnen idealer Weiblichkeit, die Schönheit der äußern Erscheinung, die Anmuth und die Laune, bedient von Alerte, der realen anziehenden Weiblichkeit. Wolfgang und Alerte beginnen auf der goldenen Brücke den Kampf der Leidenschaft mit dem Genius; Wolfgang frevelt gegen die Gesetze von Form und Sitte und wird aus dem Reiche der Schönheit hinausgeworfen; die Gewässer der Realität ergießen sich strafend über ihn, bis ihn die Weisheit wieder in das Gewand der Prosa hüllt und in das Alltagsleben zurückgeleitet. Fortan aber vermag der junge Dichter den Garten der Phantasie, das Reich der Schönheit nicht wiederzufinden.

Das ist alles sehr fein und geistreich ersonnen und durchgeführt, und wer bei einer so complicirten leitenden Idee eines Märchens sich befriedigt fühlen kann, der wird schwerlich eine bessere finden; gerade weil ich Goethe für einen großen Dichter halte, begnüge ich mich lieber mit der Annahme, daß sein „Neuer Paris" ein anmuthiges Phantasiegebilde ist, als daß ich dem Verfasser glaube, der Dichter habe in sein Knabenmärchen ein ganzes Nest abstracter Begriffe hineingeheimnißt.

In der 1811 verfaßten Darstellung des sesenheimer Idylls berichtet Goethe, er habe den Schwestern ein Märchen erzählt, welches er hernach unter dem Titel „Die neue Melusine" aufgeschrieben habe. Als er dann dieses Märchen 1817 zuerst im „Frauentaschenbuch" veröffentlichte — es ward 1821 in die „Wanderjahre" eingefügt —, so leitete er es mit den Worten ein: „Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner «Bekenntnisse» gesprochen. Leider werde ich es jetzt in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die ist, mit der wir uns dort beschäftigen." Es läßt sich demnach die Zeit, in welcher Goethe die Dichtung schrieb, nur dahin beziehen: zwischen 1771 und 1811, allerdings ein Zeitraum von vierzig Jahren, lang genug, um auf eine „reifere Zeit" zu deuten; der Verfasser weist nach, daß Goethe sich schon 1797 mit dem Märchen trug, es allem Anscheine nach 1807 niederschrieb.

Meyer geht nun davon aus, das Märchen, welches Goethe in der Jasminlaube den Schwestern Brion erzählte, sei nicht die uns vorliegende „Neue Melusine" gewesen; er theilt die Ansicht von Lucius, man dürfe auch dem jugendlichen Goethe mehr Takt und psychologische Einsicht zutrauen, als daß er jungen Mädchen eine Erzählung von so zweifelhafter Moralität vorgetragen hätte; das Märchen mit seinem unglücklichen Ausgange, in dem die Männerliebe in so schlechtem Licht erscheine, hätte sicher zurückschreckend auf Friederike wirken müssen; aus diesem Grunde und in dem richtigen Gefühl, daß die „Neue Melusine" in die sesenheimer Idylle nicht passe, habe Goethe das Märchen, das ihm ja vollendet vorlag, beiseite geschoben. Allerdings, wenn wir die Deutung annehmen, die Meyer entwickelt, hätte Goethe nichts Abscheulicheres, Unwürdigeres thun können, als den Schwestern seine „Melusine" zu erzählen. Meyer schließt sich nämlich im wesentlichen der Deutung von Lucius an, derzufolge in dem Verhältniß des leichtsinnig-liebenswürdigen Helden zu der Zwergenprinzessin Goethe seinen eigenen Liebesbund mit Friederiken, in der leiblichen die geistige Ungleichheit der beiden Liebenden dargestellt habe. Gequält durch dies Misverhältniß versucht Goethe sich dadurch zu retten, daß er selbst ein Zwerg wird; aber das quält ihn doppelt; endlich dieses unbefriedigten Daseins müde, zerfeilt er den Zauberring, der ihn im Zwergenreiche festhält, wird wieder ein Mensch wie zuvor, wird der Frau ledig, die ob ihrer Kleinheit nicht zu ihm paßt.

Die Deutung ist abermals fein und geistreich, ja förmlich bestechend. Aber hätte das Märchen wirklich diesen Gedankengehalt gehabt, Goethe wäre ein Ungeheuer gewesen, es der Geliebten zu erzählen; folglich, schließt Meyer, hat er ihr ein anderes Märchen erzählt. Dem scheint aber doch Goethe's eigenes Wort zu widersprechen, mit welcher er es einleitet; denn er will „das sesenheimer Märchen" mittheilen, allerdings „nicht in seiner ersten unschuldigen Freiheit, sondern es deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit". Ich bin daher der Ansicht, daß Goethe allerdings zu Sesenheim im wesentlichen dasselbe Märchen vom Menschenkind und der Zwergenprinzeß erzählt und in demselben in humoristischer Weise die alte Weisheit gepredigt, daß nur gleich und gleich sich gesellen soll, und die Misverhältnisse geschildert habe, die aus solcher ungleichen Paarung entspringen. Als er dann nachmals jenes heitere Gebilde seiner Jugendjahre aufschrieb, ist es ihm ohne Zweifel weit tiefer und gedankenreicher geworden; aber ich kann mich nicht zu der Vorstellung entschließen, daß Goethe diese Gelegenheit benutzt habe, um, wenn auch in symbolischer Gestalt, sein Verhalten gegen Friederike als naturgemäß und berechtigt darzustellen, wie der heitere Lebemann lachenden Mundes seine Abenteuer mit der Zwergenprinzeß erzählt. Goethe würde damit in meinen Augen recht herzlos erscheinen, während er sich doch sonst im „Götz" und „Clavigo" harte Selbstbußen auferlegt; die warme ernste Darstellung des sesenheimer Idylls würde mit diesem leichtfertig lebemännischen Gegenbild in scharfem Widerspruch stehen. Ich sehe eben in Goethe lieber den großen edeln Menschen als den geistreichen Dichter, der ein verjährtes Herzeleid in eine zierliche heitere Märchendichtung krystallisirt. Darüber mögen indeß die Ansichten verschieden sein.

Ueber die Hälfte endlich des 15 Bogen umfassenden Bandes nimmt das Märchen in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten", kurz zu sagen das Märchen von der „Schönen Lilie", in Anspruch. Es war im Sep-

tember 1795 vollendet und erschien im Octoberheft der „Horen". Die Aufnahme war im Grunde mehr ein Achtungserfolg als ein wirklicher. Schiller schreibt ganz kurz: „Das Märchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein. Mündlich ein Mehreres"; Körner, W. von Humboldt, A. W. von Schlegel sprechen sich sehr anerkennend aus, während man berichtete, daß Papa Wieland, der sich sonst auf Märchen verstand, darüber eingeschlafen sei; Goethe selbst, durch die ihm mitgetheilten Zeichen des Beifalls angefeuert, faßte alsbald die Ausarbeitung eines neuen Märchens ins Auge. Aber schon die „Xenien" mußten auf herbe Beurtheilungen antworten. Nachdem der farbenprächtige erste Eindruck verblaßt war, wandte sich naturgemäß die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutung der Räthsel zu, welche man hinter den zahlreichen Gestalten der Dichtung ahnte. „Das Märchen", schreibt Schiller schon nach Lesung der ersten Hälfte am 29. August 1795, „ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander, recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; sie findet es im Voltaire'schen Geschmack, und ich muß ihr recht geben. Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen." Prinz August von Gotha, Charlotte von Kalb, Schiller selbst am 25. December sandten Deutungen des Räthsels ein, der letztere mit der Bemerkung: „In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen." Worauf Goethe mit gewohnter Diplomatie antwortet: „Ich danke für den Beitrag zur Auslegung des Märchens; wir würden freilich noch ein bischen zusehen. Ich hoffe aber doch noch auf eine günstige Wendung, in den «Unterhaltungen» meinen beliebigen Spaß darüber machen zu können." Diese Fortsetzung der „Unterhaltungen" aber erfolgte nicht; Goethe hüllte sich in Schweigen und ging so der Gelegenheit oder dem Zwang aus dem Wege, wenigstens einige Andeutungen über seine Absicht bei dem Märchen zu geben; im freundschaftlichen Verkehr mit Schiller sprach er kein Wort der Aufklärung. Gegen Riemer äußerte er im Jahre 1809, das Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung St.-Johannis, die man noch heutzutage auf Napoleon deute. Es fühle ein jeder, daß noch etwas drin stecke, und wisse nur nicht, was. Als Marianne von Willemer noch 1830 in zierlichster Weise um „das goldene Schlüsselchen" zum Märchen bat, antwortete der alte Herr in seiner orakelnden Manier: „Einige Auskunft über die Räthsel, welche in meinen kleinen Gedichten und den größern Werken vorkommen, ließe sich anmuthig von Mund zu Mund, aber nicht wol schriftlich mittheilen. So viel jedoch würde sich durchaus ergeben, daß irgendwo ein Vorzüglichstes, sowol der Innigkeit als der Dauer nach, auffallend entgegenträte."

Was wunder, daß fortan der Scharfblick der Interpreten sich an der Lilie und der Schlange, dem Fährmann und dem Riesen, am Bauer mit der Lampe und an den vier Königen, an Habicht, Kanarienvogel und Mops und den andern dramatis personis die Zähne ausbiß. Die von Schiller erwähnte Idee des gegenseitigen Hülfeleistens der Kräfte war doch, schien es, ein gar zu dürftiger Gedankengehalt für ein so weitschichtiges, augenscheinlich bis in jede Einzelfigur, jeden Vorgang symbolisches Dichtungswerk; man brachte nahezu anderthalb Dutzend Deutungen, politische, deutsch-nationale, culturphilosophische, indem manche nur Einzelnes zu erklären versuchten, sich mit einem allgemeinen Eindruck begnügten, andere dasselbe bis in jede Kleinigkeit ausdeuteten; jede Deutung aber widersprach der andern. Noch die beiden jüngsten umfassenden Behandlungen, diejenigen von Baumgart und Meyer, stehen in scharfem Gegensatz; jener sucht einen deutsch-nationalen, Meyer einen culturphilosophischen Sinn.

So eingehend und durchgearbeitet die Darstellung unsers Buchs ist, können wir ihr doch hier nicht folgen. Das Reich der Poesie, vom Reiche des Realismus durch den Strom des Lebens getrennt, über welchen der Sinn für das Schöne als Fährmann, die Schlange-Phantasie als Brücke führt; der Genius der Menschheit, welcher durch die Umarmung der Lilie-Poesie stirbt, aber durch die Denkkraft mit der Lampe der Erkenntniß wieder zum Leben erweckt wird: dies und anderes bis zu dem wundersamen Onyx-Mops, welcher merkwürdigerweise ein Symbol des Witzes sein soll, muß, wer es kennen lernen will, im Buche selbst lesen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser mit großem Scharfsinn jeder Gestalt einen abstraeten Begriff substituirt, nur daß mir wenigstens dabei allerlei Goethe'sche Sprüchlein in den Sinn kamen, als:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum —

Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube —

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen —

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Ich kann mir nicht helfen: wenn ich auch keine bessere Deutung zu geben weiß, ich glaube nicht an diese Deutungen, welche ein Werk der Dichtung in ein Gleichungsexempel mit so und so viel Unbekannten verwandeln, wenn ich auch annehmen muß, daß der Dichter einem Theil seiner Gestalten irgendeinen allegorischen Sinn untergelegt habe: wie vielen und welchen, weiß ich nicht, weiß nur, daß der alte Herr mit Schiller über die Versuche der Deutung seinen Spaß hatte. Ich glaube auch nicht an die Schönheit des gold- und edelsteinfunkelnden Märchens, denn das Schöne ist vor allem einfach; ich glaube dagegen allerdings, daß Papa Wieland vor lauter Anstrengung, diesen funkelnden Räthseln einen Sinn unterzulegen,

eingeschlafen ist, weil es mir, obwol zehn Jahre jünger als er damals, gerade so ergangen ist. Im übrigen mag, was ich davon halte, wenig Werth haben, aber ich kann einmal nicht anders. Ich finde in dem Märchen von der „Schönen Lilie" nur eine frostige Allegorie, in die der alte Herr sich mehr und mehr hineingeheimnißt hat, bis er schließlich selber den Ausweg nicht mehr fand; ich finde es als Dichtungswerk um so unerfreulicher, weil vierzehn verschiedene Interpreten siebzehn verschiedene Deutungen gefunden haben.

Das hindert nicht, daß das Buch von Meyer alles Lob verdient. Es ist das Ergebniß vieljähriger tief eindringender Beschäftigung mit Goethe und seinen Dichtungen; es bietet uns den gesammten weitschichtigen Stoff schön geordnet, klar beleuchtet, sinnig gedeutet, sodaß es auch auf denjenigen, der in der Grundanschauung nicht mit dem Autor einig ist, als ein gedankenweckendes, anregendes, anziehendes Buch erscheint. Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philosophische Revue.

(Beschluß aus Nr. 18.)

5. Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. Von Gustav Teichmüller. Drittes Heft: Die praktische Vernunft bei Aristoteles. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 9 M.

Gustav Teichmüller, dessen vielseitige und rastlose Thätigkeit die philosophische Literatur vielfach und ganz besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Philosophie bereichert hat, läßt seinen „Aristotelischen Forschungen" (I—III, Halle, Barthel) und seinen „Studien zur Geschichte der Begriffe" (Berlin, Weidmann) in den „Neuen Studien" die Ergebnisse weiterer gründlicher Quellenforschung folgen. Der dritte Band behandelt die praktische Vernunft bei Aristoteles. Der Verfasser polemisirt im Laufe seiner kritischen Untersuchungen mit Walter und andern Aristoteles-Kritikern. Seine Untersuchungen, in erster Linie von Interesse für den Fachgelehrten, werden auch manchem ferner stehenden philosophisch Gebildeten Belehrung und Anregung zu geben vermögen.

6. Ueber den intelligibeln Charakter. Zur Kritik der Kant'schen Freiheitslehre. Von Richard Falckenberg. Halle, Pfeffer. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser zuerst in der Ulrici'schen „Zeitschrift für Philosophie" erschienenen Abhandlung weist die hohe Bedeutung des Begriffs des intelligibeln Charakters für das Gesammtergebniß der Kant'schen Kritik nach, sowie die philosophisch-historische, die ethisch-metaphysische und die psychologische Bedeutung desselben für die ganze Entwickelung der nach-Kantischen Philosophie. Mit Recht betont er, daß die übliche völlige Zurücksetzung und Unterschätzung der „Kritik der praktischen Vernunft" das tiefere Verständniß nicht blos der Kant'schen Philosophie, sondern auch ihrer reformatorischen Wirkung und der aus ihr hervorgegangenen Systembildungen erschwere, ja in mancher Hinsicht unmöglich mache. Mit gleichem Recht tritt er auch dem starren Rigorismus der Ansicht entgegen, welche aus dem kategorischen Imperativ die völlige Verdienstlosigkeit und Werthlosigkeit der gewohnheitsmäßig oder mit sympathischen Affecten vollzogenen guten Handlung folgern will. Daß Fichte der „richtige Ausleger" Kant's sei, scheint indessen auch von diesem Gesichtspunkte unrichtig zu sein; wenigstens mußten eben die unrichtigen Folgerungen und Misverständnisse Fichte's, mit welchen er die Fortbildung des von Kant begonnenen Werks unternahm, vor dieser Behauptung bewahren. Beachtenswerth ist der Vorschlag des Autors, die psychologischen Grundlagen der Ethik in der „Moralpsychologie" abzuhandeln, die ein Grenzgebiet zwischen Sittenlehre und Seelenlehre bilde. Einige treffende Bemerkungen der Schrift gehören diesem Gebiete an.

7. Plato's Charmides inhaltlich erläutert von Th. Becker. Halle, Pfeffer. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser dieser kritischen Abhandlung macht das tiefere Verständniß und die unbefangene Beurtheilung der Platonischen Philosophie von der gründlichen Darlegung und Erklärung der einzelnen „Dialoge" abhängig. Ohne das Verdienst des Schleiermacher'schen Unternehmens zu leugnen, polemisirt er gegen die bisherige Methode der an Platon geübten Kritik, welche schließlich in der Mehrzahl der Fälle in willkürliche Auslegung oder philologische Haarspalterei ausartete. Er leitet selbst die nothwendige Reaction im Interesse der gründlichern Erfassung der einzelnen Lehren des Philosophen durch eine umsichtige Kritik der Grundbegriffe des Charmides ein.

8. Die Gemüthsleiden, ihre rechtzeitige Erkennung und Behandlung. Von R. Schröter. Halle, Pfeffer. 1877. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

R. Schröter hat die Absicht, das „Interesse für und die richtige Erkenntniß von Gemüthsleiden" zu fördern. Er wendet sich nicht an Psychiater von Fach, sondern an gebildete Laien, um ihnen die Resultate seiner Erfahrung und Praxis in gemeinfaßlicher Weise zu vermitteln. Das Wesen und die Ursachen der einzelnen Gemüthsleiden, Geistesstörungen und Schwächezustände werden dargelegt. Dankenswerth ist zumal die Darstellung der Verkennung anderer Leiden und der Verwechselungen mit andern pathologischen Zuständen. Die Schrift gibt zunächst nur populäre Aufschlüsse aus dem Gebiete der Pathologie. Sie verdient aber hier Erwähnung, sofern einzelne Theile derselben für die physiologische Psychologie, zumal auch für die Psychopathologie und die gerichtliche Psychologie von Interesse sind.

9. Ueber Kraft und Bewegung im Hinblick auf die Lichtwellenlehre und die mechanische Wärmetheorie von Maximilian Droßbach. Halle, Pfeffer. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Droßbach bekämpft in dieser wie in seinen frühern Schriften den Irrthum der dualistischen Voraussetzung, welche die materiellen Dinge für sinnlich wahrnehmbar erklärt im Gegensatz zu dem nur mit dem Denken erfaßbaren Geist. Er fordert die Aufhebung des Zwiespalts der Philosophie in Rationalismus und Empirismus, Realismus und Idealismus und sucht zu zeigen, daß „die Erscheinungswelt oder die sogenannte sinnliche Natur kein sinnlich wahrnehmbares Object, sondern lediglich eine Vorstellung ist, die wir sinnlich wahrzunehmen uns einbilden".

Von diesem Standpunkte versucht der Autor die Lösung der erkenntnißtheoretischen Probleme. Anhangsweise geht er auch auf das Problem der Freiheit ein und weist die ethische Unfruchtbarkeit einzelner auf der Oberfläche der Dinge bleibenden empiristischen Theorien nach, welche vom größten Einfluß auf das Denken derjenigen Zeitgenossen sind, denen auch die Metaphysik des Materialismus entbehrlich geworden ist. Wir finden in dieser Schrift keine fundamentale Lösung der erkenntnißtheoretischen Probleme, aber manches scharfsinnige Raisonnement und orientirende Bemerkungen, die nicht blos die hochgradige Uebereinstimmung des Autors mit der kritischen Denkweise — trotz einzelner Abweichungen von derselben — bekunden, sondern sich auch zur Einführung in die erkenntnißtheoretischen Fragen in einiger Hinsicht empfehlen dürften.

10. Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem. Von Friedrich Jodl. Halle, Pfeffer. 1878. Gr. 8. 2 M.

Das Verdienst dieser kritischen Abhandlung liegt hauptsächlich in der Definition und gründlichern Erörterung des Begriffs der Cultur, aus welcher sich dann die Ziele und Wege der Culturgeschichte nothwendigerweise ergeben.

Alle Cultur ist nichts anderes als das unter bestimmten Umständen zu besonderer Intensität gesteigerte Streben des Menschen, seine Persönlichkeit und sein Leben vor den feindlichen Mächten der Natur wie vor dem Antagonismus der übrigen Menschen zu sichern, seine Bedürfnisse, sowol reale wie ideale, in steigendem Maße zu befriedigen und sein Wesen ungehindert zur Entfaltung zu bringen. . . . Das sind Merkmale, die im Wesen der Erscheinung selbst liegen, und aus ihnen lassen sich leicht vier Grundverhältnisse ableiten, welche den gesammten Inhalt der Culturentwickelung beherrschen, auf welche alle Erscheinungen zurückzuführen sind, und welche die Basis für alle weitere Eintheilung bilden müssen. Es sind dies die folgenden: 1) Der Kampf des Menschen mit der Natur und die successive Bewältigung der Naturkräfte durch die menschliche Arbeit und Technik. 2) Das Streben des Menschen nach Organisation des Zusammenlebens mit seinesgleichen durch Ausbildung kleinerer oder größerer socialer und politischer Verbände. 3) Die Wechselbeziehungen und Kämpfe der einzelnen aus diesem Streben hervorgewachsenen Gruppen untereinander. 4) Das Ringen des Menschen nach dem Ideal.

Dieser umfassende Begriff der Culturgeschichte wird vom Verfasser weiter zergliedert und damit der ganze Umfang der Aufgaben der Culturgeschichte ausgemessen. Diese Arbeit ist selbstredend für die Methode von hoher Wichtigkeit. Um so mehr ist das Verdienst des Verfassers anzuerkennen, als in manchen Fällen weder der Autor noch der Leser die volle Klarheit über Umfang und Inhalt des Begriffs der Cultur besitzt. Jodl kritisirt eingehend die größern Werke culturgeschichtlichen Charakters von Herder's „Ideen" bis zu den neuesten Erscheinungen und sucht das Verhältniß zwischen Culturgeschichte und Geschichtsphilosophie festzustellen. Das mehr und mehr sich verbreitende Bewußtsein von der Bedeutung und dem künftigen Beruf der Culturgeschichte läßt die Verbreitung und Würdigung dieser Schrift wünschen, welche in methodologischer Hinsicht auch dem Bearbeiter des Fachs selbst dienlich sein kann.

11. Die Forschung nach der Materie. Von Johannes Huber. München, Th. Ackermann. 1878. Gr. 8. 2 M.

Diese Abhandlung gehört zu den besten kritischen Essays des früh verstorbenen vielseitigen Schriftstellers. Der dogmatisch-metaphysische Charakter des Materialismus wird in derselben auf das überzeugendste dargethan und die mehr und mehr sich vollziehende Loslösung der wirklichen Naturforschung von dem propagandistischen Materialismus in kurzem Hinweis gewürdigt. Für weitere gebildete Kreise ist die Schrift hauptsächlich wegen der klaren und anregenden Darstellung der Wandlungen des Problems der Materie in der Geschichte der Philosophie von besonderm Interesse.

12. Die Bibel der Natur. Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft. Grundrisse einer neuen Weltanschauung. Von Adolf Silberstein. Vierte unveränderte Auflage. Leipzig, Eckerlein. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Umstand, daß dieses durchaus populär gehaltene, gut geschriebene Buch schon vier Auflagen erlebte, legt die Vermuthung nahe, daß die neue Weltanschauung des vielbelesenen, geschichts- und literaturkundigen Autors sich in unserer lauen Zeit im Fluge zahlreiche Anhänger erworben hat. Dies müßte um so mehr erfreuen, als das Buch „allen Feinden des Wahns, allen Kämpfern für Wahrheit — von einem Bekenner des Lichts" gewidmet ist.

In kurzen, schwungvollen Sätzen, nicht in zusammenhängender, systematisch-theoretischer Weise, bewegt sich der Autor von Sentenz zu Sentenz und entwickelt tausend Gedanken über Gott, Welt und Leben. Kritische und polemische Bemerkungen wechseln ab mit skeptischen Fragen, mit Mahnungen und Aufrufen, mit geistreichen Aphorismen, tiefsinnigen Aperçus, mit Gedankensplittern und weitläufigern Raisonnements, die stellenweise große Perspectiven in Gebiete eröffnen, deren wirkliche Durchforschung ein verheißungsvolles Unternehmen wäre. Der Autor bietet in der Hauptsache die Quintessenz seines Nachdenkens über naturwissenschaftliche, philosophische, sociale, religiöse Fragen. Die letztern spielen in jeder Weltanschauung natürlich eine große Rolle. Doch will Silberstein seine religiöse Weltansicht auf naturwissenschaftliche Grundlagen stellen.

Seine Sentenzen bekunden einen toleranten Geist und das Streben nach einer humanistischen Weltanschauung. Der Geist des toleranten, bildungs- und freiheitsliebenden Humanismus charakterisirt seine Lebensansicht. Dieser Geist und die leichte, gefällige Schreibweise dürften zur Popularität des Buchs beitragen und demselben auch weiter das Interesse der Jugend und der Frauen gewinnen.

13. Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie. Von Armand Pensier. Köln, Lengfeld. 1878. 8. 3 M.

Doctrinär raisonnirende und erzählende Prosa und Gedichte, philosophische und andere Gedanken über Welt und Leben ziehen in bunter Reihe am Leser vorüber. Das soll wol etwas wie Lebensphilosophie oder Lebensweisheit in Lebens- und Stimmungsbildern sein. Der Autor hält seine Zeilen für „Dühring'sche Philosophie". Er hätte dieselben, wenn der Gedankenkreis „dieses Heros" an Inhalt und Umfang bekannt wäre, gern ungedruckt, ja ungeschrieben gelassen! Philosophische Lyrik suchen wir vergeblich in seinem Büchlein. Doch enthält dasselbe stellenweise etwas wie rhapsodische Philosophie. Eine ganz neue Methode, zu philosophiren, die gewiß gebührende Würdigung finden wird. Die philosophische Kritik muß die Kühnheit des Unternehmens anerkennen und mit Pensier die traurige Nothwendigkeit solcher Publicationen bedauern.

14. Bibel für Freunde der Wahrheit. Die Summe der Weisheit aller Zeiten. Berlin, Staude. 1878. 8. 3 M.

Im Gegensatz zur „Lyrischen Philosophie", bei der sich der Kritiker fragen muß, ob nicht ein humoristischer Kopf etwa die Grenze des erlaubten Ungereimten und der Freiheit in der Philosophie habe suchen wollen, bewahrt die „Bibel für Freunde der Wahrheit" consequent den hochernsten biblischen Ton. Dieselbe enthält Bemerkungen, die von einiger Kenntniß des Weltlaufs und der pessimistischen Ethik oder vielmehr der indischen Moral zeugen. Auch hier werden philosophisch-religiöse und sociale Fragen in Prosa und Poesie behandelt. Die höchsten Ideen sind auch typographisch und mit Arabesken besonders verherrlicht. Auch dies Buch bekundet wie die beiden vorangehenden ein Streben nach Verkündigung einer „neuen" Weltanschauung. Der tiefe Sinn des bescheidenen Titels „Summe der Weisheit aller Zeiten" wird dem Leser erst klar, wenn er als Resultat der Lektüre die Anwendbarkeit des Sokratischen Bekenntnisses erkennt. Das Gesangbuch und einige Dichter sind fleißig verwerthet. Den Schluß bilden Verse, zu denen als Schlußworte Goethe's „Wanderers Nachtlied" nicht allzu gut passen will.

15. Mehr Licht. Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauer's in allgemein verständlicher Darlegung. Von E. Last. Vierte Auflage. Berlin, Th. Grieben. 1880. 8. 2 M.

Die Verfasserin dieser „Lichtstrahlen" ist gleich andern nicht der Meinung Windelband's, daß sich wahre Philosophie überhaupt niemals populariſiren lasse. Indem sie die Möglichkeit und den Werth, ja die Nothwendigkeit einer populären Darstellung verficht, stellt sie als Motto eine briefliche Aeußerung Schiller's an die Spitze ihrer Darstellung. „Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer andern Form gefunden, und in einer andern angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräthe des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüst abbricht, hinter welchem es emporstieg."

In diesem Sinne hält die Verfasserin das Populariſiren für nützlich und nothwendig. Gewiß ist die Intention, auch für die weitern Kreise der Gebildeten, die zu philosophischen Studien weder die Zeit noch die Vorbereitung haben, mehr Licht über wichtige und großartige Lehren zu verbreiten, anerkennenswerth. Nur ließe sich vielleicht fragen, in welchen Grenzen sich die Auslegung des Schiller'schen Ausspruchs zu bewegen habe. Die Anwender und Verbreiter der Kant'schen Philosophie, insbesondere der wesentlichsten Grundprincipien derselben, sind nicht ausgeblieben. In der Reihe derselben stehen Schopenhauer mit manchen andern Auslegern und Verbreitern aus früherer und jüngster Zeit und — Schiller selbst. Das Eingehen der letztern auf die Kant'sche Philosophie und ihr vielfaches Ausgehen von derselben läßt vermuthen, daß sie die Wichtigkeit einer vergleichsweise mehr populären Anwendung und Verbreitung derselben empfunden und erkannt, aber auch die Ausführung an gewisse Bedingungen und Qualificationen gebunden haben, die selten in einer Persönlichkeit zusammentreffen. Sonst hätte vielleicht weder der unsterbliche Dichter des deutschen Volks, der Frauen und der Jugend, wie der bedeutendste philosophische Schriftsteller der neuesten Zeit sich zu jenen gesellt, sondern die Ausführung andern überlassen mögen.

Läßt Kant sich überhaupt populariſiren und verbreiten, so gehört, um den Zweck des Eindringens in das gebildete Volksbewußtsein zu erreichen, eine Schiller'sche oder Schopenhauer'sche Virtuosität der Interpretation und der Darstellung dazu. Daß diese Verbreitung, mehr als man nachweisen mag, stattgefunden hat, ist solchen Männern zu verdanken. Platon war ein Anwender und Verbreiter Sokratischer Lehren. Auch die Anwender und Verbreiter Kant's waren selbst Philosophen — einer von ihnen allerdings ein großer philosophischer Dichter, ein anderer ein poetisch beanlagter Philosoph, bei denen verwandte Geistesgröße sich bewährte, wo Lücken in der wissenschaftlichen Vorschule vorhanden waren.

Schopenhauer selbst bedarf vielleicht am wenigsten von allen Philosophen, die es mehr als dem Namen und Ruf nach waren, der Populariſirung. Die Widersprüche und Paradoxien seiner Philosophie, sofern man dieselbe mit dem Maß eines in sich widerspruchslosen Gedankensystems mißt, kann Populariſirung nicht überkleistern, sondern nur gefährlicher und durch panegyrische Einführung bedenklicher machen. Die haltbaren, wissenschaftlich begründbaren Ge-

dankengänge sind aber von ihm selbst in so populärer Form, als es überhaupt in der Philosophie möglich ist, und mit einer Durchsichtigkeit, Plastik und Virtuosität der Darstellung entwickelt, die jede Popularisirung überflüssig macht, aber auch das, was sie formell bei der Kant'schen Philosophie vielleicht noch leisten könnte, nicht wol zuläßt.

So scheint uns einerseits Kant den ganzen Ernst wissenschaftlicher Vertiefung und streng logische, methodologische und fachwissenschaftliche Vorschule von demjenigen zu fordern, der die Anwendung, Interpretation und Verbreitung seiner Lehre unternimmt. Andererseits ist bisher sehr Gutes auf diesem Felde geleistet worden. Schopenhauer hat zum Theil Kant, aber auch sich selbst popularisirt.

Wenn demnach derartige Unternehmen theils verspätet sind, theils auf ein hochgespanntes Maß der Erwartung stoßen, die man an neue Leistungen knüpft: so ist das vorliegende Werk doch gewiß eine merkwürdige Erscheinung, sofern es uns in der Verfasserin eine der seltenen Frauen erkennen läßt, die, wenn auch nicht productive, doch receptive philosophische Befähigung, Ernst und Fleiß im Denken und im Streben nach philosophischer Erkenntniß bekunden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die schwierigern erkenntnißtheoretischen Fragen in dem Büchlein kaum gestreift werden, während die Quintessenz des kritischen Idealismus bei Kant und Schopenhauer, die daraus gezogenen Consequenzen für eine idealistische Weltanschauung, sowie die auf Ethik und allgemeine Weltanschauung bezüglichen Gedankengänge Schopenhauer's und die eingestreuten Erläuterungen der Verfasserin nebst obligater Polemik gegen den Darwinismus und gute Bemerkungen über die Unhaltbarkeit des Materialismus den Hauptinhalt bilden.

Da die Verfasserin anscheinend von den besten Absichten beseelt und das Buch schwungvoll geschrieben ist, dürfte es, wie wol auch bisher schon, von manchen, welche sich nur ganz im allgemeinen über die Hauptlehren Kant's und Schopenhauer's orientiren wollen, ohne zu größern und weniger populären Werken zu greifen, besonders von Frauen dankbar aufgenommen werden. Der Ernst und Fleiß, mit dem sich die Verfasserin in die Werke der beiden Philosophen, zumal Schopenhauer's, vertieft hat, verdient unumwundene Anerkennung. Ihre begeisterte Würdigung des kritischen Idealismus beweist, daß die Mühe nicht fruchtlos war. Der warme Eifer, mit dem sie für die Sache der idealistischen Weltanschauung eintritt, muß sympathisch berühren und wünschen lassen, daß sich solche Gesinnung durch sie auf die Genossinnen verbreite, welchen im hohen Maße der Cultus, die Rettung und die Erhöhung der Ideale am Herzen liegen sollte. Solche Zustimmung und die Erwägung des Zwecks und des Charakters der Arbeit läßt die Richtigstellung so mancher irrthümlicher Auffassungen und Auslegungen überflüssig erscheinen. Dieselben werden, wo überhaupt das Bedürfniß und die Möglichkeit größerer Vertiefung beim Leser vorhanden ist, ihre naturgemäße Correctur in den Quellen und im wissenschaftlichen Studium finden. Zu wünschen wäre nur, daß in derartigen Schriften, welche popularisiren und resumiren, nicht kritisiren wollen, mit kritischen Zusätzen möglichst sparsam umgegangen werde. In dieser Hinsicht hätten wir auch in diesem Buche im Interesse desselben weniger Kritik finden mögen.

16. Ueber Naturerkenntniß. Von Hermann Frerichs. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 1 M.

Frerichs behandelt in durchaus populärer, anspruchsloser Weise, in schwungvoller Darstellung das vielbesprochene Grundthema der kritischen Philosophie und sucht zu zeigen, daß trotz den Fortschritten der Wissenschaft des Ungewußten immer noch genug bleibt.

17. Der Kampf um das Dasein der Seele. Allgemein verständlich dargestellt. Von A. Mayer. Mainz, Diemer. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser bemüht sich in dieser Abhandlung wie in seinen frühern Schriften, den Sieg der monistischen Lehre zu beschleunigen, an dem er nicht zweifelt. Zu diesem Behufe bespricht er die verschiedenen Beiträge zur Seelenfrage, zumeist in Anknüpfung an die in dieser Frage erschienenen kritischen Aufsätze M. Carriere's, gegen den er sich einer sehr eifrigen Polemik befleißigt. Er bespricht Haeckel's Arbeit über die Plastidule und die Zellseelen, sowie Jäger's neueste Geruchstoff-Seelentheorie. Trotz einiger durchaus zutreffender Bemerkungen über unzulässige Materialisirungen der Seele wie gegen scholastische und metaphysische Psychologie, trotz dem sehr zuversichtlichen Ton, den der Autor der anscheinend nicht in umfassender Weise geprüften Philosophie gegenüber anschlägt, haben wir weder in der Physiologie noch in dem Monismus des Werks eine tiefere oder gründlichere Erklärung der Seelenerscheinungen zu finden vermocht.

Friedrich von Baerenbach.

Gedichte.

1. Auf den Mai. Sinngedichte von Ludwig Freiherrn von Hohenbühel, genannt Heufler zu Rasen. Innsbruck, Wagner. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.

Wir erklären diese Sinngedichte oder Epigramme von vornherein für mangelhaft, nehmen aber doch das Unsrige daraus. Es heißt da:

Maja, Majenburg, Mais! es klinget alles vom Maien;
Darum wundre dich nicht, daß es so maienhaft glänzt.

Was ist das? Ganz unverständlich! Die den Sinngedichten beigefügten Anmerkungen geben Aufschluß: Mais ist ladinischer Plural von Maja und Metathese von Masi, Plural von maso, vom lateinischen mansio,

d. h. Wohnstätte, Bauernhof. Aber dann klingt nicht alles von Maien, sondern vom Bauernhof, hat also mit dem Mai nichts zu schaffen.

Als am fünften des Mai der erste Napoleon hinschied,
Sang Manzoni das Lied, das er dem Tage geweiht.
Besser wär' es datirt von der Mitte des Monates Juli;
Denn Bonaparte war todt, als ihn der Brite gepackt.

Am 15. Juli 1815 „packte" der englische Admiral Hotham Napoleon, den er auf dem Linienschiffe Bellerophon nach St.-Helena führte. Seit diesem 15. Juli soll Napoleon todt gewesen sein? Keineswegs! Was er äußerlich verlor, gewann er innerlich: er lebte nun erst recht in der für ihn sich steigernden Theilnahme Europas. Der springende Punkt fehlt im Epigramm. Besser, wenn der Verfasser den Mai als den Beginn des sich entfaltenden Jahres für Napoleon benutzt hätte, welcher um so innerlicher fortlebte, je mehr er als ein äußerlich Entwürdigter starb.

Was beweget zumeist den schwellenden Busen des Menschen?
Ist es die Blüte im Lenz? Ist es im Herbste die Frucht?
Antwort spendet der Mai; nur er heißt der Monat der Wonne,
Ihn nur schmücket allein dieses entzückende Wort.

Im „schwellenden" liegt schon Bewegung. Also Tautologie. Im Epigramm fehlt die Beantwortung der Frage: warum denn der Mai Wonnemond heißt? Wenn der Mai sagt: ich heiße Wonnemonat, so folgt daraus noch nicht, daß er es ist. Mit ebenso viel Recht könnte sich, auf den Mai stichelnd, der Herbst mit seinen goldenen Früchten so nennen:

Der Frühling ist zwar schön; doch wenn der Herbst nicht wär',
Wär' zwar das Auge satt, der Magen aber leer.

Ein aus drei Distichen bestehendes Epigramm enthält weiter nichts als den prosaischen Satz: im Mai wird's oft kalt.

Weshalb ist der Mai mit des Mannes Artikel verbunden?
Blicke die Erde nur an, wie sie das Brautbett sich ziert!

Das erweckt sehr gewöhnliche Vorstellungen, obwol es an Logau erinnert. Aber wie anders und besser bei diesem! Da ist der Mai, als Resultat einer höhern oder idealen Ursache, der Vermittler zwischen Himmel und Erde:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Der Verfasser gibt in seinem Büchelchen nur 31 Sinngedichte, aber den meisten fehlt das Charakteristische: der springende Punkt, die aus der Gedrungenheit emporschnellende Höhe, das aus der Kleinkörperlichkeit des Diamanten plötzlich ans Auge strahlende mächtige Licht, der in den Stein gemeißelte Blitz, der ins Wort geheimnißte, auf der Wacht stehende und nun plötzlich hervorbrechende Sinn, die — nun, wenn man will, die — Pointe. Denn diese ist weiter nichts als die Waffe, welche sich auf denjenigen zurückspitzt, welcher den Inhalt des Epigramms zu bestreiten sucht, z. B.:

Auf der Eisenbahn Herr Dickwanst
Widerbellt angeblich hohlem
Geistthum, und der Esel spürt nicht,
Wie derweil' mens movet molem!

Hier ist der springende Punkt: der Geist; der Lehrsatz: vom Geist wird principiell alles bewirkt; der Angreifer: ein Materialist. Wie komisch nun, wenn Herr Dickwanst, diese moles, in dem nämlichen Augenblicke, wo er den Geist für eine Abstraction, für ein Nichts erklärt, von eben diesem Nichts ad absurdum geführt wird, indem er sich ja, sammt der noch unendlich größern moles, nämlich dem Eisenbahnzug, vom Geiste vorwärts geschoben sieht! Leugnen wird er ja nicht können, daß die Eisenbahn oder die moles dem im Ingenieur sich äußernden Geiste ihr Dasein verdankte. Alles das ist unter geistigem Gipfelpunkt in dem kleinen Körper eines Epigramms beschlossen.

Zu den besten, weil sinnigsten, rechnen wir folgende zwei Epigramme, die zum Schluß hierhergesetzt seien:

Mairose.

Hei! was blühet hier auf? Es ist die würzige Rose,
Welcher der herrliche Mai Leben und Namen verleiht.
Schon so zeitig feierst du fröhliche Hochzeit im Jahre? —
„Keine noch hat es gereut, welche im Lenze gefreit."

Gilm's Tod.
(Gilm's Gedichte erschienen 1865 in zwei Bänden zu Wien bei Gerold.)

Hermann! du feuriger Geist, dich verzehrte die eigene Lohe,
Aber die Funken, so hell, zündeten überall hin.

Auch „Mai in Italien" ist nicht übel.

Daß wie in den eben angeführten Sinngedichten auch in den übrigen sich metrische Verstöße vorfinden, erwähnen wir blos.

2. Vergißmeinnicht. Lieder und Gedichte von F. X. Seidl. Regensburg, Coppenrath. 1879. 8. 2 M.

„Liebe", „Bilder und Blätter", „Eigenes und Fremdes" heißen die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen. Die erste, bestehend aus 36 Gedichten, bildet eine Art Roman, aber auf dem Faden, der sie verknüpft, wird die eine Situation durch die andere wenig verdeutlicht. Einmal sitzen die Geliebten traulich beieinander und drücken sich die Hand. Dann heißt es: „Sehnend schau' ich nach der Stelle, wo hinter den Wolken im Blauen deine geliebte Heimat liegt." Also todt? Nicht doch, sie erscheint wieder, um den Geliebten zu — verstoßen. Die Rosen hatten es besser, die vor dem Scheiden, vom Sonnenblick ihres Auges getroffen, an ihrem Herzen verwelken durften.

Euch todten Blumen wird, wie meinen Leiden,
Kein solcher Strahl des Frühlings mehr erscheinen.

Das soll wol heißen: Mir, der ich leide oder dahinschwinde, erscheint zwar noch der Strahl ihres Auges, aber er ist ein anderer als der, welcher die verwelkenden Rosen traf. Und doch wieder keine Verstoßung:

Laß deines liebenden Gedankens Zeichen,
O Holde, mich im stillen Liede grüßen.

Was für ein Zeichen? Ein Brief? Eine Haarlocke? Von wem? „Lieder an Frida" folgen. Hieß sie Frida? Wenn nicht, so entsteht doch mit dieser die Erneuerung derselben nebeligen Verhältnisse. Nachts steht er vor Frida's Fensterlein und sagt, wie in den übrigen drei Versen, sehr gut:

Du hast's gesagt, daß jede Nacht im Geist
Du einen stillen süßen Kuß mir weihst,
Und daß verstohlen durch dein Nachtgebet
Mein Name geht.

Dann wieder:

Unsre Herzen sind vereinigt,
Unsre Wege werden's nicht.

Und:

Für immer ist der Pfad geschieden.

Warum, ist nicht gesagt. Kurzum eine unmotivirte Gefühlsquälerei, die wenig befriedigt.

Wie häufig bei andern werden auch hier die Anfangsworte vieler Gedichte, also satz- und sinnlose Worte, als Ueberschriften gebraucht, z. B. „Wie nach des Tages lichtem Schimmer". Lieber gar keine Ueberschrift, oder blos ein Wort, das wenigstens andeutungsweise den Inhalt angibt. Dies Wort muß aber im Context vorkommen und nicht blos als Ueberschrift („An das Glück") stehen.

Falschen Reimen begegnen wir: tosen, verstoßen; mehr, Herr; worden, Orten; Hauche, Auge; Eden, beten; Scheiden, geleiten u. s. w. Formen wie „d'runt im Thale" sind zu vermeiden.

Ganz neu ist, wenn es heißt: „Wie nach des Tages lichtem Schimmer sich sehnet ein verlassner Stern." Das Tageslicht ist ja der Tod des (schimmernden) Sterns.

Abgesehen davon, finden wir in der kleinen Sammlung manches Vortreffliche. Suchet, so werdet ihr finden. Zwar viel Lyrisches erscheint jahrein jahraus. Aber sollte das ein Unglück sein? Wohl der Nation, wo noch viel subjective oder ursprüngliche, echt lyrische Gefühle vorhanden sind. Die Lyrik ist der Quell aller poetischen Formen und Gattungen, und es heißt, diese in Dürrheit verwandeln, sobald man den Quell unterbindet, aus welchem die Charaktere schöpfen. Wie geistlos und lächerlich, wenn man — und das steht nicht vereinzelt da — in politischen Zeitungen an den Stellen, die sich unter dem Strich befinden, bezüglich der Lyrik Ausdrücken begegnet wie: „Die meisten Leser haben dadurch wol erst erfahren, daß N. N. auch Lyriker war. Warum sollte er von dieser Kinderkrankheit in seinem bewegten Leben verschont geblieben sein?" Ja wohl, nicht verschont! Aber das ist leider vorbei. Und erscheint noch etwas unterm Strich, so sind es versificirte Kalauer und sonstige abgenutzte, blos momentan aufgestachelte Rößlein, die man mit dem poetischen Karren, vor den man sie gespannt, andern Tags, nachdem sie der augenblicklichen Unterhaltung gedient, wie verpuffte Raketenhülsen beiseite schiebt.

Wir machen in unserer kleinen Sammlung unter andern vorzüglich auf folgende Gedichte aufmerksam: „Geheimniß", „Lind ist die Nacht", „Ständchen", „An meine Mutter", „Strophen", „Späte Rosen", „Aus ferner Zeit" (nur müßte im dritten Vers stehen: Und umsonst in schmerzensbangen Stunden wünsch' ich solch ein Lied!), „Lied des Jägers" (nur müßte der letzte Vers wegfallen), „Wenn sich zwei Augen schließen", „Wintertrost", „Im Walde allein", „An die neue Tricolore" (schwarz-weiß-roth), „Phalantho". Welches Gedicht wählen wir zur Mittheilung? Sei es „Phalantho". Hier ist der Kern der Geschichte oder Fabel, was eins ist: daß die Thräne oder der geistige Thau, zumal aus dem Auge eines liebenden Weibes, mehr als Regen oder physischer Thau im Stande ist, das ermattende Dasein zu erfrischen:

Am Meergestad' im Feindeslande,
Betrübten Sinns, im Kriegsgewande,
So saß er ernst und schweigend da,
Ob auch sein Auge rings die Seinen
In Kampfeslust sich treu vereinen
Und alle froh begeistert sah.

Doch wie sein Blick nach Ost sich wendet,
Da eilet, den er ausgesendet,
Ein Bote staubbedeckt herbei
Und bringt die längst ersehnte Kunde,
Was von der Gottheit heil'gem Munde
Ob seinem Haupt beschlossen sei.

„Vernimm, o Herr, was ich erfahren,
Und flehe, daß sie dich bewahren,
Klar scheint der Götter Spruch zu sein:
Wo Thau der blaue Himmel regnet,
Da sind die Waffen dir gesegnet,
Der Sieg und auch das Land ist dein!"

Der Feldherr hört's mit bangem Zagen,
Drei Tage schon die Wolken jagen
Am Himmel dunkelgrau dahin.
„Thor", ruft er, „auf Orakel bauen!
Der eignen Manneskraft vertrauen
Bringt uns viel edleren Gewinn."

Doch ist umsonst ihr rastlos Streben,
Kein Lohn wird ihren Mühn gegeben,
Es war kein Sieg mit ihrem Schwert.
Vom Himmel fällt kein Regen nieder,
Und dunkel ziehn die Wolken wieder —
Es steht der Feldherr gramverzehrt.

Da kommt sein Weib mit bleichen Wangen
Und angstvoll in sein Zelt gegangen,
Sie ahnt und fühlt sein traurig Los.
Sie weiß, es nagt an seinem Herzen,
Und ohne Wort in ihren Schmerzen
Sinkt sie ihm weinend in den Schos.

Doch plötzlich, wie vom Blitz getroffen,
Fährt er empor, ein freudig Hoffen
Erglänzt auf seinem Angesicht.
Sein Herz hat neues Glück erfahren,
Drum eilt er schnell zu seinen Scharen,
Umarmt sein trautes Weib und spricht:

„Nun ist der Götter Zorn entschwunden,
Den süßen Thau hab' ich gefunden,
Nach dem ich sehnend aufgeschaut.
Auf! zieht getrost ins Schlachtgetümmel,
Dies Auge ist mein blauer Himmel,
Aus dem die Thräne mir gethaut."

So zogen sie mit Jubelschallen
Zum Kampf; Taranto war gefallen,
Eh' noch der Tag entschwunden ganz,
Und Aethra legt beim Klang der Lieder,
Als scheidend ging die Sonne nieder,
Auf ihres Helden Haupt den Kranz.

3. Gedichte von Wilhelm Hülsen. Riga, Deubner. 1878. 8. 2 M. 50 Pf.

Aus Bescheidenheit wollte der Verfasser seine Gedichte („Stimmungsbilder", „Widmungen", „Reisebilder", „Dorpat", „Festgedichte und Gelegenheitspoesien", „Uebersetzungen") nicht herausgeben. Endlich erlaubte er es einem Freunde, erlebte jedoch nicht die Vollendung des Drucks, da er kurz zuvor starb.

Die Gedichte gehen über das gewöhnliche Maß nicht hinaus. Der Verfasser sagt:

Soll, weil der Nachtigall Gesang
So wunderlieblich schallt,
Der Zeisig denn nicht auch sein Lied
Sich zwitschern froh im Wald?

Manches („Der alte Judenkirchhof in Prag", „Der Kirchhof zu Dorpat", „Was ist der Tod?") erinnert an Tiedge. Es ist da von dem „Heimatland der Seligen, vom schönern Leben droben in des Himmels Höhn" u. s. w. die Rede. Das Individuelle, Charakteristische tritt zu sehr vor dem Allgemeinen zurück. „Auf dem Meere im Golf von Genua" paßt auf alle Golfe. Stände nicht über einem Gedicht „Puschkin", so würden wir diesen Namen schwerlich aus dem Contexte entziffern. Ein Gedicht oder Gemälde muß sich durch sich selber vertreten. Ueber- oder Unterschrift ist dann blos zum Ueberfluß. Dagegen heben wir „Reisebekanntschaft" hervor: hier haben wir Anschaulichkeit, charakteristische Merkmale. Dasselbe ist von „Bassompierre" (französischer Marschall) zu sagen, der, als die zwölf schweizer Deputirten ein jeder zum Abschied einen Becher Weins auf das Wohl des Königs von Frankreich tranken, zwölf Flaschen Weins in seinen großen Reiterstiefel goß und diesen auf das Wohl der zwölf Cantone leerte.

Falschen Reimen begegnen wir: alle und Male, Stille und Mühle, Quelle und Seele, Freude und Seite, Weise und heiße u. s. w. Die letzte verbessernde Hand fehlte wol.

In zwei übrigens gut gebauten Sonetten erklärt sich der Dichter gegen Sonette, Ghaselen, Terzinen als Spielerei. Dagegen will er, freilich sehr im Gegensatze zu seinen eigenen Gedichten, „die wilde zügellose Freiheit des Musenrosses". Apollo jedoch, den Cäsar, der Imperator, zu seinem Gott erkor, wandelte sicher; Phaethon stürzte. Gleichwol erscheint ein Gedicht in Terzinen, wo sich denn der Verfasser dem Einflusse prächtiger Form nicht entziehen kann und gewissermaßen fortgerissen oder gezwungen wird, sie wenigstens theilweise mit entsprechendem Inhalt zu füllen. Am Bach liegt er im Gebüsch. Da sieht er im Traum, wie drei junge Mädchen hochgeschürzt mit bloßen Füßen im Wasser plätschern.

Und durch der Nußgesträuche dichte Hecke
Sah ich ins Antlitz ihnen — gleich erkannt'
Die holden Züge ich mit freud'gem Schrecke,
Erstaunt fuhr ich empor — mein Traum entschwand!

Wir vermeiden hier Ungefüges, Ueberflüssiges und heben zur bessern Motivirung des „freudigen Schrecks" aus der Mehrzahl drei etwas einziges hervor:

Und durch der Nußgesträuche dichte Hecke
Sah' ich ins Antlitz ihnen — und erkannt
Hab' ich — o Schönste dich! — mit freud'gem Schrecke
Fuhr ich empor — doch weh', mein Traum entschwand!

Sei hier als Probe innigen Gefühls folgendes Gedicht hergesetzt:

Wie! — darf ich meinen Augen trauen? —
Du stehst als holde Jungfrau da,
Die ich als Kind vor wenig Jahren
Noch mit der Puppe spielen sah!

Bei meinem letzten Abschiedsgrusse
Lagst du im Arm mir, weinend laut;
Bot'st deinen kleinen Mund zum Kusse
Mir dar so innig und vertraut.

Und jetzt — in vollster Schönheit Prangen,
Der frisch erblühten Rose gleich,
Stehst du mit hold verschämten Wangen
Vor mir, da ich die Hand dir reich'.

Aus deinen Augen strahlt noch immer
Der Kindheit Unschuld, zart und rein,
Doch deiner Wangen Purpurschimmer
Bezeugt: du kannst nicht Kind mehr sein.

Ich fühle, wie mein Herz erbebet,
Bewundernd fliegt mein Blick dir zu,
Und schüchtern, zögernd nur entschwebet
Der Lippe das vertraute: Du!

Schade daß hier wieder Ungefüges und das Ohr Verletzendes vorkommt. Um auf „Kusse" zu reimen wird Gruße in „Grusse" verwandelt. Es regt sich da unmittelbar der Wunsch, daß Einiges anders lauten möchte, z. B. der zweite Vers unmaßgeblich etwa so:

Im Arm mir weintest beim Ergusse
Der Thränen du zum Abschied laut,
Bot'st deinen kleinen Mund zum Kusse
Mir dar so innig und vertraut.

Und der dritte Vers:

Und jetzt — die Jungfrau seh' ich prangen,
Die jener Maienrose gleicht,
Du stehst mit hold verschämten Wangen
Vor mir, der seine Hand dir reicht.

Wenn der Herausgeber im Vorwort sagt: „In den Dichtungen Hülsen's treten uns die Grundzüge seines geistigen Lebens, ein behaglicher Humor, Liebenswürdigkeit und Treue des Gemüths entgegen", so unterschreiben wir das gern.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das vaterländische Schauspiel „Prinz Eugen" von Martin Greif, ein militärisch-patriotisches Gelegenheitsstück, von Dingelstedt glänzend inscenirt, fand an der Burg in Wien eine freundliche Aufnahme. Es ist nach den Berichten eine Art von österreichischer Historie in einer Folge lebendiger Bilder. Der tragische Hauptconflict, die Insubordination Eugen's gegen den Befehl des Kaisers, durch die er allerdings einen Sieg erringt, ist nicht recht ausgetragen, sondern wird als ein Zwischenfall behandelt und leichthin gelöst. Mit einer Gartenscene wird das Stück eröffnet, mit einer lustigen Praterscene abgeschlossen. Dazwischen lauter Kriegslärm und militärischer Spectakel. Martin Greif ist als schlichter, gefühlvoller Lyriker bekannt: die Kraft und der Schwung des Dramatikers ist nicht seine Sache. Das Bild, das man sich von einem deutschen Liederdichter zu entwerfen geneigt ist, muß man Martin Greif gegenüber wesentlich retouchiren. Der engbefreundete Feuilletonist der „Neuen Freien Presse" entwirft folgende Photographie von Martin Greif, mit allerlei ergötzlichen anekdotischen Arabesken: „Wer unter den Leuten, die dem Burgtheater zustrebten, einen noch jugendlich oder doch jedenfalls höchst gesund aussehenden Mann gewahrte, der den Knoten seiner Halsbinde heute auf der Achsel, morgen am Rücken trug, der konnte darauf schwören, daß dieser zerstreute Mann Martin Greif, der Dichter des «Prinz Eugen» sei. Wenn man ihm nachsah, konnte man bemerken, daß er mit seinen unbeholfenen Reiterbeinen bald breit einherstapfte, bald einen gestreckten Trab einschlug, und wenn er seinen Kopf wendete, kam ein scharfgeschnittenes Profil — «meine Pferdenase», sagt er selbst — zum Vorschein, welches halb an Dante, halb an Don Quixote gemahnt. Niemand würde es dieser undisciplinirten Gestalt ansehen, daß sie einst königlich bairische Uniform getragen, und keiner würde glauben, daß in diesem spärlich behaarten blonden Kopfe, den unser modernes schwarzes Barbierbecken bedeckt, militärischer Ehrgeiz, ja der Traum der Feldherrngröße geschlummert habe. Sein Steckenpferd ist es auch noch heute, die Schlachten Napoleon's in Gedanken nachzuschlagen, und jedes Schlachtfeld, das er besucht, weckt in ihm den längst entschlafenen kriegerischen Geist. Von all seiner Feldherrnherrlichkeit ist ihm heute nichts mehr geblieben als eine Lieutenantspension und jenes Napoleonische Haarbüschel, das ihm gern auf die leise gehügelte Stirn hereinfällt. Höher als bis zum Lieutenant hatte er es nicht bringen können. . . . Der berittene Artillerielieutenant Greif muß ein sonderbarer Schmuck des bairischen Heers gewesen sein. Tapfer, kühn, ja das wäre er gewesen, aber ein zerstrenter Geist, der im praktischen Leben nie bei dem ist, was der Augenblick gerade fordert, ein phantasievoller Mensch mit ausgesprochenem Selbstgefühl — wie konnte eine solche Natur sich der Disciplin beugen, sich dem rücksichtslosen Zwange der Subordination fügen? Theoretisch konnte er es wol, denn die Nothwendigkeit des Knopfes, der an seinem Rocke fehlte, wurde voll von ihm anerkannt, und wiederum, wenn er auch wußte, daß für die Kopfbedeckung seiner Waffe Leder und Messing nicht ohne Grund vorgeschrieben seien und — wenn auch ohne Grund — kategorisch vorgeschrieben sind, so trug er, seiner nervösen Empfindlichkeit wegen, doch einen Helm von Pappendeckel. Es war im Jahre 1866 bei einem Rückzugsgefechte bei Kaltennordheim, daß der Lieutenant Greif mit den zwei Feldstücken, die unter seinem Befehl standen, wider die Absicht seines Hauptmanns und diesen laut scheltend, den Versuch machte, gegen die Preußen vorzurücken. Die allgemeine Bewegung riß ihn zwar zurück, aber kein Zweifel, nach Kriegsrecht hätte Greif müssen erschossen werden. In solcher Weise konnten die Nerven mit ihm durchgehen und ihn zum Abenteurer machen. Abenteuerlich war auch seine Wildheit und Kühnheit als Reiter. Ohne viel Schule zu besitzen, wagte er alles. Ohne Sattel, blos in den Unterbeinkleidern jagte er eines Abends um einer Wette willen durch die erstaunten Straßen Münchens, und als er einmal in Würzburg über einen Hausgang raste, brachen Roß und Reiter auf einer hölzernen Kellerfallthür ein." So plaudert das Feuilleton mit Grazie in infinitum von dem Dichter, den es zu verherrlichen sucht!

— Ein einactiges dramatisches Gemälde: „Studiosus Lessing" von Wilhelm Henzen, das zuerst vom Lessing-Verein in Leipzig aufgeführt, dann auch am dortigen Stadttheater mit freundlichem Erfolg zur Aufführung kam, behandelt eine Episode aus Lessing's, des Dichters, Leben, den Conflict mit dem Vater und die Lösung des Conflicts bei einer Rückkehr ins Vaterhaus in Kamenz. Eine Hauptrolle spielt in dem Stück der Freigeist Mylius, des jungen Lessing Freund, eine Schriftstellernatur im Stil der Günther und Lenz. Den Vater versöhnt mit dem Sohn eine Predigt, die dieser ausgearbeitet, und die Mittheilung, daß er sich für den Vater geschlagen hat mit einem Beleidiger desselben: ein Motiv, welches dadurch wieder abgeschwächt wird, daß Mylius selbst ebenfalls den Vater früher schwer beleidigt hat und nun doch, ohne Verzeihung erhalten zu haben, des Sohnes innigster Freund geworden ist. Die Sprache hat Wärme und zeugt von literarischer Bildung; auch ist der äußere Aufbau des Einacters geschickt.

— Ein historisches Lustspiel „Die Brautschau" von Georg Kruse fand ebenfalls Beifall, besonders in den mehr schwankartigen Scenen, in denen eine nie verlegene Berlinerin die Hauptrolle spielt. Diese erinnern zum Theil an die weibliche Schildwache: auch ist der Dichter so kühn, den König Friedrich Wilhelm I. selbst, der in dem Stück als ein sehr jovialer und gemüthlicher Monarch erscheint, vor dem Schilderhause Posten stehen zu lassen. Den Hauptinhalt des Stücks bildet die Brautwerbung des Kronprinzen Friedrich in dem gewohnten Bühnen-Incognito um die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, welche bekanntlich demselben später niemals sympathisch war.

Bibliographie.

Köhler, P., Die Verjudung Deutschlands und der Weg zur Rettung. Noch einmal ein Wort für und wider „W. Marr: Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum". Stettin, Brandner. Gr. 8. 1 M.

Kreidner, H. L., Schnaken und Schnurren aus 'n Läben derr oheln Mansfäller. In Mansfelder Mundart erzählt. Eisleben, Winkler. 8. 1 M. 50 Pf.

Kropff, A., Theater-Miscellen, Thalia's Freunden gewidmet. Nordhausen, Haacke. 16. 80 Pf.

Krüger, G., Das Lied vom deutschen Volke. Hannover, Cruse. 16. 40 Pf.

Kwiatkowski, A., Geschichtliche Entwickelung des Volksschulwesens in Ost- und Westpreußen. Kurz dargestellt. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 1 M.

Peschel, O., Europäische Staatenkunde. Mit einem Anhang: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit Benutzung der hinterlassenen Manuscripte nach den Original-Quellen bearbeitet von O. Krümmel. 1ster Bd. 1ste Abth. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 14: Friedrich Chopin's Individualität von F. Liszt. Frei ins Deutsche übertragen von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 1 M.

Schieffelin, S. B., Die Grundlagen der Geschichte oder eine Reihe erster Dinge. Uebersetzt nach der 6ten Ausgabe. Berlin, Prochnow jun. 8. 6 M.

Schnauffer, C. H., Lieder und Gedichte aus dem Nachlaß. Baltimore. 1879. 12. 3 M.

Winterfeld, A. v., Unheimliche Geschichten. In deutscher Bearbeitung nach A. B. Edwards und Edgar Allan Poe. 3ter u. 4ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig in allen Buchhandlungen zu haben.

Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geh. 12 M. Geb. in Leinwand mit Lederrücken 15 M.

In 2 reichverzierten Halbfranzbänden 17 M., zusammen in 1 Halbfranzband 15 M.

Dieses **encyklopädische Hand- und Nachschlagebuch** bietet in 2 Bänden auf 124 Bogen Lexikonoctav ein **gedrängtes Repertorium des gesammten menschlichen Wissens**; dem Texte sind **80 Tafeln (Karten und Abbildungen)** in Holzschnitt und lithographischem Farbendruck beigegeben: sonach ist der Preis von nur 12 M. für das Ganze ein außerordentlich niedriger.

Das Werk kann außer auf einmal, geheftet und gebunden, zu obigen Preisen, auch nach und nach in 40 Heften zu 30 Pf. oder in 8 Viertelbänden zu 1 M. 50 Pf. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die moderne Farbenlehre

mit Hinweisung auf ihre Benutzung in Malerei und Kunstgewerbe.

Von

Ogden N. Rood.

Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Farbentafel.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 41. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik am Columbia-Collegium in Nordamerika, erklärt hier die physikalischen Erscheinungen der Farbenwahrnehmung in anziehender, für jeden Gebildeten verständlichen Form, und indem er dabei besonders die künstlerische Verwendung der Farben hervorhebt, gewinnt das Werk für Maler, Decorateure und Kunstindustrie überhaupt zugleich hohen praktischen Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arendts'
Naturhistorischer Schulatlas.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

56 Tafeln mit 944 Abbildungen in Holzschnitt und einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 M. 80 Pf. Geb. 3 M.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue Gedichte

von

Julius Sturm.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

In den Gedichten Julius Sturm's bekundet sich ein innig empfindendes Gemüth und echt deutscher Sinn verbunden mit wahrhafter Religiosität. Diese innern Vorzüge sowie die einfache, aber stets gewandte und anmuthige Form sichern ihnen die dauernde Gunst zahlreicher Leserkreise.

Von dem Dichter erschien ferner in demselben Verlage:

Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Gedichte. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rama.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von

Arnold Beer.

8. Geh. 2 M. 40 Pf.

Der Dichter, der sich bereits durch eine Reihe poetischer Dramen bekannt gemacht hat, legte dieser neuen Dichtung einen Stoff aus dem Göttermythos der Inder zu Grunde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITTERARISCHE GESELLSCHAFT Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 13. Mai 1880.

Inhalt: A. von Winterfeld's letzter Roman. Von J. J. Honegger. — Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. I. (Beschluß.) — Die neuen österreichischen Geschichtswerke von Franz Krones. Von Anton Schlossar. — Religiöse Schriften. — Uebersetzungen aus dem classischen Alterthum. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

A. von Winterfeld's letzter Roman.

Zwei Erbfeinde. Komischer Roman von A. v. Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 16 M.

Wer mit besonderer Gründlichkeit sich auf dieses neueste Werk des überaus fruchtbaren Autors einlassen wollte, der könnte an demselben mit Leichtigkeit alle Vorzüge und alle Schwächen seiner Darstellungsart nachweisen.

Inhalt oder Handlung sind so ziemlich gleich Null, das Ganze geht in einer künstlichen Häufung von komischen Scenerien oder Situationen auf; das ist bei unserm Autor nichts Neues.

Es handelt sich um zwei deutsche Duodezfürsten winzigsten Schlags, die sich hergebrachterweise vermöge Erbrivalität für erbitterte Feinde halten, ohne sich je auch nur gesehen zu haben obschon ihre sogenannten Erbschlösser hart nebeneinanderliegen. Das eigentliche Agens der Geschichte aber wird ein in dieses Ländchen verschlagener ungarischer Graf, der sich bis ans Ende der Geschichte als prager Professor einschreibt und gerirt. Der Fremde gewinnt ganz ungesucht das Zutrauen der beiden kleinen Herren und wird mit der Mission betraut, die zwei feindlichen Häuser durch die Heirath zwischen dem diesseitigen Erbprinzen und der jenseitigen Erbgrafentochter auszusöhnen. Die Versöhnung gelingt ihm wirklich, nur ist das Heirathsergebniß ein sehr anderes. Der als Vermittler abgesandte quasi Professor hat sich auf den ersten Blick selbst in die feine Gräfin Gottliebe vernarrt und sie sich in ihn, und mit diesem curiosen Conflict beginnt eine Reihe der tollsten Verwickelungen, die er selber, in der Verzweiflung wegen unebenbürtigen Standes nicht um die Geliebte werben zu dürfen, unwillkürlich immer ärger sich verwirren läßt, indem er den Grafen, der von dem dummen Erbprinzen aus der Verwandtschaft nichts hören will und übrigens von dem Stande der Dinge oder Herzen nicht die leiseste Ahnung hat, so lange als möglich dadurch am Gängelbande hält, daß er ihm für Gottliebe einen eben auf Werbung incognito kommenden fremden Prinzen in Aussicht stellt. Doch enden die Dinge in lauter dulci jubilo: die beiden netten Landesherren werden durch den Reichsdeputationshauptschluß — wir stehen im Anfange des Jahrhunderts — ganz sacht ihrer Fürstenspielerei enthoben, d. h. mediatisirt. Und da nun der vorgespiegelte Professor und wirkliche Graf sich Gottliebens würdig halten darf, bringt er seine Werbung an und wird in Gnaden angenommen. Aber nicht die zwei allein sind die Glücklichen; noch drei andere Heirathen zwischen den beiderseitigen Hofherren und Hofdamen werden mit gefeiert; die beiden durch ihre Degradation nicht besonders unglücklich gemachten Häuser bleiben sich freundnachbarlich gewogen.

Die ganze Zeichnung des Bettelhofs von Wippe, die Durchlaucht und das Schloß, das Hofpersonal und das Ceremoniell inbegriffen, zeugt von so viel gemüthlicher Ironie, wie Winterfeld nur in den glücklichsten Augenblicken seines poetischen Schaffens aufzubringen vermag. Hat er sich vorgenommen, ein so prägnantes Bild der bis zum Bettelstab herabgekommenen Kleinstaaterei zu liefern, daß auch kein Nagel und Lappen darin fehlt, gut, er hat es erreicht. Es ist mit dieser Herrlichkeit in Lumpen eine so tragikomische Sache, daß uns im Lesen die Augen überlaufen halb vor Lachen und halb vor Rührung; in einem Augenblicke steigt in uns der sarkastische Spott auf und im andern das wehmüthige Mitleiden. Es liegt etwas so unendlich Verkommenes, Anachronistisches in dieser zerfetzten Parademajestät, abgelebt und abgeschabt, traurig langweilig, als vegetirten wir in hinterpommerschen Morast- und Sandeinöden; „aufgeputzte Leichen", das ist der richtige Ausdruck. Nehmt diesen letzten Fürsten von Wippe, Damian XXV., sammt seinem halbrunden Thurmzimmer und dem ganzen zerfallenden Plunder um ihn und an ihm! Oder noch

besser, nehmt seinen ersten Diener, die jämmerlich zusammengeschrumpfte Excellenz von Bopfingen, Polizeipräsident, Premierminister und Minister der auf dem Monde zu suchenden Finanzen: welches Bild des Elends! Es ist etwas Ergreifendes darin. Der alte eingetrocknete, seelengute, seinem Herrn treu ergebene Mann ist die gefürchtetste Person des kleinen Reichs geworden, weil es keinen Menschen im Fürstenthum gibt, den er nicht „angepumpt" hätte, weniger für sich als für seinen geliebten Fürsten. Wie der im Jammer dieser Existenz längst verkommene, vom stattlichen Hofmanne zur Mumie verschrumpfte alte Mann an den Tagen, wo nicht der ganze Hof armselig genug im Schlosse speist, sich abmüht, ein Diner zusammenzubringen, das wenigstens den eigenen bescheidenen Magen, dazu die hochgräfliche Gemahlin und das einzige geliebte Töchterchen nähre; wie die beiden vornehmen Damen in schlecht beleuchteter Stube den Firlefanz ihrer Staatskleider zusammenstoppeln und dabei von nahem Glück träumen, innerlich sich erwärmend für das, was von außen fehlt; wie der Vater sich anstrengt, einem Fremden Grafentitel und Ordensband anzuschwatzen, um die damit verbundenen Gefälle für die fürstliche Kammer herauszuschlagen, und wie bei diesem Anlaß die zusammengebrochene Gestalt endlich einmal dem ganzen Jammer des Herzens Luft macht: das sind Interieurbildchen, in denen das volle deutsche Gemüth und sein Humor sich ausschütten mögen; und sie haben es redlich gethan, nur daß die Dinge etwas chargirt sind. Wer die spottende Kehrseite des Bildchens beschauen will, der halte sich an den bocksbeinigen General über zwei Mann, den alten Ziegenhals; an den confusen Oberceremonienmeister Wische; den einschläfernd salbungsvollen, übrigens mit gesundem Appetit gesegneten Hofprediger Genserich, den naiv dummen Hofpagen Balduin, die invalide Orgel sammt Küster u. a. m. Das Nonplusultra der Komik aber, in seiner Art wirklich eine prächtige Erfindung, ist das hart auf der Grenze der beiden Fürstenthümer Wippe und Schwippe — sie schneidet mitten durchs Haus — von einem pfiffig berechnenden Schalk aufgebaute Gasthaus Zum schwarzen Bären; die eine Hälfte in dem reichen Schwippe sauber und artig, die andere in dem gründlich verarmten Wippe im armseligsten, förmlich tragikomischen Verfall. Die ganze Scenerie: wie zu beiden Seiten des Verschlags, welcher das sogenannte Gesellschaftszimmer, vulgo Königstube, mittendurch schneidet, die beiden Zollwächter, der grüne und der rothe, ingrimmig bärbeißig sitzen und mit Argusaugen darüber wachen, daß nichts unverzollt über die Grenzen spaziere, d. h. von einem Wippeschen Tisch auf den Schwippeschen und vice versa; wie der Weiße-Dünne nur in Wippe, der Rothe-Dicke nur in Schwippe darf aufgetragen und getrunken werden, Hammel mit Zwiebelbrühe nur dort, Karpfen in Bier nur hier servirt; wie der erfinderische Wirth, in Verlegenheit gegenüber dem mit den Herrschaftsrechten der beiden Souveräne unbekannten Fremden sich dadurch hilft, daß er den servirten Tisch auf die Grenze rückt, Trank und Speise, die in Wippe erlaubt sind, zur Rechten, die Schwippeschen zur Linken; wie aber trotzdem der fremde Gast sich vergreift und die Sachen auf seinem Tisch an den unrechten Platz, d. h. über die Grenze stellt, worauf die beiden Wächter der heiligen Hermandad mit grimmigem Behagen gelauert haben; wie der Grüne, als das Glas mit dem Weißen-Dünnen auf sein Gebiet hinüberwandert, nach seinem göttlichen Rechte dasselbe confiscirt, sage aussänft, und dazu wegen Uebertretung des Zollgesetzes noch eine Buße notirt; wie endlich der Rothe, durch das löbliche Vorbild des feindlich rivalisirenden Nachbruders gestachelt, mit Sperberaugen die Grenzlinie auf dem gedeckten Tisch überwacht und mit angehaltenem Athem auf den Augenblick paßt, wo er das gleiche Manöver mit dem Dicken-Rothen vornehmen könne, was ihm nach einiger Anstrengung und mathematischem Abmessen wirklich gelingt; und wie der Fremde in köstlichem Humor, da die ungewohnte Reichsherrlichkeit ihn offenbar gaudirt, die Grenzzolliebenswürdigkeiten gar mit einem verbindlichen „Danke"! und „Schmeckt's?" und „Ist mehr gefällig?" entgegennimmt, im stillen aber doch darüber reflectirt, ob er nicht in ein Narrenhaus gerathen sei: alles das ist zu drollig, zum hellen Auflachen; ein bischen stark aufgetragen, das ist wahr. Aber ein drastischeres Muster, um die ganze Duodezstaatenwirthschaft vor aller Welt in ihrem tollhäuslerischen Gebaren zu zeichnen und unsterblich lächerlich zu machen, ließe sich schwerlich aufgreifen. Kommt hinzu das doppelte Fremdenbuch; die hochwichtige Frage, ob der Herr in Wippe oder Schwippe, d. h. in Nr. 1 oder 3 des Gasthauses schlafen wolle; und dann am nächsten Morgen die ungemein angenehme officielle Visite der beiden sich stoßenden und kneifenden Zollsergeanten beim Fremden, um Wegegeld, Zollgebühren und Buße wegen Grenzüberschreitung einzuziehen. Zu bedauern ist nur der geplagte Wirth, der zwischen zwei Feuern steht, seinem Gast und den Polizeibeamten; vollständig einleuchtend ist dem Gaste die Narrenwirthschaft auch dann nicht geworden, als der Wirth in heiligem Eifer sie demonstrirt wie folgt:

Sehen Ew. Gnaden, dagegen läßt sich nun einmal nichts machen ... wie es ist, so ist es ... und unsereiner wird's nicht ändern ... Gott sei's geklagt! könnte man hinzusetzen. Gnitz und Nörgel (d. i. der Grüne und der Rothe) können auch nichts dafür, obgleich sie's fast immer ausbaden müssen, die armen Kerle! Vergnügen haben sie wahrhaftig nicht davon, sondern Unzufriedenheit, Anfechtungen und schlechte Behandlung von beiden Seiten ... Ja, wer es weiß! Aber viele wissen es doch gar nicht einmal ... es gibt doch dumme Leute und kluge Leute, wie Ew. Gnaden selber wissen werden. Sehen Sie, alles was recht ist, Ew. Gnaden, und das ist doch hier nun einmal recht ... die Fische gehören nach Wippe ... der Weiße-Dünne gehört nach Schwippe ... der Rothe-Dicke gehört nach Wippe ... Gnitz gehört nach Schwippe ... Nörgel gehört nach Wippe ... jetzt wird Ihnen die Sache vollständig einleuchtend sein.

Ganz verständlich aber wird folgende Auseinandersetzung zwischen dem einen Steuersergeanten und dem Professor:

„Ich bekomme noch ein halbes Wegegeld für einen Fußgänger!" meinte der Steuersergeant von Wippe. „Ein halbes?" fragte der Professor lachend, „wie wünschen Sie das verstanden

zu haben?" — „Sie saßen beim Abendbrot mit dem linken Fuß in Schwippe und mit dem rechten in Wippe ... und als Sie aufstanden, zogen sie den linken ans Schwippe nach Wippe." — „Ah! — das ist allerdings nicht mehr als billig ... immerhin eine Abnutzung Ihres Landwegs und mithin steuerpflichtig ... und ... was kostet dieser Spaziergang meines linken Beines?" — „Drei Reichsgroschen."

Da muß einem allerdings ein Licht aufgehen!

Wir könnten das obenberührte Hofbild genau repetiren; der Hof von Schwippe mit seinem um nichts erbaulichern schwerhörigen Grafen Augustin, der ganzen Hofsippe, den Manieren und Bräuchen ist das leibhafteste Seitenstück des ersten; gerade so kleinlich, traurig langweilig, nichtig und armselig, mit dem einzigen allerdings wesentlichen Unterschiede, daß er reich ist, also das Decorum der reichsunmittelbaren Hoheit etwas besser wahren kann. Aber kurz, im Angesicht dieser Zustände halten wir's schließlich aus vollem Herzen mit dem Bärenwirth Peter Punz:

Als Peter Punz den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses vollständig begriffen hatte, holte er sich eine Axt und hieb mit eigener Hand die beiden Schlagbäume vor seiner Thür um, und dann steckte er die beiden Leoparden mit sammt dem gefleckten Panther (die urweltlichen Reichswappen von Wippe und Schwippe) in den Ofen, wo sie sich noch so lange die rothen Zungen herausstreckten, bis sie kläglich verbrannten und zu Asche wurden.

Es gibt Stellen im Buche, bei denen uns das Herz aufgeht, so viel echt gesunder Humor, tiefinniges Gemüth, psychisch treue Zeichnung ist hineingelegt; das sind die glücklichen Momente in Winterfeld's Schaffen. Man nehme das Bildchen vom Sonntagsmorgen, die größere Scenerie vom Maskenball, die Schilderung der Nachtruhe, während mehr oder minder schwer bewegte Herzen klopfen; die Vorgänge in des treuen armen Bopfingen's Gemüth und Familie u. a. m.

Das sind Dinge und Bilder, wie er sie etwa ausgezeichnet in den „Schwarzen Menschenbrüdern" anbrachte, indem er die noch etwas bocksledern zugeschnittene Bauernhof- und Bauerndorfgeschichte norddeutschen Stils an Prachtexemplaren darlegte, das idyllisch zurückgezogene Leben „im stillen Winkel" halb spaßhaft und halb gemüthlich. Vielleicht ist überhaupt die weltfremde Abgeschlossenheit und Innerlichkeit der Typus, den er am besten trifft (vide „Der alte Knast"). In der Zeichnung des Versimpelten und Verkommenen ist er zuweilen von unübertrefflicher Naturtreue. Wie wahr, wie treffend, wie ins Leben schneidend und wie idyllisch anziehend ist in dem Stück „Der Mops" die Beschreibung der beiden Rittergüter, des zerlumpten Paddenpuhl und des recht häuslichen, aber dafür arg-prosaischen Hammelweide! Sie sind zum Malen anschaulich, bis herunter auf den Pflasterstein im Hofe, wenn einer da ist, und die Entenpfütze, die jedenfalls da ist, bis zu den Kühen und Schafen und dem im Koth herumwirbelnden und auf dem Mist stolzirenden Federvieh. Und die Personen! Die Perle seiner Schöpfungen scheint er aber im „König der Luft" gleich zu Anfang ausgeworfen zu haben; das ist die Zeichnung des bis zum Hungertode herabgekommenen deutschen Gelehrten Dr. Lehfeld und seines unsäglich traurigen Loches von Dachkammer. Da ist Gemüth, tiefer Humor, erschütternde Wahrheit nach innen und außen. Dieser herzbewegende Ernst des ganz richtig immer zwischen Lachen und Weinen sich ergehenden Humors ist die intensivste Saite, die bei ihm an- und ausklingt. Ich habe selten etwas entsetzlich Wahreres, mit dem einfachen Ton des humorgewürzten Gemüths tiefer ins Herz Schneidendes gelesen als die Schilderung von dem abgehärmt ausgehungerten Manne und der schmuzigen Höhle, in welche ihn der unerbittliche Lebenskampf geworfen hat.

Nun kommt aber die Kehrseite: jene Willkürlichkeiten, die durchaus komisch sein sollen, Verwechselung über Verwechselung, ein wahres Chaos von Verwirrung, in welchem sich der Autor entschieden behaglicher fühlt als der Leser. Wie der armselige Fürst einen wildfremden Menschen förmlich abfängt und zu seinem Gesandten am gegenüberliegenden feindlichen Grafenhofe preßt, für seinen dummen Prinzen Lüdecke um die Grafentochter anzuhalten; wie Vater und Sohn sich in ein kolossales Misverständniß über die beabsichtigte Heirath hineinreden, da der Junge schon eine andere Liebe im Herzen trägt; wie der improvisirte Gesandte, selber vom Pfeil des Schalks Amor getroffen, seine Mission ganz verkehrt ausrichtet und dadurch an beiden Höfen ein Tohu-Bohu schafft, aus dem er sich nicht mehr herauszufinden weiß; wie der unselige Ceremonienmeister die Jagd so einrichtet, daß eigentlich die Jäger vom Wild und den Treibern gejagt werden, wobei denn der Herr Reichsgraf, mit antediluvianischem Schießprügel ausstaffirt, ergötzlich auf einer wilden Sau fortreitet; wie endlich der Gesandte, in höchsten Aengsten auf der Prinzenjagd, einen vorüberfahrenden Weinreisenden als Prinzen engagirt, der aber abscheulich aus der Rolle fällt und dafür höchlich malträtirt wird, wofür denn das Glück des Augenblicks in einem armen Candidaten der Theologie einen fürstlichen Substituten herschafft; wie die Harthörigkeit des Grafen bis ins Tolle ausgenutzt wird, um einen ärgern Trumpf auf den andern zu setzen, das Motiv ist förmlich todtgehetzt: das alles ist denn doch gar zu arg und geht über alles Begreifen und alle Existenzberechtigung hinaus. Ein gut Stück dieser Komik paßt wirklich nur ins Narrenhaus und die Leute mit.

Es geht mir mit diesen Partien, was den Schlußeindruck betrifft, genau wie mit dem ältern Roman „Der Fürst von Montenegro": Komik ist genug da, übergenug; aber ich werde aus dieser Komik nicht recht klug und kann sie nicht verdauen, weil sie jedes Gesetz und jede Wahrscheinlichkeit überspringt, zur reinen Willkür wird und ihre Wesensberechtigung entschieden nicht mehr in sich trägt, sondern höchstens aus der Laune des Autors zieht. Wir verlangen eine gewisse ausreichende Begründung (psychische Motivirung) auch für die Komik, und die ist in diesen Werken nicht da. Wir nehmen von unserm Autor ganz gern auch das Derbe hin, wenn es sich auch hart und nahe an der Grenze des Anständigen bewegt, wofern er nur Natur,

urkomische Natur hineinzulegen versteht. Die vermißt man aber gerade hier offenbar; es ist gemachte Komik, die kein echtes Fundament hat. Wir glauben diesem Lachen nicht, weil es nicht über den gezwungenen Eindruck hinauskommt, den mir noch neulich sein „Liebling der Furien" machte.

Ich finde A. von Winterfeld durchweg am besten, wenn er uns — wie ich früher sagte — in jene behaglich idyllische, so recht gemüthliche Stimmung versetzt, welche der geborene Humorist mit seinen Schöpfungen gerade so gut in uns soll wecken können, wie dies gewisse Lebensscenen und Naturbilder thun. Eine Portion Komik verträgt sich damit ganz wohl; aber da jede Art von Humor aus einer schillernden Mischung der Stimmungen entspringt, so tritt auch das Gefühl des Stillen und Friedlichen, des traulich Begrenzten mit den Modulationen vom Spaßhaften bis an die Grenze des Rührenden hinzu. Am besten in jenen gemüthvoll ansprechenden Genrebildchen, deren Zeichnung wirklich künstlerischen Werth hat und deren Stimmung uns so wohlthuend erfaßt. Da aber entfaltet sich die halb lachende, halb ernste Gemüthlichkeit innerlichsten Wesens, die erst den rechten und vollen Humoristen macht und sich mit liebevollem Verständniß der Zeichnung des Nahen und Nächsten, des Kleinen und Kleinsten hingibt bis herab auf die Scholle, an der wir kleben. Und aus diesen Elementen setzt sich eine Charakteristik der Orte und Scenen und Personen zusammen, die etwas Intimes hat, ins Herz trifft und ins Feine geht.

Man unterscheide überhaupt in allen seinen Romanen zwei Partien von sehr ungleichem Werth: den Humor in der Welt- und Lebensauffassung mit dem Grundzuge weniger des Witzes als der tiefen Gemüthlichkeit; dann die prickelnde Komik und leichte Phantasie in Auffindung und Gestaltung von allerlei lustigen Situationen, die sich dann und wann fast überstürzen. Der Kenner findet das Verdienst des Autors fast nur im ersten Element; die Masse ergötzt sich leichthin am zweiten.

Winterfeld hat ohne allen Zweifel das volle Zeug zum komischen Autor; aber oft misbraucht er es, indem er zu rasch arbeitet, leicht und flüchtig, um allzu viel zu produciren. Er geht die ganze Stufenreihe durch vom innig gemüthstiefen, mehr oder minder spaßhaften Humor bis herunter zur leichten Waare des bloßen Spaßmachers.

J. J. Honegger.

Zur Goethe-Literatur.

I.

(Beschluß aus Nr. 19.)

1. Goethe's Märchendichtungen. Von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg, C. Winter. 1879. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Goethe's Jugend. Eine Culturstudie von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser von „Goethe's Jugend" (Nr. 2), Alexander Baumgartner, S. J., ist dem Beurtheiler keine neue Erscheinung; hat er ja doch bereits das zweifelhafte Vergnügen gehabt, in Nr. 42 d. Bl. f. 1878 Baumgartner's Libell über „Lessing's religiösen Entwickelungsgang" zu besprechen. Das seitdem verflossene Jahr hat der Verfasser nützlich verwandt, um in ähnlicher Weise wie vorher Lessing jetzt Goethe abzuschlachten zu Nutz und Frommen derjenigen, welche die „Stimmen aus Maria-Laach" lesen. Allerdings diesmal nicht den ganzen Goethe, sondern nur den jungen; der alte Herr ließ sich nicht so mit einem mal abthun; es ist wol gestattet anzunehmen, daß der Dichter von „Hermann und Dorothea", „Alexis und Dora", der Dichter des „Tasso" und der „Iphigenie" in einem demnächstigen rothen Heft gleichermaßen verarbeitet werden wird wie hier der Dichter des „Götz", „Werther" und „Faust". Und dann kommt Herder dran und Schiller und wer weiß welche weitern Spitzen der deutschen Literatur. Die Aussicht ist für einen Recensenten d. Bl. nicht gerade erfreulich.

„Es gibt allerlei Humore", sagt Corporal Nym; was aber den Humor von Alexander Baumgarten, S. J., betrifft, so gehört derselbe jedenfalls nicht zu den liebenswürdigen, wenigstens vom Standpunkt des „abgestandenen Protestantismus", um ein mehrfach wiederholtes Wort des Verfassers zu gebrauchen. Baumgartner ist ein kenntnißreicher Mann; er weiß in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, in den Schriften von und über Goethe gut Bescheid; er ist geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist; er hat auch einen gewissen Sinn für Poesie, und in manchem Einzelurtheil befleißigt er sich eines löblichen Strebens nach Objectivität. Und dennoch macht das Buch für jeden, der an Goethe — Baumgartner schreibt unrichtig Göthe — groß geworden ist, in ihm einen der höchsten und edelsten Genien der Menschheit verehrt, einen schlechthin widerwärtigen Eindruck.

Nicht daß man mit den Resultaten von Baumgartner's Darstellung der Jugend Goethe's überall oder an den meisten Stellen nicht einverstanden wäre. Goethe's wunderliche, auf sein ganzes Leben weiterwirkende Erziehung, sein irrlichtelirender Studiengang, sein leichtes Leben in Leipzig, sein Flattern von einer Mädchenblume zur andern, sein Spiel mit gebrochenen, zerknickten oder schwer verletzten Mädchenherzen, seine zerfahrene frankfurter Existenz, sein Thorenwerk an Lili, seine alles versuchende und im ganzen doch weniges vollendende Dichterthätigkeit in jungen Jahren: all das wird der Verehrer Goethe's mehr oder weniger, viel-

leicht sogar uneingeschränkt zugestehen, und doch gegenüber einer allmächtigen, elektrisch sprühenden, vulkanisch ausbrechenden Elementarkraft der Ansicht sein, daß ein anderer jugendlicher Goethe ohne Zweifel unsern Ansprüchen an bürgerliche Sitte, an einen Hausfreund oder einen Schwiegersohn besser entsprochen hätte, aber dann auch nicht der Dichter geworden wäre, als der er in der Weltliteratur erscheint. Es fällt mir nicht ein, dem Genius als solchem alles zu gestatten, ihn von den Geboten der Sittlichkeit und guten Sitte zu befreien, oder auch von ihm jedesmal zu Weihnachten einen schönen abgerundeten Band zu verlangen; aber, wie der Alte gesagt hat,

Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn —

d. h. er muß den Dichter, der, je größer, desto incommensurabler ist, der in holdem Wahnsinn nicht sowol thut und hervorbringt was er will, als was er muß, als Dichter betrachten, muß von einem solchen genialen Irrstern nicht die regelmäßige Planetenbahn verlangen, in welcher „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" sich bewegen. Der Dichter hat ohnehin an seinem Naturell, an dieser verhängnißvollen Gabe, die ihm die Musen in die Wiege legten, schwer genug zu tragen; er ist darum nicht glücklicher, weil er mehr ist als Millionen andere: aber ebenso wenig steht es dem mit ruhigem Verstand und geordneten Trieben versehenen Biedermann allenfalls zu, achselzuckend beiseite zu stehen und mit pharisäischem Hochmuth zu sprechen: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser!"

Das thut aber Alexander Baumgarten, S. J., mit dem satten Wohlbehagen eines guten Gewissens, mit der freudigen Selbstgewißheit, daß er nie so tolles Zeug machen werde wie der junge Goethe. Er hat überhaupt eine wunderbare Geschicklichkeit, von allen Persönlichkeiten, die im Verlaufe des Werks vorkommen, möglichst unvortheilhaft zu sprechen, von Goethe's Großvater, Mutter und Vater, von Friederike und Lotte und Lili, wobei immer ein anscheinend objectives anerkennendes Wort vorausgeschickt wird, dem dann eine scharfe Nachcensur folgt: ein Verfahren, welches natürlich bei Goethe selbst und seinen Jugendwerken ganz besonders sichtlich hervortritt; was dabei an ähnlichen Urtheilen früher ausgesprochen worden, was der Dichter selbst mit großartiger Offenheit in seinen Briefen wie in „Dichtung und Wahrheit" geäußert, weiß Baumgartner sehr geschickt zu seinem Zweck zu benutzen. So folgt z. B. der bekannten köstlichen Briefstelle der Frau Rath an Fritz Stein als abschwächender Zusatz:

Diese Urgemüthlichkeit war aber, wie die starke, so auch die schwache Seite ihres Charakters. Sie nahm dieselbe allzu sehr zum Maßstab, hielt sich die ernstern Dinge des Lebens aus dem Sinn, urtheilte in sittlichen Dingen, wenn auch nicht ganz wie der „Gevatter Wieland", doch mit ungeziemlicher Leichtfertigkeit, und floh die Erinnerung an alles Peinliche und an den Tod wie der Abergläubische den Anblick einer Kreuzspinne. Als ihr Mann alterte und sie ziemlich vereinsamt stand, nahm sie ihre Zuflucht zum Theater. Da suchte sie Trost und Freude. Das bischen Bibellesen und Sonntagspredigt, was sie in ihrer Jugend als Religion mit auf den Weg bekommen, reichte freilich nicht aus, ein Menschenherz ordentlich zu befriedigen. Dem Kreuz aber ging diese Religion säuberlich aus dem Wege oder ließ Christus wenigstens allein daran hängen. Der Glaube an seine Genugthuung genügte ja, und es handelte sich im Grunde nur darum, das Leben hienieden möglichst erträglich einzurichten.

Fräulein von Klettenberg wird bezeichnet als

eine „schöne Seele", d. h. eines jener armen Geschöpfe, die durch Charakter, Neigung und Bildung ganz und gar auf ein religiöses Leben angelegt sind, denen aber der Protestantismus die Möglichkeit genommen hat, Gott in einer der zahlreichen Formen des katholischen Ordenswesens in nützlicher, wahrhaft geheiligter, heldenmüthiger und verdienstvoller Weise zu dienen.

Der nichtsnutzige Klatsch, der sich an Friederikens Namen geheftet hat, darf heutzutage als beseitigt gelten; Baumgartner dagegen ist der Ansicht, die eigene Erzählung Goethe's mache einen solchen Schluß des Abenteuers psychologisch sehr wahrscheinlich; die Argumente für die Reinheit des Verhältnisses seien nicht durchschlagend, und deshalb schwebe die Controverse noch.

Dieses „Sesenheimer Idyll" ist wie kaum eine andere Begebenheit aus Goethe's Leben ein Gegenstand allgemeiner Andacht und Verehrung geworden. Die Kleider der sitzengebliebenen Pfarrerstochter werden als Reliquien verehrt; das Pfarrhaus in Sesenheim mit seiner Umgebung ist ein Wallfahrtsort verliebter und sentimentaler Seelen. Es gibt eine ganze Literatur über dieses Idyll, und selbst Katholiken haben sich für dasselbe leider poetisch begeistert. Genauer besehen ist es eine traurige Geschichte — ein armes Kind wurde eben um sein Lebensglück betrogen.

Würde das auch immerhin zugegeben, bliebe noch zu erweisen, wo und von wem die Kleider der sitzengebliebenen Pfarrerstochter als Reliquien verehrt werden.

Bei Betrachtung des Jahres 1774 heißt es:

Er setzte das mehr als gemeine und nach dem natürlichen Sittengesetz schon unerlaubte, ihm aber nun einmal pikante Abenteuer, der Frau eines andern den Hof zu machen, mit Genuß fort. Maximiliane La Roche hatte den reichen Kaufmann Peter Brentano geheirathet, einen etwas prosaischen Herrn, der schon aus erster Ehe fünf Kinder mitbrachte. Goethe schmuggelte sich rasch als Hausfreund ein, kollerte wie in Wetzlar mit den Kindern auf dem Boden herum und begleitete das Klavierspiel der Dame, in die er sich früher vergafft hatte, mit dem Baß.

Ganz abgesehen von der salopen Darstellungsweise ist die Geschichte nicht wahr; sobald Goethe bemerkte, daß Brentano den freundschaftlichen Verkehr des liebenswürdigen Dichters mit Maxe ungern sah, hielt er sich von ihr durchaus fern, so schmerzlich er seine Vereinsamung empfand.

Lili hat bekanntlich bei Lewes und Hermann Grimm auf Grund von Goethe's eigenen Aeußerungen, durch welche derselbe sein launenhaftes Gebaren und schließlich sein Aufgeben der Geliebten zu beschönigen suchte, eine schon ziemlich scharfe Beurtheilung gefunden; Baumgartner, der sonst an Goethe möglichst wenig gute Haare läßt, macht aus dem edeln Mädchen, das aus Liebe zu dem genialen Flattergeist sich zum Bruch mit den Ihrigen, zur Auswanderung nach Amerika bereit erklärte, „eine

reiche vornehme kokette Bankierstochter", eine „vollendete Putzdame", eine „verschmitzte Salonskönigin":

Sie wollte ihre Partie machen, ihre gute gesicherte Partie, und ließ darum den „armen Jungen" zappeln — monatelang, ja ungefähr ein Jahr. Es verlohnt nicht der Mühe, bei den einzelnen Thorheiten dieses Romans ausführlicher zu verweilen; derselbe war von der allergewöhnlichsten Sorte — Er und Sie, Liebe und Eifersucht, Aerger und Versöhnung, Bälle und Concerte, Verlobung und Entzweiung, bis endlich beide der Sache müde werden, sie eine vernünftige Heirath eingeht, er neue Liebeshistorien anfängt.

Es wird einem ganz elendiglich zu Muthe, derartige Dinge zu lesen, sehen zu müssen, wie das Nil admirari übersetzt wird: Es muß alles heruntergerissen werden! Sehen zu müssen, wie ein Deutscher im Jahre 1879 über Goethe zu schreiben wagt, ohne eine Spur von Verständniß für die Irrthümer und Thorheiten einer genialen Natur; es ist ein Ekel, zu sehen, wie diese Irrthümer und Thorheiten und meinetwegen Fehler nicht blos als solche genommen, sondern noch obendrein in hämischer Weise als vorbedachte Komödien dargestellt werden.

Noch während der Lili-Roman in seinen Anfängen war, benutzte Goethe die Begeisterung, welche „Werther's Leiden" bei der gesammten Damenwelt, auch in den Klopstock'schen Kreisen wachgerufen, um eine sentimentale Correspondenz mit der jungen Gräfin Augusta zu Stolberg-Stolberg anzuknüpfen. Aus den im überschwenglichsten Werther-Stil gehaltenen tagebuchartigen Briefen, welche er im Laufe des Jahres 1775 von Zeit zu Zeit an sie richtete — meist wenn der Lili-Roman auf Sandbänke gerieth —, ist kaum zu ersehen, wie weit es ihm mit seinen Galanterien gegen die ihm persönlich unbekannte Dame ernst war. Neben dem Wunsch, auch in ihren Kreisen recht bekannt, gelobt, besprochen und gefeiert zu werden, klingt darin jedoch auch das Bestreben unverkennbar durch, eine persönliche Annäherung anzubahnen und die Tochter einer so angesehenen Familie, wenn möglich, in den Kreis seines Romanlebens hineinzuziehen. Während er sich bei Lili als einen „armen Jungen" darstellte, der, durch unschuldige Eifersucht gefoltert, das tiefste Mitleid verdiene, führte er sich der Gräfin Stolberg als einen jungen Mann vor, der, unschuldig wie ein Kind, sich aus der Qual einer unglücklichen Liebe zur edelsten Mannestugend emporzuringen suche, der sich berufen fühle, mit den Edelsten seiner Zeit zu leben, der, vom Schicksal verfolgt, nur durch sie aus dem Abgrund der Verzweiflung errettet werden könne. Dies Flehen um Mitleid war nach beiden Seiten hin Komödie. Es war ihm recht wohl in seinem Abgrund der Verzweiflung. Er verarbeitete seine romanhaften Gefühle, Grillen und Einfälle mit großem Wohlbehagen zu Liebesliedchen, Singspielen und kleinen Dramen und lebte neben Lili noch mit andern Mädchen in vertraulichem, ziemlich zweideutigem Verhältniß.

So wissen wir's also: unser großer Dichter ist nicht ein unberechenbares Genie, sondern ein elender Komödiant gewesen.

Goethe berichtet, daß ihn zu Spinoza's Ethik die grenzenlose Uneigennützigkeit gezogen habe, die aus jedem Satz hervorleuchtete. „Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung." Dazu macht Alexander Baumgartner, S. J., die Anmerkung:

Der Uneigennützige! Friederike betrog er mit seinen Liebeleien und ließ sie dann sitzen, um Carrière zu machen; Kestner's Gutmüthigkeit nützte er aus, um ihm, wenn es möglich gewesen wäre, Lotte wegzukapern; Jacobi schwindelte er jetzt „ewige" Freundschaft vor, und ein paar Jahre später, als ihm diese Freundschaft nichts mehr nützen konnte, nagelte er, unter dem schallenden Gelächter des weimarer Hofs, Jacobi's Roman „Allwill" an einen Baum; Lavater, dessen Namen ihn jetzt selbst berühmt machen half, nannte er die Blüte der Menschheit, und als die Physiognomik aus der Mode kam, war derselbe ein „betrogener Betrüger"; von Merck ließ er sich jetzt seine Gedichte censiren und corrigiren; hintendrein verunglimpfte er ihn als „Mephistopheles", als einen ganz hämischen negativen Menschen; — das war Goethe's berühmte spinozistische „Uneigennützigkeit".

Kommt hiernach Goethe als Mensch zum Erbarmen weg, so nicht minder als Dichter. Der alte Haudegen Götz von Berlichingen ist Herrn Alexander Baumgartner, S. J., gar nicht recht; dieser Götz,

der, auf eigene Willenskraft gestemmt, mit allen Mächten und Autoritäten seiner Zeit im Streit lag, aller Theorie und Schulweisheit spottete, viele Hiebe empfangend, mehr noch austheilend, mit seiner Eisenfaust durch alle Wirren sich durchschlug, weder Katholik noch Protestant, alle religiöse Speculation auf den einfachen Reiterspruch zurückführte: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" Seine Mutter Elisabeth, die sesenheimer Friederike, den straßburger Freund Lerse und andere gemüthliche Erscheinungen seines bisherigen Freundeskreises frei skizzirend, umgab er den confessionslosen Biedermann Götz mit einer ihm entsprechenden, nahezu religionslosen, aber in ihrem ganzen Wesen gemüthlichen, treuherzigen deutschen Familie. Ihr gegenüber stellt er eine richtige Aristokratenpartei nach der Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts, bestehend aus herrschsüchtigen Pfaffen, verkommenen Junkern und bösen Weibern.

Der arme Götz! Er ist weder Katholik noch Protestant, er ist ein confessionsloser Biedermann, gerade so wie Alexander Baumgartner, S. J., früher Lessing's Minna wegen ihrer Confessionslosigkeit abgekanzelt hat. Aber all das ist zu absurd, als daß ernsthaft darüber zu sprechen wäre.

„Werther" wird natürlich gleichermaßen verarbeitet, wobei dem Verfasser das Gutachten der Theologenfacultät zu Kopenhagen zugute kommt, in welchem es heißt: „Dieser Roman muß für eine Schrift angesehen werden, welche die Religion bespottet, das Laster beschönigt, Herz und gute Sitten verderben kann; für unschuldige und nicht feste Menschen um so gefährlicher, als der Verfasser sich Mühe genug gegeben hat, alles in schönem Stil und in blühender Sprache vorzubringen." Daß der „Werther" für leidenschaftliche willensschwache Naturen nicht gerade die zweckmäßigste Lektüre ist, soll ohne weiteres zugegeben werden; er theilt diese Eigenschaft, nicht für Schwächlinge geschrieben zu sein, mit einer ganzen Reihe literarisch hochbedeutsamer Werke. Goethe hat eben einen psychologischen Proceß mit tödlichem Ausgange in vollster Lebenswahrheit hingestellt; daß er nachmals das Buch, welches eine der qualvollsten Zeiten seines Lebens künstlerisch verklärt und doch durchaus wahr darstellte, nicht mehr lesen mochte, ist sehr erklärlich, beweist aber weiter gar nichts, ebenso wenig wie daß Lessing's klare verständige Natur sich in diesem

Chaos widerstreitender Empfindungen nicht zurecht fand. Es ist eben immer wieder eine vollständige Verkennung von dem Wesen des Dichters, ihm nachzurechnen, wie er dies oder jenes hätte machen sollen, wenn er kein Dichter gewesen wäre.

Auch das Bild der Lotte, wie es im „Werther" gezeichnet ist, findet keine Gnade:

Freilich ist sie wol das freundlichste und gemüthlichste Bild, das die ganze damalige Roman- und Theaterliteratur aufzuweisen hatte. Keine sentimentale Tugendschönheit aus der Fabrik der Frau La Roche, keine griechisch-französische Buhlerin aus Wieland's unerschöpflichem Repertoire, keine Dirne aus Heinse's garstiger Phantasie, keine langweilige Soldatenbraut wie Lessing's Minna, keine tugendhafte Dulderin aus Gellert's mattherziger Vorstellung. Es war eine aus der Natur genommene und darum deutsche Gestalt — ein gutes deutsches Kind — so gut wie es nur ohne das Ideal der Jungfräulichkeit und der katholischen Ehe auf protestantischem Boden gedeihen kann. Was kann ein solches Kind Höheres anstreben, als dereinst ein gutes Hausfrauchen zu sein, einem Mann als Trost und Hülfe zu dienen, ihm treu zu sein, ihm Kinder zu geben, ihm die Kinder mit echter Mutterliebe groß zu ziehen? Es muß Religion haben, aber nicht um Gott zu verherrlichen, sondern um mit dem Mann ein beiderseits erfreuliches Lebensduett zu Stande zu bringen; es muß gehorsam sein, treu, sanft, gutherzig, liebevoll, mitleidig, aufopferungsfähig, häuslich — keine Putzdame, keine Phantastin, kein Blaustrumpf. Von Literatur und Bildung darf es so viel wissen, daß der Mann eine gebildete Soirée geben kann — aber Küche und Keller dürfen nicht drunter und drüber gehen. Von Religion darf es so viel haben, daß der Mann sich auf die eheliche Treue verlassen kann — aber mit Conventikeln und Religionsübungen soll es ihn ungeschoren lassen. Tanz und Plaisir darf es lieben, aber es soll nicht nach andern Herren sehen. Es soll der Engel des häuslichen Herdes sein, doch ohne übernatürliche Ausstattung und Hülfe.

Es wäre interessant, nach diesem Porträt einer protestantischen Musterfrau dasjenige einer gleichen nach dem Herzen von Alexander Baumgartner, S. J., zu erhalten.

Aber wie konnte es auch anders sein? Goethe ist eben ein Sohn protestantischen Geistes:

Der Protestantismus hatte der Poesie in Deutschland sowol den religiösen als den nationalen Boden entzogen. Wo sollte man ihre Quelle suchen als im Individuum, in der Natur, in der Rebellion der Natur gegen alle Gesetze?

Den Zusammenhang mit Religion, Sage und Geschichte hatte die Reformation unbarmherzig, unheilbar durchschnitten. Das katholische Mittelalter war dem protestantischen Deutschland zur düstern verhaßten Fremde geworden, zu einem Schreckphantom, mit dem man die Kinder in ihren fanatischen Bekenntnißglauben hineinhetzte, zu einem Wauwau, vor dem sogar der Aufgeklärte und Gebildete Scheu empfand, als vor einer Zeit der schrecklichsten geistigen Knechtung. Die Helden der Reformation boten nichts Poetisches dar, es war nur ein unwirthliches Gezänke, das mit sakrilegischen Hochzeiten und gemeiner Familienprosa endigte.

All die Unwahrheiten dieses Ergusses zurückzuweisen, würde abermals ein Buch fordern. Das ist eben des Pudels Kern. Daß Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller, Jean Paul und Herder, Leibniz und Kant Protestanten waren, das läßt sich zwar nicht in Abrede stellen, aber man macht sie nach Kräften schlecht, um nebenbei dem Protestantismus einen hämischen Kniff versetzen zu können. Das Endresultat aber dieser kritischen Beleuchtung von Goethe's Jugend, welches ist es?

„Götz von Berlichingen", das eine seiner Hauptwerke, ist nach Lessing's Urtheil ein theatralisches Unwesen, nach Wieland ein bezauberndes Ungeheuer, nach dem allgemeinen Urtheil eine mislungene dramatische Arbeit. Den „Werther", das zweite seiner Hauptwerke, mochte Goethe in spätern Jahren selbst nicht mehr durchlesen, um nicht noch einmal die quälende psychische Krankheit durchzuempfinden, aus der es hervorging. „Faust", das dritte Hauptwerk, blieb Fragment. Den „Clavigo" nannte Freund Merck mit gutem Grunde einen Quark, und von der „Stella" urtheilt Lewes mit vollem Recht: ein armseligeres Werk ist nie von einem großen Dichter geschaffen worden. Alle bedeutendern Entwürfe erstickten in Fragmenten. Was bleibt? Ein paar Liebesgedichte, ein paar dramatische Liebeständeleien, ein paar Possen und Farcen. Was ist das für einen Genius, der wirklich mit Homer und Shakspeare verwandt war? Und wenn wir nun — wozu der hohe Ruf des Dichters gewiß berechtigt — nach dem geistigen Gehalt seiner Dichtungen fragen? — Von einer wahren, klaren, tiefen, großartigen Auffassung des Menschenlebens keine Spur; über Gott und Welt die verworrensten Träumereien; die Leidenschaft wie eine Tugend verherrlicht, das christliche, selbst das natürliche Sittengesetz verachtet und verhöhnt! Der Dichter ist weder Katholik noch Protestant, weder Jude noch Heide, weder Pietist noch Atheist, weder Theologe noch Philosoph — ein in den Tag hinein tändelnder träumender Gefühlsmensch, dem an der Wahrheit nichts gelegen ist, der in Himmel, Erde und Hölle nur nach Blumen sucht, um eine Geliebte damit zu schmücken; der Christenthum, Judenthum und Heidenthum nur dazu verwendet, um die Freuden und Qualen seiner sogenannten Liebe zu schildern. In wildem Prometheustrotz ballt er seine Faust gegen den Ewigen, der durch den Ruf des Gewissens sein Treiben straft; in weibischer Empfindsamkeit wirft er sich einer eiteln Putzdame zu Füßen; in studentischem Galgenhumor verspottet er sich dann als Bär. Stoffe wie „Götz" und „Faust" verlaufen in romantischen Liebesgeschichten; Bibel und Homer, Shakspeare und gothische Dome, alles Große in Natur und Kunst erscheinen dem verliebten Träumer als Werke eines verliebten Genies. Wahre Poesie ist ihm undenkbar ohne die Aufregung eines Romans, ohne eine Geliebte. Die Religion ist ihm nichts mehr als ein weiblicher Gefühlsdusel: „das liebe Ding, das sie Gott heißen oder wie's heißt!"

So sieht also der junge Goethe vom Standpunkt der Societas Jesu aus.

Es ist überhaupt ein zweifelhaftes Glück, ein Genie zu sein; dem Genie aber, das mit dämonischer Offenherzigkeit alle die Schlacken, die auf dem glühenden Strome seines Denkens, Empfindens, Lebens, Dichtens dahintreiben, sorglos einherfluten läßt, zufrieden sich dadurch zu reinigen zu stets edlerer Hervorbringung: wehe ihm, wenn diese verschlackten Schäume seiner Seele einem so selbstgerechten und dabei nicht confessionslosen Biedermann wie Alexander Baumgartner, S. J., in die Hände fallen, daß er verächtlich triumphirend darauf hindeute mit dem Worte: Und das soll euer großer Dichter sein?

Genug damit! Wenn Börne und Menzel ihrerzeit Goethe mit kleinmeisterlicher Weisheit bekrittelt haben, so mag man es erklären aus der Erwägung, daß sie noch nicht fern genug von dem Gewaltigen waren, um seine trotz gar mancher menschlichen Schwächen überwältigende

Größe zu überschauen; wenn aber funfzig Jahre nach Goethe's Tod ein Mann deutschen Namens den größten Dichter des deutschen Volks wie einen einfältigen nichtsnutzigen Jungen schulmeistern will, so wenden wir uns unwillig von solcher Darstellung ab.

Der große Alte aber, wenn er's wüßte, würde wie vormals lächelnd sagen:

Hat doch der Walfisch seine Laus;
Muß ich die meine haben!

Wilhelm Buchner.

Die neuen österreichischen Geschichtswerke von Franz Krones.

1. Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte. Bearbeitet von Franz Krones. Vier Bände. Berlin, Th. Hofmann. 1876—1879. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.
2. Geschichte Oesterreichs, für die reifere Jugend erzählt von Franz Krones. Zwei Theile. Mit 25 Holzschnitten nach Zeichnungen von S. L'Allemand und A. Greil. Wien, v. Waldheim. 1879. Lex.-8. 10 M.
3. Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Franz Krones. Berlin, Th. Hofmann. 1879. Gr. 8. 12 M.

Die Historiographie des österreichischen Kaiserstaats ist besonders im 19. Jahrhundert eine sehr reiche geworden, und zwar drängt sich dabei unwillkürlich die Bemerkung auf, daß Werke, welche das Gesammtgebiet der Geschichte Oesterreichs behandeln, in den ersten Decennien des Jahrhunderts häufiger vorkommen als Monographien, deren die allerneueste Zeit so treffliche gebracht hat. Memoiren, Briefwechsel, persönliche Aufzeichnungen historischer Größen, jene wichtigsten Quellen einer Gesammtgeschichte bieten so zahlreich die letzten Jahrzehnte. Zu Anfang des laufenden Säculums aber überwiegt, wie gesagt, die Zahl der Arbeiten über die Geschichte des österreichischen Staats überhaupt; allerdings sind begreiflicherweise alle diese Arbeiten schon veraltet, und viele derselben gleichen sich in den meisten Punkten; ein geschichtsphilosophischer Grundgedanke dringt nirgends durch, und einzelne Unrichtigkeiten finden sich in allen derartigen ältern Büchern häufig wiederholt. Wollte man die größern dieser Werke über die Gesamutgeschichte Oesterreichs hier anführen, so wären allenfalls: „Die Geschichte der Entstehung und das Wachsthum der deutsch-österreichischen Monarchie" von Janitsch (9 Bde., Wien 1805—7), F. M. Reisser's „Geschichte" in vier Bänden, J. Genersich's „Geschichte der österreichischen Monarchie" (7 Bde., Wien 1813—16), J. B. Schels' „Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaats" (10Bde., Wien 1819—37), Mailáth's „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats" (5 Bde., Hamburg 1834—50) und Meynert's großes österreichisches Geschichtswerk in sechs Bänden (Pesth 1843—47) hauptsächlich deshalb hervorzuheben, weil sie den Stoff im großen und ganzen bearbeiteten und das ganze Gebiet im Auge hatten, allerdings dabei sehr verschiedene Standpunkte vertraten; so ist nicht zu leugnen, daß das Werk von Schels bei verschiedenen Vorzügen den einseitigen militär-politischen Charakter wahrt und dabei natürlich eine ungemeine Breitspurigkeit aufweist. Die Autoren aller Werke, welche vor 1848 im Lande selbst erschienen, mußten auch noch die Censurverhältnisse berücksichtigen, und es war ihnen nicht gestattet, einen freien historischen Gedanken durchzuführen, oder wenn dies, wie bei Schneller's „Oesterreichischer Staatengeschichte" (4 Bde., Gratz 1817—19), dennoch geschah, so harrte des Verfassers für die Folge eine so unangenehme Ueberwachung und Beaufsichtigung, daß er entweder überhaupt die Lust verlor, Geschichte zu schreiben, oder an der weitern Publication geradezu verhindert wurde. Mailáth's Werk urtheilte noch am unbefangensten und bietet überhaupt unter den angegebenen geschlossenen Darstellungen, ohne übermäßig weitschweifig zu sein, die eingehendste und beste Uebersicht. Eine solche, jedoch ohne ins Detail einzugehen und daher nur für rasche Orientirung bestimmt, liefern auch die Handbücher von Arneth (1827), Pölitz, (neu herausgegeben von O. Lorenz, 1859), Haßler u. a. Ueberall ist hierbei abgesehen von speciellen Darstellungen einzelner Epochen oder Regentenhäuser; Coxe's „Geschichte des Hauses Oesterreich", Büdinger's „Geschichte Oesterreichs bis ins 13. Jahrhundert", Lichnowsky's „Geschichte der Habsburger" dürften sonst bei der Aufzählung als treffliche Arbeiten nicht übersehen werden. Allerdings gehört Büdinger's Buch schon der neuesten Zeit an. Alle die hier genannten und nicht genannten Geschichtswerke betonen jedoch einen Factor viel zu wenig, der für das Geschichtsleben von großer Wichtigkeit ist, von den Fachhistorikern aber oft geringer Aufmerksamkeit gewürdigt wird. Es ist dies die Geschichte des culturellen und geistigen Lebens, die so innig mit den politischen Bewegungen in Verbindung steht, ohne die sich ein Verständniß der historischen Vorgänge und Persönlichkeiten oft gar nicht denken läßt. Wissenschaft, Kunst, Literatur, das sociale und gesammte innere Leben in einem Staate werden viel zu wenig beachtet, und manches Geschichtswerk ist im Stande, über einen geringfügigen politischen Vertrag seitenlange Untersuchungen anzustellen, der culturellen Entwickelung eines Zeitraums dagegen nur wenige Zeilen zu widmen. Solche Werke vermögen dann auch gewöhnlich nicht das Interesse des Lesers zu fesseln, der nicht nur von einer Masse von Jahreszahlen und Begebenheiten schließlich ermüdet wird, sondern auch in vielen Beziehungen nicht das richtige Verständniß für politische Thatsachen hat, die vielleicht gerade in einer bestimmten culturellen Entwickelung fußen, wie

dies so häufig der Fall ist. Ein gutes Handbuch der österreichischen Geschichte, das einzige, welches bisher auch dem Culturleben besondere Aufmerksamkeit geschenkt, hat in den letzten Jahren Franz Mayer geboten. Dieses Werk hat zwei Bände und bringt auch sehr brauchbare Literaturangaben, ist allerdings von geringerm Umfange. Und an diese Arbeit schließt sich, wenn auch in weit größerm Umfange, das durch den vor kurzem erschienenen fünften Band (mit Register) vollständig gewordene „Handbuch der Geschichte Oesterreichs" von Franz Krones (Nr. 1) an, ein Werk, das bestimmt zu sein scheint, die meisten Mängel, welche die frühern österreichischen Geschichtswerke aufwiesen, zu decken, und das man gewiß die beste aller bisher erschienenen Arbeiten auf diesem Gebiet nennen kann. Wenn man die fünf compreß gedruckten Bände nur flüchtig übersieht, so muß man schon staunen über den ungeheuern Stoff, den sich der Verfasser zurecht gelegt und geschickt übersichtlich gefügt hat. Insbesondere ist auch ein Vorzug des Werks, den alle andern ähnlichen Bücher entbehren, die reiche Angabe der für jede Gruppe einschlägigen Literatur; es ist damit eine ganze beinahe vollständige Bibliographie Oesterreichs und jedes einzelnen seiner Kronländer gegeben, wie sie in gleicher Uebersichtlichkeit nirgends zu finden ist. Krones bietet nicht wie die meisten seiner Vorgänger im Text eine Zusammenstellung von Regentennamen und Thatsachen in trockener Aneinanderreihung, auch nicht voneinander getrennte Geschichten der einzelnen Staaten, sondern in harmonischer Gliederung sieht man die historischen Bewegungen ineinandergreifen, sieht man die Massen sich immer mehr consolidiren und daraus das große Ganze entstehen. Der Stoff erscheint auf die ersten drei Bände im besten Verhältniß vertheilt; im vierten Bande war der Verfasser gezwungen, sich etwas knapper zu fassen, was die Uebersichtlichkeit freilich eher erleichtert.

Was die eigentliche Eintheilung des Ganzen betrifft, so zerfällt dasselbe in 21 Bücher, deren erstes die älteste Zeit im ersten Bande eröffnet, der bis zum siebenten Buche reicht; der zweite Band beginnt mit der Darstellung der Begründung der Habsburgerherrschaft in den Alpenländern und reicht bis zum zwölften Buche, bis in die Maximilianeische Zeit; der dritte Band schließt mit dem sechzehnten Buche; mit der Entwickelung der spanischen Erbfolgefrage beginnt der vierte und was den Text anbelangt eigentlich letzte Band, da im fünften Bande nur bruchstückartige Nachträge und die Register enthalten sind. Wenn wir auf Einzelheiten hinweisen sollen, so bietet gleich zu Anfang des Werks die „Uebersicht der allgemeinen und provinziellen Geschichtschreibung Oesterreichs in ihrer Entwickelung seit dem 15. Jahrhundert" ein Meisterstück historisch-kritischer Bearbeitung und zugleich die passendste Einführung in das gewaltige Gebiet, das wir darauf an der Hand eines so kundigen Führers betreten. Besondere Erwähnung verdient es auch, daß Krones wie den culturgeschichtlichen, so auch den topographischen und ethnographischen Untersuchungen nicht aus dem Wege geht und so neben der Geschichte des Reichs uns auch das Reich und dessen Provinzen selbst kennen lehrt. Was diejenigen Partien des Werks anlangt, die sich auf Böhmen und seine Nebenländer sowie auf Ungarn und seine Nebenländer beziehen, so war Krones hier, da er der Sprachen mächtig ist, insbesondere in der Lage, die ungarischen und böhmischen Quellenwerke zu benutzen, wodurch allein er schon vor vielen der übrigen Historiker Oesterreichs einen bedeutenden Vorsprung voraus hat. Deshalb enthalten auch die betreffenden Abtheilungen des Werks eine genaue Geschichte dieser Länder, die an sich von großem Werth ist und, obwol sie dem System eingefügt ist und nicht von demselben getrennt werden kann, doch als besonders treffliche Partie hervorgehoben werden muß. Um sich hiervon zu überzeugen, vergleiche man etwa die dritte Abtheilung des sechsten Buchs, insbesondere jenen Theil derselben, welcher über die Südkarpatenländer, „Ungarn, Siebenbürgen und die Nachbarschaft", handelt, sowie die Abtheilungen B und C des zwölften Buchs. Nicht minder hervorzuheben ist die klare Darstellung der verwickelten Geschichte von 1437 bis 1493, welche im zehnten Buch „die vorübergehende Personalunion des Landes Oesterreich, Böhmens und Ungarns" und „die Zeiten Friedrich's V. von Habsburg und der Wahlkönige Böhmens und Ungarns" behandelt, sowie auch das achtzehnte und neunzehnte Buch, welche Theile ganz der Regierungsperiode der großen Kaiserin Maria Theresia gewidmet sind.

Einen eigenthümlichen Mangel der bisher erschienenen österreichischen Geschichtswerke, mit ganz wenigen Ausnahmen, bildete auch die schlechte Lesbarkeit und schwerfällige Darstellung, wie ja aus dem oben Gesagten schon hervorgehen dürfte. Handbücher für den Lehrgebrauch mußten kurz sein, was oft Stil und Ausdrucksweise ungünstig beeinflußte, aber auch die größern Werke ließen in diesem Punkt viel zu wünschen übrig. Selbst hierin muß man dem Werk von Krones alle Anerkennung zollen; er sucht seine Darstellung immer in das gewählteste Gewand zu kleiden, zu fesseln, und wird oft zur höchsten Lebendigkeit hingerissen. Stammtafeln und andere Uebersichtstabellen, welche dem Werk beigegeben sind, bieten dem Detailforscher jede nur mögliche wünschenswerthe Auskunft. So sehen wir also in dem neuen großen österreichischen Geschichtswerk von Franz Krones eine Arbeit, die in jeder Beziehung auf der Höhe ihrer Zeit steht und die dem Oesterreicher die besten und neuesten Forschungen seiner Geschichte ansprechend vorführt, die aber auch für jeden, der historische Forschungen betreibt, einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt werden und jedenfalls den bedeutendsten Arbeiten neuerer Historiographie überhaupt beigezählt werden muß.

Einen ganz andern Ton schlägt Franz Krones in der beinahe gleichzeitig erschienenen „Geschichte Oesterreichs für die reifere Jugend" (Nr. 2) an. Man könnte dieses zweibändige Werk recht wohl auch eine Geschichte für das Volk

nennen. Der Universitätsprofessor mit seinen gelehrten Forschungen tritt hier ganz zurück hinter den mit reichem Wissen ausgestatteten Erzähler, der in sehr angenehmer Weise die Geschichte Oesterreichs in ihren verschiedenen Phasen dem Nichtgelehrten oder, um bei dem Ausdruck des Verfassers zu bleiben, der reifern Jugend vorführt. Klarheit und Präcision der Darstellung läßt auch diese für ein größeres Publikum berechnete Geschichte nicht vermissen; hervorzuheben wäre dabei insbesondere das liebevolle Eingehen in den Charakter einzelner Persönlichkeiten, die der Verfasser so plastisch hervortreten zu lassen weiß. Man vergleiche die trefflichen Schilderungen Maximilian's I., Prinz Eugen's, Maria Theresia's, Andreas Hofer's, Erzherzog Johann's; bei der Charakterzeichnung des letztern wußte Krones auch die vom Verfasser dieser Zeilen jüngst herausgegebene Briefsammlung des Erzherzogs zweckentsprechend zu verwenden. Die Gliederung dieser zwei Bände weist nachstehende Hauptabtheilungen auf: „Vorgeschichte bis zu den Anfängen der Habsburger"; „Habsburg-Oesterreich, Böhmen und Ungarn bis zu ihrer dauernden Vereinigung"; „Der Gesammtstaat Oesterreich bis auf die Tage Maria Theresia's"; „Oesterreich seit Maria Theresia bis zur Gegenwart". Den Schluß des zweiten Bandes bilden: eine Regententafel, eine Uebersicht der Gebietsbildung der habsburgischen Monarchie und ein Verzeichniß der Titel des Monarchen und der Monarchie, der Wappen, Orden und Ehrenzeichen im Staate u. s. w. Entsprechend der Anlage seines wissenschaftlichen Hauptwerks hat es Krones auch hier nicht unterlassen, das Culturleben in liebevollem Eingehen zu schildern, und damit hier insbesondere für den auf dem Titel ausgesprochenen Zweck einen glücklichen Griff gethan. So verfolgt er auch am Schluß des zweiten Bandes die Wissenschaft und Dichtung in Oesterreich bis auf die jüngste Zeit und weiß insbesondere in dem letzten Abschnitt des zweiten Bandes: „Das innere Staatsleben Oesterreichs unter der Herrschaft Kaiser Franz Joseph's bis zur Gegenwart", ein so anmuthiges historisch culturelles Bild zu entrollen, daß es für jung und alt eine genaue Darstellung des gesammten österreichischen Culturlebens unserer Tage bietet und auf jeden von wohlthuendster Einwirkung sein muß. Obwol dies zum Wesen der schriftstellerischen Arbeit wenig beiträgt, so dürfen hier doch auch nicht die schönen Illustrationen von L'Allemand und Greil unerwähnt bleiben, welche, in vortrefflichem Holzschnitt ausgeführt, eine rechte Zierde des Werks bilden.

Es bleibt nun noch übrig, Franz Krones' allerjüngstes Werk ins Auge zu fassen, die „Geschichte der Neuzeit Oesterreichs" (Nr. 3), ein Werk, das thatsächlich erst mit dem Jahre 1878 abschließt. Dieses Buch gleicht in vielen Punkten dem großen fünfbändigen Hauptwerk, und es gilt daher von diesem Geschichtswerk beinahe ganz dasselbe, was oben über die „Geschichte Oesterreichs" überhaupt gesagt worden ist. Der Band ist insofern umfassender als der vierte Band der erwähnten „Geschichte", da letzterer in der Zeitfolge nur bis 1870 reicht, die acht Jahre also nicht umfaßt, denen der Schluß der Neuzeitgeschichte gewidmet ist. Literaturangaben finden sich in dieser letztern nicht verzeichnet; das Buch ist offenbar für einen weitern Kreis berechnet, während die sonst so reichhaltig angeführte Literatur hauptsächlich für den Fachmann, der einzelne Partien des Geschichtslebens weiter verfolgen will, bestimmt erscheint. Es dürften diese, dafern sie ja übrigens auch für andere Leser nicht überflüssig erscheinen, wol besonders deshalb weggelassen worden sein, damit das Buch nicht einen zu großen äußern Umfang erreiche. Der Stoff wurde in fünf Bücher vertheilt, deren erstes die Zeit vom Spanischen Erbfolgekriege bis zum Tode Karl's VI., des letzten Kaisers vom deutsch-habsburgischen Mannesstamme, 1700—40 behandelt; das zweite Buch schildert die Zeiten Maria Theresia's 1740—80, und zwar das äußere Geschichtsleben Oesterreichs zu jener Zeit; das dritte Buch das innere Staatswesen vor und unter Maria Theresia; das vierte Buch die Zeiten Joseph's II. und Leopold's II. 1780—92; das fünfte Buch endlich das letzte Jahrhundert der Geschichte Oesterreichs und die Ergebnisse des Geschichtslebens der neuesten Zeit 1792—1878. Erwähnt sei noch, daß dieses letzte Buch selbst in drei Abtheilungen zerfällt, welche sich nach den Jahren 1792, 1815, 1848 und 1870 gliedern, und am Schluß den „Gang des österreichischen Staatslebens von 1851—78" als Chronik und Skizze enthält. Krones verfolgt also die Zeitereignisse bis auf unsere Tage, stellt aber die jüngste Zeit nur im skizzenhaften Umriß dar, wie er selbst angibt, in welcher Skizze jedoch alle wichtigern Ereignisse genau verzeichnet erscheinen.

Damit dürften die Vorzüge der neuen Geschichtswerke von Franz Krones hervorgehoben sein. Es wäre zu wünschen, daß sich recht viele große Staaten so gewissenhafter und genauer Geschichtschreiber zu erfreuen hätten: damit wäre der Grund zu einer Universalhistorie gelegt, wie sie sich jeder Geschichtsfreund wünschen muß.

Anton Schlossar.

Religiöse Schriften.

1. Das fünfte Evangelium oder das Urevangelium der Essäer. Bearbeitet und herausgegeben von Fr. Clemens. Berlin, Möser. 1879. Gr. 8. 2 M.

Ein dem Schriftchen von der Verlagshandlung beigegebener Prospect belehrt den Leser, daß er es hier mit dem „bedeutendsten Werk" des „berühmten Verfassers" zu thun hat. Der Leser ertappt sich auf einer tief beschämenden Unwissenheit, wenn er erfährt, daß Fr. Clemens die staunende Welt bereits mit folgenden Schriften beglückt hat: „Manifest der Vernunft"; „Das entschleierte

Bild zu Sais"; „Zeus, der Hellenen mythisches Gedicht"; „Das Allbuch, eine Bibel"; „Katechismus der christlichen Vernunft- und Naturreligion" u. s. w. Der Prospect verkündet ferner in mysteriösem Schwunge: „Jesus, der Nazarener, hat in sich den Herold der Vernunft, den geistigen Pionier u. s. w. dargelebt und todesmuthig durchgekämpft. Ihm zu Ehren, des ersten Freigemeindlers, bringen wir der am Glaubensfieber kränkelnden Menschheit ein neues Evangelium; wir weihen es der Elite der Denkenden. Fragt nicht: woher? sondern nur: wohin? Das ganze Leben Jesu von Nazareth wird hier beschrieben; in diesem Buche feiert das Christenthum seine neue, letzte, wirkliche Auferstehung als Vernunft- und Naturreligion aus einer fast zweitausendjährigen Glaubensnacht."

Heiliger Clemens, Philosoph der Philosophen, größer denn Paulus und Luther, Lessing und Herder, habe Dank, daß du die Weltgeschichte durch dein neues Evangelium in andere Bahnen lenkst; möge der Segen, der von deinen Schriften, du großer Reformator, herniederträuft, den uneigennützigen Mann überfluten, der deinen welthistorischen Genius bisjetzt allein erkannt und gepriesen! Und nun, profaner Leser, zeuch die Schuhe von deinen Füßen und betritt das gelobte Land des — Clemens'schen Urevangeliums; öffne die Augen deines Geistes, damit du in ihm nicht, wie andere gemeine Sterbliche, einen Urbrei, sondern die Uroffenbarung des Propheten aller Propheten erkennest. In der Vorrede spricht Fr. Clemens Folgendes:

Eine zu oberst höchste und vollendetste Intelligenz, deren Auge möglicherweise den ganzen Weltenplan überblickt, wird es und muß es nach logischen Begriffen jedenfalls geben, da wir eine gouvernirende Ursache als existent voraussetzen dürfen, die von unserer subalternen Vernunft mit dem stellvertretenden Namen Gott belegt worden ist. Der Mensch rangirt der Gattung nach mit diesem höchsten Vernunftwesen. Allen organischen Wesen ist naturgemäß anerschaffen das Verlangen nach einer behaglichen Daseinserhaltnng. Die Liebe findet in den Naturgesetzen ihre Bestätigung und moralische Verpflichtung, und steht somit mit den Moralgesetzen überhaupt auf gleicher Linie. Die vom Zeitgeist geforderte neue Kirche der zweiten christlichen Reformation ist zu gründen auf ein fünftes mit allen Attributen der Heiligkeit angethanes Evangelium. Die Heiligung dieses begehrten Kanons soll gänzlich unberührt von jeder justitiellen und autoriellen Einmischung durch die harmonische Einmüthigkeit mit den Naturgesetzen begründet und beansprucht sein — —

Wir haben es über uns vermocht, nur einen kleinen Theil der seltsamen Ergüsse wörtlich abzuschreiben, von welchen die Vorrede strotzt. Das Ganze erscheint als eine Speculation auf die Neugierde und Urtheilslosigkeit der Masse. Der Text dieses fünften Evangeliums setzt häufig eine so genaue Kenntniß jüdischer Gebräuche und Lehren voraus, daß es wol nur von einem Juden fabricirt sein kann. Für den gemeinen Mann aber ist es nicht ungefährlich, weil mit großem Geschick aus den echten Evangelien beibehalten, wenn auch vielfach entstellt und umschrieben ist, was in den Plan des Ganzen paßt.

Nach dem Vorbild des Luther'schen Katechismus sind zwei Hauptstücke in der Form von Frage und Antwort angehängt; endlich — last not least — eine „Unterhaltung mit Gott in der Natur" bestehend in „Religiösen Gesängen". Wir bitten den Leser um Verzeihung, wenn wir aus vielen derartigen „Versen" hier nur einen abdrucken:

Reicht immer eu'r Mandat der Menschenwürde
Getrost zurück und strebt dem Thierkreis nach;
Dem sein Beruf nicht des Gedankens Bürde,
Sein Cultus stets nur in der Fütt'rung lag.
Verlaßt das Capitol und sucht die Hürde,
Wo man beglückt, wenn's nicht an Fraß gebrach.
Des Maulwurfs Gott ist ein Gewürm im Staube.
Der Adler steigt zum Licht. —
Das ist mein Glaube.

2. Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation, von G. C. B. Pünjer. Erster Band. Bis auf Kant. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Der bisher durch kleinere Arbeiten und Recensionen bekannte Verfasser tritt hier zum ersten male mit einem größern Werke vor die Oeffentlichkeit. Seine vorliegende Arbeit will lediglich eine historische sein, denn er selbst hat noch kein abgeschlossenes System. Sein Werk soll sich behaupten neben Otto Pfleiderer's „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage" (Berlin 1878), und gewiß mit vollem Recht. Die Geschichte der Religionsphilosophie betrachtet Pünjer als einen unwiderleglichen Beweis des Satzes, welchen er als Motto auf den Titel seiner Arbeit gesetzt hat: „Leviores gustus in philosophia movere fortasse ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere." Für die Theologen aber soll aus dem fast buntscheckigen Bilde von Ansichten und Meinungen über die Religion die Wahrheit sich ergeben, daß das Christenthum nicht ein philosophisches Princip ist, sondern eine geschichtliche Thatsache, eine neue göttliche Lebenskraft. Die Verschiedenheit menschlicher Meinungen gefährdet nicht die göttliche Wahrheit der Religion.

Denkende Betrachtung der Religion ist die Aufgabe der Religionsphilosophie. Religion bezeichnet zunächst die objective, die in einer bestimmten Gemeinschaft geltende Summe von theoretischen und praktischen Sätzen über Gott, sein Verhältniß zur Welt und unser Handeln. Eine selbständige Kritik der kirchlichen Religionslehre konnte erst dann eintreten, als das philosophische Denken so weit erstarkt war, daß es das gesammte Sein speculativ begreifen wollte. Demnach beginnt die eigentliche Religionsphilosophie erst mit der Reformation, zu welcher sich Pünjer durch einen geschichtlichen Abriß der Vorläufer den Weg bahnt. Der Verfasser betont immer wieder im Sinne Schleiermacher's, daß die Lebendigkeit des religiösen Lebens nicht abhänge von dem Maße religionsphilosophischer Einsicht in Wesen und Natur der Religion. Das ist ja vollkommen richtig in Bezug auf den Einzelnen. Pünjer sollte aber mehr betonen, daß für die Kirche als Gemeinschaft allerdings jene ungeheuere Geistesarbeit nöthig ist, von welcher er ja ein so umfängliches und ansprechendes Bild entrollt.

Gehen wir nun zu Pünjer's Arbeit selbst über, so ist sie jedenfalls eine ungemein fleißige, auf den besten Quellen und eingehendem Selbststudium beruhende. Der Verfasser hat die beneidenswerthe Gabe, seine schwierige Materie klar zu gliedern, in fast elegantem Stil abzuhandeln und stets zu einem ansprechenden Gesammtbild abzurunden. Er hat grundsätzlich fast alle gelehrten Citate weggelassen. So sehr auch wir mit dem Wust der scheinbar sehr gelehrten Raritäten aufgeräumt wissen möchten, so hat doch Pünjer in seinem für Theologen und Philosophen berechneten Buche nach dieser Seite hin des Guten zu viel gethan. Wäre er bereits eine Autorität ersten Ranges, so dürfte er es ungescheut wagen, ungefähr in der Art Geschichte zu schreiben wie Th. Mommsen, d. h. ohne sich in die Karten sehen zu lassen. Da er sich aber erst auf dem Wege zu dieser Höhe befindet, so hätte er gut gethan, die Verdienste seiner Vorgänger mehr heraustreten zu lassen.

Da wir hier nicht für Fachgelehrte schreiben, so sehen wir von einer speciellern Kritik ab und bemerken nur Folgendes. Unwillkürlich aber mit Recht überschreitet Pünjer die Grenzen des blos geschichtlichen Referats und weiß am gehörigen Orte scharfsinnige Erörterungen einzuflechten. Er zeigt überall das treibende Princip des religionsphilosophischen Processes auf, verhält sich aber durchaus unbefangen und verfällt nirgends in Hegel'sche Geschichtsconstructionen. Sein Buch hat jedenfalls eine Zukunft, denn es ist ebenso geistvoll als gelehrt, ebenso formgewandt wie inhaltlich werthvoll geschrieben. Die specifische Vereinigung von eigenem speculativen Trieb und objectiv nüchterner Kritik, welche zur Abfassung eines solchen Werks nöthig ist, besitzt Pünjer vollkommen. Möge seinem Fleiß der verdiente Lohn erwachsen.

3. Das allgemeine moralisch-religiöse Gesetzbuch und Andachtsbuch oder hundert Gebote zur Richtschnur für alle jene Erdbewohner, die auf den Namen Mensch Anspruch machen. Von Heinrich Ritter von Claudius. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.

Ex ungue leonem! Aus der Ueberschrift der Gehalt des Inhalts.

Ein Greis von 79 Jahren schreibt hier der Menschheit sein Testament; eine bunt zusammengewürfelte Mosaik von innerlich zusammenhangslosen Moralpredigten schickt er in die Welt hinaus und bildet sich ein, ein neues Evangelium zu verkündigen. Im Namen Gottes übergibt er der Menschheit diese Gebote, welche mit Liebe, mit Enthusiasmus, mit Fanatismus umfaßt werden sollen. Sie sind der allgewaltigste Fortschritt auf dem unermeßlichen Gebiete der Moral; darum soll dieses Buch unser unzertrennlicher Begleiter auch im Jenseits sein. Auf der höhern Laufbahn der Moral sollst du, o Mensch, Staunenswerthes leisten. Darum nimm dieses große Ganze, welches 1200 Gebote enthält, weil — auch das Jahr aus 12 Monaten besteht. Du sollst spielen mit Virtuosität, mit Schwärmerei auf dieser Riesenharfe der Moral. Ich aber (der Verfasser) spreche zu den jetzigen und zu den künftigen Menschengeschlechtern; durch Billionen und Billionen Jahre werden meine Worte siegreich tönen. Ich bin berufen, die Tugenden, welche Jahrtausende schliefen, aus ihrem Schlafe zu erwecken; vom Heiligen Geist erfüllt, rede ich zu euch Infusorien in der Sternenwelt — —

Man hat hier nur den Ruf: O sancta simplicitas! Bezeichnend ist es übrigens, daß wir Verehrung erweisen sollen 1) dem geheiligten Oberhaupt der christlichen (sic!) Kirche, 2) dem Priesterthum, 3) dem Oberhaupt des Staats, 4) den Aeltern. Der Verfasser ist ebenso besorgt um das Wohl der Thiere wie um den Einfluß der christlich-katholischen Kirche; er verlangt, daß wir streben „nach dem Beifall der vortrefflichen jungen Männer an der hohen Universität", „dem Beifall der Kirche". Der Ton, in welchem der Verfasser schreibt, ist entweder der des bombastischen Schwulstes oder der banalen Phrasendrescherei; exempli gratia folgender Satz: „Du sollst nicht fromm, nicht religiös, nicht tugendhaft dich nennen, wenn du ein listiger, verschlagener, lügenhafter, betrügerischer und diebischer Spitzbub bist. Marsch fort mit dir."

Doch — haec hactenus!

4. Die Beweise für das Dasein Gottes und die Gotteserkenntniß. Andeutungen zur Richtigstellung des Problems von Karl Schulz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880. 8. 2 M.

Dieses kleine Schriftchen tritt unter bescheidenem Titel auf und scheint damit absichtlich die Frage in der Schwebe zu lassen, ob es als eine wissenschaftliche Leistung oder mehr als ein flüchtig hingeworfener Essay gelten will. Der Standpunkt des Verfassers ist ein positiver, womit eine gewisse Weitherzigkeit und Hinneigung zu philosophischen Studien nicht ausgeschlossen ist. Er geht aus von dem Satze, daß der richtig geführte Beweis in Bezug auf Gott uns nicht blos eine rein formale Gewißheit von dem bloßen Dasein des bereits erkannten Gottes gebe, sondern auch eine materielle Bereicherung und Vertiefung unserer Gotteserkenntniß enthalte. Um des Einflusses willen, welchen heutzutage die Naturwissenschaft und die Philosophie auf diesem Gebiete beanspruchen, muß die Dogmatik die Beweisbarkeit für das Göttliche mit besonderm Nachdruck zur Geltung bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt der Verfasser zunächst „grundlegende Erörterungen" und kritisirt die herkömmlichen Beweise für das Dasein Gottes. Er bemerkt sehr richtig: Die Beweise ziehen entweder aus einer unbestrittenen Voraussetzung einen Schluß, der weiter geht, als wozu die Voraussetzung berechtigt; oder sie gehen von einer Voraussetzung aus, die bestritten werden kann und die eigentlich nur für den feststeht, der bereits das Dasein Gottes voraussetzt und auch einen bestimmten Gottesbegriff im Sinne hat. Die bisherigen Beweise müssen zusammengenommen und als Momente eines einzigen Beweises behandelt werden; sie sind eigentlich keine Beweise für das

„Dasein", sondern nur für das „Wesen" Gottes und dienen mehr den Gläubigen zur Stütze als den Ungläubigen zur Ueberführung. Die Gottesleugnung ist im Sinne der Bibel nicht ein intellectueller, sondern ein ethischer Act. Die Dogmatik erkennt neben der christlichen Gotteserkenntniß noch eine natürliche an, aber auch auf dem Boden der letztern ist Gott kein Gegenstand mathematischen Erkennens. Da aber unsere Welterkenntniß im Grunde Gotteserkenntniß ist und da unser Denken als ein allgemein gültiges über sich hinausweist, so ist auch auf dem Boden des natürlichen Menschenlebens eine relativ sichere Gotteserkenntniß möglich. Das menschliche Denken, welches sich nicht selbst ergründen kann, hat nur die Alternative: entweder sich skeptisch zu verhalten, oder seinen Urgrund und letzten bewegenden Antrieb in etwas Höherem zu suchen, das in ihm unbewußt waltet. Von den Gesetzen der Natur und unsers Denkens gelangen wir zum Begriff eines Gesetzgebers und eines Urhebers; von unserm eigenen sittlichen Gehalt müssen wir auf eine unendliche sittliche Persönlichkeit schließen. Für den denkenden Menschen ist es unmöglich, Gott nicht zu erkennen; es muß aber im Grunde der ganze Mensch Gott erkennen, d. h. nicht blos der Verstand.

Gott ist das wahre Sein; dies ist das Ziel, dem der Beweis für die Evidenz Gottes zuzustreben hat. Dieser Beweis ist nirgends besser geführt worden, als in der Platonischen Philosophie, was der Verfasser zu begründen sucht durch eine eingehendere Besprechung von Plato's Lehre von der Dialektik und von der Idee des Schönen.

Für Laien, welche dem positiv christlichen Standpunkte nicht ablehnend gegenüberstehen, dürfte das lesbar geschriebene Schriftchen manche Anregung geben; darüber hinaus hat es schwerlich eine Geltung zu beanspruchen.

Uebersetzungen aus dem classischen Alterthum.

1. Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. Von Karl Beck. Heilbronn, Henninger. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Des Quintus Horatius Flaccus sämmtliche Dichtungen, in neuem Gewande von Felix Köster. Naumburg, Schirmer. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Hellas. Lyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen von Karl Bruch. Breslau, Morgenstern. 1879. 8. 3 M.

Die Beck'sche Sammlung (Nr. 1) gibt einem Recensenten am wenigsten Anlaß zur Kritik — sie ist eben ein Versuch, nicht besser, nicht schlechter als die zahllosen andern, die Quintessenz der classischen Kern- und Kraftsprüche auf dem Gebiete der Ethik, der Religion und der Humanität in möglichst gegliederter Form uns vorzuführen. Der Verfasser, vielmehr Zusammensteller, hat geglaubt, den sieben Weisen Griechenlands „die sieben Weisen vom hellenischen Parnaß zur Seite stellen zu sollen", und er hat sie glücklich untergebracht unter den beiden Hauptrubriken „Gottheit" und „Menschheit", welche natürlich wieder in zahlreiche Unterabtheilungen sich spalten. Dieses System kann man sich gefallen lassen; auszustellen ist nur das, daß die Uebersetzungen gar viel besser sein dürften. Allerdings trifft ihn insofern kein Vorwurf, als er nicht eigene, sondern bereits bekannte und accreditirte Uebertragungen (von Voß, Donner, Minckwitz, Tycho Mommsen, Mörike und Notter) gibt — blos zur Uebersetzung der ausgewählten Stücke aus Hesiod hat er sich selber verstanden —; allein unter den Genannten findet sich leider der eine und der andere, der es mit seiner Uebersetzerpflicht gar zu leicht nimmt und unter dessen Händen die guten „Heiden", insbesondere wenn sie auch formell als mustergültig erscheinen sollen, recht unexemplarisch geworden sind. Mangelhafte Uebersetzungen aber machen bei aller Vortrefflichkeit des Inhalts auf gebildete und formgeübte Leser nicht nur keinen ästhetischen Eindruck, sie wirken auch ethisch viel weniger als gute Uebertragungen. Leider ist dieser Erfahrungssatz noch so wenig in Deutschland, dem gelobten Lande der Uebersetzungskunst, anerkannt, daß wir uns harmlos und sogar dankbar das Geringste bieten lassen, wenn es nur die Probe der Treue hält! Vor dieser Treue mögen uns alle neun Musen in Gnaden bewahren!

In letzterer Beziehung ist es besser bestellt mit Nr. 2: die Uebersetzungen des Horaz von Felix Köster. Der Verfasser ist wirklich nicht blos Verfasser (d. h. Uebersetzer auf eigene Faust und unter eigener Flagge), sondern er hat sich auch seine Originalität zu wahren gesucht und zwar dadurch, daß er den alten Horaz in allerlei neue Metra und Reime umsetzte. Diese Originalität scheint nun freilich überflüssig, da die Horazischen Strophen sowol als die Hexameter der Satiren und Episteln dem metrischen Gefühl gebildeter Leser so durchaus faßbar sind und keinerlei Schwierigkeiten bieten, daß eine Modernisirung durchaus ungerechtfertigt erscheint — sit venia Wielando, der indessen sich viel weniger herausnahm, indem er die Hexameter blos in ungereimte Jamben umsetzte. Und finden sich vollends „im neuen Gewande" Strophen wie die:

> Der du willst in Cadix mit mir landen
> Und beim rohen Volk der Cantabrér
> Und dort, wo des Mauren Wogen branden —

wo, beiläufig gesagt, auch der Sinn des ersten Verses vollständig verfehlt ist; oder:

> Denn Schätze bannen nicht der Seele Zwist;
> Und wenn auch einer Consuls Lector ist,
> Er strebt umsonst, daß er die Sorge scheucht,
> Die des Palastes schimmernd Dach umfleucht —

wo gleichfalls ein Vers, der zweite, völlig misverstanden ist; oder:

Mögen andre Mitylene und das helle (sic!) Rhodus loben,
Ephesus, Corinthus Mauern, wie so herrlich, er zweimal (!)
Auf das Meer blickt —

so hat der Verfasser-Uebersetzer allerdings anderes nöthiger, als „den Philologen gegenüber als Dilettant den Vorwurf zurückzuweisen, nicht mit der ganzen Last des gelehrten Materials zu Werke gegangen zu sein" — er kann mit seinen Entschuldigungen und Verwahrungen etwas niedriger greifen!

Alles Lob verdienen dagegen die Uebersetzungen von K. Bruch (Nr. 3). Sie gehören zu den geschmackvollern und gelungenern in unserer (allerdings wenig verwöhnten) Literatur, sie genügen jedem Anspruch, den man billigerweise erheben kann, und sie sind — deutsch. Letzteres ist leider gar nicht selbstverständlich; um so mehr muß es erfreuen, wenn man einmal einem guten Wurf nach dieser Seite hin begegnet. Mit Einzelnem läßt sich auch hier rechten. Archilochus z. B. darf nicht „einer der bedeutendsten elegischen Dichter der alten Griechen" heißen; seine Größe lag anderswo als in der Elegie; besonders aber möchten wir den Uebersetzer vor einer Klippe warnen, an die er hundertmal angestoßen ist, nämlich der ungenirten Verwendung der Endsilbe et beim Zeitwort (3. Pers. Sing. Präs. und Part. Perfect.). Sie ist allerdings bequem, besonders im Pentameter, wo wir nach kurzen Silben schmachten, aber — „willst du von zweien Dingen wissen, welches das beste, nimmer ist es das bequeme", sagt schon der alte Logau. Diese „schallet, ertönet, gejaget, strömet, entsaget, blühet, schmücket, eilet, schonet" (wir greifen sie aufs gerathewohl aus dem Büchlein) waren vor achtzig Jahren noch berechtigt (wenn auch schon damals nicht mehr in ihrer Blüte); jetzt haben sie das Recht der Existenz verloren oder sie dürfen wenigstens nur als Rarität aus der Rüstkammer hervorgeholt werden, nicht zu Dutzenden, wie sich dies der Uebersetzer erlaubt. Im übrigen sind uns wenig metrische Licenzen aufgefallen; als solche muß bezeichnet werden der Tonfall: „Dénn süß war der Gesang" zu Anfang eines Hexameters, oder: „Wárum spannt ihr nicht der Sappho Leben unsterblich". Auch „eitele" und „Jahrzehente" sind, wenn auch nicht metrische, so doch dem Metrum zu Gefallen zugelassene Flecken. Der Verfasser wird uns hoffentlich recht geben und unsere Forderung, in den erwähnten Fällen strenger zu verfahren, nicht für übertrieben halten. Solcher übertriebener Forderungen an den Uebersetzer gibt es freilich auch. Dieser Tage war es, als wir in einem gelesenen Journal das pythische Orakel an unser erstauntes Ohr schallen hörten, daß „spenden" und „Händen", was sich Geibel erlaubte, daß ferner „erheben" und „eben" keine reinen Reime und deshalb zu vermeiden sind! Dem Weisen, der das schrieb, müssen Schlangen ganz absonderlicher Art die Ohren ausgeleckt haben; bei uns zu Lande wenigstens kommt dieses Genus (von Schlangen nämlich) nicht vor, und auch Emanuel Geibel wird über jene Feinöhrig- und Feinhörigkeit in gerechtes Erstaunen gerathen.

F. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein poetisches Blumenalbum hat Eufemia Gräfin Ballestrem herausgegeben unter dem Titel: „Was die Blumen sagen. Ein Herbarium in Liedern aus Beiträgen deutscher Dichter gesammelt und zusammengestellt, illustrirt von Fanny Freifrau von Bülow" (Düsseldorf, Baumann u. Comp., 1880). Die Herausgeberin selbst sendet dem Album eine schwunghafte Widmung an die deutsche Kaiserin voraus. Es ist erstaunlich, welche Blumenfülle uns hier entgegenwuchert: die Rose als die Königin der Blumen ist natürlich auch die Königin der lyrischen Dichtung, und den Liedesrosen ist ein reichhaltiger Abschnitt gewidmet: es finden sich darunter schöne Gedichte von Robert Hamerling, Konrad von Prittwitz-Gaffron, Max Kalbeck, Albert Traeger u. a. Im übrigen sind in den andern Abschnitten dieser lyrischen Botanik: „Aus Wald, Feld und Wiese", „Von hoher Alp", „Aus Garten, Park und von Terrassen", „Blüten aus fernen Landen", die meisten namhaften Lyriker vertreten: Geibel, Heyse, Bodenstedt, Lingg, Felix und Therese Dahn, Scheffel, Jensen, Eckstein, Rodenberg, Rittershaus u. a. Dazwischen blüht eine reiche lyrische Flora, von jungen Talenten gepflegt: namentlich sind es die Frauen, welche diese poetische Blumenstickerei mit Eifer betreiben. Die colorirten Illustrationen sind geschmackvoll.

— Die J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veranstaltet Einzelausgaben Schiller'scher Werke mit Einleitungen und kritischen Noten. „Don Carlos" erscheint als Wiederabdruck der ersten Ausgabe mit einer langen textkritischen Einleitung von W. Vollmer, welche interessante Mittheilungen über die verschiedenen Carlos-Manuscripte enthält; außerdem liegen uns mit ähnlichen Einleitungen vor: „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", „Cabale und Liebe", „Wilhelm Tell", „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs".

Theater und Musik.

Es kommt selten vor, daß der Deutsche Reichstag sich mit Angelegenheiten der Literatur und des Theaters befaßt, und daß dies bisher nicht immer in der glücklichsten Weise geschah, das zeigt wol die Einführung der Theaterfreiheit, die seinerzeit im Zusammenhang mit der Freigebung des Gewerbebetriebs der Restaurationen und Schnapswirthschaften beschlossen wurde. Nach einem Antrage der Conservativen wurde über eine Abänderung der Gewerbeordnung in Bezug auf diese Bestimmung in zweiter und dritter Lesung berathen und der Antrag von der Mehrheit des Reichstags angenommen. Nach der Fassung des Artikels ist den Schauspielunternehmern die zum Betriebe ihres Gewerbes nöthige Erlaubniß zu versagen, wenn die Behörde auf Grund von Thatsachen die Ueberzeugung gewinnt, daß der Nachsuchende die zu dem beabsichtigten Gewerbebetriebe erforderliche Zuverlässigkeit insbesondere in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht nicht besitzt. Wir haben in „Unsere Zeit" so eingehend

die Frage der Theaterfreiheit behandelt, und zwar auf Grund eines reichhaltigen statistischen Materials, von welchem der Abgeordnete Richter, der sich über Mangel an Material beschwert, nicht Kenntniß genommen zu haben scheint, daß wir hier nur auf diesen, auch von den Herren von Soden und von Kleist-Retzow citirten Artikel zu verweisen brauchen. Aufgefallen ist uns indeß bei der Verhandlung wiederum, daß die Liberalen auch diese Frage in das Licht der Parteianschauungen gerückt haben. Von diesem Standpunkt aus hatten sie früher die Theaterfreiheit durchgesetzt, indem sie die Kunst eben als ein Gewerbe betrachteten. Von diesem Standpunkt aus bekämpften sie den jetzigen Antrag der Conservativen. Wer aber von der Ansicht ausgeht, daß die Pflege der Kunst mehr in den Bereich des Cultus als des Gewerbes gehört, daß die dramatische Dichtkunst und die darstellende Kunst den gleichen Anspruch auf Staatspflege haben wie die bildende Kunst und die Wissenschaft: der wird es nicht recht begreiflich finden, wie man durch die Opposition gegen diesen Antrag für das Parteicredo hat Kapital schlagen wollen. Wir selbst hätten in der Fassung allerdings den Ausdruck „insbesondere" fortgewünscht, weil mit demselben, neben den doch wol erschöpfenden Bestimmungen: „in sittlicher, artistischer und finanzieller Hinsicht", noch ein Schlupfloch gelassen wird, durch welches gelegentlich die politische Misliebigkeit, die ja mit den herrschenden Regierungen wechselt, von einer Polizeibehörde eingeschmuggelt werden könnte. Auch wäre es uns wünschenswerth erschienen, daß durch irgendeinen Zusatz die competenten Behörden näher bestimmt worden wären, denen die Versagung der Erlaubniß zusteht; doch kann dies auch der Landesgesetzgebung überlassen bleiben. Die Redner der liberalen Parteien haben im ganzen wenig Sachliches vorgebracht: über Theatersachen mitzusprechen, gehört ja zu den allgemeinen Grund- und Menschenrechten des großen Publikums. Und doch haben in Paris große Comités von Sachverständigen über diese Frage entschieden, Männer, die den verschiedensten politischen Parteien angehören, und unter dreißig haben nicht fünf sich für Aufrechterhaltung der Theaterfreiheit erklärt. Der Redner der Gegenpartei hätte sich doch nicht so leichthin mit der Thatsache abfinden sollen, daß die drei Verbände der Dramatischen Autoren, der Deutschen Bühnenangehörigen und des Deutschen Bühnenvereins, also Dichter, Schauspieler und Schauspieldirectoren, in der Sache gleichartige Petitionen gegen die Theaterfreiheit dem Reichstag eingeschickt haben, daß mehr als 300 Schriftsteller, 3000 Schauspieler und die Bühnenleiter der besten Bühnen durch diese Petitionen mitvertreten waren. Nur Richter streifte diese Thatsache, um sie mit einer leichten Handbewegung beiseitezuschieben. „Ich gebe auch zu, daß einzelne Schriftsteller, besonders solche, die so langweilige Stücke schreiben, daß sie nicht angenommen werden oder im Theater nicht ein besonderes Publikum finden, sehr geneigt sind, über den Verfall des Theaters, des Geschmacks beim Publikum zu klagen und sehr gern dies alles zurückführen auf die Gewerbeordnung von 1869." Wir meinen, daß keine dramatischen Schriftsteller so unverständig sein werden, zu glauben, durch eine Aufhebung der Theaterfreiheit würden ihre Stücke mehr gegeben werden. Hier ist der logische Zusammenhang ganz unerfindlich. Nach dieser Seite hin werden wol alle Dramatiker sagen: je mehr Bühnen, desto mehr Aussicht aufgeführt zu werden. Wenn die dramatischen Schriftsteller dabei selbst ein mehr persönliches Interesse haben, so ist es nur dies, daß sie von den Directoren, die insgeheim oder offen bankrott sind, nicht die durch das Urhebergesetz des Deutschen Reichstags geschützten Tantièmen und Honorare erhalten. Ihre materiellen Interessen zu wahren, ist doch ein Recht, das man den Autoren nicht bestreiten darf. Der Verfall des Geschmacks hat übrigens ganz andere Gründe als die Gewerbeordnung von 1869, und wenn ein hervorragender Redner des Reichstags ihn in Abrede stellt, ihn für eine Phantasmagorie unaufgeführter Autoren erklärt, so ist dies ein viel schlimmeres Symptom dieses Verfalls, der gerade durch die Indifferenz der tonangebenden Kreise in erster Linie verschuldet wird.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Ausgewählte Werke. Neu übersetzt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von L. Katscher. 1ste Lfg. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 1 M.

Bermann, M., Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert. 1ste bis 3te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Bröckelmann, A., Vernunft und Glaube oder Forschungen nach der wahren Religion. Dülmen, Laumann. 8. 1 M. 20 Pf.

Charitas. Ein Almanach in Wort und Bild, zusammengestellt und herausgegeben von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau, Schottländer. 12. 3 M.

Ehrenhauss, M., Hegel's Gottesbegriff in seinen Grundlinien und nächsten Folgen aus den Quellen dargelegt. Wittenberg, Wunschmann. Gr. 8. 60 Pf.

Gallwitz, Valeska v., Zwei Frauenherzen. Charakterbild. Breslau, Kiepert. 8. 4 M.

Gebler, K. v., Nachklänge. Ausgewählte Schriften. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Hawthorne, J., und G. Keller, Vier Erzählungen. Münster, Aschendorff. 8. 1 M. 40 Pf.

Henkel, F., Die Stiefschwestern. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Heßlein, B., Nona. Höhen und Tiefen aus dem Leben der Weltstädte. 1ste Lfg. Berlin, Zollern. 8. 50 Pf.

Holdermann, K., Ricordo d'Italia. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 2 M.

Honegger, J. J., Russische Literatur und Cultur. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik derselben. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Hornfeck, F., Schenkenbuch. Rhein- und Weinlieder. 2te verm. Aufl. Frankfurt a. M., Keller. 8. 5 M.

Iken, J. F., Joachim Neander. Sein Leben und seine Lieder. Auf Veranlassung seines 200. Todesjahres nach bekannten und neuentdeckten Quellen bearbeitet. Bremen, Müller. 8. 3 M.

Joël, M., Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfange des 2. christlichen Jahrhunderts. I. Der Talmnd und die griechische Sprache, nebst zwei Excnrsen: a. Aristobnl, der sogenannte Peripatetiker. b. Die Gnosis. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Jung, J., Sabbath-Stunden. Gedichte. Ruhrort. 1878. 12. 75 Pf.

Kapp, F., Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Berlin, Springer. Gr. 8. 9 M.

Keyserling, Gräfin M., geb. v. Dönniges, Lucciola. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M. 50 Pf.

Koellreutter, G. A., Reformation und soziale Revolution. Ein Vortrag. Berlin, C. Heymann. 8. 60 Pf.

Molchow, E., Jesus ein Reformator des Judenthums. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Oppenheimer, M., Semiten nnd Arier. Zweiter Brief an Herrn Adolph Stoecker, Hofprediger und Mitglied des Oberkirchenrathes in Berlin, zugleich Landtags-Abgeordneter für Bielefeld. Mannheim. 8. 50 Pf.

Pervanoglu, J., Culturbilder aus Griechenland. Mit einem Vorwort von A. R. v. Rangabé. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Peters, C., Arthnr Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze. Berlin, Hentze. 8. 80 Pf.

Ratzel, F., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Mit 2 Holzschnitten und 9 Karten in Farbendruck. München, Oldenbourg. Lex.-8. 18 M.

Rantenberg, E., Sprachgeschichtliche Nachweise zur Knnde des germanischen Alterthums. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Scholl, C., Das Judenthum und seine Weltmission. Leipzig, Friese. Gr. 8. 50 Pf.

Sickingen, C., Canossa im Lichte der Wahrheit. Eine populär-historische Studie. Kempten, Kösel. 8. 60 Pf.

Stein, L. v., Der Wucher und sein Recht. Ein Beitrag zum wirthschaftlichen und rechtlichen Leben unserer Zeit. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1304: Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Skizzen von Märzroth. 2tes Bdchn. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 20 Pf.

Bely, E., Die Kinder der Frau von Bland. Roman. 2 Bde. Herzberg a/H., Simon. 8. 8 M.

Wallner, E., Dentsche Festspielhalle. Sammlung von Prologen, Festspielen nnd Festzügen. Zur Aufführnng in Künstler-, Juristen-, Krieger-, Carnevals- und anderen Vereinen, sowie bei festlichen Gelegenheiten in Privatkreisen. 8tes Heft: Die dentsche Sage in der deutschen Spinnstube. Dramatisch-romantisches Gedicht in 7 Bildern von F. Meyer. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wegener, W. A., Dichtungen. Berlin, Schleiermacher. 16. 3 M.

Wiedemann, A., Geschichte Aegyptens von Psammetich I. bis auf Alexander den Grossen, nebst einer eingehenden Kritik der Quellen zur aegyptischen Geschichte. Leipzig, Barth. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Soeben erscheint im unterzeichneten Verlage:

IRIS.

Dichterstimmen aus Polen.

Auswahl und Uebersetzung von
Heinrich Nitschmann.

Elzevir-Ausgabe. 18½ Bogen.
Prachtausgabe brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M.
Volksausgabe brosch. 3 M.

Heinrich Nitschmann ist als Vermittler des geistigen Verkehrs zwischen Polen und Deutschland bereits durch seine frühern vorzüglichen Uebersetzungen in weitern Kreisen vortheilhaft bekannt. In der „Iris" bietet er nun dem deutschen Publikum eine neue Gabe und zwar die vollendetsten epischen und lyrischen Schöpfungen von sieben der bedeutendsten Dichter Polens: Adam Mickiewicz, Julius Słowacki, Sigmund Krasiński, Anton Eduard Odyniec, Franz Morawski, Vincenz Pol und August Bielowski.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich**
Verlag des
„Magazin für die Literatur des Auslandes".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dampfmaschine.

Geschichte ihrer Entwickelung.

Von
Robert H. Thurston.

Bearbeitet und mit Ergänzungen versehen von
W. H. Uhland.

Zwei Theile.

Mit 188 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. in 1 Bande 11 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 43. und 44. Band.)

Das vortreffliche amerikanische Werk des Professor Thurston wird durch die vorliegende Bearbeitung deutschen Ingenieuren und Mechanikern zugänglich gemacht und ist ausserdem allen zu empfehlen, welche sich über die Erfindung und Ausbildung der Dampfmaschine belehren wollen. Als Anhang hat der deutsche Bearbeiter, W. H. Uhland, einen Bericht über die neuesten Constructionen von Dampfmaschinen hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von
David Cassel.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Seinem bereits in fünfter Auflage erschienenen „Leitfaden für den Unterricht in der jüdischen Geschichte und Literatur" läßt der Verfasser das vorliegende „Lehrbuch" folgen, welches den Stoff weiter ausführt und ergänzt, sowie ein reichhaltiges Quellenmaterial nachweist. Das Werk ist zunächst für den Schulgebrauch bestimmt, überhaupt aber jedem zu empfehlen, der sich über jüdische Geschichte und Literatur belehren will.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Roma Capitale.

Römische Lebens- und Landschaftsbilder
von
Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Kleinpaul's „Roma Capitale" entrollt Bilder aus Rom und der Campagna, die ähnlich wie Gregorovius' classische Schilderungen Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte Italiens auf das anmuthigste miteinander verknüpfen. Sowol als Erinnerung an die Ewige Stadt wie als kundiger Begleiter durch Rom und nicht minder als geist- und poesievolle Lektüre wird das Buch sich bald Anerkennung und Gunst erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
IUXTA LXX INTERPRETES.

Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit

Constantinus de Tischendorf.

Editio sexta.

Prolegomena recognovit collationem codicis Vaticani et Sinaitici adjecit

Eberardus Nestle.

2 tomi. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Tischendorf's weitverbreitete Ausgabe der Septuaginta erscheint in der vorliegenden sechsten Auflage mit einem sehr wichtigen und umfänglichen Supplement, enthaltend die von Dr. Eberhard Nestle gewonnenen Resultate seiner Collation des Vaticanischen und des Sinaitischen Codex. Auch der Text selbst ist vielfach verbessert und so der kritische Werth des Werks namhaft erhöht worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre
aus der Geschichte Ungarns
von 1823 bis 1848
von
Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 15 M.

Der berühmte Verfasser entwirft in diesem Werke ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AKADEMISCHE RESOLUTE Berlin

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 20. Mai 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Paul Dehn. — Neue historische und romantische Dramen. Von Wilhelm Henzen. — Ein Prachtwerk über Aegypten. Von Alfred Kirchhoff. — Eine Dichtung von Rudolf Baumbach. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

In den letzten drei Jahrzehnten hat Preußen, beziehungsweise Deutschland, mit verschiedenen Staaten Verträge zum gegenseitigen Schutze der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst abgeschlossen, zuerst mit Großbritannien am 13. Mai 1846 und 24. Juni 1855, dann mit Frankreich am 2. August 1862, mit Belgien am 28. März 1863, mit Italien am 12. Mai 1869 und mit der Schweiz am 13. Mai 1869.*) In diesen Ländern wird seitdem das Eigenthumsrecht des deutschen Autors geschützt, insbesondere vor unbefugter Vervielfältigung oder Uebersetzung seiner Werke. Dieses Schutzes entbehrt der deutsche Autor noch in Amerika, Rußland, Dänemark, Schweden und Norwegen, in den Niederlanden und in Spanien, weil mit diesen Ländern ähnliche Literarverträge noch nicht abgeschlossen wurden, meist weil die betreffenden Regierungen sich denselben principiell abgeneigt zeigten.

Es sind also die Culturstaaten ersten Ranges, welche Literarverträge abgeschlossen haben, Culturstaaten zweiten Ranges, welche sich dagegen sträuben, und Culturstaaten einer noch niederern Stufe, wie die Donaufürstenthümer, die Türkei, Griechenland u. s. w., an welche ein diesfälliges Ansinnen überhaupt nicht gerichtet wurde, weil ihr literarisches Leben noch zu wenig entwickelt ist.

Principielle gute Gründe stehen den ebengenannten Culturstaaten zweiten Ranges, indem sie ihre Einwilligung zum Abschluß von Literarverträgen verweigern, nicht zur Seite, sie könnten das geistige Eigenthum des Auslandes bei sich schützen, aber sie wollen es nicht. Engherzige mercantilistische Erwägungen, von denen sich im vorigen Jahrhundert Oesterreich veranlassen ließ, den unbefugten Nachdruck deutscher Werke, namentlich deutscher Zeitungen, zu schützen und sogar zu fördern, werden doch wol heute, auch in den schutzzöllnerischsten Kreisen, nicht mehr maßgebend sein, und andere Motive, wie sie einmal ein neuyorker Nachdrucker geltend machte, indem er versicherte: durch seine angefochtene Thätigkeit im Interesse und für die Verbreitung deutscher Sprache und Literatur germanisirend in Nordamerika zu wirken, erscheinen ebenso wenig stichhaltig. Ueberdies empfindet man in den genannten Staaten gelegentlich auch den Mangel an literarischen Verträgen, wie neuerdings Björnstjerne Björnson in Schweden u. a., fühlt sich geschädigt und macht Lärm, wenn in Berlin neben einer autorisirten zwei nicht autorisirte Uebersetzungen ans Tageslicht treten — nicht in Deutschland, sondern in Schweden hat man sich darüber zu beklagen und auf Abhülfe zu dringen — und so wird denn wol über kurz oder lang eine Zeit kommen, welche den maßgebenden Kreisen in den Vereinigten Staaten, in Schweden u. s. w. die Erkenntniß aufnöthigt, daß es nicht nur keinen Nutzen, sondern sogar Schaden bringt, wenn man sich dem Abschlusse von Literarverträgen widersetzt.

Im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler hat Otto Mühlbrecht in Berlin eine Liste nicht autorisirter Uebersetzungen aus dem Deutschen veröffentlicht, welche in Amerika, Rußland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Spanien und in den Niederlanden erschienen sind. Es umfaßt diese Liste nur die Publicationen von drei bis vier Monaten des Jahres 1879; dennoch enthält sie 108 nicht autorisirte Uebersetzungen deutscher Werke, und zwar 38 aus den Niederlanden, 23 aus Amerika, 18 aus Rußland, 17 aus den skandinavischen Ländern und 11 aus Spanien. Fast alle Zweige der Literatur sind dabei betheiligt, am meisten die Belletristik mit 30, dann die Medicin mit 14, die Theologie mit 11, die Naturwissenschaften mit 8, die Jugendschriften mit 9, die Dramen mit 6,

*) Im Auftrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler wurden diese Verträge übersichtlich zusammengestellt in der Schrift „Deutsche Gesetze und Verträge zum Schutze des Urheberrechts" von A. W. Volkmann (Leipzig 1877; Publikationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler V.).

Geschichte mit 6, Pädagogik mit 3 Erscheinungen u. s. w. Da finden wir, um einige bekanntere Werke aufzuzählen, Auerbach's „Laudolin von Reutershofen" in russischer, Binz' „Arzneimittellehre" (zweimal) in spanischer, „Bismarck's Briefe" in englisch-amerikanischer, Bodenstedt's „Mirza Schaffy" in dänischer, Büchner's „Kraft und Stoff" in spanischer, Busch's „Bismarck und seine Leute" in holländischer und englisch-amerikanischer, Dahn's „Ein Kampf um Rom" in holländischer, Ebers' „Aegyptische Königstochter" und „Homo sum" in holländischer, Fröbel's „Mutter- und Koselieder" in englisch-amerikanischer, Geyer's „Forstabschätzung" in russischer, Grimm's „Märchen" in niederländischer, Haeckel's „Schöpfungsgeschichte" in spanischer, Hackländer's „Roman meines Lebens" in holländischer, Helmholtz' „Freiheit der Universitäten" in russischer, Heyse's „Neue Novellen" in englisch-amerikanischer und dänischer, Lübke's „Kunstgeschichte" in dänischer, Roscher's „Nationalökonomie" in englisch-amerikanischer, Sacher-Masoch's „Ideale unserer Zeit" in holländischer, Savigny's „System des römischen Rechts" in spanischer, Scherr's „Allgemeine Literaturgeschichte" in russischer, Weber's „Weltgeschichte" in spanischer, Wildermuth's „Erzählungen" in holländischer Uebersetzung, beziehungsweise Bearbeitung u. s. w.

Doch genug dieser Aufzählung. Wir sehen, daß andere Völker gern und oft von dem fruchtreichen Baum unserer Literatur naschen, und wir haben ein Recht, darüber erfreut zu sein; denn die Anerkennung, die unsere Literatur im Auslande gewinnt, ehrt sie und zeugt von ihrer Selbständigkeit. Freilich mischt sich ein Tropfen Wermut in diese Freude: jenes Naschen ist kein erlaubtes, und die deutschen Buchhändler und Autoren werden dadurch in ihren materiellen Interessen geschädigt, sie erheben laute Klagen und fordern Abhülfe von der Regierung. So erließen unter anderm am 7. Februar 1874 Freiligrath, Höfer und Geibel einen Aufruf an die deutschen Schriftsteller und Verleger, und es erging infolge dessen an den Reichstag eine seitdem alljährlich wiederholte Petition, worin die Nothwendigkeit eines Literarvertrags namentlich mit den Niederlanden dargelegt wurde.*) Ohne Zweifel hat die Reichsregierung es an Bemühungen nach dieser Richtung hin nicht fehlen lassen den Niederlanden sowol als den Vereinigten Staaten gegenüber, welche in der Herstellung nichtautorisirter Nachdrucke und Uebersetzungen deutscher Werke am thätigsten sind; vielleicht daß der Abschluß eines Vertrags mit den Niederlanden nach der Annahme des neuen Preßgesetzes daselbst in Aussicht steht — unsers Erachtens werden indeß unsere Interessenten vorerst noch Geduld haben und in Resignation bessere Erfolge abwarten müssen. Die Niederlande, die Vereinigten Staaten u. s. w. haben zunächst noch kein Interesse daran, Literarverträge mit uns abzuschließen, sie können einen Theil ihrer literarischen Bedürfnisse bei uns befriedigen und uns von unserm Ueberfluß nehmen, was ihnen zusagt, und es ist natürlich, daß sie sich darin nicht gern wollen einschränken lassen. Gegenwärtig ist nur in Spanien Geneigtheit dafür vorhanden.

Gut Ding will Weile haben. Die Regelung des geistigen Eigenthumsrechts im internationalen Verkehr hat erst in neuester Zeit begonnen — ist es doch noch gar nicht so lange her, daß die Rechte des Autors nicht einmal im eigenen Lande genügend geschützt waren. Noch jetzt ist in letzterer Hinsicht die Gesetzgebung in den einzelnen Ländern eine so verschiedene, daß schon dadurch der Abschluß internationaler Literarverträge erheblich erschwert wird. So schützt z. B. Griechenland das geistige Eigenthum bis zehn Jahre nach dem Tode des Autors, Rußland bis fünfundzwanzig Jahre nach demselben, Frankreich und Deutschland dreißig Jahre, England zweiundvierzig, Spanien achtzig Jahre u. s. w. Auf dem vorjährigen Literarischen Congreß in Paris sind diese Verhältnisse ziemlich eingehend erörtert worden, doch wird sich vorerst schwerlich realisiren lassen, was damals in verschiedenen Resolutionen ausgesprochen wurde. Auf diesem Congreß wollte man das Eigenthumsrecht des Autors, beziehungsweise seiner Erben, zu einem ewigen machen, so zwar, daß, wenn der landesgesetzliche Schutz erlischt, das Eigenthumsrecht in ein neues Stadium tritt, daß jedermann alsdann die Werke drucken darf, an die Rechtsnachfolger des Autors aber eine Abgabe — vielleicht 5 Procent des Bruttopreises — zu zahlen hat. Nach einer andern Resolution sollte jedes Werk eines Autors in allen Ländern ebenso geschützt werden, als ob es von einem einheimischen Autor herrührte u. s. w. Auf dem vorjährigen londoner Journalisten- und Schriftstellercongreß wurden dieselben Fragen noch einmal behandelt. Wie vorauszusehen war, konnte das Resultat dieser Berathungen zunächst ein praktisches nicht sein.

Wir in Deutschland insbesondere wollen uns nicht gar so sehr über die Holländer und Amerikaner ereifern, wenn sie deutsche Werke unbefugterweise nachdrucken und übersetzen. War der Unfug des Nachdruckens bis zum Abschluß der Verträge in Belgien am größten, so trieb man es nirgendwo so arg mit unberechtigten Uebersetzungen als in Deutschland. Dumas und Sue waren in Deutschland damals deshalb so bekannt und gelesen, weil die Verleger in Ermangelung eines Literarvertrags mit Frankreich zahlreiche und billige Uebersetzungen auf den Markt warfen und das Publikum damit überschütteten. Honorare brauchten sie ja nicht zu zahlen, und die Ansprüche der Uebersetzer waren bescheidene. Von Renan's „Leben Jesu" sind seinerzeit gegen zwanzig verschiedene deutsche unberechtigte Ausgaben erschienen; deshalb wurde es in Deutschland massenhaft verbreitet, und es würde sicherlich nur in Tausenden statt in Hunderttausenden von Exemplaren abgesetzt worden sein, wenn nur eine autorisirte und minder wohlfeile Ausgabe hätte erscheinen dürfen. Deutsche Verlagsbuchhändler haben die Paul de Kock, Xavier de Montépin, Ponson du Terrail und ähnliche französische Romanschrift-

*) Solche Petitionen sind auch mehrfach von der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren dem Reichskanzleramte eingereicht worden. D. Red.

steller zweifelhaftern Werths in Deutschland massenhaft verbreitet und bekannt gemacht, sei es durch wohlfeile Ausgaben, sei es durch Vermittelung der Colportage mit Prämien u. dgl. Manche von diesen Verlegern machten sich kein Gewissen daraus, den Namen des Autors und die Bezeichnung „Aus dem Französischen" ganz wegzulassen, dem Werk einen neuen Titel zu octroyiren und es als Originalarbeit auszugeben. Welche Schädigung unserm Volke dadurch zugefügt wurde, mag einst der Literar- und Culturhistoriker des zweiten Viertels unsers Jahrhunderts darlegen; wir aber wollen mildern Sinnes nach den Niederlanden, nach Skandinavien und Rußland blicken und diesen kleinern oder in der Cultur nachfolgenden Nationen nicht allzu sehr misgönnen, was sie von den reichen Schätzen unserer immer selbständiger gewordenen Literatur sich anzueignen suchen.

Paul Dehn.

Neue historische und romantische Dramen.

1. Alexander. Drama von Hans Herrig. Zweite Auflage. Berlin, Luckhardt. 1879. 8. 2 M.
2. Kaiser Friedrich der Rothbart. Drama von Hans Herrig. Zweite Auflage. Berlin, F. Luckhardt. 1879. 8. 2 M.
3. Johann Reinhold Patkul. Erster Theil. Gertrud Lindenstern. Tragödie in fünf Acten von Leonhard Marholm. Riga, Deubner. 1878. 8. 3 M.
4. Johann Reinhold Patkul. Zweiter Theil. Patkul's Tod. Tragödie in fünf Acten von Leonhard Marholm. Riga, Deubner. 1880. 8. 3 M.
5. Drei Bühnendichtungen. Von Theodor Piderit. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. Gr. 8. 3 M.
6. Adelheid von Walbersee. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Alfred Seelmann. Dessau, Barth. 1878. 8. 1 M. 25 Pf.
7. Der Graf von Cilli. Historisches Drama in fünf Acten. 1452. Von Graf M. Bombelles. Wien, Lechner. 1879. Gr. 16. 2 M.
8. Hypatia. Ein Trauerspiel nach dem gleichnamigen Roman von Kingsley. Von Gräfin Adele von Bredow. Leipzig, Leiner. 1878. 8. 3 M.
9. Arnold von Brescia. Tragödie in fünf Acten von Franz Größler. Stuttgart, Ullrich. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.

Es ist noch immer eine vielbestrittene Frage, wie ein Drama beschaffen sein muß, um mit Recht den Namen „historisch" zu führen. So viel ist gewiß: wenn man eine Geschichte, die sich vor etlichen hundert Jahren zugetragen hat oder zugetragen haben soll, in die hergebrachte dramatische Form der fünf Acte kleidet, so entsteht dadurch noch lange kein wahrhaft geschichtliches Drama. Erst wenn der in dem betreffenden Kunstwerk behandelte Conflict nicht anders als historisch gedacht werden kann, wird auch das Drama mit Recht ein historisches genannt werden. Ein Familienconflict zwischen Sohn und Vater, eine übel ausgehende Herzensangelegenheit zwischen zwei jungen Leuten ist nicht deshalb Gegenstand des historischen Dramas, weil es sich nachweisen läßt, daß sie sich historisch begeben hat. Nein, erst wo die Repräsentanten wirklich geschichtlicher Mächte hart aufeinanderstoßen und so einen Kampf erzeugen, der eben nur in dieser Weise und eben nur in dieser bestimmten Zeit ausgekämpft werden konnte, entsteht ein historisches Drama. Sobald man also den Conflict aus dem Hintergrunde der Zeit loslösen und in eine andere Zeit versetzen kann, so ist eben blos ein Drama, aber kein historisches Drama gedichtet worden.

Weiter verlangt das historische Drama nach großen Stoffen. Je weltgeschichtlicher der Charakter, um so erhabener die Wirkung. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sich ein Kampf geschichtlicher Mächte nicht auch auf beschränktem Gebiet auskämpfen ließe. Aber mit der Weite der in Mitleidenschaft gezogenen Kreise wächst auch die Bedeutsamkeit und die Wirkungsfülle des Dramas selbst. Und so kann gesagt werden, daß für den Dichter, der ein historisches Drama schaffen will, kein Stoff zu groß ist.

Wir haben aber bisjetzt nur eine höchst geringe Anzahl von Versuchen auf dem Gebiete dieses im höchsten Sinne des Wortes historischen Dramas. Vor allem dürften hier wol trotz ihrer störenden Formlosigkeit und abrupten Epigrammatik die Grabbe'schen Dramen namhaft zu machen sein. In jüngster Zeit hat uns Hans Herrig einige bedeutende Werke geliefert, die entschieden der von mir hervorgehobenen Anschauung vom historischen Drama entsprechen.

Das Drama „Alexander" (Nr. 1), mit welchem dieser Dichter die Reihe seiner Schöpfungen für die Bühne begann, sowie sein „Kaiser Friedrich der Rothbart" (Nr. 2) liegen in zweiter Auflage vor uns. Haus Herrig, der seit Erscheinen der ersten Auflage seines „Alexander" — in Nr. 49 d. Bl. f. 1872 kritisch gewürdigt — seine hochstrebenden Intentionen nicht nur in einem dritten originellen Geschichtsgemälde „Jerusalem" verkörpert, sondern auch selbst in verschiedenen Zeitschriften erörtert und klar gelegt hat, verdient ohne Zweifel, daß sich die dramaturgische Kritik eingehender mit ihm beschäftigt, schon allein wegen der Größe dieser seiner Intentionen selbst. Wie sein erstes Drama Richard Wagner gewidmet ist, so fühlt man sofort heraus, daß Herrig's eigenthümlicher Standpunkt in der deutschen Dramatik vorzüglich dadurch bestimmt worden, daß er die Verpflichtung fühlte, dem Musikdrama gegenüber Stellung zu nehmen. Dies ist schon auffallend genug in einer Zeit, wo die deutschen Dramatiker im allgemeinen mit Haß und Geringschätzung über die That von Baireuth aburtheilen, ohne sich auch nur die Frage zu stellen, ob denn die Regeneration der Oper, die sich nun doch wol nicht wegleugnen läßt, nicht fähig wäre, das Drama ebenfalls zu einer Art von Selbstbesinnung, zu einem klaren Bewußtsein über seine eigentlichste, höchste

Aufgabe zu bringen. Wenn man darüber schilt, daß es Wagner bei seinem Musikdrama lediglich auf eine Vermengung verschiedener Kunstgattungen ankomme, und daß das wahre Künstlerthum in der Selbstbeschränkung der Kunst auf die eigensten Mittel beruhe, so sollte man andererseits auch nicht vergessen, daß Wagner, was den Opernstoff betrifft, diese Selbstbeschränkung in höchstem Maße geübt hat, indem er ihn — ob mit Recht, ob mit Unrecht, gehört nicht hierher — lediglich aus dem deutschen Mythus hernehmen zu müssen glaubte. Selbst seine Gegner gestehen zu, daß sich dieses Gebiet zur Darstellung musikalisch-dramatischen Lebens wie schwerlich ein anderes eigne; aber sie unterlassen es leider, zu fragen, ob gegenüber dem also bestimmten musikalischen auch dem recitirenden Drama eine ähnliche erhabene Stoffsphäre vindicirt werden könne. Hier antwortet nun Herrig mit aller Entschiedenheit, daß die Geschichte und nur die Geschichte es sei, die im Stande sein würde, das Drama auf gleiche Höhe zu heben, auf welcher die Oper steht.

Nicht nur auf dem Gebiet des religiösen Gefühls bethätigt sich die Gestaltungskraft des Volks als Mythus, sondern auch auf dem der geschichtlichen Ueberlieferung als lebendiges Bewußtsein von gewissen ewig unvergessenen Heldengestalten oder der Menschheit ewig unverlorenen Entwickelungsphasen. Wie dort das Gottesbewußtsein, so verklärt sich hier das Selbstbewußtsein der Menschheit zu poetischen Bildern; und diese gilt es, dramatisch zu verlebendigen, um dem Volke das Höchste zu bieten, was die Bühne zu bieten vermag. So greift denn nun Herrig sofort nach den größten Stoffen der Weltgeschichte, nach einem Alexander, nach der Zerstörung Jerusalems, nach Friedrich Barbarossa. Natürlich kann er von solchem Gesichtspunkte aus auch nur in eminent historischem Sinne schaffen, d. h. es kommt ihm nicht mehr darauf an, etwaige originelle Charaktertypen zu zeichnen; er sieht überhaupt davon ab, die ganze Breite der Persönlichkeit auf die Bühne zu bringen; sondern nur so viel Antheil eine Person an der geschichtlichen Bewegung gehabt hat, so viel hat sie auch an dem Drama selbst. Darin liegt, wie ich nicht verschweigen will, die Gefahr, die Personen zu Marionetten der Idee herabzuwürdigen, anstatt sie nur vom Glorienschein derselben verklärt darzustellen. Auch kann es vorkommen, daß der Dichter, in dem Bestreben, das ganze Nebeneinander der Zeitideen zu veranschaulichen, schließlich anstatt dramatisch malerisch schafft, die verschiedenen Repräsentanten einfach nebeneinander stellt und sich gegenseitig aussprechen läßt, anstatt an einem lebendig herausgearbeiteten Conflict das Innere, Allgemeine nur mit erscheinen zu lassen. Dergleichen Stellen findet man auch in Herrig's Dramen. In dem uns vorliegenden „Alexander" jedoch hat den Dichter die machtvoll in den Mittelpunkt gestellte gewaltige Erscheinung des macedonischen Heldenjünglings fast immer davor geschützt, in absichtsvolle Unlebendigkeit zu verfallen, wenn man von dem pessimistischen Chorus des Stücks, dem indischen Büßer Calanus, absieht, der es fast durchweg verschmäht, seinen ideellen Antheil an dem Gefüge des Dramas durch einen Antheil an dessen Handlung zu maskiren.

Ohne mich auf eine nähere Inhaltsangabe der beiden mir vorliegenden Dramen einzulassen, welche ohne Wiederholung des bei Erscheinen der ersten Auflagen Gesagten nicht möglich wäre, möchte ich meine Ansicht über „Alexander" kurz dahin zusammenfassen, daß wir es hier mit einem Drama zu thun haben, das als eine großartige Verkörperung des Historisch-Erhabenen angesehen werden und bei einer etwaigen Bühnenaufführung von eigenthümlichster Wirkung sein muß. Die Frage, ob der Charakter des Alexander durchweg sympathisch gehalten sei oder nicht, thut gar nichts zur Sache; denn große Menschen sind selten sympathisch, und vor allem ist der geschichtliche Genius nicht ohne Rücksichtslosigkeit denkbar. Falsch wäre auch der Einwurf, daß uns der Gegenstand selbst zu fern liege. Historische Dramen existiren freilich nur für solche, welche die Geschichte kennen. Die Gestalt des macedonischen Heldenjünglings steht aber vor dem Bewußtsein der Menschheit als glanzumflossene Lichtgestalt da, mit welcher sie einen ganz bestimmten Begriff verbindet. Hans Herrig hat also ein Recht, zu fordern (wie er das auch in dem zur zweiten Auflage hinzugefügten energischen Vorwort thut), daß unsere Bühne sich um seinen „Alexander" kümmert, der — abgesehen von einigen undramatischen Nebeneinanderstellungen, die eine geschickte Regie ohne Schwierigkeit bühnengemäß verlebendigen würde — als ein großartiges, kühn entworfenes Geschichtsbild nach seiner theatralischen Auferstehung aus dem Grabesleben des Buchdramas verlangt. Das vom Verfasser bei Ausarbeitung des „Kaiser Friedrich der Rothbart" vor allem erstrebte Ziel, „die chronikartige Fülle des Stoffs, an der alle bisherigen Kaiserdramen leiden, möglichst zu beschränken und alles um Einen Mittelpunkt zu gruppiren", darf als gelungen betrachtet werden. Dieser Mittelpunkt ist, ideell gesprochen, der Gedanke der nationalen Einheit und der Gebrauch der gewonnenen Einheit, oder reell, der Kampf des Kaisers mit Heinrich dem Löwen, dessen schließliche Unterwerfung und der Entschluß Barbarossa's, nach Herstellung der Ruhe im Reiche für ein überstaatliches Gut zu kämpfen, d. h. für Befreiung des heiligen Grabes das Schwert zu ziehen — eine tief ergreifende Conception, daß der Kaiser, nachdem er das Haupt des Rebellen zu Boden gedrückt, nun selbst vor Gott sich demüthigt in der Erfüllung der höchsten religiösen Pflicht. Sehr schön ist die Kyffhäusersage selbst vom Dichter in seine Schöpfung verwoben worden, indem der Kaiser bei seinem Abschiede auf den im Untersberg schlummernden Kaiser Karl hinweist, der, wenn Deutschland in Noth ist, erwacht und die Thore des Berges sprengt. Das ganze Drama lebt sich so groß und einfach, so ganz ohne kleinliche Spannung und Künstlichkeit aus, daß man sich dieser echt poetischen Verklärung des Verhältnisses von Staat und Kirche nur freuen kann; ohne Zweifel würde das Stück einen tief ergreifenden Eindruck auf alle Ge-

müther hervorbringen, auf die überhaupt eine dichterische Heraufbeschwörung unserer glorreichen nationalen Vergangenheit noch zu wirken vermag.

Ganz anders als Hans Herrig behandelt Leonhard Marholm in seinem sehr bedeutenden „Johann Reinhold Patkul“ (Nr. 3) die Geschichte. Hans Herrig ist, wenn man will, durchaus Romantiker, sobald man unter romantisch den Gegensatz von modern versteht. Es kommt ihm nicht darauf an, die Stellung des heutigen Zeitbewußtseins zu dem behandelten historischen Gegenstande zu markiren; sein Streben geht einzig dahin, den Geist der vergangenen Epoche und die geschichtliche Aufgabe unsterblicher Helden zur Darstellung zu bringen. Gegenüber dieser romantischen Objectivität wirft Marholm von vornherein seinen ganzen glühenden Patriotismus in den Stoff. Denn wir irren gewiß nicht, wenn wir vermuthen, daß Marholm Livländer sei. Zwar wird er niemals am ungehörigen Platz modern, aber er verschmäht es auch nicht, die geschichtliche Bewegung durch das unhistorische Agens der Liebe zu beschleunigen und auf die Spitze zu treiben, wie sich ja auch von dieser Seite hervorheben läßt, daß ein reinhistorisches Wesen ohne jeden allgemein menschlichen Beisatz schwer gedacht, geschweige poetisch plausibel gemacht werden kann.

Der Stoff, eine der schmachvollsten Episoden der schwedischen Geschichte, ist, wie man weiß, schon mehrfach bearbeitet worden; daß man dennoch nicht allzu viel Hoffnung hegen darf, Reinhold Patkul auf der deutschen Bühne einzubürgern, das hat seine besondern, später zu erwähnenden Gründe mehr zufälliger Natur. Für den Dichter, welcher die Geschichte des kühnen livländischen Patrioten behandeln will, ergibt sich zunächst eine Schwierigkeit. Die Tragik seines gewaltsamen Endes kann nicht begriffen werden, ohne daß man auf die Anfänge seiner patriotischen Thätigkeit zurückgeht. Beide liegen aber so weit voneinander, daß ein einziges Drama mit seiner mäßigen Spannweite von fünf Acten kaum dafür ausreichen dürfte. Wer es dennoch versuchen wollte, mit Anwendung aller dramaturgischen Knappheit den Stoff in die herkömmliche Form zu schnüren, der träfe zunächst auf den Uebelstand des beinahe völligen Orts- und Personenwechsels vom vierten Act an, von wo an uns Patkul als an den sächsischen Hof verpflanzt wieder entgegentritt. Gutzkow hat sich damit geholfen, die ganze livländische Thätigkeit unsers Helden in die Exposition zu verlegen. Bei ihm liest die Hofdame Jänkendorf den bisherigen Lebenslauf Patkul's der Anna von Einsiedel aus einer von ihm verfaßten Flugschrift vor, sodaß das Publikum so geschwind wie möglich au fait gesetzt wird. Dagegen ist dramaturgisch nichts einzuwenden, es thut einem nur all der schöne dramatische Stoff leid, der dabei vergeudet wird. Marholm hat aus demselben zwei fünfactige Dramen gemacht. Das erste behandelt die patriotische Thätigkeit Patkul's, soweit sich dieselbe auf livländischem, resp. schwedischem Boden entwickelt, und betitelt sich nach der Jugendliebe des Helden „Gertrud Lindenstern“; das zweite führt uns Patkul als russischen Gesandten am sächsischen Hofe vor und schließt mit der Auslieferung und Hinrichtung Patkul's, deckt sich also, was den Umfang des Stoffs betrifft, mit dem Gutzkow'schen Trauerspiel.

Der erste Act des ersten Dramas beginnt mit einer klar und energisch ausgearbeiteten Exposition der ökonomischen und finanziellen Verhältnisse des livländischen Adels, wie sie infolge der durch die schwedische Krone veranlaßten „Reduction“ eintraten. Landrath Mengden äußert sich hierüber in seiner Wohnung folgendermaßen:

> Nicht Schonung kannte man; die Commissionen
> Des Königs wühlten mit den gier'gen Händen
> Stets tief und tiefer sich ins Fleisch des Landes,
> Gleichgültig unbestrittnes Eigenthum
> Und Darlehn schwed'scher Gnade uns entreißend.
> Ich war beim Gouverneuren (?) heute, Kinder,
> Gerade als der Ueberschlag geschah,
> Und von fünftausend Haken Landesboden,
> Zum größten Theile unsern Vätern schon
> Seit der Heermeister Zeiten zugehörig
> Und uns durch Privilegien verbrieft,
> Die unsre Majestät uns selbst beschworen, von
> Fünftausend Haken alten Erbbesitzthums
> Schlägt man viertausend auf der Krone Theil;
> Eintausend bleibt der Ritterschaft des Landes —
> Ein ganzes Tausend! Gnade ohne Grenzen!

Andere Landräthe kommen hinzu und bringen die äußerst wichtige Nachricht, daß der König, um die Berechtigung der Beschwerden des livländischen Adels zu prüfen, selbst Einsicht in die Privilegien des Landes zu nehmen verlange durch einen nach Stockholm zu sendenden livländischen Deputirten. Die Frage entsteht nun, wer dieser Deputirte sein soll. Nach längerer heftig erregter Debatte entschließt man sich allerseits, den jungen Kapitän Patkul nach Schweden zu senden, der sich nach einigem Zögern bereit erklärt, die Botschaft zu übernehmen. Da tritt der alte schwedisch gesinnte Rathsverwandte Reuter herein, eine schurkische Creatur des Generalgouverneurs von Livland, des Grafen Hastfer, und treibt durch seine Malicen den Kapitän so weit, daß er sich in einem Moment sinnloser Wuth an des Grafen weißen Haaren vergreift. In demselben Augenblick stürzt Gertrud Lindenstern, das Pathenkind der Landräthin Mengden, aus dem Nebenzimmer, von wo sie den Auftritt belauscht hat, herein und hält in edler Entrüstung Patkul sein Unrecht vor, in dem Rathsverwandten das Greisenalter nicht besser geehrt zu haben. Beschämt und von Gertrud's Beredsamkeit seltsam betroffen, bittet der junge Brausekopf um Verzeihung und gewinnt sich so Gertrud's Sympathien wieder. Es folgt eine kurze Scene zwischen den beiden, welche uns ahnen läßt, was sie einst füreinander empfinden werden, worauf der Actschluß gebildet wird durch das Erscheinen des Gouverneurs, der mit womöglich noch größerm Ungnuth, als er die Wahl Patkul's zum Deputirten vernommen, die gegenseitige Beziehung zwischen ihm und Gertrud herauswittert. Dieser Act ist sehr lang, aber auch sehr

schön; ich wüßte nichts, was anders zu wünschen wäre. Alles ist sachgemäß und beredt zugleich; keine hohle Phrase stört den Genuß, und das dramatische Gefüge liegt klar und scharf umrissen vor uns, wie es die nordische Atmosphäre ja mit sich bringt. Der zweite Act beginnt mit dem ersten Schachzug des Gegenspiels. Hastfer und Reuter haben nicht nur Mittel und Wege gefunden, die Wahl Patkul's zu annulliren, sondern der Gouverneur versucht sogar alles, um Gertrud Lindenstern, die er liebt, zu vermögen, sein Weib zu werden. Gerade wie er mit seiner Hand die glühenden Wangen des Mädchens berühren will und diese sie voll Entrüstung zurückstößt, tritt Patkul ein, der, viel zu hitzig, um seiner Bewegung Herr zu werden, den Gouverneur einen weitern Blick in sein und Gertrud's Herz thun läßt. Der liebende Jüngling, mit seinem Mädchen allein gelassen, findet nun Worte für seine Empfindung; sie weist ihn zunächst zurück:

Bedenkt, wer war's, der sich um mich beworben?
War's nicht der Gouverneur, der König ist,
Wo er gesetzt, den König zu vertreten?
Hängt Eure Sendung, hängt des Landes Schicksal
Nicht ab von seinem Wohl- und Uebelwollen?
Bedenkt, o ich beschwöre Euch, daß jetzt
Ein großes Los geworfen wird, entscheidend
Für alle Zukunft — daß Ihr's seid, Ihr selbst,
Aus dessen Hand die Würfel rollen sollen.
Ihr dürfet keinem andern dienen — keinem,
Nicht einmal einem menschlichen Gefühl —
Für Euch gibt's keine andern Interessen
Als nur des Landes — o bedenkt — bedenkt —

Patkul.

Bedenken, Mädchen, wie? Soll ich bedenken,
Daß ich durch Achselträgerei die Zukunft
Uns sichre und durch Augendienerei?
Daß ich des Einzelnen urew'ge Rechte
Verrathe für das allgemeine Recht?
Bedenken, wie viel sonst sich noch vielleicht
Erschleichen ließe auf gewundnen Wegen;
Bedenken, wie viel das Erschlichne werth?
Nein, Mädchen, nicht erheucheln, nicht erlisten
Durch Winkelzüge und schwachherz'ge Schonung
Läßt sich das Recht — erobert muß es werden,
Erobern will ich es, so wahr Gott lebt.

Nun dringt er mit leidenschaftlichem Ungestüm auf sie ein:

Ein Weib wie du muß selbst sich geben, läßt
Sich nicht erzwingen. Liebst du mich nicht, Gertrud?
So muß ich gehn. War dieser Wangen Glut
Blos Mädchenscham, in der du mich empfangen?
Schwieg dir das Herz, als meins die Kehle mir
Zusammenschnürte — schweigt es dir noch immer?
(Er hält sie in beiden Armen und sucht ihr ins Gesicht zu sehen.)

Diese unzweideutige Situation wird von Hastfer belauscht, und der alte „von einem Jüngling genarrte" und von der furchtbarsten Eifersucht gestachelte Mann beschließt nun, den Nebenbuhler, anstatt ihn an seiner schwedischen Sendung zu verhindern, vielmehr durch sie mit einem mal zu vernichten, indem er, selbst dort erscheinend, ihn durch die Anklage auf Hochverrath niederschmettern will.

Der dritte Act bringt die große, meisterhaft componirte Reichsrathsscene vor Karl XI. von Schweden. Die feurige und im Dienste der guten Sache stehende Redekunst Patkul's gewinnt anfangs des Königs Herz. Man höre, wie schwunghaft der nordische Posa antwortet auf die Frage des schwedischen Autokraten:

Wodurch verdienet ihr, was ihr begehrt?
Durch welche Treue, durch was für Gehorsam
Entschuldigt ihr so hohe Forderung?

Patkul.

— — — — — — — — — — —
Schlagt die Geschichte auf der schwed'schen Siege,
Livländ'sche Tapferkeit half sie erstreiten.
Fragt unsres Lands getreidereichen Boden,
Er ist gedüngt mit unsrer Söhne Blut;
Fragt Lützens Ebenen, den eis'gen Belt,
Der Ostsee langgedehnte Küstenländer,
Sie geben Antwort, nicht der meinen braucht's.
Die besten Söhne sandte unser Land,
Sobald die schwed'sche Kriegsdrommete tönte.
Im Kampfe fühlten sie sich Eins dem König,
Der Walplatz war's, wo seinem Herzen sie
Am nächsten standen. Was ward uns dafür?
Nicht Schwedens Ruhm und Beute theilten wir,
Wie die Gefahr wir treu mit ihm getheilt;
Nicht reiche Lehn im Ausland wurden uns.
Zufrieden kehrten unsre Väter heim,
Geschieden von dem großen Lauf der Welt
Auf ihrem Erb' nach altem Recht zu leben —
Ihr einz'ger Lohn war ihres Rechts Besitz.

König.

Ich will's nicht leugnen. Redlich habet ihr
Der Unterthanen Pflicht erfüllt, und mehr
Kann ich nicht fordern.

Patkul.

Ist der Unterthan
Der Sklave denn, der fürchtend dienende,
Für den's nur Pflichten gibt, doch keine Rechte?
O, nie versuch's mein König, Unterthanen
In einem solchen Sinne sich zu ziehn!
Nicht knechtischer Gehorsam, gnäd'ger König,
Der freie Dienst nur leiht dem Dienen Werth.
Und könntet Ihr in Stunden der Gefahr,
In Stunden, wo die Treue sich erprobt,
Von dem Beraubten Ihr die Opfer fordern,
Die nur des freien Mannes Liebe bringt?
Wird der Rechtlose für den König einstehn,
Von dem er weder Vortheil hat noch Dank;
Der sich bereichert hat mit seiner Armuth
Und seinem Elende das Ohr verschloß?
Und wird der Duldende, der Schwergedrückte
Auch noch für seinen König dulden wollen?

Die Gegenbewegung setzt ein mit der durch Hastfer veranlaßten Anzweifelung des berühmten Privilegiums Sigismundi Augusti, von welchem die Livländer eben ihre Vorrechte ableiten, und gipfelt in der Präsentation eines Documents, welches, von Patkul verfaßt, dem livländischen Landrath vorgelegt werden sollte und gewisse Forderungen enthält, die eine freiere Stellung Livlands im schwedischen Reiche bezweckten. Durch Verrath in die Hände Hastfer's gelangt, macht das Papier, dessen so äußerst wichtigen wörtlichen Inhalt uns der Dichter

zu unserm Bedauern verschweigt, auf den König nunmehr den Eindruck, als wäre es ein hinreichendes Beweisstück einer heimlich genährten Verschwörung, und damit ist Hastfer's Sieg und Patkul's Niederlage entschieden. Die nachfolgende Unterredung des Königs mit Oxenstjerna und Stenbock ist nur im Stande, den großartigen Eindruck, den jeder Leser empfangen haben wird, abzuschwächen. Der Rothstift des Regisseurs fände hier willkommene Arbeit, wie es denn Marholm selten gelingt, den Inhalt eines ganzen Acts im Schlußwort noch einmal epigrammatisch zuzuspitzen. Sein großes Talent ist vielleicht noch zu schamhaft, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß es für nöthig hielte, sich mit den Gesetzen der theatralischen Wirkung überall in Einvernehmen zu setzen.

Im vierten Act finden wir Patkul, zum Tode verurtheilt, im schwedischen Gefängniß wieder. Verschiedene Ueberredungsversuche, daß er nach Livland fliehen möge, bleiben erfolglos, da sich der Arme von den eigenen Landesgenossen verlassen sieht und an keine Rettung mehr glaubt, bis Gertrud den Tiefgebeugten von neuem erhebt, zu frischer Thatkraft entflammt und an seine Pflicht mahnt, sich dem Vaterlande um jeden Preis zu erhalten. Er flieht nach Livland; aber das härteste Opfer, das eine liebende Seele zu bringen vermag: die Hingabe ihrer selbst an den Ungeliebten — hier Gertrud's an Hastfer — hat gebracht werden müssen, um ihn zu retten. Ich bezweifle, ob dieser Verrath an der Liebe aus Liebe historisch ist; jedenfalls steht er nicht ganz auf der Höhe des geschichtlichen Dramas und drückt das Werk ein wenig in das Romanhafte hinunter, abgesehen davon, daß der Gedanke schon ziemlich verbraucht ist und bereits bei Shakspeare in „Maß für Maß" und in Sprickmann's „Eulalia" vorkommt. Ueberhaupt steht der vierte Act mit seinem beständigen ängstlichen Herumrennen im Dunkeln, was immer einen fatal-nervösen Eindruck hervorbringt, nicht ganz auf der Höhe der vorigen.

Erschütternd hingegen wirkt wieder der fünfte, in welchem Patkul erfährt, daß seine eigenen Landesgenossen und Mitpatrioten von Hastfer gezwungen worden sind, eine Erklärung zu unterzeichnen, die ihn als Verräther brandmarkt, mit welchem sie keine Gemeinschaft mehr haben wollen. Die tiefste Verzweiflung hat sich des Helden bemächtigt; da versieht Gertrud zum letzten mal das Amt eines himmlisch tröstenden und aufrichtenden Engels:

Was? Ist das jener unbeugsame Wille,
Der mich zuerst an deine Seite riß?
Ist das der helle, der weitsicht'ge Geist,
Den der Erfolg nicht täuscht, der Miserfolg
Nicht niederschlägt, weil in die Ferne er
Den Weg sich bahnet? O belüg' dich nicht.
Der Wille ist nicht todt — er schlummert hier —
Den starren Schlummer der Erlösung schläft er,
Erwachen wird er in verjüngter Spannung
An eines andern Willens Lebenskraft.
Was ist an uns unsterblich als der Wille?
Reinhold — soll dich ein Weib beschämen dürfen —
Erblassen soll des Mannes höchste Tugend —
Erblassen vor des Weibes Heldenmuth?
Was wendest du dich ab? Blick mir ins Auge!
— — — — — — — — — —
Das Große alles und das Herrliche,
Was nur die gottentzündete Begeistrung,
Was schöpferischer Thatendrang vermag,
Das legte auf des Mannes Theil der Himmel,
Für euch schuf er den Reichthum einer Welt!
Was wurde uns? Auf euch wies er uns hin —
Nichts gab er uns zu eigen, unser Leid
Und Glück in euch beginnet es und endet's.
Wir dienen still und selbstlos euch im Leben
Und sterben, wenn es sein muß, gern für euch.
Ich habe es vermocht — vermocht um dich —
Soll ich verzweifelnd und vergebens sterben?
(Sie umklammert ihn.)
Reinhold, soll ich umsonst geopfert sein?

Das Drama schließt mit der Absetzung Hastfer's, dessen Schändlichkeiten dem König zu Ohren gekommen, und mit einem innigen Lebewohl unsers Helden, der nun — das Land segnend, das ihn verstoßen — in unbekannte Fernen hinaussegelt, um dort vielleicht das für sein Vaterland zu erreichen, was ihm die schwedische Herrschaft geraubt hat.

Bei Beginn des zweiten Dramas, welches sich „Patkul's Tod" (Nr. 4) betitelt, vermissen wir zunächst eine klare und kurzgefaßte Exposition der Weltlage, wie sie bei Gutzkow im ersten Act mit wenigen scharfen Strichen die Oberhofmeisterin gibt. Der historisch gebildete Leser kann sich ja ohne Zweifel in die durch den eroberungslustigen jungen schwedischen König Karl XII. geschaffenen Verhältnisse hineinversetzen, aber der gebildete Leser ist nicht das Theaterpublikum. Die Verknüpfung mit dem in Livland spielenden Drama hat Marholm geschickt durch Patkul's in Dresden eintreffende Schwester bewerkstelligt, wenn auch die weit ausgesponnenen Rückerinnerungen wenig dramatisches Leben bieten. Auch die geheim gepflogenen Unterhandlungen des russischen Gesandten am sächsischen Hofe, Patkul, mit dem österreichischen Grafen Straatmann wegen der Ueberführung der russischen Hülfsarmee auf österreichisches Gebiet, sowie die Besprechungen über die an Friedrich August zu zahlenden Subsidiengelder, so folgenschwer sie auch nachmals für unsern Helden werden, lassen bei der von Marholm beliebten Behandlung den Pulsschlag echt dramatischen Lebens vermissen. Erst als wir ahnen, daß der für die erwähnten Gelder von dem sächsischen König angekaufte Schmuck für Anna von Einsiedel, Patkul's Braut, bestimmt ist, wird unser Interesse rege. Von vornherein gespannt darauf, welche Stellung der Verfasser, nach der so starken Hervorhebung von Patkul's Jugendliebe, der Einsiedel in dem Gefüge des Dramas anweisen werde, gestehen wir gern, daß es ihm vollkommen gelungen ist, diese Aufgabe in geschickter Weise zu lösen. Anna von Einsiedel ist bei Marholm nicht wie bei Gutzkow das unbedingt liebende Weib, sondern die pracht- und prunksüchtige sächsische Hofdame, die, von der glänzenden Erscheinung des livländischen Abenteurers geblendet, gar nicht die Kraft besitzt, ihn auch in die Tiefen des Unglücks

zu begleiten. Sie läßt sich, freilich ohne den ganzen Umfang der für Patkul daraus entstehenden Gefahr zu ahnen, in die Machinationen der sächsischen Hofpartei verstricken und vom Minister Pfingsten über die mit dem Grafen Straatmann gepflogene Unterhandlung Patkul's aushorchen. Sie fühlt sich dem heimatlosen Livländer gegenüber als Sächsin; sie ruft ihm, als er beschließt, sich von Friedrich August endgültig abzuwenden, beleidigt zu: „Brich mit dem König nicht, du brichst mit mir!", und treibt ihn zum furchtbarsten, den Bruch besiegelnden Ausbruch der Verzweiflung, als sie ihm auf die Erwähnung seines geliebten Landes, für welches er alles zu opfern bereit sei, entgegnet:

Dein Land? O schamroth würd' ich, nähme ich,
Verdammt zu solchem Lande zu gehören,
Noch solchen Landes Namen in den Mund!
Wer seine Händel auszufechten hat,
Der stehe denn doch auch für seine Sache;
Dein Vaterland jedoch erbettelt Hülf'
Und Rettung von dem Gut und Blute Fremder.
War dir der König falsch — er hat die Macht,
Dich zu beglücken oder zu verderben!
Ohnmächtig wie du bist, ertrage es.
Er ist der König, du bist der Gebannte,
Geächtete und unterfängst dich, ihn
Gleich einem Werkzeug für dich auszunutzen!
Ihn, welcher hier dir eine Heimat bot,
Zur Braut der ersten eine dir des Landes
Gewährte — unterfängst dich, mir das, mir
Es zu gestehn, die einem Haus entstammt,
Das treu dem Throne stets zunächst gestanden;
Die arglos und vertrauend ihre Liebe
Dir schenkte, ihre unbefleckte Hand
In jene legte, dran der Makel haftet
Der ersten Braut, der Abenteurerin,
Die einem anderen sich hingegeben!

Noch in demselben (dem dritten Act) erfolgt die Verhaftung Patkul's in seiner Wohnung. Der vierte, in welchem der Held gar nicht auftritt, fällt gegen die vorigen sehr stark ab; er bringt den Frieden mit den Schweden und zugleich die bedungene Auslieferung Patkul's sowie die innere Zerrüttung der den Weg einer königlichen Maitresse betretenden Einsiedel. Wenn bei Gutzkow die Peripetie des Dramas entschieden weit wirkungsvoller und theatralischer ausgearbeitet ist, so hebt sich der fünfte Act als der Act der tragischen Katastrophe bei Marholm zu höchster Höhe. Derselbe spielt im schwedischen Lager selbst und führt uns den jungen Eroberer Karl XII. vor. Marholm hat vollkommen recht daran gethan, den leidigen Geldhandel mit dem Commandanten des Königssteins und die Perfidien des sächsischen Ministers, die von Gutzkow so peinlich hervorgehoben worden sind, unberücksichtigt zu lassen. Der geschichtliche Conflict zwischen Livland und Schweden kommt in seinem fünften Act klar und voll zum Austrag. Zunächst thut Patkul's Schwester für ihn einen Kniefall vor Karl XII. Der König scheint auch anfangs gerührt durch die zarte Beredsamkeit des Mädchens; plötzlich aber — ein sehr gewagter, aber nicht unwahrer Zug — regt sich in dem berühmten Weiberfeinde der Trotz, einem Mädchen weichen zu sollen — er weist sie mit eherner Festigkeit ab. Nun erscheint Patkul in Ketten. Man höre, wie er dem König mit edelm Stolz gegenübertritt:

— — In schwed'scher Kettenlast und jedes
Verbrechens, jeder Schandthat, die den Menschen
Entehrt, peinlich verklagt — steh' ich vor Ihnen,
Vielleicht an meines Lebens letztem Tage.
Ruchlos, ein aufgegebner Mann. Und Sie
Vor mir in Ihrer jungen Siegergröße,
Auf Ihrer Laufbahn stolzer Sonnenhöhe,
In Ihrer ganzen unbezwungnen Macht.
Doch dieser Augenblick gleichgültigen
Triumphs, Genuß für Sie — für mich, mein König,
Hingegen alles, alles, was in Jahren
Des Kampfes, der Verfolgung ich ersehnt —
Er hält im Gleichgewicht uns zueinander
Für alle Zeit. Mann gegen Mann, so werden
Wir einst uns treffen vor der Nachwelt Blick.
Ganz auf uns selbst gestellt, ganz aus uns selbst
Gerichtet, aber dieser Zeichen des
Verbrechens und der Schande ich entledigt,
Und Sie, mein König, ohne Lorberkranz!

Noch einmal sehen wir ihn im Gefängniß wieder. Feldprediger Hagen, ein Landsmann von ihm, bringt ihm die Kunde von seinem bevorstehenden gräßlichen Ende. Die Stelle ist furchtbar schön:

Ja, das ist schwed'scher Haß! Bis in den Tod
Verfolgend, übern Tod hinaus zerstörend!
— — — — — — — — — — —
Im Tod geschändet durch die Art des Sterbens!
Gleich Räubern und Mordbrennern hingemartert,
Schändlich gesellet den Verworfensten,
Daß Graun und Abscheu von der Richtstatt scheuche
Die Blicke jedes Ehrenmannes —!

Mit folgenden Worten nimmt Patkul Abschied von seinem Freunde Löwenwolde:

Nach Rußland geh, wenn ich vollendet habe.
Erklär' dem Zaren, Patkul sende dich
An seiner Statt. Weitgreifende Entwürfe
Hab' ich mit ihm getheilt, hab' sein Vertrauen
Besessen, das er jetzt auf dich vererbe.

Dies ist so ziemlich die einzige Stelle, die uns über die innersten Pläne Patkul's Aufklärung verschafft, aber zugleich auch die, welche uns Deutschen das Drama ein wenig entfremdet. Gutzkow hat diese Schwierigkeit dadurch zu überbrücken gesucht, daß er Rußlands als des künftigen Schirmherrn Livlands gar nicht Erwähnung thut und an einer Stelle den Schein erweckt, als handle es sich wirklich um eine deutsch-patriotische Sache. Es war immerhin das kleinste von zwei Uebeln. Wir können uns nicht für eine geschichtliche Thätigkeit sonderlich begeistern, deren Resultat doch schließlich nur in einem ziemlich gleichgültigen Wechsel des Herrscherhauses bestehen sollte, und wollen nur hoffen, daß man in Livland hierüber anders denkt.

Davon abgesehen hat die Kritik in Leonhard Marholm ein echtes, tief angelegtes Talent zu begrüßen; auch dramatische Kraft ist dem Autor eigen, doch thut, um die

Bühne beherrschen zu können, noch größere Concision in Worten, Situationen und Durchführung noth. Bei den gegenwärtigen Bühnenverhältnissen ist es zwar mehr als zweifelhaft, ob der Marholm'sche „Patkul" in Deutschland aufgeführt werden wird. Eine Bühne aber scheint mir gewissermaßen die Pflicht zu haben, das patriotische Werk zu verkörpern: das Stadttheater in Riga, dem es hierdurch auf das angelegentlichste empfohlen sein mag.

Wilhelm Henzen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein Prachtwerk über Aegypten.

Aegypten in Bild und Wort. Von G. Ebers. Dargestellt von unsern ersten Künstlern. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. Folio. 84 M.

Schon in weiten Kreisen hat sich dieses vom Verleger so geschmackvoll ausgestattete Prachtwerk Eingang verschafft, und es zeichnet sich in der That vor allen aus durch glückliche Lösung der hohen Aufgabe, die im Wechsel gewaltiger Schicksale aufeinander gefolgten Gesittungszustände des einzigen Landes der Erde, von welchem es eine fünftausendjährige ununterbrochene Geschichte gibt, in der Form einer genußreichen Unterhaltung darzustellen, am Faden der Erzählung einer ganz Aegypten von Nord bis Süd durchmessenden Reise, dabei das beschreibende Wort zehnfach an Macht erhöhend durch ausgezeichnete Bilder von Landschaften, Bewohnern aller Zeitalter und ihren nach der Natur oder nach ehrwürdigen Denkmalen entworfenen Lebensgestaltungen.

Nicht weniger als sechsunddreißig der vorzüglichsten Maler haben an diesem Werke gearbeitet, von dem man kaum eine der großen Folioseiten aufschlagen kann, ohne daß der Blick auf einem meisterhaften Bilde mit Wohlgefallen ruht; leider sind es, vermuthlich um den einheitlichen Charakter des Ganzen zu wahren, ausschließlich Holzschnitte, die, wenn auch von der hier stets erreichten technischen Vollkommenheit, ihrer Natur gemäß doch den Hauptreiz ägyptischer Landschaft, die durch die dunstfreie Atmosphäre erwirkte Farbenpracht der Beleuchtung, nicht wiederzugeben vermögen, weshalb wir wenigstens als Titelgemälde der beiden Bände an Stelle der Porträts der beiden Chediven viel lieber je eine Charakterlandschaft des untern, d. h. offenen, und des obern, d. h. thalförmig geschlossenen, Aegypten gesehen hätten.

Den Text und somit die künstlerisch gelungene Composition des Werks schuf nur einer, aber der eine war Georg Ebers, der gelehrte Aegyptolog und allbekannte Meister in anschaulicher Schilderung.

Nachdem wir mit ihm in Alexandrien den Boden des heiligsten Landes der Menschheit, des Ursitzes ihrer höhern Gesittung, betreten haben, geleitet er uns im ersten Bande durch die weiten Fluren des Nildelta. In dessen Osten wird dem aus der Heiligen Schrift allen erinnerlichen Land Gosen ein ausführlicher Besuch gewidmet. Erst geht es durch wohlbestelltes, von Kanälen durchschnittenes Ackerland, welches, wenn nicht stellenweise die Dattelpalmen ihre luftigen Häupter erhöben, ans gesegnete Rheinland von Baden, Elsaß oder der pfälzer Ebene erinnern würde mit seinen prangenden Obstgärten, seinen schweren Weizenähren. Doch die Heimatsanklänge verhallen:

Die Aecker hörten endlich auf, und ich betrat den dürren, hier und da mit Salzausschwitzungen wie mit einer dünnen Eisschicht bedeckten Boden der Wüste. Bald umfing mich von allen Seiten die Einöde, und hier war es, wo ich zum ersten mal den wunderbaren Zauber der Wüsteneinsamkeit, aber auch jene seltsame Erregung empfand, die sich hier so leicht der Phantasie des Wanderers bemächtigt, und die sich besonders wirksam erweist in der Einbildungskraft der Araber, die die leblose Wüste mit einer Welt von wunderbaren Phantasiegebilden bevölkert. Hier haust die gesammte Geisterwelt, hier tummeln sich die Ginnen und Ghulen, die die Luft durcheilen auf seltsamen Reitthieren: Heuschrecken, Igeln und Spinnen. Auch der Frömmste darf an sie glauben, denn selbst der Prophet berücksichtigte sie, und viele von ihnen nahmen den Islam an; andere sind bösartig, bedrängen die Menschen, und der Teufel ist ihr Regent. Bis zum Himmel wagen die Ginnen sich vor, um seine Geheimnisse zu erspähen; aber die Engel halten Wacht, und die Sternschnuppen, die der Wüstenwanderer in stillen Nächten fallen sieht, sind glühende Pfeile, welche die übermüthigen Geister niederstrecken. Gibt es etwas Gespenstischeres als arabische Wanderer, die auf ihren Kamelen, in helle Gewänder gehüllt, lautlos und von Geiern begleitet, in der Dämmerstunde auf den schweigenden Pfaden der Wüste dahinziehen? Wenn der Mond aufgeht und sich seine Strahlen in den Marienglasstückchen an der Hügelwand spiegeln, dann verwandeln sich die Ghulen in flackernde Lichter, und die Ginnen in Menschengestalt erscheinen schwebend über der Erde, oder lautlos wandelnd, oder auf schwarzen Rossen mit schwarzen Gesichtern und Krallen wie der Stahl der Sensen.

Selbst bei tausendmal Beschriebenem lauscht man dieser mit Worten malenden, nie gezierten oder mit erheuchelten Empfindungen geschminkten Beredsamkeit gern. So bei der Schilderung des Ausblicks von der Höhe des ältesten Bauwerks, der Cheops-Pyramide:

Fruchtbarkeit und Dürre, Leben und Tod berühren einander nirgends so nah und unvermittelt wie hier. Dort im Osten fließt der breite, von weißen lateinischen Segeln überwehte Nil, und wie smaragdfarbene Teppiche breiten sich an seinen Ufern die Aecker und Wiesen, die Gärten und Palmenhaine aus. Den Vogelnestern unter grünen Zweigen vergleichbar, ruhen die Dörfer unter den Kronen der Bäume, und zu Füßen des Mokattambergs, der jetzt in goldigem Gelb erglänzt, und wenn die Sonne zur Rüste geht, im Widerscheine des Abendrothes rosen- und malvenfarbig leuchten wird, erhebt sich mit tausend Moscheen die Khalifenstadt, hoch überragt von der Citadelle und den schlanksten von allen Minareten, den Zierden des Mausoleums Mohammed Ali's, die als echte Wahrzeichen von Kairo in weitester Ferne sichtbar bleiben. Wie ein grüner Kranz ein lebensvolles Menschenhaupt, umgeben Gärten und Bäume die Stadt. Es gibt kein reicheres Bild des Gedeihens, des Lebens und der

Frische. Die silbernen Wasseradern der Kanäle erscheinen wie glänzender Saft, der dieser üppigen Pflanzendecke entströmt. Ungetrübt ist der Himmel, und doch ziehen Wolken über die Felder. Das sind Vögelscharen, die hier Trank und Nahrung die Fülle finden.

In die Wunderstadt des neuen Aegypten, die Schöpfung der über das Nilland herrschenden arabischen Fürsten des Mittelalters, geleitet uns der Verfasser im Eingang des zweiten Bandes. Unübertroffen bleibt auch heute noch die Schilderung, welche unser Brugsch in knappem Rahmen von der herrlichen Siegesstadt des Islam, „Masr el Kahira", der größten Stadt Afrikas seit tausend Jahren, die ihm selbst zur zweiten Heimat werden sollte, entworfen hat. Aber eingehender lernen wir die Stadt und das Leben ihrer Bewohner freilich hier kennen. Wenn wir uns auch dabei die Freiheit zu Kürzungen nehmen müssen, wollen wir doch dem Leser d. Bl. im wörtlichen Anschluß an Ebers' Darstellung einen Einblick in dies echt morgenländische Großstadtgetriebe zu vermitteln suchen. „Ein Tag in Kairo" heiße das Schauspiel:

Nach Sonnenaufgang erscheinen Beduinenbuben mit ihren Ziegen, melken sie auf der noch menschenleeren Straße in die Töpfe der Kunden und rufen mit weit geöffnetem Munde: „Milch! Milch!" Der Theeverkäufer, gewöhnlich ein Perser mit appetitlich geputztem Messinggeschirr, folgt ihnen auf dem Fuße. Nicht weniger zeitig als er zeigt sich der Bäcker mit seinen flachen, kreisförmigen, graubraunen Brotfladen aus Durrakorn. Arbeiter und Handwerker geben ihm einige Para zu verdienen, und wem es seine Mittel erlauben, der wendet sich an den umherziehenden Garkoch, bei dem er gekochte Rüben, gedämpfte Bohnen, saure Gurken, Fleischklößchen, harte Eier und ähnliche Speisen findet. Als Würze der Mahlzeit wird fleißig in ein Bündel Knoblauch gebissen. Jetzt werden die Läden geöffnet, die Bänke von Palmenstäben vor die Kaffeehäuser gestellt, und es zeigen sich als die ersten besser gekleideten Männer sogenannte Effendis, schriftkundige Beamte, koptische Rechnungsführer und Commis. Daß es noch Morgen ist, deuten die weiß gekleideten, verschleierten Bürgersfrauen an, die mit ihren dunkelfarbigen, Körbe tragenden Dienern, um Einkäufe zu machen, auf den Markt gehen, der noch nicht völlig gefüllt ist, denn noch wimmelt es in der Muski von schwer beladenen Bäuerinnen in langen blauen Hemden. Das Gesicht dieser letztern wird von schwarzen Schleiern verhüllt. Sie tragen große Körbe voll Geflügel, Hühnern und Tauben, einen Truthahn oder Gemüse auf dem Kopf. Fischerjungen folgen ihnen mit ihrer zappelnden, vor wenigen Stunden im Nil gefangenen Waare. Die Eselreiter und Lohnkutschen mit voraneilenden und lautrufenden Läufern werden häufiger, Soldaten und glänzende Equipagen zeigen sich, und immer dichter wird die Menschenmenge. In den ersten Nachmittagsstunden erreicht das Menschengedränge seinen Höhepunkt. Eine wogende Fläche von weißen und bunten Turbanen bewegt sich auf und nieder, und wie die Meereswellen von Schiffen und Nachen, so wird die Menschenmenge hier von langen Kamelzügen, dort von rücksichtslos schnell dahineilenden Karossen, denen Läufer die Bahn eröffnen, hier von Reitern auf weithin leuchtenden Satteldecken zertheilt; Hochzeits- und Leichenzüge mit Musik und Gesang, Freudengejauchze und Klagegeschrei folgen einander. Nur minutenlang verweilt das Auge bei dem Zahltische des Wechslers, denn es gibt etwas Ergötzliches, Neues zu schauen. Zwei Frauen aus einem Harem werden von einer Reiterschwadron, vor der alles zur Seite weicht, an das uns gegenüberliegende Haus gedrängt. Sie kreischen und schelten ungeachtet der ihren Mund bedeckenden Gazeschleier, und durch die heftigen Bewegungen ihrer Arme öffnet sich der sie umhüllende dominoartige Mantel und läßt die hellen, bunten Seidengewänder unter ihm sehen. Jetzt zieht der letzte Reiter an ihnen vorüber, es öffnet sich ihnen von neuem die Bahn, und heftig schlagen sie mit den rothen Saffianpantoffeln an ihren kleinen Füßen die Weichen des Grauthiers, das sich an den Beinen eines reisenden Engländers stößt, der das Ausweichen nicht gelernt zu haben scheint. Die Europäer sind zahlreich vertreten, aber wer schaute auf ihre unkleidsame, bescheidene Tracht, wo es türkische Paschas, Beduinen, Armenier, Perser, Inder, Griechen und Neger in allen Schattirungen der schwarzen Haut gibt. Die Sonne geht zur Rüste. Der Menschenstrom beginnt zu ebben, der Lärm läßt nach, und weit schneller als in unsern Breiten senkt sich das Dunkel der Nacht hernieder. In den Läden, den Apotheken mit ihren bunten Glasflaschen, den Garküchen und Kaffeehäusern werden Gasflammen und Laternen angezündet, und die herrenlosen Hunde kommen aus ihren schattigen Schlupfwinkeln hervor und stillen ihren Hunger mit den zahllosen Abfällen, die sich auf dem staubigen Damme der ungepflasterten Straße angesammelt haben. Vor Mitternacht ist es völlig still in den belebtesten aller Straßen. Sämmtliche Läden sind geschlossen, und selbst die Thorhüter, die ihre Betten von Palmenstäben vor die Pforte des von ihnen bewachten Hauses gestellt haben, hören auf zu plaudern, und laut und feierlich klingt, von keinem andern Geräusch unterbrochen, der Ruf der hundert Gebetruser von den Moscheen der Khalifenstadt durch die Stille der Nacht.

Aus dem durch Mohammed-Ali und seine Nachfolger heraufgeführten modernen Aufschwung Aegyptens dringt sinnend und schauend der Blick über die traurige Verfallzeit der letztvergangenen drei Jahrhunderte einer maßlos das Land und Volk aussaugenden Herrschaft türkischer Paschas und despotischer Mamluken-Beis in die bunte Glanzperiode des ägyptischen Mittelalters, von der uns die Märchen der „Tausend und eine Nacht" so viel erzählen, um endlich ernst zu ruhen auf den weit dauerhaftern, ja wie für die Ewigkeit geschaffenen Denkmalen des herrlichen Alterthums. Der Verfasser hebt es nicht zur Genüge hervor, aus welchem historisch-geographischen Grunde sich mit unserer Verehrung der hehren Zeugen einer großen Zeit das Gefühl der Wehmuth mischt über das für immer Geschwundene: Aegypten bildete in strenger Zucht kraft der einzig nur ihm dazu in solchem Maß gewordenen Begabung die früheste Menschheit heran auf der schwarzgrauen Scholle seines Nilbodens von einem so geringen (dem Areal der Provinz Sachsen gleichenden) Umfang; es war das Land des Sonnenaufgangs unserer Cultur, die dann über Griechenland auf die mächtigern Stätten zu beiden Seiten des nordatlantischen Weltmeers verpflanzt wurde, wo allein der rechte Raum gegeben scheint für ihre Weiterentfaltung zu einem kräftigen Mannesalter nach jenen Jugendtagen, verlebt bei den Lotosblumen und dem Papyrusschilf, später im anmuthigen Bereich der mittelländischen Gestade. Aegypten wie Hellas waren geographisch vorgezeichnete Durchgangsorte der Menschheitsentwickelung; sie erheben sich beide unter unsern Augen aus dem tiefen Ruin, in den sie das Türkenjoch gestürzt hatte, aber der poesievolle Schimmer ver-

gangener Größe kann sich ihnen nie wieder in das strahlende Licht mittäglicher Sonnenhöhe wandeln, so gewiß die Sonne keine rückläufige Bewegung zu beginnen, der Mann nicht wieder zum Knaben zu werden vermag.

Ergreifend predigt alles wahrhaft Große am Ufer des ägyptischen Stroms: Gewesen! Aber wie herrlich ist es der Wissenschaft seit Champollion's genialer Entzifferung des dreisprachigen Steins gelungen, bis ins Einzelnste dieses merkwürdige Leben der Alt-Aegypter zu erforschen! Indem uns unser Forscher mitnimmt auf seine Nilfahrt durchs obere Land, sein Nilboot verlassend, die Tempelreste und Grüfte bald des rechten, bald des linken Ufers durchmustert, dann besonders verweilt in der Ammonsstadt, dem „hundertthorigen" Theben, verdanken wir ihm zumal über die Lebensauffassung des Pharaonenvolks anziehende Belehrung. Nicht trübsinnig schauten sie in das Azurblau ihres Himmels, die Zeitgenossen von Seti und Ramses; noch in ihren Grabmälern verräth uns Wort und Bild, daß sie heiter waren bei fleißiger Arbeit, muntere, ja ausgelassen lustige Festtage den Tagen erfolgreichen Schaffens auf allen Gebieten des friedlichen Lebens folgen ließen, daß Könige wie Gutsherren gar nicht die finstern Peiniger ihrer Unterthanen waren, wie man sie sich noch öfters bei uns denkt.

Lassen wir die uralten bilderreichen Grabgrüfte von Beni-Hasan uns überzeugen, daß die Alt-Aegypter wahrlich kein kopfhängerisches Knechtsvolk von Muckern gewesen:

Fröhliche Tage waren es, in denen man diese Grüfte mit ihrem bunten Bilderschmuck versah. Wie groß sind die Trauben, die singende Winzer von den Spaliere umrankenden Stöcken schneiden! Der Most wird ausgetreten und gepreßt, in Krüge gefüllt und in luftige Speicher gestellt, denn die Keller sind heiß in Aegypten. Sänger, Harfenspieler und Flötenbläser lassen sich hören, und wie heute noch, so wurde schon damals beim Klang der Musik taktmäßig in die Hände geklatscht. Der Tanz wird kunstgemäß von Männern und Mädchen geübt. Ringspiele stählen die Kraft der Jugend, und wir sehen selbst den Ball in diesen frühen Tagen von einer Hand in die andere fliegen. Das Bretspiel und andere Belustigungen werden abgebildet, und bei muntern Schifferstechen, Fischzügen und Vogeljagden erschallt auf dem Nil lauter Jubel. Wohl bezieht sich dies alles zunächst auf die großen Herren, die in diesen Grüften zur Ruhe gingen; aber ihrer Hörigen Los war kein schweres, denn in ihren Grabschriften rühmen sich ihre Gebieter mit besonderm Nachdruck, milde Menschlichkeit geübt zu haben. Der würdige Ameni, dessen Grab wir zuerst besuchten, sagt von sich selbst, er sei ein gütiger Herr gewesen, ein Fürst, den seine Stadt liebte. Auch nicht dem Sohne des geringen Mannes habe er ein Leid zugefügt, oder eine Witwe bedrückt; kein Bauer sei von ihm bedrängt, kein Hirte vertrieben worden, keinem kleinen Mann habe er seine Leute fortgenommen zur Arbeit, kein Mensch sei elend gewesen in seiner Zeit oder hungrig in seinen Tagen; als aber die Zeit der Hungersnoth gekommen sei, da habe er alle Aecker des Gaues Mah bestellt bis zu seinen Grenzsteinen im Norden und Süden, seine Bewohner erhalten und für Speise gesorgt, sodaß sich kein Hungernder in ihm befand. Bei allem, was er gespendet, sei der Große nicht dem Geringen vorgezogen worden.

Aus Gräbern und nächtigem Dunkel tauchen wir wieder empor zum heitern Licht des Tags und zur frischen Gegenwart. Gemächlich ruhend unter dem schwarz-weiß-rothen Wimpel auf dem Deck unserer Dahabije, lassen wir die stillen Nilufer an uns vorüberziehen:

Tiefes Schweigen umfängt uns; wir gleiten vorüber an saftgrünen Feldern und altersgrauen Denkmälern, vom Winde bewegten Palmenhainen und starren, nackten Felsen, reich belebten Dörfern und Städten, und leeren, uralten Grüften, grauen Fabrikschornsteinen und bunt bemalten Tempeln. Bald treten die Uferberge so nahe an den Fluß heran, daß seine Wogen ihren Fuß bespülen, bald weichen sie weiter, aber niemals mehr als einige Meilen zurück. Ueberall, wo er ein ebenes Landstück, und wäre es auch noch so klein, berührt, bestellt der Landmann fruchtbare Felder und erheben sich Dörfer. Die Aecker, die Weiler, die Felsenbildungen, die Inseln im Strom, die Formen der Palmen und Sykomoren, die Schiffe und Segel, die Dämme und Geräthe zum Schöpfen des Wassers, so viel ihrer sind, sehen einander zum Verwechseln gleich, und dennoch ermüdet unsere Aufmerksamkeit niemals; denn mannichfaltig und glänzend wie auf keinem andern Gebiete der Erde sind die Lichter und Farben, die dieses Thal und diese Berge bekleiden im Duft der Morgenfrühe, im Goldglanze des glühenden Mittags, in den Abendstunden, wenn das untergehende Tagesgestirn den Himmel in einen purpurnen Baldachin verwandelt, und den frischen Nächten, in denen der Hesperus wie ein kleiner Mond, der Mond wie eine Sonne mit kühlem Silberlicht, und die Planeten und Fixsterne wundervoll hell am reinen, tiefblauen Himmel glänzen.

Doch seit uns die sitzenden Riesenstatuen, die nach Art und Weise der Griechen von uns sogenannten Memnonskolosse, auf der westlichen oder Todtenstadtseite Thebens bei der Fahrt in den äußersten Süden aus dem Gesichtsfeld entschwunden, längst schon die innerafrikanische Dumpalme mit ihrem gar nicht palmenhaften Gabelgeäst der schlanken Dattelpalme zur Seite getreten, kündigt sich immer merklicher die öde Wüstennatur des nahen Nubien an:

Immer öder und gelber werden die Ufer zu beiden Seiten des Nils, immer dunkelfarbiger und spärlicher bekleidet die Kinder und die Männer, welche die Schöpfeimer ziehen, immer kleiner und seltener die Dörfer und Palmenhaine. Nubisch und nicht mehr ägyptisch ist alles, was das Auge erreicht. Glühend brennt die Sonne des Mittags; dort auf der Sandbank liegen regungslos zwei Krokodile, und als das Tagesgestirn sich neigt, bemalt das glühende Abendroth nicht mehr die hohen Taubenschläge Oberägyptens, suchen wir vergebens nach den Fellahweibern, die sich in langem Zuge dem Ufer des Flusses nähern, um Wasser zu schöpfen, denn völlig nackte Felsen, aus deren Spalten wie Schneefirnen helle Sandstreifen leuchten, erheben sich hart am Strom, oder durch Wüstenflächen und kleine Ackerstücke von ihm getrennt, zu unserer Rechten und Linken.

Die „Elfenbein-Insel" (Elephantine) wird umsegelt, deren Name auf den Marktverkehr sudanischer Elfenbein-Karavanen an dieser Stätte schon im hohen Alterthum deutet, und ein letztes Kleinod des Aegypterlandes liegt vor uns: das reizende Palmen-Eiland Philä mit seinem schön erhaltenen Tempelrest und seinem ewig frischen Grün, genährt von der feuchtern Luft, die von der brausenden nördlichsten Stromschnelle des Nil herüberweht; mit letzterer hat die Natur selbst Aegypten die Grenze gesetzt, und der Name Philä (durch die Griechen entstellt aus dem altägyptischen Alek, mit dem Artikel p-Alek oder ph-Alek) bedeutet auch das Ende.

Wer bis zu diesem Ende dem wohlunterrichteten Reiseführer gefolgt ist, wird ihm Dank wissen für seine lehrreiche, geistvolle Unterhaltung. Uns will nur eins bedauerlich dünken: daß hier ein Alterthumsforscher ein Land schilderte ohne ein deutliches Bewußtsein davon zu verrathen, wie strenge Forderungen eine durchaus selbständige Wissenschaft heutzutage an denjenigen stellt, der Landeskunde vortragen will, nämlich die Geographie. Zwar haben wir es oben gleich in den ersten Zeilen ausgesprochen, daß es hier nicht auf eine ägyptische Landeskunde abgesehen ist, Landschafts-Scenerien vielmehr fast durchweg nur als Staffage vom Verfasser benutzt werden für seinen Hauptgegenstand, die Culturbilder. Aber wurzelt nicht die Entwickelung jedes Volkes, und nun vollends die des ägyptischen, im Boden seiner Heimat? Allerdings auch das haben wir mehrfach schon ausgedrückt, daß der Verfasser hauptsächlich beabsichtigte, seine Leser durch wohlgelungene Schilderungen zu erfreuen, nicht sowol tiefer in die wissenschaftliche Erklärung des Warum der Erscheinungen einzudringen; und hier mag dazugefügt werden, daß Peschel's „Völkerkunde", hoffentlich im Besitz jedes für geographische, d. h. bis auf den Grund sich vertiefende, Erklärung der Völkerentwickelung sich Interessirenden, gerade für Aegypten auf wenigen Seiten in jener Hinsicht schon das Beste geliefert hat. Jedoch Ebers enthält sich keineswegs ganz der ursächlichen Erläuterung ägyptischer Culturverhältnisse, hat aber dabei so gut wie völlig Abstand genommen von den im Nilland so gewaltig herrschenden geographischen Motiven, ja sich thatsächlich, wenn auch wol absichtslos, in Widerspruch gestellt mit Peschel's Ausführungen. Wie diese waldfeindliche Wüstenluft zusammen mit dem überschwenglichen Fruchtreichthum des angeschwemmten Nilbodens großartig einfach das seßhafte Wohnen, die Durchführung der Arbeitstheilung, die autokratische Herrschergewalt in Aegypten herbeiführte, wird nirgends angedeutet, die Wichtigkeit der Anlage des Nilthals an der Suez-Brücke ganz außer Acht gelassen; dafür hören wir, daß die alten Agypter aus Asien müßten eingewandert sein, weil es in Afrika ja sonst nirgends ausdauernde Kraft culturmächtiger Völker gäbe, und zwar wahrscheinlich aus Südarabien über die Meerenge von Bab-el-Mandeb!

Ganz unglücklich aber wird auf Peschel zurückgegriffen in der vor einiger Zeit in d. Bl. von uns besprochenen Deltafrage. Da spricht es unser Historiker kindlich unbefangen aus, Peschel habe „erwiesen", daß der Nil als Deltabildner ein jugendlicher Strom, der (in Wirklichkeit, geologisch zu reden, gestern erst aus des Schöpfers Hand hervorgegangene) deltalose Amazonenstrom greisenhaft sei! Dem Nil werden von Ebers noch „zwei Quellströme" angedichtet; vom Mokattam, einem tertiären Kalkberg, wird ein Stück „Muschelkalk" abgebildet, weil eine Versteinerung darauf zu sehen, die einer Fieberphantasie muschelartig erscheinen mag; einmal wird gar auf einem altägyptischen Bild ein Thier als „Ameisenbär" gedeutet, der doch nie anderswo als in Südamerika gelebt hat; wenn der Stadt Kairo eine echte Tropenhitze, nämlich eine mittlere Jahrestemperatur von 21° R. (!) zugeschrieben wird (statt noch nicht voll 17), so liegt sogar offenbar nur eine kleine Verwechselung von Celsius- und Réaumur-Graden vor.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, solche bereits in die zweite Auflage des Buchs, zweifellos also auch in die englische, französische, italienische und spanische Uebersetzung übergegangene Irrthümer zu beseitigen, um häßliche Flecke abzusäubern von einem Werke, welches im übrigen seinem Inhalt wie seiner Form nach ein classisches genannt zu werden verdient.

Alfred Kirchhoff.

Eine Dichtung von Rudolf Baumbach.

Horand und Hilde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M.

Beherrscher eines Landes in der Nordsee war der König Hagen. Seine Gemahlin Hilde sowie deren Gefährtin Hildburg kamen jung an den Hof seines Vaters. Beide hatte ein Greif aus fernen Gegenden zu einer verödeten Insel entführt. Dasselbe Schicksal traf den jungen Hagen, aber er entsprang dem Neste der Greifenjungen, nachdem er diese getödtet, und fand, in der Wildniß umherstreifend, Hilde und Hildburg, die er auf einem feindlichen Schiffe, das er erobert, in seine Heimat brachte, wo der heranwachsende wilde Königsknabe mit Hildburg, einer Art Amazone, im Walde jagte, während Hilde in der Kemenate sanfter Frauenarbeit oblag. Späterhin König geworden und wohl einsehend, daß Ungestümes nicht zu Ungestümem passe, zog er die sanfte Hilde vor, mit der er sich vermählte, worüber Hildburg geheimen Groll hegte. Aus der Ehe entsprang eine einzige Tochter, ebenfalls Hilde genannt, durch ihre Schönheit weit und breit berühmt, jetzt sechzehn Jahre alt. Da sich der Vater von ihr nicht trennen konnte, so wies er alle Bewerber schnöde ab, worüber diese natürlich ergrimmten. Eines Tags erscheinen vor ihm in Begleitung des Strandvogts zwei Knaben mit einer Truhe, deren blitzendes Geschmeide sie dem Könige darbieten, mit der Bitte, den Absendern Frieden zu gewähren: ihre Herren, Wate und Horand geheißen, Vater und Sohn, seien reiche Krämer aus dem Lande der Hegelingen. Der Strandvogt bemerkt dazu, daß ein prachtvolles Schiff mit Kostbarkeiten vor Anker liege, worauf der König frei Geleit zusagt und die Waaren an den

Strand tragen heißt, da er selbst sie besehen wolle, was denn auch andern Tags unter großem Andrang der Edeln und des Volks geschieht. Der Strandvogt erhält zum Geschenk einen Goldreif nebst Spange, der König, der sich nach Waffen umsieht, ein von dem berühmten Schmied Weland verfertigtes Schwert:

„Gehämmert ist's aus kaltem Eisen,
Und Nagelring ist's zubenannt."
Drauf läßt er auf die Schneide gleiten
Ein Flöckchen Wolle aus der Hand,
Und sieh, es fällt zu beiden Seiten
Des Schwerts zerschnitten auf den Sand.

Der König, von dem Betragen der Krämer sehr erbaut, sagt zu seiner Gemahlin und der jungen Hilde:

Reiche, stolze Männer sind die Gäste,
Stark und schön von Wuchs; sie stünden besser
In der Feldschlacht statt im Krämerzelte.
Habe drum Bedenken nicht getragen,
Sie für morgen mir zum Mahl zu laden,
Will sie ehren, wie man Recken ehret.
Wohl empfangen sollt ihr mir die Gäste,
Sollt sie grüßen, wie man Helden grüßet.

Wate und Horand erweisen und erklären sich andern Tags wirklich für Recken, nachdem ersterer im Waffenspiel, das dem Mahle vorherging, selbst den König überwunden und Horand durch herrlichen Gesang alle und zumeist die junge Hilde entzückt. Wir hießen ehemals Recken, sagt Wate, aber vor Herrn Hettel, dem Vogt der Hegelingen, welcher, nach unserm Reichthum lüstern, mit Uebermacht gegen uns anzog, flohen wir in einer Nacht, um als heimatlose Gäste bei König Hagen Schutz zu finden. Horand aber hatte Junghilde „wach gesungen":

Die junge Knospe war gesprungen.
An Horand hing ihr Auge blau,
Wie an der Blume hängt der Thau;
Sie wär' am liebsten sangestrunken
Dem Sänger an die Brust gesunken.

Hildburg suchte den Eindruck, welchen Horand auf Hilde gemacht, zu steigern. Als ich, sagte sie, die Hochgestalt des Helden sah, das Haupt von goldener Lockenflut umflossen, dachte ich, daß es wol würdig sei, einen Kronreif zu tragen, worauf Hilde, Hildburg's Hals umschlingend, rief:

O hilf und rathe mir! — Ich bin so thöricht,
So selig — schilt mich nicht — ich kann nicht anders.
Seitdem ich seine Stimme hörte schallen
Und sah das Bild des Helden vor mir stehn,
Schön wie ein Gott aus Asgards lichten Hallen,
War's um der armen Hilde Kopf geschehn.
Ich möchte jubeln, singen, weinen, klagen,
Ach, was ich will, ich weiß es nicht zu sagen,
Das eine weiß ich, lieber will ich sterben,
Als mich von einem andern lassen werben.

Vernimm denn, sagte Hildburg, nachdem du mir dein Geheimniß mitgetheilt: als ich Horand's Zelt am Strande besuchte, sprach er, indem er deinen Namen ausrief, zu mir: er wisse, daß dein Vater alle, die um der jungen Hilde willen kamen, schnöde abwies, er wisse aber auch von einem jungen Heldenkönig:

Dem wilden Hagen gleich an Kraft und Ehre,
Der hat geschworen bei den starken Asen,
Des wilden Hagen Kind, von dessen Schöne
Die Fahrenden an allen Höfen singen,
Als seine Traute in das Land zu bringen,
Auf daß ihr Haupt der lichte Stirnreif kröne.
Er selber ist der junge, reiche König,
Um deinetwillen ist er hergekommen,
Und singend hat der Held dein Herz genommen.

Wenn heute dem Brauche gemäß das Waffenspiel beginnt, wird sich Horand in die Büsche begeben, als ob er auf ein Lied sinne. Dort findet uns von ungefähr der Sänger, und dort wirst du das schönste seiner Lieder hören. Hilde willigt ein. Bald darauf hinter dichtem Rosenhag steht Horand vor Hilde:

Herrin! Weit von hier im Meere
Liegt der Hegelingen Land,
Und ihr König, reich an Ehre,
Ist Herr Hettel zubenannt.
In dem Herzen heiße Minne
Trägt der starke Held zu dir.
Sei ihm gnädig, Königinne,
Seinen Boten siehst du hier. —

Lächelnd sprach die junge Hilde:
Schlauer Königsbote, sprich,
Gleicht er wol dem Heldenbilde,
Das als Sendling wirbt um mich?
Seine Sehnsucht will ich stillen,
Die dich Helden zu mir trieb;
Um des Königsboten willen
Ist mir auch der König lieb. —

Herrin! sprach der Sänger wieder,
Hettel's Brust trägt hohen Muth,
Asenkraft durchströmt die Glieder,
Und sein Sinn ist mild und gut.
Wolltest du die Herrin werden
Seiner Länder weit und reich,
Keine Königin auf Erden
Käme Hagen's Tochter gleich. —

Hilde sprach mit Flammenwangen:
Eins noch, Fremder, thu mir kund!
Herrlich ist der Krone Prangen,
Süßer eines Sängers Mund;
Hören möcht' ich alle Tage
Sanften Liederweisen zu:
Trauter Königsbote, sage,
Singt Herr Hettel so wie du? —

Täglich in des Königs weiten
Hallen tönt der Harfe Klang,
Sieben kluge Meister streiten
Um den Preis im Wettgesang;
Doch sie horchen und sie schweigen,
Wenn des Königs Stimme schallt,
Wie die Vögel auf den Zweigen,
Wenn der Sprosser singt im Wald. —

Wohl, ich weigre mich nicht länger,
Bin zu folgen dir bereit,
Aber sprich, du kluger Sänger,
Ist der König Hettel weit? —

Und das Kind des wilden Hagen
Lächelte ihm schalkhaft zu,
Gleich als ob es wollte sagen:
König Hettel, Freund, bist du.

Und es sprach der junge Degen:
König Hettel ist nicht fern;
Hoffend sehnt er sich entgegen
Seines Lebens lichtem Stern;
Nah genug, doch wohl verborgen
Ankert seiner Schiffe Schwarm.
Folge mir! Nach wen'gen Morgen
Ruhst du in des Königs Arm.

Andern Tags reitet auf Horand's Einladung König Hagen mit seinen Recken nebst Hilde und Hildburg an den Strand, um im Zelt die Schätze der Hegelingen zu beschauen. Während Wate dem König und der Königin ein mit Edelsteinen besetztes Silberkästlein zum Geschenk darbietet, das sie unverwandt betrachten, entweicht Horand mit Hilde und Hildburg zum Schiff, und ebenso Wate, nachdem er, um dadurch die Aufmerksamkeit von seiner Flucht abzulenken, die Silbertafel umgeworfen. Nun aber sieht Hagen, wie das Schiff mit — Hilde auf dem Meere dahintanzt. Vergeblich ruft er nach seinen eigenen Schiffen: Wate hatte sie angebohrt.

Welche Enttäuschung aber, als Hilde, an der Insel landend, wo König Hettel ihrer wartet, erfährt, daß für diesen Horand sie umworben und entführt habe! Sie wendet ihre Blicke von Hettel ab. Warum doch, sagt dieser, entsandte ich den Weiberliebling Horand? Aber um Verzeihung bittet er ihn, daß er den treuesten Freund schmähe. Als Horand, im tiefsten Schmerz versunken, am Gestade dahinschreitet, sieht er durch den Nebel Männer herankommen. Wer ist es? Der König Hagen! Schiffe hatte er ausgerüstet, um die Entführer seiner Tochter zu erreichen. Horand stößt in sein Schlachthorn, aber Hagen springt ihn an und durchbohrt ihn mit dem Schwerte Nagelring, das ihm Wate gegeben. Nun Kampf zwischen den Hegelingen und Hagen's Mannen. Wate entreißt Hagen das Schwert. Als er aber hört, daß Horand gefallen, stürzt er zu Boden. König Hettel rettet ihn, indem er Hagen niederringt. Eben will er ihm den Todesstoß versetzen, als Hilde sich über den Vater wirft. „Halt ein, du Held!" ruft sie, worauf Hettel dem König Hagen auf die Füße hilft und ihm die Hand bietet:

Der überwundne Hagen zur Sühne war bereit.
Er faßte Hettel's Rechte; zu Ende war der Streit.
Dann hieß man Friede blasen, und nach der Herrn Gebot
Vertrugen sich die Degen. — Wer todt war, der war todt.

Es gingen nach dem Burgthor die beiden Kön'ge reich,
Jung Hilde in der Mitte, die Wangen todtenbleich.
Da nahm der wilde Hagen die Tochter bei der Hand
Und gab sein Kind dem König von Hegelingenland.

Und Hilde? Alles ist in den Schlußworten enthalten:

Viel heiße Thränen fielen der Jungfrau in den Schos —
Das Los der Königinnen wird auch jung Hildens Los.

Dies kurz der Inhalt der Geschichte. Die hineinverwebten Proben zeugen von der Formgewandtheit des Dichters, die keineswegs auf Kosten warmen Gefühls hervortritt. Auch die Motivirung ist gut. Der Trotz und die Verhöhnung des abweisenden Königs Hagen fordert die Bewerber heraus, die von ihm im Felseneiland gefesselte Blume zu befreien. Motivirt ist die Liebe Horand's zu Hilde, über die jedoch die ältere Treue siegt, zu der er sich als Vasall gegen seinen König verpflichtet fühlt; motivirt sein Tod, der zwar äußerlich durch Hagen erfolgt, aber bereits innerlich erfolgte, da er mit dem Verlust Hilde's alles verlor. Und so gehört denn die Dichtung zu den kleinen, wennschon mit Greifen und andern Wunderdingen belebten romantischen Oasen, auf denen man ein wenig ausruhen mag, nachdem man sattsam des Nüchternverständigen alle Tage erlebte.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der talentvolle Dichter Konrad von Prittwitz-Gaffron hat in Gnadenfrei in Schlesien einen Vortrag über „Emanuel Geibel" gehalten, der auch im Druck erschienen ist (Reichenbach, Kuh). Prittwitz ist ein Anhänger und Jünger Platen's, und so liegt ihm eine Parallele zwischen Platen und Geibel nahe, um so näher, als, wie er selbst sagt, Platen und Geibel als die Meister größter Formschönheit die Jetztzeit beherrschen. Die Parallele theilen wir nachfolgend als eine Glanzstelle des von warmer Begeisterung dictirten Vortrags mit: „Platen's Dichtungen waren fast sämmtlich Ausflüsse antiker und orientalischer Dichtkunst, sicher wenigstens seit der Zeit, wo er der Romantik und ihren Vertretern Valet gesagt hatte. Geibel sang «Nausikaa», sang seinen «neugriechischen Mythus», aber seiner Harfe entquollen in gleicher Schönheit: «Volker's Nachtgesang», «Wittenborg», «Spielmanns Heimkehr» und die unerschöpflichen Melodien seiner Minnelieder. In ihm reichen sich die antike Poesie und das deutsche Lied in unvergleichlicher Weise die Hand. Der Leukadische Fels steht in seinen Liedern neben dem Felsen der Lurlei, in das Murmeln des Kephissos mischt sich das majestätische Rauschen des grünen Rheinstroms. Wandeln wir bei beiden Dichtern oft wie in Marmorhallen — so liegt über den dorischen Säulen der ernsten Platen'schen Tempelhalle, Dach und Architrav versilbernd, der bleiche melancholische Mondschein einer hellenischen Nacht, einer Nacht, wie sie Sappho durchtrauerte — über dem heitern Prachtbau Geibel's strahlt in sattem, warmem Lichtglanze goldig die Mittagssonne, und um die akanthus-geschmückten korinthischen Säulen schlingen sich schmeichelnd rothblühende Rosen. Platen's Verbitterung steht Geibel'schem Frieden gegenüber, — Platen's herzbewegender, nagender, im hohen Grade subjectiver Schmerz der in endlicher Harmonie ausklingenden objectiven Klage Geibel's um die Unzulänglichkeit alles Irdischen — der griechische Philosoph mit der am Ausgange seines Denkens und Daseins lauernden Verzweiflung dem Christen mit seiner unerschütterlichen Glaubenszuversicht — das saseinirende Wort: «Ein jedes Herz zerhackt zuletzt ein Spaten», dem Triumphgesange:

«Es muß doch Frühling werden!» Begegnen wir bei Platen politischem Pessimismus, so hält Geibel mit rührender Zähigkeit fest an dem Hoffnungstraume der Wiederaufrichtung dahingeschwundener deutscher Kaisermacht. Platen dichtet Polenlieder. Geibel, dessen Wiege zu Lübeck, der alten freien Reichsstadt stand, kennt nur einen deutschen Patriotismus. Ihm gehört sein Herz."

— Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" liegt der sechsundvierzigste Band vor (Leipzig, Duncker u. Humblot). Er bringt unter dem Titel „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staats von 1793—1813" die zweite Auflage der in dem Werke „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" den eigenhändigen Memoiren Hardenberg's beigegebenen historischen Darstellung des Herausgebers. Wir haben dieselbe bereits auf Anlaß einer Besprechung der Hardenberg'schen Memoiren mitbesprochen (Nr. 33 d. Bl. f. 1877). Der vorliegende Band führt diese ergänzende Darstellung, die zu Ranke's vorzüglichsten selbständigen Arbeiten gehört, bis zum Frieden von Campo-Formio.

— Der dritte Band der „Geschichte des Alterthums" von Max Duncker liegt jetzt in fünfter verbesserter Auflage vor (Leipzig, Duncker u. Humblot). Dieser Band des ausgezeichneten Werks, das durch geschmack- und lichtvolle Darstellungsweise gerade der deutschen Geschichtschreibung, die im ganzen noch immer gegenüber der Geschichtsforschung vernachlässigt wird, zur Zierde gereicht, bildet ein abgeschlossenes Ganzes und schildert uns das Leben und Denken, die Sitte, Philosophie und Dichtkunst der Hindu und was uns die geschichtliche Ueberlieferung von den Geschicken dieses Volks erzählt. Er erschöpft sein Thema in durchsichtiger Gliederung in zwei Hauptabschnitten: „Die Arier vom Indus und Ganges" und „Buddhismus und Brahmanenthum". Das Publikum, das sich an die Werke der großen Forscher wie Lassen nicht wagt und auch nicht aus allerlei Monographien sich ein Gesammtbild zusammenzustellen sucht, findet hier eine höchst ansprechende Schilderung, ähnlich wie sie seinerzeit von Bohlen geliefert hat, als die Sanskritstudien noch in ihren Anfängen waren, aber bereichert mit all den überreichen Resultaten neuer Forschung.

— Von Wilhelm Jordan's „Nibelungen" erscheint bereits die zehnte Auflage (Frankfurt, W. Jordan's Selbstverlag), ein Beweis dafür, daß die großartige Dichtung sich in immer weitern Kreisen Bahn bricht, nachdem der Dichter selbst als Rhapsode ihr in Deutschland, Rußland, Amerika durch seine Vorlesungen die Stätte bereitet hat. Es lag hierin bei der Abneigung unsers Lesepublikums, Dichtungen in die Hand zu nehmen, eine allerdings glänzende Empfehlung, welche — ohne daß wir mit dieser Bemerkung der poetischen Bedeutung des Werks zu nahe treten wollen — wesentlich zu dem buchhändlerischen Erfolge desselben beigetragen hat.

— Leopold Katscher gibt eine Serie von Biographien von englischen Schriftstellern heraus unter dem Titel: „Zierden der englischen Literatur" (Leipzig, Wartig), und zwar sind es Uebersetzungen der Lebensbeschreibungen, welche englische Autoren von den Größen ihrer Literatur verfaßt haben; es liegen zunächst drei Bändchen vor: „Oliver Goldsmith" von William Black, „Daniel Defoe" von William Minto und „William M. Thackeray" von Anthony Trollope. Der Herausgeber hat diese Biographien frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Er selbst sagt im Vorwort: „Einstweilen bieten wir unsern Lesern drei Bändchen. Daß wir für die ersten zwei Bändchen Oliver Goldsmith und Daniel Defoe wählen, läßt sich am besten durch die Thatsache begründen, daß die Hauptwerke dieser Schriftsteller unstreitig die in Deutschland meistgelesenen Denkmäler der gesammten englischen Literatur sind; welcher Deutsche, der überhaupt liest, hat nicht als Kind den «Robinson» und später den «Viear von Wakefield» gelesen? Beide Bücher sind in alle civilisirten Sprachen übersetzt worden und bilden seit hundert Jahren das Entzücken von Millionen. Für das dritte Bändchen haben wir den großen Humoristen Thackeray bestimmt, und zwar aus dem Grunde, weil dies die allererste Biographie desselben ist, die es überhaupt gibt. Ueberdies ist sie von niemand Geringerm geschrieben als von dem berühmten, auch dem deutschen Publikum wohlbekannten Romaneier Anthony Trollope. Der Verfasser von «Goldsmith», William Black, gilt in England als der bedeutendste unter den jüngern Romanschreibern und seine Werke erfreuen sich seit vier Jahren eines geradezu ungeheuern Erfolgs. Der Verfasser von «Defoe», William Minto, bis vor kurzem Redacteur des «Examiner», ist ein vortrefflicher Literarhistoriker, der namentlich zu den geschätztesten Mitarbeitern der «Encyclopaedia Britannica», des größten aller Conversationslexika, zählt."

In derselben Verlagsbuchhandlung läßt Leopold Katscher H. Ch. Andersen's „Ausgewählte Werke" erscheinen, neu übersetzt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Die erste Lieferung, die uns vorliegt, enthält eine biographisch-kritische Einleitung von der Feder des Herausgebers, die, mit Wärme abgefaßt, uns ein anmuthendes Bild des beliebten Autors gibt, der sich ein weitverbreitetes Publikum erworben wie kaum ein anderer, einen Leserkreis, der, wie Strodtmann bemerkt, die Kinderwelt aller Länder des indogermanischen Sprachstammes von der höchsten Spitze Norwegens bis Indien hinab und von den rauchgeschwärzten Waldhütten Dalekarliens bis zu den eisernen Kaufmannspalästen San-Franciscos umfaßt. Die erste Lieferung bringt einen großen Theil des Romans „Nur ein Geiger". Außerdem sollen die Romane „Der Improvisator", „Sein oder Nichtsein", „O. T.", „Die beiden Baronessen", ausgewählte Erzählungen und Märchen, das „Bilderbuch ohne Bilder" und „Das Märchen meines Lebens" in die Sammlung aufgenommen werden.

Bibliographie.

Berlin und St. Petersburg. Preussische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 6 M.

Bockenheimer, K. G., Georg Forster in Mainz. Mainz, Diemer. Gr. 8. 20 Pf.

Boyesen, H. H., Gunnar. Eine Erzählung aus dem norwegischen Leben. In autorisirter Uebersetzung von P. Jüngling. Breslau, Schottländer. 8. 3 M. 50 Pf.

Brachvogel, A. E., Der Kampf der Dämonen. Historischer Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Kramer, G., August Hermann Francke. Ein Lebensbild. 1ster Thl. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Krause, E., Erasmus Darwin und seine Stellung in der Geschichte der Descendenz-Theorie. Mit seinem Lebens- und Charakterbilde von C. Darwin. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 3 M.

Leixner, O. v., Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Mit zahlreichen Illustrationen. 1ste Lfg. Stuttgart, Engelhorn. Gr. 8. 50 Pf.

Mantegazza, P., Upilio Faimali. Memoiren eines Thierbändigers, gesammelt. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, C. F. Winter. 8. 1 M. 20 Pf.

Mühlfeld's, J., Gesammelte Schriften. 5 Bde. Berlin, Grieben. 8. à 1 M. 50 Pf.

Naville, E., Christus. Sieben Reden. Leipzig, Haessel. 8. 3 M.

Naumann, E., Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. 1ste Lfg. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 50 Pf.

Prockſch, A., Karl Christian Friedrich Krause. Ein Lebensbild, nach seinen Briefen dargestellt. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Prott, J., Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerspiel. Regensburg, Manz. 12. 3 M.

Reissmann, A., Illustrirte Geschichte der deutschen Musik. Mit authentischen Abbildungen und facsimilirten Beilagen. 1ste Lfg. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Das Frauenleben der Erde. Mit 200 Illustrationen. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Wighart, H., Zwischen Kreuz und Tempel. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Anzeigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Römische Kaiserfrauen.

Von

Adolf Stahr.

Zweite Auflage.

8. 4 Mark 50 Pf.

Agrippina die Mutter Nero's.

Von

Adolf Stahr.

Zweite Auflage.

8. 4 Mark 50 Pf.

Die gelehrten Studien, auf deren Fundament diese berühmten Charakterbilder ruhen, werden dem Genusse nirgends hinderlich oder beschwerlich sich erweisen. Denn der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, seine Forschungen in einer Darstellung zu verwerthen, welche keine besondere Specialkenntniß des behandelten Gegenstandes voraussetzt, und deren durchsichtige Klarheit und kunstvolle Schönheit jeden Freund des Alterthums und dessen hervortretender geschichtlicher Charaktere interessiren und fesseln wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts'

Naturhistorischer Schulatlas.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage von

Dr. Friedrich Traumüller.

56 Tafeln mit 944 Abbildungen in Holzschnitt und einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 M. 80 Pf. Geb. 3 M.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Fitger, Die Hexe.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.
2. Aufl. 2 M., in Prachtband 3 M.

Adalbert von Bremen.
Trauerspiel in 5 Aufzügen nebst Nachspiel:
Hie Reich! Hie Rom!
2. Aufl. 2 M., in Prachtband 3 M.

Fahrendes Volk. Gedichte.
5 M., in Original-Prachtband 6 M.

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.

In der **Nicolai'**schen Verlags-Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Kritische Geschichte der Aesthetik, von Plato bis auf die Gegenwart. Von Dr. **M. Schasler.** 1278 Seiten. 10 Mark.

☞ Das Werk hat überall die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig in allen Buchhandlungen zu haben.

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geh. 12 M. Geb. in Leinwand mit Lederrücken 15 M.
In 2 reichverzierten Halbfranzbänden 17 M., zusammen in 1 Halbfranzband 15 M.

Dieses **encyklopädische Hand- und Nachschlagebuch** bietet in 2 Bänden auf 124 Bogen Lexikonoctav ein **gedrängtes Repertorium des gesammten menschlichen Wissens;** dem Texte sind **80 Tafeln (Karten und Abbildungen)** in Holzschnitt und lithographischem Farbendruck beigegeben: sonach ist der Preis von nur 12 M. für das Ganze ein außerordentlich niedriger.

Das Werk kann außer auf einmal, geheftet und gebunden, zu obigen Preisen, auch nach und nach in 40 Heften zu 30 Pf. oder in 8 Viertelbänden zu 1 M. 50 Pf. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue Gedichte

von

Julius Sturm.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

In den Gedichten Julius Sturm's bekundet sich ein innig empfindendes Gemüth und echt deutscher Sinn verbunden mit wahrhafter Religiosität. Diese innern Vorzüge sowie die einfache, aber stets gewandte und anmuthige Form sichern ihnen die dauernde Gunst zahlreicher Leserkreise.

Von dem Dichter erschien ferner in demselben Verlage:

Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.
Gedichte. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.
Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.
Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.
Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GESELLSCHAFT Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 27. Mai 1880.

Inhalt: Zwei Novellen. Von Alfred Meißner. — Drei deutsche Musenalmanache. — Neue historische und romantische Dramen. Von Wilhelm Henzen. (Beschluß.) — Zur chinesischen Philosophie. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Novellen.

1. Frühlingsnächte in Salamanca. Von Johannes Nordmann. Dritte Auflage. Wien, Klinkhardt. 1880. 8. 2 M.
2. Der Heilige. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, Häffel. 1880. 8. 3 M.

Salamanca! Wer hört bei diesem Namen nicht Degenklirren und Lautenklänge, und wer sieht nicht dabei einen schönen Baccalaureus, der für eine einzige Rose neunundneunzig verwegene, waghalsige Streiche macht? Jede Stadt hat sozusagen ihr eingeborenes Naturell, das sich in Jahrhunderten nicht ändert. Salamanca hatte schon in den urältesten Zeiten den Ruf einer verliebten Stadt, und die Studenten, die am Tage auf den Bänken der Hochschule saßen, thaten in süßen weichen Mondnächten, in denen es den Frauen zu heiß in ihren Schlafgemächern ward, daß sie in reizendem Négligé auf die Balkone hinaustreten mußten, alles Mögliche, um diesen Ruf aufrecht zu erhalten. Es schluchzten auch in keiner Stadt so sinnverwirrend die Nachtigallen; was wunder, daß ihnen die schönen liebebedürftigen Jünglinge nachahmten und mit ihren Instrumenten einen Lärm machten, den die Scharwache nicht verhindern konnte, ohne sich tödlichen Wunden auszusetzen, und der die Eifersucht in den Herzen aller Ehemänner wachrüttelte. Ich weiß nicht, ob es heute noch so, oder ob Salamanca seitdem eine stille Stadt geworden ist, die mehr Schlafmützen als Guitarren verbraucht; doch zur Zeit dieser Geschichte war es so, und damals wetteiferten selber die Lehrer mit den Schülern in verliebten Abenteuern. . . .

So beginnt Johannes Nordmann die Erzählung seiner „Frühlingsnächte" (Nr. 1), und dieser Eingang gibt uns gleich den deutlichsten Begriff davon, in welcher Tonart sie geschrieben. In einer Tonart, die heutzutage sehr selten erklingt und die unser Gemüth ganz eigenthümlich gefangen nimmt. Es ist ein reizendes Büchlein, diese Geschichte von den Frühlingsnächten, ein Büchlein, das, als es vor mehr als zwanzig Jahren zuerst erschien, die Beachtung nicht gefunden, die es verdient, jetzt aber, in seinem neuen Gewande, unzweifelhaft seinen Weg machen wird. Denn wahrlich, in einer Epoche wie die unserige, die so tief in der Prosa steckt und diese Prosa, die uns im Leben erdrückt, diese ganze Wucht der Zeit mit Vorliebe noch einmal im Spiegel langwieriger Romane vorführt, ist solche Lectüre geradezu Erfrischung und Labsal. Wer geht nicht gern zu den Quellen der Jugend zurück? Wer versetzt sich nicht gern auf ein paar Stunden ins „Land des Weins und der Gesänge"? Wir sind in Salamanca. Natürlich nicht im Salamanca der Wirklichkeit, das finster und gelangweilt daliegt am steinigen Ufer des Tormes, der alten Hochschule für unnützes Wissen, Casuistik, dogmatische Theologie und päpstliche Orthodoxie, gegründet zur Vertheidigung der Fé, des Glaubens an die unbefleckte Empfängniß, sondern im Salamanca der Dichtung, wo, wie wir eben vernommen, die Nachtigallen in allen Gärten so sinnverwirrend schlagen, die Frauen so schön sind und so glühend lieben; im Salamanca der Loeanden, der Guitarren und der seidenen Strickleitern. Dies fabelhafte Salamanca ist ein unvergängliches Stück Studentenromantik, und Nordmann versteht es, uns dasselbe mit einem solchen Zauber des Wortes und einer solchen Eindringlichkeit der Darstellung glaubhaft zu machen, daß wir seine Dichtung — weit über die Hälfte hinaus — nicht sowol lesen als schlürfen. Die Befriedigung, die wir einer solchen Schöpfung entnehmen, ist rein, und sie wäre vollständig, wenn nicht gegen den Schluß hin, für mein Gefühl wenigstens, etwas den Eindruck trübte. . . . Wir haben die Geschichte eines Mönchs erhalten, des hochgelehrten Predigers Diego, der sich in eine schöne Frau verliebt, welche, als die Sache ihrem eifersüchtigen Gatten verrathen wird, darein willigt, auf den Liebesantrag scheinbar einzugehen, und den Mönch ins Haus bestellt. Dieser geht wirklich in die Falle und steht plötzlich dem Gatten gegenüber. So weit ist alles gut, ja vortrefflich. Nun hat sich aber der Verfasser, wie er uns

in der Vorrede mittheilt, seinen Stoff aus einem Novellenbuch des alten Italieners Masuccio (um 1472 erschienen) geholt und folgt diesem seinem Vorgänger auch in einer Wendung, die uns nicht behagt. Der Mönch findet den Tod, und bald müssen wir hören, was alles mit seinem Leichnam geschieht. Nun haben wir aber mit einer höhern und humanern Bildung andere Nerven erhalten, als unsere Vorfahren hatten, und was ihnen höchst spaßhaft vorkam, ist es für uns nicht mehr. Die Abenteuer, die eine Leiche erleben mag, sind für uns kein Gegenstand der Belustigung, und wenn uns etwa ein Kritiker entgegenhält, daß Boccaccio ein unübertrefflicher Kopf war und daß dergleichen Abenteuer eines Leichnams auch in einer seiner berühmtesten Erzählungen, dem „Jean Chatelain", vorkommen, so lassen wir dies einfach auf sich beruhen, es überzeugt uns nicht. Kurz, Johannes Nordmann, der uns so höchlich gefallen, so lange er er selbst war und seinen eigenen Weg ging, gefällt uns weniger, wenn wir ihn auf den Spuren Messer Masuccio's finden. Warum wir dies hervorheben? Wir möchten den Dichter auffordern, bei einer neuen Auflage, die sein Büchlein zweifellos erlebt, unsere Bedenken zu prüfen und die besagte Partie seiner Erzählung im modernen Sinne zu mildern oder ganz umzugestalten. Unsers Erachtens wird er sodann ein kleines Kunstwerk gebildet haben, dem das Glück zutheil werden kann, auf der Woge ins neue Jahrhundert hinüberzuschwimmen, während so viele dicke Bücher kläglich untersinken. . . . Nun wundert sich vielleicht der und jener über die Wärme, mit der wir diese kleine Geschichte empfehlen, und meint etwa, wir hätten zu viel gesagt. Dem ist aber nicht so. Hingegen möchten wir den von der Wucht journalistischer Tagesarbeit Bedrängten aufgefordert haben, zu guter Stunde auch über andere seiner alten Manuscripte Umschau zu halten; denn wie heute seine „Frühlingsnächte" wieder auferwachen, kann noch manche seiner Jugendarbeiten neues Leben gewinnen. Wir wissen es, wir, die wir den Autor seit mehr als dreißig Jahren kennen, als uns gleiche Neigung, gleicher Drang, gleiche Ueberzeugung zusammengeführt. Wenn andere heute in ihm nur einen der Redacteure der „Neuen Freien Presse" und den wieder- und wiedergewählten Präsidenten der wiener „Concordia" sehen, so kennen wir dagegen den alten Poeten. Wir waren ja zusammen in Salamanca!

Wenn nun „Frühlingsnächte" wirklich eine Novelle im Sinne der besten Italiener und Spanier ist, so dünkt uns diese Bezeichnung, so alt sie ist, fast zu modern für das Buch „Der Heilige", von Ferdinand Konrad Meyer (Nr. 2). Es ist dies ein Stück Chronik, eine Geschichte aus dem frühesten Mittelalter, und gar ernst sieht sie uns an aus dem breiten, künstlich geschnitzten Rahmen, in den sie der Autor gestellt hat.

Der Stoff des „Heiligen" ist aller Wahrscheinlichkeit nach Augustin Thierry's „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" entnommen, dem herrlichen Buche, das die Fundgrube für so zahlreiche poetische Productionen geworden ist. Es handelt sich hier um die uralte Gegnerschaft von Staat und Kirche, und diese Gegnerschaft ist an zwei der mächtigsten und interessantesten Normannengestalten, die nur gedacht werden können, exemplificirt: an Heinrich II. und seinem Cardinal Thomas Becket. Es ist uns, wenn wir die Geschichte in Ferdinand Meyer's Erzählung uns neu vergegenwärtigen, unbegreiflich, daß die Dramatiker bisher an diesen zwei Personen vorbeigegangen.

Das Historische ist in Kürze Folgendes: Thomas Becket, von mütterlicher Seite sarazenischer Herkunft, eine feine Natur, früh nach Frankreich gesandt, Sprachen und Wissenschaft des Festlandes zu studiren, dann Archidiakon, ein Meister der Intrigue, höflich, unterwürfig und stolz zugleich, wird der Vertraute und der Rathgeber Heinrich's II., der ihm die Erziehung seines Sohns überträgt. Er leitet den König vollständig. Als das Erzbisthum von Canterbury erledigt ist, lenkt der König die Wahl auf seinen Kanzler. Dieser aber hat sie kaum erlangt, als er sich seinem Herrn von der unerwartetsten Seite zeigt. Thomas Becket geht vom üppigsten Wohlleben zur Strenge des ascetischen Geistlichen über; der Mann, der von jedem Interesse für das Los der Zinsbaren und Leibeigenen frei schien, wird zu deren glühendstem Anwalt. Der ehemalige Rath der Krone wird zum leidenschaftlichsten Verfechter der kirchlichen Vorrechte. Seinem Auftreten gegen den König folgt die Versammlung des Adels und der Geistlichkeit in Clarendon. Becket unterwirft sich den vom König aufgestellten Bestimmungen. Als diesen aber der Papst die Genehmigung versagt, tritt Becket trotz seines Eides wieder feindlich auf. Heinrich, sich an dem Meineidigen zu rächen, läßt ihn verurtheilen, die Einkünfte des Bisthums mit Beschlag belegen; er nöthigt Becket, arm und flüchtig, Sicherheit in Frankreich zu suchen. Dennoch sucht der König Versöhnung, läßt sich zu einer Zusammenkunft herab, demüthigt sich so weit, Becket das Pferd zu halten. Becket kehrt nach England zurück und nimmt den Kampf wieder auf. Da bestimmt eine Aeußerung des zum Aeußersten gebrachten Königs vier Edelleute, sich zur Rache zu verbinden. Sie ermorden Becket am Fuße des Altars; die Kirche spricht ihn heilig.

Diesen Kampf der Gegensätze hat Ferdinand Meyer aufgegriffen und als persönliches Motiv und Lösung des Räthsels ins Herz des Cardinals das verletzte Vatergefühl gelegt. Der bereits alternde König hat das natürliche Kind seines Kanzlers, die wunderzarte Gratia, die in tiefster Verborgenheit aufgewachsen, verführt! Daher der wilde, lauernde, brennende Haß, der endlich Rache nehmen kann, daher auch die Nachgiebigkeit und Langmuth des sonst so wild energischen Königs; sie kommt aus einem schuldbeladenen Gewissen. Das Ringen zweier gewaltigen Naturen ist mit sicherer Hand gezeichnet und erhält den Leser von Anfang bis zum Ende in Spannung.

Dabei hat der Verfasser die gewaltige Historie auf das kürzeste Maß gebracht und läßt sie einen ehemaligen

Armbruster Heinrich's II. in Zürich erzählen. Warum er dies gethan und die Thatsachen nicht frei und unmittelbar vor unsern Augen spielen läßt, ist mir nicht recht klar geworden. Unmittelbar vorgeführt hätte meines Erachtens das Ganze abwechslungsreichere Farben bekommen, während die Geschichte so, indem sie durchs Medium des Armbrusters ging, unvermeidlich einen einförmig düstern Ton bekommen mußte. Nun, so lange Schweizer schreiben, hat noch jeder versucht, die Begebenheiten, wo immer sie auch spielten, mit seinem Vaterlande in Connex zu bringen, und Ferdinand Meyer ist demselben Zuge gefolgt. Der Armbruster hat gewissermaßen die Rolle des alten Chorus erhalten, der dem Verlauf der Dinge zugesehen und alle Schauer des tragischen Conflicts mitempfunden hat. Auch muß man zugestehen, daß der Armbruster diese Rolle des Chorus vortrefflich spielt, und daß gerade dadurch, daß er alles erzählt, ein alterthümlicher Ton in die Sache gekommen ist, der uns geradeswegs in jene wilde Zeit versetzt.

Die Geschichte, an deren Conception und Schilderung der Romanschriftsteller so gut wie der Historiker betheiligt, ist mit einem großartigen und packenden Ernst geschrieben. Da ist kein Zug, der nicht hineinpaßte und nicht dazu beitrüge, Sitte und Art der Epoche zu malen. Die Phantasie des Erzählers geht um keine Linie weiter, als der Geschichtsforscher es zuläßt; ein strenger Geist waltet, und historische Treue ist Pflicht und Regel. Alles Beiwerk ist vermieden, oder vielmehr mit höchster Sparsamkeit nur verwendet, den Charakteren Bedeutung zu geben und die Situation zu vertiefen.

Der interessante züricher Poet, Verfasser des „Georg Jenatsch", des „Amulet" u. s. w. hat mit diesem „Heiligen" den Kreis seiner Erzählungen aufs bedeutsamste erweitert.

Alfred Meißner.

Drei deutsche Musenalmanache.

1. Für den Spessart. Ein Dichterbuch. Herausgegeben von W. Müller und M. Beilhack. Aschaffenburg, Wailandt. 1880. Gr. 8. 3 M.
2. Heimgarten deutscher Dichtung. Ein Almanach vom Oberrhein. Herausgeber: F. Geßler, L. Auerbach. Lahr, Schömperlen. 1879. 12. 5 M.
3. Jahrbuch deutscher Dichtung. Herausgegeben von M. Stempel. 1879. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. Gr. 8. 5 M.

Das waren schöne Zeiten für die deutsche Poesie, als die Subscribenten auf den Vossischen „Musenalmanach" nach Tausenden zählten, als Voß mit seiner Ernestine von den Erträgnissen desselben gemächlich leben konnte und ein bedeutsames darin erscheinendes Gedicht, wie Bürger's „Lenore", das alle Welt beschäftigende Ereigniß des Tages ward. Welches wol die Wirkung wäre, wenn „Lenore" erst heutigentags erschiene! Ob es wie damals alle Gemüther mit süßem Grauen erfüllen würde? Es wäre gewagt, sich einer derartigen Hoffnung hinzugeben. Die Deutschen der Gegenwart haben angeblich zu viel mit Politik zu thun; namentlich die Männerwelt wird, wie es heißt, ganz von derselben in Anspruch genommen, und wenngleich beispielsweise Perikles, der größte Staatsmann Athens, trotz aller politischen Beschäftigungen immer auch noch für die Künste genügende Zeit zu erübrigen wußte, so ist doch sein Vorbild für die modernen Menschen offenbar nicht maßgebend, und wenn deshalb ein Gedicht wie „Lenore" heutigentags ans Licht träte, so würde vielleicht unverzüglich ein Schmock oder Blumenberg beweisen, daß es rein gar nichts tauge; vielleicht würde auch eine Parodie darauf nicht lange auf sich warten lassen; aber das ästhetische Interesse der gesammten gebildeten Gesellschaft würde es kaum lebhafter beschäftigen. Und wenn nun gar heutigentags der Herausgeber eines Musenalmanachs es wagen wollte, auf die Erträgnisse desselben eine Existenz zu basiren? Du lieber Himmel! Er würde vermuthlich bei lebendigem Leibe verhungern. Die Redaction eines derartigen periodischen Unternehmens ist heutzutage lediglich Sache einer selbstlosen, opfermuthigen Thätigkeit, und weit entfernt, daß für den Herausgeber ein Gewinn abfallen könnte, fragt es sich noch, ob ein solcher, wenn auch noch so wenig bedeutender, für den Verleger übrigbleibt, ja ob derselbe überhaupt nur die aufgewandten Kosten wieder herausbekommt. So liegen die Dinge heutzutage. Und nun trotzdem drei Musenalmanache auf einmal? Drei Bände wesentlich lyrischen Gehalts in einer Zeit, wo die Lyrik von manchen Seiten schon todt gesagt wird und auf alle Fälle und unbestrittenermaßen das Aschenbrödel der Literatur ist! Es wäre interessant, bei der nächsten Buchhändlermesse das Resultat des geschäftlichen Vertriebs zu erfahren, und wir wollen gern wünschen, daß sich unsere Zeit besser erweist als ihr Ruf. Jedenfalls aber beweisen drei Musenalmanache zu gleicher Zeit, daß die Lyrik denn doch noch nicht so todt ist, wie ihre Verächter von heute nur allzu gern behaupten. Diese drei Bände geben vollgültiges Zeugniß von ihrem Anspruch, zu den Lebendigen gerechnet zu werden, und es könnte sich höchstens fragen, ob es nicht lediglich ein Scheinleben sei, welches uns hier vorgekünstelt wird. Sehen wir uns, um hierüber ein Urtheil zu gewinnen, die drei Sammlungen etwas näher an. Eigentliche Concurrenzunternehmungen sind es nicht; denn Zweck und Tendenz der einzelnen treffen nicht zusammen. Das Dichterbuch „Für den Spessart" ist wie der „Heimgarten" aus Einsendungen der Dichter zusammengesetzt; aber das erstere will einem wohlthätigen Zweck dienen, erscheint nur dieses eine mal und wird sich mit den beiden andern nicht wieder zu einer Trias verbinden. Diese beiden andern hingegen haben bisjetzt die löbliche

Absicht, alljährlich wieder zu erscheinen. Aber sie würden sich, wenn der buchhändlerische Erfolg diese Absicht nicht vereiteln sollte, trotzdem nicht concurrirend im Wege stehen. Denn während, wie schon gesagt, der „Heimgarten" sich aus eingesandten Beiträgen der Dichter zusammensetzt, sieht das „Jahrbuch deutscher Dichtung" von einer derartigen Entstehungsart ab und verfolgt vielmehr die Absicht, ohne Mitwirkung der Dichter das Beste, was im letzten Jahre auf dem Gebiet der Lyrik in Zeitschriften zerstreut erschienen ist, zu gesammeltem Genuß in einem Bande zu vereinigen. Wenn das „Jahrbuch" somit auf den Reiz der absoluten Neuheit der einzelnen Beiträge verzichtet, so kann es dafür vermöge sorgfältiger Auswahl aus der Masse des zu Tage Getretenen um so Besseres bringen; es ist unabhängig von den zufälligen Einsendungen der Dichter und ist in der Lage, in vielen Fällen auch von solchen Dichtern Beiträge zu bringen, welche specielle Aufforderungen zu Einsendungen oft genug unberücksichtigt lassen oder von unthunlichen Bedingungen abhängig machen. Jedenfalls verdient dieser Gedanke ein fruchtbarer und glücklicher genannt zu werden, und das einzige Bedenkliche dabei ist höchstens die Gefahr, daß die betreffenden Gedichte mit allen Setzerfehlern und oft sehr willkürlichen redactionellen Aenderungen des ersten Drucks wiedergegeben werden und auf diese Weise wenig authentische Texte ins Publikum kommen. An Beispielen dafür fehlt es in dem diesmaligen Jahrgange nicht.

Gehen wir zunächst auf den Inhalt des Dichterbuchs „Für den Spessart" des Nähern ein, so finden wir darin mancherlei Dichter vertreten, die man sonst bei ähnlichen Unternehmungen oft schmerzlich vermißt. Ich nenne unter diesen zunächst Viktor von Scheffel, der das folgende schalkhaft-humoristische Gelegenheitsgedicht beigesteuert hat:

Backfischzeiten.

Stets freu' ich mich, o Klärchen,
Und alles freut sich mit,
An deinen siebzehn Jährchen,
An deinem leichten Schritt.

Das sind die Backfischzeiten,
Wo kein Ding schwer man nimmt
Und huschig plätschernd und schnalzend
Im Strom des Lebens schwimmt.

Das sind die Frühlingszeiten,
Wo hell man jauchzt und singt,
Wo lerchenfroh die Seele
Sich hoch gen Himmel schwingt.

Nun nipp' du heut wie morgen
Die goldne Jugendzeit,
Schlepp' nie ein Bündel Sorgen,
Schlepp' nur die Schlepp' am Kleid.

Sei wie die guten Aeltern
Stets einfach, treu und wahr;
Sprich wenig falsche Worte,
Trag wenig falsches Haar.

Lach' über Thoren und Weise
Als fröhlich Schwabenkind,
Kaum merkend und bemerkend,
Wie viele gut dir sind.

Einstmals kommt auch der Rechte,
Der dich als Backfisch fischt:
„Der Herrgott fügt's schon richtig,
Wenn man von Stuttgart ischt!"

Und ruht dein braver Onkel,
Der diese Worte spricht,
Dereinst in kühler Erde
Von Aerger, Rheuma und Gicht:

So denke fein, erschaust du
Den Untersee im Glanz,
Und wind' aus Frühlingsblumen
Ihm den Gedächtnißkranz!

Auch von dem in Anthologien gleichfalls selten vertretenen, vortrefflichen Wilhelm Hertz bringt das Spessartalbum mehrere sehr ansprechende Gedichte, darunter das folgende:

Immer stiller fließt das Leben,
Immer bleicher wird der Tag,
Immer enger Lust und Streben,
Schneller stets der Stunden Schlag.

Wie mit jedem Morgenrothe
Ich einst neue Freuden fand,
Kommt noch stets der goldne Bote,
Aber, ach! mit leerer Hand.

Sterbekunde, Todtenklage
Ist das Einz'ge, was er bringt,
Da vom Harfenspiel der Tage
Mählich Sait' um Saite springt.

Und er läßt mich einsam stehen,
Einsam, wie ich niemals war —
Da umdrängt mich ungesehen
Eine traurig holde Schar:

„Laß uns deine Hände fassen,
Alte Liebe werde neu!
Komm, die Welt hat dich verlassen,
Doch die Todten sind getreu.

„Was wir einst an Freuden hatten,
Ist zerronnen uns wie dir;
Sieh, wir selbst sind Staub und Schatten:
Willst du besser sein als wir?"

Gottfried Kinkel, der lyrisch fast ganz verstummte, bietet uns folgendes „Vermächtniß an meine Kinder":

Bin ich einst geschieden,
Denkt an mich mit Lust,
Weil nun endlich Frieden
Fand die wilde Brust.

Geht vom frischen Grabe
Hand in Hand nach Haus,
Daß euch fröhlich labe
Wieder Wein und Schmaus.

Weint ins Glas die Zähre,
Die das Herz verlangt,
Doch nicht lange währe
Schmerz, der nach mir bangt.

Preist die frohen Stunden,
Die ich voll genoß,
Und wie tiefe Wunden
Mir die Liebe schloß.

Denkt des tapfern Ahnen
Noch beim Enkelfest,
Gießt dann meinen Manen
Froh des Bechers Rest.

Kämpft mir gleich an Muthe
Für Besitz und Recht,
Daß von meinem Blute
Bleibt ein froh Geschlecht!

Von den ältern Dichtern hat sich auch Otto Roquette mit vier ansprechenden Gedichten betheiligt, desgleichen Eduard von Bauernfeld mit „Poetischen Kleinigkeiten", z. B.:

In der Bibliothek.

Da stehn die Classiker aufgeschichtet,
In buntem Einband hergerichtet,
Homer, Horaz auch und Virgil
Und Goethe, Schiller und andre viel.
Da stehn die Classiker aufgeschichtet —
Wofür denn unsereins noch dichtet?

Von Friedrich von Bodenstedt findet sich ein größeres Gedicht „Szegedin" und „Neue Spruchverse", z. B.:

Ganz freudenlos geht kein Mensch durch die Welt,
Wie wenige dauernd glücklich auch zu preisen;
Selbst wer kein Erdenglück für möglich hält,
Hat seine Freude dran, dies zu beweisen.

Hermann Lingg's Beitrag „Der Alten Wort" ist weder dem Inhalt nach poetisch bedeutsam noch hinreichend formklar. Verse wie:

Ein Archiv sind Sonnenstrahlen
Für begrabner Zeit Annalen —

lassen an Prosa nichts zu wünschen übrig. Es thut uns unendlich leid, dies sagen zu müssen, da wir erst jüngst aus einem Gedicht der „Dichterhalle" ersehen haben, wie gereizt sich Lingg mancherlei Vorwürfen gegenüber verhält, die ihm in Betreff seiner letzten Gedichte gemacht sind. Die Wahrheit muß aber schließlich oben bleiben; schwächliche Schonung ist einem Talent wie Lingg gegenüber durchaus vom Uebel, und je mehr man sich darüber freuen darf, daß Geibel jüngst in der „Gegenwart" mancherlei Verdächtigungen gegenüber Lingg's Autorschaft in Betreff seiner ersten Sammlung in das richtige Licht gerückt und nach Gebühr gewürdigt hat, um so mehr wird man verlangen dürfen, daß Lingg bei seinen neuern Gedichten etwas mehr Selbstkritik anwendet und nicht durch Mittelmäßiges seinen frühern wohlerworbenen Ruhm gefährdet.

Melodische und gemüthvolle Sonette hat E. Rittershaus beigesteuert. Ein „Sonett" findet sich auch vom Dichter der „Nibelungen", Wilhelm Jordan. Aber ist das ein Sonett? Das betreffende Gedicht besteht aus drei vierzeiligen Strophen, deren innere und äußere Zeilen sich reimen. Aber jede Strophe bringt neue Reime, die Quadernarien (zudem drei!) sind unter sich durch den Reim nicht verschlungen und den Schluß bilden zwei unter sich reimende Zeilen. Das Gedicht hat vom Sonett factisch nichts als 14 Zeilen, und das genügt doch für diese Benennung nicht. Das Sonett ist eine durchaus streng geregelte Form, an deren wesentlichen Gesetzen sich nicht willkürlich rütteln läßt, und indem ich nur nebenbei der Curiosität halber erwähne, daß C. Cerri (im Spessartalbum) in einem durchaus ernsten Sonett „Lies du's" auf „Christus" reimt, unterlasse ich nicht, des Weitern hinzuzufügen, daß das Tollste, was in letzter Zeit an Corruption der Sonettenform geleistet ist, sich in folgendem Gedicht findet:

Doppeltes Jenseits.

Wer nie zur kühnsten Hoffnung sich vermessen,
Im Traum sich nie der Zukunft Weg gebahnt
Und nie ein höchstes Glück vorausgeahnt —
Hat noch kein schönes Glück erlebt, vergessen!

Denn jede Hoffnung ist ein halb Erinnern,
Begehrlich steigend aus dem tiefsten Innern,
Ja, ein Erinnern ist ein jedes Hoffen!

Die Hoffnung, sie ist rückdenkend Gedächtniß!

Wen heut' ein Strahl des Unglücks hart betroffen,
Den lenkt zu fernem Glück die Schicksalsmahnung —
Dort findet er der hellern Zukunft Ahnung.

So ist denn Hoffnung eine Rückkehr dessen,
Was über uns vordem als Wunsch geplant,
Indeß uns Rückblick hoffnungsgleich gemahnt,
Daß wiederkehre, was wir einst besessen.

Der Verfasser dieses Gedichts (es steht in Rosegger's „Heimgarten") ist nicht im Spessartalbum, wohl aber in den beiden andern Almanachen vertreten, und seine Verrenkung des Sonetts ist durchaus danach angethan, um Petrarca sich im Grabe herumdrehen zu lassen. Wenn einer aus Laune und Caprice etwas gründlich auf den Kopf stellen will, so muß er es so und nicht anders anfangen. Wir dächten: die deutsche Sprache, welche sich sämmtliche ausländische Versarten angeeignet hat, hätte an dichterischen Formen keinen Mangel, und es besteht wenig Bedürfniß, dieselben noch zu vermehren. Wenn sich aber jemand nach dieser Seite originell beweisen will, so mag er die deutschen Liedstrophen (wie es z. B. Leuthold gethan) auf die mannichfachste Art variiren und combiniren; aber von so festgefügten Formen wie das Sonett mag er die Hand lassen; sonst läuft er Gefahr, metrische Monstra wie das obenangeführte Schema auf die Beine zu bringen. Lobend hervorheben möchte ich im Spessartalbum noch die drei originellen Gedichte von Max Haushofer in München, von denen ich das kleinste „Vom Thurmhahn" hier mittheile:

Wolken fliegen über den Thürmen,
Wolken, zu Drachen zerfetzt und verweht;
Droben der Thurmhahn wiegt sich in Stürmen,
Schlägt mit den eisernen Flügeln und kräht:

Kikeriki! Wann dämmert das Frühlicht,
Kikeriki! für den Sündfluttag,
Der da drunten das Menschheitsspülicht
In die Vergessenheit schwemmen mag?

Von andern Münchenern haben K. Stieler und Franz von Kobell schöne Dialektgedichte mitgetheilt. Indem ich schließlich noch bemerke, daß auch R. Hamerling, F. Dahn, L. A. Frankl, M. Greif, H. Grieben, J. G. Fischer,

A. Kaufmann, A. Möser, A. Traeger, A. Wilbrandt u. a. in dem Bande mit mehr oder weniger ansprechenden Beiträgen vertreten sind, scheide ich von dem Spessartalbum mit dem hübschen Spruche der Baronin Ebner-Eschenbach:

Alles kann Liebe:
Zürnen und zagen,
Leiden und wagen,
Demüthig werben,
Tödten, verderben —
Alles kann Liebe!

Alles kann Liebe:
Lachend entbehren,
Weinend gewähren,
Heißes Verlangen
Nähren in bangen
In einsamen Tagen,
Alles kann Liebe —
Nur nicht entsagen!

Einen Prolog zu dem Buche hat Oskar von Redwitz, einen Epilog Richard Schmidt-Cabanis geschrieben, und beide, an das Mitgefühl appellirende Gedichte dienen in Verbindung mit dem reichen poetischen Inhalt des Albums hoffentlich dazu, dem letztern viele Käufer zuzuführen und die Noth der armen Spessarter zu lindern.

Die zweite Sammlung, der „Heimgarten deutscher Dichtung", trägt als Motto ein sehr zeitgemäßes Wort von Schiller an der Stirn. Dasselbe lautet:

Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeit erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Wie die Tendenz des Almanachs durch dieses Wort ganz treffend gekennzeichnet wird, so könnten sich dasselbe namentlich alle diejenigen ad notam nehmen, die eben wegen jenes „beschränkten Interesses der Gegenwart" (politische und sociale Kämpfe!) für Poesie keine Zeit zu haben behaupten. Denselben Gedanken wie das Schiller'sche Wort vertritt auch das von Ludwig Auerbach stammende, inhaltlich sehr beifallswürdige und rhythmisch wohlklingende Einleitungsgedicht. Der Verfasser sagt:

Erfüllung ward des Volkes heißem Sehnen:
Aufwuchs aus Blut und Thränen
Groß und gewaltig unser Vaterland;
Und strahlend leuchtet über Land und Meere
Das Banner seiner Ehre,
Von seinem Schwert gestützt in starker Hand.

Und doch nach unsrer Adler kühnem Fluge,
Nach unserm Siegeszuge
Kein Frohgefühl in unsers Volkes Kreis!
Ein kurzer Rausch in niegeahnten Wonnen,
Der wie ein Traum zerronnen,
Nun allwärts Kampf und Mühsal, schwer und heiß.

Und den Grund hierfür sucht der Verfasser mit Recht im Daniederliegen der idealen Bestrebungen, und indem die durch den Almanach beabsichtigte Pflege derselben betont wird, ladet er die Leser ein:

So kommt, wenn nach des Tages heißem Ringen
Die Feierglocken klingen,
Ein heimlich trauter Garten ladet ein;
Da grüßt versöhnend euch der Schönheit Blüte,
Da quillt in das Gemüthe
Verjüngend stiller Frenden Sonnenschein.

Außer diesem Einleitungsgedicht hat L. Auerbach, der eine der beiden Herausgeber, noch manch anderes stimmungsvolle Gedicht beigetragen; namentlich für die Erfassung des Naturgeistes beweist er ein schönes Talent, und mag dafür noch folgendes Gedicht als Beleg dienen:

Sonnenzauber.

Silberhelle Lichter flimmern
Durch die grüne Waldesnacht,
Und die alten Stämme schimmern
In geheimnißvoller Pracht.

Blumen leuchten, Zweige funkeln
Thaufrisch in des Morgens Glut,
In der Tiefe zwischen dunkeln
Föhren glänzt des Baches Flut.

Falter blitzen und Libellen
Um den sonnenduft'gen Rain,
Und des Lichtes goldne Wellen
Zittern überm Felsgestein.

Selbst im Moose sprüht's wie Funken,
Und ein wonnig Schauern rinnt
Durch den Wald, der sonnentrunken
Sich in sel'ge Träume spinnt.

Seine Vöglein auch verstummen;
Heimlich nur wie Wiegensang
Tönt ein Flüstern, tönt ein Summen
Vom Gebüsch am Bergeshang.

Weniger hat mich der Beitrag des andern Herausgebers, Friedrich Geßler, befriedigt. Es ist das eine Novelle, betitelt: „Herr Reinhold", und der Held derselben ist niemand anders als Reinhold Lenz, der bekannte unglückliche Freund Goethe's. Es ist das ein Stoff, den schon Georg Büchner novellistisch behandelt hat; aber trotz mancher genialen Züge kann auch dessen Novelle nicht befriedigen. Beide Verfasser führen uns ihren Helden vor in einer Periode, wo er seelisch nicht mehr ganz zurechnungsfähig ist; wo aber die gesunde und allgemein gültige Psychologie aufhört, da hört auch das poetische Interesse auf, und ein misglückter Dichter, der geistig in abnormen Zuständen ist und das Schusterhandwerk erlernt (so erscheint Lenz bei Geßler), ist unter allen Umständen eine wenig erfreuliche Erscheinung, ganz abgesehen davon, daß die realen in der Novelle erzählten Vorgänge etwas dürftig und nicht spannend genug sind. Zudem möchte ich behaupten, daß in einem derartigen Almanach der Abdruck eines längern prosaischen Beitrags nicht wohl angebracht ist. Die Herausgeber werden gut thun, den Inhalt künftig auf lyrische Beiträge (mit Einschluß von Romanze und Ballade) zu beschränken, und diesem Grundsatz entsprechend würde auch Dramatisches wegzubleiben haben. Im vorliegenden Jahrgange finden sich zwei Beiträge der letztern Gattung, ein Dramolet von Wilhelm Jensen:

„Zwischen den Glocken", und ein gleiches von Ernst von Wildenbruch: „Die Eroberung Mainaus." Beide haben anerkennenswerthe dichterische Verdienste; das erste schildert in ebenso feiner Weise die Umstimmung eines verlassenen und grollenden Mädchens zu versöhnlicher und verzeihender Gesinnung, wie das zweite sehr wirkungsvoll einen Conflict zwischen Römern und Deutschen vorführt und eine Verherrlichung deutschen Wesens mit Erfolg anstrebt. Beide Dichter aber wären gewiß auch im Stande gewesen, gute Beiträge lyrischer oder episch-lyrischer Art einzusenden, und der einheitliche Charakter des Buchs würde dadurch mehr gewahrt worden sein. Wenn diese drei längern Beiträge weggefallen wären, dann würde der Band allerdings etwas dünn geworden sein. Zum Ersatz dafür aber hätten manche Dichter, von denen sich jetzt nur ein Gedicht vorfindet, auf Wunsch der Herausgeber sicherlich gern noch mehrere gesandt, und der Ausfall wäre ohne Mühe zu decken gewesen.

Was nun die eigentliche Lyrik und lyrische Epik betrifft, so werden manche Namen schmerzlich vermißt, die dem Spessartalbum zur Zierde gereichen. Es würde aber wenig fruchten, hierüber länger zu reden oder den Herausgebern daraus einen Vorwurf zu machen. Denn die Fehlenden sind unzweifelhaft auch von ihnen eingeladen worden, und wenn der Einladung nicht Folge geleistet wird, so ist eben weiter nichts zu machen. Vielleicht wird das im nächsten Jahre besser, wenn die bisher noch wenig klangvollen Namen der Herausgeber erst wohl accreditirt sind, und deshalb wollen wir ihnen hier gern das Lob ertheilen, daß sie ihre Sache so gut gemacht haben, als es unter den obwaltenden Umständen irgend möglich war. Da findet sich ein schönes Gedicht von Gottfried Kinkel: „Vor der Pallas von Velletri", Felix Dahn hat sein schon aus der „Gartenlaube" bekanntes, sehr ansprechendes Gedicht „Ferien" eingesandt, von R. von Gottschall finden sich stimmungsvolle „Nachtlieder", von den ältern Dichtern sind ferner Dräxler-Manfred (inzwischen verstorben), J. G. Fischer, R. Hamerling, A. Kaufmann, A. Pichler, E. Rittershaus, F. Wehl, J. V. Widmann und andere meist würdig vertreten, und auch von einigen der Jüngern enthält das Buch manches klangvolle Gedicht. Ich hebe unter denselben hervor das „Minnelied" von Gustav Kastropp, einem jungen Dichter, der schon wiederholentlich ein schönes Talent bewiesen hat und namentlich für Klangschönheit und Musik der Sprache einen sehr feinen Sinn besitzt. Das Minnelied lautet:

Ich sah dich wieder, du stolze Maid,
Im heimlichen dämmernden Scheine der Nacht;
Das hat mir gebracht
Viel Weh und Leid
Und hat mich in Bande geschlagen:
Das muß ich dir klagen!
Denn all meine Lieder umsingen dich,
Mein Herz und Gemüth umschlingen dich,
Möcht' ewig nun
An deinem Herzen ruhn,
Bezwingen dich
Durch meine Liebe zu süßem Vereine.
O sei die Meine!
Und wenn ich ferner dich meiden muß,
Und trennen mich Himmel und Hölle von dir,
Gewähre du mir
Nur einen Kuß
Von deinem seligen Munde,
Daß ich gesunde!
Mit deinen Armen umstricke mich,
Mit deinen Küssen ersticke mich
Ein einziges mal,
Mit aller Lust und Qual
Beglücke mich!
Dann wandle sich alles in Trümmer und Scherben,
Dann will ich sterben!

Unter den von Damen herstammenden Beiträgen möchte ich vor allen die „Hymne der Schönheit" von Alberta von Puttkamer und „Zeit und Tod" von Pauline Schanz hervorheben. Die erstere ergeht sich mit schwungvollem Pathos in den bekannten unskandirbaren freien Rhythmen, und Pauline Schanz gestaltet mit einer bei einer Frau ungewöhnlichen Gedankenkraft weitblickende Reflexionen. Die letztere Dame ist dem Berichterstatter schon seit Jahren als eine der wenigen wahrhaft talentvollen unter den dichtenden Frauen erschienen, namentlich Traeger's Album „Deutsche Kunst in Bild und Lied" hat dafür bereits manchen sprechenden Beweis erbracht, und wenn sie ihre Gedichte einmal gesammelt herausgibt, so wird sie damit sicherlich viele Freunde erwerben.

Ich wende mich zu dem letzten der drei Sammelwerke, dem „Jahrbuch deutscher Dichtung" (Nr. 3). Das Princip bei Herstellung desselben ward schon oben angegeben. Der Grundstock des Inhalts soll bestehen aus den vorzüglichsten der im letzten Jahre bereits anderwärts gedruckten Dichtungen, und nur in subsidium soll zu dem Ersuchen um Einsendungen geschritten werden. Demgemäß hätten wir denn zunächst zu fragen: ist die encyklopädische Uebersicht über die Lyrik der Gegenwart, speciell des letzten Jahres, einigermaßen vollständig, und sind deren namhafteste Repräsentanten in dem Buche vertreten? Und da vermissen wir denn allerdings mancherlei Namen; meist aber sind es die Namen von solchen, die (aus einer Aversion, die manches für sich hat und die z. B. namentlich Freiligrath sehr stark theilte) in Zeitschriften überhaupt nichts zu veröffentlichen lieben. Ob sie von dem Herausgeber zur Mitwirkung eingeladen wurden, können wir nicht wissen, dürfen es aber wohl voraussetzen und müssen somit annehmen, daß sie der Aufforderung nicht nachgekommen sind. Ferner haben wir zu fragen: sind diejenigen Dichter, welche der Band umfaßt, mit den besten ihrer im letzten Jahre veröffentlichten Producte vertreten? Da der Herausgeber viele Zeitschriften und einen ganzen Jahrgang zur Verfügung hatte, so konnte es ihm nicht schwer werden, von jedem das Beste auszusuchen, und theilweise ist ihm dies wirklich gelungen. Da finden wir von Theodor Storm das tiefergreifende Gedicht „Einem Todten", welches der „Deutschen Rundschau" entlehnt ist; da lesen wir vortreffliche Gedichte von Gottfried Keller, die gleichfalls zuerst in der „Deutschen Rundschau" abgedruckt waren; da begegnet uns

aufs neue die rührende „Widmung" von Hans Hopfen (an seine todte Frau gerichtet, den „Geschichten des Majors" vorgedruckt); da erfreuen wir uns wiederum an zwei, in der „Dichterhalle" gedruckten Gedichten des jetzt leider so wenig producirenden Geibel; da finden wir schon gelesene ansprechende Gedichte von Bodenstedt, Maximilian Bern, Rudolf Baumbach (schalkhaft-graziöser Humor), F. Dahn, E. Eckstein, K. Gerock („Wintersonnenwende", sehr hübsch), Paul Heyse, Max Kalbeck, H. Kruse (treffliches Idyll aus den humoristischen „Seegeschichten"), H. Lingg, K. von Prittwitz-Gaffron, F. von Saar, Graf Schack und andern mehr. Bei manchen Dichtern wäre allerdings theilweise noch eine andere Auswahl möglich gewesen. Bei R. Hamerling z. B. durfte das schöne, zuerst in Rosegger's „Heimgarten", dann in der „Dichterhalle" abgedruckte Gedicht „Correggio" nicht fehlen. Es ist das Beste, was Hamerling seit längerer Zeit (seit den „Rollenden Rädern") auf dem lyrischen Gebiete geleistet, und im Vergleich damit haben uns mancherlei in letzter Zeit veröffentlichte lyrische Gedichte Hamerling's recht schwach erscheinen wollen. Namentlich hat er sich angewöhnt, vom Weibergeschlecht gar despectirlich zu sprechen; mag das philosophisch möglicherweise recht weise sein, poetisch ist es (falls einer nicht direct Satiren schreiben will) meistens ganz und gar nicht. Auch von Albert Moeser glauben wir im letzten Jahre bessere und charakteristischere Gedichte gelesen zu haben. Namentlich steht ihm der heinesirende Zug in „Heimkehr" ziemlich wenig zu Gesichte, und die „Dichterhalle", der „Salon" und Traeger's „Album" hätten wol eine zweckentsprechendere Auswahl ermöglicht. Daß bei dem vom Herausgeber verfolgten, durchaus lobenswerthen Princip fehlerhafte Texte nur allzu leicht sich einschleichen, ist schon im Anfang dieses Aufsatzes angedeutet worden; ein Beispiel dafür bietet das Gedicht des Grafen Schack: „Im Mai" (es könnte bezeichnender „Der Kukuk" heißen):

Stimme, die im Frühlingswinde
Fernher durch das Laubgrün hallt,
Tönt dein Ruf, wie einst dem Kinde,
Neu mir aus dem Buchenwald?

Jahre, mehr als du dem Knaben,
Muntrer Vogel, prophezeit,
Sind seitdem verrollt, begraben
Liegt die goldne Jugendzeit.

Hin die erste zauberische
Dämmerhelle vor dem Tag,
Als der Thau in Morgenfrische
Auf des Lebens Blüten lag!

Hin der Rausch, als himmelwärts mir
In der Jugend erstem Stolz
Sich die Seele hob, das Herz mir
An geliebten Blicken schmolz!

Du indeß, Unsterblich-Froher,
Hast in deiner Waldeslust
Nichts von Wolken, nichts von hoher
Hoffnungen Vergehn gewußt.

Neu dir keimt, wenn es gefallen,
Mai für Mai das Land empor,
Und durch grüne Blätterhallen
Schweifst du fröhlich wie zuvor.

Juble fort in deinen Hainen,
Während, nie mehr zu erstehn,
Unser Glück und unsre kleinen
Leben in den Wind verwehn!

Wie vorstehend, war das Gedicht in der „Dichterhalle" gedruckt, und genau so ist es hier wiederholt. Nun muß es aber in der sechsten Strophe statt „Land" ganz offenbar „Laub" heißen und in der letzten statt „Leben" ebenso sicher „Leiden", und diese beiden recht fatalen Druckfehler sind ganz harmlos aus der „Dichterhalle" herübergenommen. Wie weit ähnliches noch bei andern Beiträgen der Fall ist, kann ich nicht überall entscheiden.

Wenn aber in dem Bande mancherlei wünschenswerthe Namen vermißt werden, so findet sich noch eine weit größere Zahl von solchen, die besser nicht da wären. Ohne alle Frage hat ein Musenalmanach nicht blos das Recht, sondern sogar die Pflicht, neue Talente einzuführen, aber dann müssen sich diese neuen Talente auch durch unzweifelhaft gelungene Leistungen als solche documentiren, und das läßt sich von vielen der Aufgenommenen und bisher Unbekannten keineswegs sagen. Das Register führt nicht weniger als 180 Namen auf. Wenn das alles bedeutende oder nur leidliche Talente wären, so könnten uns um solch einen lyrischen Reichthum alle Länder der Welt beneiden und die deutsche Lyrik hätte nie so geblüht wie heute. Leider aber lassen viele Gedichte nach Seite des Inhalts wie der Form alles Erdenkbare zu wünschen übrig; dem Dilettantismus ist in allzu großer Toleranz ein zu bedeutender Spielraum gewährt, und den Gegnern der modernen Lyrik sind damit viele Handhaben zu nicht unberechtigten Angriffen geboten. Ich will hier nichts Einzelnes und keine Einzelnen herausgreifen, weil dieses dem Einzelnen gegenüber leicht als eine allzu harte Behandlung erscheinen könnte, während ich der Forderung der Gerechtigkeit, alle Sünder und Erbsünder zu stigmatisiren, wegen Mangel an Raum hier unmöglich nachkommen kann. Ich beschränke mich deshalb darauf, den in Rede stehenden Uebelstand als unzweifelhafte Thatsache festzustellen und dem Herausgeber für spätere Jahrgänge größere Sorgfalt und Strenge in der Auswahl anzuempfehlen. Nur wenn dieser Forderung genügt wird, kann das Jahrbuch wirklich Nutzen stiften und der modernen Lyrik im deutschen Publikum allmählich diejenige Achtung und Theilnahme erobern, ohne welche eine gedeihliche Blüte derselben nicht möglich ist.

Neue historische und romantische Dramen.

(Beschluß aus Nr. 21.)

1. Alexander. Drama von Hans Herrig. Zweite Auflage. Berlin, Luckhardt. 1879. 8. 2 M.
2. Kaiser Friedrich der Rothbart. Drama von Hans Herrig. Zweite Auflage. Berlin, F. Luckhardt. 1879. 8. 2 M.
3. Johann Reinhold Patkul. Erster Theil. Gertrud Lindenstern. Tragödie in fünf Acten von Leonhard Marholm. Riga, Deubner. 1878. 8. 3 M.
4. Johann Reinhold Patkul. Zweiter Theil. Patkul's Tod. Tragödie in fünf Acten von Leonhard Marholm. Riga, Deubner. 1880. 8. 3 M.
5. Drei Bühnendichtungen. Von Theodor Piderit. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. Gr. 8. 3 M.
6. Adelheid von Walbersee. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Alfred Seelmann. Dessau, Barth. 1878. 8. 1 M. 25 Pf.
7. Der Graf von Cilli. Historisches Drama in fünf Acten. 1452. Von Graf M. Bombelles. Wien, Lechner. 1879. Gr. 16. 2 M.
8. Hypatia. Ein Trauerspiel nach dem gleichnamigen Roman von Kingsley. Von Gräfin Adele von Bredow. Leipzig, Leiner. 1878. 8. 3 M.
9. Arnold von Brescia. Tragödie in fünf Acten von Franz Größler. Stuttgart, Ullrich. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.

Wenn in den Dramen Herrig's und Marholm's ein Zug von Genialität unverkennbar ist, so zeugen die mir vorliegenden „Drei Bühnendichtungen" von Theodor Piderit (Nr. 5) zwar von Talent und Geschick, aber auch nicht von mehr. In dem ersten der drei Schauspiele hat Piderit ein Opfer dynastischer Convenienzheirathen zu schildern versucht und in der That mit nicht geringem Aufwand von theatralischer Mache und wirksamen Spannungseffecten geschildert. Das Drama betitelt sich „Charlotte von Wolfenbüttel" und ist bereits am Stadttheater zu Elberfeld und Barmen zur Aufführung gekommen. Der Verfasser hätte sich nicht in der Vorrede zu entschuldigen brauchen, daß er eine zarte deutsche Frauennatur, eine mehr duldende als selbstthätig eingreifende Persönlichkeit zum Mittelpunkt der Handlung gemacht. Seine Absicht war ja eben, ein Opfer zu schildern, und ein Opfer ist immer passiv. Ueberhaupt sollte man den Begriff des Helden in dramaturgischem Sinne nicht so fassen, als ob er sich diesen Titel nur durch beständiges Handeln erwerben könnte. Sehr häufig (ein jeder wird sich classischer Beispiele erinnern) ist die Person, um welche sich alles dreht, der Mittelpunkt der Handlung, ohne selbst in Action zu treten. Je mehr Leiden freilich auf der einen Seite, um so mehr Thätigkeit auf der andern; je mehr still ergebene Resignation bei Charlotte von Wolfenbüttel, um so mehr bestialische Brutalität bei dem ihr verhaßten Gatten Alexis, dem Sohne Peter's I., Zaren von Rußland. Ich glaube nicht, daß sich bei der Aufführung das ästhetische Gefühl wegen der völligen Nichtswürdigkeit dieses Zarewitsch, der nach Entdeckung seiner gegen den Vater gerichteten Verschwörung so weit geht, seine Gemahlin thätlich zu mishandeln, sonderlich verletzt gefühlt hat; überdies wird Alexis von dem Autor vollständig fallen gelassen und der Geschichte gemäß vom eigenen Vater in den Kerker geworfen und vor ein Kriegsgericht gestellt, worauf wir im dritten Act erfahren, daß er vor Schreck über das über ihn gefällte Urtheil gestorben sei. Dagegen scheint mir freilich der Schluß des zweiten Acts, wo die Gräfin Aurora von Königsmark den Zuschauer mit der Schreckenskunde entläßt: Alexis habe sein Weib getödtet, ästhetisch anfechtbar und erinnert mich nicht zu seinem Vortheil an den Actschluß in Schweitzer's „Drei Staatsverbrecher", wo man den Schuß hinter der Bühne vernimmt, der, wie man fest überzeugt ist, das Herz des Geliebten trifft. Dergleichen Täuschungen, welche das Publikum zum Narren halten, sind unstatthaft; besonders in dem uns vorliegenden Drama, wo der Leser nicht einmal aus dem Titel des Stücks (wie bei dem Schweitzer'schen, welches sich Lustspiel nennt) darauf schließen kann, daß er vom Dichter nur ins Bockshorn gejagt worden ist. Gräfin Aurora von Königsmark hat nämlich ein Scheinbegräbniß der Charlotte von Wolfenbüttel angeordnet und sie bis zu dem geeigneten Moment verborgen gehalten, worauf Zar Peter sie frei läßt, um sie mit ihrem Jugendgeliebten d'Auban jenseit des Meeres den stillen Hafen des Glücks finden zu lassen. Die Charaktere sind mit Routine auseinandergehalten, die Composition der Acte wirksam gesteigert; die Sprache hingegen, wenn auch nicht unangemessen, läßt Tiefe und Originalität fast durchweg vermissen, weshalb ich es auch unterlassen will, eine Probe der Diction zu geben. Uebrigens begreife ich nicht, warum dieses effectvolle Stück nicht schon anderwärts aufgeführt worden. Unser heutiges Publikum bringt ja seinen ästhetischen Katechismus nicht mit ins Parket; das Drama könnte also einer freundlichen Aufnahme sicher sein.

In dem folgenden Schauspiel hat sich Piderit einen historisch wahrhaft erhabenen Stoff, den Todeskampf der Stedinger, zum Vorwurf gewählt. Er nennt es mit Recht befremdlich, daß unsere tragischen Dichter den Stoff bisjetzt unbeachtet gelassen haben und fragt: „Ist es, weil die Welt nur dem Erfolge huldigt, weil die todesmuthigen nordischen Männer für eine verlorene Sache gekämpft und sich umsonst geopfert haben? Wie dem auch sei, das tragische Schicksal der Stedinger dürfte der poetischen Bearbeitung kaum minder würdig sein als die glücklichern Kämpfe der schweizerischen Eidgenossen." Wir stimmen dem Autor vollkommen bei, möchten aber betonen, daß, wenn ein den stedinger Freiheitskampf behandelndes Drama von eigenthümlichem Erfolge begleitet sein soll, das erhabene Thema auch vollkommen rein, ohne selbsterfundene anekdotische Zuthaten und nichtcharakteristische Liebesgeschichten zu Ende geführt werden müßte. Die Größe des Gegenstandes, indem ein ganzes Volk als tragischer Held auftritt,

kann durch Vermischung mit rein persönlicher Tragik, die nicht unauflöslich mit dem Hauptthema verknüpft ist, nur empfindlich leiden. Schiller's „Wilhelm Tell" ist so populär geworden nicht durch Bertha und Rudenz, sondern durch die Meisterschaft, mit welcher die während der ersten Acte anwachsende nationale Erbitterung dargestellt ist, die sich in der Befreiungsthat Tell's nur zu gipfeln scheint. So hätten wir auch in diesem Drama die breit ausgeführte Liebesgeschichte zwischen Else Detmar und Sonderbrook gern vermißt; der Untergang des schließlich von allen verlassenen heldenmüthigen Volks erscheint als hervorgegangen aus Verhältnissen rein persönlicher Natur, aus dem Verrath des Sonderbrook. Ein solcher Verrath hat aber, wenn ich so sagen darf, etwas Untragisches an sich. Wenn man sich gestehen muß: die Stedinger wären nicht untergegangen, wenn Sonderbrook kein Ueberläufer gewesen wäre, so ist der großartige Eindruck verwischt. Im Gegentheil hätte der Dichter zeigen müssen, daß der nach Unabhängigkeit strebende Volksstamm der alles verschlingenden Kirche gegenüber untergehen mußte. Am meisten historische Färbung bewahrt der zweite Act, der von guter theatralischer Wirksamkeit sein dürfte, und der vierte, in welchem der Aufzug der katholischen Geistlichkeit nach der Beendigung des Vernichtungskampfes den herbsten tragischen Eindruck hervorbringt. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Stoff für das Piderit'sche Talent zu streng und zu gewaltig ist, wenn auch anerkannt werden muß, daß die einfach kernige Prosa und die markigen Charaktere dem Stück zur Empfehlung gereichen. Das Hoftheater zu Oldenburg und das Stadttheater zu Bremen müßten es als eine Ehrensache betrachten, das wirksame Stück zur Aufführung zu bringen.

Eine sonderbare Idee des Verfassers war es auf jeden Fall, in dem dritten „romantischen" Schauspiel die Mörike'sche Ballade zu dramatisiren, sagen wir lieber, dieselbe als Illustration zu einem von ihm gedichteten Schauspiel „Schön Rohtraut" zu benutzen. Die reizende waldesduftige Dichtung des schwäbischen Sängers hat sich hier eine ganz merkwürdige Umpflanzung in ein ihr fremdes Gebiet gefallen lassen müssen. Oder nimmt sich eine Rohtraut in der Umgebung der Duchesse de Gérolstein nicht merkwürdig aus? Piderit rechtfertigt sich in der Vorrede folgendermaßen: „Um die extravaganten Neigungen des romantischen Waldfräuleins plausibel zu machen, schien mir die barocke und nur aus männlichen Individuen bestehende Umgebung eines kleinstaatlichen Miniaturhofs des vorigen Jahrhunderts am besten geeignet zu sein." Demzufolge ist denn Rohtraut nicht mehr die Tochter des mythischen Königs Ringan, sondern des Grafen von — Pinkenburg. Und doch läßt sich Rohtraut von Pinkenburg von dem Sänger der Mörike'schen Ballade mit den Worten verherrlichen: „Wie heißt König Ringan's Töchterlein?" statt daß der verliebte Bursche folgerecht fragen sollte: „Wie heißt des Grafen von Pinkenburg Töchterlein?" Uebrigens erwecken der outrirt parodistische Graf und die um ihn versammelten lächerlichen Hofchargen kein sehr günstiges Vorurtheil für die humoristische Begabung Piderit's. Die Komik der deutschen Duodezfürsten ist schon so abgenutzt und sie zu carikiren so billig, daß die Pointen nicht mehr recht verfangen wollen. Verstimmend wirkt es auch, daß sich Walter, der junge in Rohtraut verliebte Jäger, schließlich als rechtmäßiger Erbe der Grafschaft Pinkenburg herausstellt, sodaß sich die Liebenden „kriegen" können. Diese nöthig gewordene dramatische Zurechtstutzung beweist eben, daß sich die Mörike'sche Ballade durchaus nicht zur Dramatisirung eignet, und wenn Piderit meint, in dem reichen Schatz unserer nationalen Balladen und Volksweisen liege noch manches für die deutsche Bühne brauchbare Material verborgen, so wollen wir ihm zwar nicht widersprechen, ihn aber auch ersuchen, in künftigen Fällen mit seinen Umdichtungen ein wenig vorsichtiger zu sein.

Ein durchaus romantisches Product — es nennt sich mit Recht dramatisches Märchen — ist die „Adelheid von Walbersee" von August Seelmann (Nr. 6). Es tritt uns hier ein sehr liebliches, anspruchsloses Talent entgegen, das zwar der Tiefe und geistigen Bedeutsamkeit, nicht aber der Anmuth und des echten Gefühls für poetischen Reiz ermangelt. Adelheid von Walbersee, als Kind einer Ehe von Bruder und Schwester, ist als solches verflucht worden, von hundert zu hundert Jahren als Reh im Walde herumzuirren, beständig in Todesangst vor den Pfeilen der Jäger. Sie tritt in dem Augenblick auf, wo sie, auf drei Tage vom Zauberbann erlöst, zum ersten mal nach hundert Jahren die Welt mit menschlichen Worten begrüßt:

O Glück, ein Mensch zu sein! O größer Glück,
Der Seele tiefstes Fühlen auszujauchzen
Im Worte, das zu andrer Herzen dringt!
Die Blume öffnet ihren Kelch und haucht
Den süßen Duft bewußtlos in die Winde;
Der Vogel singt sein lieblich Lied, wie es
Der Schöpfer in die Kehle ihm gelegt;
Die Wolke wird vom Winde hergeweht
Und willenlos brüllt sie gewalt'gen Donner.
Das Menschenwort allein gestaltet sich
Frei nach des Herzens Drang und seinem Willen
In seinem Klang zum Träger des Gefühls,
Und alles, alles, deß das Herze voll ist,
Das findet seinen Ausdruck durch das Wort.
Wie aber kann ich heute Worte finden,
Die ganze Seligkeit des vollen Herzens
Ganz zu verkünden? Helft mir jubeln und jauchzen
Und lachen und weinen, ihr Bäume und Gräser,
Ihr Wolken und Lüfte, mein Herz ist zu voll!

Es handelt sich nun darum, ob Adelheid von dem Fluche, der auf ihr lastet, erlöst werden wird. Das folgende Trostwort hatte dazumal der Verfluchter selbst ihr verkündet:

Wenn in der Zeit, wo du als menschlich Wesen
Auf deiner Väter Grund und Boden walleft,
Ein Bruder mit der Schwester hier am Ort
Des sünd'gen Frevels sich vermählen wird,

Bist du erlöst! Oder wenn ein Jüngling,
Der zum Gemahl dich nimmt, den gleichen Bann
Mit dir vereint durch ein Jahrhundert trägt,
Auch dann sollst du, wie auch dein Gatte, frei
Und glücklich sein im Erbe deiner Väter.

Robert, der Adelheid's nach Erlösung sich sehnendes Herz im Sturm erobert hat, ist zur Uebernahme des Fluchs bereit. Aber Anna, ohne darum zu wissen, seine verloren geglaubte Schwester, beschließt, ihn, wenn auch durch Betrug, von den Schlingen des Teufels zu retten. Der Dichter läßt sie, nachdem sie den Auftritt zwischen den beiden behorcht, sehr fein und schön ausrufen:

O Liebe, gib mir Kraft!
Wohl fühl' ich, was mein Herz bewegt, ist nicht
Die Liebe, die nur den Besitz erstrebt,
Ist nicht des Weibes Liebe zu dem Manne;
Ein nie gekannt Gefühl ist es, das mich
Ergriff, seit ich zum ersten mal ihn sah,
Mich zu ihm zog, da ich der Mutter Blick
In seinem Blicke fand. Die Lieb' ist's nicht,
Die zu dem Jüngling fest die Jungfrau ziehet.
Es muß noch andre heil'ge Bande geben,
Die Menschen fest an andre Menschen ketten;
Es muß noch eine höhre Liebe geben,
Als die des Mädchens zu dem theuern Mann.

Sie verkleidet sich nun als Adelheid und wechselt mit Robert die Ringe, um die wirkliche Adelheid daran zu hindern, ihn mit ins Verderben zu ziehen, erlöst aber zugleich hierdurch die letztere von ihrem Fluche, da sich ja nun, wie zum Schluß klar wird, Bruder und Schwester (ohne darum zu wissen) miteinander vermählt haben. Natürlich werden am Ende des Stücks Adelheid und Robert vereint. Ein kleiner incestuoser Beigeschmack läßt sich freilich nicht wegleugnen, aber der Autor hat das alles so fein und zartsinnig behandelt, daß man nirgends verletzt wird. Auch ist es Seelmann gelungen, das Märchen dramatisch und spannend auszugestalten, sodaß ein Versuch mit einer Aufführung immerhin gewagt werden könnte. Derartige anspruchslos-sinnige Stoffe liegen freilich unserm heutigen Publikum außerordentlich fern und für einen Erfolg wäre in keiner Weise zu bürgen. Jedenfalls darf die Kritik in Seelmann ein anheimelndes Talent, das hoffentlich noch recht poetische Früchte zeitigen wird, nicht verkennen.

In dem „Grafen von Cilli" (Nr. 7) wandelt der Verfasser, Graf M. Bombelles, augenscheinlich die Wege Grillparzer's. Das Stück spielt im Jahre 1452 und führt uns den berühmten Oheim des Königs von Ungarn und Böhmen, Herzogs von Oesterreich, Ladislaus, den Grafen Ulrich II. von Cilli als den ersten Vorkämpfer für das einheitliche Zusammenhalten der Donauländer dem eindringenden Türkenfeinde gegenüber vor. Es soll hier unerörtert bleiben, ob der Verfasser ein Recht hatte, die politischen Bestrebungen des interessanten Grafen aus so außerordentlich idealen Beweggründen herzuleiten. So heißt es:

Es wird der Pfaffen und der Schreiber Zunft
Mein Bildniß arg entstellen, sagenhaft
Nur in der Bauernhütte sich erhalten
Das Märchen von dem letzten Grafen Ulrich.

Die in dem Stück durchgeführte tragische Idee bringt die begeisterte Seherin Vila in folgender Weise zum Ausdruck:

Du wähnst der Völker Zwietracht zu bemeistern
Und Recht und Sitte, Frieden uns zu bringen.
Dir selbst vergönne erst der Seele Frieden,
Bevor du wagst, ans große Werk zu schreiten;
Denn dunkle Furien wollen dich ergreifen,
Die dich zu unheilvoller That verführen!
Gesteh's, die Rache lauert dir im Busen,
Die gift'ge Schlange, die du heimlich birgst;
Auch hat die Wollust dir ein Bild gewiesen,
Ein frisches Blendwerk deiner heißen Gier:
Ein Weib, das du dem Gatten willst entführen;
Denn unersättlich suchst du neue Opfer
Und tief verborgen les' ich den Entschluß,
Die Buhlerin zum Throne zu erheben —
Vergeblich ist dein ganzes Streben,
Wenn du dein Herz nicht meistern kannst.

Der Graf von Cilli muß schließlich der Seherin Vila recht geben, aber wir geben darum dem Grafen Bombelles nicht recht. Wir glauben nicht, daß das von dem Helden des Dramas beabsichtigte nationale Werk gescheitert ist, und daß der König Ladislaus Hunyady von Ungarn sich gegen das Gubernatorium Cilli's erhoben hat, weil der letztere die Frau des wiener Bürgers Seifrid Merbold entführt hat. Das ist vielleicht außerordentlich ehrenhaft und moralisch, aber gewiß nicht staatsmännisch und geschichtlich gedacht. Fast alle großen Feldherren waren auch wilde Kriegsleute in Diensten der Göttin Venus: das hat aber ihrer geschichtlichen Sendung wenig geschadet. Die Herrschbegierde prägt sich in solchen Naturen eben auch geschlechtlich aus. Weit besser und sachlicher äußert sich Cilli im vierten Act über die Möglichkeit seines Unterganges:

Er (Hunyady) will der Stände alte Privilegien,
Der Länder-Sonderrechte noch erhalten;
Mir leuchtet eines neuen Staates Ordnung.
Ist lebensfähig noch das alte Recht,
Die Zeit verfrüht zur vollen Einigung,
So fällt mein Haupt in diesem kühnen Spiel;
Bin ich jedoch verstanden, soll Ein Pulsschlag,
Ein Herz getrennte Glieder fest vereinen,
Dann ruf' ich ihn zur Rechenschaft.

Das Drama des Grafen Bombelles, das um der glücklichen Stoffwahl willen hervorzuheben sein dürfte, verräth im übrigen zwar feine Bildung und guten Geschmack, läßt aber scharfe Charakterzeichnung (ich nehme etwa den Grafen selbst und den Narren Kunz aus), dramatische Schlagkraft und energische Concision der Situationen gar sehr vermissen.

Ein seltsamer Versuch, den gleichnamigen Kingsley'schen Roman zu dramatisiren, liegt uns in der „Hypatia" der Gräfin Adele Bredow (Nr. 8) vor. Man muß gestehen, die Gräfin hat sich treu an das Original gehalten; wenigstens kommt in den ersten Acten (bis dahin habe ich verglichen) kein Wort vor, das nicht auch in Kingsley's Roman stände. Die Arbeit der Verfasserin besteht, kurz

gesagt, darin, daß sie vom Fremden allerhand weggelassen, nicht darin, daß sie vom Eigenen hinzugethan. Alles ist auf die einfachsten rein psychologischen Verhältnisse, auf die Neigung des jungen Mönchs Philammon zur Hypatia reducirt, während das bunte Gewirre der verschiedenen Nationalitäten und Confessionen: der Römer, Aegypter, Gothen, der Christen, Heiden und Juden, ganz und gar, die großen politischen Plane Hypatia's so weit geopfert worden sind, daß man ihr Geständniß im letzten Act:

> Ich trat aus meiner Sphäre kühn heraus,
> Ein neu und herrlich Reich, ich wollt' es gründen —

theilnahmlos hinnimmt. Auch die feine ironische Beleuchtung, in welcher Kingsley seine männerlehrende Philosophin erscheinen läßt, ist verloren gegangen. Es ist der Verfasserin fernerhin nicht recht gelungen, die dramatische Form für den außerordentlich dramatischen Stoff auszunutzen. So schließt der erste Act äußerst unwirksam mit der politischen Unterredung des Präfecten und der diplomatischen Antwort Hypatia's. Der zweite Act bringt den Entschluß Philammon's, die Teufelin selbst in ihrem Hörsaal zu bestehen, eine lange Rede Hypatia's über Homer, die Unterbrechung Philammon's und ihren Auftrag, ihn sprechen zu wollen — auch kein besonderer Schluß. Der dritte Act endet mit einer längern Unterredung der Liebenden, wobei aber leider Hypatia vollkommen kalt bleibt, also auch kalt läßt; der vierte mit der Verkleidung Philammon's als Apoll, dem Hypatia zu Füßen sinkt; der fünfte mit dem Tode Hypatia's durch die Hände der Christen. Was soll die Kritik machen mit einem undramatischen, in dramatische Form gebrachten Excerpt aus dem so außerordentlich dramatischen Roman Kingsley's? Es ruhig seinem Schicksal überlassen, welchem bekanntlich niemand entgehen kann.

Noch schlimmer steht es um den „Arnold von Brescia" von Franz Größler (Nr. 9). Indem ich es mir ersparen zu dürfen glaube, auf die außerordentlich wirre und zerfahrene Handlung des Stücks einzugehen, muß ich vor allen Dingen das Unpassende der gewählten metrischen Form hervorheben, die auch dann, wenn wirklich dramatisches Talent sichtbar wäre, den Eindruck des Werks zerstören würde. Das Stück ist nämlich fast durchweg in gereimten vierfüßigen Jamben geschrieben, und zwar in einer Weise, daß alle Würde und Großartigkeit dabei zu Grunde geht. Dabei fangen die Leute bei allen unpassenden Gelegenheiten an zu singen, sodaß man niemals recht weiß, ob man sich in einem Drama oder in einer Oper befindet. Der große Gegenstand, den der Italiener Niccolini so feurig und auch historisch treu behandelt hat, ist hier theils durch allerhand tragischen Kleinkram verzettelt, theils ins Geschichtslos-Phrasenhafte verzerrt. Der eigenthümliche Kern von Arnold's Thätigkeit, der bekanntlich darin bestand, daß er die weltliche Macht des Papstes brechen wollte, wird, statt daß er auch den Kern des Dramas ausmachte, nur einmal ganz flüchtig erwähnt. Arnold muß sich beständig von seinen Freunden und seiner Schwester zur That antreiben lassen, sodaß man die Begeisterung des Volks für ihn gar nicht begreift. Die Charaktere sind theils verschwommen, theils fratzenhaft verzerrt, und das einzige Talent, das sich in diesem „Arnold" ausspricht, ist das für derbe decorative und melodramatische Effecte, was vielleicht zu der Hoffnung berechtigt, daß der Verfasser einen leidlichen Operntext schreiben würde. Wilhelm Henzen.

Zur chinesischen Philosophie.

1. Confucius. Tchông-Yông. Der unwandelbare Seelengrund. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plaenckner. Leipzig, Brockhaus. 1878. 8. 6 M.

Bekanntlich ist das wichtigste der heiligen Bücher der Chinesen der „Schu-king". Er enthält die Reichsannalen und bildet die Hauptgrundlage des chinesischen Staatslebens; außer der ältesten mit Yao beginnenden Geschichte bietet er viele moralische und politische Betrachtungen, Sittensprüche und Nutzlehren für das öffentliche und bürgerliche Leben. Unter den übrigen Kings oder heiligen Büchern sind die bedeutendsten der „Li-Py", das Buch der Gebräuche, „Tá-hio", die erhabene Wissenschaft (gleichfalls durch R. von Plaenckner übersetzt), und „Tchông-Yông", welches die bisherigen Uebersetzer verdolmetscht haben als „die unwandelbare Mitte". R. von Plaenckner weist nun zunächst in der Einleitung seines neuen Werks nach, wie alle bisherigen Uebersetzungen des Titels falsch seien. Man dürfe nicht vom socialen und politischen Zustande Chinas einen Schluß machen auf seine classische Literatur, noch den bisherigen Interpreten (Intorzetta, Noël, Kō, Rémusat) glauben. Plaenckner folgt vielmehr dem Erklärer der heiligen Bücher des Confucius, Tschîng-tsê, nach welchem der Inhalt unsers Werks der „Li" ist, d. h. die Religionslehre. So kommt er zu dem Schluß, daß Confucius hier die Religionslehre geben wolle, welche Gott selbst ursprünglich dem Menschen in den „Grund der Seele" geschrieben habe; er findet, daß Confucius im wesentlichen übereinstimme mit dem Neuplatoniker Plotin sowie mit den christlichen Mystikern Eckhart, Tauler, Böhme u. s. w. Tchong bedeute im Chinesischen sowol eine Stelle im tiefsten Grunde des Himmels wie im tiefsten Grunde der Seele; ganz ähnlich sage Eckhart: „Der Urgrund Gottes und der Urgrund der Menschenseele sind eins." Seiner eigenen Einleitung fügt Plaenckner das Vorwort des Gelehrten Tsching-tsê an, welcher mit schwärmerischer Verehrung von dem in Rede stehenden Buche seines Meisters spricht. In 32 Kapiteln übersetzt und erklärt nun R. von Plaenckner den Inhalt des „Tchōng-Yông" selbst. Er läßt an verschiedenen

Stellen den Leser ahnen, wie überaus schwierig es ist, ein chinesisches Buch überhaupt, geschweige denn ein so altes religionsphilosophisches Werk zu übersetzen. Eine fast wörtliche oder directe Uebertragung der Worte und Sätze wie aus einer der alten oder modernen Cultursprachen ist ja hier gar nicht möglich; der Sinn eines Wortzeichens oder Satzes muß erst durch viele Vergleichungen oder Schlußfolgerungen gefunden werden. Der Uebersetzer sieht sich zu Conjecturen gezwungen, gegen welche die kritischen Turniere gewisser neuern Schulen eine Spiegelfechterei sind. Referent ist des Chinesischen nicht kundig, kann daher Herrn von Plaenckner nicht etwaige Sprachfehler nachweisen; er ist auch geneigt, dem unendlichen Fleiß des Autors alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dennoch können wir das Bedenken nicht unterdrücken, daß R. von Plaenckner, von der Begeisterung für seinen Helden fortgerissen, allzu viel in die Schrift des Confucius hineingelesen hat. Es ist ja bekannt, wie die christlichen Theologen jahrhundertelang das Alte Testament durch die Brille des Neuen Testaments angeschaut, wie die größten Scholastiker des Mittelalters den Plato und Aristoteles zu einem Ideenmagazin für ihre christliche Weltanschauung machten, welche sie zuvor in jene beiden hineingetragen hatten. Darum ist es verzeihlich, wenn es hier Plaenckner ähnlich geht. Er hat ganz recht darin, daß man Uebersetzer und Ausleger, Philolog und Philosoph zugleich sein muß, um dem Confucius gerecht zu werden. Wir wollen auch gern zugestehen, daß die ältesten asiatischen Philosophen ebenso eine Art von höherer Inspiration empfangen haben können wie in ihrer Art Plato und Aristoteles, und daß, je höher hinauf der Zeit nach, die Urelemente der Religion und Moral auch um so reiner sind. Dennoch behaupten wir auf das bestimmteste: nur ein mit der modernen, insbesondere christlichen Ideenwelt ausgerüsteter Interpret konnte so viel im Confucius finden wie Plaenckner. Hat ihn etwa der Ruhm des Láo-tse (dessen „Táo-tĕ-king" er gleichfalls übersetzt hat) nicht schlafen lassen, und wollte er dem Confucius dieselben Lorbern erringen wie jenem? Wir möchten dies für ein verfehltes Beginnen halten: Láo-tse ist der größte schöpferische Philosoph, welchen China hervorgebracht hat; Confucius ist nur ein Redactor dessen, was andere vor ihm geleistet. (Das gesteht auch Plaenckner selbst zu. Er charakterisirt die beiden durch folgende Parallele: „Láo-tse kommt vom Tao des Himmels zum Tao der Welt, Confucius vom Tao der Welt zum Tao des Himmels"; freilich sieht er nicht, daß beide mit dem verschiedenen Ausgangspunkt ihrer Systeme auch einen gewaltigen Unterschied setzen.) Confucius hat nur die alten Ueberlieferungen des Volks in den Schriften der «Kings» gesammelt; die rein religiösen Lehren hat er einfach der Vorzeit entlehnt und die Sittenlehre durch Regeln der Lebensklugheit bereichert. Alles, was er Religion nennt, ist nur Religionslehre, nicht Glaube im Sinne des Christenthums als eine Grundrichtung, ein Zustand, eine That des gesammten Menschen. Immerhin ist es bedeutsam, daß auch nach ihm das Tao oder das Göttliche in uns eine Mitgabe des göttlichen Geistes (Li) sein soll, daß der Weise von sich selbst als dem einzig unmittelbar gegebenen und sichern Erkenntnißgrund ausgeht. Dem Confucius schwebt als Ideal des Menschen vor eine Harmonie der Seele, welche ein Abbild der in der Welt herrschenden Harmonie ist. Plaenckner aber geht zu weit, wenn er seinem Autor eine Ahnung der Dreieinigkeit unterschiebt und denselben über alle spätern Philosophen und Theologen hinaushebt. Halb verletzend, halb komisch aber wirkt es, wenn er sagt, daß die Christen sich das Verständniß ihres Meisters bei Confucius holen sollen. Letzterer entwirft hauptsächlich ein Bild des „Weisen" oder Philosophen, welches als ein Vorläufer des stoischen Ideals vom Weisen gelten kann. Der Weise steht unerschütterlich zur ewigen Wahrheit, welche in ihm ruht; er ist gewissermaßen eine Incarnation der höchsten Vernunft. Der Mensch hat überhaupt nichts weiter zu thun, als alles das aus seiner Seele zu entfernen, was das göttliche Licht am Leuchten hindert. Sehr wichtig ist folgender Gedanke des Confucius: „Der dem Menschengeist immanente Gottesgeist ist es, der die göttliche Tugend in uns erweckt." Hier scheidet Láo-tse ganz wie das Christenthum den Gottesgeist als besondere Gabe vom Menschengeist, während Confucius beide pantheistisch vermengt.

Vom 17. Kapitel an werden die Tugenden des Kaisers Schun und seines Sohnes Wu-wâng geschildert. Beide Regenten sind gewissermaßen Verkörperungen des Weisen; ihre Haupttugend ist die Pietät, welche sie in ihren religiösen Stiftungen und Werken kundgaben. Darauf folgt eine wahrhaft tiefsinnige Schilderung des heiligen Menschen. Derselbe kann weissagen, die Wahrheit ist sein Wesen, er bewirkt nicht blos eine Veredelung, sondern eine Umwandelung anderer. Hier also steht schon Confucius bei dem Problem der Wiedergeburt, bei welchem erst mehrere tausend Jahre später Kant anlangte. Die Krone aber des ganzen Buchs ist die Weissagung:

> Wir erwarten noch jenen Menschen, den Heiligen, welcher dereinst wird zu uns gesendet werden. Es ist ja gesagt: wenn wir nicht absolut vollkommen in der Tugend sind, so können wir die Vollkommenheit des Tao nicht in der Totalität erkennen.

Diese Stelle deutet der chinesische Missionar Kō auf einen Heiland der Menschen, welcher von China aus die Welt regieren solle. Doch ist auch hier Folgendes nicht zu vergessen. Jener Heilige besitzt nur den höchsten Grad der Wahrheit, er ist nicht irgendwie ein Erlöser von Sünde und Schuld. Im Grunde ist er überflüssig, da ja das Zeugniß des dem Menschengeist immanenten Gottesgeistes schon an und für sich untrüglich ist. Die höchste Aufgabe dieses „Sohnes des Himmels" besteht darin, die gottesdienstlichen Gebräuche einer Untersuchung und Aenderung zu unterwerfen. Jedenfalls danken wir R. von Plaenckner für die große Mühe, welche er sich gegeben, und hoffen, daß sein Buch der Ausgangspunkt neuer Prüfungen sein werde.

2. Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Victor von Strauß. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 17 M.

An das eben besprochene Plaenckner'sche Werk knüpft sich ungesucht und doch zur rechten Stunde eine neue Arbeit von Victor von Strauß, welcher man die neunundsechzig Jahre ihres Verfassers durchaus nicht anmerkt. Hatte derselbe schon durch seine frühern Werke: Láo-tse's „Tao-te-king" (1870), und „Der chinesische Philosoph Láo-tse, ein Prophet aus den Heiden" (1874), eine seltene Vereinigung von kritischem Scharfsinn und maßvollem Tiefsinn der religionsphilosophischen Speculation documentirt; hatte er die geniale Originalität jenes in der chinesischen Geisteswelt vereinzelt und fast unbegreiflich dastehenden Philosophen voll zu würdigen und doch die höhere Dignität und specifische Eigenthümlichkeit der verwandten christlichen Theorien zu wahren gewußt: so bietet er uns hier einen Strauß von dichterischen Blüten, welche ihre ursprüngliche Heimat durchaus nicht verleugnen, aber doch in einer Weise vom Odem unserer Culturwelt überhaucht sind, daß sie mit Recht verdienen, in den reichen Kranz der „Weltliteratur im Sinne Goethe's" verflochten zu werden. Während bei Plaenckner der Text vom gelehrten Commentar fast erdrückt wird, treten in der „Schiking"-Uebersetzung von V. von Strauß die Erläuterungen nur so weit hinzu, als sie unbedingt zum Verständniß des betreffenden Gedichts nothwendig sind. Bei Plaenckner bedauert man immer den Autor, welcher im Schweiße seines Angesichts das unendlich spröde Material zu bewältigen sucht; bei Strauß hingegen gleitet man fast spielend hinweg über alle Schwierigkeiten, und es bedarf einer ganz besondern Reflexion, um sich gegenwärtig zu halten, mit welchen Schwierigkeiten der deutsche Uebersetzer zu kämpfen gehabt hat. Da wir des Chinesischen nicht kundig sind, so können wir allerdings unser Urtheil durch Vergleichung der Quellen nicht begründen; gleichwol glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir von der Strauß'schen Verdeutschung des „Schi-king" den Eindruck empfangen haben, als sei sie niemals zu überbieten. Wir hoffen zuversichtlich, daß sie als ein bleibendes Denkmal deutschen Fleißes unserer Literatur einverleibt sein werde. Allerdings hatte schon H. C. von der Gabelentz 1864 eine Uebersetzung des „Schi-king" herausgegeben, welche die jenem großen Sprachgelehrten eigene Detailkenntniß bekundet und das Original mit photographischer Treue wiederzugeben sucht; bei Gabelentz fehlt aber der eigenthümliche Duft der Poesie, welchen Strauß seiner Arbeit mitzutheilen verstanden hat. Die noch frühere Uebersetzung des Pater Lacharme, welche Julius Mohl 1830 herausgegeben hatte, war voller Fehler und Misverständnisse gewesen, meist nur eine Umschreibung des ungefähren Sinnes gebend. Die Uebersetzung Rückert's (1833) offenbarte zwar die meisterhafte Beherrschung der Form von seiten unsers gewandten Dichters, war aber doch nicht frei von Willkürlichkeiten. Aehnlich wie in Deutschland die Wiedergabe des „Schi-king" durch H. C. von der Gabelentz, war auch diejenige des Engländers Legge vom Jahre 1871 zwar wörtlich treu; aber sie vermochte nicht, das specifisch poetische Empfinden und Gestalten des Originals zur Geltung zu bringen wie die Strauß'sche. Auch Strauß hat nicht blos sinngetreu, sondern sogar möglichst wörtlich übersetzt. Er hatte es dabei zu thun mit Verszeilen, welche meist nur aus vier Worten, d. h. Silben, bestanden. Wir können es nur billigen, wenn er diese einzelnen Silben durch Versfüße und Reime wiedergegeben hat; meist wendet er den Jambus an, sporadisch auch den Trochäus, den Daktylus, Amphibrachys und Anapäst. Dabei schließt im Chinesischen der einfache Satz immer mit dem Verse ab, selbst dann, wenn er als Glied eines größern Satzganzen anzusehen ist. Wenn Strauß die hieraus erwachsenden Schwierigkeiten glänzend überwunden und neben dem Reim auch rhythmisch gegliederte Zeilen überall angewendet hat, so dürfen wir ihm dafür nur dankbar sein.

Es sei erlaubt, an dieser Stelle noch einiges über den „Schi-king" selbst zu bemerken. Dieses Buch enthält die Blüte der chinesischen Poesie. Bekanntlich besitzen die Chinesen weder Epos noch Drama, obwol sie das wahrscheinlich aus Indien stammende Theater noch heute leidenschaftlich lieben. So concentrirten sie ihre ganze Kraft auf die Lyrik. In dieser wiederum ist die Poesie der Liebe und der Natur mindestens schwächer als in der Dichtung anderer Culturvölker, insbesondere der modernen, vertreten; es sind meist Verhältnisse und Zustände des alltäglichen, dann auch des kriegerischen Lebens, nicht selten also unbedeutende Anlässe, welche in den Liedern des „Schi-king" behandelt werden.

Die Sammlung, wie sie vorliegt, ist durch Khung-tsè oder Kung-fu-tse (Confucius) um 483 v. Chr. abgeschlossen worden. Von den darin enthaltenen Gedichten stammen 304 aus dem Zeitraum vom 12. bis 7. Jahrhundert v. Chr., 5 aus noch höherm Alterthum; 6 sind verloren gegangen. Während die ungefähr gleichalterigen Psalmen der Hebräer und der Rigveda der Inder von hohem religiösen Geist erfüllt sind, sind die chinesischen Lieder meist weltlicher Art. Wie aber die Commentatoren die Psalmen aus ihrer geschichtlichen Entstehungszeit zu begreifen gesucht haben, so reiht auch Strauß die einzelnen Lieder des „Schi-king" in den historischen Zusammenhang ein, durch den allein die meisten von ihnen verständlich werden. Die ursprüngliche Eintheilung des ganzen Buchs in vier Hauptabschnitte scheint nach der Entstehung und Verwendung getroffen zu sein. Der erste Theil enthält „Landesübliches", der zweite „Kleine Festlieder", der dritte „Große Festlieder", der vierte „Feiergesänge". Diese vier Haupttheile zerfallen wieder in eine Menge von Unterabtheilungen, sodaß wir es mit einer sorgfältigen Redaction zu thun haben. Um einen Begriff davon zu geben, welche nach unserm Gefühl fremdartigen Gegenstände der Chinese dichterisch behandelt, stellen wir hier einige Liederüberschriften zusammen. Da findet sich: „Rückkehr hoher Beamten vom Hof zu ihrem Mittagsmahl", „Verhinderter Beileidsbesuch",

„Der lebensmüde Beamte in böser Zeit", „Gegen Klatschereien", „Verbauerung der Vornehmen in Wéi", „Hofjagd", „Klage vernachlässigter älterer Staatsdiener", „Der glückliche Baum — ohne Hausſorgen", „Rasche und glückliche Geschäftserledigung eines Ausgesendeten", „Der fürstliche Pferdezüchter" u. s. w. Um aber auch andererseits eine Probe davon zu geben, wie hin und wieder die chinesische Poesie sich zum allgemein Menschlichen erhebt, entnehmen wir der — übrigens typographisch vorzüglich ausgestatteten — Uebersetzung folgende Lieder:

Vergeltung.

Melonen reichte deine Hand mir hin;
Vergelte dir dafür denn ein Rubin.
Doch nicht vergelt' er's, nein,
Stets dein dafür soll meine Liebe sein.

Du reichtest Pfirsich mir aus deiner Hand;
Vergelte dir dafür ein Diamant.
Doch nicht vergelt' er's, nein,
Stets dein dafür soll meine Liebe sein.

Du reichtest mit der Hand die Pflaume mir;
Vergelte dir dafür denn ein Saphir.
Doch nicht vergelt' er's, nein,
Stets dein dafür soll meine Liebe sein.

Liebespein.

Wie steigt der Mond in Herrlichkeit!
Wie reizend ist die schöne Maid!
O wär' ich los der Sehnsucht Leid!
Wie liegt mein armes Herz in Streit!

Wie steigt der Mond mit lichtem Schein!
Wie glänzend strahlt die Schöne mein!
O könnt' ich los der Fesseln sein!
Wie ist mein armes Herz voll Pein!

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das „Athenaeum" schreibt über Professor Felix Liebrecht's kürzlich erschienenes Buch „Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze" (Heilbronn, Henninger): „Es ist ein Vergnügen, sich einer so soliden Arbeit zuzuwenden, wie es die Sammlung gelehrter und lehrreicher Aufsätze des Professors Liebrecht ist. Sein geübtes Auge ergeht sich frei über das gesammte Gebiet volksthümlicher Fiction. Mit allem, was über mythologische Sagen, phantastische Märchen, pathetische und komische Poesie des niedern Volks aller Länder geschrieben wurde, ist er gründlich bekannt. Er besitzt nicht nur die Gelehrsamkeit, über jeden Gegenstand so viel Parallelstellen als nöthig zusammenzuhäufen, sondern auch das Urtheil, das auszuwählen, was der Erhaltung würdig, und zu verwerfen, was falsch, schwach oder des Verbrennens werth ist. Im vorliegenden Bande stellt er eine Anzahl seiner Beiträge für verschiedene wissenschaftliche und literarische Zeitschriften zusammen — Artikel, nicht von temporärem Interesse, sondern von bleibendem Werthe, welche zusammen ein für den vergleichenden Mythologen und den Forscher in Volksliteratur höchst werthvolles Nachschlagematerial bilden. Welches auch der behandelte Gegenstand ist, der Verfasser zeigt stets eine Schärfe des Urtheils und eine Gelehrsamkeit, welche die Aufsätze zu einer wahren Vorrathskammer von Belehrung für alle machen, denen die Fragen über Sage und Aberglaube Anlaß zum Studium geben."

Ueber „Die Schwestern" von Georg Ebers (Stuttgart, Hallberger) schreibt dasselbe Blatt nach eingehenderer Schilderung des Inhalts, der wiederum das alte ägyptische Leben zum Vorwurf hat, wie mehrere Werke dieses eminenten Aegyptologen: „Die Entwickelung der Geschichte ist sinnreich und durchaus künstlerisch, die zahlreichen Theile sind zu einem vollendeten Ganzen gut vereinigt, und das Interesse hält bis zur letzten Seite an. Obgleich voll localer Färbung und minutiöser Beschreibungen, werden diese doch nie ermüdend, sondern sind mit der Handlung innig verknüpft. Die besondern Züge dieser griechisch-ägyptischen Civilisation sind mit Kraft und gründlicher Kenntniß entworfen. Der Leser fühlt, daß er sich unter der Leitung eines Gelehrten befindet, dem er ruhig folgen und vertrauen kann. Wer Ebers' frühere Werke kennt, wird in diesem neuesten Producte seiner Muse neuen Stoff der Befriedigung finden."

Die „Saturday Review" erwähnt rühmend die „Geschichte des neuern Dramas" von R. Prölß (Band 1, Heft 1; Leipzig, Schlicke). Der erste Theil ist zwischen den Anfängen des neuern Dramas im allgemeinen und den spanischen Dramen im besondern getheilt. Die Analyse des letztern ist hauptsächlich auf die Schack's begründet, gleichwol jedoch, oder vielleicht aus diesem Grunde, ein vortreffliches und scharfsinniges Stück Kriticismus. Prölß weist nach, daß Calderon der am meisten orientalische unter den spanischen Dramatikern war, und daß seine Vertrautheit mit dem nationalen Genius ihm in dieser Hinsicht den Vorzug vor seinen mehr regelrechten und classischen Mitbewerbern verschaffe.

Von dem neuern Werke „Papst Pius IX. und seine Zeit" von J. M. Stepischnegg, Fürstbischof von Lavant (2 Bde., Wien, Braumüller) sagt die „Saturday Review": „Das Buch ist darauf berechnet, zu falschen Schlüssen zu führen. Es ist weder eine Biographie Pius' IX., noch ein Ueberblick über sein Pontificat in Bezug auf das Zeitalter, sondern eine Chronik der bemerkenswerthesten Transactionen zwischen Kirche und Staat, welche sich besonders in Oesterreich und dem Deutschen Reiche zutrugen, während er Papst war. Es mag als Nachschlagebuch von einigem Werthe sein, aber es entbehrt jeder literarischen Berechtigung und zeigt nur des Autors offen dargelegten Abscheu vor den geringsten Eingriffen in die Privilegien der römischen Kirche in Preußen und anderwärts, und sein unverhohlenes Behagen an jedem Vorfall, wo es sich um die Unterdrückung der Protestanten, namentlich in Oesterreich während der schlimmen Tage des Concordats, handelt."

Bibliographie.

Braun-Wiesbaden, K., Landschafts- und Städtebilder. Glogau, Flemming. 8. 7 M.

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824—1831. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Fischer. München, Bassermann. Gr. 8. 3 M.

Lenaus, N. (N. Niembsch v. Strehlenau), Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. Mit dem Bildniß des Verfassers. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. Herausgegeben von P. L. Martin. Mit zahlreichen Illustrationen von F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A. In ungefähr 50 Heften. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. 30 Pf.

Richter, C. v., Professor Zöllners Hypothese einer vierten Dimension des Raumes, durch Vernunftgründe und Thatsachen widerlegt. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage:

Luther im Spiegel spanischer Poesie.

Bruder Martin's Vision.

Nach der zehnten Auflage der Dichtung unseres Zeitgenossen

D. Gaspar Nuñez de Arce

im Versmaass des Originals übertragen von

Dr. Joh. Fastenrath.

Elezevierausgabe eleg. brosch. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 50 Pf.

Unser berühmter Landsmann, der Deutsch-Spanier J. Fastenrath, führt hiermit den bedeutendsten lebenden Dichter Spaniens bei dem deutschen Publikum ein. Die Dichtung erlebte in Madrid in kurzer Zeit zehn Auflagen und wird in der meisterhaften Uebersetzung Fastenrath's nicht verfehlen, auch in Deutschland Aufsehen zu erregen. In der Form würdig und edel, behandelt der spanische Dichter **unparteiisch** den Abfall Luther's von der katholischen Kirche; der Seelenconflict unsers grossen Reformators ist wunderbar ergreifend gezeichnet und die Schilderung **Roms** der damaligen Zeit ist wol die trefflichste, welche existirt. Die deutsche Ausgabe ist Sr. Majestät dem König von Würtemberg gewidmet.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich**

Verlag des „Magazin für die Literatur des Auslandes".

Soeben erschien im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** und ist in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Brigitta.

Erzählung von

Berthold Auerbach.

8. Brosch. 4 M. Eleg. geb. 5 M. 20 Pf.

Fitger, Die Hexe.

Trauerspiel in 5 Aufzügen.
2. Aufl. 2 M., in Prachtband 3 M.

Adalbert von Bremen.

Trauerspiel in 5 Aufzügen nebst Nachspiel:
Hie Reich! Hie Rom!
2. Aufl. 2 M., in Prachtband 3 M.

Fahrendes Volk. Gedichte.
5 M., in Original-Prachtband 6 M.

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Neuer Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bibliothek

ausführlicher

Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Litteraturen

nach Robertson's Methode.

Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von

Dr. phil. **F. Booch-Árkossy.**

Band I. Italiänisches Lehr- und Lesebuch.

In zwei Kursen nebst Supplement. 8. Cart. I. Kursus 3 M. — II. Kursus 3 M. — Supplementband (Schlüssel zu allen Aufgaben) 2 M.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die goldene Legende

von Longfellow.

Im Versmaass des Originals übersetzt von

Elise Freifrau von Hohenhausen.

In 8. Elegant brosch. 4 M., elegant geb. 5 M.

Diese eigenartige Dichtung erlebte zahlreiche Auflagen in Amerika, erscheint aber in Deutschland zum ersten mal; sie enthält eine Quintessenz der Poesie des deutschen Mittelalters und eignet sich ganz besonders für Zuschauer der **Festspiele in Ober-Ammergau,** deren Ursprung darin geschildert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 3. Juni 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Otto Müller. — Zur Lessing-Literatur. Von Robert Boxberger. — Neue Novellen. Von Friedrich Karl Schubert. — Dingelstedt's Theatermemoiren. Von Rudolf Doehn. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Wenn in früherer Zeit viele dem Theater nahestehende hervorragende Männer mehr oder weniger der Ansicht huldigten, daß alles, was das Theater in Decoration, Costüm, Malerei zu leisten vermöge, nur unvollkommener Natur sei, deren Vervollständigung dem Verstande des Zuschauers überlassen bleiben müsse, so hat unsere Zeit diese Ansicht nahezu ins Gegentheil verwandelt. Denn heute, wo die Kunst der Decoration ein eigenes Fach bildet, wo die Gebäude, Gewänder, Geräthe, Waffen der Vorzeit aufs eingehendste studirt und nachgebildet werden — Studien und Arbeiten, die es dem heutigen Theaterintendanten ermöglichen, ein stimmungsvolles Gemälde aus beliebigen Jahrhunderten sofort herzustellen —, ist die andeutende Natur des Theaters ganz verschwunden, und die Fähigkeit des Zuschauers, sich die Illusion zu vervollständigen, wird auf keine harte Probe gesetzt. Das griechische oder ägyptische Costüm, die Rüstung des Ritters und die Robe der Rococodame sammt den bezüglichen Geräthen und Coulissen sind häufig so getreu nachgebildet, daß selbst der gewiegteste Costüm- und Alterthumskenner nichts auszusetzen haben dürfte.

Zur Zeit Goethe's und Schiller's standen die Verhältnisse anders. Die Technik der Bühne war noch weit zurück; datirt ja auch bei uns der Fortschritt erst nach Jahrzehnten.

Zu Shakspeare's Zeit vollends lag die Bühnentechnik noch ganz in embryonischem Zustande. Ein in den Boden gesteckter Busch stellte einen Wald, eine ausgehängte, mit einem Namen versehene Tafel den bezüglichen Ort, eine grün bestrichene Fläche stellte Wiesen vor. Den ersten Drucken der Shakspeare'schen Dramen war keine einzige Bühnenweisung beigesetzt. Das blieb vollständig dem betreffenden Theaterdirector überlassen, der in oben angedeuteter Weise hantirte und inscenirte.

Wenn nun im 16. Jahrhundert weder Schriftsteller noch Maler genau wußten, wie ein griechischer Tempel oder eine römische Toga u. s. w. aussah, so ist dies, wie gesagt, nun ganz anders geworden, da über solche Dinge jeder Gymnasialschüler zu berichten weiß. Es erwächst aber hieraus für unsere Zeit die unabweisbare Pflicht, mit Hülfe der hoch entwickelten Vorzeitskunde das Kunstwerk, sei es für die Bühne oder für die Kunstgalerie bestimmt, zur möglichsten Vollendung, zur lebensvollen historischen Wahrheit zu erheben. Die Erfüllung dieser Pflicht ist nicht vernachlässigt worden, und die größern Theater haben hierin Bedeutendes geleistet, obgleich leider die verfügbaren Gelder durch die moderne Ausstattungsoper und die unsinnigen Gagen, die für die Verzweiflungstöne und Wahnsinnstriller unserer Primadonnen und Tenore bezahlt werden müssen, allzu sehr in Anspruch genommen werden.

Es dürfte wol die Frage aufgeworfen werden, ob die eminenten Mittel, die nicht nur die ausgebildete Alterthumswissenschaft, sondern auch die sehr fortgeschrittenen Künste Malerei und Bildhauerei (nicht zu vergessen ihre Ausläufer, die kunstgewerblichen Fächer) an die Hand geben, nicht dazu verwendet werden könnten, eine Dichtungsgattung, die unsere Vorzeit so schön herausgebildet hat, der Bühne näher zu bringen, nämlich die Epik.

Unsere an gewaltigen Ereignissen überreiche Zeit hat keinen stark entwickelten Geschmack für Dramen, aus dem einfachen Grund, weil die gewaltigsten Dramen der Bühne durch die aufregendern Scenen des wirklichen Lebens in Schatten gestellt werden, und Oper, Posse und Ballet sind das hauptsächliche Labsal aller Stände geworden. Dies ist ungesund! Ein Gegengewicht gegen das Ueberwuchern dieser insbesondere nur die Sinne reizenden Unterhaltungen, ein Gegengewicht auch gegen die allzu anspruchsvoll gewordenen Concertmusiken, die das im Kampf ums Dasein

ermattete Menschenkind in unklare Gefühlsduselei einlullen, eine Ablenkung von den lüsternen Possen und Schaustellungen der Vorstadttheater ist unbedingt geboten. Dieses Gegengewicht kann, da die Abneigung der ganzen Generation gegen die dramatische Muse nun einmal vorhanden ist, wirksam nur in einer Weise dargestellt werden, die den Sinnenreiz nicht ganz und gar unberücksichtigt läßt, aber ihn auf bessere Bahnen lenkt, ihn veredelt.

Hierzu wäre die epische Muse vorzüglich geeignet, und ein Versuch dürfte nicht mit allzu großen Schwierigkeiten verknüpft sein.

Eine beliebte Unterhaltung unserer Zeit, der höchsten Aristokratie*) sowol wie der mittlern Gesellschaftsklassen, ist die Darstellung lebender Bilder, die trotz der häufig mangelhaften Ausführung von Dilettanten lebhaftesten Anklang und immer weitere Verbreitung gefunden haben. Auf der Bühne haben diese Darstellungen bisjetzt nur spärlich Eingang gefunden, da nur das Schiller'sche „Lied von der Glocke" und Aehnliches und hier und da ein allegorisches Bild aufgeführt wird. Und welcher Reichthum hierfür ist in Text und Bild vorhanden! Es sei nur an „Ilias", „Odyssee" und „Nibelungenlied" erinnert, des großen Schatzes, den die epischen Dichtungen des vergangenen und unsers Jahrhunderts bieten, gar nicht zu gedenken.

Wie leicht wäre es, mit den gewaltigen Hülfsmitteln der Schaubühne von heute ein Stück „Ilias" oder einen Abschnitt des „Nibelungenliedes" und ähnliche Motive aus der germanischen Sagenwelt dem sicherlich dankbaren Zuschauer in Bild und Wort vor Augen zu führen!

Eine die Worte des Texts einleitende und während des Schauens sanft ertönende Musik würde dazu dienen, den Cyklus der Bilder zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, das natürlich in harmonischer ununterbrochener Weise zwischen Text, Musik und Bild zu wechseln hätte.

Eine Illustration zu dem eben Gesagten hat das stuttgarter Hoftheater am Sylvesterabend 1879 gegeben.

Ein von derselben Idee erfüllter schwäbischer Epiker, Emil Engelmann, dessen kürzlich erschienenes Buch „Märchen und Göttersagen" (Stuttgart, A. Bonz) von der Kritik sehr günstig beurtheilt wurde, hat in diesem Buch die Sage vom Dornröschen behandelt, von dem der geistreiche Moritz Hartmann sagt: „Dornröschen ist nichts anderes als die Walküre Brunhilde, die Mutter der Nibelungen-Brunhilde, und wahrscheinlich die späte Enkeltochter einer uralt arischen Göttin aus den Tiefen Asiens. Der Mund, der von Dornröschen erzählt, erzählt eine Weltdichtung, die vor Jahrtausenden unter andern Sonnen Völker mit religiösem Schauder erfüllte." Engelmann's Dichtung ist in sieben Abschnitte in der Weise eingetheilt, daß die betreffenden Episoden jedesmal durch ein lebendes Bild stimmungsvoll dargestellt werden können. Die königliche Hoftheaterintendanz, der Intention des Verfassers in freundlicher Weise entgegenkommend, hatte die Regie in die kundige Hand des Dichters und Hofschauspielers Dr. Feodor Löwe gelegt, die Wahl der Musikstücke dem Kapellmeister Seifriz und die Declamation der ersten Heroine Frau Eleonore Wahlmann übertragen, sodaß bei dem Zusammenwirken dieser ausgezeichneten Kräfte die beiden rasch aufeinander folgenden Aufführungen, insbesondere die zweite, in der die Musik in lebhafterer Weise eingriff, von der eindrucksvollsten Wirkung waren. Eine große, den Kern der stuttgarter Einwohnerschaft umfassende Gesellschaft, die Bürgergesellschaft, hat auf der Bühne ihres Museums ebenfalls zwei Aufführungen veranstaltet, bei der die Zuschauer die großen Räume bis auf den letzten Platz füllten, welche ihren Beifall in der begeistertsten Weise kundgaben. Es wirkte zu dieser glänzenden Aufnahme auch der Umstand mit, daß die Bilder nach Skizzen einer hochbegabten jungen Künstlerin, Emilie Weißer (Tochter des verstorbenen Vorstandes des königlichen Kupferstichcabinets, die durch ein reizendes Bild, Mignon, und ein nach dem Leben gemaltes vorzügliches Porträt unsers berühmten Aesthetikers F. Vischer sich rasch bekannt gemacht hat), gestellt wurden.

Die Presse, darunter die hervorragendsten Journale, wie die augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Kölnische Zeitung", „Ueber Land und Meer", die „Allgemeine Deutsche Musikzeitung", haben in größern und kleinern Aufsätzen von der Aufführung Act genommen und dieselbe als eine ebenso verdienstvolle wie dankenswerthe That, die auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, Nachahmung finden werde und müsse, hervorgehoben.

Es ist demgemäß der thatsächliche Beweis geliefert, daß die Wirkung des Epos auf der Bühne keine leere Illusion ist; im Gegentheil werden dieser Neuerung die größern und kleinern Theater — und gewiß nicht zu ihrem Nachtheil — Rechnung zu tragen haben.

Wenn hierbei die germanische Sage und das ihr verschwisterte Volksmärchen insbesondere berücksichtigt wird, so thun wir in Deutschland nur etwas, das sich in ähnlicher Weise bei unsern Stammverwandten, den Engländern, längst eingebürgert hat.

Eine große Anzahl der englischen Bühnen bringt die deutschen Märchen, die sich ewig zugkräftig erweisen, zur Aufführung für jung und alt. „Boxing night", der Abend des zweiten Weihnachtstages, also der 26. December eines jeden Jahres, bezeichnet den Beginn dieser Pantomimen, die bis Ostern fortdauern, und deren höchster Glanz alljährlich im Drurylane-Theater entfaltet wird. Leider sind in neuester Zeit auf den dortigen Bühnen die Decorationen und die damit verbundenen Schaustellungen und Ballete zur Hauptsache und der Textinhalt zur Nebensache geworden, ein Uebelstand, dem bei uns aufs wirksamste dadurch entgegengetreten werden kann, daß von Anfang an nur Dichtungen gewählt werden, die ähnlich wie das Engelmann'sche „Dornröschen" echten poetischen und sittlichen Gehalt haben.

*) Es wurden lebende Bilder neulich am Geburtstage des Kaisers im Schlosse zu Berlin durch die kundige Hand Gustav Richter's gestellt, die nach dem Urtheil der Presse in jeder Beziehung des genialen Malers würdig waren.

Die Zukunft wird diese für die Klärung unserer Bühnenverhältnisse interessante und wichtige Angelegenheit zu weiterer Entwickelung bringen, hoffentlich in der von uns gemeinten edlern Weise, damit durch das Epos auf der Bühne ein Gegengewicht, und zwar ein dauerndes und mächtiges, gewonnen werde gegen die leeren Ausstattungspossen unsers heutigen Theaters.

Otto Müller.

Zur Lessing-Literatur.

„Auf Lessing zurückgehen heißt fortschreiten", hat Gustav Kühne gesagt, und Adolf Stahr hat es ihm nachgesagt. Ob wir jetzt auf dieser Bahn des Fortschritts begriffen sind? Fast könnte es so scheinen nach der großen Zahl von Schriften, die in jüngster Zeit über das Leben, den Charakter, die Schriften dieses merkwürdigen Mannes erschienen sind. Denn auch daß ihm von gegnerischer Seite, von den Hauptgegnern der Geistesfreiheit, den Jesuiten, als ihrem bedeutendsten Feinde Beachtung zutheil wird, rechnen wir billig zu seinen Triumphen. Ein Jesuit, Alexander Baumgartner, hat in der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. „Lessing's religiösen Entwickelungsgang" veröffentlicht; das mir vorliegende Exemplar trägt die Jahreszahl 1879, aber ein sanfterer Nachtreter von ihm, Bruder Paul Haffner, beruft sich schon auf dieses Werk in einer Schrift, die in zweiter Auflage 1878 zu Köln erschienen ist: „Eine Studie über G. E. Lessing": ein Beweis also, daß auch das Werk des Jesuiten schon wenigstens in zweiter Auflage vorliegt. Die Taktik desselben ist einfach die des Rabbi Ben Akiba in Gutzkow's „Uriel Acosta":

Alles schon dagewesen,
Fleißig Talmud lesen! —

und die Behauptung, die sich weniger durch Verständigkeit als durch edle Dreistigkeit auszeichnet: Lessing habe nur consequenter in seinem Denken zu verfahren gebraucht, so würde er auf das System der orthodoxen römischen Kirche gekommen sein.

Die katholische Kirche hatte allerdings den Kampf gegen den Rationalismus und das Heidenthum schon mehr als einmal siegreich geführt, sie war jedesmal neu gestärkt aus diesem Kampfe hervorgegangen. Lucianische Spöttereien, Julianische Sophismen, Abälard'sche Tränmereien lagen am Fuße des unbezwinglichen Felsens als zertrümmerte Wracks. Der schärfste Denker des heidnischen Alterthums diente in der katholischen Schule als maestro di color che sanno (Daute, Inferno, IV), als Meister des natürlichen Wissens, als Hülfslehrer der Philosophie. Wie der Engel der Schule, so griffen die Theologen insgesammt die gegnerischen Einwürfe wider das Christenthum nicht nur auf; sie sammelten dieselben, wetzten und schärften sie und suchten sogar neue auszuhecken, um womöglich, den Zeitbedürfnissen schon vorgreifend, künftigen Angriffen ein Bollwerk entgegenzustellen. Unter ihrer Hand ward die kirchliche Wissenschaft selbst ein in seiner ganzen Methode streitbares, defensiv und aggressiv wohlgerüstetes System. Als deshalb die ersten Apostel des modernen Heidenthums gegen Wunder und Weissagung, Inspiration und Authentie der heiligen Bücher, Offenbarung und Glauben zu Feld rückten, fanden sie zwar an tausend entarteten und sittlich verkommenen Katholiken eine leicht zu gewinnende Beute, aber an der kirchlichen Wissenschaft selbst ein rationell disciplinirtes, kampfgewohntes Schlachtheer, das sich vor der wissenschaftlichen Kritik seiner Glaubensquellen und seines Glaubens nicht scheute.

Wenn dies nun ein erfreuliches Schauspiel für Jesuiten und Jesuitengenossen ist, so ist es andererseits für den Menschenfreund, den freien Geist (der deshalb noch lange kein Freigeist zu sein braucht), eine nicht minder erfreuliche Betrachtung, daß trotz aller Gewaltmittel, welche die römische Orthodoxie angewandt hat, um alle Christen unter das immer tyrannischer werdende Joch ihres Glaubenssystems zu zwingen, trotz der Hunderttausende, die in Flammen das Verbrechen büßen mußten, eine eigene Meinung haben zu wollen, trotz der andern Hunderttausende, die um des Glaubens willen in Armuth und Elend gestürzt wurden, Greuel — wie sie in dieser Menge keine andere Religion außer der christlichen schänden —, es ihr doch nicht gelungen ist, der Menschheit das Palladium ihrer Würde, die Freiheit des Denkens, zu entreißen:

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Aber nicht mit diesen Herren habe ich es hier zu thun; zu einer gründlichern Auseinandersetzung mit Herrn Baumgartner, der sich jesuitischerweise gelegentlich auch zu verleumderischen Verdächtigungen von Lessing's Moralität herbeiläßt, findet sich wol ein andermal Zeit und Gelegenheit; hier wollte ich aus den wiederholten Auflagen der beiden genannten Werke nur constatiren, daß Lessing auch durch den Haß, mit welchem die Gegner der Denkfreiheit und der Toleranz ihn verfolgen, uns immer werther werden muß als Vorkämpfer der Geistesfreiheit, als Apostel des Toleranz-Evangeliums. Ich wende mich nun zur Besprechung der mir vorliegenden Lessing freundlichen Werke.

1. Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. Zwei Bände. Celle, Literarische Anstalt. 1879—80. Gr. 8. 10 M.

Ueber die frühern Bemühungen der Deutschen um das Studium Lessing's sagt Gustav Kühne („Deutsche Charaktere", I): „In Gervinus' Geschichte unserer Nationalliteratur ist der Abschnitt über Lessing ein anerkanntes Meisterstück sachlicher Erörterung. Je energischer darin auf Lessing's Wirken und Wesen als auf den Angel- und Wendepunkt deutscher Nationalentwickelung hingewiesen ist, desto mehr regte sich danach das Gelüst, den großen Reformator wieder noch näher ins Auge zu fassen, den

großen «Rufer im Streit» wieder persönlich aufzuwecken und seine ganze Gestalt, nicht blos wie bei Gervinus die Genesis seiner Stoffe, vor das Antlitz der Nachgeborenen lebendig hinzustellen. Lachmann gab höchst verdienstlich aus den Urtexten der alten Ausgaben eine neue Sammlung von Lessing's Schriften; Wendelin von Maltzahn setzte diese Arbeit fort; beide säuberten den Text und stellten, wie bei alten Autoren Griechenlands und Roms, die Lesarten und Varianten darunter. Selbst was an Lesarten oder an der Rechtschreibung verfallen ist, hält diese alexandrinische Gelehrsamkeit fest. Um zum Geist zu kommen, muß man freilich den Buchstaben untersuchen. Und um sachlich weiter auf Lessing einzugehen, unternahm Wilhelm Danzel das verdienstvolle Werk, das uns nicht blos den ganzen Lessing, nicht blos in seinem Lebenslauf, seiner Entwickelung und seinen Ergebnissen, sondern auch die gesammten Studien darüber nebst dem gelehrten Apparat der Voruntersuchungen zu Tage gab. Wie er Gottsched für die Liebhaber und Kenner literarischer Alterthümer entwickelte, so schilderte Danzel auch Lessing wie eine längst nicht mehr lebendige Größe. Guhrauer brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'schen Papiere zu Ende. In solcher Breite der Behandlung wandert der Stoff in die großen Büchereien und wird dort bibliothekarisch eingespeichert. Sollte Lessing's Leben und Wirken von neuem in den Kreisen des lebendigen Daseins der Familie, nicht blos der gelehrten Arbeitsstätten, Gegenstand der trauten Betrachtung werden, so that es noth, sein Bild in seinen persönlichen Erlebnissen und in Schilderung seiner kämpfenden und ringenden Gestalt vor uns hinzustellen, seine Werke genetisch aus seinem Leben (was übrigens schon Danzel in musterhafter Weise, nur allerdings zu ausführlich gethan hatte) und sein Leben als Vorbereitung seiner Werke uns ansprechend vor die Augen zu rücken. Diese Arbeit lieferte Adolf Stahr, und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, das Schiller's in den Arbeiten von Palleske u. a. wieder neuen Reiz der Untersuchung boten, so hat Stahr sich um den großen Reformer in deutscher Kunst und Wissenschaft mindestens gleich große Verdienste erworben." Nach meiner Ansicht hat Stahr kein anderes Verdienst, als das gelehrte Danzel-Guhrauer'sche Werk populärisirt zu haben, und nur das Kapitel „Lessing und Goethe" kam mir neu vor. Daß aber Stahr sich dieses Verdienst erwerben, diesen Erfolg erzielen konnte (sein Buch hat bisjetzt acht Auflagen erlebt), war nur die Schuld des Verlegers jenes gelehrten Werks, welches immer ein rühmliches Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit und für ein ernstes Studium Lessing's unumgänglich bleiben wird; er hatte versäumt, neben der gelehrten Ausgabe eine populäre gleichzeitig in die Welt zu schicken.

Seit ich im vorigen Jahrgang d. Bl. die ersten Lieferungen des Zimmern'schen Werks angezeigt, habe ich irgendwo eine Recension desselben gelesen, welche ihm den Vorwurf — und mit Recht, wie mir scheint — macht, sich zu sehr an Stahr's Werk gehalten zu haben. Fräulein Zimmern (denn ein Fräulein ist es, kein Herr, wofür es jener Recensent hält, und eine nicht unbedeutende englische Schriftstellerin) that unrecht, sich nicht mit Stahr an die gleiche Quelle, nämlich an eben jenes Danzel-Guhrauer'sche Werk zu halten, dann hätte sie die bisweilen wörtliche Uebereinstimmung vermieden. Aber wenn Stahr mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwande eigener Studien solche Erfolge erzielte, wer will es da einem Ausländer, der den Vortheil der Fremdsprachlichkeit voraushat, unter welcher sich unerlaubte Entlehnungen leichter verstecken, verargen, wenn er sich eben solche wohlfeilen Lorbern zu erringen sucht? Auch ist es dies nicht, was mir an dem Zimmern'schen Buche misfällt; ich bleibe bei meinem frühern Urtheile, daß es sich leicht und angenehm liest, und für Engländer, die keine eigenen Studien über Lessing machen können, ist es frisch genug; widerlich ist mir nur die Hast, mit der auf die Sucht der Deutschen nach Fremdländischem speculirende Verleger sich beeilen, von solchen Büchern „autorisirte deutsche Ausgaben" zu veranstalten; das Geträtsch über die Goethe-Biographie von Lewes wird nachgerade widerwärtig. Zudem empfiehlt sich diese Bearbeitung nicht immer durch reinen deutschen Stil. So finden wir Anglicismen wie: „Er beweist nur selbst einen unvollkommenen Begriff davon zu haben." Einmal soll Lessing sagen: „Ich werde es zuverlässiger machen", statt: „ich werde es zuverlässig besser machen". Der von Lessing herausgegebene schlesische Dichter heißt Scultetus und nicht Scultetor. Nicolai's Parodie auf Goethe's „Leiden des jungen Werther", heißt nach Claudi: „Freuden des Mannes des jungen Werther", statt „Freuden Werther's des Mannes"; und wie soll Werther das Kunststück fertig bringen, daß er „sich mit dem Blut eines Hähnchens erschießt, hinterher aber Charlotte heirathet und in glücklicher Ehe mit ihr lebt"?

Der vorliegende Schluß des Werkes nimmt mit der fünften Lieferung Lessing's Leben beim „Laokoon" auf. Wir heben im Hinblick auf jene perfide Jesuitenpolemik, die Lessing's Kampf gegen die Finsterlinge blos als eine „Komödie, die er sich mit den Theologen machen wollte", hinstellen möchte, die schöne Stelle heraus, in welcher die Verfasserin Lessing's theologische Streitigkeiten charakterisirt:

Und er stritt ihn tapfer aus, den Kampf. Mit der ganzen Kraft seiner durch den Schmerz und den Verlust alles Lebensglücks gespannten Seele erschien er auf der Arena des theologischen Streites. Er war bereit in der Komödie mitzuspielen, die er sich selbst aufführen lassen konnte, so oft er wollte. Gegen das Leben gleichgültig, unbekümmert um irgendein Schicksal, das ihn ereilen konnte, rücksichtslos gegen sich selbst, nur daß er das tiefe Weh seines Herzens betäube, so gürtete er sich zu einem Kampfe gegen den Aberglauben, ein Kampf, dessen Erfolg ihm den Namen eines Luther seiner Zeit eingetragen hat; ein Kampf, an dem sich das Wort des Cardanus bewahrheitete: das 18. Jahrhundert werde einen großen Wechsel auf dem Gebiet der Religion sich vollziehen sehen. Es konnte nur ein Kampf um die höchsten Güter sein, in dem ein Lessing sein

namenloses Weh begrub, und was es ihn kostete, was seine Seele durchzog, wenn seine Feder „die muthwilligsten Rollen (sic) in seinen Schnurren" schrieb, was sein Herz bewegte, wenn er gedankenschwer, gedankenreich, kritisch erwägend an seinem Schreibtisch saß — das wußte, das ahnte niemand außer der einen starken Freundin, die in treuem Gedenken an ihn in Hamburg um ihn sorgte: Elise Reimarus.

Die Erhabenheit des „Nathan" jedoch hat die Verfasserin nicht überall ergriffen. Hier liegt die Sonde ihrer unzulänglichen Kritik:

Und es ist wahr, die Katastrophe ist durchaus unbefriedigend. Wenn der glühende Liebhaber sich zuletzt als freundschaftlichen Bruder hingestellt sehen muß, so ist das ernüchternd, ja mehr noch, es ist störend. Wenn aber derselbe Liebhaber, den wir in Leidenschaft haben handeln sehen, jetzt sogar spricht: „Ihr nehmt und gebt mir, Nathan! mit vollen Händen beides! — Nein! Ihr gebt mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!" dann tritt fast ein Lächeln auf unser Gesicht.

Ebenso wenig weiß sie der metrischen Form des Stücks gerecht zu werden, wozu freilich, besonders für einen Ausländer, gründlichere Studien gehören. Auch erlebte der „Nathan" neben der Subscriptionsauflage allerdings noch in demselben Jahre eine zweite Auflage. Pfranger's (der übrigens nicht Geistlicher in Darmstadt, sondern in Meiningen war) „Mönch vom Libanon" wird mit der unverdienten Redensart abgefertigt, er sei „jetzt, Gott sei Dank, vergessen". Auch hatte man nicht das Gerücht ausgesprengt, Lessing sei von der Judenschaft zu Amsterdam bestochen worden, um die „Fragmente" herauszugeben, sondern er habe Geld zum Dank für die Herausgabe erhalten; und Lessing schrieb zur Rechtfertigung nicht „Das Märchen von Judas Ischariot dem Erzschelm", so nannte ihn Abraham a Sancta Clara, sondern von „Judas Ischariot dem Zweiten".

Und hiermit sei genug gerügt. Der Schluß des Werks, welcher über die Lessing-Feier in Kamenz zu seinem 150. Geburtstag berichtet, war mir neu und hat mich gefreut. Auch bietet er mir Gelegenheit, auf das zweite Werk überzugehen. Zur Feier dieses Tages erschien nämlich:

2. Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Zur hundertfunfzigjährigen Geburtsfeier von Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn, sowie zur Säcularfeier von Lessing's „Nathan". Herausgegeben vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde. Mit 3 Bildern in Lichtdruck, Initialen und Vignetten in Holzschnitt. Leipzig, Baumgärtner. 1879. 8. 3 M.

Die Vorrede ist unterzeichnet: Der Redactionsausschuß. Dr. L. Fürst, Dr. A. Bodek. Der Inhalt bietet eine stattliche Reihe zum Theil höchst interessanter Aufsätze über die auf dem Titel genannten Fremde. Ich führe ihre Titel an und gestatte mir einige Bemerkungen dazu: „Den Dioskuren Lessing und Mendelssohn. Dichtung von L. Fürst"; „Lessing, Mendelssohn, Nathan. Von Emil Lehmann"; „Gedankenschatz aus Lessing's und Mendelssohn's Schriften und Briefen. Zusammengestellt von Dr. Moritz Brasch"; „Zu Mendelssohn's Gedächtniß. Dichtung von Moritz Rappaport"; „Moses Mendelssohn's providentielle Sendung. Von Dr. Ludwig Philippson"; „Ueber Mendelssohn's «Phädon». Von Professor Dr. M. Lazarus"; „Moses Mendelssohn als Uebersetzer und Exeget. Eine Skizze vom Rabbiner Dr. A. Goldschmidt"; „Was hat Mendelssohn als Israelit auf Israeliten gewirkt? Von Gotthold Salomon"; „Dem Moses der deutschen Juden. Dichtung von L. Fürst"; „Moses Mendelssohn als deutscher Nationalschriftsteller. Von Dr. Arnold Bodek". Der letztgenannte Aufsatz gibt eine interessante Schilderung von der Stellung der Juden zu Mendelssohn's Zeit in dem aufgeklärten Berlin Friedrich's des Großen. Es wird eine Stelle aus einem Briefe Mendelssohn's vom Jahre 1780 angeführt:

Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwol so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß und den Musen nicht so fleißig opfern darf, als ich es wünsche. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa? fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa, spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dies andere Leute? — Ach, ich schlage die Augen unter und seufze mit mir selbst: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Weg von diesen Betrachtungen! sie machen mich zu unmuthig!

Damals gab es also in dem sonst so freigeistigen Berlin „gesinnungstüchtige" Christen nach dem Herzen des Herrn Hofpredigers Stöcker! Trotzdem daß Mendelssohn in Deutschland eine sehr gedrückte bürgerliche Stellung hatte, liebte er Deutschland und war stolz darauf, ein Deutscher zu sein. Was er einmal in den „Philosophischen Gesprächen" sagte, ist noch jetzt beherzigenswerth:

Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?

Wozu der Verfasser bemerkt:

Welch eine tiefe Empfindung für deutsche Eigenart, welch ein gesundes Nationalgefühl spricht aus diesen Worten, die geschrieben wurden zu einer Zeit, da das Joch der französischen Fremdherrschaft schwer auf dem deutschen Geiste lag, da die allerwärts grassirende Gallomanie selbst einen Friedrich erfaßt hatte, der die Franzosen wol auf dem Schlachtfelde zu schlagen wußte, sich aber geistig von ihnen gefangen nehmen ließ und, sein Deutschthum verleugnend, mit Achselzucken auf die sich mühsam aufringende Literatur seines Volks herabsah!

Der Aufsatz schließt mit den Worten:

Nirgends haben die Juden so viel geistiges Kapital in den allgemeinen Nationalschatz eingeschossen, aber nirgends haben sie auch umgekehrt so viel Nahrung aus der nationalen Cultur gezogen, hat die Wissenschaft des Judenthums so viele Blüten und Früchte getragen wie in Deutschland. Juden sitzen in öffentlichen Aemtern als treue Diener des Staats, des Reichs; Juden erheben sich in den Parlamenten wie in der Presse als begeisterte und streitbare Wortführer der nationalen Sache. Wem aber verdanken die Juden diesen wunderbaren Um- und Aufschwung? Wem verdankt ihn Deutschland, dem er gleichfalls zugute gekommen ist? Dem körperlich kleinen und schwächlichen,

geistig großen und starken Federhelden aus Dessau, der der Vater aller dieser Thaten, der Vater der deutschen Juden geworden ist. Sie können sein Andenken nicht besser wahren, als indem sie deutsche Sprache, deutsche Art und Bildung hochhalten, das nationale Werk, das er in trüber Zeit vorbereiten half, mit Liebe und Hingebung fördern und treu zu dem Vaterlande stehen, das er, ein neuer Moses, geistig für sie erobert und für das er sie erzogen und vorgebildet hat.

Dazu sage ich Amen! trotz Stöcker. Es folgt: „Mendelssohn und die Erziehungsreformatoren. Von Dr. A. Fränkel"; „Der deutsche Jude. Dichtung von Leopold Kompert". Hierin gibt sich dieselbe nationale Gesinnung wie oben kund, der wir Christen nur Beifall geben können:

Sprecht nicht mehr von des Orients fremdem Sohn,
Und höhnt nicht mehr das träum'rische Zion;
Ein Deutscher bin ich, will ein Deutscher heißen,
Zum Kampfe heb' ich die bewehrte Hand,
Weh dem, der freventlich dem Vaterland
Vom theuern Haupt will eine Locke reißen!

„Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann. Von Berthold Auerbach"; „Ein ungedruckter Brief Moses Mendelssohn's. Mitgetheilt von Dr. A. Jellinek"; „Vom Enkel Moses Mendelssohn's. Eine culturhistorische Skizze von Dr. Albert Fränkel"; „Mendelssohn und Lavater; die Geschichte des berühmten Bekehrungsversuches". Trefflich sind die Worte in Mendelssohn's Antwort an Lavater:

Ein Christenthum wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dieses Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mohammedanern und Chinesen besteht, und wohin vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind. Ihre Frage, warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei. Da ich als Jude nicht nöthig habe, diesen Satz anzunehmen, indem nach der von mir angeführten Lehre der Rabbinen die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund der Bekehrung weg, und ich bin vielleicht verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten.

Ganz im Geiste des „Nathan" schreibt Mendelssohn an Bonnet:

Ob ich mich unterstände, die Religion des Mohammed oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder zu thun vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mohammed sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmanen die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre ersten Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so steht ihnen der Weg der Retorsion offen.

„Ein Wort gegen Lessing zu Ehren Lessing's. Von Rabbiner Dr. M. Joel"; „Ueber Lessing. An die Israeliten Deutschlands. Von Gabriel Richter"; „Zum Lessing-Denkmal. Ein Aufruf, namentlich an die Juden. Von Dr. Abraham Geiger". Sehr gut heißt es gegen den Schluß dieses Aufrufs:

Das Judenthum als die kleinste Großkirche kann nur durch die innere Freiheit, durch die geistige Energie seiner Bekenner bestehen. Christenthum und Islam steht die äußere Macht zur Seite, sie bleiben noch lange weltbeherrschend, wenn auch die geistige Frische ihnen entschwindet; das Judenthum sinkt gänzlich, wenn es nicht vorangeht auf der Bahn der menschlichen Entwickelung.

„Ueber Toleranz. Ein Vortrag von Professor Dr. Steinthal." Ich hebe daraus die Worte hervor:

Es scheint mir auch nicht falsch, zu sagen, daß in jedem Glauben und in jeder Philosophie eine Mischung von Wahrem und Unwahrem sei. Die vollere Einsicht aber scheint mir in der Erkenntniß zu liegen, daß gerade der Kampf der Meinungen die höchste Wahrheit sei. Jede Unduldsamkeit aber und jeder Fanatismus, auf welcher Seite sie sich auch zeigen mögen, immer stören sie den Wettkampf der Geister, in welchem allein unter den Beschränkungen des menschlichen Wesens die Wahrheit ihr Leben bethätigt. Wer solchen Streit gewaltsam unterdrückt, schafft die Stille des Grabes.

„Zu Lessing's Andenken. Von Professor Dr. Heinrich Wuttke"; „Zur Enthüllung der Lessing-Büste. Weihrede vom Rabbiner Dr. A. Goldschmidt". Diese Rede wurde eben zu Lessing's 150. Geburtstag in Kamenz gehalten. „Gedanken über Lessing's «Nathan». Von Berthold Auerbach". Besonders nach meinem Geschmack ist folgender Aphorismus:

Lessing wendet die Parabel am Ende so, daß er alle drei Ringe falsch nennt. Es ist aber dies keine ironische Wendung im gewöhnlichen Sinne; vielmehr, wenn sie derart bezeichnet werden könnte, zeigt sie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig ist. Welcher Ring, welche Religionsform ist die beste? Das ist eben falsch gefragt; denn nichts, was man äußerlich überkommen kann, macht die Wesenhaftigkeit und den Werth des rein Menschlichen aus, sondern das, was man aus sich macht.

„Der Ursprung der Parabel von den drei Ringen. Von Dr. August Wünsche"; „Warum ist Nathan ein Jude? Stimmen aus der Lessing-Literatur, zusammengestellt von Dr. Arnold Bodek". Der Verfasser findet die einfachste Antwort auf diese vielfach ventilirte Frage sehr vernünftig darin: daß Lessing den Juden schon in seiner Quelle, bei Boccaccio vorfand.

Die Frage darf also nicht lauten: Warum hat Lessing einen Juden zum Helden seines Stücks gemacht? sondern sie muß lauten: Warum hat er den Juden beibehalten? Stellen wir aber die Frage so, dann verliert sie erheblich an Schärfe und Schwierigkeit; sie beantwortet sich gewissermaßen selbst. Denn welchen Grund sollte ein Lessing gehabt haben, den Juden in einen Christen umzuwandeln, und so das Gegentheil von dem zu thun, was Shakspeare that, indem er, vom Vorurtheil seiner Zeit geleitet, den als Christen vorgefundenen Shylock zum Juden umschuf?

In letzterer Behauptung hat nun freilich der Verfasser, so viel mir bekannt ist, unrecht. Dagegen wird man sich mit folgendem Satze wieder durchaus einverstanden erklären:

In der That, wenn es besser ist, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun, so ist das Judenthum entschieden in einer gün-

stigern Lage als das Christenthum, weil es — ganz abgesehen von seinem innern Werth — durch seine äußere Stellung mehr darauf hingewiesen war, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun.

Denn allerdings haben die Juden bewiesen, daß sie, wo sie die Macht hatten, Unrecht zu thun, sich derselben in ebenso ausgiebigem Maße gegen abweichende Religionsmeinungen zu bedienen wußten wie die Christen. Zeugnisse: ihr Benehmen gegen Jesus, gegen Spinoza und Uriel Acosta, ja gegen ihren jetzt so hoch gefeierten Mendelssohn selbst. Und der Vorwurf kann dem Judenthum trotz Mendelssohn nicht erspart werden, den der Tempelherr dem Nathan macht:

Kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselman vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott?

Den Schluß des Buchs machen: „Nach Moses Mendelssohn's Hinscheiden. Nachruf von Friedrich Nicolai"; „Ueber Mendelssohn, seinen Charakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten. Ein Fragment von Dr. Friedländer"; „Eine Denkmünze auf Mendelssohn"; „Mendelssohn-Vereine und Stiftungen"; „Literarisch-artistische Quellennachweise und Noten". Ich will diese Anzeige mit einer kleinen Entdeckung schließen, welche L. F. Felix in Kamenz bei Gelegenheit jener öfter erwähnten Lessing-Feier machte, als er sich nach Mitgliedern der Lessing'schen Familie umsah. Es fand sich dabei, daß eine Reihe von Trägern des Namens Lessing Juden waren, deren Ahnen, als die Juden im vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts gezwungen wurden, Familiennamen anzunehmen, sich aus Dankbarkeit nach dem unsterblichen Verfasser des „Nathan" genannt hatten.

Schließlich muß ich noch ein Buch anzeigen, an dessen Erscheinen ich einigen Antheil habe.

3. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Band 44: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Von Gotthold Ephraim Lessing. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Robert Boxberger. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 20 Pf.

Ich habe geglaubt, mir bei dieser Ausgabe ein kleines Verdienst dadurch zu erwerben, daß ich einen genauen Auszug aus dem musterhaften Leben Winckelmann's von Justi gebe, da doch eben ohne Winckelmann's Vorgang der „Laokoon" in der Weise, wie er uns vorliegt, nicht erschienen sein würde. Zu den in knapper Kürze zu gebenden Anmerkungen habe ich selbstverständlich die Studien Blümner's in seiner vortrefflichen Ausgabe des „Laokoon" zu Rathe gezogen. Der Text ist, von der Orthographie abgesehen, genau nach der ersten Auflage hergestellt. Bei einer eventuellen zweiten Auflage würden die seitdem erschienenen textkritischen Forschungen von Emil Grosse berücksichtigt werden. Von einer Uebersetzung der fremdsprachlichen Stellen glaubten Verleger und Herausgeber absehen zu dürfen.

Eine Bemerkung kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken. Ich las kürzlich eine Charakteristik W. Schadow's bei Gutzkow: „Götter, Helden, Don-Quixote", die er mit dem Wunsche schließt: „es möchte ein begabter Kopf auftreten und Lessing's «Laokoon» neu für unsere Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gären, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und blos Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs neue die Grenzen gezogen werden, welche der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat." Ich spreche einen zweiten Wunsch aus: es möchte heutzutage ein Dramatiker auftreten, der uns einen „Laokoon" gäbe, in welchem er, wie uns die Gruppe den körperlichen Schmerz des Helden vorstellt, so den Seelenschmerz des verkannten Patrioten vorführte, wie dies gewiß auch Sophokles in dem verloren gegangenen Drama von Laokoon gethan hat.

Robert Boxberger.

Neue Novellen.

1. Frühlingsstürme. Neue Novellen von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 10 M.

Die Verstandesarbeit überwiegt hier die unmittelbare Zeugungskraft der Phantasie; der rasch producirende Erzähler gefällt sich in Umschreibungen, er fängt den Begriff manchmal auf Umwegen ein; an einzelnen Stellen verwischt ein etwas gespreizter Humor die im allgemeinen wohlgelungene Charakteristik der Personen. Als Stilprobe diene die Beschreibung der Stimmung, in welcher die jugendliche Titelheldin der ersten Novelle sich befindet, nachdem sie vergebens an verschiedene Thüren geklopft hat, um sich als Gouvernante zu verdingen:

In der Herzgegend Monika Waldvogel's klopfte es an jenem Nachmittag, als sie weiter ging, zum ersten mal ein klein wenig, als ob sich im Menschenleben Zeiten und Umstände einstellen könnten, für die ihr Wahlspruch: „Nun, wir wollen uns nicht vor der Zeit ängstigen", nicht die mathematisch congruente und unter allen Ansätzen auflösende Formel bilde. Der Tag nahm nicht an Häßlichkeit, doch an Beleuchtung derselben ab, sodaß auch das beste Auge den aus Eiskrusten und halbgeschmolzenem Schnee amalgamirten Emailüberzug des Trottoirs nicht deutlich mehr unterschied. Es regnete vom Himmel und schüttete aus den Dachtraufen, windete um alle Ecken, stürmte von oben und wehte von unten, und zum ersten male im Leben kam Monika der Gedanke, daß dies im großen und ganzen für Kleidungsstücke, die man noch länger zu tragen beabsichtige, nicht als

förderſamſtes Conſervirungsmittel anzuſehen ſei. Wenn man jene haushälteriſche Abſicht nicht verfolgte, konnte man ſowol dieſer als dem Wetter — ein Wetter, von dem Lichtenberg einſt geſagt, daß in ihm alle Schweine rein und alle Menſchen dreckig würden — allerdings das einfache Mittel entgegenſetzen, daß man ſich neue Kleider kaufte.

Die zwei Novellen des zweiten Bandes „Aus den Banden“ und „Ein Ton“ enden ohne zwingende innere Nothwendigkeit tragiſch. Am meiſten feſſelt die einfachſte der Novellen „Ein Frühlingsnachmittag“. Eine ſchöne, von ihrem oberflächlichen Gemahl vernachläſſigte Frau der großen Welt beſchließt, die ſchüchterne, aber ſehr heiße Anbetung eines jungen Studenten durch Gewährung eines zärtlichen Stelldicheins zu belohnen. Da erſieht ſie aus einem Briefe, den ihr Verehrer zufällig bei ihr verlor, daß dieſen eine Couſine wahr und innig liebt. Die unbefriedigte Frau iſt nun großmüthig und entſagungsſtark genug, ihm ſchriftlich den Abſchied zu geben. Ob die Dame und der Student, die diesmal ohne üble Folgen mit dem Feuer geſpielt, fernerhin bei ähnlichen Prüfungen ſo heil davonkommen werden, erſcheint bei ihrer leicht erregbaren Sinnlichkeit ſehr fraglich. Doch dieſer Zweifel mindert das Intereſſe für die kleine Epiſode aus dem Salon nicht. Dramatiſch geſchickt behandelt würde die Novelle vielleicht einen hübſchen Einacter liefern.

2. Erlöſt. Novelle von Clariſſa Lohde. Berlin, Groſſer. 1880.

Der Treubruch der Geliebten hat den jungen deutſchen Juriſten Richard Braun nach Amerika getrieben. Nachdem er dort als Kaufmann ein bedeutendes Vermögen erworben, kehrt er, ein durch ſein Schickſal hart gewordener Mann, in die Heimat zurück, zu ſeinem Bruder, der als Arzt in einem kleinen beſuchten Badeorte lebt, und begegnet hier der einſt ſo heißgeliebten Carola als Baronin Steinberg wieder. Alte Liebe roſtet nicht: Carola fühlt ſich an der Seite eines rohen Gatten elend; ſie bekennt Richard, daß ſie ihn nicht vergeſſen konnte, daß ſie ihn noch liebt. Doch er ſtößt die um Verzeihung Flehende und Bereuende grauſam von ſich; er glaubt überhaupt nicht mehr an Liebe und ſetzt daher den Nachſtellungen einer amerikaniſchen Lady, die ihn mit einer ihrer beiden Töchter verheirathen möchte, ein beharrliches Nichtverſtehenwollen entgegen. Die tiefer liegende, ihm ſelbſt kaum bewußte Urſache ſeiner Unempfindlichkeit für ſolche Lockungen iſt ſeine aufkeimende Neigung für Alice, die Erzieherin der Kinder ſeines Bruders. Dieſe erwidert ſeine Liebe und erlöſt ihn damit von dem Bann und Druck der traurigen Vergangenheit. Mit dieſer Haupthandlung kreuzt ſich eine zweite, weniger erfreuliche. Ein Baron Hohnheim, Steinberg's intimſter Freund, verfolgt deſſen Gattin mit beleidigenden Anträgen; er hat ihr heimliches Zwiegeſpräch mit Richard belauſcht und droht, daſſelbe dem Baron Steinberg mitzutheilen, wenn Carola ſich nicht gefügig zeige. Sie weiſt jedoch Baron Hohnheim entrüſtet ab; dieſer führt nun ſeine Drohung aus. Er ſpringt, um den guten Ruf Carola's gänzlich zu vernichten, in nächtlicher Stunde von dem Balkon ihres Hauſes hinab und weiß es ſo einzurichten, daß Steinberg ihn ſehen muß, aber ihn nicht erkennen kann. Im Glauben, der flüchtige Nebenbuhler ſei Richard, verläßt Baron Steinberg ſeine Frau, und dieſe, ohnehin durch den Tod eines Kindes, das am Scharlach ſtarb, erſchüttert, endet in Verzweiflung über ſolche Schande und über die Nachricht, daß Richard ſich mit Alice vermählen will, durch Selbſtmord.

Die männlichen Figuren der Novelle ſind ſchablonenhaft gehalten; die weiblichen Charaktere geriethen etwas beſſer, doch erheben auch ſie und ihre Converſation ſich nicht über das Durchſchnittsniveau des Spießbürgerthums. Künſtleriſch am höchſten ſteht die Schilderung des Familienlebens des Arztes; deſſen etwas träge und weltlich oberflächliche Frau wird durch die Erkrankung eines Söhnchens zur Erfüllung ihrer bisher vernachläſſigten Mutterpflichten gezwungen — ihr beſſeres Ich entfaltet ſich nun, und die einander entfremdet geweſenen Herzen der Gatten finden ſich aufs neue.

3. Gräfin Helene. Novelle von Friedrich Bodenſtedt. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. 16. 3 M.

Helene, die Tochter eines bürgerlichen Amtmanns, der durch die zu hohen ſocialen Anſprüche ſeiner adelichen Frau und die verſchwenderiſchen Söhne an den Rand des Bankrotts gelangt iſt, verwerthet ihre ſchöne Stimme als Concertſängerin und wendet durch die erzielten großen Einnahmen den Ruin des väterlichen Hauſes ab. Sie vermählt ſich mit einem Grafen Bender, einem langweiligen Menſchen ohne hervorragende ſchlimme oder gute Eigenſchaften. Dieſe Ehe fällt unglücklich aus, da der kleinliche Gatte Helene mit Eiferſucht quält und ſie gegen ſeine hochmüthigen Verwandten, welche ihr die bürgerliche Abkunft nicht verzeihen, nicht gehörig ſchützt. Helene läßt ſich von dem Grafen ſcheiden und lebt fortan ihrer Kunſt.

Der Gehalt der Novelle läßt ſich vielleicht am beſten durch die Worte Chamfort's wiedergeben: „Le bonheur n'est pas chose aisée, il est très difficile de le trouver en nous, et impossible de le trouver ailleurs.“ Der Stil zeichnet ſich durch Einfachheit und Klarheit aus; Menſchenkenntniß und Weltweisheit bewahren den Erzähler vor falſchem Pathos und phantaſtiſcher Romantik; die Handlung wurzelt im Boden der Wirklichkeit.

Der berühmte Autor hat in der Titelheldin ein reich begabtes, anmuthiges weibliches Weſen gezeichnet, das ſofort die Sympathie des Leſers gewinnt; doch wird dieſe gegen den Schluß abgeſchwächt, indem die im Charakter Helenens überwiegende nüchterne Verſtändigkeit als ein kühler Reif die reichere Entfaltung der Blüten des Gefühlslebens verhindert.

4. Vom armen Franiſchko. Kleine Abenteuer eines Keſſelflickers von Fritz Manthner. Zweite Auflage. Bern, Frobeen u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Wenn es auch im Leben des armen Slowakenjungen, der in mühſamer Wanderung ſein ſpärliches Brot erwirbt,

nicht an einzelnen Lichtblicken fehlt, so bleibt doch Armuth und Elend sein Los. Aber so schwere Entbehrungen er dulden muß, sein Muth und sein Gottvertrauen wanken nicht. Seine Ansprüche auf Glück sind ja so bescheiden, daß er ein Gefängniß für ein herrliches Schloß hält, aus dem er nur mit Wehmuth in die Sklaverei seiner Nomadenfreiheit zurückkehrt.

Der Verfasser des in zweiter Auflage erschienenen Buchs, nicht nach Effect haschend, erzielt einen solchen doch — und zwar einen ganz bedeutenden im Verhältniß zu dem anspruchslosen Stoff — durch gewandte Gestaltungsgabe und durch den schlichten gemüthlichen Ton seines Vortrags.

5. Eekenhof. — Im Brauerhause. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1880. 16. 3 M.

Die erste Novelle, ein Gewebe von Chronik, Sage und Dichtung, gleicht einem stark nachgedunkelten Oelgemälde, in welchem man die eigentliche Zeichnung nur bruchstückweise zu erkennen vermag.

Der besitzlose Herr Hennicke, vormals Hofjunker eines Herzogs, heirathet die Erbin des Herrensitzes Eekenhof; sie schenkt ihm einen Sohn, Dethlev, und stirbt. Der habsüchtige Vater übergibt das Kind, dessen Tod er wünscht, um alleiniger Erbe des Eekenhofs zu sein, fremden Leuten und geht eine zweite Ehe mit einer vermögenden alten Jungfer ein. Diese Frau beschenkt ihn mit zwei Söhnen; aber auch sie stehen dem Herzen des Vaters fern, der um so inniger an seiner außerehelichen Tochter Heilwig hängt. Dethlev, der in der Ferne gesund heranwuchs, findet nun Aufnahme im Vaterhause; der Knabe und die kleine Heilwig lieben sich; doch zwingt die brutale Behandlung des alten Hennicke Dethlev bald zur Flucht. Erst nach Jahren kehrt er zu der inzwischen zur schönen Jungfrau aufgeblühten Heilwig zurück. Feurig schlägt ihr Herz für den Jugendgespielen; da erfährt sie, daß er ihr Bruder ist. Der unnatürliche Vater macht nun einen Mordversuch an seinem Sohne Dethlev, und dieser geht mit Heilwig in die weite Welt. An Leib und Seele gebrochen und völlig vereinsamt, muß der wilde Hennicke seine Sünden durch ein langes freudenloses Leben büßen.

In der zweiten Novelle: „Im Brauerhause", verliert ein Brauer seine Kundschaft durch das umlaufende Gerücht, in seinem Bier sei der Daumen eines hingerichteten Verbrechers gefunden worden. Bei der amtlichen Untersuchung wird der vermeintliche Finger als eine verhärtete Hefenkruste erkannt: aber das Volk trinkt dennoch das Bier des Brauers nicht mehr. In der Form einer breiten Erzählung tritt diese unappetitliche Anekdote etwas zu anspruchsvoll auf.

Der nordische Dichter bringt in beiden Novellen die Culturzustände des Schauplatzes, wo die Erzählungen spielen, zu deutlicher Anschauung.

6. Waldmärchen. Ein Idyll aus dem Waldleben von A. Stanislas. Leipzig, Eckstein. 1880. 16. 3 M.

Dieses Idyll bietet ein buntes, phantastisches, etwas zu unruhiges Bild des Waldlebens. Die Eigenart der verschiedenen Individuen wird zwar im allgemeinen im Auge behalten — Humor und Satire beleben die Dichtung —, vielfach aber erscheint die poetische Beziehung der Thiere zu den Pflanzen etwas gesucht. Daß den letztern dieselbe Bewegungsfreiheit wie den erstern verliehen wird, erzeugt manchmal eine chaotische Verwirrung und erschwert es dem Leser, in die vertrauens- und glaubensselige Stimmung zu gelangen, womit er gern einem Märchen lauschen möchte.

7. Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, Weiß. 1880. 8. 3 M.

In diesen Aufzeichnungen spricht sich ein so tiefes, urgesundes Gemüth, eine so edle Wahrhaftigkeit des Sinnes und ein so klarer, selbständiger Geist aus, daß es seltsam zugehen müßte, wenn sie nicht die allgemeinste Beachtung und Aufmerksamkeit erregen würden. Das kernige, echt deutsche Buch kommt überdies einem Bedürfniß der Zeit entgegen, indem es der modernen Schulweisheit, welche durch einseitige Verstandesentwickelung die Phantasie der Kinder ungebührlich unterdrückt, ein warnendes „Halt" zuruft. Um den vollen Werth desselben begreifen und sich daran erfreuen zu können, muß freilich der Leser noch die Fähigkeit besitzen, das Wort des Heilandes zu beherzigen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen."

Es wird vielleicht nicht an kritischen Stimmen fehlen, die dem Verfasser vorwerfen, er verdamme den Materialismus unserer Zeit zu hart und wolle die denkende Menschheit zurückführen in die Unwissenheit und Glaubensduselei früherer Jahrhunderte. Aber das ist nicht der Fall; er eifert nur gegen die Auswüchse der Cultur, nicht gegen diese selbst, und fordert die Pädagogen auf, mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse des Kindergemüths zu nehmen. Daß eine so stark ausgesprochene, vom Scheitel bis zur Zehe so originelle Persönlichkeit wie der Autor dieses Buchs, dessen hohe selbsterworbene Bildung den angeborenen Mutterwitz nicht gelähmt hat, mit großem Selbstgefühl auftritt, bedarf wol keiner Erklärung oder Entschuldigung. Das Buch hat auch — und die Kritik ist fern davon, dies bemänteln zu wollen — les défauts de ses vertus; manchmal, wenn neben dem Schriftsteller der strenggläubige katholische Priester und der Politiker das Wort ergreift, wird der Ton zu lehrhaft, zu unduldsam; die Schwärmerei für das entschwundene Jugendglück färbt die Vergangenheit zu rosig, die Gegenwart zu schwarz. Diese Schwächen beeinträchtigen jedoch den hohen geistigen und sittlichen Gehalt der „Erinnerungen" nicht wesentlich; wir erfahren durch sie freilich nur ganz gewöhnliche Erlebnisse: aber sie erscheinen uns groß und bedeutend, da ein ungewöhnlicher Mensch sie erzählt.

8. Mein Wilhelm. Novelle von Julie Westphal. Norden, Soltau. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein junger Geistlicher, Wilhelm Sommerfeld, kommt als Pfarrverweser in das Haus des kranken Pastors Jost,

dessen Tochter Ruth den neuen Hausgenossen so unausstehlich findet, daß sie mit Freuden den Antrag einer auswärts verheiratheten Schwester, deren bettlägerig gewordene Haushälterin zu ersetzen, annimmt. Anfangs fällt der verwöhnten Ruth, die zwar lateinische Aufgaben corrigiren, aber nicht kochen kann, der neue Beruf recht schwer; bald aber verpflichtet sie ihre Verwandten durch ihre Tüchtigkeit und Umsicht. Sie entlarvt die heuchlerische Haushälterin als eine diebische, unsittliche Person und erwirbt sich sogar öffentlichen Ruhm, indem sie bei einer Ueberschwemmung ihrem Schwager das Leben rettet.

Durch eine ausgedehnte Correspondenz fast aller Personen der Novelle und aus dem Tagebuch Ruth's erfährt der Leser, wie die letztere durch allerlei Verleumdungen in ihrer Abneigung gegen Sommerfeld bestärkt wird. Am Sterbebette des Pastors Jost schwinden jedoch alle Missverständnisse. Ruth erkennt, daß sie „ihren" Wilhelm von je geliebt hat, und wird sein Weib.

Bei weniger weitschweifiger Darstellung würde das freilich sehr oft variirte Thema den Leser immerhin genügend interessiren, doch die zu langathmigen, inhaltsarmen Briefe und Tagebücher sind nicht geeignet, eine wirksame Spannung, an welcher es der Novelle fast ganz gebricht, hervorzurufen.

9. Aus der Heimat. Zwei Erzählungen von Marie Walden. Bern, Haller. 1880. 8. 3 M. 20 Pf.

Die erste, recht traurige Erzählung: „Die beiden Collegen", schildert die Leiden des ideal angelegten jungen Schullehrers Johannes, der, unter einem praktischern, aber rohern Collegen stehend, nur Schritt für Schritt den ihm angemessenen Wirkungskreis erringen kann. Der arme Johannes ist ein vom grausamen Schicksal zum Unglück bestimmter Mensch: seine Schwester, von dem der Trunksucht verfallenen Vater mishandelt, stirbt frühzeitig; der Vater folgt ihr bald ins Grab nach; Johannes holt sich beim Löschen einer Feuersbrunst ein Brustleiden, dem er in der Blüte der Jahre erliegt! Das frohe Leben und Treiben der Schuljugend, im Gegensatz zu dem Märtyrerdasein des Lehrers, muthet freundlich an; einige Kindercharaktere sind trefflich gezeichnet.

In der zweiten Erzählung: „Zwei Jahre im Dorfe", kann eine junge städtisch erzogene Pastorin mit der in ländlichen Vorurtheilen befangenen Mutter und der blinden Schwester ihres Mannes sich nicht vertragen. Schwiegermama und Schwägerin verlassen das Haus. Doch als die junge Frau Mutter eines Sohnes wird, stellt dieses freudige Ereigniß die Harmonie unter den Verwandten wieder her. Die Schlichtheit der Handlung hat gewiß ihre Berechtigung; jedoch erfordert gerade ein einfacher Stoff, wenn er künstlerisch wirken soll, eine um so geschicktere Technik. Tiefes Verständniß für das Gute und Schöne, eine redliche, edle Gesinnung und Humor reichen nicht aus, poetisch zu schaffen, wenn nicht die Besonnenheit sie begleitet, welche das Empfundene und Gedachte zweckmäßig zu ordnen und zu beschränken weiß. Der Localton ist, wie ich glaube, in den Erzählungen richtig getroffen; im einzelnen wird viel Anregendes geboten; aber im ganzen nimmt die allzu gedehnt in formloser Breite schreibende Erzählerin, wie ihre Vorrede es ausspricht, die Geduld ihrer Leser, besonders derjenigen, deren Wiege nicht in der Schweiz gestanden, stark in Anspruch. Der Dialekt müßte in der Schrift dem Hochdeutschen viel mehr genähert werden, wenn das jede Unbequemlichkeit scheuende große Publikum sich damit befreunden soll.

10. Egon Talmors. Roman von Emil Marriot. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Beim Anblick eines Gemäldes, dessen Gegenstand abstößt, das aber durch die Glut der Farbe und Kühnheit der Zeichnung fesselt, beklagt man, daß der talentvolle Künstler sich keine edlere Aufgabe stellte. Einen ähnlichen Eindruck macht der Roman „Egon Talmors". Der Held derselben, ein halb berühmter, halb berüchtigter Novellendichter, im übrigen ein abgeschmackter, entnervter, affectirter Mensch ohne Gesinnung, keiner echten, natürlichen Empfindung fähig, bildet sich ein, er sei in Melitta, die Frau eines Arztes, eines Jugendbekannten, verliebt. Da dieser Egon Talmors, der, so oft er den Mund aufthut, in Paradoxen spricht oder in sophistischer, erkünstelter Afterweisheit sich gefällt, die bequeme Ansicht hegt, eine Frau, die nicht aus Liebe geheirathet hat, sei nicht strafbar, wenn sie ihren Mann betrügt, so macht er sich kein Gewissen daraus, Melitta unter dem Vorwande, ihr Gatte erwarte sie dort, zu einem Ausfluge nach einem drei Stunden entfernten Ort zu überreden. Er benutzt das lange Alleinsein mit Melitta, ihre Neigung zu gewinnen; ihr hartnäckiger Widerstand stachelt seine Begier zur Raserei. Melitta, obwol sie Egon liebt, bleibt ihrer Pflicht und dem Gebote der Ehre treu; sie besteigt allein einen zufällig des Wegs kommenden leeren Wagen und entrinnt dem Verführer. Unglücklicherweise gehen die Pferde mit dem Wagen durch — man bringt dem Arzt sein geliebtes Weib als Leiche. Egon, der sich nun als ihren Mörder anklagt, stürzt sich in den Strudel des wüstesten Lebens — zuletzt wird er ein Gewohnheitstrinker — jedoch alle Betäubung hilft ihm nicht über das Gefühl seiner Erbärmlichkeit hinweg — er endet mit einem Revolverschuß sein verfehltes Dasein. Vorher jedoch läßt er sich die schwärmerische, sklavische Hingebung eines weiblichen Wesens von höchst bedenklicher Vergangenheit gefallen. Er hat die hübsche Nelly, die an einen unheilbaren Säufer verheirathet ist, vor Jahren in einer Zeitungsredaction, für welche sie Romane übersetzte, kennen gelernt: er war der einzige ihres aus literarischen Vagabunden bestehenden Bekanntenkreises, der sie mit Anträgen verschonte — dafür ergibt sie sich ihm mit Leib und Seele. Die Scene, in welcher Nelly ihren Mann — von ihren Bekannten „das Thier" genannt — im Nebenzimmer sterben läßt, um dem angebeteten Egon

die Selbstmordgedanken auszureden, erschreckt durch die drastische Widerlichkeit. Dem Dichter kann es sicher niemand wehren, auch das Häßliche darzustellen, um einen höhern Zweck zu erreichen; aber länger, als absolut nöthig ist, dabei zu verweilen, verletzt den Anstand und den guten Geschmack. In der Kunst hat nur die Schönheit das Recht, ganz unverhüllt aufzutreten; die schamlose Nacktheit des Häßlichen beleidigt.

Ein keck zugreifendes, selbständiges Talent ist in dieser Arbeit nicht zu verkennen, wenn auch einige geistreiche Stellen des Dialogs direct aus Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena" stammen.

11. Bewegte Tage. Bilder aus dem 16. Jahrhundert. Von Luise Guno. Marburg, Elwert. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Die gelehrte Verfasserin versucht mit der Feder Bilder aus der Geschichte zu zeichnen, wie sie Friedrich Lessing in seinem Huß, Kaulbach in seinem Peter Arbues malten. Doch besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Gemälden jener Maler und dem vorliegenden Buche. Die erstern sind viel einheitlichere Kunstwerke; sie drücken die im Märtyrertode siegreiche Idee der menschlichen Geistesfreiheit überhaupt aus, während das letztere sich mit der Darstellung einzelner historischer, allerdings wichtiger Ereignisse und Entwickelungsprocesse mit mehr wissenschaftlichem Eifer als künstlerischer Begeisterung befaßt. Der Werth der einzelnen Kapitel ist sehr ungleich, die Porträtirung geschichtlicher Persönlichkeiten weit besser gelungen als die Gestaltung der beigegebenen erdichteten Figuren. Der Leser fragt mit Recht, weshalb die Verfasserin, nachdem sie ausdrücklich erklärt, keinen historischen Roman schreiben zu wollen, die einzelnen Bilder dennoch in einen novellistischen Rahmen zwängt? Bei solcher äußerlichen Nebeneinanderstellung, bei solchem blos mechanischen Gemenge von Geschichte und Dichtung findet weder der Geschichtskenner noch der Freund der Poesie seine Rechnung; deshalb wäre die Form eines historischen Romans, in welchem sich Geschichte und Phantasie organisch durchdringen, bei weitem vorzuziehen.

Immerhin aber erreicht die Verfasserin, wenigstens zum großen Theil, ihren mit vollem sittlichen Ernst und mit männlicher Gesinnungskraft angestrebten Zweck, durch ihre Bilder die Geschichte lebendig zu machen und zum Studium derselben anzuregen. Freilich kann man sich nicht verhehlen, daß die heutige, die Cultur der Zeit in sich tragende Gesellschaft nicht mehr kirchlich gesinnt ist und für die theologische Rüstung, in welcher die Reformation für die Geistesfreiheit kämpfen mußte, kein rechtes Interesse mehr hat. Mit dem Dichter des „Nathan der Weise" siegte die Humanität endgültig über dogmatische Beschränkung.

12. Auf und Nieder. Eine Lebensgeschichte im Gewande der Dichtung. Von R. Porter. Aus dem Amerikanischen. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Nicht im Ausdruck der unmittelbaren Empfindung, sondern in der Sinnigkeit der Betrachtung wirkt „Auf und Nieder" poetisch.

Die Vorgänge des alltäglichen Lebens gewinnen durch ihre innige Beziehung zur Religion und ihre gemüthliche Vertiefung höhere Bedeutung; eine gewisse Ueberschwenglichkeit wird schon ihrer Beschreibung zutheil; für die Leidenschaften und die entscheidenden Erlebnisse bleibt dann die Steigerung aus. Dadurch wird Licht und Schatten verkehrt, die Geschichte gleicht einem photographischen Negativbild. Ihr Inhalt ist in Kürze: Paul, der Sohn eines amerikanischen Mühlenarbeiters, bildet trotz seiner Armuth durch Fleiß und Ausdauer sein großes Talent zum Zeichnen aus. Er wird der Lehrer eines reichen vornehmen Mädchens, in das er sich verliebt, ohne Gegenliebe zu finden. Er geht nun nach Rom. Seine Hoffnung, sich dort als Maler eine gesicherte Lebensstellung zu erwerben, trügt; er nimmt es zu ernst mit seiner Kunst, um sich dem verdorbenen Modegeschmack zu unterwerfen. Erst nach seinem frühen Tode wird seine Größe als Künstler anerkannt.

Wie in vielen amerikanischen Romanen macht sich auch in diesem ein sehnsüchtiger Zug nach der Bildung und der idealern Lebensauffassung Europas bemerklich; bisjetzt ist die Geistescultur Amerikas eben größtentheils europäischer Import. Der Held der Geschichte geht einsam und verlassen, ohne sein Verschulden, elend zu Grunde. Läßt auch frommer Glaube den auf diese Art Sterbenden beneidenswerth erscheinen, so vermag doch dieser Ausgang ästhetisch nicht zu befriedigen. Wenn der Verstand und das Herz der Menschen sich mit blinder Unterwerfung unter die Nothwendigkeit eines unerbittlichen Schicksals begnügen könnte, so wäre es zu Ende mit der Kunst. Wir wollen im Epos den Menschen sehen, der auf sich selbst gestellt, aus seinem Willen heraus den Kampf mit dem Schicksal führt. Der Held dieses Buchs duldet, leidet, entsagt, aber er handelt nicht. Zahlreiche Bibelsprüche vermitteln uns seine jeweilige Stimmung; man meint zuweilen ein Gebetbuch zu lesen. Dies soll kein frivoler Spott sein; die ehrliche, überzeugungsstarke, tief christliche Frömmigkeit des Autors ist darüber erhaben, auch erquickt er den Leser an manchen Stellen durch die Weihe wirklicher Poesie; aber zu häufig wird die letztere durch die vorwiegend religiöse Tendenz erdrückt.

13. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Bayard Taylor. Ins Deutsche übertragen von Marie Hausen-Taylor. Zwei Bände. Berlin, Paetel. 1879. 8. 8 M.

Einige dieser Erzählungen, die sich ausschließlich auf amerikanischem Boden bewegen und meist auf einem Dorfe oder einer Farm sich abspielen, erklären vollkommen die Beliebtheit, deren ihr Verfasser jenseit des Oceans sich erfreut. Um ihm in Deutschland einen gleich guten Ruf zu erhalten, müßten seine Werke mit etwas strengerer Auswahl übersetzt werden.

Den beiden Erzählungen „Jakob Flint und seine Reise" und „Freund Eli's Tochter" wohnt ein hoher poetischer Gehalt inne. Ein anschaulicher, gegenständlicher Stil,

verbunden mit großer Sittenreinheit, ja Keuschheit und maßvoller und dabei doch lebendiger Schilderung der Empfindung, verleiht diesen Liebesgeschichten, deren Helden durch Selbstbeherrschung und schlichte Treue an das Ziel gelangen, einen ungewöhnlichen Reiz. In der Erzählung „Die Erlebnisse des A. C." (Arkadier-Club) hechelt der Verfasser mit liebenswürdiger Ironie die Thorheit der Vegetarianer- und der Mäßigkeitsvereine durch. Auch in der Erzählung „Wer war sie?" steht er noch souverän über seinem Stoff. Er läßt darin einen Herrn mit einer ihm unbekannten Dame correspondiren. Aus diesem Briefwechsel entspinnt sich, soweit dies das Incognito der Dame gestattet, ein Liebesverhältniß. Die Dame sieht und spricht ihren geistigen Verehrer oft; sie gibt sich ihm aber nicht zu erkennen und bricht endlich jeden Verkehr ab, weil es sie beleidigt, daß er an ihrer Person keine Spur der Vorzüge entdeckt, die er in seinen Briefen so hoch pries. Die feine feuilletonistische Plauderei verdient unbedingtes Lob.

Schon nicht mehr auf dieser Höhe halten sich die Erzählungen „Der fremde Freund" und „Miß Bartram's Kummer". Zwar gewähren sie uns einen interessanten Einblick in das anmuthige Stillleben der Quäckerfamilien: sie belächeln überlegen die schwachen Seiten dieser Sekte und lassen den Vorzügen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber die Handlung selbst entfernt sich schon sehr von der Wahrscheinlichkeit. In der Erzählung „Zwillingsliebe" wird sie sentimental und matt, und in der Erzählung „Kann ein Leben sich verbergen?" verirrt sie sich zum spitzfindigen Vexirspiel. Der vielseitige Autor, der jedem etwas bringen möchte und dem Geschmack seines Publikums vielleicht mehr nachgibt, als er vor seinem Genius verantworten kann, erzählt in der Geschichte „Der Spuk im Blockhause", wie eine frühere Geliebte, ohne daß sie ihren Wohnort körperlich verläßt, den fern von ihr lebenden ungetreuen Mann, der eine andere heirathete, in seinem Hause mit ihrer geisterhaften Gegenwart, die sich in Trommellärm und heftigen Klagen äußert, beunruhigt. Der Autor schließt mit den Worten: „Leser, du glaubst mir nicht, allein die Geschichte ist eine wahre."

Friedrich Karl Schubert.

Dingelstedt's Theatermemoiren.

Münchener Bilderbogen. Von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879. Gr. 8. 4 M.

Das vorstehend genannte Buch enthält eine höchst interessante und bedeutungsvolle Episode aus dem Leben Franz Dingelstedt's. Es handelt sich nämlich um jene Zeit, wo der Verfasser der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" in ebenso einsichtsvoller wie erfolgreicher Weise die Leitung des münchener Hoftheaters führte. Der Autor begnügt sich aber nicht damit, nur ein Bruchstück aus seinem eigenen Leben zu geben, sondern er läßt auch die wirksamsten Schlaglichter auf die Zustände und Personen fallen, die zu jener Zeit in München Kunst und Wissenschaft zu einer erfreulichen Blüte bringen halfen. Die Darstellung ist durchweg anregend, oft fesselnd; kaustischer Witz und feiner Humor wechseln ab mit wohlthuender Gemüthswärme. Letzteres ist namentlich der Fall, wo in ungezwungener natürlicher Weise Schilderungen aus dem Familienleben des Verfassers oder aus dem Verkehr mit seinen Freunden eingestreut sind.

Beiläufig, in einer Note unter dem Text, theilt der Autor seinen gesammten Lebenslauf, wie er sich ausdrückt, in sieben „Hauptstücke", nämlich: „1) Ein blinder Hesse; Geburt, Kindheit, Schule, Universität. 1814—34. 2) Lehrjahre (will sagen: Jahre in denen ich gelehrt habe), Ricklingen bei Hannover, Kassel, Fulda. 1835—41. 3) Wanderjahre. Paris, London, Wien. 1842—44. 4) Schwabenstreiche. Stuttgart. 1844—50. 5) Münchener Bilderbogen. 1851—57. 6) Stillleben in Weimar. 1857—67. 7) Wiener Haupt- und Staatsactionen. 1867—19??."

Hier handelt es sich, wie gesagt, um das fünfte Hauptstück, d. h. um den Aufenthalt und die Thätigkeit Dingelstedt's in München. Um dieselbe Zeit, Ende des Jahres 1850, wo die Einladung an ihn erging, „den anmuthigen, windstillen und sichern Hafen" in Stuttgart, wo er Hofbibliothekar des Königs Wilhelm war, „mit der offenen, rauhen, stürmischen See der bajuvarischen Hauptstadt zu vertauschen", sollte sein durch künstlerische Haltung und edle Einfachheit sich auszeichnendes Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" in München zur Aufführung kommen. Das Stück ging auch am 18. December (1850) wirklich in Scene. Der Erfolg war ein echter und voller, und Dingelstedt erhielt bald darauf durch Hrn. Pfistermeister, den Secretär des Königs Max, am letzten Abend des genannten Jahres die Anzeige, daß ihm als Intendanten die Leitung des münchener Hoftheaters übertragen worden sei. Allein die Lobeshymnen, welche eben noch seinem Trauerspiel und ihm selbst ertönten, sollten, wie ihm sein Freund Gustav Kolb, der treffliche Redacteur der augsburger „Allgemeinen Zeitung", vorhergesagt hatte, bald heftigen Angriffen Platz machen. So lange er Gast im Hoftheater zu München gewesen, ging alles gut ab, glatt, sogar glänzend. Von dem Augenblick, wo er die Intendanz übernahm, änderte sich aber die Scene. Nun war er ein Fremder, ein Eindringling, ein Emporkömmling; vom „Preuß" und vom „Ketzer" gar nicht zu reden. Bei Hofe waren es diejenigen, welche die Stellung eines Theaterintendanten als einheimisches Adelslehen betrachteten, die ihm feindlich gesinnt waren und auf seinen Sturz hinarbeiteten. In der Stadt, im Lande war es der Partieularismus, welcher Altmünchen und Altbaiern kennzeichnet, untermischt mit

ultramontanen Schattirungen. Aber feststehend auf seinen eigenen Füßen und wohlberathen von guten Freunden, namentlich von Wilhelm Dönniges, bot Dingelstedt allen Anfeindungen kühn und siegreich die Stirn. Das am 2. Februar, wo die Oper „Die Jüdin" gegeben wurde, geplante Auspfeifen des neuen Intendanten mislang vollständig. Dem dahingeschiedenen Dönniges widmet der Autor einen warmgefühlten Nachruf. „Für seine Freunde", sagt er, „hat niemand ein offeneres Auge, eine festere Hand, ein wärmeres Herz besessen als Wilhelm Dönniges. Daß dieses Herz so früh brechen mußte! Fern von der Heimat schläft er auf dem wunderbar schön gelegenen Friedhofe am Fuße der Pyramide des Cestius sein sturmbewegtes Erdenwallen aus, das kaum an das lang ersehnte Ziel gelangt war, die bairische Gesandtschaft in Rom, als es für immer stillstand." Ueber sein geschäftliches Auftreten in München berichtet Dingelstedt also:

Da Eingriffe in das bereits festgestellte Repertoire der nächsten Tage nur verwirrend und hemmend gewirkt haben würden, legte ich zuerst an die Verwaltung Hand an. Mein Tabellenschatz wurde ausgepackt, das Beamtenpersonal auf Kassen- und Oekonomieübersichten, auf Tagesrapporte und Wochenabschlüsse, auf Beschäftigungs-, Krankheits-, Urlaubsjournale, auf Regiebücher und Novitätenlisten gedrillt. Man stutzte. Unter einem Schriftsteller hatten sich die übrigens wohlgesinnten und dienstbereiten Herren einen vor allen Dingen unpraktischen Büchermenschen vorgestellt, dem man imponiren, den man zuerst irre machen, dann an die Wand drücken, zuguterletzt hinausmanövriren könnte. In vierzehn Tagen schienen sie andern Sinnes geworden, und nach vier Wochen war eine vollständig neue Organisation mit festen Geschäftsformen und Normen ein- und durchgeführt. Dann erst ging es an die künstlerische Arbeit. Ererbte Schulden mußten abgetragen, angenommene Neuigkeiten erledigt werden; darunter manches kurzlebige Stücklein: die Oper „Großfürstin", ein verlorenes Lustspiel „Alle speculiren" u. s. w. Auf eigenem Grund und Boden baute ich erst mit Hackländer's „Geheimem Agenten", den ich von Stuttgart mitgebracht hatte, und mit der „Judith" von Hebbel. In der Oper half, bei gänzlichem Mangel an neuem Material, eine durchgreifende Reform classischer Werke, „Iphigenia's", „Fidelio's", momentan aus. Das Ballet endlich, eine in München beliebte, aber lange brach gelegene Kunstgattung, brachte Lucile Grahn auf die Beine, mein erster, ebenfalls in Stuttgart schon geworbener Gast, deren eminentem Talent als Tänzerin und als Balletmeisterin ich die entscheidenden Erfolge meiner jungen Intendanz sowol in der Kasse wie in der Kunst dankte. Darüber ging der Winter hin, kam das Frühjahr heran mit immer wachsenden Resultaten. Aber ganz fest im Sattel fühlte ich mich und die Zügel sicher in eigener Hand erst dann, als ich nach einem heißen Sommer ohne jeden Urlaub wie ohne Theaterferien am 28. November zur Feier des Geburtstags von König Max die „Antigone" auf die Bühne gebracht hatte. Mit ihr war die Universität, die Akademie, die Jugend gewonnen. Der Herbst brachte denn auch, nicht nach drei- bis fünfjährigem Provisorium, wie bei meiner Berufung vorausgesehen worden, sondern nach neunmonatlicher Probezeit, meine definitive Ernennung zum Intendanten mit der bescheidenen Gehaltszulage von 500 Gulden jährlich. Und als ich zu Neujahr 1852 in dem Rechenschaftsbericht an Se. Maj. den König ziffermäßig ausweisen konnte, daß in dem ersten Jahre meiner Verwaltung die Einnahmen um volle 6000 Gulden im Vergleich gegen das Vorjahr zugenommen hatten, 3000 im Abonnement, 3000 in der Tageskasse, da belohnte meine Mühen ein huldvolles Anerkennungsschreiben des Königs.

Hiermit schließt der erste Theil des vorliegenden Buchs; im folgenden, welcher „Dodekameron" überschrieben ist, schildert der Autor vorzugsweise das im Sommer des Jahres 1854 mit glänzendem Erfolge von ihm zu Stande gebrachte Gesammtgastspiel der hervorragendsten deutschen Bühnenkünstler auf dem Hoftheater zu München bei Gelegenheit der dort stattfindenden Industrieausstellung. Mit zwölf Gästen kamen an zwölf Abenden sorgsam ausgewählte Bühnenstücke zur Aufführung. Der Erfolg war, wie der Verfasser selbst constatirt, schon am ersten Abende entschieden, wuchs mit jeder Vorstellung, wie die Ziffern der Einnahme unwiderleglich darthaten, verbreitete sich in die höchsten wie in die niedrigsten Kreise und spiegelte sich auch in den Urtheilen der Presse ab, die aus allen Enden und Ecken Deutschlands ihre Vertreter gesendet hatte. Sie waren einer von Dingelstedt an sie ergangenen Einladung folgend erschienen, unter ihnen die anerkanntesten Namen; sogar ein paar Franzosen, Engländer und Italiener fanden sich ein, sodaß die „Fliegenden Blätter" den Einzug der Berichterstatter zum Gesammtgastspiele durch eine Illustration verherrlichen konnten, auf welcher Hottentotten, Chinesen, Indianer, Grönländer in ihren Nationaltrachten, die Schreibtafel und den Operngucker umgehängt, einherstolzirten. Die erste Vorstellung bei dem Gesammtgastspiel war Schiller's „Braut von Messina". Dingelstedt sagt hierüber:

Der erste Eindruck der „Braut von Messina" erwies sich, vollkommen objectiv gesprochen, als überwältigend. Meine Wahl gerade dieses Werks war eine wohlüberlegte gewesen. Dasselbe ist das am wenigsten volksthümliche unsers volksthümlichsten Dramatikers, also nicht abgespielt, wie die übrigen. Es ist feierlich bis zum Fremdartigen; keineswegs ein Schicksalsdrama im gewöhnlichen Sinne, wozu es eine kurzsichtige Kritik hier und da hat stempeln wollen, sondern eine Gattung für sich, in welcher das classische und romantische Ideal organisch verbunden erscheinen; geschrieben in einer Sprache, die in ihrer eigenthümlichen Klangfarbe, ihrem streng gemessenen und doch beflügelten Rhythmus zur Musik wird. Mit besonderer Vorliebe habe ich mich, seit ich überhaupt die scenische Reproduction großer Tragödien betreibe, auf diese „Braut von Messina" geworfen, welche von den meisten deutschen Bühnen in die Ecke geschoben und, meines Wissens, auf einer außerdeutschen niemals versucht worden ist. Sie kommt mit ihren Aufzügen und Chören, mit dem ganzen äußerlichen Apparat der Handlung meinem, ich muß beinahe glauben angeborenen Hange zu Massenentwickelungen und Massenwirkungen auf der Bühne entgegen.

Das Gesammtgastspiel mußte mit beschleunigtem Tempo zu Ende gebracht werden, da die Cholera im Anzuge war.

Der dritte Theil des Buchs, „Der Anfang des Endes" betitelt, schildert, wie das Stockbaiernthum immer eifriger und gehässiger gegen Dingelstedt ankämpfte und allmählich an Boden gewann. Um die Mitte der funfziger Jahre war nämlich die sogenannte Fremden-Colonie in München dergestalt an Zahl gewachsen, im Bestande befestigt, daß sie als eigenes Element in der Bevölkerung gelten durfte. Die meisten der neuen Ankömmlinge gruppirten sich um

die Universität: Liebig der Chemiker, Jolly der Physiker, Siebold der Zoologe, Bischoff der Anatom und Physiologe, Pfeufer der Therapeut, Sybel der Geschichtschreiber, nach seinem frühen Abgang ersetzt durch Giesebrecht, die Culturhistoriker Riehl und Löher, Bluntschli der Staatsrechtslehrer, Carriere der Philosoph und Kunsthistoriker, der Pandektist Windscheid — also Männer aller wissenschaftlichen Fächer und aller akademischen Facultäten, mit Ausnahme der theologischen. Der ehrwürdige Thiersch, der beinahe um funfzig Jahre früher gleichfalls infolge einer königlichen Berufung nach München gekommen war und die Reform der Gelehrtenschulen in Baiern gegen vielseitige Anfechtungen durchgesetzt hatte, verhielt sich zu dem jüngern Ansiedlergeschlecht wie ein Patriarch. Er pflegte, so berichtet der Autor, wenn die Rede auf die Kämpfe zwischen Altmünchen und Neumünchen kam, sein dichtes, schneeweißes Haar aus dem Nacken zu streichen und zum Beweise, daß damals noch mit ganz andern Waffen gefochten wurde als mit Zungen und Federn, auf eine breite Narbe zu zeigen, welche ihm als Andenken an einen nächtlichen Mordanfall zurückgeblieben war. Zwei wackere Söhne von Vater Thiersch, der eine ein berühmter Chirurg geworden, der andere Maler, schlossen sich naturgemäß dem Kreise Neumünchens an. Von Dichtern besaß derselbe ein glänzendes Vierkleeblatt: Geibel, Heyse, Bodenstedt und Schack; dann und wann hospitirten Zuzügler von draußen oder auch Eingeborene, wie Hermann Lingg, welchen Geibel auf dem deutschen Parnaß eingeführt, Melchior Meyr und Julius Große. Ein einziger Autochthone, er aber ein urwüchsiges, echt- und altbairisches Talent, Poet und Professor zugleich, Franz von Kobell, ward als Ausnahme völlig heimisch unter den Fremden, wie diese es in seinem Hause wurden, das eine liebenswürdige Frau und drei holde und kluge Töchter schmückten. Auch aus König Ludwig's Künstlerkreise trat nur einer, der größte freilich, Wilhelm Kaulbach, offen und entschieden zu der Fremdencolonie über, während andere, wie Schwind, Voltz, Rugendas, Kreling, Teichlein, Seybert, nur vereinzelt und gelegentlich eine gesellige Gastrolle gaben. Am nächsten hielt sich noch Ernst Förster, mit dem sich Dingelstedt später oft und gern im Verwaltungsrath der Deutschen Schillerstiftung zusammenfand. Im übrigen blieb Neumünchen in gesellschaftlicher Richtung so ziemlich auf sich allein angewiesen und, bis auf die officiellen, sozusagen obligatorischen Begegnungen in den Salons der Aristokratie und der Diplomatie, von Altmünchen streng abgesondert. Ein einziges Haus, das des Grafen Tascher de la Pagerie, selbst fremden Ursprungs und darum neutraler Boden, machte zu Gunsten der Fremden eine Ausnahme.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß Dingelstedt's Stellung im Laufe der Zeit den wiederholten Anfechtungen und Intriguen gegenüber nicht mehr haltbar war. Dazu kamen noch auf das Theater bezügliche pecuniäre Uebelstände, die ohne des Autors Schuld seinen Einfluß schwächten und ihm des Königs Maximilian Gunst entzogen. Das Nähere hierüber wird im vierten und letzten Abschnitte der in Rede stehenden Schrift ausführlich auseinandergesetzt. Am 15. April 1856 kam die Theaterrevolution bei Aufführung von Friedrich Halm's Stück „Der Fechter von Ravenna" zum Ausbruch, und Dingelstedt fiel dem obscuren bairischen Schulmeister Franz Bacherl zum Opfer. Vergebens bemühten sich seine Freunde, namentlich Geibel, Liebig und Pfeufer, den Sturm zu beschwichtigen, es gelang nicht; am 28. Januar 1857 empfing er sein Entlassungsdecret, nachdem König Maximilian am Morgen desselben Tags eine Winterreise nach Italien angetreten hatte. Von nah und fern kamen Condolenzschreiben, darunter auch solche, die mehr brachten als Bedauern. Von Gotha aus lud ihn der kunstsinnige Herzog Ernst ein, der Gast seines Hauses zu sein; er folgte aber dem Rufe des Großherzogs von Weimar, wo sein Debut als Generalintendant des dortigen Theaters in die Festwoche zu Anfang September fiel, da Rietschel's Doppelstandbild Goethe's und Schiller's feierlich enthüllt wurde. So endete Dingelstedt's „Münchener Odyssee". Er schließt sein Buch mit den versöhnlichen, aber wehmüthigen Worten:

Ade, du in deinem lichten Blauweiß so heiter dreinschauendes Baierland! Ade, mein fernes farbiges München! Euch dank' ich, wenn auch nicht die beste Zeit meines Lebens, denn ich habe anderwärts ruhigere, wiederum anderwärts glänzendere Jahre gehabt, so doch sicher die glücklichste. Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berauschenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr!

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Frederick Schiern, Professor der Geschichte an der Universität zu Kopenhagen, verfaßte schon im Jahre 1863 ein Werk: „Das Leben des Grafen Bothwell", doch war dessen Zweck nur auf den Bericht über Bothwell's Verhaftung in Norwegen und seine Gefangenschaft in Dänemark nach seinem Verschwinden aus Schottland gerichtet. Eine zweite dänische Ausgabe, mit beträchtlichen Aenderungen, erschien im Jahre 1875, und in der jüngsten Zeit wurde diese letztere von Rev. David Berry unter dem veränderten Titel „Life of James Hepburn, Earl of Bothwell" (Edinburgh, Douglas) ins Englische übersetzt. Es ist eine gründliche und vollständige Biographie, der ganze außergewöhnliche Lebenslauf Bothwell's ist mit großer Genauigkeit erforscht. Die Hauptzüge aus Bothwell's Leben sind bekannt; sie sind tief eingegraben in die Geschichte Schottlands und in das Leben Maria Stuart's. Die Geschichte seiner letzten Lebensjahre nach seiner Flucht erregt im allgemeinen nur geringes Interesse, während das Unglück seines Opfers tiefe Spuren in der Geschichte zurückließ. Sein ganzes Leben ist typisch für den schottischen Feudalismus und aus diesem Grunde sehr lehrreich:

es gleicht sehr der Geschichte Schottlands selbst. Gesetzlos und zuchtlos, aber scharfblickend und entschlossen, kaum von einem Hauche französischer Sitte berührt, der sich hauptsächlich nur in französischer Leichtfertigkeit äußerte, war Bothwell nicht ungeeignet als leitende Persönlichkeit unter einem ebenso gesetz- und zuchtlosen, obgleich kaum so hochstrebenden und rücksichtslosen Adel. So gewaltsam Bothwell sonst war, so zeigte er doch gegen seine Herrscherin eine innere Ergebenheit, die dem übrigen Adel offenbar fehlte, und vielleicht fühlte Maria, als sie in seine Hände fiel, daß, so beschimpfend auch seine Handlungsweise war, sie in die Gewalt noch schlimmerer Männer hätte fallen können. Es steht nun über allem Zweifel, daß trotz der geäußerten Absicht, die Königin aus der Gewalt Bothwell's zu befreien, das Bündniß der Lords dem tragischen Ereignisse vorauging, welches später als Rechtfertigung desselben angeführt wurde. Auch hätte eine solche Unwürdigkeit, wie sie in dem Vorgehen Bothwell's gegen Maria Stuart lag, unmöglich einer Königin zustoßen können, an deren Hofe nur eine Handvoll loyaler und getreuer Adelichen gewesen wäre. Das größte Interesse in dem Werke bietet daher die Schilderung der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit in Schottland. Allerdings sind die Worte „gesellschaftliche Zustände" nicht buchstäblich zu nehmen, denn eine Gesellschaft bestand in jenen Tagen in Schottland überhaupt nicht. Indeß liegt das Eigenthümliche des ganzen Vorgangs nicht darin, daß Bothwell nach der Hand der Königin strebte, sondern daß er solch einen Plan faßte, nicht nur als die Königin noch einen Gemahl hatte, sondern als er selbst noch ein Weib besaß, daß er das erste Hinderniß durch den Mord Darnley's beseitigte und später das zweite durch eine Scheidung entfernte. Zu keiner Zeit und in keinem noch so entarteten Lande hätte ein solches Vorgehen wie das Bothwell's dauernd von Erfolg sein können, und so sehen wir ihn denn auch schon einen Monat nach seiner angemaßten Heirath aus der schottischen Geschichte verschwinden: der Einsatz, um den er so hoch gespielt hatte, ging für ihn auf immer verloren. Bald darauf ist er ein Verbannter und Flüchtling, an fremde Küste getrieben, verhaftet und gefangen. Aber auch dann ist seine politische Wichtigkeit noch nicht erloschen. Er konnte dem Könige von Dänemark vorstellen, daß er der Gemahl der schottischen Königin, daß er aus seinem Lande durch ein Bündniß rebellischer Lords vertrieben sei, die ihre rechtmäßige Herrscherin eingekerkert hatten. Er konnte den dänischen Hof durch das verlockende Anerbieten der Zurückgabe der Orkney- und Shetlandsinseln veranlassen, ihm und Maria zur Wiedererlangung ihrer Rechte beizustehen, und es lagen gewichtige Gründe vor, ihn nicht in die Hände seiner Feinde auszuliefern. So lange Maria noch Anhang in Schottland hatte, scheint seine Gefangenschaft keine strenge gewesen zu sein, aber nach Uebergabe des Schlosses zu Edinburgh an den Grafen Morton im Jahre 1573 verschlimmerte sich seine Lage, und einige Jahre darauf starb er als Irrsinniger.

Durch die englische Uebersetzung dürfte dieses sehr empfehlenswerthe Buch auch bei uns leichter Eingang finden, als es in der in Deutschland nur wenig betriebenen dänischen Sprache geschehen konnte.

Bibliographie.

Baier, B., Jeschkenblumen. Gedichte in Reichenberger Mundart. Reichenberg, Jannasch. 12. 1 M. 20 Pf.

Bessе, P., Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. 1ste Lfg. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 50: Sodom und Gomorrha. Schwank von F. v. Schönthan. Berlin, Lassar. Gr. 8. 4 M.

Bogrow, G. J., Memoiren eines Juden. 2 Thle. Aus dem Russischen übersetzt von M. Afscharin. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 9 M.

Breitschwert, O. v., Aquileja, das Emporium an der Adria, vom Entstehen bis zur Vereinigung mit Deutschland. Ein geschichtlicher Essay. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Brueys, Advocat Patelin. Lustspiel, für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Boesch. Wiesbaden, Zeiger. 16. 60 Pf.

Brunner, J. C., Schutzzoll und Freihandel. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 80 Pf.

Dahn, F., Armin. Operndichtung. Musik von H. Hofmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

— — Der Fremdling. Operndichtung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

— — Der Schmidt von Gretna-Green. Operndichtung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Dietrich, E., Von Breitungen im Harz bis Kimberley in Südafrika. Reisebilder, nach eigener Anschauung und den Briefen seiner Tochter zusammengestellt. Breitungen. 8. 1 M. 20 Pf.

Flegel, J., A. Günthers Dualismus von Geist und Natur. Aus den Quellen dargestellt. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 M.

Steiermärkische Geschichtsblätter, herausgegeben von J. v. Zahn. 1ster Jahrg. 1880. 4 Hefte. Graz, Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 8 M.

Hanne, J. R., Ueber Glauben und Wissen. Eine Rede. Hamburg, Seippel. Gr. 8. 50 Pf.

Hausner, O., Deutschthum und Deutsches Reich. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 M.

Humoristischer Hausschatz fürs deutsche Volk. Herausgegeben von E. Eckstein. Neue Folge. 4ter Bd. Leipzig, Eckstein. 8. 3 M.

Kaulich, W., Contra Glaubensbekenntniss eines modernen Naturforschers. 2te verm. u. verb. Aufl. Prag, Lehmann. Gr. 8. 2 M.

Kirchhammer, A., Die Grundlinien der Wehrfrage und Henry Thomas Buckle's Anschauung vom Kriege. Vortrag. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Knothe, H., Der Antheil der Oberlausitz an den Anfängen des 30jährigen Kriegs, 1618 bis 1623. Von der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz prämiirte Preisschrift. Dresden, Burdach. Gr. 8. 2 M.

Lampert, F., Oberammergau und sein Passionsspiel 1880, nebst Führer in die nächste Umgebung. München, Franz. 12. 1 M. 60 Pf.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Wohlthätige Frauen. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Lohren, A., Das System des Schutzes nationaler Arbeit, aufgestellt und vertheidigt. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

— — Die Wiederbelebung der Innungen und der Normalarbeitstag. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Matzka, V., Die Wehrfrage und das Turnvereinswesen. Wien, Perles. Gr. 8. 80 Pf.

Maurenbrecher, W., Geschichte der katholischen Reformation. 1ster Bd. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 8 M.

Mendthal, H., Die Städtebünde und Landfrieden in Westphalen bis zum Jahre 1371. Ein Beitrag zur Geschichte der Landfrieden in Deutschland. Königsberg, Beyer. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Moleschott, J., Kleine Schriften. Mit dem Porträt Jac. Moleschott's. 1ste Lfg. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Mügge, E. A., Ohne Namen und Rang. Schauspiel. Liegnitz. 1877. Gr. 8. 1 M.

Newald, J., Niclas Graf zu Salm. Eine historische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 8 M.

Nottebohm, G., Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen Handschriften herausgegeben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Oehninger, F., Der moderne Spiritismus in historischer, wissenschaftlicher und religiöser Beziehung dargestellt und beurtheilt. Augsburg, Preyß. 8. 1 M.

Ott, J. C., Erinnerungen Hans des Berner Milizen. Neue Folge. Bern, Krebs. 1878. Gr. 8. 3 M.

Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenwirthschaft und Judenherrschaft in Oesterreich-Ungarn. Von Austriacus. Berlin, Hentze. Gr. 8. 75 Pf.

Pobłocki, L. v., Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte Litauens. 1ster Thl. Königsberg, Beyer. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Protest gegen die neue Reichs-Orthographie aus Anlass der „Geschichte und Gesetze der deutschen Rechtschreibung von Hans v. Wolzogen" von Einem aus dem Volke. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Rethwisch, E., Der Begriff der Definition und seine Bedeutung für die monistische Entwicklungslehre. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Richter, A., Der Uebergang der Philosophie zu den Deutschen im VI. bis XI. Jahrhundert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 4. 1 M.

Roßmann, W., Gastfahrten. Reise-Erfahrungen und Studien. Leipzig, Grunow. 8. 6 M.

Rückblick auf Ludwig Barnay's Wirken am Hamburg-Altonaer Stadt-Theater (1875—1880), mit einleitender Biographie. Hamburg, Kriebel. 8. 50 Pf.

Rüffer, F., Geschichte der Leipziger Stadttheater unter der Direction Dr. Förster. Ein Beitrag zur Specialgeschichte des deutschen Theaters. Leipzig, Freyer. 8. 2 M.

Sacher-Masoch, Basyl der Schatzgräber und andere seltsame Geschichten. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 2 M.

Scherer, W., Geschichte der deutschen Litteratur. 1ste Lfg. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M.

Schillers sämmtliche Werke. Vollständig in 4 Bdn. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Mit dem Porträt des Dichters. Stuttgart, Cotta. 1879. 8. 7 M.

Schroen, E., Die Guitarre und ihre Geschichte. Ein Vortrag. Leipzig, C. A. Klemm. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Neue Lieferungsausgabe
von
Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Zwölfte umgearbeitete Auflage.
In 180 Heften. Preis des Heftes 50 Pf.

Um Gelegenheit zu bieten, Brockhaus' „Conversations-Lexikon", dessen zwölfte Auflage erst kürzlich vollendet worden, sich nach und nach zu erwerben, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Lieferungsausgabe des berühmten Werks, die in 180 Heften à 50 Pf. erscheint. Man subscribirt bei allen deutschen und auswärtigen Buchhandlungen, woselbst das erste Heft und ein Prospect zu haben ist.

Neben dieser Heftausgabe ist das Werk auch stets vollständig auf einmal zu beziehen: in 15 Bänden, geheftet 90 M., gebunden in Halbfranz 112 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.
Herausgegeben von
Philipp Leopold Martin.
Mit zahlreichen Illustrationen
von F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.
In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pf.
Erstes Heft.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", ein populär-wissenschaftliches Werk ersten Ranges, wird 2 Bände umfassen und in ungefähr 50 Heften erscheinen. Der Text ist vom Herausgeber in Verbindung mit Professor Knauer, Dr. Heincke und Dr. Rey bearbeitet, die Zeichnung der in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen von den namhaftesten Thiermalern entworfen, der Preis ungewöhnlich niedrig gestellt.

In allen Buchhandlungen ist das erste Heft nebst Prospect zu haben und werden Bestellungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Erziehung als Wissenschaft.
Von
Alexander Bain.
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 45. Band.)

Die Ansichten über Theorie und Praxis des Unterrichtswesens, welche der englische Gelehrte Alexander Bain in diesem Werke entwickelt, haben auch für jeden deutschen Pädagogen hervorragenden Werth. Fast alle auf dem Gebiete der Erziehung gegenwärtig zur Discussion stehenden Fragen finden hier unparteiische, lehrreiche und anregende Beleuchtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Ein verschlossenes Land.
Reisen nach Corea.
Von
Ernst Oppert.
Deutsche Originalausgabe.
Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Das Nibelungenlied.
Uebersetzt von **Karl Bartsch.**
Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.
1873—1876.
Erlebnisse und Beobachtungen
von
Hermann Soyaux.
Zwei Theile.
Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat als Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt, über Bodengestaltung, Vegetation, Thierwelt, klimatische Verhältnisse der westafrikanischen Küstenländer sowie über den Charakter und die Zustände der eingeborenen Bevölkerung viele neue interessante Beobachtungen zu machen, die er in frischer, farbenreicher Anschaulichkeit mitzutheilen weiß. Sein Werk nimmt somit neben andern Publikationen über die genannte Expedition einen durchaus selbständigen Platz ein und bereichert in fesselnder Weise unsere Kenntniß von dem dunkeln Welttheil.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 10. Juni 1880.

Inhalt: Moritz Reymond, ein neuer Humorist. Von J. J. Honegger. — Französische Geschichten. Von Hans Prutz. — Westafrikanisches. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Moritz Reymond, ein neuer Humorist.

Es ist einige Jahre her, daß ich Gelegenheit hatte und sie mit besonderer Freude benutzte, ein literarisches Original von eigenthümlichster Art zu schildern, einen Schriftsteller, den man förmlich als den Erfinder einer neuen Literaturgattung bezeichnen darf. Der Mann war der Franzose Jules Verne; das Genre, das vor ihm eigentlich nicht oder doch absolut nicht so dagewesen, der naturbeschreibende oder geradezu naturwissenschaftliche Roman; das ganz Ueberraschende an ihm, die Vereinigung von zwei Elementen, die sich fast unvereinbar gegenüberzustehen scheinen: eine in alle Fächer des Naturwissens bis auf die interessantesten Details eingedrungene, erstaunlich weite und mit bewundernswerther Genauigkeit entfaltete Fülle der Kenntnisse von Erde und Himmel, von den erloschenen und den jetzt lebenden Naturbildungen, also das Beibringen eines riesigen Materials von exacter Naturkunde; daneben aber die Ausnutzung dieser unbegrenzten realen Welt behufs der an Excentricität wol kaum zu überbietenden romantisch-phantastischen Schöpfungen einer nicht minder riesigen, einer schrankenlosen Phantasie, das Verwenden der genauest abgemessenen und berechneten Factoren, um schließlich durch ungeheuerliche Gipfelung unmögliche Constructionen, Ereignisse und Situationen zu gestalten. Ueberraschen muß Verne jeden, der ihn liest.

Wenn ich aber diesen Franzosen nenne, so führt mich der Name vermöge nahe liegender und doppelt begründeter Gedankencombination sofort auf einen zweiten, unsern französischen Schweizer Moritz Reymond. Ist Verne ein markantes Original, so Reymond nicht minder; und das materielle Element, auf welches die beiden ihre eigenartigen Bildungen aufbauen, ist dasselbe, das naturwissenschaftliche Gebiet. Aber Stimmung und Tonart, in der sie sich bewegen, Auffassungs- und Darstellungsmanier ihrer Gegenstände gehen direct auseinander. Während Verne in strengem Ernst und genau zugeschnittener Prosa seinen gigantischen Einfällen und farbenglühenden Scenerien den Zügel schießen läßt, ergeht sich Reymond in leichten Versen und den komisch launigsten Situationen, um einem auch etwas zügellosen, aber geistvollen und liebenswürdigen Humor und daneben einer mehr oder weniger scharfen Satire Raum zu geben. Kurz wir haben in ihm einen humoristisch-satirischen Autor ganz neuer Richtung auftauchen sehen; er hat in seiner naturwissenschaftlichen Satire ebenso gut ein neues literarisches Genre geschaffen wie Jules Verne.

Aber der ungebundene Humorist Reymond hat in seiner einzigen in Prosaform verfaßten Schrift sein Genre gerade zur Parodie des wunderlichen Phantasiebildners Verne verwendet, sich also mit diesem in besondern Rapport gestellt; darin liegt, wie mir scheint, Anziehung und Abstoßung, Sympathie und Gegensatz zugleich.

Das Gebiet unserer modernen humoristischen Literatur ist eigentlich ein eng eingeschränktes und die Wanderung durch dasselbe nichts weniger als ergötzlich, eher eine Irrfahrt, die uns nur auf ein Minimum gesunden Humors führt. Ganz anders die Reymond'schen Schriften. Ich halte es da allgemein mit jenem Blatt, welches über dessen „Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer" meinte: es sei ein wahres Gaudium, das Ding zu lesen, ein Magenelixir für miserable Stunden; und ich wünsche mit eben demselben, daß „alle Kranken, Halbkranken und vermeintlich Kranken die ergötzlichen Büchlein zu ihres Leibes und der Seele Seligkeit lesen und genießen", und die, welche gesund sind, es bleiben wollen, leiblich und geistig gesund dazu! Den bekanntlich recht zahlreichen Staatshämorrhoidaren ersparen sie die Badereise und andern Sterblichen andere nutz- und freudlose Narrheiten und Curversuche des Leibes und der Seele. Der Autor mag seine

Büchlein überschreiben: „Der beste Arzt"; denn das ist schließlich immer ein klarer Sinn und gesunder Humor.

Er darf übrigens gewiß mit den Erfolgen, die er in kürzester Zeit errungen hat, zufrieden sein wie wenige in unsern Tagen. Fast von der gesammten Presse als Liebling behandelt und angepriesen, hat der geistreiche Schalk gleich nach seinen ersten Erzeugnissen das noch viel günstigere Schicksal erfahren, daß seine humoristisch-polemischen Dichtungen aus dem Gebiete der modernen Naturwissenschaft und Philosophie nur angekündigt zu werden brauchen, um sofort vergriffen zu sein und Auflage über Auflage zu erleben. Gewiß ein Beweis, daß unsere schwer ringende Zeit dann und wann auch wieder etwas Stoff zum Lachen haben möchte, der ihr fast abhanden gekommen; daß sie mit Hast danach greift, wenn ihr eine gesunde Zwerchfellerschütterung geboten wird, und daß seine Büchlein diesen Zweck und nebenbei noch mehr in meisterhafter Weise erreichen.

Und der Autor hat das Zeug dazu von Natur. Er sprüht von originellen Einfällen und ist überdies vollständig Herr des naturwissenschaftlichen Materials. Wo wir Reymond's Dichtungen aufschlagen mögen, wir rufen frisch aufathmend: wenigstens wieder einmal etwas Originelles! Es wird nicht so leicht halten, ein ganz zutreffendes Seitenstück zu diesen Productionen in der deutschen Literatur herauszufinden. Natürlich wird man zu allererst an verwandte Erzeugnisse des Meisters Victor Scheffel erinnert, so an sein „Petrefactisches Lied"; und es ist nur billig, daß der jüngere Autor jenem das Erstlingskind seiner Muse, den „Culturkampf" widmete. Aber zum förmlichen Genre hat bis dahin noch keiner diese Art der Poesie erhoben oder ausgebaut. Wir besitzen von Reymond folgende Schriften aus seinem specifischen Genre:

1. Naturforscher-Saturnalien. Zwei Festspiele von M. Reymond. 1) Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 2) Die Alten und die Jungen. Mit Schattenbildern von F. Witt und H. G. Ströhl. Bern, Frobeen u. Comp. 1879. Gr. 16. 3 M.
2. Das neue Laienbrevier des Haeckelismus. Von M. Reymond. Mit Illustrationen von K. Stenb. Erster Theil: Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts. Nach Haeckel's Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. Zweiter Theil: Exodus oder der Auszug des Menschengeschlechts aus Lemurien. Eine kritisch-analytische Komödie als Commentar zu Haeckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte". Bern, Frobeen u. Comp. 1878. 16. 6 M.
3. Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer. Humoristisches Supplement zu sämmtlichen Werken von Bock, Klencke, Reclam u. a., in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit 162 Illustrationen von H. G. Ströhl. Fünfte Auflage. Bern, Frobeen u. Comp. 1878. 16. 1 M. 80 Pf.
4. Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer. Humoristisches Supplement zu Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit 95 Illustrationen von H. G. Ströhl. Dritte Auflage. Bern, Frobeen u. Comp. 1879. 16. 3 M.
5. An Bord des Jules Verne. Eine humoristisch-satirische Weltumsegelungsnovelle als Supplement zu Jules Verne's sämmtlichen Werken. Von M. Reymond. Mit 20 Illustrationen von F. Stenb. Bern, Frobeen u. Comp. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Die beiden Dichtungen unter Nr. 1 gehören innerlich am genauesten zusammen, schon nach der auf bestimmte Verwendung gerichteten Entstehungsart und der unzweifelhaft dadurch bedingten Compositionsweise; sie tragen am natürlichsten die Form des alten Schwankes; die Hauptwerke (Nr. 2—4) bilden eine zusammengehörende und sich ergänzende Gruppe; die Novelle (Nr. 5) steht ganz für sich: schon weil sie allein von allen in Prosa auftritt, aber auch die Art des Humors ist eine verschiedene.

Es ist von nicht geringem Interesse, zu untersuchen, wie und auf welchen Anlaß diese Dinge im Kopf des Autors herausgewachsen sind.

An „heitere Naturforscher und verwandte Gemüther" adressirt er zuerst seine zwei Festspiele, und für solche sind sie wirklich geschaffen; mit dem echten Humor aufgeführt, müssen sie sich spaßhaft genug machen. Das erste Stück war anfänglich ein in sehr kurzer Zeit entworfener Gelegenheitsschwank, der am 14. Februar 1876 beim Jahresbanket der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern „in einer der Gelegenheit angepaßten singsanglichen Fassung als wirkliches und wahrhaftiges Schattenspiel" aufgeführt wurde. Erst nachdem das geschehen, ward es auf den Wunsch von Freunden und mitwirkenden Darstellern überarbeitet in vervollkommneter Form herausgegeben. Ganz ähnlich war die erste Bestimmung des andern Festspiels: bei gleichem Anlaß, am 13. August 1878, dem einundsechzigsten Jahresfest derselben Gesellschaft, ist es wieder in der Bundesstadt aufgeführt worden.

Haben wir hier den ausschlaggebenden Anstoß zu suchen zum Betreten einer Bahn, die der Autor seither unter sehr erweiterten Gesichtspunkten und in vollendeterer Form mit dem auffallendsten Glück verfolgt hat, so mögen der Verfasser und die Leser zugleich der Gelegenheit, den Fremden und Darstellern sich zu Dank verpflichtet fühlen.

Ich schließe fast, es ist Moritz Reymond ergangen wie den Entdeckern und Erfindern: er hat auf Einen Schlag sein schlummerndes Talent gefunden. So entsteht fast alles Originelle in der Welt; so wird selbst der Erfinder, und wenn er zwanzig Jahre über seinem Problem brütete, doch schließlich durch Eine zündende Idee ans Ziel geführt. Gefunden hat er's, sonst würde der Quell nicht so rasch und leicht strömen.

Durchaus charakteristisch ist ferner, daß alle diese humoristischen Schriften, von den einfach als Scherze oder Schnurren in erstaunlich kurzer Zeit zu Papier geworfenen bis zu den tiefer philosophisch eindringenden und auch künstlerisch strenger componirten, die eben eine andauernde Geistesarbeit forderten, ohne alle Zwischenarbeit aufgebaut worden sind. Auf diesem Wege allein konnte die nothwendige Concentration hineinkommen, ein geistig abgerundetes

Ganzes entstehen. Und ferner muß gesagt sein, daß der Autor das bedeutend umfangreiche Wissen, über das er unstreitig verfügt, als Autodidakt zusammenscharren mußte; zu seinem Lobe sei's gesagt! Ist dies ein schwer Stück Arbeit, wie diejenigen am besten wissen, denen es im Leben ähnlich ging, so hat es doch den großen Vorzug, die Ursprünglichkeit der Natur, die Individualität reiner zu erhalten als die Schablonenerziehung. Reymond beweist das prächtig.

Man braucht drei Eigenschaften, um mit solchen Stoffen und dieser Manier durchzudringen: erstens den unsterblichen Humor und freien Witz, zweitens eine glänzende in allen Sprachnuancen sich ergehende Formbeherrschung, und endlich die weitgreifende, eingehende Kenntniß naturwissenschaftlichen Materials. Nur wenn die drei zusammentreffen, mag es gelingen, so ausgedehnte und nichts weniger als leichte Materien, die dazu wenigstens zum Theil der Laienwelt recht fern liegen und auch durchaus nicht poetisch sind, nicht blos ihr mundgerecht und genehm zu machen, sondern dem Stoff immer neue Seiten abzugewinnen und es zu erreichen, daß die Darstellung uns am Ende ebenso frisch und lebenskräftig berühre wie zu Anfang.

Zur nähern Charakteristik der Manier, in welcher unser Autor Meister ist, will ich ein einziges seiner Werke herausgreifen, das nach meiner Ansicht bedeutendste, den zweiten Theil des „Haeckelismus" („Exodus"). Ueber die vorausgegangenen und nachfolgenden nur zwei Worte.

Die bernische „Pfahldorfgeschichte", 3600 Jahre vor Berthold Auerbach, ein toller Schwank von der Art der alten Fastnachtsspiele, nur mit der vollen modernen Kunst aufgebaut, schöpft ihre ganze Stärke aus dem urkomischen Durcheinandermengen antiker und moderner Grundstriche der im Grunde zu allen Zeiten gleichen und gleich schwachen Menschennatur; ein etwas feiner Beobachter mag mit Leichtigkeit den Charakter des Stücks schon aus den mit lustig charakteristischen Namen aufspazierenden Personen ableiten.

„Die Alten und die Jungen", ganz ähnlichen Baues, stellen die wirklichen und wahrhaften Männer der Wissenschaft gegenüber den auf die unsterbliche Dummheit der Welt speculirenden Laboranten und Praktikanten und jagen diese mit ihrem ganzen Schwindel zum Tempel hinaus. Recht zeitgemäß!

Der erste Theil seines „Neuen Laienbrevier des Haeckelismus": „Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts", geht, wie es zu Zweck und Inhalt paßt, in etwas nonchalanter Form vor, einzelne Kapitel mehr in docirendem Ton, andere ins epische Gebiet hinüberstreifend, noch andere mehr dramatische Bewegung annehmend. Das aus 26 Gesängen sich zusammensetzende Buch zerfällt in einen historischen, ontogenetischen, phylogenetischen und organogenetischen Theil. Erst werden in Form eines Rundgesangs nach bekannten Studentenmelodien alle ältern Theorien der Keimungsgeschichte von Aristoteles an und die Stammesgeschichte seit Linné vorgeführt; dann tritt der alte Schartenmeyer auf und singt die modernen Theorien bis auf Darwin und Haeckel ab; und darauf kommt als Hauptgegenstand die Haeckel'sche Anthropogenie daran, die ganze lange Entwickelung ab ovo, derart, daß in einem allerliebsten Quodlibet die einzelnen Glieder der edeln menschlichen Ahnenreihe ihre Qualitäten und Metamorphosen darlegen, alle die wunderlichen Urgestalten vom Urmoner an bis zum Säugethier und von da zum Affenmenschen. Der Schluß entwickelt die Folgen der Vererbung und Anpassung auf unser gegenwärtiges Menschengeschlecht.

Wenn wir diese ganze Entwickelungsgeschichte gelesen, auch nur im leichten Gewande der unerschöpflichen Reymond'schen Laune, so überläuft uns fast eine Gänsehaut, indem wir bedenken, was es heißt, daß die Materie sich aus der „individualisirten, eiweißartigen Kohlenstoffverbindung" bis zum ordentlichen und unordentlichen Menschen hinaufgearbeitet habe.

Nun gehen wir etwas genauer ein auf sein am feinsten durchgebildetes Werk, des „Haeckelismus" zweiten Theil: „Exodus oder der Auszug des Menschengeschlechts aus Lemurien"; das bedeutendste, weil es die meisten vom parodirenden Stoff unabhängigen, dem Autor persönlich eigenthümlichen Gedanken enthält, in Form und Sprache am sorgfältigsten ausgeführt ist und auch die größte Zeit und Anstrengung erforderte. Es unterscheidet sich von der ältern Partie ziemlich stark in der Form und Composition; wir haben eine vollständige attische Komödie vor uns mit einleitender Parabase, längerm Prolog und ganz kurzem Epilog. Personen und Gang des Stücks sind folgende. Auf den Wolken sitzt coram publico der alte Herrgott Jahve, welcher erfährt, daß er eben durch die neue Lehre abgesetzt werden soll. Vor seinem Thron erscheinen die alten und die neuen Apostel, dort der graubärtige Moses mit seinen Zeugen, hier der Vertreter des neuen Glaubens mit den seinigen, um ihre Lehre durchzufechten, und der Areopag der großen Geister, neben ihm das Publikum der kleinen hören zu und abstrahiren sich soviel sie verstehen und machen ihre Glossen, so ungefähr in der Art des griechischen Chors. Der Philister, der Pessimist, der Pedant, der Bürgermeister als rathloser Schutzmann gegenüber dem aufständisch gewordenen Chor der Nachtwächter, welche der verwunderten Stadt das neue Evangelium predigen, und dem Pöbel, der daraus seine eigen zugestutzten Freiheitsgedanken ableitet; der Spießbürger mit Frau und Kind, der Neugierige, der Normalkopf, der Penny-a-liner: sie alle bilden ein recht gemischtes Publikum, von dem sich jedes ehrenwerthe Mitglied seine eigenen und eigenthümlichen Abstractionen über das neumodische Naturevangelium macht; und wie sie die Sache nehmen, was sie davon erwarten, das begründet ein kunterbuntes Durcheinander von unlogischen Einfällen. Die Zeugen sind vornehme Leute. Nach und neben Moses kommen Linné, Cuvier, Agassiz; neben dem Apostel des neuen Glaubens (Haeckel) stehen Kant, Lyell, Oken, Tre-

viranus, Goethe, Lamarck, Darwin. Aber o weh! Wenn schon unter den Alten die Schöpfungstheorie der Bibel nicht mehr recht klappte, so geht es bei den Neuern noch viel ärger her. Je mehr sie bekennen, desto deutlicher wird es, daß sie durchaus nicht an- oder zueinander halten; daß jedes dieser großen Häupter seinen eigenen Glauben hat, der den andern nicht paßt; daß Goethe nicht mit Lamarck, Treviranus nicht mit Kant geht u. s. f. Fatal! Kurz, was ist das Ende vom Lied? Nachdem Jahve mit göttlicher Geduld sie alle angehört und den neuen Apostel überdies vor der hohen und niedern Versammlung hat experimentiren und gar Menschen schaffen lassen, geht es von unten und oben gegen diesen los. Der Pöbel schreit:

Ha, nun seht den schlauen Schuften!
Weil der Witz ihm ausgegangen,
Will geräuschlos er verduften,
Anderswo sich Gimpel fangen.
Das ist Schwindel und Betrug,
Haben nun des Spiels genug.
Nieder mit dem Baalspropheten,
Sammt dem Diener und dem Affen!
Neuer Glaube, neue Ketten —
Pfaffen bleiben ewig Pfaffen.

Und Jahve sagt:

Prophet, du hast verspielt die Partie!
Fürs Volk taugt keine Philosophie.
— — — — — — — — —
Magst Philosophie im Stübchen treiben
Und dicke Bücher drüber schreiben,
Das Pred'gen aber lasse bleiben!

Das ist das Ende vom Liede und die Lektion von der Geschichte; sie lautet pedantisch trocken so: Ihr neuen Naturphilosophen, construirt von enerm Studirpult und Secirtisch die Welt, wie ihr wollt, häuft Gebäude auf Gebäude und ergötzt euch an euern ewigen Bauten (von denen aber immer die nächste Construction ihre Vorgängerin umwirft, wie alle Geschichte der Philosophie beweist); doch wollt keine Weltapostel sein. Predigt enere Lehre nicht dem Volke, das sie weder verdaut noch versteht; das nützt nichts, aber schadet nur. Wie der Theaterdiener meint, als er die Trümmer und Scherben zusammenliest, in welche der Pöbel den Zauberapparat dem neuen Apostel geschlagen:

Erfüllt ist der Komödie Zweck;
Der Plunder wird zu Staub zertreten,
Die Welt steht noch auf dem gleichen Fleck —
Und morgen kommen andre Propheten.

Unter den Personen des Stücks sind noch zwei, die für sich genannt werden müssen. Alalus, des Apostels Famulus — Erfindung Haeckel's: der sprachlose Affenmensch als Mittelglied zwischen Menschenaffen (Anthropoiden) und den sprechenden Urmenschen —, soll zum vollen Menschen herangebildet werden. Dieser Versuch aber möchte besser als dem Propheten jener andern Person feminini generis gelingen, die da heißt Psyche, „das Mädchen für alles". Das listig rationelle und dabei geziemend kokette Ding scheint trotz Halbaffenthums nicht übel Lust an dem kräftigen Burschen zu haben und macht sich viel mit ihm zu schaffen, natürlich nur um ihn zu verfeinern; das ist so eine nebenher laufende Episode.

Die beiden andern Gedichte: „Vom gesunden und kranken Herrn Meyer" und „Vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer" (Nr. 3 und 4), sind so durchsichtig als nur möglich.

Das erste Buch hat den künstlerisch zu schätzenden Doppelvorzug, eine förmlich dramatisch abgewickelte Handlung mit dem Helden in der Mitte vorzuführen und ferner mit sicherer Hand entworfene Charakterzeichnungen zu bringen, nicht blos vom Helden selbst. In Hinsicht künstlerischer Abrundung berührt es sich sonach mit dem eben genaner besprochenen Hauptproduct. Der formale Aufbau ist musterhaft, das Verständniß für die Masse das leichteste, das Büchlein sonach ungemein geeignet, populär im weitesten Sinne zu werden. Wenn je etwas, so ist die hier witzig abgehandelte Frage zeitgemäß.

Entschieden mehr episch geht der „Bewußte und unbewußte Herr Meyer" vor. Da kommt die Philosophie an die Reihe mit ihren verschiedenen Systemen bis herunter auf E. von Hartmann; die ihm gewidmeten Kapitel tragen die Titelüberschriften nach dem dickleibigen Buche von der „Philosophie des Unbewußten" und folgen parodisch genau seiner Behandlung der unsere Welt bewegenden Fundamentalfragen. Wol das prächtigste aller Kapitel ist: „Das Gefängniß der Zukunft" oder der sociale Staat, die unbezahlbare Verspottung der grünschnabeligen Weltverbesserungspläne, wie sie heutigentags in massenhaften Hirngespinsten auftauchen.

Bei der einzigen Prosaschrift: „An Bord des Jules Verne" (Nr. 5), tritt die Versiflage sehr zurück, ja der Humor selbst scheint mir stellenweise weniger lebhaft zu fließen, als wir es sonst bei dem witzigen Kopfe gewohnt sind. Dafür ist in Ton und Erfindung und Gestaltung der französische Autor so vollkommen nachgebildet, daß man ohne Bedenken ganze Partien aus dem Buche in den echten Verne hineinsetzen könnte.

So hat Reymond von kleinen Anfängen an, die fast zufällig erscheinen und gewiß ihm selbst nicht die Aussicht auf ein so weites Wirkensfeld eröffnen konnten, überraschend sicher und schnell sich entwickelt; er hat ein Talent ausgebildet, das von Natur ihm angeboren sein mußte; zu diesem Gange verhelfen weder Kunst noch Bildung. Der Humor, der Witz, die Schalkheit quillt und springt bei ihm, das ist Natur. Er benutzt zu ihrem Ausdruck alle Formen: vom lyrischen Gesangston durch die epische Weise bis zur dramatischen Gestaltung, und da von der losen Schnurre oder Posse bis zum kunstgerecht durchgeführten Drama.

Was seine Tendenz betrifft, so geht der Verfasser offenbar darauf aus, das infallible Gelehrtenthum, zumal wenn es sich ungernfen im Prophetentalar der ganzen Welt aufdrängen will, lächerlich zu machen, und ist dabei in seinem

vollen Recht. Machen's die Herren ja nicht um ein Haar besser als die infallible katholische Kirche; declariren sie doch ihre Thesen und Systeme, von denen zu aller Zeit eins ums andere durch seinen Nachfolger gestürzt worden ist, als das richtige Heil der Welt, sich als neue Apostel; und verketzern sie oder übersehen wenigstens als nicht mit zählende Ignoranten alle die, welche nicht auf ihre Fahnen schwören. Gewiß ist die Tendenz gesund: zugleich mit dem Modeartikel des wissenschaftlichen Dilettantismus der guten Gesellschaft, ob er sich nun mehr in naturwissenschaftlich-medicinisches oder in philosophisches Gewand hülle, auch das mit deren Schuld tragende, auf Stelzen laufende neumodische Prophetenthum, das zumal der übermächtig gewordenen Naturwissenschaft anklebt, lächerlich zu machen. Wenn dort Frauen und Gymnasiasten ganz gut das „gebildete Publikum" vertreten, so spazieren hier auf hohem Kothurn die Herren Professoren selbst und ihre mehr oder minder reifen Jünger daher. Ich weiß nicht, ob sich dabei der Verfasser recht klar gemacht hat, daß er leicht einem modernen Revolutionstribunal verfallen und als Profanator der Wissenschaft verurtheilt werden könnte. Die Herren von dem neuen Naturevangelium sind so empfindlich wie die alten Theologen, ihre Dictate fast so gebieterisch wie der neukatholische Papst, und die Affentheorie so oder so zu persifliren, scheint heutigentags bei weitem gefährlicher, als das Dogma von der unbefleckten Empfängniß anzutasten. Aber sei dem wie ihm wolle, wir ergötzen uns an dieser literarischen Production, zumal der Humor in unserer Zeit und Geschichte wahrhaft selten zu haben ist. Uebrigens ist der Verfasser sehr gut davongekommen; gewiß dankt er das der Gesundheit seines Geistes, der Fülle des natürlichen Witzes, der sie alle zum Lachen zwingt, der Reinheit seiner Absichten und der Liebenswürdigkeit des perlenden Humors. Die Elementarfrage, welche angesichts derartiger Schriften aufgeworfen werden muß, ist höchst einfacher Art: besitzt der Autor wirklich genug urwüchsigen Humors, verfügt er über genug Witz gutmüthiger und kaustischer Art, um seine Objecte dem Leser drastisch vor Augen zu führen, treffend zu persifliren und immer die richtigen Spitzen herauszugreifen, welche der Stachel des Witzes treffen soll? Und ferner: sind die aufgegriffenen Objecte bedeutsam genug und für den Leser faßlich? Ich beantworte in unserm Fall beide Fragen mit Ja.

Uebrigens hat es uns der Verfasser leicht gemacht, über Wesen und Wollen seiner Werke zu urtheilen; die Vorreden zu denselben geben durchaus genügende und klare Rechenschaft; man lese zumal diejenigen zu „Haeckelismus" (erster Theil) und zum „Buche vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer" (zweite Auflage).

Am wenigsten noch von specifischer Tendenz ist gerade im ersten Stück zu finden; es ist ein dramatisirter Schwank echt harmloser Natur, und doch sticht auch da eine satirische Spitze heraus, die sich gegen Ebers richtet, nämlich gegen die Manie, Belletristik mit gelehrtem Notenballast zu treiben („Königstochter"). Der zweite Schwank stellt dem alten Schulmeisterzopf und dem wissenschaftlich verbrämten Humbug die gesunde moderne, positivistisch-realistische Naturwissenschaft gegenüber, respective die Anschauungsweise ihrer Jünger; er geht von der Chemie aus.

Weniger harmlos ist der „Haeckelismus", trotz der schelmischen Versicherung, daß er völlig unschuldig sei; die Satire trifft ziemlich scharf. Sie greift ganz keck den Uebermuth und die Zuversicht der heutigen Naturwissenschaft an, daß sie die absolute Wahrheit gefunden habe, die Welt nun einmal von allem Köhlerglauben erlösen werde, und ihr Verlangen, als das neue Evangelium von jedem Gebildetsein wollenden anerkannt und studirt zu werden; Ignoranz in diesen sanctionirten Sätzen, namentlich im Kapitel vom Ursprung der Menschheit und des Einzelnen, von der Genesis, bedeute eine heutigentags nicht mehr zu duldende Unbildung. So nimmt er den Haeckelismus in Deutschland her, dem er in urgemüthlicher Version, sage Persiflage, seiner Lehren gehörig auf den Zahn fühlt. Der Autor ist ein Schalk, wenn er einleitend mit unschuldig frommen Worten sagt: eben weil die Unkenntniß in diesen Fragen zum Bedauern des Herrn Professors so sehr groß und allgemein sei, werde es dieser einem der sogenannten Gebildeten gewiß nicht verargen, wenn derselbe, nachdem er dessen Buch aufmerksam und mit dem größten Interesse gelesen, die Resultate, die sein schlichter Laienverstand aus demselben geschöpft, in anspruchslos humoristischer Form wiedergebe; ein Schalk, wenn er sein Büchlein eben den „sogenannten gebildeten" Leidensgenossen widmet, um sie über die ganze Theorie in ihren Licht- und Schattenseiten zu belehren. Ernster ist es zu nehmen, wenn das opusculum erklärt, gegen die anspruchsvolle Weise sich zu richten, in welcher der neue Glaubensapostel oder Glaubensrichter ganz im Stil der alten doctrinären und dogmatisirenden Allüren aufzutreten für gut erachtet hat. Ich meine, es schadet gar nichts, wenn jener Sucht, welche der neuen und ohnehin allzu überherrschenden Naturwissenschaft gerade so stark anklebt wie früher der Theologie — der Sucht nämlich, Sätzen, die blos Hypothesen sind, die zwingende Autorität von Dogmen beilegen zu wollen und schnell fertig zu sein mit der Verdammung oder mindestens ganz geringschätzigen Behandlung derer, die Zweifel gegen die neue Weisheit hegen oder es nicht nothwendig und lohnend erachten, sich lange mit ihr abzugeben — mit urwüchsigem Humor und Witz, den kräftigsten Waffen, entgegengetreten wird.

Uebrigens handelt sich's nicht einmal blos um die einzelne naturwissenschaftliche oder literarische Erscheinung. Den Hintergrund bildet das ganze Affenevangelium von der Abstammung des Menschen, und dieser Gegenstand ist allerdings groß genug, rückt auch jedem wahrhaft, nicht nur sogenannten Gebildeten nahe genug auf den Leib, um neben dem Ernst des Forschens auch die witzige Parodie des Humors herauszufordern und zu ertragen. Alle die Entwickelungsgeschichten vom Ureiner begründen ja eine

wissenschaftliche Doctrin, welche seit Darwin alle denkende und nicht denkende Welt beschäftigt, überall, diesseit und jenseit des Oceans, zu oberst auf der Tractandenliste steht, der Streitlust der gelehrten Welt ein unermeßliches Kampffeld eröffnet hat, unendliche Combinationen, Aussichten und Schlüsse gestattet, endlich, um es kurz zu sagen, eine total neue Weltanschauung begründet, an deren Consequenzen der letzte zelotische Theologe ebenso stark betheiligt ist wie der erste nicht minder zelotische Naturforscher. Das Bild ist also wirklich werth, auch einmal von der komischen Seite beschaut zu werden.

Für die Masse der Leser ist der Zweck des „Buchs vom gesunden und kranken Herrn Meyer" der allerverständlichste. Die reichen Kapitel vom ganz modernen medicinischen Aberglauben, vom vernünftigen und unvernünftigen Heilverfahren prägen sich in dem vollkräftig sprudelnden Humor lebendiger ein, als wenn sie im schweren lehrhaften Ernst vorgetragen werden. Das Büchlein hält den eingebildet Kranken, den an Hysterie und Hypochondrie Leidenden den Narrenspiegel so gerade vor die Nase, daß es keiner Medicinen noch Badecuren mehr braucht, um ihnen Magen und Kopf zurechtzusetzen. An der drastischen Figur des Helden zeigt es anschaulicher als ein medicinisches Handbuch, wie ängstliche Gemüther, wenn sie sich in die übertriebene Sorge um ihres Leibes Gesundheit verrennen, sich und andere abgeschmackt, eingebildet krank machen, ein lächerlicher Probe- und Speculationsgegenstand für allerlei Curen und Mixturen — Zimmergymnastik, Luft-, Brunnen- und Badecuren, Vegetarianismus, Homöopathie, Bantingcuren u. s. w. — und dann leicht in Wahrheit krank werden, und wie es dagegen nur zwei rechte Aerzte gibt: gesunden Sinn und ein fröhlich Gemüth.

Das „Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer" aber ist das aufs geistige Gebiet hinübergespielte Spiegelbild des vorigen. Es liegt in ihm gegenüber den herrschenden Strebungen und Tagesstimmungen wieder eine rationelle Hygieine. Wie das Vorwort den Grundgedanken und die Tendenz deutlich darlegt: „die Ausschreitungen des wissenschaftlichen Dilettantismus sowie die Anmaßungen der im vollsten Unfehlbarkeitsglauben einherschreitenden Bücher- und Afterweisheit mit der Geisel des Humors zu kitzeln". Dazu hat er sich die beliebtesten Philosophen der jüngsten Zeit ausgesucht.

Von Tendenz kann endlich bei „An Bord des Jules Verne" kaum die Rede sein; es ist eine ziemlich unschuldige Satire auf die kolossal phantastisch-excentrische Manier des berühmten Franzosen.

Reymond bewegt sich mit spielender Leichtigkeit in allen metrischen Formen, beherrscht Vers und Reim, und wo er kranke, gegen Geschmack und Regel verstoßende Versformen oder vertrackte Reime anbringt, da dürfen wir sicher auf Absicht schließen, um eben schon durch die Form den komischen Eindruck zu erhöhen. Wir werden hierin Dutzende von malen an Kortum's originelle, in den buntesten mannichfachsten Formen sich bewegende, da und dort ganz eigene Gebilde schaffende Vers- und Strophenbehandlung erinnert. Diese Freiheit müssen wir eben dem humoristisch-satirischen Dichter lassen, und wie viele ernste Lyriker, die an Vers- und Reimnoth leiden, wären froh, sie ebenfalls für sich in Anspruch nehmen zu können. Die leicht gefällige Auffassung des Textes und die komische Wirkung wird ungemein durch den Umstand erhöht, daß der Verfasser seinen bunt wechselnden Metren vielfach Melodien von allbekannten Studenten-, Burschen- und Volksliedern unterlegt. Die Wirbelthiernatur des Menschen wird abgewandelt nach der Melodie: „Ein Häring liebt eine Auster"; der Moner nach: „Ich bin der alte Ahasver"; die ältere Stammesgeschichte spaziert auf nach den Versen: „Wer war jemals so frech, wie der Bürgermeister Tschech", und so bei Dutzenden. Wenn die in locker dramatisirte Form gebrachten Stücke überhaupt sich scenisch aufführen lassen und auch wirklich aufgeführt worden sind, so eignen sich jene Melodien ungemein zum komischen Singsang im Chorus, ungefähr derart und mit der Wirkung, wie ich ihn im Carneval in Köln vom ganzen erheiterten und geziemend mit der Narrenkappe gekrönten Publikum habe vortragen hören.

Hierzu treten sehr veranschaulichend und witzig-komisch belebend die Illustrationen in kleinstem Format, durchweg schwarze Silhouetten, sehr zahlreich. Der Schriftsteller und die Künstler ergänzen sich aufs beste, um die gleiche Wirkung hervorzubringen; die Zeichner sind mit glücklicher Intuition und intimem Verständniß in den Text und die Absichten des Autors eingedrungen; er hat sie dafür zu interessiren, zu gewinnen verstanden.

Zum Schluß nur weniges über den Dichter und sein Leben. Moritz Reymond, einer waadtländischen Familie angehörend, ist 1833 zu Wien geboren. Sein Großvater väterlicherseits war Consul in Neapel und bestimmte seine Söhne, weil sein Vermögen in der Revolutions- und der darauffolgenden Kriegszeit daraufgegangen war, dem fremdländischen Staats- und Kriegsdienst. Sein Vater war österreichischer Staatsbeamter und hatte zahlreiche Familie; er ließ drei seiner Söhne studiren; ein älterer Bruder und dann Moritz selbst wurden auf Privatkosten des Kaisers in die Militärakademie zu Wiener-Neustadt aufgenommen. Der Militärdienst, den er nicht aus freien Stücken gewählt, sagte dem lebhaften geistigen Drange unsers Autors nicht zu, und nachdem er sieben Jahre als Offizier in der österreichischen Armee gestanden, trat er aus und versuchte es zunächst ein Jahr lang mit der Journalistik (an der „Ostdeutschen Post"). Allein die damaligen Preßverhältnisse sowie die Standesvorurtheile in seinen Verwandten- und Bekanntenkreisen veranlaßten ihn, das Zeitungsschreiberthum mit einer „soliden" Stellung zu vertauschen, und so ward er — was sich gerade bot — Eisenbahnbeamter. Da er jung geheirathet hatte und kein Vermögen besaß, wurde seine Existenz ein Ringen ums tägliche Brot; hierzu trat für den regsamen Kopf die Un-

möglichkeit, sich ins Beamtenthum hineinzufinden. Seine Stellung ward noch erschwert durch die Verurtheilung, die er 1862 erfuhr wegen eines Beitrags in das satirisch-politische Journal „Zeitgeist"; er beschloß daher, das österreichische Beamtenthum wie die österreichische Journalistik fahren zu lassen und in sein „freies" Vaterland, das er zwar nur dem Namen nach kannte, hinüberzuwandern; doch gelang ihm das erst um 1866. Im Jahre 1867 trat er in die Redaction des „Bund"; 1871 übernahm er die Leitung des berner „Intelligenzblattes", die er heute noch als alleiniger Redacteur fortführt. Wenn er mit seinen Begriffen von „Freiheit und Unabhängigkeit der Meinungen in der Schweiz" ebenfalls Anstoß erregte, so tröste er sich mit Dutzenden von Leidensgenossen; wer ins öffentliche Leben eingreifen soll und doch zu selbständig denkt, um sich der Parteiparole blind und willenlos zu fügen, erfährt in der Regel Mishandlung. Wir danken es den Verhältnissen, zunächst der Sorge für eine zahlreiche Familie, daß Reymond gezwungen wurde, seinem innern Beruf zu folgen, als freier Mann die freie Feder zu führen und sich in der Literatur einen geachteten Namen zu machen.

J. J. Honegger.

Französische Geschichten.

1. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Heinrich von Sybel. Fünfter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1879. Gr. 8. 11 M.

Heinrich von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" hat sich unter den in Deutschland während der letzten zwei Jahrzehnte erschienenen größern historischen Werken längst einen allgemein anerkannten Ehrenplatz erworben. Aus einer reichen Fülle von bisher unzugänglich gebliebenen archivalischen Materialien, namentlich in Paris, Berlin und Wien, schöpfend, hat dieses Werk in erster Linie mit dazu beigetragen, den trügerischen Nimbus zu zerstören, welcher auf Grund der von den Franzosen selbst in Umlauf gesetzten Tradition die Geschichte der Jahre 1789 bis 1800 umgab: eine Tradition, welche der nationalen Eitelkeit der Franzosen schmeicheln sollte — und unter der Masse der lügnerischen Zuthaten kaum noch die Grundzüge der historischen Wahrheit erkennen ließ. Es ist sehr bezeichnend, daß die kritische Prüfung und Richtigstellung der Geschichte der Französischen Revolution dem Fleiße und dem Scharfsinn deutscher Forscher zu danken ist: auf ihre Anregung und auf die von ihnen gelieferten Vorarbeiten ist es zurückzuführen, wenn in neuester Zeit auch die Franzosen anfangen, diese größte und folgenreichste Epoche ihrer nationalen Geschichte mit unbefangenern Blicken und mit mehr Kritik als bisher zu betrachten.

Mit dem vorliegenden Halbbande, der zweiten Abtheilung des fünften Bandes, ist Heinrich von Sybel an dem Schlusse seines großen Werks angelangt. Während die ersten drei Bände die Zeit von 1789 bis 1795 behandeln, auf welche er ursprünglich seine Forschungen beschränkt hatte, geben die als Fortsetzung dazu erschienenen zwei weitern Bände eine in ganz gleichem Charakter gehaltene Darstellung von den Ereignissen der folgenden fünf Jahre. Die innere Geschichte Frankreichs bildet den Ausgangspunkt für ein im großen Stil gehaltenes, allseits erschöpfendes, im einzelnen höchst lebensvolles und bewegtes Bild von den jähen Peripetien, welche unter dem Einfluß der von Frankreich ausgehenden Anregung die große europäische Politik durchzumachen hatte.

Der vorliegende Band gibt zunächst — im siebenten Buche — die militärische und politische Geschichte des Kriegs der zweiten Coalition gegen Frankreich: in beiden Hinsichten bietet er eine reiche Fülle neuer Thatsachen und Anschauungen und macht auch dem blödesten Auge die Einsicht zur Nothwendigkeit, daß der klägliche Miserfolg, mit welchem auch dieser Angriff gegen Frankreich schließlich ausging, zunächst nicht gesetzt werden darf auf Rechnung einer vermeintlichen Ueberlegenheit der Franzosen, sondern der leidigen Unentschlossenheit und des Mangels an Selbstvertrauen, besonders in Oesterreich, und dann namentlich den weit auseinandergehenden Sonderinteressen der verbündeten Mächte zugeschrieben werden muß, die eine gemeinsame Action derselben durchaus unmöglich machten, ja die um so störender hervortraten, je mehr im Anfang das Glück den Waffen der Coalition hold sein zu wollen schien. Eingehend werden dazwischen namentlich die Ereignisse in Neapel behandelt, wo der Sieg der verbündeten Waffen und des durch sie gestützten bourbonischen Königthums, unter hervorragender Betheiligung, ja eigentlich geradezu auf Betreiben und unter Leitung Nelson's, durch einen schmählichen Wortbruch, die rechtlose Verletzung einer feierlich geschlossenen Capitulation entweiht und damit der Weg zu einer scheußlichen Reaction geöffnet wurde. Weiter sehen wir dann, wie, während in Frankreich der Zersetzungsproceß unaufhaltsam fortschreitet und zu dem Staatsstreich vom 30. Prairial führt, die Erfolge der Oesterreicher und Russen in Oberitalien, welche, richtig benutzt, für den ganzen Krieg hätten entscheidend werden können, durch den Hader der Generale und den von diesen genährten Antagonismus der Cabinete von Petersburg und Wien ohne die gehofften großen Wirkungen bleiben und schließlich trotz des an sich ja bewunderungswürdigen Alpenübergangs Suworow's, der aber militärisch und politisch zweifellos

ein Fehler war, auch in der Schweiz die Entscheidung zu Gunsten der Franzosen ausfällt. Schließlich wirft von Sybel einen Blick auf den kläglichen Ausgang des Directoriums, unter dessen Leitung alle Ordnung in Frankreich zu schwinden droht und in allen Theilen des Volks die Einsicht von der Nothwendigkeit einer baldigen rettenden That immer unabweisbarer wurde:

Jene Botschaft des neuen Directoriums (— des am 30. Prairial eingesetzten —), daß in Ermangelung schleuniger Hülfe die allgemeine Auflösung des Gemeinwesens dicht bevorstehe, sagte in jeder Hinsicht die schreckenvolle Wahrheit. Das war die Schlußrechnung des Zustandes, zu welchem die Männer der regellosen Freiheit und der erzwungenen Gleichheit binnen zehnjähriger Convulsionen Frankreich heruntergebracht hatten. Die Begeisterung für die Republik, die Achtung vor dem Gesetz, die Theilnahme am Gemeinwesen war verschwunden; die Obrigkeit war verachtet, der Bürgersinn in träge Gleichgültigkeit umgeschlagen; die Reichen waren verarmt und die Armen elend geworden. Die einzigen Erscheinungen, die noch von innerer Lebenskraft in dem französischen Volke Kunde gaben, waren auf der einen Seite der bei aller Zuchtlosigkeit unverwüstliche Kern von Heldenmuth und Ehrgeiz in den Armeen, und auf der andern der durch alle Verfolgung gestählte religiöse Sinn, der weit und breit im Lande Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete aus der unendlichen irdischen Noth heraus um seine Altäre sammelte. Ein Usurpator, sagte Brulay von der Meurthe zur großen Aufregung der Fünfhundert, welcher die Stimmung ausbeutete, würde damit eine höchst bedenkliche Macht gewinnen.

Und der Usurpator rüstete sich eben damals, von Aegypten aus die Hand nach der höchsten Gewalt in Frankreich auszustrecken. In dem achten Buche — dem besten seines Werks — behandelt von Sybel die Gründung und die Anfänge des Consulats. Er schildert zunächst Bonaparte's letzte Kämpfe in Syrien und Aegypten — wobei er, beiläufig bemerkt, die noch vielfach ausgebeutete Legende von der Vergiftung zahlreicher marschunfähiger Franzosen in Jaffa, die selbst ein so entschieden antibonapartischer Geschichtschreiber wie Laufrey fallen gelassen, von neuem als durchaus unglaubwürdig zurückweist —, dann des Generals Rückkehr nach Frankreich, wo er von dem jubelnden Volke instinctiv als der ersehnte, im rechten Augenblick erscheinende Erretter aus der höchsten Noth begrüßt wurde:

Die märchenhafte Pracht des Morgenlandes schien in seinen Thaten sich aufs neue zu entfalten; Memphis und Theben, Kana und Nazareth, die Palmen und die Wüste, die Pharaonen und die Kreuzfahrer: aus all diesen Bildern und Erinnerungen erhob sich vor den entzückten Blicken Frankreichs eine leuchtende Fata Morgana, neben welchen selbst die frischen Siegesthaten Brune's und Masséna's verblaßten. Vor allem aber, dem General Bonaparte und keinem andern flog das Gefühl des Volks entgegen, daß er ein schlimmeres Uebel als die Kriegsnoth, daß er die innere Rathlosigkeit, Verwilderung und Zerstörung zu heilen vermöge. Wohin er kam, umgab ihn ein einziger Ausbruch unermeßlichen Jubels und glühender Begeisterung. Niemals hat eine große Nation sich mit unbedingterer Hingebung einem Einzigen in die Arme geworfen, als es hier geschah.

Weiterhin folgt dann die Geschichte des Staatsstreichs vom 18. Brumaire und die Einsetzung des Consulats, die Darstellung des mit dem Siege bei Marengo beendeten Feldzugs, der das Schicksal dieses Kriegs und in gewissem Sinne das Europas entschied; den Schluß bildet die Geschichte des Lüneviller Friedens und des Concordats, durch das der Erste Consul den Frieden zwischen dem durch die Revolution umgestalteten Frankreich und den altkirchlichen Gewalten herstellte und damit dem Uebelstande abhalf, der das französische Volk mit am härtesten bedrückt hatte und seiner eben entstehenden monarchischen Gewalt die größten Hindernisse hätte bereiten können, bis zu dem freilich nur kurze Zeit dauernden allgemeinen Frieden, welcher durch den am 1. October 1801 erfolgten Abschluß der londoner Verhandlungen herbeigeführt wurde. Am Ausgange seines Berichts hält der Verfasser nochmals eine kurze Umschau über den Zustand, der nunmehr in Frankreich geschaffen war, und vergleicht denselben rückwärts und vorwärts mit dem, aus welchem er hervorgegangen und dem, welcher durch ihn vorbereitet wurde. Mit Recht bemerkt er da:

Zunächst die innere Ordnung war, wenn auch nicht vollständig durchgeführt, doch für eine nicht allzu weit entfernte Zukunft durch die Einrichtungen der Consularverfassung gesichert. Von den ursprünglichen Forderungen der Revolution war die demokratische Gleichheit das Grundgesetz der französischen Gesellschaft geworden; die neuen Besitzverhältnisse waren gewährleistet, jedem Talente der Zugang zu den höchsten Stellungen eröffnet, jedes Vorrecht der Geburt von Grund aus beseitigt: die Einheit der Nation und die Nivellirung der Gesellschaft war vollendet. Insofern war Bonaparte in der That der Erbe und der Fortsetzer der Revolution.

Aber auch die Kehrseite der Medaille muß hervorgehoben werden; denn eben in dem Zustande der Ruhe und Sammlung, der jetzt endlich in Frankreich zu herrschen anfing, lag der Anfang zu den schweren Heimsuchungen, die von diesem Lande aus demnächst über Europa hereinbrachen. Das Ergebniß der Französischen Revolution für die innere Politik Frankreichs resumirt von Sybel kurz und treffend dahin: die Nation sei ihrem neuen Beherrscher dankbar dafür gewesen, daß er ihr die Unruhe der politischen Arbeit vollständig abnahm. Und zu einem ganz ähnlichen Schlusse gelangt er bei der nähern Betrachtung der auswärtigen Verhältnisse:

Er (Bonaparte) schien sich nichts gethan zu haben, wenn ihm noch etwas zu thun übrigblieb, und so kalt und listig er seine Mittel berechnete, mit so glühender Phantasie dehnte er die Entwürfe seiner Herrschaft über den ganzen Erdball aus. Vielleicht hätte zu seinen bisherigen Erfolgen, zu der Abhängigkeit Italiens und Spaniens, Europa eine Weile geschwiegen, wenn er seine Herrschaft in milde Formen gekleidet und sich mit lenkendem Einflusse anstatt der brutalen Unterwerfung begnügt hätte. Er jedoch war umgekehrt geradezu beeifert, so geräuschvoll wie möglich der Welt die Vernichtung jeder Selbständigkeit in seinen Vasallenstaaten zu zeigen und somit keinen Tag die gepreßte Sorge der andern Nationen zur Ruhe kommen zu lassen.

In der Geltendmachung dieser verhängnißvollen Tendenz, die er namentlich Deutschland gegenüber durchzuführen bestrebt war, entfesselte jedoch Bonaparte, ein allezeit

unübertroffener Meister in der Benutzung der materiellen Kräfte und der selbstsüchtigen Leidenschaften, aber ohne jede Spur von Verständniß, ohne jede Ahnung von den sittlichen Gedanken, welche die Menschenbrust bewegen und auch den Schwachen zum Helden zu begeistern vermögen, in dem von ihm so gering geschätzten deutschen Volke, dem Volke der Ideologen, eben die sittlichen Kräfte und idealen Mächte, an denen seine Weltherrschaft schließlich krachend zerschellen sollte.

Es war unmöglich, sich weiter von dem Boden des Realen zu entfernen, als er es durch diese Geringschätzung der idealen Kräfte that. Er kannte sie nicht im eigenen Innern; deshalb verkannte er sie bei den andern Menschen und häufte mit eigener Hand die Zündstoffe, die einst sein stolzes Machtgebäude in die Luft sprengen sollten.

Kurz und treffend, dabei völlig erschöpfend ist das Verhängniß Bonaparte's, durch das es zugleich ein Verhängniß der Welt wurde, zum Ausdruck gebracht in den Worten, mit denen von Sybel sein Werk schließt:

Für Bonaparte gab es keine Ruhe, keine Schranke. Er hatte für Frankreich die Revolution zum Abschluß gebracht, er lebte in dem Gedanken, für den ganzen Welttheil die Revolution zu eröffnen.

2. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Lieferung 41, Abtheilung 1: Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. Von Karl Hillebrand. Zweiter Theil: Die Blütezeit der parlamentarischen Monarchie (1837—48). Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 12 M.

Mit erfreulicher Schnelligkeit ist dem seinerzeit auch an dieser Stelle besprochenen ersten Bande der vortrefflichen Hillebrand'schen Geschichte Frankreichs der zweite gefolgt, welcher bereits bis zu dem Sturze des Julikönigthums durch die Februarrevolution reicht und der sich seinem mit allgemeinem Beifall begrüßten Vorgänger in jeder Hinsicht würdig anschließt. Denn während der Verfasser die Darstellung der politischen Angelegenheiten auf eine Reihe werthvoller, bisher unbenutzter Quellen gründen konnte, so namentlich auf die Berichte des preußischen und des sardinischen Gesandten am französischen Hofe, steht ihm, der so lange Jahre in Frankreich gelebt hat und gewissermaßen selbst Franzose gewesen ist, ohne darum aufzuhören auch ein Deutscher zu sein, für die Schilderung alles Zuständlichen eine Vertrautheit mit Frankreich, den Franzosen und französischem Wesen zur Seite, wie sie sich wol bei niemand anders wiederfinden wird. Noch mehr als in dem ersten Bande macht sich das gerade in der Fortsetzung des vortrefflichen Werks bemerkbar. Denn die kleinere Hälfte dieses Bandes beschäftigt sich mit der innern Entwickelung Frankreichs unter dem Julikönigthum und gibt eine ganze Reihe der interessantesten und ansprechendsten Sittenbilder und geistvoll gezeichneter literarischer Charakterköpfe: die einen wie die andern warfen manches überraschende Licht auf die spätere Entwickelung Frankreichs und erklärten auch viele Zustände und Erscheinungen des sittlichen und geistigen Lebens der Franzosen in unsern Tagen. Ein besonderes Gewicht darf, so scheint es uns, im Hinblick auf die spätern Schicksale des Julikönigthums wol auf den von Hillebrand geführten Nachweis gelegt werden, daß Ludwig Philipp und sein Haus, daher auch sein Königthum dem geistigen Leben des Landes allezeit fremd und theilnahmlos gegenübergestanden hat, was ja nothwendig dahin führen mußte, daß der König und das Volk, welches eben damals in einen so wichtigen Umgestaltungsproceß seines gesammten geistigen Lebens eintrat, sich von Jahr zu Jahr weniger verstanden und mehr auseinander lebten, bis sie einander eben schließlich als unvereinbare Gegensätze entgegentraten. Treffend bemerkt Hillebrand hierüber:

Der Hof war zugänglicher geworden. Es brauchte keinen Adelstitel mehr, um zu den Tuilerienbällen Zutritt zu erhalten; aller unnütze königliche und militärische Prunk ward vermieden. Bei alledem fühlte sich die Nation weniger eins mit dieser bürgerlichen und gesitteten Familie als vorher mit dem unnahbaren alten Königshause oder später mit der nicht eben heiklen Cäsarendynastie. Und der Instinct der Nation täuschte sich nicht: dieser König und sein Geschlecht hatten nicht ihr Alles eingesetzt mit Frankreich, standen und fielen nicht mit Frankreich, gaben auch Interessen, Gefühlen, Gedanken Raum, welche nicht die Frankreichs waren. Dem geistigen Leben des Landes stand Ludwig Philipp, der es einem der größten Dichter seiner Regierungszeit verdachte, seinen Sohn und Thronfolger mit Du angesungen zu haben, ferner als z. B. Ludwig XVIII., der auch im Exil den feinsten Sinn für französischen Geist und Geschmack bewahrt hatte, ferner selbst als der brutale Soldatenkaiser, der als Jüngling die empfindsame Rhetorik der achtziger Jahre mitgelallt, der als Mann den Zauber und die nationale Bedeutung eines Racine zu würdigen wußte trotz des großen Ludwig. Die volkswirthschaftliche sowie die philosophische Bewegung seiner Zeit ignorirte Ludwig Philipp durchaus, und selbst die religiöse verstand er nicht. Wenn er in der zweiten Hälfte seiner Regierung seinen Voltairianismus etwas zu verbergen und eine gewisse Kirchlichkeit herauszuhängen suchte, so war dies kein Zugeständniß an den Geist des Jahrhunderts, sondern eine Attitude, die er seinem Range schuldig zu sein glaubte und durch die er die fremden Höfe, den schmollenden einheimischen Adel und die hohe Geistlichkeit gewinnen könnte.

Die Schilderung, welche Hillebrand von dem gesellschaftlichen Leben jener Jahre entwirft, gehört zu den ansprechendsten Partien des Buchs. In gleich vortrefflicher Weise wird dann die literarische und die religiöse Bewegung unter dem Julikönigthum besprochen und schließlich auf die Entwickelung des Socialismus, auf Saint-Simon und seine Schule u. s. w. näher eingegangen: ein Abschnitt, der ja gerade in unsern Tagen in allen Kreisen ein besonderes Interesse zu erregen geeignet ist. Den Schluß bildet eine zusammenfassende Uebersicht über die wirthschaftliche Entwickelung und die Gesetzgebung Frankreichs in den Jahren 1830—48. Im Gegensatz zu dem harten Urtheil, das in Beziehung auf dieses Gebiet gewöhnlich über das Julikönigthum gefällt wird, verkennt Hillebrand nicht die unleugbaren Verdienste, welche sich dasselbe doch im ganzen erworben hat. Man muß gegenüber den ohne Frage reichlich vorhandenen Mißständen

aller Art eben nur immer das eine bedenken, daß die administrative Eintheilung des Landes und die Hierarchie der Beamten dieselbe geblieben war, welche die Revolution und das Consulat eingeführt hatten und wie sie ja auch heute noch bestehen. Man wird daher Hillebrand nur beistimmen können, wenn er sagt:

Ueberhaupt that die Verwaltung, hierin wenigstens zum Theil stillschweigend von der Gesetzgebung unterstützt, unter dem Julikönigthum stillschweigend und ohne Verschwendung manch Gutes. Und es ward ihr nicht leicht gemacht. Zwischen den örtlichen Interessen einerseits, den parlamentarischen Erfordernissen andererseits hin- und hergezerrt, häufigem Ortswechsel ausgesetzt, heute vorgeschoben, morgen verleugnet, war ihr die stetige, fruchtbare Thätigkeit zum gemeinen Nutzen fast bis zur Unmöglichkeit erschwert. Was sie in der Stille Gutes that, wurde von der öffentlichen Meinung nicht anerkannt; was sie im Auftrage des Ministers für politische Zwecke thun mußte, ward ihr zum bittern Vorwurf gemacht. Von allen angegriffen und von allen beneidet, in den Jahrbüchern der Nation mit Stillschweigen übergangen, hat sie den berechtigten Anspruch auf Anerkennung des unparteiischen Geschichtschreibers, der die Entwickelung des großen Landes von einiger Entfernung aus übersieht; denn ihr kommt das Verdienst zu, das alle ihre Sünden, Misgriffe und Gebrechen reichlich aufwiegt: das Verdienst, die Ueberlieferungen des französischen Staates in schwierigsten Zeitläufen gegen die ungerechtfertigten Eingriffe der politischen Gewalten des Augenblicks, soweit es möglich war, vertheidigt, diese Ueberlieferungen nach jedem gewaltsamen Risse wieder angeknüpft und durch siebzig Jahre politischer Stürme — das Fahrzeug des französischen Staats, innerlich unversehrt, durchgesteuert zu haben.

Die zweite, größere Hälfte des vorliegenden Bandes behandelt dann die Zeit vom October 1837 bis zur Revolution von 1848, mit der das der Nation längst gleichgültig gewordene Julikönigthum ruhmlos zusammenbricht. Es ist das die Periode, in welcher die innere Unwahrheit, die Lügenhaftigkeit der Regierung Ludwig Philipp's je länger je mehr zu Tage tritt und in der sie das gesammte politische Leben der französischen Nation ebenfalls unwahr und lügenhaft zu gestalten bemüht ist. Denn auf eine große Lüge läuft doch schließlich der damals gemachte Versuch hinaus, dem Julikönigthum, der neuen, in der Nation nicht festgewurzelten und sich nicht mit derselben identificirenden Dynastie, die Grundlage, auf welcher anderswo das Repräsentativsystem beruht, zu geben durch die Schaffung einer neuen politischen Aristokratie. Scharf, aber treffend bemerkt Hillebrand:

Der ganze Verfassungsstaat war eine Bühne, auf welcher Thron und Krone den Decor, das Parlament eine Truppe eifriger und talentvoller Schauspieler darstellten, die ihr Stück mit vollendeter Kunst und, da sie das Theater allen Ernstes für die Wirklichkeit hielten, auch mit täuschendster Lebenswahrheit spielten. Die Wirklichkeit aber war hinter den Coulissen beim Regisseur und im Saale beim Publikum. In andern Worten, die eigentliche Geschichte ward, soweit sie thatsächlich war, von dem König als dem Chef der Executivgewalt, soweit sie in Gedanken- und Interessenströmung bestand, von der zur Staatsthätigkeit nicht zugelassenen Nation gemacht, von beiden trotz oder doch außerhalb der Fiction des Gesetzes. Die Geschichte wird aber nicht lange außerhalb des Gesetzes gemacht. Ein Herrscher, der die Lüge einer unverantwortlichen Krone annimmt, während er weiß, daß es eine Lüge ist, d. h. daß ihm niemand diese Unverantwortlichkeit verbürgen kann, und daß die Werkzeuge der Regierung eben nur von ihm in Bewegung gesetzt werden können, muß eben Selbstherrscher bleiben, d. h. den Staat nach eigenem Ermessen lenken, was wiederum die Nation rechtfertigt, wenn sie jene gesetzliche Fiction der Unverantwortlichkeit thatsächlich nicht anerkennt und sich einen andern Herrscher aussucht.

Mit lebhaftem Verlangen sehen wir der Fortsetzung des Hillebrand'schen Werks entgegen, welche das zweite Kaiserthum zu behandeln haben wird und nach jeder Richtung hin ganz besonders viel verheißt.

3. Geschichte der pariser Commune vom Jahre 1871. Von F. von Meerheimb. Mit einem farbigen Plane von Paris. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Auf Grund der besten Quellen und an der Hand der zahlreichen geschichtlichen Darstellungen, welche die greuliche Episode der Communeherrschaft in Paris während des Frühjahrs 1871 namentlich in Frankreich selbst gefunden hat, entwirft der Verfasser der vorliegenden Schrift auf dem knappen Raume von etwa hundert Seiten ein Bild der entsetzlichen siebzig Schreckenstage, welche damals über die glänzende Hauptstadt Frankreichs einhergegangen sind und eine Reihe rauchgeschwärzter Ruinen als unheimliche Spuren zurückgelassen haben. Mit festen und sichern Strichen, unter möglichster Vermeidung des hier so unerfreulichen Details, werden die Ereignisse jener Zeit thunlichst actenmäßig festgestellt, und wird namentlich die militärische Action der versailler Armee und die Wiedereroberung der Hauptstadt vom kriegshistorischen Standpunkt aus behandelt. Ohne gerade Neues zu bieten, gibt die Schrift eine übersichtliche, die wirklich entscheidenden Momente klar und scharf hervorhebende Geschichte des Communeaufstandes, welche durch ihre Sachlichkeit und Unbefangenheit unsern Antheil gewinnt und auch den nicht militärischen Leser über die eigentlich militärischen Vorgänge belehrt und aufklärt. Mit Recht hebt der Verfasser namentlich auch im Gegensatze zu dem Abgrund von Verkommenheit, in den uns jene Ereignisse einen Blick thun lassen, die Thatsache hervor, daß gerade diese Schreckenszeit doch auch starken Schichten in der pariser Bevölkerung Gelegenheit gegeben hat, sich in ihrer Vortrefflichkeit ganz besonders zu bewähren; die kleinen Beamten, die Gensdarmen, die Sergents de Ville, alle bei der Bank, in den Gefängnissen und öffentlichen Gebäuden Angestellten, die Portiers von den Besitzern verlassener Häuser haben ausnahmslos höchste Pflichttreue und aufopfernden Muth bewährt; sie haben manche Unglückliche gerettet, haben das traurige Los vieler gemildert; sie sind den Verbrechern entgegengetreten, soweit es ihre Kräfte vermochten.

Ein Anhang gibt Skizzen von einzelnen Mitgliedern der Commune: Blanqui, Delescluze u. a.; die Beilagen bieten die Ordres-de-Bataille der versailler Armee sowie eine interessante Sammlung von Erlassen der Commune,

des Centralcomité und des Comité du salut public und dann auch eine Auswahl besonders charakteristischer Stellen aus dem berüchtigten „Père Duchêne". Ein Plan von Paris und Umgegend erleichtert die Uebersicht über den localen Gang der Ereignisse.

Hans Prutz.

Westafrikanisches.

1. Marokko, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse. Verfassung. Städte. Land. Bewohner. Handelsbeziehungen. Producte. Politische Verhältnisse. Europäer und deren Vertreter. Aus neuester eigener Anschauung geschildert von A. von Conring. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marokko. Berlin, Hempel. 1880. Gr. 8. 8 M.

Seitdem 1877 der Deutsche Kaiser eine glänzende Gesandtschaft an den Herrscher von Marokko gerichtet und dieser sie im Folgejahr freundschaftlich erwidert hat, ist uns das merkwürdige Land am Hohen Atlas näher getreten als je. Der Verfasser des in der Ueberschrift genannten Buchs erhielt somit von einem der ersten Industriellen Deutschlands den Auftrag, die gewerblichen und Handelsverhältnisse des Landes Marokko an Ort und Stelle zu untersuchen. Fünf Monate verweilte er an der atlantischen Küste Marokkos und im Binnenlande, welches er auf heißem Ritt unter glühender Sommersonne von Saffi nach der Stadt Marokko, während des Aufenthalts in dieser Residenz selbst und wieder auf der Rückreise nach der Hafenstadt Mogador kennen lernte.

Indem er uns in sehr unverhohlener Weise seine marokkanischen Reiseerfahrungen hier mittheilt, flicht er leider eine Menge von Einzelnotizen, die er andern Werken entnommen, mit ein, um ein möglichst vollständiges Bild des mächtig ausgedehnten Kaiserstaats von Nordwest-Afrika zu geben, was denn doch nicht über ein Stückwerk von sehr ungleichwerthigen Bestandtheilen hinauskommt. Indessen was er von Selbstgesehenem und Selbstgehörtem mittheilt, wirft doch mitunter grelle Schlaglichter auf das Wesen dieses unter mohammedanischem Fanatismus und greulichstem Despotismus des Oberhaupts sowie seiner Werkzeuge tief heruntergekommenen Staats.

Seine Begleiter auf der Küstenfahrt wie auf der Landreise zum Hoflager Seiner Scherifischen Majestät waren die eben von Berlin heimkehrenden Mitglieder der maurischen Gesandtschaft, den ehrwürdig aussehenden greisen Si Tibi ben-Hima an der Spitze. An einem prächtigen sonnenklaren Julimorgen zeigte sich den Reitern nach einem anstrengenden Ritt durch fast völlig kahle Landschaft, in welcher bei der Regenlosigkeit des Sommers jedes frischere Grün an die Uadis oder Thalwege meist versiegender Gewässer gebunden ist, ein überraschender Blick auf die von außen auch heute noch imposante Hauptstadt Marokko, sobald die letzte Höhenschwelle des Wegs erstiegen war:

Ich stieg ab, um den erhabenen Anblick, der sich mir so unerwartet darbot, in Ruhe zu genießen. Zu meinen Füßen lag das weite, grüne Thal des Flusses Tensift, dessen theilweise bewaldete Ufer sich in einem Halbkreis um uns legten. Gegen einen Himmel von reinstem und tiefstem Blau zeichnete sich in scharfen Contouren ein Wald von Dattelpalmen ab, deren grüne Masse von der Sonne vergoldet wurde und die als Rahmen zwei braune kahle Felsengruppen hatten. Fast in der Mitte der durch die Felsen gebildeten Oeffnung ragte der hohe Thurm der Kutubia, der Hauptmoschee der Stadt Marokko, einsam empor, und weit in der Ferne, als Hintergrund, gerade vor uns erhob sich die hohe, stolze Kette des Atlas in ihrer ganzen Erhabenheit. Zwei ihrer höchsten Spitzen ragten in die Wolken und zeigten noch Spuren von Schnee, und die uns zugekehrte Seite, welche die große Ebene Marokkos in einem mächtigen Bogen umspannt, erschien wie eine kolossale Cyklopenmauer im Widerschein der hellen Sonne. Ein Meer von Licht, Leben und Großartigkeit umgab uns.

Doch kaum liegen die unter künstlicher Berieselung ewig grünenden Gartengebreite im Rücken, so bereitet den Kommenden im Angesicht der graugelben Stadtmauern von gestampfter Erde ein mit faulendem Unrath, selbst Hunde- und Eselscadavern bedeckter Platz vor dem Thor auf die unschönen Ueberraschungen des Innern vor. Elende sandige Straßen voll Düngerhaufen zuerst, dann ein Labyrinth von schmuzigen Gassen, durch die sich die Kamele kaum hintereinander durchzuwinden vermögen; manches edle Maurengesicht mit großen dunkel erglänzenden Augen, doch auch schon viel Negergesichter und mulattische Hautfarben verschiedenster Schattirung.

Der Allmächtigste im ganzen Lande, der oberste Minister Si Musa, der seinen kaiserlichen Herrn schlau fast zur Null zu machen verstand, ist ein kleiner verschmitzter Alter mit negerschwarzem Gesicht unter dem mächtigen weißen Turban. Er ließ Conring's Mission, einen engern Handelsanschluß zwischen Marokko und Deutschland anzubahnen, gänzlich scheitern; nach wie vor ist Marokko wesentlich eine Handelsprovinz Englands, und der Einzige, der über Musa's Turban hinweg es wagen kann, unmittelbar mit dem Sultan zu verkehren, ist der englische Ministerresident in Tanger, Sir John Hay.

Ueber den Sultan selbst erfuhr unser Verfasser Vertrauliches durch einen Landsmann aus Mainfranken, Richard Schneitmadel, der durch seltsame Schicksale aus dem bairischen Soldatendienst über Algier nach Marokko gekommen und dort so was wie Ganz Geheimer Hofbüchsenmacher Seiner Majestät geworden ist:

Der Sultan sei seit längerer Zeit leidend, und sein Zustand erscheine um so gefahrvoller, als kein Arzt vorhanden sei und überdies der Koran verbiete, einem Christen die Behandlung der scherifischen Majestät anzuvertrauen. Sei es infolge einer Vergiftung oder, wie man zu glauben Grund hat, infolge eines Trunkes, credenzt von schöner Hand in traulicher Stunde: so

viel ist gewiß, daß seit einiger Zeit sich bedenkliche Symptome bei dem hohen Herrn eingestellt haben. Bei der gegenwärtigen Hitze steigt Muley Hassan jeden Morgen zwischen 4 und 5 Uhr, sowie der Tag anbricht, zu Pferde und bewegt sich durch die Gärten oder auch außerhalb der Stadt längs der Mauern. Sobald die Sonne wärmer wird, kehrt er zurück, und gegen 9 Uhr, fast jeden Morgen, überfällt ihn eine Art Krämpfe. Welcher Beschaffenheit dieselben sind, weiß niemand, denn nur sein steter Begleiter, einer der Söhne des schlauen Musa, ist zugegen; nur steht fest, daß der Sultan oftmals tobsüchtig bei diesen Anfällen wird. Sind die Anfälle vorüber, so tritt eine vollständige Erschlaffung ein, und den Rest des Tags verbringt der unglückliche Mann in einer Art von Stumpfsinn und Abgespanntheit, die ihn für alles unempfindlich machen.

Und im Namen dieses gebrochenen Mannes führt der kleine schwarze Reichskanzler die selbstsüchtigste Herrschaft über ein so großes und herrliches Land, dessen reicher Thonboden unter befruchtendem Winterregen die Ceresschätze Siciliens in Masse für eine gewinnreiche Ausfuhr spenden könnte, der aber unter dem drückendsten geistlich-weltlichen Joch und bei vollends entsetzlicher Rechtspflege vor den Thoren des culturmächtigen Europa nur ein in Armuth und tiefster Unwissenheit traurig dahinlebendes Volk ernährt.

2. Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Karl Heinersdorff. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1879. Gr. 8. 6 M.

Ein Freund des der Wissenschaft zu früh entrissenen greifswalder Zoologie-Professors Reinhold Buchholz erfreut uns in diesem Werke mit einer dankenswerthen Darstellung der westafrikanischen Reisen des Verstorbenen, welcher schon (in den Jahren 1869 und 1870) einen hervorragenden Antheil an der Zweiten Deutschen Nordpolarfahrt genommen hatte, ehe er 1872 den Boden des afrikanischen Erdtheils betrat, um ihn erst nach mehr als dreijährigen ergebnißreichen Forschungen an der Ober- und Niederguineaküste wieder zu verlassen.

Eine Menge von bedeutungslosen Tageserlebnissen hätte der Herausgeber freilich ruhig in den Notizbüchern seines Freundes stehen lassen können, wie auch das detaillirte Erzählen von dem Einheimsen und Verpacken der zoologischen Ausbeute desselben kaum irgendwie zu fesseln vermag. Durch derartige Misgriffe werden gar zu oft auch unsere bessern Reisewerke ohne Noth umfangreicher, folglich weniger anziehend und theurer. Dagegen müssen wir die saubere Nachbildung einiger Farbenskizzen unsers fleißigen Zoologen in vorzüglichen Holzschnitten rühmend hervorheben; z. B. wird der Kopf eines jungen Gorilla in Vorderansicht sowie die am Bambusstaket hockende Figur des wunderlamen südafrikanischen Menschenaffen jeden Beschauer erfreuen.

Einige Stellen, in denen Land und Leute geschildert werden, mögen zur Probe hier eingeschaltet werden.

Wie die stets gastlich den deutschen Reisenden aufnehmenden Handelsfactoreien bremischer und hamburgischer Firmen, so geleitete denselben, wenigstens von Lagos aus, das so seltsam die Grenze zwischen Land und Meer verwischende Mangrovengewächs mit nicht häufigen Unterbrechungen bis über den Gleicher:

Da stehen gleichsam auf hohe Stelzen gestellt die zahllosen Stämme, oftmals 4—5 Fuß hoch über dem Schlammboden erhaben, sodaß man zwischen ihrem Wurzelwerke hindurchkriechen kann. Doch außer diesem den Stamm tragenden Säulenwerke erscheint das Ganze wie verwachsen durch die zahllose Menge der von allen Seiten aus den Stämmen und Aesten bis zu den kleinsten Verzweigungen herab hervorkommenden größern und kleinern Wurzeln, die sich in unentwirrbarer Weise durchkreuzen, bald wie starke Säulen den Erdboden erreichen, bald wie gekrümmte Taue oder herabhängende Seile nach allen Richtungen ausgespannt sind, oft frei in der Luft endigen. Das Auge wendet sich verwirrt ab, in diesem vegetabilischen Labyrinth vergeblich nach einem Ruhepunkt suchend. Soweit es reicht, gewahrt es während der Ebbe zwischen diesem Wurzelwerke nur öden, schwarzen Schlammboden, denn kein anderes Gewächs kann hier gedeihen, da während der Flut diese Sümpfe meist von Wasser bedeckt sind.

Besonders lange verweilte unser Forscher in der Umgebung des hohen und prächtig bewaldeten Pik von Camaruns, der sich unfern der Seeküste in der innersten Nische des Guinea-Busens erhebt. In sehr bescheidenen Verhältnissen lebend, besonders ehe ihm das Curatorium der berliner Humboldt-Stiftung Unterstützung sandte, selbst den Widerwillen vor Affenbraten überwindend, der ihm dann sogar recht gut mundete, lernte er das dortige Volksleben um so genauer kennen. Wie bei uns noch vor ein paar Jahrhunderten ist an der ganzen Negerküste dort Hexenspuk verbreitet, und zwar im Anschluß an die uralte und einst vielleicht unserm ganzen Geschlecht gemeinsame Wahnvorstellung, daß kein Todesfall ein natürlicher sein könne:

Ist jemand gestorben oder erkrankt, so muß ihn durchaus einer behext haben; oder dieser hat, wenn der Tod etwa durch eine Schlange oder ein Krokodil oder einen Leoparden erfolgt ist, das Thier dazu behext. Der Beschuldigte muß dann eine Abkochung von Holz, Sascha Wood genannt, trinken. Gibt der Beschuldigte das Gift durch Erbrechen von sich, so ist er unschuldig, im andern Falle stirbt er an Gift oder wird umgebracht.

Freundlicher ist das Bild, welches uns Buchholz vom Parra-Parra-Fest entwirft. Dies ist, wie es scheint, den Camaruns- oder Duallanegern eigenthümlich und besteht in Ringkämpfen zwischen Vertretern einzelner Dorfschaften:

Die Ringkämpfe, die nach ganz feststehenden Regeln stattfanden, dauerten jedesmal nur kurze Zeit, indem, sobald irgendetwas gegen das Reglement vorkam, die Kampfrichter hinzusprangen und die Ringenden trennten. Nach jedem Ringen lief eine Schar junger, mit bunten Tüchern ausstaffirter Leute in die Mitte des Platzes, stellte den Thatbestand fest und entfernte sich wieder, sobald das neue Ringerpaar auftrat. Nur einmal wurde seiner der Buschleute wirklich zu Boden geworfen; hierauf entstand ein großartiger Tumult; die Kampfrichter trugen den Sieger unter lautem Jubelgeschrei über den Platz; die Weiber klatschten in die Hände und hielten Umzüge, und die Mutter des Siegers tanzte und sang, „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz", für sich allein im größten Jubel. Einer der besiegten Neger benahm sich höchst charakteristisch; er drohte nämlich seiner Mutter im heftigsten Zorne mit Schlägen und beschimpfte sie laut, weil — sie ihn nicht stärker geboren habe!

Noch ehe er das Land Camarnns verließ, um die herrliche Bai von Gabun zu erreichen und das ewige Fieber los zu werden — denn selbst die dauernd dort Handel treibenden Europäer wagen sich kaum aus der Seebrise heraus, bewohnen daher z. B. im Camarnnsfluß Hulks, d. h. abgetakelte Schiffe —, lernte er noch die urwüchsige Art kennen, mit welcher die dortigen, ganz vom Handel mit den Weißen lebenden Negerkönige die ihnen zu gering gewordenen Preise emporschrauben durch „Stoppage of Trade“:

Es ist alsdann für einen jeden Eingeborenen auf das strengste untersagt, an Bord eines Schiffs zu gehen oder an irgendeinen Weißen irgendetwas zu verkaufen; auch keinerlei Nahrungsmittel dürfen denselben verkauft werden, und es ist den Weißen sogar nicht gestattet, ihre eigenen Leute ans Land zu schicken, um Wasser oder Feuerungsmaterial zu holen. Der Zweck dieses Vorgehens ist, bessere Preise für das Palmöl zu erzwingen!

Massenhaft ist Unkraut und Ungeziefer von der Alten in die Neue Welt durch die Seeschifffahrt übertragen worden. Einer der seltenen umgekehrten Fälle mag uns von diesem zu dem folgenden Reisewerk überführen. Lux fand nämlich schon bis ins Quangogebiet die arge Plage des brasilianischen Sandflohs, dessen Weibchen sich in die Haut des Menschen bohrt, besonders gern in die Zehen, und durch Ablegen der Eier Anschwellung der befallenen Gliedmaßen unter furchtbaren Schmerzen, ja Eiterung und gräßliche Verstümmelung hervorruft. Er meinte noch, dies Insekt, welches 1873 im Ballast eines Segelschiffs von Bahia nach Angola kam, sei „nördlich bis zum Congo“ verbreitet; Buchholz aber fand dasselbe bereits 1874 an der nordäquatorialen Gabunküste. Man machte den Krooneger noch namhaft, der die Plage, selbst mit ihr behaftet, vor Jahresfrist am Gabun eingebürgert habe. Ist letztere Zeitangabe richtig, so erscheint freilich Buchholz' Gegenvermuthung unwahrscheinlich, daß sich der bösartige Schmarotzer dorthin von der Angolaprovinz am Lande „von Ort zu Ort“ verpflanzt habe. Vier der kleinen Bestien entdeckte er noch rechtzeitig an seinem eigenen Körper; er erfuhr, daß dieser so schnell das tropische Afrika sich erobernde schlimme Neubürger bei den (unter französischer Herrschaft lebenden) Gabunnegern Dísso genannt werde nach „dix sous“, weil man das ausgewachsene Thier mit dieser kleinsten Silbermünze vergleiche. Letzteres ist indessen sehr wahrscheinlich eine irrige Herleitung, denn nach Lux heißt der (höchstens erbsengroß werdende) Peiniger in Angola bicho (bîscho), woraus jenes dísso gewiß nur verunstaltet ist.

3. Von Loanda nach Kimbundu. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen Westafrika (1875—1876). Von A. E. Lux. Mit 24 Holzschnitten, 5 Bildern, 3 Karten und einem Plane. Wien, Hölzel. 1880. Gr. 8. 7 M.

Aus diesem schlichten Tagebuch des österreichischen Oberlieutenants A. E. Lux, der unserer deutschen Angola-Expedition sich anschloß, spricht wieder in unmittelbarer Frische westafrikanisches Land und Volk uns an. Heftige Erkrankung ließ zwar auch diesen Gefährten das hohe Ziel nicht erreichen, wie der rüstige Mecklenburger Dr. Pogge ins tiefe Innere, nämlich bis zum Herrschersitz des gefürchteten Muata Janvo vorzudringen. Aber bis Kimbundu, einem größern, schon im Machtbereich dieses gewaltigen Herrn über das südliche Congoland gelegenen Dorfe, begleitete er ihn doch trotz der gefährlichen Fieberanfälle.

Der Weg über die Ostgrenze der portugiesischen Deportationscolonie Angola hinauf zur Kammhöhe der Talamongonga, wo die südwestlichsten Quellbezirke des ungehenern Congostroms liegen, und darüber hinaus bis ins Kiokoland um Kimbundu führte meist durch offene Flur; Savannen (Campinen) wechselten mit Gesträuch feinlaubiger Akazien oder mit Niederwald; braun ausgedörrt lag in der Trockenzeit die Flur, laublos standen die Baobabkolosse, die dicksten und wol auch langlebigsten aller Bäume der Erde, in glühender Juli- (dort also Winter-)Luft bis zu mehr denn 38° C. im Schatten wiegten sich die schwanken Palmen:

Die mit dem höher werdenden Sonnenstand beginnende Regenzeit gab den Bäumen und Wiesen ihren grünen Schmuck in einem Colorit wieder, das man bei uns in Europa nicht kennt. Das saftige Grün der Wiesen und das an den verschiedensten Schattirungen reiche Grün der Bäume übte einen so überraschenden Eindruck auf mich aus, daß ich oft staunend dastand in der Bewunderung der so herrlichen Schöpfung. In der Regenzeit lebt die ganze Natur auf, und mit ihr erfreuen auch wieder die gefiederten Bewohner des Waldes durch ihren fröhlichen Gesang den Reisenden. Hier und da sieht man auch kleine Rudel zartfüßiger Antilopen Nahrung suchen oder in eiligem Lauf durch die Campinen sausen, und über dem Ganzen kreisen Adler oder sonstiges Raubgefieder, stets bereit, einen harmlosen Vogel, der sich zu sehr aus einem schützenden Laubdache herauswagt, zu erfassen.

Elfenbeinhändler von Angola waren bisher fast die Einzigen gewesen, welche diese Lande durchzogen. Lux erzählt uns, wie sehr sich dort schon die Ausbeute an „grünem“ Elfenbein (von frisch getödteten Thieren) mindere, und bringt dabei eine Angabe, die mir zur Erklärung einer Stelle in Plinius' Naturgeschichte interessant erscheint. Das „todte“ Elfenbein eines natürlichen Todes gestorbener Elefanten, sagt er, werde im Walde „manchmal unter einer ganz beträchtlichen Erddecke“ gefunden. Plinius schreibt: wenn die klugen Elefanten, die wohl wüßten, warum ihnen die bösen Menschen so nachstellten, ihr Ende nahen fühlten, so brächen sie sich die Stoßzähne aus und vergrüben sie in die Erde, damit man sie nicht fände!

An der Westküste kommt jetzt schon zumeist nur todtes Elfenbein durch die Eingeborenen in den Handel. Die einzelnen Zähne gehen alle nach dem Gewicht und sind auch in der Regel nicht sehr groß. Das Durchschnittsgewicht eines Zahns beträgt 12 bis 20 Kilogramm. Immerhin sah ich bei Custodio Machado (in Malange) zwei prachtvolle Zähne, von denen jeder 72,5 Kilogramm wog. Man kann sich einen beiläufigen Begriff von der Größe und Stärke dieses Elefanten machen, wenn man bedenkt, daß er in den Stoßzähnen allein schon eine Last von 145 Kilogramm = 290 Zollpfund zu tragen hatte.

In Bild und Wort veranschaulicht uns der Verfasser

besonders eindrucksvoll das Wesen der Völker, durch deren Wohnsitze seine Reise ging: die bösartigen Minungos und Maschinschis wie die friedliebenden Massongos und Kiokos nebst den ohne Grund ob ihrer Wildheit verschrienen Bangelas. Wir erhalten auch hierdurch schätzbare Beiträge zur Erhärtung des Satzes, daß die Negerstämme zwar von sehr verschiedenem Naturell sind, aber im Grunde doch meist gutmüthig bei durchgängiger Leichtlebigkeit und gern lärmender Lustigkeit, bedürftig vor allem des erziehenden Einflusses unserer Gesittung, um den ihr Herz stets beängstigenden wüsten Aberglauben abzuthun und den rechten Segen der Arbeit zu begreifen, für die sie schon jetzt mancherlei Geschicklichkeit an den Tag legen.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den parodistischen Studien Fritz Mauthner's: „Nach berühmten Mustern", welche wir in d. Bl. bereits besprochen haben, liegt eine Neue Folge und zwar bereits in sechster Auflage vor (Bern und Leipzig, Frobeen u. Comp.). Im allgemeinen kann man derselben nur die gleichen Vorzüge nachrühmen wie der ersten: feines Stilgefühl und eine der Beobachtungsgabe entsprechende Gabe der Nachbildung. Es eignen sich zwar nicht alle Autoren gleichmäßig zur Nachdichtung; diejenigen am meisten, deren Stil in allerlei Eigenarten sich verholzt und verstockt hat. Die Marotte des Stils ist die willkommenste Handhabe für die Parodie. In Deutschland ist die Ausbeute für dieselbe im Durchschnitt reicher als bei irgendeiner andern Nation, weil besonders die moderne Classicität am meisten mit allerlei Absonderlichkeiten durchsetzt ist und ein bedeutender Autor sich meistens das Recht nimmt, der Sprache das Gesetz zu dictiren, das heißt, nicht ihr allerlei „Zierden", wie Platen sagt, sondern allerlei „Unzierden" abzugewinnen. Mit Recht läßt Mauthner in einem humoristischen Zwiegespräch der Vorrede einen der beiden Sprecher sagen: „Jeder von den großen Herren hat seine Manier. Das wäre noch zu ertragen, weil jedes Individuum schließlich gern in seiner eigenen Narrenkappe herumläuft. Es war immer so, und jedes Genie hat ein Recht auf seine eigenthümlichen Fehler: aber früher trugen die Herren ihre Narrenkappe unbewußt; wenn sie sie doch einmal bemerkten, so schämten sie sich ihrer. Scham? Nonsens. Heutzutage weiß jedes Genie, daß es von der großen Masse nicht an seinen besondern Ideen, sondern nur an seiner besondern Kappe erkannt wird. Ei, da muß man doch die Narrenkappe recht sichtbar vor aller Augen tragen. Die Kappe ist Firmatafel, ist Fabrikzeichen der großen Herren geworden. Sie übertreiben mit Absicht ihre eigene Manier; sie fälschen sich selbst, weil ihr Publikum es so verlangt."

Die Reihe der großen Herren, die Fritz Mauthner in dieser Neuen Folge seiner Parodien sich ausgewählt hat, beginnt mit Friedrich Bodenstedt. Mirza-Schaffy läßt hier einige Ghaselen vom Stapel, die als Selbstkritik fast zu scharf und stachelicht erscheinen; z. B.:

Ein arger Feind der persischen Priester ist er,
Ein kühner Jäger persischer Biester ist er,
Ein starker Gegner der Parsen-Minister ist er,
Zu Hause nur ein trister Philister ist er.

Oder:

Sei nicht zu klug, doch wird ein Gedänkchen beliebt sein.
Sei nicht gemein, doch wird ein Gestänkchen beliebt sein.
Sei wie Mirza-Schaffy! So wird dein Buch
Bei Jung und Alt als Weihnachtsgeschenkchen beliebt sein.

Von Du Bois-Reymond wird eine Festrede mitgetheilt: Friedrich der Große und der Gymnotus electricus. Du Bois-Reymond ist im übrigen ein vortrefflicher Stilist, und außer kleinen Eigenheiten vermochte der Parodist nur die akademische Gewohnheit zu persifliren, an königlichen Geburtstagen, nach schwungreicher Verknüpfung des Anlasses und des eigentlichen Stoffs, de omnibus rebus et quibusdam aliis zu sprechen. Die teutonische Poesie Dahn's, der neuerdings Operntexte aus dem Aermel schüttelt, findet einen travestirenden Abklatsch in einer patriotischen Oper „Adamrich und Evchen". Sie beginnt mit dem Wechselgesang:

Adamrich.
Minne, Meth und Mannesmuth
Stehn dem braven Menschen gut.

Evchen.
Weben, Winseln, Weckenbacken
Lehrt die Liebe und Holzkleinhacken.

Adamrich.
Minne, Mannesmuth und Meth —
Neiding, wer das nicht versteht.

Evchen.
Weben, Weckenbacken, Winseln
Uns die Wangen kirschroth pinseln.

Die Parodie der Hamerling'schen Dichtweise: „Don Juan und die Venus", heftet sich an einzelne im poetischen Stil störende direct philosophische Wendungen, dithyrambische Ueberschwenglichkeiten und langathmige Wortbildungen, z. B.:

Er reitet weiter, bis zum Welttanzsaale,
Wo Venus auf dem Purpurdaunenkissen
Sich königstigerwollustathmend wälzt.

Paul Heyse als der Italianissimus unserer Poeten wird in einer Novelle mit hyperitalienischem Colorit vorgeführt, in der auch die Ottave rime nicht fehlen. Paul Lindau mit einem „ganz überflüssigen", aber durchaus witzigen Brief: „Herrn von Schiller's Gedichte erster Periode", in welchem das kritische Zerfetzen von Anfängerarbeiten gut nachgezeichnet ist. Außerdem figuriren die Marlitt, Hans Hopfen, Johannes Scherr und Adolf Wilbrandt als parodirte Autoren, der letztere mit einem römischen Schachteldrama in drei Stücken, bei dessen Beginn gleich drei Vorhänge hintereinander aufgehen.

— Im Verlage von Ernst Wasmuth in Berlin ist in der Sammlung der Künstlerbiographien eine neue erschienen: „Murillo, Leben und Werke", herausgegeben von Th. Stromer, eingeführt durch Max Jordan, Director der Nationalgalerie. Die Schrift ist eine gedrängte Wiedergabe einer spanischen Biographie Murillo's von Francisco M. Tubino: „Murillo, su epoca, su vida, sus cuadros." Sie bietet einen kurzen Lebensabriß, eine Darstellung der Entwickelung des Künstlers, berichtet über seine hervorragendsten Schüler und gibt ein vollständiges, von dem Herausgeber mehrfach ergänztes Verzeichniß seiner Werke. So wird das Schriftchen allen denen willkommen sein, die sich über den ausgezeichneten spanischen Maler näher orientiren wollen.

— Das illustrirte „Brevier der Tanzkunst" von Albert Czerwinski, Tanzlehrer in Danzig (Leipzig, Spamer), ist allen Freunden des Tanzes, die neben der praktischen Uebung sich ein theoretisches Interesse für denselben gewahrt haben, bestens zu empfehlen. In einer Reihe von Unterhaltungen wird die Geschichte der Tanzkunst bis zur Gegenwart, der Tanz im Alterthum, der Tanz nach Einführung des Christenthums, die

Tänze in Deutschland, die Tanzkunst in andern civilisirten Ländern, der Tanz in Spanien, die französische Tanzkunst behandelt; eine zweite Abtheilung fügt ein Tanzrepertoire für kleinere und größere Kreise hinzu. Die Illustrationen stellen besonders ältere Volkstänze dar.

— Im Verlag der Gebrüder Paetel in Berlin erscheint ein Prachtwerk: „Spanien, in Schilderungen von Theodor Simons, reich illustrirt von Professor Alexander Wagner". Die Verlagsbuchhandlung theilt uns im Prospect mit, daß zwei gleichbegabte, für Poesie und Kunst hochempfängliche Freunde es mit Glück verstanden haben, in einem mit Wort und Bild reichgeschmückten Werke den Leser einen weit ausgedehnten Blick in dieses Land jenseit der Pyrenäen thun zu lassen. Es liegen uns vier Lieferungen des Werks vor, deren artistischer Schmuck durchaus empfehlenswerth ist. Die Bilder sind theils städtische Veduten, wie die Kathedrale von Barcelona, theils Volksgenrebilder, theils Galeriegemälde, wie z. B. der Aesop von Velasquez, alle mit Künstlerhand ausgeführt.

— Von dem Prachtwerk „Hellas und Rom" von Jakob von Falke (Stuttgart, Spemann) liegen uns zehn neue Lieferungen vor, die sechzehnte bis sechsundzwanzigste. Ein gediegener Text begleitet die verschiedenartigen Abbildungen, Städtebilder (Athen, Bajä u. a.), Bilder aus dem Leben (das Gastmahl des Agathon, römische Fastnachtfreuden), Genrebilder aller Art. Der Autor schließt an die Einzelschilderungen einen historischen Ueberblick.

Theater und Musik.

Das wiener Stadttheater hat in der Gestalt, in der es begründet wurde, sich ausgelebt: der Hauptbegründer, Heinrich Laube, wurde auch sein Todtengräber und scheint zu diesem Zweck sich noch einmal auf acht Wochen an die Spitze desselben gestellt zu haben; denn in der That ist dies nochmalige Hervortreten Laube's unbegreiflich, selbst bei einem Mann, der von sich aussagt, daß er vom Rechnen wenig mehr als die vier Species verstehe. Warum nahm er eine verlorene Sache noch einmal in die Hand? Warum lud er das Odium auf sich, das mit der plötzlichen Schließung eines Theaters nothwendig verbunden ist? Ein großes Theaterensemble wird auf einmal aufgelöst, die Mitglieder werden ohne Gagen, ohne jeden Anhalt einem unsichern Schicksal preisgegeben. Die Laube'sche Directionsführung am Stadttheater wird, bei einzelnen lobenswerthen Anläufen, im ganzen dem Verdict verfallen, daß sie den Cultus des Franzosenthums mehr als jede andere Bühne in Deutschland eingebürgert hat, und daß das Ansehen des wiener Stadttheaters in Oesterreich und die Autorität des Dramaturgen Laube in Deutschland wesentlich dazu beigetragen haben, dieser Richtung überall Vorschub zu leisten. Da Laube zuletzt noch die wiener Presse anklagte, den Niedergang des Stadttheaters mit verschuldet, ihn nicht genug unterstützt zu haben, so hat er noch bei Abschluß seiner Direction sich die heftigsten Angriffe in sehr vielen wiener Blättern gefallen lassen müssen.

Die meisten Aussichten, als Pächter die Direction des Stadttheaters zu erhalten, hat Herr Tewele, der bisherige Director des Carltheaters, früher Mitglied des Stadttheaterensemble. Er macht die Bedingung, abwechselnd mit seiner Gesellschaft, wie es ihm gutdünkt, an beiden Theatern spielen zu können; die Actiengesellschaft verlangt dagegen, daß auch das ernste Genre am Stadttheater gepflegt werde.

Die letzten Novitäten dieser Bühne waren: „Daniel Rochat" von Victorien Sardou, den man schließlich doch noch auf die deutsche Bühne gebracht hat, obschon das Stück in Deutschland einen geradezu langweiligen Eindruck machen muß, da der Conflict für uns ohne jedes tiefere Interesse ist, und „Ambrosius" von Molbech, das idyllische Liebes- und Dichterdrama des dänischen Poeten, das in Wien sehr angesprochen hat.

— Die Novitätenbühne, die Hermann Riotte am berliner Residenztheater inaugurirt hat, soll Autoren zur Geltung bringen, denen sich die andern Theater aus irgendwelchen Gründen verschlossen haben. Wenn ein einflußreicher Kritiker behauptet hat, es sei ein solcher Mangel an neuen guten Stücken, daß die Bühnen bei einem Drama, das sich irgend brauchbar erweise, mit Vergnügen zugriffen, so beruht diese Behauptung auf einer höchst einseitigen Auffassung unserer Theaterverhältnisse. Die ganze ernste Dramatik — und sie hat manche sehr beachtenswerthe Production aufzuweisen — wird von den Bühnen, auch von denen ersten Ranges, geradezu ignorirt: nur Modeschriftsteller leichtern Kalibers finden überall Zutritt auch mit den schwächsten Stücken. Anfangs hat indeß die Novitätenbühne nur Stücke dieses leichten Genres gebracht, wie das erste Lustspiel „In heimlicher Ehe" und das zweite: „Zweimal zwei gleich vier". Solche Stücke können bei der Aussiebung den Directoren und Lesecomités einmal durchschlüpfen: doch gerade dramatische Dichtungen höhern Stils werden von ihnen meist beiseitegelegt, aus Rücksichten auf den Geschmack des Publikums und etwaige ungünstige Kassenrapporte. Hier auf diesem Gebiete würde für eine Novitätenbühne die reichere Ausbeute sein. Mit dem dritten in d. Bl. bereits besprochenen Stücke: „Die Stedinger" von Piderit, scheint die Direction in die rechte Bahn eingelenkt zu sein.

Bibliographie.

Andresen, K. G., Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 5 M.

Buchwald, S. v., Katharina Cornaro. Ein dramatisches Gedicht. Wien, Stern. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Colban, Marie, Eine alte Jungfer. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 2te Reihe. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Deppe, A., Des Dio Cassius Bericht über die Varusschlacht verglichen mit den übrigen Geschichtsquellen. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 M.

Dewall, J. van, Der Roman eines Hypochonders. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858—1879. Aus dem Englischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 44 Holzschnitten u. 4 lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 M.

Oppert, E., Ein verschlossenes Land. Reisen nach Corea. Nebst Darstellung der Geographie, Geschichte, Producte und Handelsverhältnisse des Landes, der Sprache und Sitten seiner Bewohner. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 M.

Rosenthal, L. A., Die monistische Philosophie. Ihr Wesen, ihre Vergangenheit und Zukunft, für die Gebildeten aller Stände dargestellt. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Schreiber, E., Moses Mendelssohn's Verdienste um die deutsche Nation. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Stangen, C., Eine Reise um die Erde 1878/79. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, A. Krüger. 8. 4 M.

Szymanowski, O. K., Die Poniatowski. Eine historisch-genealogische Untersuchung. Genf, Müller. Gr. 8. 2 M.

Teusch, J., Die Reichs-Landvogteien in Schwaben und im Elsass zu Ausgang des 13. Jahrhunderts. Bonn, Habicht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Thümmels Werke. 1ster Bd. Stuttgart, Göschen. 8. 1 M. 50 Pf.

Trotha, H., Das Beharrungsvermögen in der Volkswirthschaft. Eine Kritik gegen Herrn Dr. Otto Michaelis. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. 30 Pf.

Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha oder die Leidens- und Todes-Geschichte Jesu. Nach den vier Evangelisten mit vorbildlichen Darstellungen aus dem alten Bunde zur Erbauung und Betrachtung mit allerhöchster und allergnädigster Bewilligung aufgeführt zu Oberammergau in Oberbayern. Oberammergau. 16. 25 Pf.

Wlislocki, H. v., Hildebrands-Ballade der transsilvanischen Zigeuner. Leipzig, Friedrich. 8. 50 Pf.

Wurzbach, A. v., Martin Schongauer. Eine kritische Untersuchung seines Lebens und seiner Werke, nebst einem chronologischen Verzeichnisse seiner Kupferstiche. Wien, Manz. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's
1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Dieses als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannte und bereits in weiten Kreisen verbreitete Werk umfaßt eine Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit. Nicht blos dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und neuer Gesichtspunkte dar: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Die fünf Bände sind unter folgenden Specialitäten auch einzeln zu beziehen:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Dritte Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Dritte Auflage. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Dritte Auflage. Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Zweite Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Zweite Auflage. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit zahlreichen Illustrationen

von F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.

In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pf.

Erstes und zweites Heft.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", ein populär-wissenschaftliches Werk ersten Ranges, wird 2 Bände umfassen und in ungefähr 50 Heften erscheinen. Der Text ist vom Herausgeber in Verbindung mit Professor Knauer, Dr. Heincke und Dr. Rey bearbeitet, die Zeichnung der in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen von den namhaftesten Thiermalern entworfen, der Preis ungewöhnlich niedrig gestellt.

In allen Buchhandlungen ist das erste und zweite Heft nebst Prospect zu haben und werden Bestellungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Sechste Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in sechster Auflage vorliegt.

Von E. Lobedanz erschien in demselben Verlage:

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Zweite Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Neue Lieferungsausgabe
von
Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Zwölfte umgearbeitete Auflage.

In 180 Heften. Preis des Heftes 50 Pf.

Um Gelegenheit zu bieten, Brockhaus' „Conversations-Lexikon", dessen zwölfte Auflage erst kürzlich vollendet worden, sich nach und nach zu erwerben, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Lieferungsausgabe des berühmten Werks, die in 180 Heften à 50 Pf. erscheint. Man subscribirt bei allen deutschen und auswärtigen Buchhandlungen, woselbst das erste Heft und ein Prospect zu haben ist.

Neben dieser Heftausgabe ist das Werk auch stets vollständig auf einmal zu beziehen: in 15 Bänden, geheftet 90 M., gebunden in Halbfranz 112 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE ANSTALT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 17. Juni 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Albert Moeser. — Zur Culturgeschichte. Von Friedrich von Baerenbach. — Romane und Novellen. Von Alfred Friedmann. — Ein Trauerspiel von Swinburne. Von Robert Waldmüller. — Max Müller's Essays. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Ausdrücke: Materialismus, Pessimismus, Idealismus, Optimismus, schwirren heutzutage mehr als je durch die Luft; sie begegnen uns gleicherweise in eigentlich philosophischen wie in literarisch-kritischen Auseinandersetzungen und finden sich hier oft genug in einer Weise gruppirt, die dem strengen Sachverhalt durchaus nicht entspricht. Den Ausdruck Idealismus, um den es sich im Folgenden in erster Linie mit handeln wird, fassen wir hier nicht im Kant-Schopenhauer'schen Sinne, in welchem er das Illusorische der Erscheinungswelt gegenüber dem Ding an sich bezeichnet, sondern lediglich im Sinne derjenigen philosophischen oder dichterischen Weltanschauung, welche die Welt nach Idealen mißt; und da wird denn nun in öffentlichen Blättern nur allzu oft die Hoffnung ausgesprochen, daß der Materialismus und Pessimismus allmählich immer mehr absterben und statt ihrer Optimismus und Idealismus zum Siege gelangen werde. Derartige Wünsche werden speciell von seiten des sogenannten Optimismus laut, der sich dadurch ohne weiteres mit dem Idealismus identificirt und den sogenannten Pessimismus sans gêne mit dem Materialismus zusammenwirft. Wir haben derartige oft wiederkehrende Aeußerungen nie ohne Staunen lesen können und finden darin eine Unterstellung, wegen deren die Betreffenden zur Ordnung gerufen werden sollten. Nebenbei bemerkt, haben wir die Ausdrücke „Optimismus" und „Pessimismus" immer so unglücklich wie möglich gefunden. Denn es hat wol noch niemand gegeben, der die bestehende Welt, diesen Ausdrücken entsprechend, im Ernst für die „absolut beste" oder „absolut schlechteste" erklärt hätte. Es kann sich immer nur um eine größere oder geringere Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit der Welt handeln, und in diesem Sinne haben wir jene Ausdrücke zu nehmen. Dann fragen wir aber: mit welchem Rechte associirt sich der Optimismus ohne weiteres mit dem Idealismus, während er den sogenannten Pessimismus von dem letztern ausschließt und mit dem Materialismus zusammenwirft?

Idealismus ist, wie schon oben bemerkt, diejenige Weltanschauung, welche die Welt nach Idealen mißt; Ideale aber sind Urbilder, von denen die wirkliche Welt uns Abbilder liefert, und für die Stimmung des menschlichen Gemüths würde nun alles darauf ankommen, ob und inwieweit zwischen den Urbildern und den Abbildern mehr oder weniger adäquate Congruenz stattfindet. Der Optimist nun hat an dieser Congruenz nichts auszusetzen, er findet sie vollständig und ist deshalb befriedigt; und da nun die Welt der Abbilder dem Optimisten wie dem Pessimisten in ganz gleicher Weise vor Augen steht, so ist die Zufriedenheit des Optimisten nur daraus zu erklären, daß er entweder gar keine Ideale hat, oder daß sie sich so gut wie gar nicht über die Wirklichkeit erheben, demzufolge denn ein Zusammenfallen beider möglich ist. Je weniger befriedigt hingegen jemand von der Wirklichkeit ist, desto größer wird die Kluft sein, welche zwischen der letztern und seinen Idealen klafft, und desto höher und großartiger werden die Ideale selbst sein, die er in der Brust trägt und nach denen er die Wirklichkeit mißt. Er wird desto unbefriedigter sein, je weniger sich in seiner Anschauung Ideal und Wirklichkeit decken. Der größte Idealist wird deshalb auch immer der größte Pessimist sein, und weit entfernt, daß der Optimismus sich mit dem Idealismus zu identificiren hätte, geht der letztere vielmehr mit dem Pessimismus Hand in Hand, während der Optimismus seine richtige Stelle, wenn auch nicht gerade auf der Seite des Materialismus, so doch unbedingt auf der des Realismus hat. Denn beiden — dem Optimismus und dem Realismus — ist gemeinsam, daß Urbilder und Abbilder sich in ihrer Anschauung decken, wogegen für den

Idealismus und Pessimismus zwischen beiden ein großer Abstand ist.

Nehmen wir beispielsweise die beiden größten Philosophen des Alterthums: Plato und Aristoteles. Der letztere ist ein eingefleischter Realist und von Pessimismus findet sich bei ihm keine Spur. Plato dagegen hat zuerst die Lehre von den Urbildern und Abbildern und deren Gegensatz ins deutlichste Licht gestellt; die Urbilder sind unvergänglich und absolut vollkommen, die Abbilder sind vergänglich und mit Makeln behaftet; zwischen beiden gähnt nach Plato eine unausfüllbare Kluft, und darum ist er der größte Idealist des Alterthums, und darum hat er in der „Apologie" gelehrt, daß eine lange traumlose Nacht besser sei als das glücklichste Leben, und darum ist er ein Pessimist vom reinsten Wasser: er, „der Göttliche", dessen Namen auch die sogenannten Optimisten gar gern im Munde führen. Die Römer haben leider keine selbständige Philosophie gehabt, sonst würde sie dem ganzen Charakter dieses Volks entsprechend sicherlich realistisch und optimistisch gewesen sein. Ihre Poesie wenigstens trägt die letztere Signatur durchgängig, während die Griechen auch auf dem Gebiete der Poesie Idealisten sind und demgemäß auch nur ein Grieche (Sophokles) den Ausspruch thun konnte: „Nimmer geboren sein, ist das beste Schicksal." Und wenn wir auf den gewaltigsten deutschen Dichter der Neuzeit, auf Goethe, zu reden kommen, wo ist dieser ein größerer Idealist: im „Faust", wo der Held alle irdischen Schranken überfliegen möchte; oder in „Hermann und Dorothea", wo uns harmlos glückliche Menschen in schlichten Zuständen vorgeführt werden? Ganz gewiß in der erstern Dichtung, die aber deshalb auch durch und durch pessimistisch ist, so pessimistisch, daß ein optimistischer Schluß im zweiten Theile nur auf sehr künstliche und wenig befriedigende Weise erreicht werden konnte.

Der vielleicht größte dichterische Pessimist aller Zeiten, Giacomo Leopardi, sagt in seinen „Pensieri": „Das Ungenügen ist in gewisser Weise das erhabenste der menschlichen Gefühle. Denn wenn einer von nichts Irdischem, ja von der ganzen Erde nicht befriedigt werden kann, wenn er die unermeßliche Ausdehnung des Raums, die staunenswerthe Zahl und Größe der Welten betrachtet und doch findet, daß alles dieses wenig und nur klein ist im Vergleich mit der Fassungskraft des Geistes, wenn er sich die unendliche Zahl der Welten und das unendliche Universum vorstellt und doch fühlt, daß unser Geist und unsere Sehnsucht noch umfassender ist, und wenn er immer die Dinge des Ungenügens und der Nichtigkeit anklagt und Entbehrung und innere Leere und deshalb Unbefriedigung verspürt, so erscheint mir dieses als der bedeutsamste innerhalb der Menschennatur zu entdeckende Beweis unserer Größe und unsers Adels." Diesen Worten dürfte nicht zu widersprechen sein. Dieselben enthalten aber ebenso wol ein Bekenntniß des größten Pessimismus wie des größten Idealismus. Denn nur wer die Welt nach den höchsten Idealen mißt, wird fähig sein, eine derartige Unbefriedigung zu empfinden.

So würde denn das Resultat unserer Betrachtung sein, daß Pessimismus und Idealismus, weit entfernt sich feindlich gegenüberzustehen, vielmehr geradezu Wechselbegriffe sind, und daß der Optimismus durchaus kein Recht hat, sich dem letztern sozusagen an die Rockschöße zu hängen. Denn beide haben blutwenig miteinander zu schaffen. Wer sich auf der festgegründeten Erde absolut wohl fühlt, der ist ein Realist, aber kein Idealist, und man möge daher endlich aufhören, falsche Gruppirungen dieser Begriffe wie die zu Anfang gerügten vorzunehmen. Und man wird sehr leicht damit aufhören, wenn man die betreffenden Begriffe in dem hier ausgeführten allein richtigen Sinne faßt und nicht immer wieder bei dem Namen Pessimismus an etwas denkt, was himmelweit davon verschieden ist, nämlich die stumpfe und dumpfe Blasirtheit, welche, weit entfernt die Welt nach Idealen zu messen, für die edelsten Genüsse überhaupt nie Sinn gehabt und selbst die untergeordnete Genußfähigkeit für die ihr allein zugänglichen sinnlichen Genüsse abgestumpft oder verloren hat. Der Blasirte ist immer auch Materialist und steht der Thierheit eine Stufe näher, während der Pessimist das in der Welt vorhandene Schöne und Große sehr wohl zu würdigen weiß, aber, in tiefster Seele auch vom Höchsten, was die Erde bieten kann, nie ganz befriedigt, in sehnsuchtsvollem Aufschwung zu den Göttern begriffen und deshalb von nichts weiter entfernt ist als vom Materialismus.

Albert Moeser.

Zur Culturgeschichte.

Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von Karl Grün. Erster Band. Leipzig, Barth. 1880. 8. 8 M.

Es ist charakteristisch für die Jugend und zumal für die Sturm- und Drangperiode der meisten wissenschaftlichen Disciplinen und Literaturgattungen, daß ihre frühesten Bearbeiter zunächst die Gesammtheit des Gewesenen und Gewordenen erschöpfen, das ganze Gebiet durchmessen und alles in einem zur Darstellung bringen wollen. Auch von der Culturgeschichte gilt ein Gleiches. Ist die Literatur derselben überhaupt noch zu jung, um reich zu sein, so tauchen andererseits auch in allererster Reihe allgemeinere Arbeiten auf, welche, in Uebereinstimmung mit der lange Zeit als „Weltgeschichte" auftretenden allgemeinen Staaten- und Völkergeschichte, zunächst alle räumlichen Schauplätze und zeitlichen Phasen der menschlichen Culturentwickelung zu behandeln und in compendiöser Weise die hervorragend-

sten Momente eines fast unerschöpflichen Stoffs darzustellen versuchen. Mag dies zum Theil mit der nahen Beziehung zur Philosophie der Geschichte zusammenhängen: die allgemeine Behandlung des Ganzen entspricht denselben Vorgängen auf den verschiedensten Wissensgebieten.

Gleichwol verleugnet sich auch auf diesem Gebiete nicht lange der entschiedene specialistische, zur Einzelforschung und Detailschilderung drängende Zug des zeitgenössischen Forschens und Arbeitens. Die trotz unverkennbarer Einseitigkeiten und Mängel bedeutenden Werke einiger berühmten Engländer, welche zum Theil, wie Th. H. Buckle, tiefgehende Anstöße zu einer gründlichern Reform der Geschichtschreibung, zur Eroberung der Geister für die Aufgabe der Culturgeschichtschreibung gegeben, gehören hierher. Aber auch in weiterm Umkreis ward die Nothwendigkeit und der Werth der Specialisirung rascher als auf andern Gebieten erkannt. Die fleißige Detailforschung ist an der Arbeit und verspricht der Culturgeschichte werthvolle Dienste zu leisten.

Worauf es hier zunächst ankommen mußte, war die Wahl besonderer Völkergebiete und Gruppen oder bestimmter, genau begrenzter Zeiträume. Ganz besonders freilich kam es auf die Bearbeitung der bedeutendsten Culturgebiete und Culturmächte, auf die Darstellung der Epochen großer Entwickelungen an. Nicht gering ist die Anziehungskraft, welche hier bei beginnender Specialisirung oft das subtilere Detail der Stammes-, Kasten- und Standesentwickelung oder die Bearbeitung des Entwickelungsganges einzelner ideeller Culturmächte in Wissenschaft, Literatur und Kunst ausübt. So treten den allgemeinen Werken manche zum Theil recht verdienstliche Monographien gegenüber. Jene stehen theils der am Faden der Ereignisse fortschreitenden Philosophie der Geschichte, theils den frühern Weltgeschichten nahe; diese gehören der immer reicher werdenden Schatzkammer pragmatischer Specialforschung an. In relativ geringem Maße haben größere culturgeschichtliche Epochen von weltgeschichtlicher Bedeutung ihre speciellere Bearbeitung gefunden. Es scheint uns aber von besonderer Wichtigkeit, daß eben diese Arbeit geleistet werde, daß in erster Linie diejenigen Epochen, welche in unmittelbarer Wirkung den Culturboden der Gegenwart bereitet haben, ihre Darsteller finden.

Diese Lücke können auch die größern Compendien und populären Darstellungen der gesammten Culturgeschichte nicht ausfüllen. Die mehr wissenschaftlichen Specialwerke und Monographien, deren Gebiet ein ganz eng begrenztes ist, beanspruchen dies gar nicht. Wol wird auch hier die Stunde umfassender, das breite Quellenmaterial für das gründlichere Detailstudium ordnender wissenschaftlicher Werke schlagen. Vorerst aber liegt der Wunsch noch näher, nicht zu sehr ins Detail eingehende, im guten Sinne populäre Darstellungen zu erhalten, welche nach Entfernung des Gerüstes der gelehrten Arbeit die Resultate mit möglichster Anschaulichkeit vorzuführen, in einzelnen Hauptmomenten plastisch zu gruppiren hätten.

In diese Lücke ist Karl Grün mit einem größern Werke, das die Darstellung der Culturentwickelung vom 16. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit bezweckt, eingetreten. Seiner schon vor acht Jahren erschienenen „Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts" schließt sich jetzt erst die „Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts" an, von deren bisher erschienenem ersten Bande hier die Rede sein soll. Wir kommen diesem Unternehmen mit um so höherm Interesse entgegen, als der Autor in mehrern Specialwerken die Culturentwickelung je eines ereignißvollen Jahrhunderts darzustellen unternimmt, als er zumal eben jene für uns vorzüglich bedeutsamen Phasen der Culturentwickelung behandelt, welche den Culturboden der neuesten Zeit bereitet haben.

Der innere Zusammenhang der Entwickelung hätte vielleicht eine viel raschere Ausführung der einzelnen Theile ermöglicht, wenn nicht andere größere Arbeiten die Kräfte des Autors in einer andern Richtung in Anspruch genommen hätten.

Es ist nicht an uns, über das langsame Fortrücken von Jahrhundert zu Jahrhundert zu rechten. Wir wollen vielmehr unsere Befriedigung darüber ausdrücken, daß der Autor mit unverdrossenem Muthe weiter gebaut hat.

Karl Grün bedarf nicht der empfehlenden Einführung in gut unterrichteten Kreisen des literarischen Publikums. Er ist diesem seit Jahren bekannt und von demselben als einer der geistvollsten und vielseitigsten Schriftsteller geschätzt. Seine jahrelange kritische Thätigkeit in der „Allgemeinen Zeitung", seine „Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich und Belgien", seine frühern literarischen und culturhistorischen Arbeiten, sein neueres Werk „Die Philosophie in der Gegenwart" sind in gutem Gedächtniß. Das wissenschaftlich gebildete Publikum hört in weitem Umkreis gern seine kritischen Bemerkungen über natur- und socialwissenschaftliche, philosophische und culturhistorische Fragen und Bestrebungen. Mancher Modephilosoph, mancher wissenschaftliche Phantast oder Sophist, mancher Wander- und Wunderprediger fürchtet das Schwert seiner Kritik wie die Geisel seiner Satire. Die Tieferdenkenden und Bessergesinnten lassen sich durch das hochmüthige Geschrei dieser wechselseitig versicherten Reclameliteraten und Weisen nicht beirren, sondern halten wol lieber dem geistvollen Autor manches Allzuviel zugute, wenn ihn der Eifer für eine bessere Sache fortreißt. Er verfolgt und beobachtet mit unermüdlichem Interesse die Ablagerungen der Zeitgeschichte in der allgemeinen Cultur und die wesentlichen Momente und Fortschritte in der Culturarbeit des Jahrhunderts. Diese rege, sozusagen zeitgeschichtliche Thätigkeit wurzelt in seinem innern Beruf. Als denkender Culturhistoriker verknüpft, ordnet, subsumirt er die Bestrebungen und Leistungen auf verschiedenen Gebieten unter großen Gesichtspunkten und Gesetzen, welche aus dem tiefern Studium der Culturentwickelung gewonnen worden sind.

Karl Grün gehört zu den wissenschaftlich vielseitig ge-

bildeten, tiefer denkenden, scharfsinnig urtheilenden Schriftstellern, welche vermöge ihrer ausgeprägten Individualität, nicht zum wenigsten vielleicht vermöge ihres zersetzenden Naturells und ihrer Hinneigung zu einem begeisterten ethischen Evolutionismus (der fürs erste zu jenem nicht zu passen scheint), zum Culturhistoriker gleichsam prädestinirt sind. In der That bedarf es einer gewissen Elasticität und Anpassungsfähigkeit und vielseitiger Bildung des Geistes ganz besonders für den Culturhistoriker, der die verschiedensten Gebiete der Geistesentwickelung kennen und kritisch beherrschen, jeder ihren selbständigen Culturwerth für das Ganze richtig zumessen soll. Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, trat Karl Grün an seine Aufgabe heran, deren ersten Theil er vor Jahren mit erfreulichem Erfolg ausgeführt hat. Er gehört zu den Schriftstellern, welche ihre Gemeinde haben, die fest und treu zu ihnen hält und schwört, auch wenn sich die Menge der Lesenden gleichgültig verhält oder fern bleibt. Vorzüglich für jene Gemeinde war die „Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts" vom Autor selbst bestimmt. Die neueste Arbeit dürfte Anlaß bieten, den Kreis dieser Gemeinde zu erweitern.

Um möglichst viele zur Lektüre der Grün'schen „Culturgeschichte" anzuregen, soll hier nur in Kürze einiges über den vorliegenden Band bemerkt werden, und zwar besonders für diejenigen, die nicht zu der Gemeinde gehören, welche dem Band über das 16. Jahrhundert eine so freundliche Aufnahme bereitet hat, wie sie solchen nicht die ganze Weltgeschichte verheißenden Werken selten zutheil wird. Wir möchten durch Hervorhebung einiger Momente nicht blos zur Lektüre dieses Bandes anregen und das Interesse für den später folgenden Band heute schon vorbereiten, sondern auch alle diejenigen, deren Theilnahme die „Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts" mangels vorheriger Bekanntschaft mit dem Autor erst jetzt für ihn gewinnt, nachträglich zur Einkehr in die „Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts" bewegen.

Für den Kenner der Thätigkeit des Autors brauchen wir nicht erst zu bemerken, daß das vorliegende Werk so wenig wie die Bearbeitung des 16. Jahrhunderts ein Lehr- oder Handbuch ist, das etwa als Leitfaden zu Vorträgen oder zu schulmäßig chronologischem Selbststudium bestimmt wäre. Auch gehört es nicht zu jener Kategorie von populär geschriebenen, für das große Publikum zur allgemeinsten Orientirung bestimmten Compendien, welcher nahezu alle (wo nicht alle) neuern Darstellungen der Universalgeschichte menschlicher Culturentwickelung angehören. An pragmatischer Vollständigkeit in der Darstellung des Großen und des Kleinen mag unser Culturhistoriker kaum mit den Verfassern der compendiösen Lehr- und Lesebücher wetteifern. Andererseits ließ ihn das Streben nach ausgeprägter Originalität der Auffassung weder die Einzwängung der realen Entwickelungen in speculative Schemen und Kategorien noch die hochstrebende Beweisführung für allgemeine Weltgesetze und beziehungsweise Hypothesen versuchen, in welchen die Culturhistoriker vielfach nur zu gern einzelnen Kategorien der Philosophie der Geschichte nacheifern.

Es ist bei einem Autor, der so manche Probe seiner Befähigung zu philosophisch-kritischem Denken bestanden hat, besonders anzuerkennen, daß er sich im Systemisiren, Subsumiren und Gesetzbilden die größte Sparsamkeit auferlegt und darauf bedacht ist, den Leser ebenso sehr vor Langeweile wie vor schillernden, geistreichen Aperçus und Paradoxen, die der richtigen Urtheils- und Schlüssebildung feindlich sind, zu bewahren. Ebenso sehr ist die im ganzen freiere Eintheilung und Anordnung des Stoffs, insbesondere die Freiheit der synchronistischen Behandlung anzuerkennen, welche nicht die pragmatische Genauigkeit in der Darstellung der Ereignisse jedes Jahres, sondern das culturgeschichtlich Bedeutende, Epochemachende und Fernwirkende ins Auge faßt. Nur so ist es möglich, jene für den höhern Zweck der Culturgeschichte ersprießliche Reliefdarstellung der bedeutsamsten Culturmächte und Momente in plastischer Weise auszuführen.

Wie in der vorangehenden Arbeit des Verfassers ist auch hier die freiere synchronistische Behandlung des Stoffs in einzelnen großen culturgeschichtlichen Licht- und Schattenbildern, welche theils geistig, künstlerisch, civilisatorisch und politisch hervorragende Individualitäten, die Repräsentanten einer Idee oder einer Epoche, theils den culturellen Hintergrund der historischen Entwickelung darstellen, ganz besonders wirksam. Mit dieser plastischen Gestaltung des culturgeschichtlichen Stoffs in großen, mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Gewandtheit, mit künstlerischer Verve und Liebe ausgeführten Tableaux und Charakterstudien verbindet sich auch hier eine glückliche Popularität und Leichtigkeit in der Anordnung und Darstellung, kurz im innern und äußern Stil des Ganzen, welche die mühsame Besinnung auf eigene Vorstudien und das Detail des blos rückweisend Angedeuteten überflüssig macht oder durch associative Vorstellungen in angenehmer Weise erleichtert. Wenn wir bei anderm Anlaß dem Verfasser die Gefahren einer populärisirenden Darstellung mangels genügender Gegengewichte vorführen und ihm in der philosophisch-kritischen Behandlung zum Theil entgegentreten zu müssen glaubten, so gereicht es uns um so mehr zur Befriedigung, die glückliche Popularität seines Stils in der Culturgeschichte anzuerkennen, die recht eigentlich eine „Kunstwissenschaft" für alle Gebildeten ist, welche überhaupt zu nachdenkender Betrachtung der menschlichen Culturentwickelung, der ernstesten und wichtigsten Interessen der Menschheit Befähigung und Beruf fühlen. Diese erwarten von der Culturgeschichte am wenigsten trockene pragmatische Darstellung oder dürre Chronologie, sondern ein organisches Ganzes, eine lebendige Entwickelung, eine große Anschauung und ein psychologisches Verständniß des Waltens und Zusammenwirkens der entscheidenden Culturmächte. Eine solche Auffassung wird aber durch eine freiere synchronistische Darstellung zum wenigsten unterstützt und gefördert und die Wirkung derselben durch eine anregende und fesselnde Vortragsweise erhöht.

Diese Vorzüge allein sichern der Grün'schen Culturgeschichte den Beifall weiterer gebildeter Kreise und verheißen eine Vergrößerung jener stillen Lesergemeinde, welche ihm dieselben Eigenschaften seiner Vorträge und literarischen Arbeiten gewonnen haben.

An der Schwelle des vorliegenden Bandes stehen „drei große Sterne am Horizont des Jahrhunderts": William Shakspeare, Johannes Kepler, Johann Amos Comenius. Die großartige ethische Weltauffassung des Tragikers, Charakter, Leben, Wirken und wissenschaftliche Resultate des großen Astronomen, die Leidensgeschichte und das merkwürdige weitblickende Werk des Pädagogen kommen in drei großen, stilvoll ausgeführten Reliefs zur Darstellung. In der Darstellung des christlichen Bürgerkriegs, seiner Ursachen, seines Verlaufs, seiner Ergebnisse, der leitenden Persönlichkeiten und der verfochtenen Maximen gibt der Autor ein großes Stück der culturellen Signatur des Zeitalters auf religiösem, socialem und politischem Gebiete. Die Ergänzung findet sich in den folgenden großen Tableaux, deren eines die Entwickelung Frankreichs unter Heinrich IV., Richelieu und Mazarin, deren zweites den Zustand Englands unter Jakob I. und Karl I., die Genesis der Revolution, das Wirken Cromwell's, Glück und Ende der Republik charakterisirt.

Schon das Elisabethische Zeitalter brachte uns die prophetische Gestalt Shakspeare's nahe, aber erst die „Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts" tritt an die „großen gewaltigen ethischen Dramen" des Dichters heran, da letztere fast ausschließlich diesem Zeitalter angehören. Shakspeare's Tragödien zeigen, wie sich der hehre Gedanke der Pflicht, des Sittengesetzes, der sittlichen Weltordnung im Bewußtsein des tiefdenkenden, universellsten und größten tragischen Dichters gestaltet hat, wie die gewaltige Thatsachenpredigt derjenigen Tragödien, in welchen der Denker mit dem Dichter um die höchsten Preise wetteifert, auf eine Reihe von großen und schweren Problemen mahnend hinweist.

Karl Grün hat nicht nur das Zeitalter Shakspeare's studirt, sondern auch den einzelnen Leistungen des Dichters die Hingebung und Vertiefung zugewandt, welche die Ehrfurcht vor einer großen Sache und die Einsicht in den Culturwerth dieses gewaltigen Genius fordert. Seine Abhandlung über die „ethischen Dramen" bekundet nicht sowol Verliebtheit in die historische Individualität als vielmehr ein liebevolles Streben nach Erkenntniß der tiefern Intentionen, der zu Grunde liegenden ethischen Welt- und Lebensansicht, der höhern Gesichts- und Zielpunkte des Denkers und Dichters. Seine theilweise reservirten oder auch skeptischen Bemerkungen zu einer „übrigens verdienstvollen Shakspeare-Kritik" sind maßvoll und verdienen Beachtung. Seine nur etwas kärgliche und aphoristische philosophische Exegese, seine ästhetisch-kritischen Bemerkungen, seine Aperçus zur psychologischen Charakteristik werden dem ernsten Interesse denkender Leser begegnen. In solcher Weise behandelt er „Romeo und Julie", „Othello", „Hamlet", „Lear", „Macbeth", wobei er nicht Aesthetik, sondern lediglich die „Hauptpunkte psychologisch-ethischer Einsicht" im Auge hat. „Romeo und Julie" ist ihm die „vollendete Tragödie, d. i. Apotheose der geschlechtlichen Empfindung". Wie „Othello" im gewissen Sinne die Tragödie der Eifersucht und der ehelichen Liebe, ist „Lear" — last not least — die Tragödie der Kindererziehung. Die Folgen derselben, die Cautelen gegen dieselben sind gut markirt. Sehr gute Bemerkungen zur psychologischen Charakteristik bieten mannichfache Anregung. So auch manches treffende Wort zur allgemeinen Charakteristik des Dichters:

Es war ein durchaus freier Geist, frei von aller kirchlichen Confession — in beängstigend theologischer Zeit, für welche jedes Gebot direct aus dem Glauben floß, ja die kein anderes Gebot irgend anerkannte. . . . Dieser intuitive Poet, zwischen Deduction und Induction so ahnungsvoll hinwandelnd, beugt die Aeste vom Menschheitsbaume selbstgewiß zu sich nieder und bricht die unverstandenen Früchte der Zukunft; auf der Leiter der Phantasie holt er Wahrheiten herunter, die den Moralisten und Pädagogen des 18. Jahrhunderts erst aufdämmern sollten, und kleidet sie förmlich in das philosophische Gewand des 19. . . . Hat der gewaltige Adler vom Avon nicht etwa, irgendwo offen oder versteckt, seiner Zeit den Spiegel vorgehalten, unwissend vielleicht, wie scharf derselbe geschliffen, sicher meinend, nur Einzelnes, Besonderes daraus zu reflectiren; wäre er gar der Richter über die reformatorische Gedankenbewegung, der Zugführer der speculativen Cohorte, die sich von Bacon bis Leibniz und Locke durch das 17. Jahrhundert hindurchbewegen sollte?

Der Vertiefung des Autors in den „Hamlet", diese philosophisch bedeutsame, manchen dunkeln Schacht voll wichtiger Wahrheiten grell beleuchtende „Tragödie des Bewußtseins" ist eine ganze Fülle origineller Gesichtspunkte und werthvoller Bemerkungen zu verdanken, welche nicht nur zum Verständniß des Dichters, sondern auch zur Gewinnung tieferer Einsicht in manche ernste Frage des allgemeinen Culturlebens beitragen könnten. Die psychologische Charakteristik des „Hamlet" möchten wir, wenn sie uns auch aphoristisch und lückenhaft scheint, zu dem Besten zählen, was die tiefere Shakspeare-Kritik bisher gebracht hat. Mit sicherm Blick und großer Feinfühligkeit legt der philosophisch gebildete Kritiker Gran um Gran auf die empfindliche Goldwage, um den reinen Goldgehalt philosophischer Erkenntniß in der größten Shakspeare'schen Dichtung zu bestimmen. Er zieht die Fäden ans Licht, welche aus dem Zeitbewußtsein in die Werkstätte des Genius reichen und auf die Denkweise der Zeitgenossen zurückdeuten; aber er bietet auch eine scharfe psychologische Kritik der Hamlet-Natur als solcher, welche in verwandter Form in zahlreichen Individual- und Nationaltypen unserer Culturperiode erscheint und eins der merkwürdigsten, ja bedenklichsten psychologisch-pathologischen Objecte derselben bildet.

„Hamlet" ist die Tragödie des kranken Bewußtseins, die Trennung von Reflexion und Willen. Das Gewissen, d. h. die einseitige Ueberbildung des Verstandes, ist gleich verderblich mit der gewissen- und bewußtlosen Action um jeden Preis.

An letzter Stelle wird „Macbeth" abgehandelt, auch eine Tragödie des Gewissens, nur in anderm Betracht,

in dem zumal auch die Hexen ein culturhistorisch merkwürdiges Moment bilden, das vom Verfasser auch einer eingehenden Betrachtung gewürdigt wird:

Und die Hexen? Wir haben sie gar nicht gebraucht; der Dichter verwendet sie als dramatisches Vehikel, sie dienen ihm zur Uebersetzung der seelischen Mikrographie in gewaltige Lapidarschrift. Mit ihrer Hülfe schafft er das großartigste Mysterienspiel auf der dreigetheilten Bühne des Mittelalters. Oben die waltenden Götter und Dämonen, in der Mitte die weltliche Staatsaction, unten der feuerpustende Höllenrachen. „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle." ... Und fehlen durften die Hexen nicht bei dem Herrscher im Geisterreiche, bei dem Richter der Vergangenheit, bei dem Vollender von Reform und Renaissance. Fehlten die Hexen, so hätte der große Psycholog und Ethiker sich an der Pest seiner Zeit schweigend vorbeigedrückt.

Auf Shakspeare folgt Johannes Kepler, von dem „ein anderer Johannes geweissagt" (Faust), derselbe, der nicht weltbeglückende Macht, nur Wissen, Naturerkenntniß gesucht:

Selbstlose Wissenschaft — wer dich genannt hat, der hat Johannes Kepler gesagt. Faust, der sich so angelegentlich um Astronomie, Kometen und Sternschnuppen kümmerte: in Kepler wird er wissenschaftliches Bewußtsein.

Mit der gleichen liebevollen, verständnißinnigen Vertiefung, mit der er in der Werkstätte des Shakspeare'schen Genius nachgeforscht, schildert Karl Grün das Leben, Leiden und Lehren des Astronomen, dem die Astrologie und der egoistische Aberglaube außergewöhnlicher Menschen das leidige Leben fristen halfen, dessen unvergängliches Vermächtniß die großartigen Leistungen auf dem Gebiet der Astronomie geworden sind:

Kepler hatte seine Carrière verfehlt. Was nun? In unsern Tagen wird man unter solchen Umständen Journalist; zu Kepler's Zeiten machte man Kalender. Der Unterschied ist nicht groß: immer wird das Wetter, politisches oder anderes, gemacht.

Das leidvolle Leben, das ausdauernde Ringen, das religiöse Vertrauen auf die eigene Mission werden vortrefflich dargestellt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind kurz resumirt: die merkwürdige Verbindung strenger Wissenschaftlichkeit und tiefer Religiosität in Kepler's schönem Charakter ist psychologisch motivirt.

Auch das Wirken, die Werke, der Einfluß und die positive Leistung des Comenius haben eine ebenbürtige Behandlung erfahren. Der innere Zusammenhang dieses reformatorischen Geistes wie Shakspeare's und Kepler's mit dem Geiste der Reformation des 16. Jahrhunderts ist überzeugend dargethan. Mit vollem Verständniß werden die Bemühungen des Pädagogen um eine naturwissenschaftliche Reform des Unterrichts gewürdigt.

Die Wirren und Wehen des Dreißigjährigen Kriegs sind mit einer bei diesem Thema von den Historikern ungern geübten Oekonomie und Eintheilung dargestellt. Die größere culturgeschichtliche Auffassung und die culturhistorische Perspective lassen den Leser das in den Geschichtswerken über diese Zeit mit zuweilen erschöpfender Ausführlichkeit im Einzelnen dargestellte Schauspiel mit frischem Interesse wieder aufnehmen, wobei insbesondere die Charakteristik Wallenstein's und Gustav Adolf's auch vermöge der nicht ganz alltäglichen Auffassung und Beurtheilung wirkungsvoll ist.

Der Culturzustand Frankreichs und Spaniens in der Zeit Heinrich's IV., der Richelieu's und Mazarin's, die Charakteristik der herrschenden Persönlichkeiten und Richtungen, die politische Physiognomie und das sociale Niveau, die religiösen, wissenschaftlichen und literarischen Regungen sind mit geschickter Hervorhebung des culturell Bedeutungsvollen dargestellt. Den Abschluß bildet eine Charakteristik Pascal's und des religiösen Probabilismus und frommen Skepticismus.

Zu den besten Leistungen des Werks gehört die Behandlung der englischen Revolution, ihrer Vorläufer und ihrer Nachwehen bis zur Wiederkehr der Stuarts. Hier geht der Verfasser tiefer als sonst auf das Detail der politischen Geschichte wie auch auf biographische Charakteristik ein, wie er denn selbst nicht ansteht, seine Vorliebe für ausgeprägte Charaktere einzuräumen. Im ganzen gereicht dies wol dem Verständniß der Culturentwickelung zum Vortheil, und auch wo die Verfolgung des pragmatischen Details über den Rahmen der Culturgeschichte hinausführt, wie dies in diesem und dem vorangehenden Abschnitt zuweilen geschieht, wird doch in letzter Instanz das Verständniß großer Entwickelungen dadurch gefördert. Einseitige und parteiische Leser werden manches gegen den Autor vorzubringen haben, ja selbst der Unparteiische wird sich vielleicht an einigen Stellen fragen, ob ihn nicht die begeisterte Hingabe an einen großen Gedanken, eine seltene Individualität zu weit geführt habe. Im ganzen dürfte aber die Billigkeit seines Urtheils selten angefochten werden. Seine Charakteristik Cromwell's besonders dürfte nicht verfehlen, das tiefste und nachhaltigste Interesse zu erregen und manchen denkenden Leser im Nachdenken weiterzuführen.

Dem Genuß der interessanten Einzelheiten wollen wir nicht vorgreifen. Mögen andere auch anders urtheilen: gleichgültig wird sie die Lektüre nicht lassen. Die abschließende Wirkung, das culturhistorische Facit ist erst vom Abschluß des Werks zu erwarten. Wir hoffen, über den (inzwischen erschienenen) zweiten Band und den weitern Inhalt des vorzüglich ausgestatteten Werks bald erfreuliche Auskunft geben zu können. Glückliche Reise können wir ihm heute schon verheißen.

Friedrich von Baerenbach.

Romane und Novellen.

1. Harte Kämpfe. Roman in drei Büchern von Franz Ziftler. Mit einer Vorrede von L. Ritter von Sacher-Masoch. Leipzig, Schulze u. Comp. 1880. 8. 4 M.

Baron von Loban und Dr. Karl Grün bewerben sich beide um die talent- und unschuldsvolle Sängerin Ida Feldheim. Dr. Grün liebt sie wirklich, Baron von Loban will nur der Ziffer 1003 um eine näher kommen. Grün klärt Ida in einem Briefe darüber auf, den sie in nicht wahrscheinlicher Weise augenblicklich und unabsichtlich dem bereits antichambrirenden Baron in die Hände gerathen läßt. Darauf gelegentlich einer fingirten Verlobung fordern sich die beiden Liebhaber zum Duell. Ida läßt jeden schwören, in die Luft zu schießen; Loban gesteht dies nur unter einer Bedingung zu: daß Ida sofort sich ihm ohne allen Rückhalt zum Weibe ergebe. Ehe das edle Mädchen zwei Leben gefährden, zu Grunde richten will, mag lieber ihr eigenes zerstört sein! Loban nimmt das Opfer an; Grün schießt in die Luft, Baron Loban, der Meineidige, aber erschießt Grün. Ida ist in Verzweiflung. Sie gebiert einen Knaben, Richard Feld, jedoch jedes Gefühl ist in ihr getödtet. Sie wirft dem Baron die angebotene Abfindungssumme ins Gesicht, schlägt später die Hand des Hauptmanns von Stein, des treuen Freundes Grün's, im Gefühl ihres Unwerthes aus, reist, kehrt zurück, spielt in den „Hugenotten", sieht Loban im Theater und wird auf der Bühne wahnsinnig. Ihren Knaben hat sie sofort dem Findelhause übergeben. Er wird bei einer verkommenen Vorstadtfamilie gepflegt, d. h. mishandelt, von Schustergesellen, so lange er in der Lehre, geprügelt; er flieht, nachdem er, sich zur Wehre setzend, einen Peiniger verwundet, wird im Walde von zwei Spitzbuben gezwungen, in der Villa seines Vaters einzubrechen, von diesem ertappt und durch einen Schuß niedergestreckt. (Diese Episode war jüngst auch in einem französischen Effectstück behandelt.) Loban verfällt, da er seinen Sohn an der Aehnlichkeit mit seiner einstigen Geliebten erkannte, in ein hitziges Nervenfieber; Richard wird zu neunmonatlicher Kerkerhaft verurtheilt, in welcher drei Zellengenossen ihn in alle Schliche und Schändlichkeiten ihres verbrecherischen Gewerbes einweihen. Loban, genesen, nimmt sich des nun Freigewordenen an, welcher aber jede Protection zurückweist und Soldat wird. Der Krieg von 1859 bricht aus. Richard avancirt, trifft mit dem Hauptmann Stein zusammen, der ihn sterbend zum Erben einsetzt, wenn er nachweisen kann, daß er der Sohn Ida Loban's ist. Denn auch Stein überzeugt die auffallende Aehnlichkeit Richard's mit der Person, welcher der Hauptmann einst seinen Namen angetragen. Stein stirbt; Richard, eine zähe Natur, übersteht eine dritte Verwundung, mit welcher er gerade in das Haus der Anna Send, der Tochter des Schuhmachermeisters, die er schon als Kind geliebt, getragen wird. Ein Kreuzlein Anna's, das Richard auf der Brust trug, hatte die Kugel abgelenkt. Die kleine Schusterstochter pflegt ihn, rettet ihn, und ihrer Liebe stände weiter kein Hinderniß im Wege, wenn nicht wieder ein eifersüchtig Liebender, Lieutenant Paul, da wäre, mit dem es zum Duell kommen soll. Da findet sich aber einer der frühern Zellengenossen Richard's ein, der Paul für 500 Gulden verräth, daß sein Nebenbuhler ein entlassener Sträfling, folglich ehrlos, duellunfähig sei. Richard entflieht, obwol er doch Anna alles früher gestanden, nach Wien, um sich in einem Hotel zu ermorden. Das Zimmer dicht neben ihm bewohnt sein Vater, der ihm in demselben Augenblick, als der verhängnißvolle Hahn bereits geknackt hat, zum zweiten mal das verhaßte Leben gibt. Anna ist nach dem Auftritt mit Rothbart, dem Sträfling, auch krank geworden; dieser ersticht den Lieutenant Paul, der kein Geld mehr hergeben will, aber noch Zeit findet, seinen Mörder zu erschießen. Vater und Sohn, versöhnt, holen die geisteskranke Ida aus dem Irrenhause ab, pflegen sie; sie kommt nochmals zu sich, und Baron Loban nimmt Gift an ihrem Todtenbett, nachdem er sein Wort eingelöst und sich ehelich mit ihr verbinden ließ. Richard und Anna werden ein glückliches Paar.

Wir wissen, daß wir dem Autor bitteres Unrecht thun, indem wir ihm seine Fabel nacherzählen. Es läßt sich aber über diesen Sensationsroman, in dem Krankheit, Verbrechen, Duell, Mord und Todtschlag so überreiche Rollen spielen, nicht viel anderes sagen, als: „Geehrte Leserin, wenn Ihnen obiges Thema zusagt, lesen Sie es in allen seinen Details. Es ist eine fließend erzählte, und wenn man von einigen Unwahrscheinlichkeiten und manchem Dazwischenspringen des Zufalls absieht, wohldurchdachte Geschichte. Von Reflexionen, Naturschilderungen hält sich der Verfasser fern; hier und da wirft er einen Seitenblick auf sociale Uebelstände — das Los der Lehrlinge, die Findelhäuser und die Engelmacherei — ohne einen, dem Roman heterogenen, lehrhaften Ton anzuschlagen." Die Charaktere sind scharf gezeichnet und im Gegensatz zu Zola'schem Realismus, der fast nur Schatten kennt, heben sich auch einige Lichtgestalten edel vom dunkeln Untergrunde ab.

Diesem Buche hat Leopold Ritter von Sacher-Masoch eine Vorrede zugetheilt, die, eine kleine Literaturgeschichte in nuce, manch treffliches und treffendes Wort über Oesterreichs einstigen und heutigen Literaturstandpunkt enthält. Der Verfasser erkennt die geachtete Stelle an, die den Poeten der Monarchie jetzt in Deutschland und im Auslande eingeräumt wird, weist aber auch nach, daß diejenigen, welche die Poesie zu Ehren gebracht, fast ohne Ausnahme den nichtdeutschen Kronländern entstammen. „Das slawische Krain gab uns Anastasius Grün, das Magyarenland Nikolaus Lenau, das polnische Galizien Friedrich Halm, das slawische Böhmen Adalbert Stifter und das stammverwandte Mähren Charles Sealsfield,

den größten Prosadichter, den die deutsche Literatur überhaupt besitzt!" Sacher-Masoch hätte aber hinzufügen sollen: „Zwar nicht der Geburtsort, sondern die Aufnahme deutschen Bildungsstoffes machte diese alle zu Dichtern, denen er sich als galizischer Pole in Bescheidenheit nicht anschließt. Zum Schluß vindicirt er dem vorliegenden Roman einen Vorzug, dessen Begründung wir nicht beipflichten können, den, daß er buchstäblich wahr und nicht erfunden sei. Das Wahre ist nicht immer das Poetischste, und eine Geschichte ist nicht deshalb gut, weil sie geschehen ist. Dies sei jedoch ohne Bezug auf den Ziftler'schen Roman gesagt.

2. Diogenes. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von August Šenoa. Aus dem Kroatischen übersetzt. Agram, Suppan. 1880. 8. 3 M.

Auch diese spannende, an interessanten Episoden und scharfgezeichneten Charakteren reiche Darstellung einer uns ferner liegenden Welt beruft sich in ihrer Einleitung auf historische Quellen und gibt sich als wahr. Der Autor ist weniger Realist als der früher besprochene; er liebt warme Farbengebung, glutvolle, sinnliche Scenen und packende Schilderungen und kommt jedenfalls der Goethe'schen Forderung näher: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrigbleibt." Der Hauptfundort für des Verfassers geschickt verwerthete Fabel waren die Memoiren („Annuae") des begabten, doch ehrgeizigen Kanonikus Balthasar Krelić, und aus diesen hat der Erzähler ein anschauliches Bild geschaffen, ein Bild Kroatiens um das Jahr 1750, als sich die Mächtigen von Preßburg und Wien um den Haupt- und Obereinfluß in diesem Kronlande stritten. Die Kinder des Volks sind mit ebenso viel Vorliebe als Geschick geschildert: Diogenes ist der hochgestrenge Herr Anton Jankovic von Bribir, der in seinem Vaterlande Menschen sucht und sich wie Brutus verstellt, um die deutschen und magyarischen Tarquinius Superbus zu vertreiben. Dies gelingt ihm auch durch Ueberlistung der sinnlichen und ränkevollen Therese Bathany, der Vollblutungarin, und des deutschen Obristen Klefeld. Sein Neffe, Belisar Edler von Pakic, dem zu Liebe er alles thut, ist die ideale Romanheldenfigur κατ' ἐξοχήν, und an süßen, liebenden und geliebten Mädchengestalten ist kein Mangel. Doch fällt dem Leser unwillkürlich die antike Anekdote von jenem griechischen Löwen ein, der, an einer Marmorgruppe vorüberwandelnd, welche einen von Herkules bezwungenen Verwandten darstellt, meint: „Wenn die Löwen Bildhauer wären, so würden wir wol die Menschen als von uns überwunden darstellen!" In „Diogenes" sind alle Kroaten Engel, Helden, Ritter; alle Deutschen und Ungarn Teufel, Schufte, Feiglinge, Schurken.

Was die Uebersetzung betrifft, so hätte größere Sorgfalt wol dem Werke nicht geschadet. Was heißt z. B.: „In deiner Seele schlummert ein göttlicher Dytiramb! Ich will diesen Dytiramb wecken!" „Dieser Gedanke brennt mich auf der Seele!" „Nur überflüssig beachtete ich des Kameraden Erzählung!" „Ich stehe allein da wie eine entblätterte Eiche!" „Ich spreche da in der Sprache zu euch, die ich aus der Mutterbrust gesogen habe, in der wir zu Gott beten!!" Die Mutterbrust, in der wir zu Gott beten!! Das eingestreute Französisch ist meistentheils fehlerhaft. „«Wie gefällt's euch in unserm Lande?» fragt die alte Baronin lächelnd. «Passable, Madame la Baronne!» bemerkte Bergen." Ein Franzose würde vielleicht passablement sagen. „En général et en special", sagt jemand; en particulier wäre wol richtiger, wenn nicht überhaupt allein richtig. „Wie steht die Untersuchung?" „Pas de chose!" ist die Antwort. Das ist incorrigible. „La chose est en bon train", heißt es, während l'affaire gemeint ist. „Point des émotions", ruft jemand aus. Einmal gibt's „leere Gewässer". „Wahr gebrüllt, nickte Jupiter", begegnet uns an einer Stelle. Durch sorgfältigere Revidirung hätte das empfehlenswerthe und lesenswürdige Buch für den neben dem gediegenen Inhalt auch entsprechende Form suchenden deutschen Leser entschieden gewonnen. Wenn ein in Leipzig erscheinendes Blatt bei einer Besprechung aus Agram, den „Diogenes" betreffend, gerade hier auf die zu lobende Uebersetzung hinweist, so fällt uns wieder keine neuere Anekdote ein als die von dem antiken Löwen.

3. Sklaven des Herzens. Viola. Zwei Novellen von Levin Schücking. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M.

Diese beiden Erzählungen des fruchtbaren und vielbekannten Schriftstellers sind in A. Goldschmidt's „Bibliothek für Haus und Reise" erschienen und eignen sich wol trefflich, auf der Reise der schleichenden Zeit für ein Stündchen die Schwingen des Dampfes zu leihen. Die Handlung in der größern Novelle ist so geschickt geführt und so spannend, daß sich aus diesem Stoff von berufenen Händen ganz wol ein dramatischer Bau herstellen ließe, während „Viola" von liebenswürdigem und harmlosem Humor übersprudelt.

Was sich Schücking unter der „Sklaverei des Herzens" denkt, sagt uns seine Heldin Theodora:

wenn aus dem freien Gehorsam der Liebe die Dienstbarkeit einer Leidenschaft wird, die uns tyrannisirt; wenn ein zur Freiheit geborenes Menschenkind zu einer Magnetnadel wird, die nichts anderes mehr ist als ein einziges Streben und Weisen und Sich-gezogen-fühlen nach einem Pole — so etwas recht Dummes.

Eigentlich steht nun keine der vier Hauptpersonen der Novelle unter einem solchen magnetischen Bann, aber grübelnde Philosophie hält auch den Gang der erregenden Handlung nirgends auf, und wir werden den Autor nicht um sein Publikum bringen, wenn wir diesem das mittheilen, was den Werth des Buchs ausmacht.

4. Miniaturen und Novellen. Von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1880. 12. 3 M. 50 Pf.

Elise Polko, die Vielgelesene, besonders in gebildeten Frauenkreisen Einheimische, bietet uns abermals eine

Sammlung von Novellen dar. Die erste derselben: „Hülflos", macht uns mit der rührenden Gestalt eines von Frauen auferzogenen Musikers bekannt, der sich nicht zu einer erlösenden That aufraffen kann, bis ihn wieder das weibliche Element, bis ihn die Liebe dazu zwingt. Zwei reizende Schwestern lieben einen Jüngling. Die blonde Ida geht aus freier Wahl und aus Liebe zu Gott in ein Kloster, um den sie liebenden Mann zu veranlassen, die ihn liebende braune Viola zu heirathen und sie so vor der Bühnenwelt zu bewahren, in welche sie sich sonst stürzen würde. Mit behäbiger Breite, mit niederländischer Kleinmalerei, mit dem Pinsel eines weiblichen Meissonier und dem eines Denner, der aber nur das Schöne, nicht das Runzelige darstellen würde, ist dieses Miniaturbild ausgeführt. Zarte Feinheiten, wie sie nur eine Frau empfindet, erfindet, die aber vielleicht auch nur auf zarte Frauen die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, sind auch in der zweiten Novelle „Unser alter Doctor" verschwenderisch zerstreut. „Frauenliebe und Leben", die dritte Erzählung, ist natürlich, wie der an Robert Schumann gemahnende Titel verräth, eine Musikernovelle, wie denn bei Elise Polko die in Felix Mendelssohn's und Frau Livia Frege's Kreise erhaltenen Eindrücke noch bis zu ihren letzten Productionen erregte Wellenringe tragen. Die Novelle ist ein Erinnerungsblatt auf das Grab einer Freundin. „Versunken", das letzte Blättchen dieses Vierblatts von Novellen, erzählt den Tod des Grafen Axel Schwerin bei der Katastrophe des Großen Kurfürsten. Das ganze Büchlein hinterläßt einen höchst freundlichen und durchaus reinen Eindruck.

5. Prüfen und Irren. Roman von Georg von Seydlitz. Zwei Bände. Görlitz, Vierling. 1880. 8. 7 M.

Eine Dame, Sibylle Günther, die von einem jungen Dichter, Dr. Oswald Ritter, geliebt wird, hat bei einigen unedeln Seelen, deren eine sie selbst ist, die traurige Erfahrung gemacht, daß es keine Liebe und Treue gibt, und daß diese auch, wie sie an sich erlebt, zu ehelichem Glück nicht unbedingt nothwendig sind. Aus ihren subjectiven Erfahrungen schließt sie nun, daß es objectiv und allgemein keine solchen Dinge gebe, und richtet ihre Handlungen demgemäß ein. Sie gibt zunächst Oswald Ritter den Auftrag, discret die angebliche Zudringlichkeit eines Barons Marburg abzuweisen, was der Dichter auch auf eine in seinem Charakter liegende recht täppische Weise ausführt. Inzwischen erhält Sibylle vom Herzog, in dessen Land der Roman spielt, durch den verlebten und intriguanten Höfling Falkenhaynichen den freundschaftlichen Wink, einen noch abgelebtern alten Mann zu heirathen, der dann nach Italien geschickt werden solle, während sie selbst durch diese Ehe hoffähig werde.

Nach dieser Exposition führt uns der Autor an den Hof des kleinen norddeutschen Nero. Hier zeigt er uns widerliche, aber aus dem Leben gegriffene Gestalten, welche dem Herzog angesichts seiner Gemahlin eine neue Maitresse an Stelle der in Ungnade fallenden, schon etwas verblühten Dietenhofen zu verschaffen suchen, dabei ihren eigenen Vortheil aufs beste wahrend. Diese Schilderungen zeugen von Menschenkenntniß. Eine naive blonde Professorsfrau wird aufgespürt und zum Mittelpunkt geschickt geführter Machinationen gemacht. Ihr Mann geht für den Herzog auf eine Forscherreise nach Afrika und berichtet getreulich von allen Stationen. Seine Briefe werden als Divertissements am Hofe, zu dem auch die Professorin Zutritt erhält, vorgelesen und führen den Sturz der Dietenhofen indirect herbei. Der erste Band schließt mit einer gut eingeleiteten und durchgeführten Versuchungsscene des Herzogs; die Professorin wird jedoch durch Baron Marburg, der aus einer geheimen Thür hervortritt und schon von einer ähnlichen That an der Dietenhofen weiß, gerettet.

Im zweiten Band verschwindet der Hof; statt der Intriguen an demselben nehmen die mit großer Vorliebe für eingehende Seelenmalerei anschaulich gemachten Herzensangelegenheiten der Personen der Exposition unser regeres Interesse in Anspruch. Falkenhaynichen sucht zwar nochmals Baron Marburg in einem nicht ohne Humor angelegten Zusammentreffen für den Herzog zu gewinnen; aber als Oswald mit einer zweiten Verwarnung kommt und Marburg, der sich wegen angeblicher Zudringlichkeit entschuldigen will, selbst bei Sibylle einführen muß, spinnen sich die mannichfach verwickelten Liebesfäden wirrer durcheinander. Sibylle kokettirt mit dem Baron, der noch immer eine wünschenswerthe Partie ist. Oswald wird dadurch plötzlich geheilt, findet aber in des Barons Nichte eine alte Jugendliebe wieder. Er hält beim Baron um die Nichte an, und der Autor überrascht uns hier mit einem, bei psychisch ganz interessantem Gange der Erzählung, wie uns scheint, völlig unnöthigen Knalleffect. Oswald ist Marburg's unehelicher Sohn! Neuer Conflict. Oswald verachtet den Baron, wird aber durch Aussicht auf die Nichte und ein dann mögliches umfassenderes Weltwirken bestimmt, das Geld mit der Nichte des Barons zu acceptiren. Sibylle, von Marburg mit einem Korbe bedacht, heirathet ihren Advocaten Amberg. Durch Verweben allerlei moderner politischer und socialer Zustände erhält der Roman einen bedeutsamern Hintergrund und kann sich dadurch ebenso viel Leser sichern als fernhalten. Das Wühlen und Treiben demokratischer und socialdemokratischer Elemente in einem kleinen norddeutschen Herzogthum mag manchen wie ein sich vorbereitender Sturm in einem Glase Wasser gemahnen, wenn man die ganze Darstellung nicht als eine symbolische betrachten will.

Jedenfalls ist der Verfasser, der wol noch ein Neuling ist, mit dem Fortschreiten seines Werks gewachsen. Man meint im zweiten Bande einen ganz andern Schriftsteller zu lesen. Während er im Anfange von Schwulst, ungefüger Syntax, unbegreiflichen Bildern nicht freizusprechen ist, fließt der Strom seiner Sprache später rein und eben dahin, ohne sonderlichen Wellenschlag, aber auch ohne

jenes irritirende Aufspritzen, das dem Leser unangenehme Schaumgrüße ins Gesicht sendet. Wie gleich in dem allerersten Satze das Wort Erzählung doppelt vorkommt, so häuft der Autor ein ihm einmal untergelaufenes Wort achtlos auf derselben Seite dutzendmale zusammen; er spickt seine Sätze förmlich damit. „Park, Jagd, Platz" ist oft zehnmal auf einer halben Seite zu finden. „Habe, war, hätte" erscheinen oft wie zwischen zwei Spiegeln bis ins Unendliche wiederholt. Ein Beispiel:

Der Herzog fühlte sich zu dem um etwa zwölf Jahre ältern Mann in Wirklichkeit sehr hingezogen, weil ihn dessen frisches, kräftiges Wesen, das so sehr abstach von dem der Hofschranzen, immer wieder fesselte. Der Herzog hatte trotz einer stürmischen Jugend eine ungewöhnliche Frische und Elasticität bewahrt. Der frische, gerade, selten sich vor andern scheuende Mann, der, so unabhängig er gestellt war, so verächtlich er innerlich die ganze Hofgesellschaft zu betrachten schien, doch dem Herzog treu und unentgeltlich als Oberjägermeister diente und sich mit so feiner Ironie, einem von wahrem Gemüth zeugenden überlegenen Humor in den ihm doch eigentlich antipathischen Kreisen bewegte, war dem Herzog wie ein frisch und beständig quellender Born, woraus auch er immer Heiterkeit und Frische schöpfte!

Solche und noch auffallendere Beispiele von Stilvernachlässigung ließen sich fast auf jeder Seite des ersten Bandes herausheben, wie z. B. eine Periode auf S. 76, die an Unklarheit nichts zu wünschen übrigläßt, obwol sie die Hälfte der Seite einnimmt. Indessen, wie gesagt, im zweiten Theil ist dies alles vermieden; mit der Vertiefung seiner Charaktere, mit dem liebevollern Sichhingeben an seine ihm werth gewordenen Gestalten läutert sich das Stilgefühl des vielversprechenden Erzählers, und wenn er auch in Heidelberg den Schimmer des Rheins erspäht, wenn auch „die Liebe absolut auf einen Schlag einen Mord begeht, nach welchem eine furchtbare und brennend schmerzende Wunde zurückbleibt", so kann man doch von Georg von Seydlitz dasselbe sagen, was er von seinem Dichter Oswald prophezeit: „Mehr Läuterung und größere Sicherheit werden errungen werden bei gleich ehrlichem Wollen."

Wenn das zweite Werk unsers Autors sich zu seinem ersten ebenso verhält wie bei diesem der zweite zum ersten Bande, so dürfen wir dem gebildeten, auf vielen Gebieten bewanderten Schriftsteller zurufen: Glückauf!

6. Lustige Geschichten. Von P. K. Rosegger. Wien, Manz. 1879. 8. 4 M.

Der Verfasser der „Waldheimat", der „Bilder von Defregger", „Geschichten aus den Alpen", von „Mann und Weib", der Redacteur des „Heimgarten" hat recht! Es sind gar lustige Geschichten, die er uns in einer überaus gewinnenden, seelenvollen Manier erzählt. Die Abderiten fanden ihren Wieland, die Schildbürger entwickelten sich aus dem „Wend-Unmuth" zum „Lalenbuch", und die biedern Abelsberger, jedenfalls Nachkommen der in aller Herren Länder verbreiteten Schildbürger, wurden durch unsern lieben Rosegger einer wohlverdienten Unsterblichkeit zugeführt. Ob Rosegger ein schlauer Till Eulenspiegel ist, der seinen Schildbürgern der Steiermark all die tollen Streiche, die er erzählt, andichtet, ob er ein so feines Ohr und eine so geschickte Zunge hat, daß er nur lauschen und wiederzugeben braucht: das sei unentschieden; wir glauben, daß beides wol wahrscheinlich sei. Wie die Abelsberger einen Jagdwächter anstellen, und der den Bürgermeister auf hohen Befehl desselben selbst beim Wilddiebstahl ertappt und einbringt; wie der herabgekommene Brückenwirth durch ein Testament sich wieder Credit verschafft und gar nicht stirbt; wie der Schulmeister statt zum Festessen ins Gefängniß kommt, weil der Gutsherr verordnet, daß das Fest „mit Einschluß des Schulmeisters" gefeiert werde; wie der Herr Pfarrer seinem Bruder das Geld abgewinnt, weil er hinter dessen Rücken einen Spiegel aufgehängt; wie ein junger Abelsberger in der Residenz einen Dienstmann mit in die Vorlesung nimmt, weil er eine Eintrittskarte zu viel hat, und der Eckensteher ihm dafür 90 Kreuzer berechnet: dies alles wirkt nicht so sehr durch den lustigen Einfall selbst, als durch die herzige Art, wie es gegeben ist. Die Schicksale Rosegger's haben es ihm ermöglicht, sich ganz mit dem Geiste des Volks, dem er entstammt ist, zu durchdringen; seine Geschichten tragen nun auch durchaus nichts vom Gemachten an sich; so müssen die alten Rhapsoden Erlebtes und Gesehenes, Empfundenes und auch Nacherzähltes weiter getragen, dem Volke zugänglich gemacht haben. Ein paar Stilproben nehmen den Leser vielleicht mehr als eine tiefere Begründung unsers Lobes für die Abelsberger und deren Schöpfer ein: „War ein revolutionärer Geist, der alte Schulmeister von Abelsberg. Wie die Welt war, so gefiel sie ihm nicht, und wie sie ihm gefallen mochte, so war sie nicht. Und das that in seinem Herzen bitterlich graben." Mit drei Strichen ist der Pessimist fertig. Salonbauern sind Rosegger's Menschen unbedingt nicht. Sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen, und deshalb nicht immer reines Hochdeutsch. „Geschehen muß was!" sprach der Vorstand im hohen Rathe zu Abelsberg. „Denn warum muß was geschehen? Weil uns obern Orts ist kundgemacht worden, daß sie (die Majestät) in drei Tagen durchfährt. Sie hat's gern, wenn was ist, und von den Abelsbergern wird was erwartet." Ein Schustermeister zahlt für jeden Fluch, den er sich überhaupt abgewöhnen soll, der Kirche einen Kupfersechser. „Dem Lichtanzünder ist der Weihbrunnkessel an der Kirchenthür caput geworden", und da meint der nun: „so ist mir der Einfall kommen, ob uns nicht der Schustermeister einen neuen Kessel zusammenfluchen wollt'!" Oder: „Michel war von väterlicher Seite ein geborener Meyer, von mütterlicher Seite ein geborener Sonderling. Sein Vater war Landwirth im obern Ensthal; seine Mutter war die Landwirthin dazu." Auch schalkhafter Weltweisheit ist indessen der Vater der „Lustigen Geschichten" voll: „Denn gern haben die Frauen des Mannes Herz, aber dessen Hand haben sie noch lieber!" Der Herr Pfarrer predigt den Abelsbergern von ihrer Sinnensündigkeit. Alle wollen von ihren Schätzen lassen. „Ich hab' meiner Tag keine Weibsleut mögen, krähte ein gelbes Runzelgesicht aus der Menge

hervor, aber weil ich jetzt hör', daß die Sach' gar so groß Sünd' ist, so könnt' eins schier neugierig werden!" Ein Bauer will sein 4000 Gulden werthes Anwesen nicht um 8000 hergeben, die ihm die neue Bahn bietet, welche durch das Gut tracirt ist; 16000 muß er haben. „Nach wenigen Monaten braust über das Dach des Hauses das Locomotiv dahin. Der Haus starrt das schwarze Ungeheuer drohend an. Es pfeift auf ihn!" Eine der köstlichsten Geschichten ist die vom Lehm-Lammel, dem ein Handwerksbursche ein Buch über die Seelenwanderung läßt und dafür ein paar neue Juchtenstiefel mitnimmt. Es ist höchst interessant zu sehen, wie Rosegger philosophische Probleme — und er thut es mit Vorliebe — ins Bäuerische übersetzt. Sie erscheinen da dem vertrocknetsten Professor unter einem neuen Gesichtspunkte. Natürlich, es ist eben alte Weisheit in ewige Volkspoesie getaucht. Eine schöne Hafnerin bekommt von einem Schneiderlein einen Heirathsantrag. Der Schneider kriegt von ihr was zu flicken, aber keine Antwort. „Grad so richt's aus", sagt er dem Bübel: „Ist's was, so ist's nix, und ist's nix, so ist's 25 Kreuzer!" Das Schlußstück vom Hemd des Glücklichen ist nicht die alte Mär vom Bettler, der keins hat, sondern das beste Können Rosegger's, ein Traum auf der Alm voll Liebe, Duft, Einfalt und Menschenglück. Lest's selber nach! Nun drängt sich fast die Versuchung heran, einen Vergleich zwischen Rosegger und Anzengruber anzustellen („Dorfgänge") — anstatt aber kritisch abzuwägen, was diesem fehlt, jener zu viel hat, oder umgekehrt, wollen wir in Oesterreich uns lieber herzhaft freuen, daß wir zwei solche Kerle haben!

Alfred Friedmann.

Ein Trauerspiel von Swinburne.

Atalanta in Calydon. Eine Tragödie von Algernon Charles Swinburne. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Vom Dichter autorisirte Uebersetzung. Wien, Rosner. 1878. 8. 2 M.

Ueber Swinburne's Tragödie „Chastelard" habe ich vor Jahren in d. Bl. ausführlich berichtet. Die vorliegende Uebersetzung bietet mir erwünschte Gelegenheit, ihm einige weitere Betrachtungen zu widmen. Die Frage, ob wir uns nicht zu viel um die Literatur des Auslandes kümmern, mag bei dieser Gelegenheit gleichzeitig berührt werden. Sie kann zweifellos bejaht werden, insofern sie auf die Einträglichkeit der heimischen Schriftstellerei einen Druck ausübt, der die Muße des Schriftstellers entwerthen hilft und ihn nöthigt, diese Entwerthung durch rasches Produciren wett zu machen. Da unsere Nation bisjetzt eine Hausbibliothek zu den entbehrlichen Luxusgegenständen zählt, mithin wenig Bücher kauft, so ist jene ausländische Concurrenz in ihren übeln Wirkungen nicht zu unterschätzen. Daneben ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Literatur des Auslandes viel Mittelmäßiges entliehen wird, dessen wir recht wohl entrathen könnten. Endlich verwässern die für bloßen Tagelohn arbeitenden, theils nicht genügend befähigten, theils zu flüchtigem Abthun ihres Pensums genöthigten Uebersetzer nicht nur unsere Vorstellung von der fremden Schreibweise; sie tragen auch dazu bei, die deutsche Schreibweise im allgemeinen herabzuziehen. Das sind lauter nicht gering anzuschlagende Nachtheile, die das viele deutsche Uebersetzen mit sich bringt. Auf der andern Seite dürfen wir nicht vergessen, daß unsere lange Unfreiheit, daß die Religionswirren, daß die vielen Kriege, in denen sich fremde Nationen auf deutschem Boden zu unserm Schaden tummelten, uns über die Gebühr lange in der Entwickelung unserer Literatur zurückhielten und daß wir das Versäumte trotz unserer ja mit Recht vielgerühmten classischen Periode noch keineswegs nach allen Richtungen hin nachholten. Wie viel früher haben die Engländer den Werth Homer's erkannt! Schon Pope sagte:

Be Homer's works your study and delight,
Read them by day and meditate by night!

Bei uns durfte ein literarisch so vielseitig gebildeter Mann, wie Friedrich der Große es war, in seiner Vorrede zur „Henriade" den Dichter derselben über Homer und Virgil stellen, ohne daß die Gebildeten dies als ein Urtheil empfanden, das den ästhetischen Geschmack der ganzen Nation in ein bedenkliches Licht setzte.

Das Gute, wenn es auch aus der Fremde kommt, sei uns also zur Klärung und Bereicherung unsers Bildungsschatzes nach wie vor willkommen, nur richte sich unser Augenmerk auch auf die Güte der Uebersetzungen. Nach dieser Seite sind wir in unsern Ansprüchen viel zu bescheiden. Warum auch die Kritik nur selten in der Lage ist, auf diesem Gebiete mit eingehender Genauigkeit Musterung zu halten, wurde schon erwähnt.

Das vorliegende Werk verdiente, übersetzt zu werden, da es dasjenige ist, welchem der Dichter seinen ersten Erfolg verdankt. Sehen wir es uns näher darauf an, so finden wir für diesen Erfolg zwei Gründe: einerseits die Schönheit der Dichtung selbst, und dann die Treue, mit welcher der junge Dichter sich in die Sophokleische Denk- und Ausdrucksweise hineinversetzt hatte. Es war etwas von dem Erfolge der Meinhold'schen „Bernsteinhexe" dabei. Für Nachbildungen dieser Art haben die Engländer immer lebhaftes Interesse gehabt. Wie sehr dergleichen frappirt, haben ja auch bei uns erst unlängst die zahlreichen Auflagen der im Geschmack Bret Harte's abgefaßten Nachbildungen der Schreibweise berühmter Muster bewiesen, Nachbildungen, die allerdings durch den Reiz der Travestie dem Bedürfniß der Menge ein Stück Wegs entgegenkamen, die aber auch auf musikalischem Gebiete ohne Concessionen dieser Art rasch Eingang fanden. In England

gontirte man längst dergleichen so sehr, daß die derartigen Jugendarbeiten Pope's in die Ausgabe seiner gesammelten Werke aufgenommen werden mußten. Und zwar betrafen diese Imitations Chaucer, Spenser, Waller, Cowley, Rochester, Dorset, Swift, und Pope personificirte diese Dichter durch lauter der Manier, aber auch dem Geist der verschiedenen Muster sehr graziös anbequemte Gedichte, bei denen die Schreibweise so gewissenhaft festgehalten war, daß beispielsweise die ersten Zeilen des Chaucer-Gedichts wie folgt lauten:

Women ben full of Ragerie,
Yet swinken nat sans secresie.
Thilke moral shall ye unterstond,
From Schoole-boy's Tale of fayre Irelond.

Etwas Aehnliches hat Swinburne nun freilich nicht angestrebt; theilweise nimmt er sogar Psalmisten-Anklänge in seine hellenischen Chöre mit auf, und man meint Mendelssohn's „O könnt' ich fliegen wie Tauben dahin!" aus den Stimmen der kalydonischen Jungfrauen herauszuhören. Aber die Gefühlswelt, in der er das Stück zu halten gewußt hat, ist vorwiegend hellenisch, und sein Bestreben, nach dieser Richtung lieber zu viel zu thun, als modern zu werden, verführt ihn hier und da sogar zu Bildern, die uns nur im Munde der naiven Alten nicht zu stören pflegen:

Seit meines Vaters Pflugschar einst gepflügt
Den Unglücksboden weiblichen Gefilds,
Den Leib dir furchend, draus, ein Weizenhalm
Stark von der Sonne und vom Regen duftend,
Ich sprang und sprengte deines Leibes Schluß.

Die Sage von Atalanta's Betheiligung an dem Erlegen des kalydonischen Ebers brauchte der Dichter nicht wesentlich umzugestalten. Er läßt sein Drama mit den Wechselreden beginnen, welche zwischen dem Chor, einem Jäger und Althäa, der Mutter Meleager's, in Betreff der Opfer gepflogen werden, durch die der Gatte Althäa's den Zorn der Artemis versöhnte, nicht minder in Betreff Atalanta's, der göttlichen Jägerin, welche alle Helden Griechenlands zur Vertilgung des Ebers aufbot und die wider Willen das Herz Meleager's in Liebe entflammt hat. Von einem Traum beunruhigt, bangt sie um das Leben ihres Sohnes und sucht ihn von seiner Neigung für „das Weib in Waffen" abzulenken, wobei ihr Gatte sie unterstützt; als aber Atalanta selbst in ihrer Reinheit erscheint und, von den Brüdern Althäa's gelästert, mit edler Würde auch für die Jungfrau das Recht wahrt, mit Verzicht auf alles irdische Glück sich im Dienste der Menschheit muthig zu opfern, flammt Meleager's Liebe nur noch leidenschaftlicher empor, und während die Jagd nun in der Ferne vor sich geht, überläßt sich der Chor schwermüthigen Betrachtungen über den Tod und über die Götter und ihr grausames Walten. Dann kommt die Nachricht, der Eber sei erlegt, und bald darauf die weitere, Meleager habe das Fell des Ebers jener göttlichen Jägerin überantwortet; es sei darüber zu einem heftigen Zwist zwischen ihm und den zwei Brüdern seiner Mutter gekommen, und beide habe er im Zorn erschlagen. Diese Botschaft stürzt Althäa in Verzweiflung, und um die von dem Sohn begangene Schuld zu sühnen, wirft sie den verhängnißvollen, bei der Geburt des Sohnes von ihr gelöschten Feuerbrand, an dessen Dauer der Lebensfaden des Sohnes hängen soll, wieder in die Flammen, und klagend über den frühen Tod stirbt Meleager dahin, bejammert von dem Chor, von Atalanta durch einen Kuß gefeit, von der in ihrem Schmerz verstummten und ebenfalls vom Leben scheidenden Mutter „hinab ins öde Haus der Müden" begleitet:

Wo's
Nicht Fleisch noch Schönheit gibt, noch helle Augen,
Kein Wort ertönt, noch Hand und Fuß sich regt.

Der Bilder- und Wortreichthum ist Swinburne oft zum Vorwurf gemacht worden, und wenn wir von seiner Tragödie „Bothwell" hören, jeder der fünf Acte habe den Umfang eines den ganzen Abend füllenden Dramas, so begreifen wir, daß jener Reichthum für ihn keine Wohlthat ist. Das oben skizzirte Drama hält sich innerhalb maßvoller Schranken, und dem durch das Vorbild des Sophokles gerechtfertigten Wortreichthum der wenigen Hauptgestalten des Stücks und des Chors fehlt es nie an einer entsprechenden Fülle tiefsinniger Gedanken. Zahlreich und nicht leicht unter geordnete Gesichtspunkte zu bringen sind die Aussprüche der Einzelnen wie des Chors über die Götter. So sagt Althäa: „Ich staune, daß der Mensch erwacht mit Beten, der träumt und träumend stirbt."

Und wieder sagt sie von den Göttern:

Selbst heilend, helfen sie uns nicht — sie lügen
Ein ewig Mitleid uns — wir beten dann
Und weinen, doch, ein Weilchen schonend, schlagen
Sie endlich zu und schonen ganz und gar nicht.

Und wieder:

Das weiß ich auch, daß nicht für mich, o Mädchen,
Für mich allein und meinen Sohn die Götter
Das Leben schufen und des Lebens Wunsch,
Des Herzens Lieb' und Leid, nein, daß für alle
Scheint eine Sonn', ein Wind bläst bis zur Nacht,
Und kommt die Nacht, dann sinken Wind und Sonne,
Und nachher gibt's kein Licht mehr, keinen Sturm,
Nur Schlaf und das Vergessen aller Dinge.
Vor Jahren lernt' ich so die Götter kennen.

Doch was an Lust und Leid die flücht'ge Stunde
Nur webt und trennt, von dannen geh' ich, voll
Der eignen Seel', ein ganzes Ich, mir selbst
Genug und all den Meinen!

Und wieder von dem künftigen Leben der Helden sprechend:

Wenn weißes Alter, ehrenwerther Tod ...
Ihr Blut vertrocknen und ihr Aug' verfinstern,
Dann ist die Ehre ihr unsterblich Theil;
Durch Lebensglanz und wünschenswerthen Tod
Gelangten sie zum reinen Thron der Seelen
In fernsten Westens unfindbaren Landen.

Und die ihr Maß erfüllt, die Heil'gen, Todten,
Die Weisen, die von Gott durchglühten Sänger ...
Sie leben dort, zwar gleicher nicht den Göttern,
Doch näher als in ihrem Erdendasein.

Und weiter:

Weder Gott noch Fatum lieben
Gerechtigkeit. Sie treffen den Gerechten
Sowie den Zorn'gen, mischen mit dem Blut
Des frechen das des würd'gen Manns und schlagen
Des Frommen wie des Lügners Mund.

Und wieder:

Doch laßt jetzt alles Trauern,
Bis alle dargebracht den gnäd'gen Göttern
Brandopfer und den goldnen Wein gesprenkelt.
Blickt hold und huldreich, Götter, denn wir preisen
Nicht falschen Herzens euch mit Heuchlermund,
Nein, nur mit reinen Seelen und Gebeten.

Schwankender noch ist die Haltung des Chors, jetzt gläubig, jetzt die Götter schmähend, je nachdem die Handlung des Dramas in dieser oder jener Richtung die Wellen der Volksstimmung bewegt. So als die Jagd in der Ferne noch unentschieden wogt, steigern sich die düster murrenden Betrachtungen des Chors bis zu dem Ausspruch: „Das höchste Uebel: Gott!"

Und weiter:

Weil grausam du, der Mensch voll Mitleid ist,
Weil unsre schafft, und deine Hand zerreißt ...
Bezeugen laß uns, eh' wir sterben gehn,
Daß wir die Dinge so — nicht anders sehn,
Daß jede Brust derselbe Seufzer hebt,
Daß alle Menschen, so wie ich,
Wir alle, höchster Gott, sind gegen dich.

Läßt der Dichter hier seiner Sympathie für Shelley'sche Accorde die Zügel schießen, so besänftigt er die wild erregte Flut in dem Maße, wie das Gedicht dem Ende näher rückt. Nun streift der Chor jeden Hauch des machtlosen Haderns mit dem Himmel ab und ergeht sich in wehmüthigen Tonweisen:

Von uns wohin fliehst du?
Wohin gesandt?
Von uns wohin fliehst du,
Der so stark erst erstand?
So löst zwischen Augen und Lid, zwischen Seele und Leib sich das Band.

Und Meleager und Atalanta begegnen sich im thränenvollen Wechselgesange:

Meleager.

Welche Maid ist so hold?
So schön welche Braut?
Ohne Spangen von Gold,
Ohne Haarschmuck geschaut,
Atalanta, die Reinste, die nur genannt mit des Segens Laut!

Atalanta.

O wär' ich gekommen
Nicht barfuß, so weit,
Geschritten, geschwommen
Ich tollkühne Maid
Von Arkadien nach Kalydon nordwärts, ein Hauch von der Götter Neid!

Und so schließt denn auch der zur Besinnung gekommene Chor mit den Worten:

Wer tritt den Göttern entgegen?
Wer hemmt sie in ihren Kreisen?
Wer will in Bande sie legen?
Wer zähmt sie mit Sangesweisen?
Wer trifft sie mit Schwertesschlägen?
Denn die Hand ihrer Herrschaft ist Eisen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen der Uebersetzer zu kämpfen hatte, sind jedenfalls in den kurzen gereimten Zeilen keine geringen gewesen. Auf den Reim zu verzichten, war dennoch nicht möglich. Der ganze lyrische Zauber des Originals wäre darüber verblaßt. Für die vielen, welche Swinburne bisjetzt nur dem Namen nach kannten, wird das vorliegende Werk die Veranlassung werden, auch andere seiner Arbeiten näher ins Auge zu fassen.

Robert Waldmüller.

Max Müller's Essays.

Essays von Max Müller. Erster Band: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Engelmann. 1879. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der berühmte Orientalist der oxforder Universität läßt hier die zweite Auflage seiner bekannten „Essays" erscheinen, welche also ziemlich schnell der ersten (1869—76) folgt. Er hat nur die Vorrede der ersten Auflage wieder abdrucken lassen, ohne für die zweite neue Bemerkungen hinzuzufügen; doch sind drei Abhandlungen zu den alten hinzugetreten. Für diejenigen unserer Leser, welche mit dem Inhalt der „Essays" noch nicht irgendwie Bekanntschaft gemacht haben, lassen wir hier eine kurze Inhaltsangabe derselben folgen. Die Tendenz der zwei ersten Bände erläutert Max Müller selbst mit den Worten:

Es gibt für mich keine anziehendere Beschäftigung, als dem Ursprunge und den ersten Keimen der menschlichen Gedanken nachzuspüren, und zwar rein geschichtlich. In der Sprache wie in der Religion ist alles Neue alt und alles Alte neu. So weit wir die Geschichte zurückverfolgen können, finden wir die Urbestandtheile und Wurzeln aller Religion gegeben, welche ein Schauen des Göttlichen im Wirklichen, ein Gefühl menschlicher Schwäche und Abhängigkeit, ein Glauben an eine Weltregierung, eine Erkenntniß des Guten und Bösen und eine Hoffnung auf ein höheres und besseres Leben ist. Diese Urelemente der Religion gehören gewissermaßen zur hochzeitlichen Ausstattung der menschlichen Seele. Die vergleichende Religionswissenschaft kann dem Christenthum zum ersten mal seine rechte Stelle unter den Religionen der Menschheit zuweisen; sie lehrt mehr die Einheit der verschiedenen Religionen mit dem reinen Christenthum als die Verschiedenheit derselben von letzterm.

Greifen wir die wichtigsten Vorlesungen heraus, um deren Quintessenz dem Leser vorzuführen. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit den Vedas oder den heiligen Büchern der Brahmanen. Müller vertritt hier den Satz, daß die Religion des Veda nicht die Quelle aller andern

Religionen der arischen Welt, sondern nur der früheste Niederschlag arischen Glaubens sei. Das Bewußtsein, daß alle Gottheiten nur verschiedene Namen einen und desselben Gottes sind, kommt hier und da im Veda zum Durchbruch. Das Schuldbewußtsein ist ein hervorragender Charakterzug in der Religion des Veda, ebenso der Glaube, daß die Götter den Menschen die schwere Last ihrer Sünden abnehmen können. Der Glaube an persönliche Unsterblichkeit bricht in voller Klarheit durch. — Eine weitere Abhandlung vergleicht den Veda und den Zendaveſta. Hier kommt Müller zu folgenden Resultaten. Der Hindu ist, obwol der am höchsten in der Heimat entwickelte, gleichwol der letzte der Brüder gewesen, welcher den Centralherd aller arischen Völkerfamilien verlassen hat. Es gibt im Veda Hymnen, welche eine solche Gedankenfülle und Tiefe der Speculation entfalten, daß in dieser Urperiode kein Dichter eines andern Volks dieselben zu fassen vermocht hätte. Müller citirt einen Hymnus, in welchem geradezu ausgesprochen wird, daß die Götter später kamen als die Schöpfung; Götter, welche jedem andern indogermanischen Volk sonst unbekannt sind, werden unter dem nämlichen Namen im Sanskrit und Zend verehrt.

Aus der Abhandlung „Der semitische Monotheismus" geben wir die Quintessenz mit Müller's eigenen Worten:

Das Gefühl der Abhängigkeit und das ursprüngliche Schauen Gottes kann nur das Resultat einer ursprünglichen Offenbarung im wirklichsten Sinne jenes Wortes sein. Dieses ursprüngliche Schauen ist aber weder monotheistisch noch polytheistisch, sondern kann beides werden je nach dem Ausdruck, den der Mensch demselben durch die Sprache verleiht. Ein mehr oder minder bewußter Theismus muß jedem Polytheismus vorangehen. Das ursprüngliche Schauen der Gottheit findet seinen natürlichsten Ausdruck in dem einfachsten und doch wichtigsten Glaubenssatz: „Gott ist Gott."

Sollen wir schließlich über den vorliegenden Band ein Urtheil fällen nach Seiten seiner Form, so erkennen wir die darin sich kundgebende Gelehrsamkeit, den rastlosen Forschungstrieb, den redlichen Wahrheitssinn freudig an; wir glauben aber den Wunsch nicht unterdrücken zu dürfen, daß Müller seine Themata entweder nur für Gelehrte oder nur für Laien behandeln möchte. Wie seine „Essays" vorliegen, machen sie mehr den Eindruck eines lose zusammengetragenen Materials, welches erst noch der gründlichen Sichtung, der principiellen und planmäßigen Bearbeitung bedarf. Einzelne sind sehr ausführlich, andere wieder so flüchtig gehalten, daß sie einen besondern Abdruck nicht verdienen, selbst wenn der berühmte Max Müller deren Verfasser ist. Haben derartige Abhandlungen wirklich wissenschaftlichen Werth, dann gehören sie vor das kleine Publikum einer Anzahl von Akademikern; sollen sie weitere Kreise der Gebildeten vertraut machen mit den Resultaten der Forschung, dann müssen sie ein anderes Gewand tragen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die „Nuova Rivista internazionale", welche mit April 1880 ihr zweites Jahr beginnt, bringt auch in dieser Nummer, wie in der letzten, keine Besprechung deutscher Literaturverhältnisse. Ihr Mitarbeiter Dr. Scartazzini sandte, wie auf dem Titelblatte angegeben ist, wahrscheinlich durch ernste Ursachen veranlaßt, weder Manuscript noch überhaupt Nachricht von sich. Indessen führt die Zeitschrift den Inhalt des Aprilhefts der „Deutschen Rundschau", der Revue „Unsere Zeit", der „Preußischen Jahrbücher", von Nr. 17 der Wochenschrift „Im Neuen Reich" und des „Magazin für die Literatur des Auslandes" auf. Als ersten Artikel gibt sie den Anfang eines von Bernays verfaßten Essay über Goethe. Der zweite Artikel betrifft „La Conquista e Distruzione di Semifonte e la storia apocrifa di Mess. Pace da Certaldo" von O. Hartwig, worauf zwei Uebertragungen folgen, die eine „Le isole Havai" von Ernst Boehr aus der „Deutschen Rundschau", die andere „Josa Dario" von E. Bely aus „Unsere Zeit". Die letztere Novelle, welche fortgesetzt wird, gibt Zeugniß von dem tiefen Verständniß des Uebersetzers bezüglich des deutschen Stils und ist dem Original so treu, wie es eine Uebersetzung überhaupt sein kann. Als nächste Arbeit finden wir die „Varie Lezioni al testo della Commedia" von Professor G. B. Giuliani, welche in scharfsinniger Weise besprochen und gleichfalls fortgesetzt werden, worauf mit einer kurzen Bücherschau die Nummer schließt.

Die „Rivista Europea", wovon uns die umfangreichen Lieferungen vom 16. April und 1. Mai vorliegen, bringen regelmäßige und sehr eingehende Besprechungen hervorragender deutscher Zeitschriften und Werke, wobei auch den Literaturverhältnissen anderer Länder Rechnung getragen ist. Die italienischen Zeitschriften überhaupt, und die „Rivista Europea" insbesondere, ziehen mit Vorliebe die Revue „Unsere Zeit" in den Bereich ihrer Besprechungen, ein Beweis, daß die seit Anfang dieses Jahres getroffene Neugestaltung dieser Zeitschrift auch bei unsern Freunden im Süden Anklang findet.

Diese Harmonie auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete zwischen Italien und Deutschland wirkt um so herzstärkender, als wir bei unsern Nachbarn im Westen, im Bereich der französischen Belletristik, das gerade Gegentheil finden. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Galle der politischen Schwäche den französischen Schriftstellern zu Kopf gestiegen ist und sie nun alles, was Deutsch heißt, im gelben Lichte des Neides und der Verbitterung erblicken. Ein neuer Artikel in der „Revue des deux mondes", die bald ihre Popularität in Deutschland eingebüßt haben wird, wenn sie so fortfährt, wie sie neuerdings angefangen, beweist, daß wir in unserm Urtheil nicht zu weit gehen.

Der Artikel, welcher das betreffende Heft vom 15. April einleitet, führt den Titel „L'Alsace-Lorraine et l'Empire germanique". Der Inhalt dieses ersten Abschnitts bildet das „Mislingen des Germanisirungswerks", eine Arbeit, die alle Charaktermerkmale des französischen Geistes, wie er sich seit Sedan und dem letzten pariser Friedensschluß zeigt, zur Schau trägt und von niedriger Bosheit und zwerchfellerschütterndem Widersinn strotzt. Es ist uns unmöglich, hier eine Polemik solchem Machwerke gegenüber zu beginnen; das ist Sache einer Broschüre für sich, und wie uns dünkt, kann es auch nicht ruhig mit angesehen werden, wie der Haß gegen alles Deutsche durch eine

solche Zeitschrift wie die „Revue des deux mondes" in Frankreich und im Auslande geschürt und genährt wird, ganz abgesehen von der aller Wahrheit und Thatsächlichkeit Hohn sprechenden Entstellung der elsaß-lothringischen Zustände seit dem neuen Stande der Dinge. Es ist namentlich das Bewußtsein der absoluten Ohnmacht Frankreichs gegenüber den strategischen Sicherheitsmaßregeln, die durch Moltke's Genie im Reichslande getroffen sind und noch getroffen werden, was diesen verbissenen und unversöhnlichen Ton hervorruft und die Augen sonst gebildeter Männer umdüstert. Eine kleine Probe, herausgegriffen aus dem Wuste von Uebertreibung und Feindseligkeit, möge zur Illustrirung dienen. Nachdem der anonyme Verfasser des erwähnten Artikels den Schaden darlegte, den die neuen ohne Rücksicht auf das öffentliche oder gemeine Wohl angelegten Eisenbahnen, die einzig und allein strategischen Zwecken zu dienen haben, dem ganzen Reichslande gebracht hätten, und wie dadurch und durch andere egoistische Maßnahmen der deutschen Regierung der Wohlstand des unter französischer Herrschaft so glücklichen Landes zu Grunde gerichtet sei, fährt er fort: „Die Eisenbahn von Straßburg nach Lanterburg, auf flachem Lande erbaut, mitten durch eine arme und mittelmäßig bevölkerte Gegend, kann als Typus dieser neuen strategischen Linien aufgeführt werden. Obgleich sehr entfernt von der neuen französischen Grenze, ist hier alles so hergestellt, um im Nothfall ein wirkliches Vertheidigungswerk daraus zu machen. Die Bahn, ganz als Damm angelegt, bietet eben dadurch einen fortgesetzten Wall von 50 Kilometer Länge, der den Plänklern als Schutzwehr dienen kann; die geringste Uebergangsbrücke hat ihre Minenhöhlung; jedes Bahnwärterhäuschen hat seine Schießscharten, seine Bruftwehren, seine Befestigungswerke; von den Stationsgebäuden, die in einer Entfernung von 5 Kilometer voneinander liegen, ist jedes von einem Wachtthurm überragt, auf dem das Zifferblatt der Bahnuhr eine Kanonenluke maskirt. Die Ein- und Aussteigehallen und Plätze und die Reservegleise sind überall in einem Umfang und mit einem Luxus angelegt, von dem man in Frankreich keinen Begriff hat; sogar in den Bahnhöfen großer Städte und rings um die Bahnhofsgebäude sind weitläufige eingeschlossene Räume in Gemüse- und Blumengärten verwandelt. Diese Pflege des Grüns und der Blumen erregt zuerst im Reisenden angenehme Betrachtungen über die deutschen Sitten; wenn aber auf den folgenden Stationen Gemüse- und Blumengärten in ganz ähnlicher Gestalt wieder erscheinen, so geräth er auf die Vermuthung, daß diese Salate und Kressearten Verwaltungspflanzen sind, die dazu dienen, wirkliche Exercierplätze zu verhüllen." Als Schluß zu diesem geist- und witzlosen Gerede und gewissermaßen als Moral des Ganzen bringt der Verfasser den Lesern der „Revue des deux mondes" folgenden liebenswürdigen Vergleich: „In Kabylien bedienen sich die Eingeborenen eines ebenso sinnreichen als einfachen Mittels, um die Affen, welche in den Schluchten des Chabet-el-Akhra umherspringen, lebendig zu fangen. In eine leere Kalebasse, die an einen Baumast gut befestigt wird, legen sie eine Nuß. Das umherstöbernde Thier steckt seinen Arm in den Kürbiß, ergreift die Nuß und — ist gefangen durch seine Faust, die zu groß ist, um sie aus der Oeffnung wieder herauszubringen, denn niemals läßt ein Affe die Beute wieder los, die er hat, solange ihm die Hoffnung bleibt, hineinbeißen zu können. Er fühlt wohl, wie falsch seine Lage ist, und bezeugt es durch häßliche Grimassen, aber der Gedanke käme ihm nicht, die Hand zu öffnen, um sich aus seiner Lage zu befreien. Gegen Abend kommt der Kabyle wieder und holt sich den Affen, die Nuß und die Kalebasse. Ist das nicht in etwas das Bild des deutschen Volks, wie es freiwillig an dem imposanten, aber hohlen Ding festhält, welches das Reich darstellt, und sich lieber unter die Discretion Preußens stellt, als daß es eine Lockspeise losläßt, von der es, was auch geschehen möge, nur die rauhen Außenseiten kennen gelernt hat?" Und dies und noch vieles andere lesen wir in einer Zeitschrift wie die „Revue des deux mondes"!

Die gut redigirte Vierteljahrsschrift „Quarterly Review" befaßt sich vorzugsweise mit Besprechung literarischer Erzeugnisse, die sie zu einem bestimmten Thema zusammenfaßt, um die betreffenden Einzelwerke unter diesem Gesichtspunkte zu behandeln. Es findet sich in der letzten Aprilnummer 298 viel des Schönen und Guten, besonders ist der achte Artikel: „Die slawische Bedrohung Europas", von Wichtigkeit. Die drei unter dem genannten Titel zusammengefaßten Werke sind: 1) „Russia and England, 1876 to 1880"; 2) „Russia before and after the War" und 3) „Il Nihilismo" von J. B. Arnaudo (Turin 1880). Wir haben seinerzeit diese drei Werke in unserm Feuilleton schon berührt; hier sind sie jedoch in das Gebiet eingehender Besprechung gezogen, und es geschieht, wie bei der gegenseitigen gespannten Lage beider Staaten nicht anders zu erwarten ist, in einseitiger Beziehung aller russischen Verhältnisse nach außen auf England und seine Colonien. Der Ausgangspunkt aller dieser Schlußfolgerungen und Voraussetzungen ist natürlich noch die Politik unter Lord Beaconsfield's Ministerpräsidentschaft, eine Politik, die nach den neuesten Vorgängen und unter Gladstone's Auspicien wol in manchem eine Umgestaltung erleiden dürfte. Immerhin liegt der Kern der Frage zu tief, als daß er von einem, wenn auch noch so tiefgreifenden englischen Ministerwechsel modificirt werden könnte, und es bleibt interessant, dem Ideengang des Berichterstatters der „Quarterly Review" hierin zu folgen.

Die „Edinburgh Review" steht darin wie in vielen andern der ebengenannten Zeitschrift würdig zur Seite. So bringt die Aprilnummer 310 unter anderm drei gediegene Abhandlungen: 1) „Bigelow's Life of Franklin" (II.); 2) „The Schools of Charles the Great" (IV.) und 3) „Burton's Reign of Queen Anne" (VIII.). Hat das erstere Werk von John Bigelow „The Life of Benjamin Franklin, written by himself" einen welthistorischen Werth, so berühren die beiden andern unsere deutsche Geschichte in einem solchen Grade, daß deren Inhalt für den deutschen Geschichtsforscher jedenfalls von hoher Bedeutung ist. Besonders mag dies gelten in Bezug auf die Vorgänge während des Spanischen Erbfolgekriegs, dessen Einfluß auf die politische Gestaltung Deutschlands bekanntlich ein so überwältigender war.

Bibliographie.

Domanig, K., Parzival-Studien. IItes Heft: Der Gral des Parzival. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 50 Pf.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 12tes Bdchn.: Der Vermittler. Lustspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Die deutsch-französischen Grenzfestungen und die Landesbefestigungsfrage. Militärgeographische Betrachtungen eines Milizofficiers. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Kaden, W., Unter den Olivenbäumen. Süditalische Volksmärchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Lange, W., Das deutsche Strafrecht und die Pädagogik. Kritik der Schrift „Gegen die Freiheitsstrafen" von O. Mittelstädt. Hamburg, Boysen. 8. 60 Pf.

Mont, E. du, Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne. 2te verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Müller, G., Paul Lindenau, der erste evangelische Hofprediger in Dresden. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Sachsens nach meistens ungedruckten Acten und Briefen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Neurath, W., Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 8 M.

Okolicsányi, A. v., Macht und Willkür. Ein synthetischer Versuch. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Taubert, E., Ein Mutterherz. Erzählung in Versen. Leipzig, A. Krüger. 12. 1 M.

Tayßen, A. v., Die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen im Jahre 1870. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Vollständig in allen Buchhandlungen zu haben.

Brockhaus'

Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geh. 12 M. Geb. in Leinwand mit Lederrücken 15 M.

In 2 reichverzierten Halbfranzbänden 17 M., zusammen in 1 Halbfranzband 15 M.

Dieses **encyklopädische Hand- und Nachschlagebuch** bietet in 2 Bänden auf 124 Bogen Lexikonoctav ein **gedrängtes Repertorium des gesammten menschlichen Wissens**; dem Texte sind **80 Tafeln (Karten und Abbildungen)** in Holzschnitt und lithographischem Farbendruck beigegeben: sonach ist der Preis von nur 12 M. für das Ganze ein außerordentlich niedriger.

Das Werk kann außer auf einmal, geheftet und gebunden, zu obigen Preisen, auch nach und nach in 40 Heften zu 30 Pf. oder in 8 Viertelbänden zu 1 M. 50 Pf. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Ganze Bibliotheken

sowohl, als einzelne gute Werke kaufe ich stets zu entsprechenden Preisen oder tausche dieselben gegen andere Bücher um.

Zugleich mache ich die Anzeige, dass ich mit meinem Antiquariate ein

Auctions-Institut

für

Bücher, Musikalien, Kunstsachen und Autographen

verbunden habe und soll die erste Auction im Herbst stattfinden, Offerten von Bibliotheken etc., welche in dieser Auction versteigert werden sollen, erbitte ich mir recht bald.

Die äusserst günstigen Auctionsbedingungen theile ich gern gratis und franco mit.

Aufträge für hiesige Auctionen führe ich ebenfalls prompt aus.

Leipzig, Thalstrasse 31.

Julius Drescher, Buchhandlung und Antiquariat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Erziehung als Wissenschaft.

Von

Alexander Bain.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 45. Band.)

Die Ansichten über Theorie und Praxis des Unterrichtswesens, welche der englische Gelehrte Alexander Bain in diesem Werke entwickelt, haben auch für jeden deutschen Pädagogen hervorragenden Werth. Fast alle auf dem Gebiete der Erziehung gegenwärtig zur Discussion stehenden Fragen finden hier unparteiische, lehrreiche und anregende Beleuchtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quer durch Afrika.

Von

Verney Lovett Cameron.

In zwei Theilen.

Mit 156 Abbildungen in Holzschnitt, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Cameron's Schilderung seiner weltberühmten Reise von der Ostküste bis zur Westküste des äquatorialen Afrika, das bedeutendste Reisewerk der Gegenwart, wird hier in einer autorisirten, mit Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Der zweite Theil, welcher das Werk abschließt, übertrifft den ersten noch bei weitem an Interesse, da er durch die bisher gänzlich unbekannte, vor Cameron von keinem Europäer betretene Gegenden führt und so unsere Kenntniß von Innerafrika in erheblichster Weise fördert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bibliothek

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 24. Juni 1880.

Inhalt: Zwei Philologen. Von J. Mähly. — Poetische Uebersetzungen. Von Rudolf Kulemann. — Eine deutsche Philosophin. Von Paul Nerrlich. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Philologen.

1. Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie von Otto Ribbeck. Erster Band. Mit einem Bildniß Ritschl's. Leipzig, Teubner. 1879. 8. 7 M. 20 Pf.

Einen „Beitrag zur Geschichte der Philologie" nennt Ritschl's Schüler und Nachfolger die Biographie des Meisters, deren erster Band, Ritschl's Leben bis zu seiner Berufung nach Bonn umfassend, vorliegt. Als einer der ältesten und vertrautesten Schüler aus der fruchtbarsten, folgenreichsten Wirksamkeit des großen bahnbrechenden Philologen, als Erbe seiner Methode, als Mitwisser seiner wissenschaftlichen Plane, als Mitarbeiter und Fortsetzer seiner Studien, als Mandatar des Verstorbenen, der ihn zu seinem Biographen bestimmte, endlich als sein Nachfolger auf dem Katheder war Otto Ribbeck ohne allen Zweifel wie wenig andere berechtigt, das geistige Bild seines verehrten Meisters der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Daß Liebe, Pietät, Begeisterung seinen Griffel führte, ist begreiflich und menschlich, aber auch gerechtfertigt; mag vielleicht die Objectivität hier und da leiden, so ist eigentlich doch nur ein Nahestehender in der Lage, das Vollbild eines Geistesheroen zu liefern: denn es gilt ja nicht blos den Helden nach seinen Geistesschlachten zu schildern, sein Können und Wirken in Kunst und Wissenschaft zu zergliedern, sondern auch die rein menschliche Ausgestaltung seines Wesens und Lebens darzustellen; und wenn hierbei auch weniger angenehme Züge nicht wahrgenommen oder ins Schöne gemalt werden, so entschädigt dafür auf der andern Seite und wiegt diesen Mangel mehr als auf das liebevolle Eingehen auf manche andere Eigenthümlichkeiten, von denen der Fernstehende keine Ahnung hat, oder die er gar, wenn Neid und Verkleinerungssucht sein Herz erfüllen, absichtlich verkennt. Biographien der letztern Art gibt es bekanntlich auch, besonders dann, wenn der „Biograph" sich vor der Vivisection aus guten Gründen fürchtet und zuwartet, bis das Opfer der Natur seinen Tribut bezahlt hat. Wir wollen O. Ribbeck nicht vorgreifen und fragen, ob es ihm nach seiner persönlichen Stellung zu Ritschl möglich sein wird, sich auf einen völlig unparteiischen und objectiven Standpunkt zu stellen, wenn er sein Urtheil über die Ritschl'sche Schule abzugeben hat, ob er mit andern Worten an dieser phänomenalen Erscheinung auch einige Sonnenflecken und Protuberanzen entdecken wird. Daß sie deren hat und wie alles Große haben muß, ist unter den Unparteiischen längst entschieden. Aber ebenso entschieden ist auch, daß, wer eine so einflußreiche Schule zu stiften und während einiger Decennien auf seinen starken Schultern zu tragen vermochte, eine ungewöhnliche Kraft gewesen sein muß. Darf die Größe und Bedeutung eines Gelehrten nach Zahl und Werth seiner Schüler bemessen werden, so ragt Ritschl um eines Kopfes Höhe über alle Philologen der Gegenwart empor. Allerdings ist jener Vordersatz nicht sofort und bedingungslos zuzugeben: andere ebenso große Gelehrte sind still und ohne Geräusch ihren Weg gegangen, und ohne daß eigentliche Schüler zu ihren Füßen saßen, sind sie Lehrer der Menschheit geworden durch das geschriebene Wort. An Ritschl's Gedächtniß aber knüpft sich der große Vorzug, daß er beides, Lehrer und Gelehrter, gewesen ist, und beides in vorzüglichem Grade. An Umfang der Kenntnisse mag ihn mancher seiner Zeit- und Zunftgenossen überragen, kaum einer aber an bewußtem, d. h. methodisch geordnetem, seine Mittel und Ziele klar überschauendem Wissen — und nur von diesem lebt doch und gedeiht die Wissenschaft. Die Ritschl'sche Methodik ist mit Recht berühmt geworden als die Schule des Wissens, allerdings auch von den Schülern in einseitiger Weise hochgehalten und bis zur Hypertrophie aufgebläht. Es war nicht das erste mal und wird nicht das letzte mal gewesen sein, daß des Meisters Größe von den Nachbetern und Nachtretern im Hohlspiegel aufgefangen wurde.

Bei Ritschl trat nun noch ein drittes Moment hinzu, um seinen Ruhm perfect und seinen Einfluß wirksam zu machen: das war seine ganze geistige Constitution. Ritschl war bei aller Concentration seiner Kräfte nicht blos eine für die großen Erscheinungen und Thaten des Menschengeistes empfängliche Natur; er hatte auch ein gesundes Urtheil über Menschen und Dinge, und was er darüber verlauten ließ, zeigte sofort die geistvolle innere Verarbeitung. Kam nun noch die Gabe des treffenden Wortes und des schneidigen Witzes hinzu, so konnte es nicht fehlen, daß dieser Verein glänzender Vorzüge auf die Umgebung wie fascinirend wirken mußte. Davon steht allerdings nichts in derjenigen Biographie, die unmittelbar nach dem Tode Ritschl's unter dem Titel einer „wissenschaftlichen" publicirt wurde (von Lucian Müller). Ribbeck's Schrift dagegen bietet schon in dem ersten Bande die Gewähr, daß sie ihrer Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht werde. Sie geht ebenso liebevoll und erschöpfend auf die Entwickelung des Menschen ein, als sie den Gelehrten schildert, wie er „wächst mit seinen großen Zielen". Und wenn nun im Vorgrunde des Gemäldes Männer stehen wie Karl Reisig und Gottfried Hermann (um nur zwei Koryphäen zu nennen), so gewinnt man schon aus diesem Bande, wo doch Ritschl noch nicht im Mittelpunkt eines an Beziehungen und Verbindungen so überaus reichen wissenschaftlichen Lebens und Wirkens erscheint, die Ueberzeugung, daß Ribbeck seine Schrift mit vollem Recht einen „Beitrag zur Geschichte der Philologie" nennt. Welche geistige Arbeit hat der Mann an sich selbst vollzogen, der im Beginn seiner Thätigkeit glaubte, daß Plautus — das spätere Centrum seiner Studien und die Fundgrube seiner glänzendsten Resultate — Ungeheuer von Versen gemacht habe, und der früher den Codex Ambrosianus, die älteste Textesurkunde, kühl und kurz zurückwies! Welche Strecke liegt zwischen dem Punkt, wo der angehende Gelehrte mitten in seinen Studien griechischer Lexikographie glaubte, „den Bekker mit der Zeit todtmachen zu können", und den „Priscae latinitatis monumenta", der reifsten und unbestrittensten Frucht seiner plautinischen Studien! Selten in der Geschichte der Philologie ist die Erscheinung verzeichnet, daß durch Eines Mannes Streben ein bedeutender und für ein ganzes literarisches Gebiet maßgebender Schriftsteller gleichsam erst von den Todten erweckt und für die Lebenden genießbar wurde, wie dies mit Plautus der Fall ist. Und welche glänzenden Früchte wurden unterwegs und gleichsam beiläufig aufgelesen! Es wurde der Pfad gefunden, den die diplomatische Kritik für Terenz einzuschlagen habe; es kam neues Licht in die Homerische Frage (beziehungsweise in jene Sammlung des Pisistratos, die sich nach Ritschl's Ansicht auf Wiederherstellung einer Ordnung bezog, welche sich durch rhapsodische Vereinzelung allmählich gelöst hatte); es tauchten links und rechts Fragen allgemein- und speciellmetrischer Natur auf wegen des Rhythmus: die Proportion — nach Böckh das Gleichgewicht — zwischen Arsis und Thesis, Vertheidigung des Antispastus mit seiner Doppelarsis als einer der musikalischen Dissonanz entsprechenden Erscheinung, Aufstellung des Princips vom sinkenden Rhythmus gegen Bentley und Gottfried Hermann — wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Ritschl im Unrecht war, wie er denn trotz dem metrischen Fegfeuer, das er durch den Plautinischen Urwald wüthen ließ, an metrischer Feinfühligkeit hinter den beiden genannten Heroen zurückstand —, die Bemerkungen über das Wesen der Cäsur, über einfache, rationale und irrationale Rhythmen, das Gesetz von der genauen, auch quantitativen Responsion in den Dialogen der Tragödie, das an den „Sieben gegen Theben", wenn auch übertreibend nachgewiesen wurde, von der Herrschaft der Siebenzahl in den Chorpartien der Tragödie. Schließlich erhielt jetzt, allerdings nach Theodor Mommsen's bahnbrechendem Vorgang, die lateinische Epigraphik ihr wissenschaftliches und vollendetes Gepräge.

Einmal an Homer anknüpfend, konnte Ritschl es sich nicht versagen, in dem hitzigen Streit, den die Homer-Frage hervorgerufen hatte, Stellung zu nehmen, und es ist immer interessant, auch wenn man nicht durchweg beistimmen kann, die Haltung eines Gelehrten wie Ritschl auf der Arena zu verfolgen. Ritschl stand kräftig ein für die Persönlichkeit Homer's; das Homerische Epos gilt ihm für achäisch, für die unmittelbare Folge des Kriegs vor Troja; es fällt in die Periode der Heimkehr der Griechen. Homer ist kein Jonier aus Kleinasien, sondern im europäischen Griechenland, dem Mutterlande, zu Hause; das zeigt sich auch in seiner ungenauen Beschreibung von Ilion; die homerische Poesie, vor der Einwanderung der Dorier entstanden, ging erst mit den Achäern in ihr neues Vaterland Kleinasien hinüber. Den Beweis, daß die homerischen Gedichte nach Umfang und Gestalt eine ursprüngliche Einheit bildeten, liefern die Cykliker, die sich an beide Seiten, an „Ilias" und „Odyssee", eng anschließen; ihre sämmtlichen Heldengedichte vereinigte der Samier Dionysios zum epischen Cyklus. Die Rhapsoden sind Stabsänger; sie haben nichts mit dem „Zusammenflicken" der Gesänge zu thun; ein Theil derselben sind die Homeriden. Das große Gemälde der „Ilias" gliedert sich in fünf Acte. Den ersten bilden die sieben ersten Gesänge als Exposition; der zweite umfaßt Gesang 8—10 (den Schluß bildet der erste Schritt des Agamemnon zur Versöhnung des Achilles); der dritte Act reicht bis zum Tode des Patroclus (Gesang 18), wo der Uebermuth des Achilles sich bricht; der vierte schildert die Rache des Gewaltigen; der fünfte endlich enthält die Versöhnung. (Diesen großartigen Plan muß Ein Dichter ersonnen haben.) Die „Odyssee" enthält vier deutlich markirte Gruppen: 1) den Gesang vom abwesenden Odysseus (1—4); 2) den Gesang vom heimkehrenden (5—13, V. 92); 3) den Gesang vom rachesinnenden (13, 92—19); 4) den Gesang vom racheübenden (19—24). Die erste Gruppe zerfällt wieder in zwei Theile: 1) die Entlassung von Kalypso und die Aufnahme bei den Phäaken; 2) den Apolog bei Alkinous. Ritschl gibt zu, daß die ursprüngliche „Ilias" und „Odyssee" kleiner an Um-

fang waren und daß sie durch Homeridenschulen auseinandergesungen wurden; aber Pisistratus hat sie weder zuerst sammeln noch zuerst niederschreiben lassen.

Auch den übrigen Literaturgattungen der Griechen hat Ritschl seine Aufmerksamkeit zugewandt, und wenn er schon das Tabernaculum vitae in Latium aufgepflanzt hatte, war er gleichwol weit davon entfernt, zäh und hartnäckig auf diesem Terrain zu verweilen (was bekanntlich von gewisser Seite als Parole gegen Ritschl ausgegeben wurde). Es ist zwar auch schon von andern Philologen und Aesthetikern ausgesprochen worden, der Unterschied zwischen antiker und moderner Tragödie bestehe darin, daß jene das Leben mehr von der Seite der Nothwendigkeit auffasse, diese mehr von der Seite der Freiheit; aber daß die moderne aus diesem Grunde auch der Psychologie mehr Spielraum gönne, ist eine so wahre und feine Bemerkung, daß sie Ritschl's Zeichen zu tragen scheint. Richtig ist auch in Betreff der Komödie bemerkt, daß die sogenannte mittlere und neuere Gattung derselben nicht etwas durchaus Neues, vorher Ungekanntes sei, sondern nur die ausschließliche Ausbildung einer Seite der alten Komödie, welche alles umfaßte. Hierbei können wir uns allerdings nicht ganz zu der herrschenden Ansicht bekennen, welche in dem Aufbau und Inhalt der alten (Aristophanischen) Komödie etwas Wunderbares, ewig Mustergültiges erblicken will. Wir wollen nicht leugnen, daß einzelne ihrer Dichter den größten, die diesen Namen tragen, ebenbürtig sind — ohne daß wir deswegen mit Ritschl in Aristophanes einen „edeln Geist" zu erblicken vermöchten, der einen andern edeln Geist, den Sokrates, wie dieser ihn, nicht verstanden habe — aber die Gattung als solche hat sich nur legitimiren können durch ein außergewöhnliches Zusammentreffen günstiger Factoren, nicht aber vermöge ursprünglicher, in ihr selbst vorhandener Berechtigung. Von dieser Seite angesehen, steht das moderne Lustspiel unbedingt höher; denn es ist tendenzlos, es lebt nicht von der Uebertreibung, der Lüge, der Verleumdung und der Erbitterung.

Einen hohen Reiz müssen Ritschl's Vorlesungen über philologische Encyklopädie und Methodik gewährt haben, nicht sowol als Beweis seines Strebens nach Allseitigkeit, nach möglichster Ausdehnung des fachwissenschaftlichen Horizontes, als darum, weil er hier Gelegenheit fand, sämmtliche Artikel seines philologischen Credo bekannt zu machen. Ihm war die Philologie die Reproduction des Lebens des classischen Alterthums durch Erkenntniß und Anschauung seiner wesentlichen Aeußerungen, im ganzen übereinstimmend mit Böckh's bekannter Formulirung als der „Erkenntniß des Erkannten", nur daß diese neulich von Steinthal angefochtene Definition bei Böckh das Facit eines mit philosophischer Strenge geführten Denkprocesses ist. Auch als „griechische und römische Culturgeschichte" hat sie Ritschl „vorläufig" bezeichnet und nach Schelling's Vorgang den historischen Wissenschaften und der Wissenschaft des Menschengeistes zugewiesen im Gegensatz zur Wissenschaft von der Natur. Sogar die Sprache als Object des Erkennens — denn sie ist ja auch das Organ desselben — hat Ritschl unter jene Rubrik gebracht, im Widerspruch mit den Naturforschern unserer Tage, welche sie durch Naturnothwendigkeit entstehen lassen. Ueber das Verhältniß der Philologie zur Geschichte hat er sich ungefähr folgendermaßen ausgesprochen: Der Breite nach entwickelt sich das Menschenleben nach vier Seiten oder Functionen, welche die Geschichte als Gesammtinhalt umfaßt. Nur muß sie die Geschichte der Länge nach, d. h. im zeitlichen Fortgange, in einer Reihe von Entwickelungsstufen betrachten. Der Breite nach also haben sich jene Haupttheile gestaltet zu einzelnen Wissenschaften: Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Philosophie; der Länge nach zu den verschiedenen Perioden; von diesen Perioden aber ist nach Geist und Inhalt allen andern weit voraus die griechisch-römische.

Ritschl theilte seinen Stoff in zwei große Gruppen: 1) allgemeiner Theil (Grundlegung der Philologie); 2) besonderer Theil (Darstellung des in den Grundlagen gefundenen Inhalts nach genetischem wie nach systematischem Gesichtspunkt). Der erstere enthielt unter anderm auch eine nähere historische Betrachtung der jüngsten in der Philologie herrschenden Gegensätze (Böckh, G. Hermann, Welcker, O. Müller) und deren Würdigung. Hier dürfte Ritschl's Polemik gegen Böckh's Standpunkt anfechtbar sein, weniger seine Beurtheilung G. Hermann's, dessen Princip er das „blos rationalistische" nennt, während doch der allein richtige Standpunkt der der Anschauung sei. An Lobeck bezeichnet er es als Fehler, daß er blos das annahm, was gewußt werden konnte, während doch auch das, was blos den Grad der Wahrscheinlichkeit erreiche, einen Theil der philologischen Wissenschaft ausmache; immerhin aber müsse nothwendig eine strenge Scheidung gemacht werden zwischen dem blos Geglaubten und dem Gewußten (was Lobeck's Antipode, Creuzer, so sehr verkannte). Zwischen Wortkritik (Lesarten) und einem historischen Verhältniß des Staats- oder Religionslebens u. s. w. sei kein Unterschied; beides seien Thatsachen, entweder klar und unverfälscht oder verdunkelt und verdorben überliefert (daher Wortkritik und Sachkritik). Das ist richtig, doch muß bemerkt werden, daß die Wortkritik vorwiegend (nicht einmal immer) ein bloßes Organon der sachlichen Kritik ist, beide aber wieder Organa für Erkenntniß des Sachlichen, der realen Erscheinungen des antiken Lebens. Nicht immer, sagen wir: denn wenn ich z. B. an irgendeiner Stelle eines Lyrikers zwischen zwei oder drei grammatisch gleich berechtigten Lesarten die Wahl zu treffen habe und den poetisch gefärbten Ausdruck als den wahrscheinlichern vorziehe, so kommt meine Kritik nicht einmal als Organon einer sachlichen Erkenntniß in Betracht. Verglichen mit der Böckh'schen Darstellung der Kritik muß die von Ritschl als die weniger tief und erschöpfend gefaßte zurücktreten, während umgekehrt Ritschl's Auffassung der Literaturgeschichte (als einer unter die Darstellung des wissenschaftlichen und poetischen Lebens fallenden Disciplin, während Böckh sie unter die Kategorie der „Wissenschaft und

Religionslehre" subsumirt) den Vorzug zu verdienen scheint. Eine eigenthümliche Stellung nimmt bei Ritschl die Geographie ein. Nach ihm gehört sie eigentlich nur von ihrer ethischen Seite hierher (Anbau und Cultur des Landes u. s. w.), dagegen von der physischen Seite (Terrain, Natur, Klima des Landes u. s. w.) rangirt sie unter die Naturwissenschaften; doch ist sie immerhin als nothwendige Hülfswissenschaft der Geschichte zu betrachten. Diese Auffassung scheint uns aus doppelter Ursache nicht correct. Erstlich ist der naturwissenschaftliche Factor hier als ein durchaus richtiges und constituirendes Lebensmoment zu bezeichnen, das auf Körper und Seele wirkt (man denke an Attica einerseits, an Böotien andererseits), und als geschichtlich (Geographie=Hülfswissenschaft zur Geschichte) können doch diese Existenzbedingungen zunächst nicht angesehen werden; zweitens aber ist zwischen alter Geographie und Geographie der Alten zu unterscheiden; letztere bildet doch einen Theil des wissenschaftlichen Lebens derselben.

Sehr beachtenswerth sind Ritschl's Ansichten über die Mythologie (wobei allerdings auf das jüngste Lieblingskind der indogermanischen Wissenschaft, auf die vergleichende Mythologie, noch keine Rücksicht genommen ist). Er charakterisirt das O. Müller'sche Verfahren, das alle Mythologie als historische Thatsachen verwerthet und dasjenige verwirft, was nicht in diesem Destillationsproceß sich auflöst, statt es als mythologische Thatsache einfach anzuerkennen und die Verschiedenheiten und Widersprüche auf Localitäten zurückzuführen, als ein die Mythenforschung vernichtendes; (doch hat O. Müller gerade das unbestrittene Verdienst, auf die Wichtigkeit der Localmythen hingewiesen zu haben. Mit einer Aufstellung dagegen sind wir nicht einverstanden: Ritschl nämlich verwirft zwar mit Recht die Creuzer-Schelling'sche Ansicht von einem weisheitsvollern Bildungszustand der Vorzeit, von welchem sich blos die poetische Form in Mythengestalt auf die spätere homerische Epoche herübergerettet haben soll; er meint aber doch, Homer habe als veredelnder Dichter manches düster Locale verklärt. Dann müßte Homer auch den ursprünglichen Sinn dieses düster Localen verstanden haben — und davon ist bei ihm nichts bemerkbar. Er verstand entschieden die Mythensprache nicht mehr, gerade so wenig, als diese Mythensprache als Beweis einer höhern Bildung darf angesehen werden; sie ist im Gegentheil das einzig mögliche naturnothwendige Vehikel einer noch mangelhaften sprachlichen und geistigen Stufe, die Vorstellungen über Natur und Gottheit auszudrücken.

Wenn man nicht umhin kann, O. Ribbeck's ebenso zeitgemäßes als pietätvolles Unternehmen mit unverhohlener Freude zu begrüßen und seiner schönen Darstellung mit wahrem Genuß zu folgen, so muß sich unwillkürlich auch ein Gefühl der Wehmuth einstellen bei dem Gedanken, daß andern Koryphäen unserer Wissenschaft — wir denken hierbei zunächst an den unvergeßlichen K. F. Hermann — nach Decennien ihres Hinscheidens ein ähnliches Liebeswerk von seiten ihrer dankbaren Schüler noch nicht zutheil geworden ist. Auch Gottfried Hermann hat lange warten müssen auf seinen Köchly; aber er kam doch! Und B. Starck's „August Böckh"? Wir wollen die Hoffnung noch nicht aufgeben. Möge die Verlagshandlung ihrem längst angekündigten Plane nicht untreu werden!

2. Moritz Haupt als akademischer Lehrer. Mit Bemerkungen Haupt's zu Homer, den Tragikern, Theokrit, Plautus, Catull, Properz, Horaz, Tacitus, Wolfram von Eschenbach und einer biographischen Einleitung von C. Belger. Berlin, Weber. 1880. Gr. 8. 8 M.

Obschon der Verfasser sich hauptsächlich und in erster Linie die Schilderung von Haupt's Lehrthätigkeit zum Ziel gesetzt hat, so ist das Buch doch so ziemlich eine Biographie des bekannten Gelehrten geworden. Man kann sich dies um so eher gefallen lassen, als der, wie es scheint, jugendliche Verfasser nicht blos mit dem Feuer und der Begeisterung der Jugend schreibt, sondern mit diesem beneidenswerthen Vorzug auch manche Eigenschaft des gereiften Mannes verbindet. Schärfe der Beobachtung, Weite des Blicks, Gediegenheit und Gründlichkeit der Kenntnisse und Ebenmaß der Darstellung. Hier und da allerdings findet sich auch eine gewisse Schroffheit des Urtheils, welche an Schiller's bekannten Spruch erinnert: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide"; aber da der Herr und Meister selbst als Beispiel solcher Schneidigkeit hinlänglich bekannt ist — eine Charaktereigenschaft, die auch der Biograph durchaus nicht leugnet —, so kann und darf man sie dem Schüler nicht zu sehr verdenken. C. Belger ist nämlich ein wahrer und wirklicher Schüler des berliner Gelehrten; ein begeisterter Schüler, nicht blos ein zufälliger Zuhörer, ein Schüler gleichwol, ohne daß Haupt es wußte. Denn dieser ging nicht darauf aus, eine Schule heranzubilden wie etwa Ritschl. Er kannte, wie dies der Verfasser ausdrücklich betont, keinen engern Schülerkreis, der mit ihm in nähern, wissenschaftlichen und geselligen Verkehr trat; er beschäftigte sich außerhalb des Auditoriums und Seminars durchaus nicht und in keiner Weise mit seinen Studenten, hielt sich persönlich in kühler Ferne von ihnen, zeigte sich nur von seiner imponirenden, nie aber von seiner liebenswürdigen Seite. Ob er das seinem berühmten Schwiegervater, G. Hermann, abgelauscht hatte? Von diesem vernehmen wir, durch Ritschl's Zeugniß, daß er „tibi, litteris, viris doctis, denique omnibus aliis magis vixit quam suis discipulis", daß er ferner „publicis scholis parum impendit studii et operae", und daß er pflegte die Schüler „a suo familiari usu et consuetudine prohibere". Oder hatte Haupt jene Liebenswürdigkeit vielleicht gar nicht in dem Repositorium seines Seelenlebens zur Verfügung? Es ist leider Sitte geworden (wenigstens in Deutschland), daß man, solange berühmte Männer am Leben sind, über ihre Bitterkeit, Schroffheit, Rücksichtslosigkeit nicht genug Worte der Klage findet: wenn sie dann gestorben sind, flugs wendet sich das Blatt und aus

jenen Schwächen und Unebenheiten werden ebenso viele Tugenden, zum mindesten Exuberanzen von Tugenden, naturnothwendige Schalen und Schälchen, welche den edeln, den goldenen Kern zu schützen hatten vor ungeweihter Berührung. Mit andern Worten: das „de mortuis nil nisi bene" wird als Freibrief zur Umgehung der Wahrheit betrachtet. Warum soll man nicht auch von großen Gelehrten sagen dürfen: sie waren schroff, rücksichtslos, wenig human in ihrem persönlichen wie in ihrem literarischen Auftreten? Ist dies nicht besser, als so unerquickliche Unverträglichkeiten in einem Athemzuge vereinigen zu wollen, wie wenn es in einem gewissen Nekrolog eben von Haupt hieß, „er sei in seiner oft maßlosen und rücksichtslosen Art doch nie ungerecht gewesen" (maß- und rücksichtslos sein gehört doch wahrlich nicht zu den Ausstrahlungen der Gerechtigkeit!), und „er habe wol manchmal das Bewußtsein, nie aber die Absicht gehabt, zu verletzen" (um diese hyperfeine Unterscheidung könnte man von einem Sophisten beneidet werden!). Auch bei Lachmann, Haupt's unverrückbarem Vorbild, ging es nicht ohne jene Rücksichtslosigkeit und erbarmungslose Schärfe ab, und bei Haupt war es nicht bloße Pietät gegen den Meister, der ihm die Nachahmung dieses Charakterzugs empfahl, sondern — den Eindruck macht wenigstens Belger's Schrift — er fand in seiner eigensten Natur etwas Homogenes bereits vor. Er war ja kein Nachahmer im gewöhnlichen niedern Sinn, weil ihm etwa die Kraft gefehlt hätte, originell zu sein; er brauchte Lachmann nicht zum Muster zu nehmen, weil er selbst von Natur zum bedeutenden Gelehrten geschaffen war; gerade an ihm, der sonst seine Selbständigkeit und Ueberlegenheit gegenüber andern so scharf und schneidig hervorzukehren wußte, macht dieses exceptionelle und contraire Verhalten gegenüber Lachmann, diese Idiosynkrasie möchte man beinahe sagen, eher einen rührenden Eindruck.

Bei aller Wärme, welche unser Biograph seiner Darstellung eingehaucht hat, kann man nicht behaupten, er habe nur ins Schöne gemalt, nur die Wahrheit zum psalmirenden Panegyrikon hinaufgeschraubt. Es sind unmittelbar nach Haupt's Tode Nekrologe von nahen Freunden des Verstorbenen erschienen, wo die Farben stärker aufgetragen waren, so z. B. wenn behauptet wurde, Haupt sei von allen Mitlebenden der größte und gründlichste Kenner der Gräcität gewesen. Das war doch, auch cum grano salis verstanden, eine, wenn auch pietätvolle Ueberschätzung; denn mit Haupt lebte auch August Meineke, lebte Theodor Bergk und andere, denen Haupt schwerlich die Palme entrissen hat, wenn er auch an Gründlichkeit und Akribie selbst im Kleinen und Kleinsten von keinem übertroffen wurde. Ein schöner Zug an Haupt's Charakterbild ist, daß er mit seiner Gelehrsamkeit nicht prunkte. Sein Geist umspannte viele Kreise des Wissens, die seine Schriften kaum ahnen lassen. Er war neben der classischen Philologie, wie bekannt, nicht blos in der germanistischen Wissenschaft völlig zu Hause, ja ein anerkannter Meister, sondern auch mit der romanischen Literatur, theilweise auch mit dem Slawischen vertraut.

Ueber das Eintheilungsprincip, wonach der Verfasser seinen Stoff gegliedert hat, ließe sich hier und da mit ihm rechten; so ist z. B. nicht ersichtlich, inwiefern die „Unterordnung der Einzelwissenschaft unter die Gesammtwissenschaft" etwas „Ethisches" sein soll. Auch könnte gerügt werden, daß der philosophische Flug den Verfasser hier und da über das Ziel hinausträgt (siehe z. B. das Schlußkapitel, wo die „Humanität", man weiß nicht wie, mit dem „auserwählten Volke", mit Spinoza und Schopenhauer zusammengebracht wird); leicht wäre auch zu dem Abschnitt „M. Haupt als akademischer Lehrer" ein passenderes und charakteristischeres Motto auffindbar gewesen als das farbenblasse und triviale: „Nur durch das geschichtliche Verständniß vergangener Zeiten wird ihre Beurtheilung gerecht und frei." Wir möchten den Verfasser bitten, diesen Satz einer logischen Analyse zu unterwerfen. Aufgefallen ist uns ferner unter den Bemerkungen über das traurige Skandiren und Elidiren der Verse, wie es von Haupt als Schulschlendrian getadelt wird, ohne daß übrigens Mittel und Vorschläge zum Bessermachen mitgetheilt würden, die Benennung der Cäsur nach dem vierten Trochäus als einer „Cäsur nach dem Trochäus des Anapästs" (?). Sodann die Behauptung, daß in dem bekannten Streit Gottfried Hermann's mit Böckh über die Behandlung griechischer Inschriften der Erstgenannte mit den meisten seiner Einwürfe recht habe. Auch ist es ein Widerspruch, wenn der Verfasser als Beispiel für Haupt's Erklärungsmethode den von ihm gebilligten Grundsatz desselben anführt: man müsse immer ausgehen von derjenigen Bedeutung eines Wortes, welche die allersinnlichste sei — dann aber wieder von sich aus die Behauptung wagt, es sei grundfalsch, alles aus einer Grundbedeutung entwickeln zu wollen.

Was nun den Theil des Werks betrifft, welcher Hauptiana enthält, so sind vor allem lesenswerth die Bemerkungen über seine Handhabung der Kritik (diplomatische und sogenannte höhere Kritik, wobei die Behauptung merkwürdig ist, daß die meisten Fehler in den Handschriften nicht diplomatischer, sondern psychologischer Natur seien, d. h. herrühren aus der Vertauschung gewöhnlicher Begriffe gegen ungewöhnliche — doch wol umgekehrt? Aber auch so ist die Behauptung unrichtig, da die aus bloßer Verschreibung hervorgegangenen Corruptelen bei weitem die Mehrheit bilden) ferner die Ansichten Haupt's über das Wesen der epischen Poesie und die Trilogien der Dramatiker. Wir heben daraus einige hervor: Die Einheit volksmäßiger Gedichte, wie der „Ilias", beruht nicht auf der Einheit eines Plans und eines Dichters, sondern auf Einheit der Sage; die Aöden sind nicht die Erfinder, sondern die Träger dieser Poesie. Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wer sind denn nun die eigentlichen Erfinder, die ποιηταί, der That nach — wenn denn dieses Wort wirklich, wie behauptet wird, erst der Kunstpoesie angehört?

Haupt wird antworten, und zwar mit Steinthal, dessen Theorie des Epos und der epischen Sänger er sich so ziemlich scheint angeeignet zu haben: der ewig und namenlos schaffende, wirkende und webende Volksgeist oder die Volksseele. Das sei ja eben das Wesen des Epos, daß es so naturgemäß sei wie Gras und Blume, und so aus dem Gemüth wachse wie jene aus dem Erdboden. Die homerische Poesie, heißt es weiter, gehört zu der dritten und höchsten Gattung des Epos, zur sogenannten organischen — wozu auch die „Nibelungen", das finnische Epos „Kalewala" und das französische „Rolandlied" zu zählen sind. Die erste Gattung ist das isolirende Epos, d. h. das aus lauter vereinzelten Liedern bestehende, das der Kelten, der Serben, der Skandinavier; die zweite Gattung begreift unter sich das agglutinirende Epos, d. h. viele aneinandergereihte Lieder, die denselben Helden besingen, so die Cid-Romanzen. Und der Unterschied zwischen dieser und der organischen Gattung? Antwort: hier bildet der Gesammtgeist einen organischen Kreis epischen Gesanges. Wenn nur dieser Gesammtgeist zu fassen wäre, wenn er nur einer Zergliederung und Motivirung Rede und Antwort stände! Aber er gleicht beinahe einem Zaubermittel, das alle Schäden heilt, wenn man gläubig ist; sobald man neugierig nach Ursprung und Beschaffenheit fragt, so geht's ihm wie dem Lohengrin — er verduftet! Die Quintessenz des Wissenswürdigen über Homer concentrirt sich eben in jenem räthselhaften Gesammtgeist, und gerade über ihn sollen wir keine Auskunft erhalten! Mag man sich noch so sehr beklagen über die „Körperlosigkeit" der T. Bergk'schen Diaskenasten, die das niedergeschriebene Gedicht Homer's verunstalteten — sein Gesammtgeist ist gewiß nicht faßbarer und wesenhafter. Kaum anfechtbar dürfte dagegen der auch schon von andern aufgestellte Satz sein, daß das Epos sich immer an den Mythus, der in sagenhaft gestalteter Geschichte sein Spiel treibt, also doch an einen Kern historischer Ereignisse anschließt. Damit ist ausgesprochen, daß es nichts sei mit der von gewissen vergleichenden Mythologen aufgestellten Theorie, daß ganze große Epen wie die „Ilias" nichts weiter seien als eine in geschichtliche Vorgänge umgesetzte Symbolik von Naturwesen (der Sonne, des Wassers u. s. w.). Was schließlich die Liedertheorie betrifft, so bildet die von Kirchhoff nachgewiesene höchste Wahrscheinlichkeit — um nicht zu sagen der Beweis — von der Unzulänglichkeit jener für die „Odyssee" ein gefährliches Präjudiz für die „Ilias", an welchem die Lachmann-Haupt'sche Theorie (von so und so viel genau nachweisbaren Einzelliedern) zu scheitern scheint, und ein großes Lied, ein wirkliches Epos vom „Zorn des Achilleus", ist, neben dem vom „rückkehrenden Odysseus", kaum mehr abzuweisen.

J. Mähly.

Poetische Uebersetzungen.

1. Gedichte von Bayard Taylor. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Karl Bleibtreu. Mit einem Einleitungsgedicht von Henry Wadsworth Longfellow. Berlin, Schleiermacher. 1879. Gr. 16. 2 M. 80 Pf.

Die vorliegende Uebersetzung bietet eine Auswahl aus zwei in den Jahren 1864 und 1875 erschienenen Gedichtsammlungen Taylor's und enthält: „Dichtungen aus dem Orient", „Des Dichters Tagebuch", „Romanzen und lyrische Gedichte", „Balladen und lyrische Gedichte".

Sollen wir die Gedichte im allgemeinen charakterisiren, so sagen wir: Energie des Seelen- und Gedankenlebens, an die sich fast als unmittelbare, jedoch künstlerisch überwachte Folge eine entsprechende abgerundete, fest ausgeprägte, die Strömung vor Ueberflutungen sichernde Form und Fassung anschließt; die Mannichfaltigkeit der Anschauungen und Erlebnisse und doch wieder jenseit derselben das Asyl, das Haus, der Garten, die Stille im Gemüth, die philosophische Vertiefung. Nicht ohne Grund sagt Longfellow im Einleitungsgedicht:

> Todt lag er unter manchem theuren Buch,
> Den Frieden Gottes seine Stirne trug.

Bei einem Dichter sieht man sich gewöhnlich nach Vorbildern um, und wer kann sich diesen gänzlich entziehen? Die Zeit ist ein Baum, wo der jüngste Zweig theilnimmt an den Säften der andern. Alles steht unter dem Einflusse der Wechselwirkung. Taylor selbst beruft sich in einem Gedichte auf Shelley. „Ich wählte Shelley's Tracht", sagt er. Aber dieser Ausdruck entsprang aus subjectiver Theilnahme und sagt mehr, als auf Taylor sich anwenden läßt. An den Shelley'schen Geist, an dessen „Alastor, or the spirit of solitude", mag manches erinnern; doch er gestaltete sich bei Taylor so eigenthümlich, daß man darüber Shelley vergißt, d. h. er fesselt und zwingt zum Verweilen, sodaß wir uns gar nicht angeregt fühlen, vermittels der Reflexion Parallelen zu ziehen. Ebenso sagt man: in den „Dichtungen aus dem Orient" ahmte er Freiligrath nach, und dieser selbst behauptete das. An einen befreundeten Uebersetzer Taylor'scher Gedichte schrieb er: „Du hättest dabei wol auf mich als das Original hinweisen können; in einem Gedichte erscheint Taylor als der leibhafte Freiligrath." Auffallend genug, wenn Autoren von der Warte ihrer durch castellartige und daher leicht copirbare Abgeschlossenheit gekennzeichneten Production sich gern nach Leuten umsehen, welche in unzähligen Wiederholungen des Originals dieses selber durch Monotonie ruiniren, zumal wenn der ursprüngliche Baumeister, verliebt in sein Schau- und Brillantstück, sich endlich selber copirt und z. B. in dem Gedichte „Das Pferd des Husaren", welches wir

unlängst in einem für die Weihnachtszeit berechneten prachtvoll illustrirten Sammelwerk (auch das Husarenpferd war illustrirt) lasen, von einem „beinernen Pflaster" spricht und von den „Gedanken der Sterbenden, welche dem Pferde um Schenkel und Flanken sengend glühen", und von den „Flüchen derselben, die jedoch das Pferd schnaubend mit sich fort im Hufhaar tragen wird". Das heißt Kaspar Lohenstein überbieten, und dieser kann denn rufen: Seht auf mich hin, ich bin das Original!

Der Grund zu den „Dichtungen aus dem Orient" liegt tiefer. Taylor erscheint darin als Idealist, indem er über die Gegenwart seines Heimatlandes (Vereinigte Staaten von Nordamerika) hinausstrebt und den Orient, d. h. das in sich Vertiefte, das nicht den unmittelbaren Nutzen Suchende zu der Handgreiflichkeit des Alltagslebens will hinzukommen lassen. Zwar „eingereiht" (so heißt die Ueberschrift eines Gedichts) ist er, aber zu der Freiheit seines Landes will er noch „der Zeit, die ihm hinaufzustreben wehret, die Freiheit abringen, den Orient im Westen zu suchen und anzubauen". Ja aus der Reaction gegen den lediglich auf die gegenwärtige Oertlichkeit und deren Ausbeutung erpichten Sinn bildet sich nicht selten bei den sogenannten Yankees das Extrem der Verneinung alles Thatsächlichen und Praktisch-Handgreiflichen. So heißt es in dem Gedicht eines Nordamerikaners, dessen Namen wir leider vergessen haben:

Weg mit der That! sie ist der Fluch der Zeit.

Und dann:

Wir sind nicht da zum Kampfe, nein, zur Rast!
Am Grund des Meeres ihrer Schal' entquillt
Die Perle, wo kein Sturm die Fluten traf;
Die eingesargte Saat entkeimt und schwillt
Im Schos der Erde still, im tiefsten Schlaf;
Und für den Brautkranz, holde Rose, du
Blühst üppig auf zum Licht in sanfter Ruh'.
Mag Honig sammeln, der auf Erden lebt,
Und ihn bis an den Tod in Zellen staun —
Mir gnügt's, in süßem Traum umherzuschaun,
Athmend in Sommerluft
Der Blumen würz'gen Duft,
Genießend, bis mein Fittich aufwärts schwebt.

Und so in verwandter Weise bei Taylor:

Wein war verbannt von unserm Land,
Das uns nur gab, was nöthig —
Doch rastet nun die müde Hand,
Zu süßerm Lohn erbötig;
Nun träumende Behaglichkeit
Statt ewigem Mühn und Wachen —
Bekehre jeder sich beizeit
Zur Liebe und zum Lachen!

Oder:

Wie Perle in der Schale ruht,
So schläft in mir der frohe Geist.
Nichts weiß von Leid mein stolzer Muth,
Doch weiß ich halb, was Freude heißt.

Ich fühle nun in Puls und Brust
Der Leidenschaft Gewoge kaum —
Ein Leben leb' ich unbewußt,
Wie's haucht aus jenem Jasminstrauch.
Nichts wissen! — Ach, wie macht es froh!
Verzaubert tief in süße Ruh',
Ob Mann ich oder Rose, o,
Nicht aus dem Traum mich pflücke du!

Was „Des Dichters Tagebuch" anbelangt, so erscheint uns manches darin räthselhaft, das wir sozusagen herausahnen müssen. Zur Verdeutlichung hätte es eines Commentars und zwar von seiten des Dichters selbst bedurft, obwol die dadurch entstandene Klarheit eben die Spannung oder das Bestreben, das Mysteriöse errathen zu wollen, beeinträchtigt hätte.

Für das einfache Lied, welches sich aus der Tiefe des Gemüths mit geräuschloser musikalischer Welle zwischen grünen sanftgeneigten Ufern hinbewegt, hat unser Dichter doch weniger Geschick: seine Strömung rauscht und bricht sich an gezackten Vorsprüngen.

Nirgends aber fehlt dem Gedanken die schöne Verleiblichung. Den wahren Dichtern gegenüber, und zu diesen rechnen wir Taylor, existirt die Natur nicht, insofern man diese für etwas Todtes oder absolut Geistloses ansieht. Alles nimmt da Leben und künstlerische Gestalt an, wie bei den alten Griechen. Ihre ganze Mythologie besteht in Verkörperung von Ideen, nur daß jene in der Gestalt von Göttern sich zu sehr von der mysteriösen Urtiefe losbrachen und wie umgrenzte, wennschon höher geartete Menschen auf der Bühne des Lebens auftraten. Es ist die Aufgabe des modernen Dichters, der geheimnißvollen Naturkraft eine solche Verkörperung zu verleihen, daß jene nicht in dieser sich vollständig abschließt, sondern als etwas Unendliches durch das Endliche hindurchleuchtet und sonach der Hörer oder Leser sich gespannt fragen muß: ist hier mysteriös Allgemeines oder wirklich Persönliches? bis er zu der Lösung gelangt: es muß wol beides zueinander gehören. Diesen Hinweis des einen auf das andere finden wir bei Taylor, z. B. auch in dem Gedicht „Hylas", aus welchem wir nur eine Stelle citiren wollen. Als die Argo im windstillen Wasser lag, benutzte Hylas, Hercules' bekannter junger Freund, den Aufenthalt zu einem Bade im Skamander, kam aber dabei ums Leben:

Da murmelten die Lilienwellen: „Hylas!"
Und mit dem Ton glitt einer Woge ähnlich
Ein kalter glatter Arm um ihn, und drunten
Im grünen Dunkel schimmerte ein Busen,
Sich langsam draus erhebend. Immer enger
Umwand ihr Arm ihn, bis an seine Schulter
Sich ihre Wangen schmiegten und ihn bläulich,
Ein Seidennetz, umfingen ihre Locken.
Ihr Aug' von bleichem Emerald erhebend,
Den Nacken mit Korallenlippen küssend,
Aufs neu sie murmelten ins Ohr ihm: „Hylas!"

Mit Recht weist der Uebersetzer unter andern Gedichten auf „Harpokrates", „Seelenwanderung der Fichte" als schönste und formvollendetste hin. Letzteres Gedicht zeugt ebenfalls von Taylor's Liebe für den Orient und entsprang aus der Erinnerung an Buddha, der die gegenwärtige feinere oder gröbere Existenz als Folge einer bewährten

oder nicht bewährten frühern ansah. Die Fichte, deren Herz man durchsägte, spricht:

— — Der Sinn mir mit den Zweigen wich.
Als Mast den Sturm bekämpfte ich nachher.
Was half's? Denn nur in Tönen lebte ich,
Und ach, ich sang nicht mehr.

Doch oft erwacht dies Leben, wieder bringt
Es luftige Stimmen steigend himmelwärts,
Bis Erd' und Aether mir von Wohllaut klingt,
Von Poesie mein Herz.

So ward ich ein Poet. Entsprungen dort
Sind diese Regungen der Seele, die
Der Griff der Kunst nicht packt, für die kein Wort
Die Sprache uns verlieh.

Und wenn durch mein Gedicht ein frischer Hauch,
Fremd, aber wild harmonisch wogt und kreist —
Glaubt mir: dort murmelt, wenn gebrochen auch,
Der Fichte alter Geist.

Wir halten die vorliegende Uebersetzung für sehr verdienstlich. Zwar sieht man bei Uebertragungen aus fremden Sprachen wie durch einen Schleier auf den Kern und Stern, aber wir erkennen hier doch deutlich die Physiognomie. Freilich begegnen wir falschen Reimen, Verstößen gegen die Quantität, ungefügen Wortstellungen, die leicht hätten vermieden werden können, und vielleicht geschieht das bei einer etwaigen zweiten Auflage. Wir unterlassen es für diesmal, Verbesserungen in Vorschlag zu bringen, und geben zum Schluß und als fernere Probe das Gedicht Taylor's:

Ein Weib.

Sie ist ein Weib, ich aber bin ein Mann,
Und dies beweist, daß ich sie lieben muß,
So viel ein Mann vermag. Zusammenrann
Sich mischend unser Wesen wie ein Fluß,
Der heiter stets im Bett des Lebens ruht,
Nie überschäumend mit empörter Flut.

Sie ist ein Weib, doch stark ihr Geist und brav;
Nicht hohle Mädchenträume sie beweint.
Die Herrin wol, nicht der ergebne Sklav
Von ihrem Ideal; verschmäht, was scheint,
Für das, was ist. Illusion vergeht,
Doch wahre Liebe alles übersteht.

Sie schaut durchs Leben, und gerecht sie wägt
Menschen und Dinge ab, drum manch Fragment
Zerstörter Sterne sie zu finden pflegt
In des gemeinen Staubes Element.
Ihr Frauenstolz zurück Gemeines schreckt,
Kein Staub die reine Sohle ihr befleckt.

Und ihrer holden Augen steter Schein
Falschheit erräth und Eitelkeit verlacht.
Da ist nicht Raum für Eifersüchtelei'n,
Wo Treu' und Liebe herrscht mit zarter Macht.
Jedes Geschlechtes bessrer Theil ihr ward:
Des Mannes Ernst, des Weibes zarte Art.

Sie ist ein Weib. Wär' Liebe Führerin —
Bescheiden stiege sie zum Thron empor,
Doch nähm' auch Armuth mit zufriednem Sinn;
Ein Stab im Sturm, im Sonnenschein ein Rohr.
Kein hübsches Spielzeug für den Zeitvertreib,
Mutter des Manns und ebenbürtig Weib.

2. Longfellow's ältere und neuere Gedichte in Auswahl. Deutsch von Adolf Laun. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. 1879. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Die Sammlung, bestehend aus 84 Gedichten, enthält: „Vermischte Gedichte", „Sonette", „Aus den Sklavengesängen", „Epische Dichtungen".

Wenn der Uebersetzer in dem Widmungssonett sagt:

Dein Vers, aus dem der Wehmuth Thränen thauen,
Singt Frieden, Glauben, Hoffnung und Entsagen —

so unterschreiben wir das. Longfellow erscheint in diesen Gedichten als ein sehr liebenswürdiger Charakter, in welchem alles auf Harmonie und Versöhnung hinarbeitet. Zwar mächtige Schmerzen durchziehen seine Lieder: an die Freunde denkt er, welche dahin sind; an die Jugend, welche nicht wiederkehrt, aber niemals läßt er sich zu sogenannten pessimistischen Stimmungen verleiten; niemals durchbohren die Schmerzen den Goldgrund seiner Seele, um den Frieden mit hinabzureißen; in dem gottinnigen, Diesseits und Jenseits verknüpfenden Gemüthe des Dichters fühlen wir uns mitberuhigt, und das ist viel werth. Zwar:

In der Gottesschmiede Hallen,
Wo des Schicksals Hammer fallen,
Sind die Dichter Funken nur —

aber der Moment eines edeln naiven Schaffens überragt die Reflexion über Vergänglichkeit und erzeugt die unmittelbare Gewißheit unbeschränkter Dauer. Wer auch, wenn er sich die kostbare Perle Kleopatra's vergegenwärtigt, denkt daran, daß sie dahinschwand — sie ist nicht verschwunden:

Nie umsonst ist das Bemühen,
Denn im Thun, im Kraftentfalten
Sind Belohnungen enthalten.

Dieselbe Idee, welche dem zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" zu Grunde liegt.

Der Jüngling, welcher durch Schnee und Eis ein Banner hinauftrug, stirbt auf höchster eisiger Höhe, also auf der Höhe des Unglücks, mit dem Rufe: excelsior!

Man fand ihn dort im Morgengraun,
Im Tode schön noch anzuschaun;
Ein Ton fiel aus des Himmels Fern'
So hell, als wär's ein fall'nder Stern:
Excelsior!

Freilich: excelsior! Der unendliche Geist durchbricht die enge Form, um sich, da er ohne Form nicht existiren kann, je nach den auf Erden erklommenen hohen oder niedern Stufen mit verwandter Form zu umkleiden. Also Fortschritt des Individuums und individueller Verhältnisse, damit diese mehr und mehr an sich selber vollenden, was schon im Universum vollendet ist. Viele Gedichte geben dieselbe Idee in ähnlicher Form wieder, z. B. „Die alte Hausuhr", „Das Licht der Sterne":

O Sonne der Kraft (Mars), so hell entbrannt,
Du lächelst meiner Pein,
Du winkst mit deiner Eisenhand
Und lehrst mich tapfer sein.
Der Stern der festen Willenskraft
Steigt auf in meiner Brust,
Still, heiter, fest und unerschlafft
Und ruhig, selbstbewußt.

Oder:

Ein hübscher Bursch mit seidenem Gelock,
Ein Träumerkind mit Augen sanft und blau,
Der spielend Thurm um Thurm und Block um Block
Zusammenstellt zu seines Schlosses Bau.

Ein kühner Reiter auf des Vaters Knie,
Der in der Kinderstube unverwandt
Den Sagen lauscht romant'scher Poesie
Und Heldenthaten aus dem Märchenland.

Ganz andre Schlösser hast du einst zu baun,
Ganz andre Rosse sind in Zukunft dein,
Ganz andre Wunderdinge wirst du schaun,
Und größer, herrlicher wird alles sein.

Bau' fort am Schlößlein, das sich stets verschönt
Und sich emporhebt bis zum Himmelslicht,
Horch auf die Stimme, die von oben tönt,
Und laß vom schlichten Kindesglauben nicht!

Die „Sklavengesänge" bezeugen des Dichters Theilnahme für die leidende Menschheit. Wer fühlt nicht mit ihm Sympathie für das Quadroonmädchen, welches bleich wurde wie der Tod, als sie, die schöne, mit dem sanften klaren Auge und dem Lächeln um den Mund, das so lieblich und mild spielte wie im Dom auf goldenem Grund ein Heiligenbild, als sie — der Vater, der Plantagenbesitzer, an einen Seemann verhandelte!

Reizende Einzelbilder auch innerhalb des Rahmens:

Am Sonntag sitzt er (der Dorfschmied) in der Kirch'
Mit seiner Knaben Schar,
Er horcht auf Predigt und Gebet,
Und wenn ihm rein und klar
Vom Chor der Tochter Stimm' erklingt,
Ergreift's ihn wunderbar.

Dann ist's, als ob im Paradies
Die todte Mutter singt, u. s. w.

Es ist uns, als müßten wir das Bild noch weiter ausmalen, und so denken wir, daß der Vater beim Heimgange von der Kirche die Hand seines Töchterchens ergreift und dabei sagt: Ich hörte deine Stimme, sie drang mir ins Herz!

Aus dem Gedicht „Nüremberg" citiren wir zwei Stellen. Die erste lautet:

Nicht die Rathsherrn, nicht die Kaiser ziehn den Blick des Wandrers an,
Nein, dein Maler Albrecht Dürer und Hans Sachs, dein Handwerksmann.
Nüremberg, ein ferner Waller zog durch deine Gassen hin;
Als er träumend dort verweilte, kam dies Lied ihm in den Sinn,
Und aus deines Pflasters Ritzen stieg gleich einem Blumenflor
Ihm der Arbeit alter Adel, ihm des Fleißes Ruhm empor.

Die zweite Stelle bezieht sich auf die berühmte, auf dem Grabsteine Dürer's befindliche, von dessen Freunde, dem Patricier Wilibald Pirkheimer, verfaßte Inschrift, welche in dem einzigen Worte „Emigravit" besteht:

„Emigravit" heißt die Inschrift auf dem Stein, der von ihm spricht,
Todt nicht ist er, nur geschieden, denn der Künstler stirbt ja nicht.

Bei Longfellow lautet die Stelle im Englischen so:

„Emigravit" is the inscription on the tombstone, where he lies,
Dead he is not, but departed, for the artist never dies.

Wir lasen diese Zeilen zum ersten male auf einem weißseidenen Bande, das einen Blumenkranz umgab, welchen wahrscheinlich ein Nordamerikaner oder Engländer auf den Grabstein Dürer's gelegt hatte, und übersetzten dieselben damals sofort mit folgenden Worten, deren Mittheilung wir uns nicht versagen wollen, obschon sie neben der soeben angeführten Uebertragung als sehr überflüssig erscheinen mag:

„Emigravit" sagt der Stein dir, wo er ruht im Erdenschos,
Denn mit nichten stirbt der Künstler, sondern Abschied nimmt er blos.

Unter den zwölf epischen Dichtungen finden wir die anmuthig wiedergegebene bekannte Geschichte zwischen Eginhard, dem Kanzler, und Emma, der Tochter Karl's des Großen. Im „Baron von St.-Castine" wird erzählt, wie der einzige Sohn desselben aus der Einsamkeit des Schlosses nach Nordamerika entfloh, wo er, wie er später an den Vater schrieb, seine Freude an des Urwalds Scenen fand und an den schönen Töchtern eines Indianerstammes, was den Vicar, den einzigen Gesellschafter des bekümmerten Barons, nicht ohne Grund besorgt machte; denn später kommt ein zweiter Brief, in welchem der Sohn seine Verheirathung mit der Tochter eines Indianerhäuptlings meldet, worüber der adelsstolze Baron dermaßen von Schmerz erfüllt ward, daß er plötzlich dahinstarb. Hier hätten wir denn freilich gewünscht, daß er am Leben geblieben wäre. Unser Dichter ließ sich nämlich den Conflict oder die Spannung entgehen, in welche ohne Zweifel der alte, übrigens würdige Baron mit seinem bornirten Standpunkte beim Anblick der später auftretenden, „von wunderbarem Liebreiz umhüllten" Indianerin gerieth, deren „Auge des freien Geistes heiteres Licht umstrahlte". Hier also Offenheit, Freiheit, Weitsicht, Allgemeinmenschliches, mit einem Worte die in schönster Form erscheinende Idee, und dort Voreingenommenheit, subjective Beschränktheit. Natürlich mußte die Idee den Sieg davontragen. Da nun aber der alte Baron, die zweite Hauptperson, nicht mehr da ist, so gleiten die beiden Vermählten wie über widerstandslose, monotone Meeresfläche dahin, die uns doch erst dann am reizendsten erscheint, wenn sich die Conflicte bis in die Fläche hinein und zwar so äußern, daß die anfangs heftig bewegten, aber immer milder werdenden Wellen sich schließlich in lebensvollen Frieden auflösen.

Nur wenige Proben theilten wir mit, aber man kann wohl sagen: ex ungue leonem, wie der Theil, so das Ganze! Die Uebersetzung scheint uns meisterhaft, und wir freuen uns, auch hier zu sehen, wie die deutsche Sprache, ohne dabei im mindesten an Kraft zu verlieren, sich aufs ungezwungenste in allen Formen zu bewegen vermag. Seien hiermit Longfellow's Gedichte und ihr Uebersetzer dem Publikum bestens empfohlen!

3. Die goldene Legende von Longfellow. Uebersetzt von Elise Freifrau von Hohenhausen. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 4 M.

Diesem Gedichte liegt die von Hartmann von der Aue (lebte ums Jahr 1200) verfaßte Dichtung: „Der arme Heinrich" zu Grunde, von Longfellow „goldene Legende" genannt, weil sie alle andern Legenden an Schönheit und Bedeutung übertreffe.

Heinrich, ein reicher deutscher Edelherr, fürstlicher Abstammung (bei Longfellow Prinz genannt; sein Bedienter erscheint einmal in Livree) und außerordentlich gütig, was in der damaligen Zeit des Drucks und der Leibeigenschaft viel sagen will, wird in der Weise Hiob's vom Aussatz heimgesucht, was ihn veranlaßt, da alle ihn meiden, sich auf den Hof eines seiner Bauern zu begeben, der sowie dessen Frau und noch sehr junge Tochter, bei Longfellow Elsbeth genannt, sich sehr liebevoll gegen ihn erweisen. Letztere, als sie vernimmt, daß nach der Aussage des besten Arztes oder Meisters zu Salerno nur der Tod eines jungen unschuldigen Mädchens ihn vom Tode erretten könne, faßt den Entschluß, für ihn zu sterben. Alle Gegenbitten von seiten der Aeltern sowie Heinrich's sind vergeblich. Endlich willigen sie ein, da sie überzeugt sind, daß der aus Gram erfolgende Tod schlimmer sei, als ein Tod, welcher vom Tode errettet. Elsbeth liebt Heinrich, der sie scherzhaft „mein Gemahl" nennt, aber diese Liebe ist durchaus geistiger Natur. Die Vertiefung des jungen Mädchens in den Goldgrund der Seele ihres lieben befreundeten Herrn läßt sie alles Widerwärtige seines Aeußern vergessen. Als Heinrich zu Salerno durch den Spalt der verschlossenen Thür sieht, wie der Meister das vollständig entkleidete junge Mädchen auf dem Tisch sich ausstrecken läßt, um ihm mit gezogenem Messer den Todesstoß zu versetzen, verlangt und erlangt er, entzückt über die Schönheit des in eins verschmolzenen geistigen und leiblichen Wesens, Einlaß: sterben will er lieber selber, als sie sterben lassen. Die Aufregung jedoch, die Spannung auf das zu errettende schöne Leben erzeugt in ihm selber eine psychische Energie, welche den durch die Reise nach Salerno bereits eingeleiteten körperlichen Umwandlungsproceß vollendet: er fühlt sich wieder gesund. Und so reisen sie in die Heimat zurück, wo sie, die sich früher scherzhaft Gemahl nannten, nun wirklich durch priesterliche Einsegnung Gemahl und Gemahlin werden.

Dies ist kurz der Inhalt des „Armen Heinrich" bei Hartmann von der Aue, wo das Ganze etwa funfzig Seiten umfaßt. Alles ist da einfach, tief empfunden, gut motivirt. Longfellow dagegen gibt die Erzählung auf 223 Seiten in dramatischer Form, wo sich denn die Scenen nicht auseinander entwickeln, sondern nebeneinander legen. An den Faden der Reise vom Rhein nach Salerno werden Ereignisse aufgereiht, die mit der Geschichte nichts zu thun haben. Elsbeth erbat sich ausdrücklich von Heinrich, daß er auf den eigentlichen Kern der Sache nicht zurückkomme. Damit war denn äußerlich das Motiv zu den mannichfaltigsten Episoden gegeben: das Gedicht verwandelt sich in eine Art Kaleidoskop, das man, um ein neues Bild zu gewinnen, blos umdreht. Der Anfenthalt in Straßburg nimmt allein 42 Seiten hin. In der Kathedrale daselbst wird das Leben Jesu vorgeführt. Ja sogar die den Apokryphen entnommene Legende von den zwölf aus Sand und Wasser gebackenen Sperlingen, welche Jesus fliegen läßt, kommt darin vor. Bei Gelegenheit des bethlehemitischen Kindermordes sagt Herodes:

Potztausend Himmelsakrament!
Wie das in meinem Kopfe brennt.
Ich bin Herodes, bin der König,
Die Juden sind mir unterthänig:
Wer will mir Kron' und Scepter rauben
Und sich ein Judenkönig glauben?
Bringt her mir eine volle Kann'
Vom guten Wein aus Kanaan u. s. w.

Die Sprache soll uns nicht auffallen. Die Majestät des Doms und der damaligen katholischen Kirche ertrug dergleichen schon. Aber auf diese Weise ließen sich die 223 Seiten zu 1000 ausspinnen. Und was soll uns dieser Lucifer oder Teufel im Gedicht? Heinrich kniet einmal vor ihm im Beichtstuhl und erbittet sich Absolution für die in Salerno zu begehende That. Der Teufel ertheilt sie ihm, worauf, also post festum, der gute Engel „mit der Aeolsharfe" erscheint:

Ich bitte dich, ich beschwöre,
Höre, o höre
Nicht länger zu, wenn der böse Geist
Das Böse Gutes heißt
Und die Selbstsucht als Tugend preist.

Der Dichter will sagen: die von Lucifer gegebene Absolution ist keine. Dennoch aber ist sie es, da ja Heinrich den Teufel für einen wirklichen Priester hielt. Uebrigens war diese äußerlich ertheilte Absolution überflüssig, da sie Heinrich bereits innerlich besaß, und zwar in der Erklärung des jungen Mädchens und seiner Aeltern: daß ohne ihren Tod zu Salerno dennoch ihr Tod, aber ohne das daraus für Heinrich ersprießende Leben erfolgen würde. Lucifer tritt auch statt des Arztes oder Meisters aus dem Operationszimmer zu Salerno hervor und sagt, indem er Heinrich zurückstößt, zu Elsbeth: „Herein mit mir!" Das erinnert an Mephistopheles' Wort: „Sie ist gerichtet!" Aber dieser stand zu Gretchen in einem ganz andern Verhältniß als Lucifer zu Elsbeth.

Die Detailmalerei reißt den Dichter oft über den eigentlichen Sachverhalt hinweg. So heißt es einmal:

Mein Barbarossa,
Wie wurdest du so warm vom schnellen Reiten,
Ging's im Galop doch über Thal und Höhn.
Es quält mich dein ermüdetes Gestöhn.

Wir denken, wenn ein Aussätziger am Fuße der Alpen, die doch von Salerno noch weit entfernt lagen, im Galop sich dahintragen läßt, so ist das ein Beweis, daß er gesund genug war, um lieber in seine Heimat zurück, als nach Salerno zu seiner geliebten todgeweihten Elsbeth hineinzureiten.

Und wo liegt die Versöhnung? Zu Salerno in der Schlußscene des Hartmann'schen Gedichts. Sterben will Heinrich lieber selbst, da ihm die Genesung durch den Tod des lieben Mädchens kein Leben mehr ist. Das Leben aus Liebe zu ihrem Leben bis in den Tod überwindet den Tod, welchem ein neues Leben entsprießt. Das ist der Kern. Statt dessen läßt Longfellow im Epilog den Engel der guten That mit geschlossenem Buch für Elsbeth, dagegen den Engel der bösen That mit offenem Buch für Heinrich erscheinen. Im Purpurlicht der Sonne erkennt man die „schwarze Schrift". Aber diese wird auf dem Blatt bei eintretender Nacht immer „bläßer", und endlich wieder ganz „weiß und rein". Seltsam! Schwarz in der schwarzen Nacht müßte Blatt und Schrift werden. Bleibt das Blatt weiß, so bleibt auf demselben ja auch die schwarze Schrift. Ist hier die Detailmalerei wieder im Spiel? Also die Nacht tilgt in mechanischer Weise den Schuldbrief, statt daß ihn, wenn von einem solchen die Rede sein kann, die selbstsuchtsfreie Liebe Heinrich's austilgen sollte.

Daß bei der hohen poetischen Begabung Longfellow's schöne Stellen in dem Buche vorkommen, läßt sich nicht verkennen. Wir gestehen indeß, daß uns die „Gedichte" desselben mehr zusagen als diese „Goldene Legende". Uebrigens geht ja wol in Erfüllung, was die Uebersetzerin in ihrem Widmungsgedicht sagt:

Sie (die deutsche Sage) lehrte dich „die goldene Legende",
Die, übersetzt in deutsches Dichterwort,
In deiner Sprache wahlverwandte Klänge,
Wird mehren deinen Ruhm nun fort und fort,
Denn übers Weltmeer tönen die Gesänge.

Dein Lied dringt uns ins Herz und ins Gemüth,
Du wirst nun heimisch in den deutschen Reichen,
Weil du für unsre Poesie geglüht,
Für deutsche Rosen und für deutsche Eichen!

Fremdländischen geistigen Productionen gegenüber ist die deutsche Nation gewiß sehr liebenswürdig. Wenn einmal aus dem Deutschen in eine fremde Sprache, wird zehnmal aus dieser, wie auch hier, gut ins Deutsche übersetzt. Ob sie aber, abgesehen von den Classikern, auch liebenswürdig gegen ihre eigenen Dichter ist, das ist eine andere Frage.

4. Esaias Tegnér's kleinere epische Gedichte. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Mit einem Titelbilde von Leo von Leinburg. Leipzig, Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt. 1879. 8. 2 M. 25 Pf.

Der durch seine große „Schwedische Literaturgeschichte" rühmlichst bekannte Uebersetzer versah sein Buch mit Erläuterungen, die ihren Werth nicht dadurch verlieren, daß die Gedichte, und das gereicht ihnen zum Lobe, meistentheils durch sich selbst verständlich sind.

Wir dürfen annehmen, daß außer der „Frithiofssage" auch diese kleinern Dichtungen, namentlich „Axel", in Deutschland bekannt sind, zumal letzterer, wie es in den Erläuterungen heißt, vierzehnmal ins Deutsche übersetzt ward, von Herrn von Leinburg selbst zuerst 1844, worauf er diese ihm nicht genügende Leistung mit der gegenwärtigen vertauschte, von der er sagt: „Wenn ich recht höre, so hat das Erz jetzt einen reinern und vollern Klang."

Wir glauben, daß er recht hörte: wir hören eine kräftige, in reiner Form dahingleitende Sprache. Auch auf die antikmetrische Form ist Sorgfalt verwandt. Zwar bedient sich der Uebersetzer für Daktylus oder Spondeus sehr häufig des Trochäus und gebraucht auch wol eine lange Silbe statt der kurzen, aber abgesehen davon zeichnet sich seine Behandlung des Hexameters vor derjenigen anderer, die uns zur Besprechung in d. Bl. vorlagen, vortheilhaft aus.

Axel, nach den Erläuterungen ein gewisser A. Roos, welcher 1765 als pensionirter schwedischer General starb, ritt im Auftrage Karl's XII. als Cabinetskurier in geheimer Mission von Bessarabien nach Stockholm. Er wird unterwegs von Kosaken angegriffen und niedergeworfen; aus langen Fieberträumen ins Bewußtsein erwacht, sieht er vor seinem Lager ein junges schönes Mädchen — die Herrin des Schlosses, welche ihn, nachdem sie ihn in dasselbe hineingerettet, sorgsam pflegte. Natürlich entspinnt sich zwischen den jungen Leuten die innigste Liebe. Axel spricht:

O wem, vom Streit der Welt geschieden,
Vom Haß der Menschen unbesucht,
Mit dir in eines Thales Frieden
Hinrauschte seiner Tage Flucht!
Doch ach, mich hält ein Eid gefangen;
Mit strengem Blick, mit bleichen Wangen
Legt dieser Eidschwur seine Hand
Stumm zwischen unsrer Herzen Brand.

Dieser Eidschwur bestand darin, daß, wer in der nächsten Umgebung des Königs zu den Sieben in dem Corps der Blauen gehörte, keine Geliebte haben durfte.

Geduld! Es ist nicht so vom Bösen,
Ein Höh'rer kann den Bannfluch lösen.
Mich ruft die Pflicht; doch wenn der Mai
Zum Fest der Blumen lockt herbei,
Dann komm' ich wie mit Flügelsohlen,
Die Braut mir, mein Gemahl zu holen:
Mit diesem Gruß, mein halbes Ich,
Mein Glück und Stern, verlass' ich dich.

Das Wort Eidschwur ist nun der springende Punkt, aus welchem sich alles andere entwickelt. Also „ein theueres Bild ist ihm im Heimatlande von früher her zurückgeblieben"? reflectirt Marie, die Herrin des Schlosses.

O Buhlerin im Norden du,
Ich schleudre dir den Handschuh zu!

„Buhlerin" paßt doch nicht gut zu dem früher vom Dichter geschilderten Moment der Liebe, welcher, wie wir erwarten durften, mit seinem Glanz alle niedrigen Vorstellungen überstrahlen mußte. Sonderbar auch, daß sie nicht gleich fragte, was es für eine Bewandtniß mit diesem Eidschwur habe, aus welchem Axel kein Geheimniß zu machen brauchte. Aber nein, sie nimmt ohne weiteres eine Buhlerin an, die sie bekämpfen will. Sie begibt sich in Mannskleidung nach Petersburg.

Verloren durch des Kriegs Geschick
Lag Rußlands Hauptstadt, wo am Blick
Des Zaren jetzt mit Furcht und Bangen
Die Völker von Europa hangen.
Sie lag noch klein, ein jüngst dem Ei
Entschlüpfter Lindwurm, an der Bai,
Doch zeigt sie schon die Art der Jungen;
Geringelt auf dem sonn'gen Plan,
Schon zischt sie wie mit Schlangenzungen,
Schon droht ihr giftgeschwollner Zahn.

Marie läßt sich unter die russischen Truppen aufnehmen, um gegen die Schweden, also auch gegen Axel zu kämpfen. Das Ende ist, daß sie in der bald darauf zwischen Russen und Schweden stattfindenden Schlacht schwer verwundet dahinsinkt, aber kurz vor ihrem Tode noch von Axel erkannt wird, der sich über sie hinneigt und ihren letzten Gruß empfängt, worauf er verzweiflungsvoll in Wahnsinn verfällt. Eines Tags fand man ihn starr und todt am Strande, das verloschene Auge nach dem über Marie's Grabe errichteten Male hingewandt, ohne daß er erfahren, warum sie nach Petersburg gekommen war. Wenn der Uebersetzer bemerkt: „Bei unserm Gedicht überglänzt freilich die Pracht des Einschlags das Gewebe selbst weitaus", so wissen wir, was das sagen will. Ueber der Pracht romantischer Ausmalerei übersieht man leicht den Mangel an Zeichnung und Motivirung.

„Die Abendmahlskinder" wurden, wie wir aus den Erläuterungen erfahren, dreizehnmal ins Deutsche, dann in mehrere andere fremde Sprachen und sogar ins Lateinische übersetzt und von dem Propst Wieselgren, „dem schwedischen Theologen und Literarhistoriker von des heiligen Geistes und seines Genius Gnaden", die Pfingstpredigt der schwedischen Poesie genannt. Eine Predigt also, wo sich jedoch die altlutherischen Dogmen nebeneinander reihen, statt daß sie aus einem obersten Princip oder Thema wie Perlen aus einem Born hervorquellen: demnach in letzterer Beziehung eine zu kurze, in ersterer Beziehung eine zu lange Predigt. Dies Nebeneinander erzeugt Eintönigkeit; es ist eine Anhäufung von gutgemeinten, aber sehr auslegungsbedürftigen Worten, die man auf guten Glauben hinnehmen, doch nicht eben weiter ins Bewußtsein vermitteln soll, z. B.:

Die Seraphim beten
Und sie bedecken mit sechs Sturmfitt'chen ihr Haupt vor dem Glanz deß,
Der an das Nichts anlegte das Bleiloth, als er die Welt schuf.

Wir denken, ans Nichts kann man das Bleiloth gar nicht anlegen, und wenn dieses vor Erschaffung der Welt aus dem Nichts bereits da war, so brauchte letztere nicht mehr geschaffen zu werden, da sie bereits im Bleiloth als dem Symbol und Stellvertreter aller ähnlichen Realität existirte. Oder mit andern Worten: Inneres existirt niemals ohne Aeußeres. Die Auseinanderreißung beider Gegensätze erzeugt Lücken, welche der Gedanke nicht überspringen kann. Da läßt denn der Verstand diesseits Beschränktheiten in abgerundeten Bildern erscheinen, die Phantasie dagegen jenseits Klopstock'sche Seraphik aufspielen.

Des Seins holdlächelndste Freuden
Liegen am göttlichen Thron auf den Knien: mit betenden Händen
Preisen sie stumm und gerührt voll Dankes den himmlischen Geber.

Es ist bemerkenswerth, daß zu den bedeutendsten schwedischen Dichtern hochgestellte Geistliche gehörten: Tegnér (Bischof), Franzén (Bischof), Wallin (Erzbischof und Primas von Schweden). Damit war ihnen denn eine bestimmte Grenze vorgezeichnet. Denn nirgends mehr als in Schweden hat sich das sogenannte Altlutherthum ausgeprägt: ein dogmatisches System, dessen harte Schale den Durchbruch der Idee sehr erschwerte. Die von der Regierung auf dem Reichstage eingebrachten mildernden Gesetzentwürfe scheiterten an dem Widerstande der orthodoxen Geistlichkeit; noch im Jahre 1858 wurden sechs Frauen, die vom Luthertum zu einer andern Confession übergetreten, des Landes verwiesen. Und nun sind Bischöfe, Erzbischöfe Dichter — Dichter allerdings, aber wer will sie, wie es namentlich bezüglich Tegnér's geschehen ist, mit Goethe vergleichen, der aus der engen Schale oder Pforte des Daseins das Allgemeinmenschliche, die welterlösende Idee hervortreten ließ? Was blieb diesen hochgestellten Wächtern des Kirchenthums übrig, als die Schachte der Vergangenheit, die altnordische Mythologie mit ihren Recken und Riesinnen auszubeuten und das Gewonnene wie Kleinodien unter schillernden Farbenblitzen den Augen einer ästhetischen Gemeinde darzustellen? Vortrefflich ist ihnen das gelungen. Aber manche sagten doch auch: diese Farben blenden zu sehr und lassen die Tiefe vermissen. Tegnér selbst scheint das gefühlt zu haben, wenn er in Beziehung auf den sehr liebenswürdigen, ursprünglich und unmittelbar aus sich herausschaffenden schwedischen Dichter Kellgren (er starb als Cabinetssecretär Gustav's III.) sagt: „Doch was ist lyrischer Klang auf Silberwogen und ewiger Blumenduft in blauer Luft? Der Dichter hat noch andere Fragen auf dem Herzen, und er will die Schönheit, doch auch das Vernünftige." Wir verschmähen keineswegs einen von Rosen und Vergißmeinnicht umkränzten Born, aber der klar und unumwunden über sie hinwegblitzende, Aug' und Herz erquickende flüssige Krystall gilt uns mehr.

Auch wir bedauern, daß „Gerda", oder wie die frühere Ueberschrift hieß: „Lundner Sagen und Erinnerungen", Bruchstück geblieben ist. Nur der erste Gesang von dem auf vier Gesänge berechneten Ganzen ist vollendet. Der Uebersetzer bemerkt:

Als Bruchstück schicke ich es in die Welt, und als solches mag es in Zukunft dastehen, eine Art Venus von Milo im Louvre der schwedischen Poesie, eine ewige Ruine im weiten Todtenfelde der Weltliteratur.

Und C. W. Böttiger, „der congeniale Schwiegersohn, der Biograph Tegnér's":

Der Plan zu diesem Gedicht ist so großartig, so kühn und neu, daß man es in der That nicht genug beklagen kann, ihn nicht wirklich durchgeführt zu sehen. Die Geschichte der Poesie besitzt kein Seitenstück zu der Pracht des ersten und leider einzigen Gesangs.

In „Die Kronbraut, ein ländliches Gedicht", geschrieben in Hexametern, „tritt", wie der Uebersetzer bemerkt, „der liebenswürdigste der Menschen und Poeten mit seinem freien und offenen, ja hin und wieder schelmischen und sich selbst dem Leser rückhaltlos preisgebenden Wesen persönlich handelnd auf". Freilich ist der Humor der derbe Schalk, welcher sich an den emportragenden Flügel hängt, um ihn der Erde näher zu bringen, nicht um ihn dadurch zu entwürdigen, sondern um die Schönheit desselben mit charakteristischen Merkmalen in vertraulicher Nähe zu zeigen. Ohne Predigt kommen wir jedoch auch hier nicht fort:

Von Gott selbst ist die Ehe, denn selber am Morgen der Tage
Machte der Herr und erschuf vom Gebeine des Mannes die Männin u. s. w.

Zu dem Schlußgedicht „Henri IV." sagt der Uebersetzer:

Das kleine Gedicht; so prachtvoll und farbensatt es im Einzelnen ist, gemahnt im Ganzen doch schon wehmüthig an jene bleichen Rosen und Dalien, welche den nahenden Herbst anzukündigen pflegen. Es war der letzte epische Flügelschlag des bereits sterbenden Schwans und enthält eine Liebesgeschichte Heinrich's IV. von Frankreich: ein Stoff übrigens, welcher schon mehrmals, und zwar mit Glück, in Versen todtgehetzt worden ist, zuletzt, wie wir glauben, von dem königlich preußischen Hauptmann u. s. w. Wilhelm von Normann. Man lese einmal, wenn man den Muth und die Geduld dazu hat, die langen Gedichte dieses „kurzen Poeten", welche er in zwei Bänden herausgegeben hat, und die wir den Unglücklichen, die noch von Baireuth her betäubt sind und denen die sanfte Harmonie der vierundzwanzig Amboße noch im Ohr klingt, zum Einschlafen aufs beste empfehlen.

Inwiefern dies harte Urtheil berechtigt ist, wissen wir nicht, da wir Normann's Gedichte (1846 erschienen) nicht kennen. Es will uns jedoch bedünken, daß der Uebersetzer das Farbensatte und Schwungvolle seiner schwedischen Dichter, in die er sich nun einmal verliebt hat, auf seine Prosa übertrug.

Rudolf Kulemann.

Eine deutsche Philosophin.

Mehr Licht! Neue Folge: Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und ihrer innern Bedeutung. Von E. Laſt. Berlin, Grieben. 1880. 8. 5 M.

Elise Last gehört zu denjenigen Frauen, welche das in der Regel den Producten von schriftstellernden Frauen entgegengebrachte Vorurtheil widerlegen. Mit ihrem neuesten Buch fordert sie zwar mannichfach unsern Widerspruch heraus; es gehört aber doch nach Form und Inhalt zu den bedeutendern Erscheinungen der letzten Zeit. Wir bewundern in ihm einen durchaus individuellen Stil, eine edle, zum Theil hochpoetische Sprache, feine Empfindung und Beobachtung, vielseitiges Wissen, warmen Enthusiasmus, vor allem aber einen Idealismus, eine Gedankentiefe, einen philosophischen Sinn, welcher gerade in unserer dem echten Philosophiren immer noch abgeneigten Zeit um so höher zu schätzen ist, und um den sie viele jener ebenso eiteln wie unbedeutenden Gelehrten beneiden könnten, mit deren beschränktem Horizont nur noch die Geschmacklosigkeit ihrer Urtheile, falls sie solche überhaupt aussprechen, wetteifert.

E. Last faßt Wesen und Bedeutung der deutschen Dichtung vom erhabensten Standpunkt auf: sie betont fortwährend die engste Verwandtschaft zwischen Kunst und Philosophie, zwischen dem Poeten und Denker; sie fragt stets nach der Idee und will nichts wissen von jenem unfruchtbaren und phrasenhaften Formalismus, der immer nur von außen her redet und niemals ins Innerste eines Dichterwerks eindringt. Für sie enthält die Dichtung das bleibende Allgemeingültige der Zeit; sie stellt ihr den wesentlichen, von allen Zufälligkeiten befreiten Inhalt des Lebens dar; der Dichter soll ein Spiegel seiner Zeit sein, er soll ihr aber auch — denn er ist ein Prophet — das Ideal vorhalten, dem sie nachzuringen hat. Immer wieder hebt E. Last den engen Zusammenhang zwischen Dichtung und Leben hervor; ihr Buch ist demnach keine bloße Aesthetik im hergebrachten Sinne; es entrollt uns zugleich ein Bild der socialen Zustände und knüpft überall an die culturgeschichtlichen Momente an. Die Verfasserin specialisirt ihre Aufgabe sehr bald dahin, daß sie nur von der Prosadichtung, und auch hier wiederum insbesondere nur vom Roman redet; wir können diese Beschränkung nur billigen. Denn nur zu oft wird der Roman dem Drama gegenüber in der theoretischen Beurtheilung ungebührlich vernachlässigt, und doch ist er gerade in der neuesten Zeit zu einer Vollendung gediehen und hat auf die gesammte Bildung unsers Volks einen Einfluß erlangt, wie man es sich früher nicht träumen ließ: der Roman ist allerdings ein gefährlicher Nebenbuhler des Dramas geworden. Wir hätten freilich ein genaueres Eingehen auf den Unterschied beider Dichtarten gewünscht; die Vergleiche sind nicht immer glücklich; so wird z. B. behauptet, daß nur der Roman, nicht aber auch das Drama den Stoff aus dem alltäglichen Leben entnehmen könne.

Damit werden wir auf einige der Punkte geführt, in denen wir nicht mit der Verfasserin übereinstimmen. So erfreulich ihr Enthusiasmus für die Literatur und Dichtung ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie darin zu weit geht und in dieser Beziehung, trotzdem sie sonst durchweg modern ist, sich von einem der Vergangenheit angehörenden Standpunkt beeinflussen läßt. Sie meint, die Literatur müsse jedem die wichtigste Angelegenheit seines Lebens sein; sie verlangt, daß das Volk, wenn es der Schule entwachsen, lediglich durch die Literatur erzogen werde. Wo bleibt dann aber, frage ich, die Religion? Wird wirklich das Volk, welches in den Dorf- und Elementarschulen seine Bildung empfangen, unsere großen Dichter verstehen? Begeht denn hier E. Last nicht denselben Fehler wie einst

David Strauß? Von den bestehenden Religionen freilich ist keine einzige im Stande, den modernen Menschen zu befriedigen; sie eilen sämmtlich ohne Ausnahme unaufhaltsam dem Untergange entgegen. Allein ist nicht immer in der Weltgeschichte aus Ruinen neues Leben erblüht? Warum wollen wir uns nicht endlich mit dem Gedanken einer neuen Religion, welche nichts anderes sein wird als eine andere Form der neuen Philosophie, vertraut machen, und wird nicht dieser Religion die erhabene Mission zufallen, welche nach E. Last die Literatur erfüllen soll? Vorderhand freilich sieht dies noch recht utopistisch aus, aber nur für den, welcher an der Oberfläche haften bleibt; es wäre nicht das erste mal, daß die Geschichte diesen Weg nähme: ich erinnere nur an den Einfluß, welchen der Platonismus auf Entstehung und Ausbildung des Christenthums geübt hat. Wenn nun aber eins unter den modernen Systemen zu dieser Mission berufen ist, so kann dies kein anderes sein als das Hegel's. E. Last hält in seltsamer Verkennung der Geschichte die Anhänger Hegel's für zurückgeblieben hinter den Anhängern Kant's und rühmt den Schülern Schopenhauer's größere Klarheit und Tiefe nach. Klarer mögen diese vielleicht mitunter sein; damit ist aber nicht gerade viel gesagt, denn klar kann auch der sehen, dessen Gesichtskreis beschränkt ist; jedenfalls aber haben sie bisjetzt noch nicht erwiesen, daß sie Kunst und Religion besser zu interpretiren verständen als die Hegelianer. Für die Verfasserin sind Werke wie Hegel's und besonders Vischer's „Aesthetik", trotzdem sie letztere einmal citirt, doch der Hauptsache nach terra incognita; sonst nämlich könnte sie nicht behaupten, daß sie selbst die erste sei, welche die Dichtkunst nicht als abgesondertes Reich, sondern im Zusammenhange mit dem Leben behandle. Nichts charakterisirt deutlicher die Philosophie unserer Verfasserin als ihre Versicherung, die Philosophie habe immer nur das Problem zu stellen, die Lösung dagegen müsse sich der Einzelne selbst finden; diese Versicherung bedarf, denke ich, keines Commentars. Im engsten Zusammenhange mit dieser Verkennung Hegel's steht auch ihre Ansicht von Geschichte sowie ihre Beurtheilung Goethe's. Jene Ansichten sind etwas antediluvianisch. Gilt freilich das alles vom Historiker, was ihm E. Last nachsagt, dann muß er bescheiden hinter den Poeten zurücktreten. Gegen Goethe bringt sie schlimme Vorwürfe vor, noch Schlimmeres ist zwischen den Zeilen zu lesen. Sie hält Goethe für den Urvater des modernen Pessimismus, ja macht ihn schließlich für den Nihilismus verantwortlich. Sie vergißt aber hierbei, um nur das eine zu erwähnen, vollständig, daß Faust erst dann verzweifelt, nachdem er in alle Tiefen des Wissens einzudringen gesucht; das, was er da findet, genügt ihm nicht; sein Schicksal ist, daß er an der Schwelle der neuen Zeit steht, der Zeit, welche mit Verzicht auf alle überirdische und jenseitige Hülfe im Menschen allein das Absolute findet. Das Positive in Faust und demnach in Goethe können nur die verstehen, welche in Fichte und Hegel die Lösung der Probleme erblicken; ihnen ist Goethe ein Hegelianer vor Hegel, derjenige, welcher zuerst als Prophet der neuen Zeit auftrat.

Nun zum Schluß noch einige Einzelheiten. Völlig verfehlt erscheint uns das Kapitel über die Lyrik. Schon dadurch wird alles verdorben, daß die Verfasserin, indem sie sich dabei auf den „Erlkönig" beruft, meint, der Lyriker schildere nicht eigene Empfindungen, sondern die eines andern. Den Liebesliedern gegenüber ist sie ungerecht; sie faßt überhaupt den Begriff Lyrik viel zu eng, die politische Lyrik z. B. übergeht sie mit Stillschweigen. In der zweiten Hälfte des Buchs ferner ist die ausführliche Inhaltsangabe von Heyse's Novellen überflüssig; wir hätten dafür ein genaueres Eingehen auf die „Kinder der Welt" gewünscht; Freytag wird zu summarisch behandelt, die zwei ersten Romane Auerbach's — den „Waldfried" lehnen auch wir ab — fehlen vollständig; Ebers' Romane nennt E. Last „besonders als Studien hochstehend"; das Urtheil über Vischer's „Auch Einer" ist völlig unzutreffend, bei Erwähnung der Idylle fehlt Jean Paul; Reuter's „Ut mine Stromtid" endlich ist doch wol mehr als eine Dorfgeschichte.

Trotz all dieser Einwände aber empfehlen wir das Buch doch angelegentlich; gerade dies, daß E. Last die höchsten Fragen in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, veranlaßt uns, die Schrift mit dem höchsten Maßstab zu messen; stellten wir sie weniger hoch, wir würden vielleicht mehr des Anzuerkennenden hervorgehoben haben. Die Hauptsache ist, daß E. Last noch nicht die wahre Philosophie gefunden; gerade bei ihr aber wagen wir die Prophezeiung: es ist uns undenkbar, daß sie hierin ihr letztes Wort bereits gesprochen. Paul Nerrlich.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wir leben in der Zeit der Denkmäler. Die Entfremdung der Gegenwart von dem poetischen Schaffen wächst von Tag zu Tage: desto größer ist der Eifer, die verstorbenen Poeten durch marmorne Denkmäler zu ehren. In Berlin ist am 2. Juni ein Goethe-Denkmal im Thiergarten enthüllt worden, ein Pendant zum Schiller-Denkmal auf dem Gensdarmenplatz. Es geziemt der deutschen Hauptstadt, sich mit den Bildsäulen großer Dichter zu schmücken, wenn sie auch weder in Preußen geboren noch überhaupt in Berlin entdeckt worden sind. Julian Schmidt zieht in einem Feuilleton der „National-Zeitung": „Goethe in Berlin", eine Parallele zwischen Friedrich dem Großen und Goethe; er muß doch aber auch zugeben, daß die Goethe-Gemeinde in Berlin lange Zeit eine kleine gewesen ist. Goethe war nur in den exclusiven Cirkeln der Rahel und Herz, Tieck's und der Romantiker gefeiert. Bei der tonangebenden Kritik in den Blättern, welche das große Publikum las, stieß er auf eine heftige Gegnerschaft. Goethe nicht, aber sein Feind Kotzebue war der Held der Ver-

liner: und dieser Geschmacksrichtung ist das Gros des berliner Publikums bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Kotzebue's Stücke wurden mit Enthusiasmus aufgenommen, Goethe's „Natürliche Tochter" machte ein lärmendes Fiasco.

Jedenfalls war es ein Verdienst des Goethe-Comité, dem Dichter, der den Besten seiner Zeit genug gethan, in der Hauptstadt des heutigen Deutschland eine marmorne Stätte zu bereiten. Das von Fritz Schaper geschaffene Denkmal erhebt sich auf einem sechseckigen Granitpodium von 7 Meter Durchmesser und 3½ Meter Höhe. Auf halbrunden Vorsprüngen der drei Seiten befinden sich drei Gruppen: die lyrische Dichtung, eine sitzende Muse, der Eros im Arm lehnt; die dramatische Dichtung, dargestellt durch eine sitzende Muse mit ernstem Ausdruck in Miene und Haltung, an ihrer Seite der Genius des Todes mit gesenkter Fackel; die Forschung, dargestellt durch eine allegorische Figur, ihr zur Seite der Genius mit der Leuchte. Goethe steht aufrecht, auf dem linken Beine ruhend; der rechte Arm ist leicht erhoben; eine Rolle ruht in der rechten Hand; er steht mit unbedecktem Haupte da und ist im Alter zwischen 45 und 50 Jahren gedacht.

Der Enthüllungsfeier wohnten der Kaiser, der Kronprinz und andere Fürstlichkeiten bei. Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath von Loepel, der Vorsitzende des Goethe-Comité, übergab in feierlicher Ansprache das Denkmal der Stadt: er hob hervor, daß der Verein ein Vermächtniß erfüllt habe, welches ihm die edelsten Männer der Nation, ein Jakob Grimm, ein Böckh, an der Spitze fast des ganzen geistigen Berlin der fünfziger Jahre hinterlassen habe; er berief sich auf ein Wort Jakob Grimm's, daß Berlin einen gerechten Vorwurf auf sich laden würde, wenn es nicht Goethe neben Schiller eine Statue errichtete; er hob hervor, daß jetzt nach mehr als zwanzigjährigen Bemühungen endlich das Ziel erreicht worden sei, „dem Dichter des «Faust», in welchem, wie in Schiller, die Deutschen selbst im fernsten Welttheil sich als eins empfinden und empfinden werden, hier in der neuen Hauptstadt des Deutschen Reichs, wo alles Herrlichste und Höchste der Nation wenigstens im Bilde, im Symbol vereinigt sein muß, gleich den Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, verdienten Bürgern, deren Denkmäler unsere öffentlichen Plätze so zahlreich schmücken, ein Denkmal zu errichten". Oberbürgermeister von Forckenbeck dankte im Namen der Stadt. Ein Festessen fand abends statt im großen Saal des Englischen Hauses: die Vertreter der Goethe-Gemeinde waren zahlreich anwesend; Paul Lindau war nicht geladen worden, ein großer Theil der andern berliner Schriftsteller wohnte deshalb ebenfalls dem Feste nicht bei. Ohne Differenzen und Misklänge gibt's in Deutschland kaum eine derartige Feier.

Die Bildsäule des Dichters Gustav Mörike wurde am 4. Juni in Stuttgart enthüllt. Die Festrede hielt Professor Vischer; hierauf trug J. G. Fischer ein schwungvolles Gedicht vor. Das Denkmal selbst besteht aus der Marmorbüste des Dichters, die sich auf hohem Postament erhebt, und ist das Werk von Wilhelm Rasch, dem Schüler Donndorf's. Mörike gehört zu den Dichtern, die nicht im eigentlichen Sinne des Wortes „populär" geworden sind, aber eine kleine bewundernde Gemeinde stets um sich versammelt haben. In der „Stuttgarter Zeitung" wird auf seine Verlassenschaft hingewiesen. Mörike war ein eifriger Handschriftensammler; er besaß interessante Manuscripte von Goethe und Schiller, von letzterm eine Studie zum „Wilhelm Tell", die uns in das Atelier des Dichters einzuführen vermag. Auch von Mörike selbst finden sich in dieser Reliquiensammlung allerlei humoristische und poetische Improvisationen, die für einen künftigen Biographen des Dichters von Wichtigkeit sind. Interessant ist ein Briefchen von Uhland, in dem der Dichter seinen jungen Landsmann als geistverwandten Mitstrebenden anerkennt und ihn anspornt, in seiner eigenartigen Dichtungsweise fortzufahren.

Dem Dichter Adolf Böttger, dem vortrefflichen Uebersetzer Byron's, haben die Pauliner, ein akademischer Gesangverein der leipziger Studenten, welchem der Dichter stets die lebhafteste Theilnahme zugewendet, nicht nur auf dem neuen Friedhof einen Denkstein gesetzt, sie haben neuerdings auch in dem Hofe des Hauses, in welchem er geboren wurde, Hohmann's Hof auf der Petersstraße in Leipzig, in feierlichem Aufzug eine Denktafel angebracht.

Für ein Denkmal des Romantikers Joseph von Eichendorff in Neisse ist eine Sammlung eröffnet worden. Ebenso wird demnächst ein Aufruf ergehen, welcher dazu einladet, Karl Gutzkow ein Denkmal zu errichten. Bei der letzten Versammlung des Allgemeinen Deutschen Schriftstellervereins in Dresden ist dieser Gedanke zuerst von Rudolf Doehn angeregt worden; er wird, wie wir hoffen, auf einen fruchtbaren Boden fallen. Wenn irgendeiner der neuen Autoren, so verdient Karl Gutzkow ein Denkmal, der als ein Vertreter des echt modernen Literaturgeistes als Dramatiker, Romanschriftsteller, Essayist und Kritiker in erster Linie steht.

Auch andere Nationen streben danach, ihren Dichtern und großen Geistern eine marmorne Auszeichnung zutheil werden zu lassen, welche zwar für die Verstorbenen und im Leben oft Vernachlässigten eine verspätete ist, für die Ehre der Nation aber stets noch zu rechter Zeit kommt. In Moskau ist am 7. Juni ein Denkmal Alexander Puschkin's errichtet worden, in dem das neue Rußland seinen bedeutendsten Dichter feiert. An die Enthüllung knüpfte sich eine Reihe von Festlichkeiten, ohne Collisionen zwischen den Puschkingläubigen alten und neuen Stils. An demselben 7. Juni wurde im Haag der Grundstein zu einem Denkmal Benedikt Spinoza's gelegt: das Denkmal selbst soll Anfang September enthüllt werden.

Bibliographie.

Döring, P., Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Litteraturbriefe. Sonderburg, La Motte jun. Gr. 8. 75 Pf.

Dreher, E., Beiträge zu einer exacten Psycho-Physiologie. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M.

Focke, F., Aus dem ältesten Geschichts-Gebiete Deutsch-Böhmens. Eine geschichtliche Durchforschung des Elbe- und Eulau-Thales sammt Umgebung (an der sächsischen Gränze) von frühester Zeit bis in die Gegenwart. 2 Bde. Königswald. 1879. Gr. 8. 8 M.

Größler, F., Arnold von Brescia. Tragödie. Stuttgart, Ullrich. 8. 1 M. 40 Pf.

Grün, K., Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 2ter Bd. Leipzig, Barth. 8. 7 M.

Koch, E., Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, nach ihrer mythischen, historischen und poetisch-nationalen Bedeutung erklärt. Grimma, Gensel. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Müller, P. L., Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes um das europäische Gleichgewicht. 2ter Bd.: 1684—1692 und Nachtrag 1675—1678. Haag, Nijhoff. Gr. 8. 9 M.

Normann, H., Klassische Dichterwerke aus allen Litteraturen auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. 2 Bde. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. à 2 M.

Rocholl, C., Ueber die Reform des Armenwesens. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 1 M.

Ryssel, V., Gregorius Thaumaturgus. Sein Leben und seine Schriften. Nebst Uebersetzung zweier bisher unbekannter Schriften Gregors aus dem Syrischen. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 5 M.

Schvarcz, J., Die Demokratie. 1ster Bd. 2te Hälfte. 2te Abth. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 3 M.

Schwertzell, G., Nationalsinn und Weltbürgertum in Leben und Dichtung. Rede. Bonn, Habicht. Gr. 8. 50 Pf.

Sylva, Carmen (Fürstin Elisabeth von Rumänien), Sappho. Leipzig. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Allgemeine Turnpflicht oder militärisch-gymnastische Jugenderziehung als Vorschule für den Heeresdienst. Ein Vorschlag zur vollständigeren Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und Einführung zweijähriger Präsenz-Dienstzeit. Von einem deutschen Offizier. Karlsruhe. 8. 25 Pf.

Wellmer, A., Aus dem Leben einer Verstorbenen. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von Karoline Bauer. 2ter Bd. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

„Nibelunge“:
1. Lied **Sigfridsage** 10. Aufl.
2. Lied **Hildebrants Heimkehr**,
4. wohlf. Ausg. 2 Bde. 14 Mk.
eleg. geb. Prachtausg. 4 Bde. Octav Mk. 28.80. „Als ein Lieblingsbuch zu gemeinsamer Unterhaltung im Familienkreise, wie zu stillem Genusse bewährt.“

von **Wilhelm Jordan.**

Durch's Ohr. Lustsp. in 3 Aufzügen. 4. Aufl., br. 2 Mk., eleg. geb. 3 M. **Homer's Odyssee,** übers. u. erkl. v. W. Jordan, broch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk. **Epische Briefe,** broch. 5 M., eleg. geb. 6 Mk. **Andachten** broch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk. **Strophen u. Stäbe,** kleinere Dichtungen, broch. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. **Die Erfüllung des Christenthums,** broch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Fünfte Auflage.

6 Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Seit länger als funfzig Jahren behauptet Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen“ einen Ehrenplatz unter den Geschichtswerken der deutschen Nation. Schule und Welt vereinigten sich aufs glücklichste in dem Verfasser, der die besten Kräfte seines ungewöhnlich langen Lebens an diese Arbeit setzte und den vollen frischen Kern der Wissenschaft in die schöne Form einer gediegenen Darstellung zu kleiden verstand. Sicher wird die vorliegende fünfte Auflage, die dritte der wohlfeilen Volksausgabe, das berühmte Werk in immer weitere Kreise tragen.

In demselben Verlage erschien:

Kupfer und Karten zu Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“. In Umschlag 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Sprachwerkzeuge
und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute.

Von

Georg Hermann von Meyer.

Mit 47 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 42. Band.)

Der Verfasser, Professor der Anatomie an der Universität Zürich, bietet hier ein allgemein interessantes, für Physiologen, Sprachforscher, Redner und Sänger aber besonders werthvolles Werk, das über den Bau der Stimmorgane wie über die Hervorbringung der verschiedenen Laute gründlich und angenehm belehrende Auskunft gibt.

Soeben erschien bei **Otto Wigand** in **Leipzig:**

1870—1871.
Vier Bücher deutscher Geschichte.

Von

Johannes Scherr.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

= Zwei Bände. =

Erster Band. Zweiter Band.

I. Buch: Der Mann. Das Werk. Der Feind. **III. Buch**: Straßburg. Metz. Paris.
II. Buch: Wörth. Gravelotte. Sedan. **IV. Buch**: Orléans. Belfort. Versailles.

Preis complet 16 M., eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

Das Werk ist eine parteilose, durchaus quellenmäßige geschichtliche Darstellung, die uns die Verläufe und ihre wirkenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten treu unter die Augen stellt, reich an charakteristischen Details, an lebendiger, farbenvoller und fesselnder Schilderung des großartigen Ringens und seiner dramatischen Entfaltung. Es sei hiermit allen Freunden einer unabhängigen historischen Kritik auf das wärmste empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.
Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Carton. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderungen in Italien“ ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Areigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe,
herausgegeben und vervollständigt
von
Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives“ ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070035032